MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITT. v. HAUER, CARL LANGER, M. MUCH, FRIEDRICH MÜLLER,
S. WAHRMANN, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

JOSEF SZOMBATHY.

XIII. BAND.

(Der neuen Folge III. Band.)

Mit 24 Tafeln und 85 Abbildungen im Texte.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1883.

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Deschmann, Carl. Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882. (Mit 1 Tafel und 4 Text-Illustrationen) 177

Heger, Franz. Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen. (Mit 5 Tafeln und 3 Text-Illustrationen) . . . 180

Holl, M., Prof. Dr. Professor der Anatomie in Innsbruck. Ueber Akrocephalie. (Mit 2 Text-Illustrationen 149

Hoernes, Moriz, Dr. Alte Gräber in Bosnien und der Herzegowina. (Mit 25 Text-Illustrationen) . . . 169

Jelinek, Břetislav. Zwei Wallbauten bei Březnic. (Mit 2 Text-Illustrationen) 119

Krauss, Friedrich S., Dr. Südslavische Pestsagen . . 156

Kubinyi jun., Nicolaus von. Das Urnenfeld von Felsö-Kubin 67

Radimský, Wenzel, Bergdirector. Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. I. Die prähistorischen Denkmale der Umgebung von Wies. (Mit 1 Karte und 5 Text-Illustrationen) 41

Woldřich, Johann N., Prof. Dr. Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. (Mit 8 Tafeln und 15 Text-Illustrationen) 1

Zuckerkandl, Emil, Prof. Dr. Beiträge zur Craniologie der Deutschen in Oesterreich. (Mit 4 Tafeln) . 89

Kleinere Mittheilungen.

Berwerth Fritz, Dr. Nephrit aus dem Sannflusse, Untersteiermark. (Mit 2 Text-Illustrationen) 213

Deschmann, Carl. Der Bronzehelm von Weisskirchen in Unterkrain. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . 210

Hochstetter, Ferd. v., Hofrath. Prähistorische Funde von Hořelic bei Prag. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . 124

Karner, Lambert P. Ein Tumulus auf dem Kogelberge bei Ruppersthal 80

Seite

Karner, Lambert P. Der Tumulus bei Nappersdorf . . 80

— Ein Grabfeld zu Roggendorf, Bezirkshauptmannschaft Ober-Hollabrunn (Niederösterreich). (Mit 5 Text-Illustrationen) 221

Komers, August, k. k. Gymn.-Professor in Znaim. Der Ringwall „Hrůdy“ bei Strážnic in Mähren. (Mit 3 Text-Illustrationen) 125

Koudelka, Florian. Künstliche Höhlen in Mähren. (Mit 1 Text-Illustration) 128

Langer, C., Hofrath, Prof. Dr. Programm für ethnographische Untersuchungen insbesondere auf dem Gebiete Oesterreichs 133

Meyer, A. B., Hofrath Dr. Das Jadeitbeil von Gurina im Gailthal (Kärnten) 215

— Ein zweiter Rohnephritfund in Steiermark. (Mit 3 Text-Illustrationen) 216

Reyer, E. Anwendung der Steinwerkzeuge. (Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung am 13. Februar 1883) 72

— Die Namen der Nutzmetalle 130

— Meteoreisen 132

Senoner. Paläoethnologische Vorträge an der Universität in Rom 78

Spöttl, J. Ein Fund antiker Bronzeschwerter. (Mit 2 Text-Illustrationen) 223

Szombathy, J. Prähistorische Gegenstände von den Canarischen Inseln. (Vorgelegt in der Sitzung am 16. Jänner 1883.) [Mit 1 Text-Illustration] . . 75

— Drei Flachbeile von Unterthemenau bei Lundenburg in Mähren. (Vorgelegt in der Monatsversammlung am 16. Jänner 1883.) [Mit 1 Text-Illustration] 77

Tomaschek, Wilhelm, Prof. Dr. Zu Dr. Fligier's Ethnologischen Forschungen und Studien 70

Wieser, Fritz, Prof. Dr. Depôt-Fund bei Derčolo im Nonsberge. (Mit 3 Text-Illustrationen) 220

Literaturberichte.

Seite

Anučin, D. N. Sobaka, wolk i lisica (Hund, Wolf und Fuchs). Moskau 1882. Mit 2 Tafeln. [Woldřich] 82

Die Grossherzoglich Badische Alterthümer-Sammlung in Karlsruhe. Antike Bronzen. [Franz Heger] . . 136

Inhalts-Verzeichniss des VI. Bandes (1882) der von der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau herausgegebenen **„Beiträge zur vaterländischen Anthropologie“** . . . 82

Falb, Rudolf. Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift. [Friedrich Krauss] 245

Faudel, Dr. und Dr. Bleicher. Materiaux pour une étude préhistorique de l'Alsace. [Senoner] 139

Grewingk, C. Geologie und Archäologie des Mergellagers von Kunder in Esthland. [Senoner] . . . 140

Gross, Victor, Dr. Les Protohelvètes, ou les premiers colons sur le bords des lacs de Bienne et Neuchatel. [D. R.] 137

Hochstetter, Ferdinand v. Sechster Bericht der prähistorischen Commission der mathemat.-naturw. Classe der kais. Akademie d. Wissenschaften. [D. R.] 138

— Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter-Periode. (Mit 5 Tafeln.) [J. Szombathy] 225

— Ueber mexicanische Reliquien aus der Zeit Montezumas. [Aus dem Akadem. Anzeiger] 235

Livadič, Vjekoslav. Bosančice. Crte, pjesme, priče i pripovjesti iz života bosanskoga. [Friedrich Krauss] 238

Meyer, A. B. Königliches ethnographisches Museum zu Dresden. Jadeit- und Nephrit-Objecte [Friedrich Müller] 137

Nyáry, E. Baron. Az Aggteleki barlany mint öskori temető. (Die Aggteleker-Höhle als alter Begräbnissplatz.) Herausgegeben von der archäol. Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Budapest, 1881. 4°. [Th. Fuchs] . . . 81

Seite

Orsi Paolo. La stazione litica del Colombo di Mori e l'età della pietra di Trento. [Senoner] 139

Památky archaeologické a místopisné (Archäologische und topographische Denkmale). [Woldřich] . . 243

Pavlovič, Stefan. Srbi u Ugarskoj, njihova povesnica, povlastice, crkva, političko i društveno stanje. [Friedrich Krauss] 242

Pigorini, L. Terramara dell' età del bronzo, situata in Castione dei Marchesi. [Senoner] 138

Protokoll der Conservatoren-Conferenz zu Klagenfurt 1883. Herausgegeben von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. [J. Szombathy] 236

Spitta-Bey, Guillaume. Contes arabes modernes. [Friedrich Krauss] 242

Stefani de Stefano. Nuove scoperte di antichità nei circondavi di Legnago e Sanguinetto. [Senoner] 140

Strobel, Pellegrino. Il teschio del porco delle Mariere, studio comparativo, di 140 pagine in 8° con 3 tavole. Atti della Società di Scien. natur. V. XXV. Milano 1882. (Eine vergleichende Studie über den Schädel des Terremareschweines.) [Woldřich] 82

Virchow, Rudolf. Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. [Franz Heger] 136

Vukasovič, Vid Vuletič. Mudri Čoso. Po pučkoj predaji ukitio za praznike. [Friedrich Krauss] 240

Eingelangte Schriften . . 141, 247

Vereins-Nachrichten.

Dr. Eduard Freiherr von Sacken † 83

Mittheilungen aus den Ausschuss-Sitzungen und Monatsversammlungen 85, 147, 255

Protokoll der Jahresversammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. Februar 1883 86

Beiträge zur Urgeschichte Böhmens.

Von

Johann Nep. Woldřich.

(Mit acht Tafeln.)

(Vorgetragen in der Sitzung vom 12. December 1882.)

EINLEITUNG.

Die vorliegenden „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens" enthalten die Resultate meiner Forschungen in Böhmen während der Ferien des Jahres 1882, mit Inbegriff jener Funde, welche mir aus diesem Anlasse zur Berichterstattung anvertraut wurden.

Was zunächst die Fortsetzung meiner geologisch-paläontologischen Studien im Böhmerwalde anbelangt, so habe ich auch diesmal zunächst nur die Diluvialbildungen bei Zuzlawitz unterhalb Winterberg einer weiteren Untersuchung unterzogen. Meine Vermuthung, an diesem interessanten Punkte dem diluvialen Menschen auf der Spur zu sein, ist durch die Auffindung seiner Handwerkzeuge und einzelner Theile seines Skelettes zur Thatsache geworden, die ich mir hier zu constatiren erlaube. Es ist dies der erste unzweideutige Fund in Böhmen, der unzweifelhaft die Existenz des diluvialen Menschen in diesem Lande sichert. Den ausführlichen Bericht hierüber werde ich als dritte Fortsetzung meiner Abhandlung „Diluviale Fauna von Zuzlawitz" [1]) der k. Akademie der Wissenschaften in Wien vorlegen.

Was nun meine prähistorischen Forschungen im engeren Sinne, d. h. die der Alluvialzeit anbelangt, so wurde ich zu Ostern des vorigen Jahres von Sr. Durchlaucht dem Herrn **Adolf Josef Fürsten zu Schwarzenberg** eingeladen, dieselben aus dem Böhmerwalde auch auf das übrige Südböhmen, vorzüglich auch auf die fürstlichen Güter auszudehnen. Hiebei standen mir Fahrgelegenheit, Arbeiter und Unterkunft zur freien Verfügung und die fürstlichen Behörden sind mir überall mit der grössten Liebenswürdigkeit entgegengekommen. Dass unter solchen Umständen die Forschungen sehr erleichtert werden und sich während einer kurzen Zeit auf weitere Gebiete erstrecken können, als wenn man mit Hammer und Handgrabscheit an der Seite, meist zu Fuss von Berg zu Berg wandert, ist begreiflich.

Ich bin daher Sr. Durchlaucht Herrn **Adolf Josef Fürsten zu Schwarzenberg** im Namen der anthropologischen Forschung zum grössten Danke verpflichtet, den ich hiemit auszudrücken mir erlaube.

Wenn auch die Resultate meiner Forschungen während der letztverflossenen Ferien, wo mich der Regen unbarmherzig verfolgte und so manche Untersuchung vereitelte oder deren Beendigung unmöglich machte, sehr bescheiden sind, so liefern dieselben doch neue, nicht unwichtige Anhaltspunkte zum Studium der Urgeschichte Böhmens und der Urgeschichte überhaupt. Meine Tendenz war für diesmal vorherrschend die der Orientirung und des Ueberblicks über das mittlere Südböhmen. Die hiebei gemachten Funde sind Eigenthum Sr. Durchlaucht und werden dem bekannten fürstlichen Museum zu Ohrad bei Frauenberg, das nunmehr einer Umgestaltung und einer bedeutenden Erweiterung entgegengeht, einverleibt.

[1]) Siehe den ersten Bericht in den Sitzungsberichten der k. Akademie d. Wiss. in Wien, B. LXXXII, I. Abth., Juniheft 1880, mit vier Tafeln; den zweiten Bericht daselbst B. LXXXIV, I. Abth., Juniheft 1881, mit vier Tafeln.

Se. Durchlaucht der regierende **Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg** erliess im verflossenen Sommer an alle fürstlichen Forst- und Oekonomieämter die strenge Weisung, „Alles, was auf fürstlichem Boden gefunden wird, sofort nach Frauenberg einzusenden", eine Verfügung, welche von den erfreulichsten Folgen begleitet sein muss, da ja bisher, wie auch anderwärts, vereinzelte urgeschichtliche Funde häufig entweder unbeachtet blieben oder in Verstoss geriethen und für die Wissenschaft verloren gingen, während sie jetzt sorgfältig gesammelt und im Ohrader Museum zu Jedermanns Ansicht aufgestellt werden. Die Wirkungen dieser Verfügung sind auch sofort schon im vorigen Herbste eingetreten, indem mehrfache Funde eingesendet wurden, wie wir später sehen werden, darunter auch der so wichtige Massenfund von Bronzen bei Krendorf in Böhmen.

I. Neuentdeckte Wallburgen.

In meinen beiden vor längerer Zeit in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erschienenen Abhandlungen [1]) habe ich darauf hingewiesen, dass sich an die bereits bekannten Wallburgen Südböhmens an der „Hora von Kátovic" und am „Hradiště" bei Strakonic in den Ausläufern des Böhmerwaldes weitere noch nicht bekannte Wallburgen anschliessen, so am Berge „Věnec (Pržmo)" bei Čkyň und am Berge „Hradiště" bei Wällischbirken. Ueber die unterhalb der verschlackten Wallburg an der Hora bei Kátovic im Kladruber Walde durch Dr. Obst gemachten Funde, bestehend aus schönen Bronzen und Thongefässen, berichtete ich zur selben Zeit in einem andern Aufsatze [2]). Nachstehend reihen sich neue Wallburgen den obigen an.

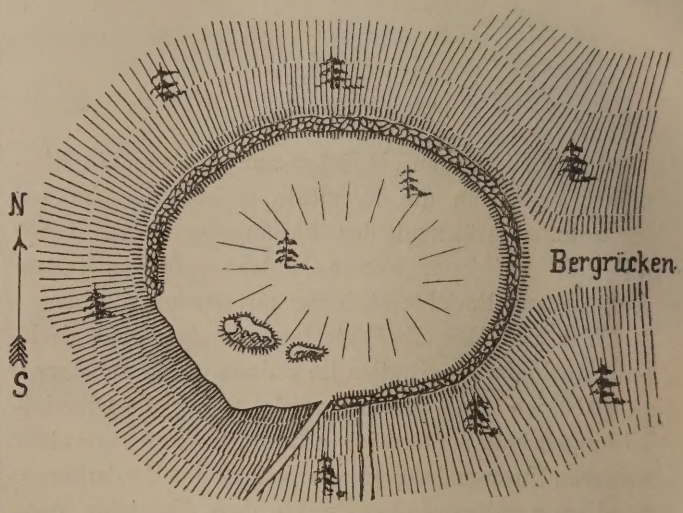
1. Wallburg auf dem Berge Vidice (Hrad) bei Wodnian.

Siehe Skizze Nr. I.

Diese Wallbauten fand ich bereits vor fünf Jahren und hatte noch nicht Gelegenheit, dieselben zu beschreiben. Weder in Wodnian noch in Barau wusste Jemand von denselben; auch die auf den Karten in der Klammer befindliche Bezeichnung „Hrad" ist in der Umgebung völlig in Vergessenheit gerathen. Aus der Ebene von Wodnian (Vodňan) erhebt sich im Nordwesten und nördlich von Barau der dicht bewaldete Bergrücken Vidice, dessen höchste Kuppe sich bis zu 350 M. erhebt und die Wallburg trägt.

Der sehr schön erhaltene Steinwall besteht aus groben, bis kopfgrossen Granitblöcken, die nicht mit Erde bedeckt sind; derselbe umrahmt die Kuppe von Süden aus continuirlich bis nach WSW., von wo sich ein natürlicher steiler Abfall bis gegen S. hinzieht. An dieser Stelle war eine künstliche Befestigung überflüssig. Von dieser Seite aus bietet der Ort eine schöne Aussicht gegen Budin und Barau und weiter gegen Süden.

Der Steinwall besitzt, nach Schritten gemessen, einen Umfang von beiläufig 380 M., der natürliche



Nr. I. Skizze der Wallburg am Berge Vidice (Hrad).

Abfall ist bei 70 M. lang, der Umfang der befestigten Innenfläche ist somit bei 450 M. lang; der Durchmesser der letzteren beträgt in der Richtung von O. nach W. bei 100 M. und in der Richtung von N. nach S. bei 80 M. Die Basis des Steinwalles ist durchschnittlich 8—9 M. breit, die äussere Höhe beträgt in SO. bei 5—7 M., in O. bei 3 M., in N. und in W. bei 10 M.

Von Osten her läuft ein schmaler, zum Theile künstlich zugerichteter Bergrücken bis zum Walle; im Süden befinden sich zwei Zugänge; unterhalb des südwestlichen Abfalles fliesst ein Bach gegen Budin. Die befestigte Innenfläche erhebt sich etwas unregelmässig und in SW. ragen zwei kleine Felsen aus derselben empor. Unterhalb des obersten Walles vermuthe ich noch einen oder zwei, stark verfallene Wälle.

Beim oberflächlichen Suchen fand ich keine Spur von Artefacten. Herr Dr. Ant. Mokrý in Wod-

[1]) „Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonic", B. IV, Nr. 7, 1874, und „Wallbauten im südwestlichen Böhmen", B. V, Nr. 8 und 9, 1875.

[2]) „Urgeschichtliche Objecte auf der Regional-Ausstellung in Schüttenhofen." Mitth. d. Anthrop. Ges. Wien, B. V, Nr. 4 und 5, 1875.

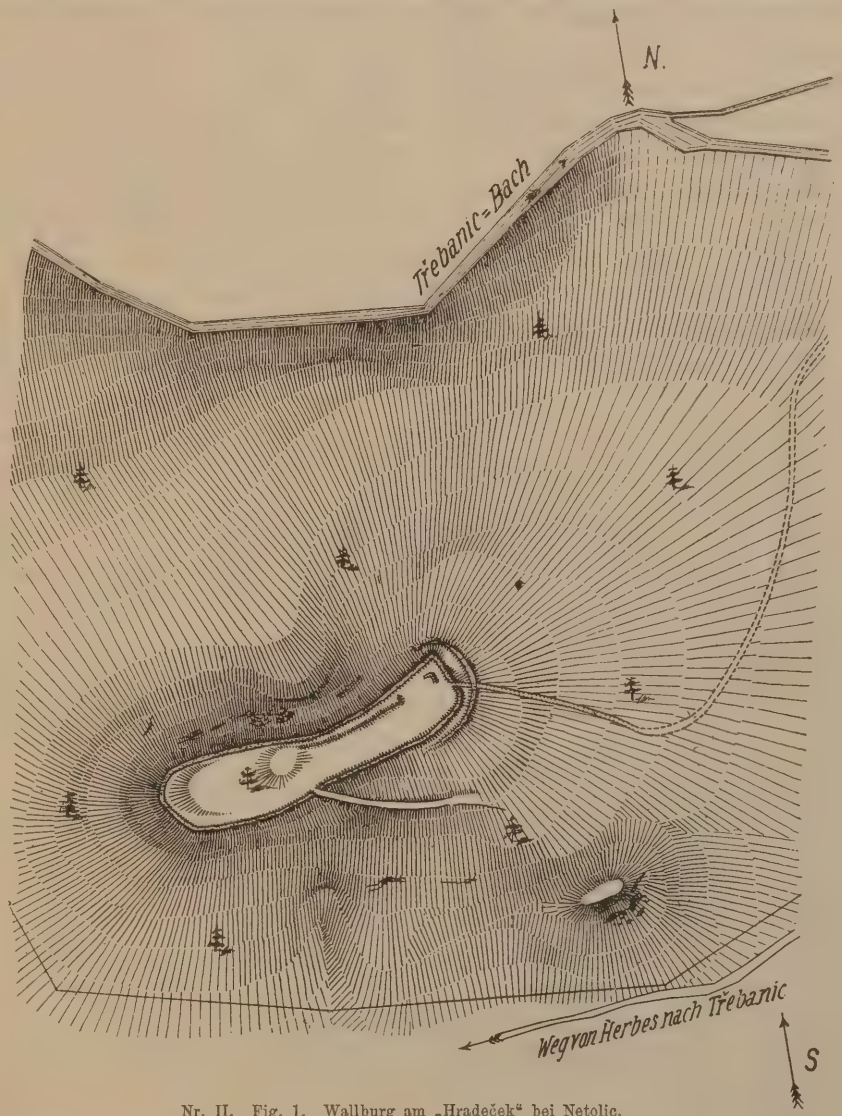
nian erzählte mir, dass vor längerer Zeit auf diesem Berge ein Bronzeschwert gefunden worden sein soll, dessen Spur ich nicht mehr auffinden konnte. Dagegen ist aus dem nordwestlich von dieser Wallburg gelegenen Dorfe Netonic schon seit längerer Zeit ein Bronzefund bekannt. Der Besitzer des Feldes, auf dem der Fund gemacht wurde, zeigte mir die Stelle, die damals mit Weizen bewachsen war; ich fand hier keine Asche, keine Scherben und keine Erhöhung, überhaupt nichts Augenfälliges vor.

2. Wallburg auf dem Berge „Hradeček" bei Netolic.

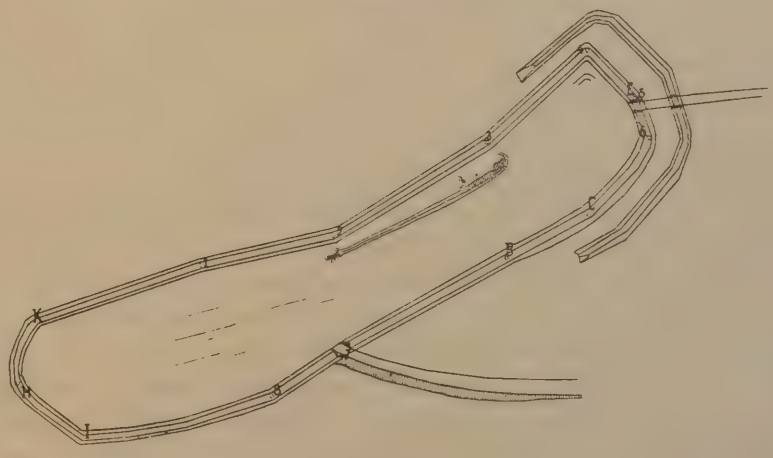
Siehe Aufnahme Nr. II.

In Begleitung des Herrn Verwalters Adolf Olschbauer fand ich südlich von Netolic bei dem Dorfe Herbes (Hrbov) auf dem Berge „Hradeček" (auf den Karten Hradec) eine kleine Wallburg, deren Grösse ihren beiden genannten Diminutivnamen entspricht, obwohl man von einer solchen Befestigung in der Umgebung nichts mehr wusste. Dieselbe ist bei drei Stunden südlich von der vorbesprochenen Wallburg auf dem Berge Vidice und ebensoweit südöstlich von der Wallburg „Hradiště" bei Wällischbirken entfernt. Auf mein Ersuchen hat im Auftrage der fürstlichen Ingenieur-Kanzlei in Libějc Herr Jaroslav Mokrý die Aufnahme dieser Befestigung besorgt. Auf Grundlage derselben ist die nebenstehende Zeichnung Nr. II, Fig. 1 und Fig. 2 verfertigt.

Wie man aus Fig. 1 ersieht, erhebt sich der bewaldete Hügel „Hradeček" rechts vom Wege, der von Herbes nach Třebanic führt. Der um den Gipfel herumlaufende, aus Steinen ohne Erde aufgeführte innere Wall ist theilweise mit Bäumen bewachsen und zieht sich in Form eines abgerundeten Abhanges von SW. nach NO. Derselbe ist, wie Fig. 2 zeigt, vollständig geschlossen und 395 M. lang; die Basis ist



Nr. II. Fig. 1. Wallburg am „Hradeček" bei Netolic.
Massstab 1 : 3760.



Nr. II. Fig. 2. Situation der Wälle.
Massstab: 1 cm. = 20 M.

durchschnittlich 5 M. breit und 3—5 M. hoch. Die innere Fläche beträgt 1535 □° = 55 Ar 20 □M. Der längste Durchmesser beträgt 181·3 M., die grösste Breite 39 M., die geringste Breite 23·5 M. Innerhalb der umwallten Fläche, welche uneben ist, in SSW. sanft gegen den Wall abfällt und an der Oberfläche keine Artefacte finden lässt, zieht sich nordwestlich neben dem Walle eine gestreckte Erhebung.

In NO., wo der alte Eingang deutlich wahrzunehmen und weiter im Walde gegen den Třebansky-Bach zu verfolgen ist, befindet sich, 6 M. vom innersten Walle entfernt, ein zweiter Steinwall, welcher augenscheinlich zum Schutze des Einganges diente; derselbe dürfte sich seinerzeit weiter westlich und östlich fortgezogen und vielleicht den Hügel ganz umschlossen haben. Endlich bemerkt man im O. in einer Entfernung von 30 M. und im W. in einer Entfernung von 20 M. vom zweiten Walle die Spur einer dritten, nur aus Erde bestehenden Umwallung, längs welcher im NO. heute ein Fahrweg führt, wie dies so oft vorkommt. Der in SO. sichtbare Zugang, welcher eine Strecke längs der äusseren Umwallung läuft und dann nach innen einbiegt, sieht mehr einem neueren Waldwege zum Gipfel gleich, obwohl er sich nach aussen verliert.

Sehr interessant ist der von der Nordseite gegen den Bach schroff absteigende Abfall, wo sich der Bach, von zwei steilen Gehängen eingeschlossen, zwischen grossen, im Bette liegenden Steinblöcken hinschlängelt. Diese schauerlich schöne Bachstrecke ist eine wahre „kleine Teufelsmauer", welche an die bekannte Teufelsmauer der Moldau oberhalb Hohenfurt erinnert.

Ich glaube nicht, dass Ausgrabungen am „Hradeček" nennenswerthe Funde liefern werden.

3. Wallburg auf der „Baba" bei Frauenberg.

Siehe Aufnahme Nr. III.

Vom Norden her zieht sich ein breiter Rücken der Gneisformation längs des Budweiser Tertiärbeckens bei Frauenberg vorüber in südöstlicher Richtung, dem hie und da schmale Schollen Glimmerschiefer und Hornblendschiefer aufgelagert sind. Knapp neben Frauenberg (bekanntlich führt nur das Schloss diesen Namen [böhmisch „Hluboká], während der unter dem Schlosse sich ausbreitende Ort den Namen „Podhrad" führt) durchbricht die aus der ausgedehnten Budweiser Ebene kommende Moldau den Gneisrücken und windet sich dann zwischen steilem Gehänge nordwärts. Es ist wohl gar kein Zweifel, dass schon die uralten Handelsverbindungen vom Süden her auch längs der Moldau weiter nach dem Norden gingen. Auf dem am linken Ufer der Moldau befindlichen äussersten Felsvorsprunge, der einen syenitartigen Granitstock in sich birgt, steht das majestätische Schloss. Sowohl die Lage des Felsvorsprunges, welcher die Ebene beherrscht, als der alte Name des Marktes „Podhrad", d. h. ein unter dem Hrad (Burg) gelegener Ort, lassen mich vermuthen, dass sich auf der Stelle, wo das heutige Schloss steht, einst eine Wallburg (Hrad) befand. Vielleicht wird es noch gelingen, einige Reste derselben aufzufinden.

Herr A. Brzorád unterbreitete Sr. Durchlaucht dem Fürsten Schwarzenberg einen Bericht, worin von merkwürdigen Wällen auf dem Felsen „Baba" und am Berge „Na hradu" bei Litoradlic, beide nördlich von Frauenberg an der Moldau gelegen, gesprochen wird.

Dies veranlasste mich, von Frauenberg aus in Begleitung des Forstcontrolors Herrn Alfred Kargl zunächst den kühn gegen die Moldau vorspringenden Felsen „Baba" zu besuchen und fand hier eine sehr interessante Wallburg, die ich sofort skizzirte und näher untersuchte. In Folge meines Ersuchens um genaue Aufnahme dieser Befestigung, betraute Herr Oberforstmeister Franz Hoydar, der mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit meine Forschungen um Frauenberg förderte, den Forstgeometer Herrn Karl Koydl mit dieser Arbeit, sowie auch mit der Aufnahme der später zu besprechenden zwei Wallburgen. Auf Grundlage dieser Aufnahmen sind alle nachfolgenden Figuren zusammengestellt.

In nordnordöstlicher Richtung vom Schlosse Frauenberg, etwa ein und einhalb Wegstunden entfernt, verengt sich das Moldauthal sehr stark und liegt am linken Ufer des Flusses die Wallburg auf einer Anhöhe in der Waldgelegenheit „Baba" des Altthiergartner Revieres, welcher Ort seine Benennung dem gleichnamigen daselbst gegen die Moldau äusserst schroff abfallenden Felsen zu verdanken hat. S. Nr. III, Fig. 2.

Die Anhöhe wird hier von v i e r Wällen aus Stein umschlossen, welche keine Unterbrechungen zeigen und daher längs ihrer ganzen Ausdehnung deutlich zu erkennen sind. Der Wall *a*, Nr. III, Fig. 1, ist 266 M., *b* 304 M., *c* 350 M., *d* 420 M. lang, die vier Wälle besitzen daher zusammen eine Länge von 1340 M.

Auch an den sich an den innersten und an den dritten Wall anlehnenden Gräben kann man, obwohl sie grösstentheils mit Humus ausgefüllt sind, ihre ursprüngliche Bedeutung erkennen. Im Osten läuft gegenwärtig der Thiergartenzaun *z*, bei dessen Errichtung die hinüberlaufenden Wallstrecken abgetragen wurden.

Der innerste Wall *a* (Fig. 1) umschliesst bis zum Thiergartenzaune eine Fläche von 77 Ar, erreicht im Mittel bei einer Basis von 9·6 M. eine äussere Höhe von 3·1 M.

Zwischen dem innersten Walle *a* und dem darauf folgenden *b* läuft ein 2—3 M. breiter, gegenwärtig noch circa 0·2 bis 0·4 M. tiefer Graben (a_1). Der zweite Wall, *b*, der schwächste unter den vier vorhandenen, steigt vom Graben an im Mittel bis zu seinem Rücken (derselbe ist durch straffirte Linien ersichtlich gemacht) 1·3 M. an, um von da kaum bis zu 0·8 M. abzufallen und erreicht dessen Basis eine Breite von 4 bis 9 M.

Vom zweiten Walle 5 bis 10 M. bei sehr mässig abfallendem Terrain entfernt, liegt der dritte Wall *c*, dessen Höhen- und Breitendimensionen nur bei um circa 3 M. tieferer Lage denen des innersten Walles fast gleichkommen. Im Mittel kann dessen Grundfläche mit 8 M., dessen äussere Höhe mit 3·4 M. angenommen werden.

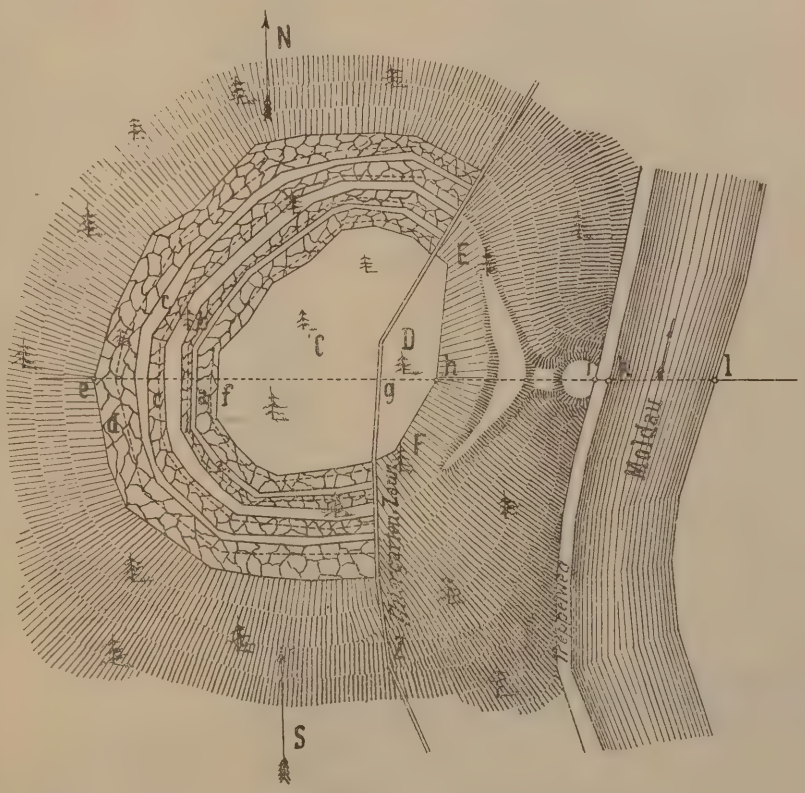
Die Verbindung zwischen dem dritten und vierten (äussersten) Walle *d* vermittelt ein 4 bis 6·5 M. breiter, circa 0·4 bis 0·6 M. tiefer, überall deutlich erkennbarer Graben (c_1), von dem ansteigend die innere Höhe des äussersten Walles im Mittel 2 M., der Abfall von dessen Rücken nach aussen 3·5 bis 4·2 M. erreicht, während die Basis des äussersten, mächtigsten Walles die Breite von 12 bis 22 M. aufweist.

Sämmtliche vier Wälle lehnen sich an der Ostseite fast unmittelbar an den Thiergartenzaun an und verschwinden von da an vollständig. Jedenfalls sind Theile derselben durch den Bau des letzteren verloren gegangen, obwohl sich dieselben nicht weiter als bis zur Linie *E—F* (Fig. 1), von der an das Terrain ziemlich rasch zu fallen beginnt und eine Befestigung unnöthig machte, erstreckt haben dürften.

Der Raum *D* (Fig. 1) — 20 Ar gross — muss immerhin mit *C* als der eigentlich befestigte Platz angesehen werden, so dass derselbe (*C* + *D*) mit Rücksicht auf den ihn umgebenden innersten Wall und das im Osten steil abfallende Terrain 97 Ar gross erscheint.

Die Fig. 2 veranschaulicht die Höhen- und Breitendimensionen des Verticalschnitts (in der Richtung von West nach Ost [*e—l*, Fig. 1]). Vom Thiergartenzaune östlich fällt das Terrain bis zum „Baba"-Felsen 19·6 M. tief ab, steigt von da 5 M. bis zur Felsenkuppe, von der ab der Fels schroff, mitunter einhängend, bis 72 M. bis zum Spiegel der Moldau abfällt.

Fig. 3 bringt in deutlicherem Massstabe lediglich den Durchschnitt der Wälle in der Richtung von West nach Ost (*e—f*), und enthält die bezüglichen Höhen- und Breitenmasse derselben.



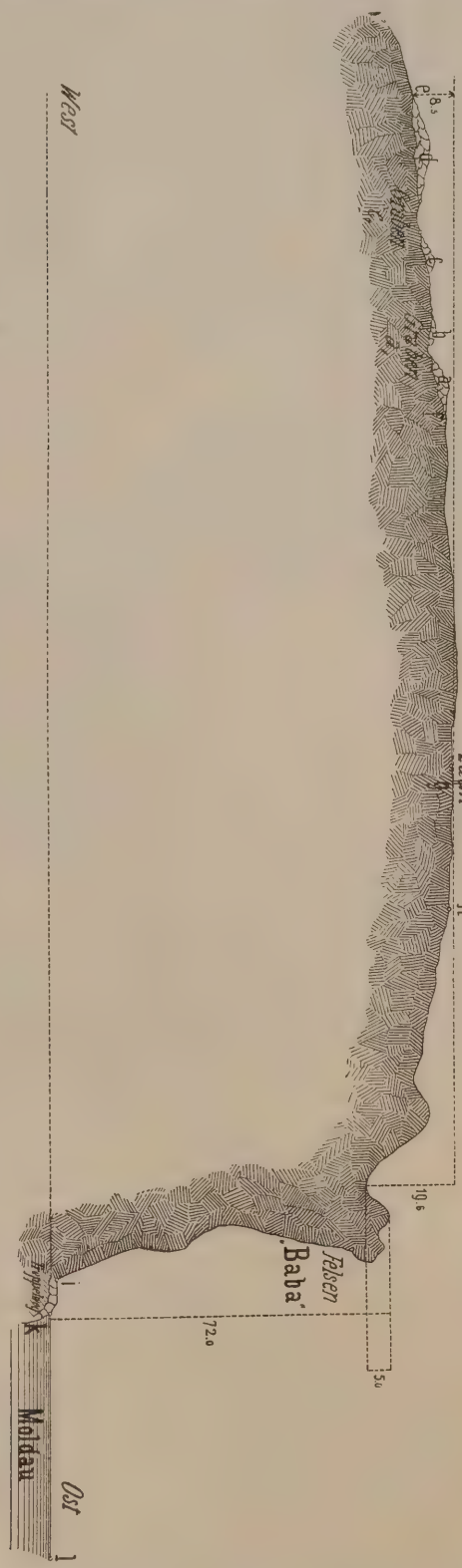
Nr. III. Fig. 1. Wallburg auf der „Baba" bei Frauenberg.
Massstab: 1 cm. = 37·5 M.

Das Terrain fällt vom äussersten Walle an im Süden ziemlich steil, im Westen und Nordwesten mässig, im Norden steil ab und gewinnt im Zuge über Nordost zu Ost stets an Steilheit, bis es mit dem „Baba"-Fels schroff gegen die Moldau abfällt.

Der auf dem verschanzten Orte zur Zeit stockende Bestand enthält 190—260jährige Eichen, gemischt mit einigen Buchen, Fichten und Tannen.

Die Oberfläche des Gemäuers und der Wälle und Gräben bot keine Spur von Artefacten dar. Wenn

auch diese Wallburg, welche im Verhältnisse zu ihrer nicht bedeutenden Innenfläche gewiss grossartig befestigt war, eine hohe Bedeutung besitzen musste,



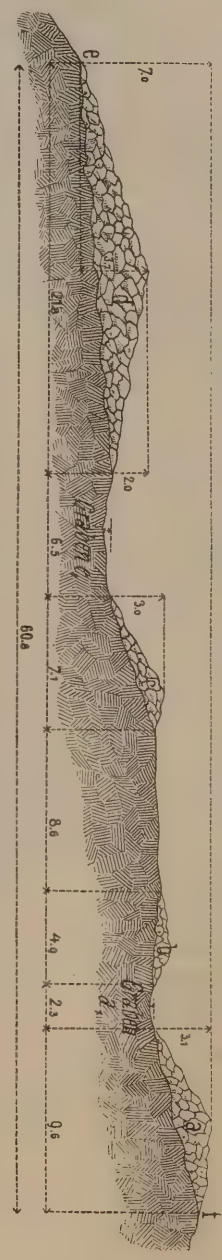
Nr. III. Fig. 2. Wallburg auf der „Baba“ bei Frauenberg. Verticaldurchschnitt des Terrains vom äussersten Walle bis zum Flusse.
Massstab: 1 cm. = 16 M.

glaube ich nicht, dass Grabungen innerhalb des Innenraumes bedeutende Funde ergeben werden.

4. Wallburg „Na hradci“ bei Poňešic.

Siehe Aufnahme Nr. IV.

Obwohl man von Wallbauten oder Verschanzungen auf dem rechten Ufer der Moldau in dieser Gegend ebenfalls nichts wusste, veranlasste mich doch die Benennung des nordöstlich gegenüber der Baba gelegenen Berges „Na hradci“ in Begleitung des Herrn Oberfm. Fr. Hoydar den Berg zu besichtigen, und wirklich fand ich auch hier eine Wallburg, welche nordwestlich einen Ausblick in das Moldauthal gewährt und im Süden vom Libochova-Bach umflossen wird.



Nr. III. Fig. 3. Wallburg auf der „Baba“ bei Frauenberg. Westlicher Verticaldurchschnitt durch die Wälle.
Massstab: 1 cm. = 4 M.

Dieselbe, Nr. IV, liegt südlich vom Dorfe Poněšic, eine schwache Wegstunde von diesem entfernt, auf der Kuppe des im Poněšicer Reviere gelegenen „Hradec“-Berges mit einer Flächenausdehnung von beiläufig 90 Ar (*B*, Fig. 1), und zwar so, dass, vom innersten Walle gerechnet, die Kuppe von Nordwest nach Südost 205 M. lang, von Westsüdwest nach Nordost 50 M. breit umrahmt erscheint.

Von den vorhandenen drei Steinwällen ist der innerste Wall *a* durchwegs sehr gut kenntlich, weniger der mittlere *b*, während der dritte äusserste *c* sich mit geringen Unterbrechungen wieder ganz deutlich zeigt. Im südlichen Theile erscheint in einer Länge von 39 M. der innerste Wall mit dem mittleren, augenscheinlich durch eine Abrutschung veranlasst, vollständig verbunden.

Der zwischen dem zweiten und äussersten Walle sich hinziehende Graben b_1 ist theils ganz verfallen und zeigt an gut erhaltenen Stellen eine Tiefe von 0·3 bis 0·8 M.

Im westlichen Theile zeigen sich an zwei Stellen Steinaufwürfe (*d*), welche die Annahme des Vorkommens eines dereinstigen vierten Walles nicht ganz ausschliessen, zumal dieselben trotz ihrer nur

sehr geringen Höhe und Grundfläche eine compacte Aufschlichtung aufweisen.

Der innerste Wall ist der bedeutendste; derselbe erhebt sich bei einer Grundfläche von 8·5 bis 9·4 M. in äusserer Höhe von 1·2 bis 1·6 M., während der Abfall gegen den befestigten Raum *B* kaum 0·4 bis 0·8 M. übersteigt.

Der mittlere Wall *b*, dem äussersten *c* in seiner äusseren Höhe, die zwischen 1·0 bis 1·5 M. schwankt, fast gleichkommend, steht letzterem in Hinsicht auf seine Basis nach, wiewohl auch hier auf beträchtliche Unterschiede nicht hingewiesen werden kann. Die Grundfläche des mitteren Walles wechselt zwischen 3·3 bis 6·0 M., sinkt jedoch beim äussersten Walle nicht unter 4·2 M. herab.

Die kurze Vereinigung des innersten mit dem mittleren Walle im südöstlichen Theile ausser Acht gelassen, umzieht Wall *a* den befestigten Raum *B* in einer Länge von 480 M., Wall *b* ist in einer Länge von 571 M., Wall *c* in solcher von 627 M. vorhanden, mithin besitzen die sämmtlichen Steinwälle, die Spuren vom vierten Walle nicht mit eingerechnet, ein Längenausmass von 1678 M.

Das Plateau *B* steigt von NW. im Zuge gegen SO. bis fast zur Mitte sehr sanft an, fällt von da ebenso ab, um in der Breite von WSW. gegen NO. allmälig wieder anzusteigen.

Von NW. über N. gegen NO. fällt vom äussersten Walle das Terrain steil ab, von da ab gegen O. ziemlich steil; von O. über SO. und S. gegen SW. findet sich allmälig wieder ein sanfterer Abfall.

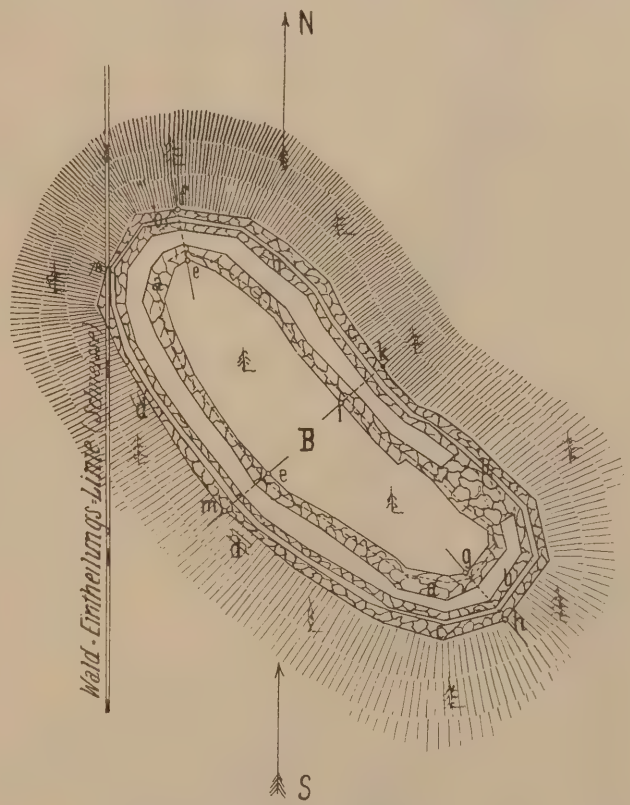
Fig. 2 veranschaulicht den nordwestlichen, Fig. 3 den südöstlichen Durchschnitt der Steinwälle, während die Fig. 4 den Verticalschnitt in der Richtung von NO. gegen SW. bringt, wobei die innere Fläche, welche zur Zeit mit 60—90jährigen Buchen bestockt ist, nicht ganz in die Zeichnung aufgenommen werden konnte.

Die Oberfläche des Innenraumes zeigte keine Spur von Artefacten.

5. Verschlackte Wallburg „Na hradu“ bei Litoradlic.

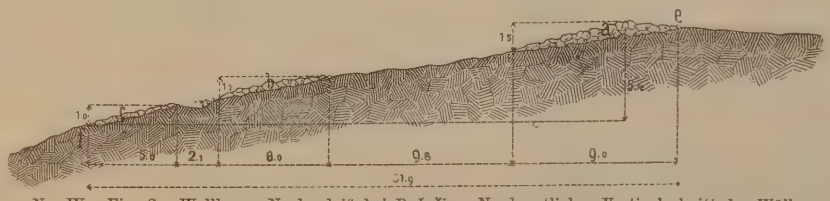
Siehe Aufnahme Nr. V.

Als ich im Litoradlicer Walde vom Westen her zur Lichtung der Anhöhe „Na hradu“ gelangte, war ich nicht wenig erstaunt über die Grossartigkeit der hier befindlichen verschlackten Wälle. Dieselben umrahmen am linken Moldau-Ufer gegenüber dem jenseits des Flusses gelegenen Dorfe Jaroslavic, in einer Höhe von etwa 32 M. über dem Wasserspiegel der



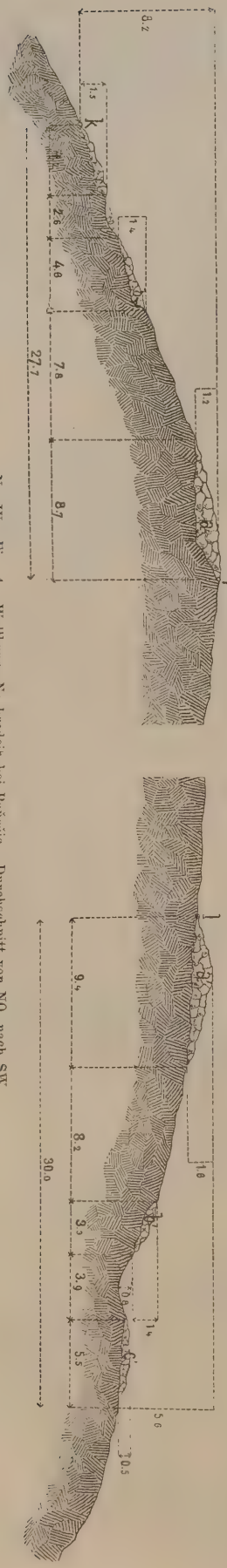
Nr. IV. Fig. 1. Wallburg „Na hradci“ bei Poňešic.
Massstab: 1 cm. = 37·5 M.

Moldau, eine ebene Fläche von beiläufig 2·5 Hektar im fürstlichen Forstreviere Litoradlic. Der innerste, im südlichen und westlichen Theile am stärksten und höchsten, im nordwestlichen jedoch fast am schwächsten und im nordöstlichen Theile wieder



Nr. IV. Fig. 2. Wallburg „Na hradci“ bei Poňešic. Nordwestlicher Verticalschnitt der Wälle.
Massstab: 1 cm. = 4 M.

Nr. IV. Fig. 3. Wallburg „Na hradci“ bei Poňešic. Südöstlicher Durchschnitt der Wälle.
Massstab: 1 cm. = 4 M.



Nr. IV. Fig. 4. Wallburg „Na hradci“ bei Poňešic. Durchschnitt von NO. nach SW. Massstab: 1 cm. = 4 M.

stärker und höher anlaufende Wall *a* umgibt den Innenraum mit Ausnahme der ganzen östlichen Seite, woselbst eine Befestigung des steil abfallenden Terrains wegen überflüssig war, in einer Länge von 515·0 M. bei einer Basis von 5·1 bis 18·3 M. und einer äusseren Höhe von 0·4 bis 6·5 M. Die innere, vom Befestigungsraume aufsteigende Höhe erreicht als Maximum 2·8 M.

(Die innerhalb der Wälle in Fig. 1 angebrachten straffirten Linien veranschaulichen die Rücken [Kämme] derselben.)

Zwischen dem inneren Walle *a* und dem mittleren *b* befindet sich, jedoch nur im westlichen und östlichen Theile, ein 2·5 bis 4·5 M. breiter, nicht über 0·4 M. tiefer Graben a_1.

Von diesem aus im Innern bis zum Rücken von 0·4 bis 1·6 M. ansteigend und von da bis zu 1·5 M. abfallend, zieht sich längs der ganzen westlichen Seite ohne Unterbrechung der zweite (mittlere) Wall *b*, der von der nordwestlichen Biegung an im Zuge gegen O. und SW. zwei Unterbrechungen aufweist, die jedenfalls durch den in neuerer Zeit daselbst vorgenommenen Bau des Weges *e* hervorgerufen worden sind. Der zweite, nur im nordwestlichen Theile ziemlich mächtige, sonst dem inneren Walle bei weitem nachstehende Wall misst an seiner Basis als Maximum 9·7 M. und erstreckt sich, seine Unterbrechungen einbezogen, in einer Längenausdehnung von 439 M.

In einer Entfernung von 6·4 bis 18·0 M. vom mittleren Walle erhebt sich ein dritter, äusserster Wall *c*, der des steilen Terrains wegen im Süden und Norden gar nicht vorhanden war. Derselbe verliert sich längs der westlichen und nordwestlichen Seite an drei Stellen, wo er offenbar zerstört ist; er erscheint wieder rudimentär im nordöstlichen Theile vom zweiten (mittleren) Walle 38·0 M. entfernt; jedenfalls ist er auf dieser Seite wegen des geringeren natürlichen Abfalles errichtet worden.

Dieser Wall hält bezüglich seiner Breiten- und Höhendimensionen das Mittel zwischen dem innersten und mittleren Walle, erreicht bei äusserer Höhe von 2·0 bis 2·4 M. eine Basis von 5·0 bis 9·7 M. und ist in einer Länge von nur 177·0 M. vorhanden.

Unmittelbar anstossend an den äussersten Wall zeigen sich, doch nur auf kurzer Strecke, Spuren eines zweiten sehr seichten Grabens c_1.

Im nördlichen Theile der Innenfläche, vom innersten Walle *a* in der grössten Entfernung von 5 M. gelegen, zieht sich ein 97 M. langer, sehr schmaler und niedriger Wall *d*, der bei einer Basis von 4·5 M. kaum 0·4 M. Erhöhung aufweist, jedoch wie die anderen drei Wälle auch verschlackt ist.

Im Ganzen sind die vier Wälle demnach in einer Länge von 1228 M. vorhanden. Die Terrainverhältnisse des Befestigungsortes veranschaulichen die beigegebenen Verticaldurchschnitte Fig. 2, 3, 4 und 5.

Fig. 2 gibt den Durchschnitt im südöstlichen Theile (siehe Durchschnitt *f—g*, Fig. 1). Das Terrain neigt sich hier plötzlich zu nahezu 30 Grad, um dann schroff, fast senkrecht gegen die Moldau abzufallen. Die absolute Höhe vom Wasserspiegel bis Punkt *f* erreicht 30·8 M., bis zur Mitte des befestigten Raumes, woselbst so ziemlich dessen höchster Punkt liegt, circa 32·0 M.

Fig. 3 veranschaulicht den südwestlichen Terraindurchschnitt (*h—i—k*, Fig. 1). Das Terrain steigt vom äussersten Walle in der Entfernung bis 27 M. äusserst sanft, um sodann gegen eine, sich südlich gegen die Moldau hinziehende Schlucht bedeutend abzufallen, von welcher an wieder eine sehr nennenswerthe Terrainerhöhung zu bemerken ist.

Fig. 4 bringt das Bild des westlichen Verticaldurchschnittes (*l—m*, Fig. 1), aus dem vom äussersten Walle an ein mässiges Fallen des Terrains zu ersehen ist, dem aber in einer Entfernung von circa 40·0 M. eine nicht unerhebliche Terrainansteigung folgt.

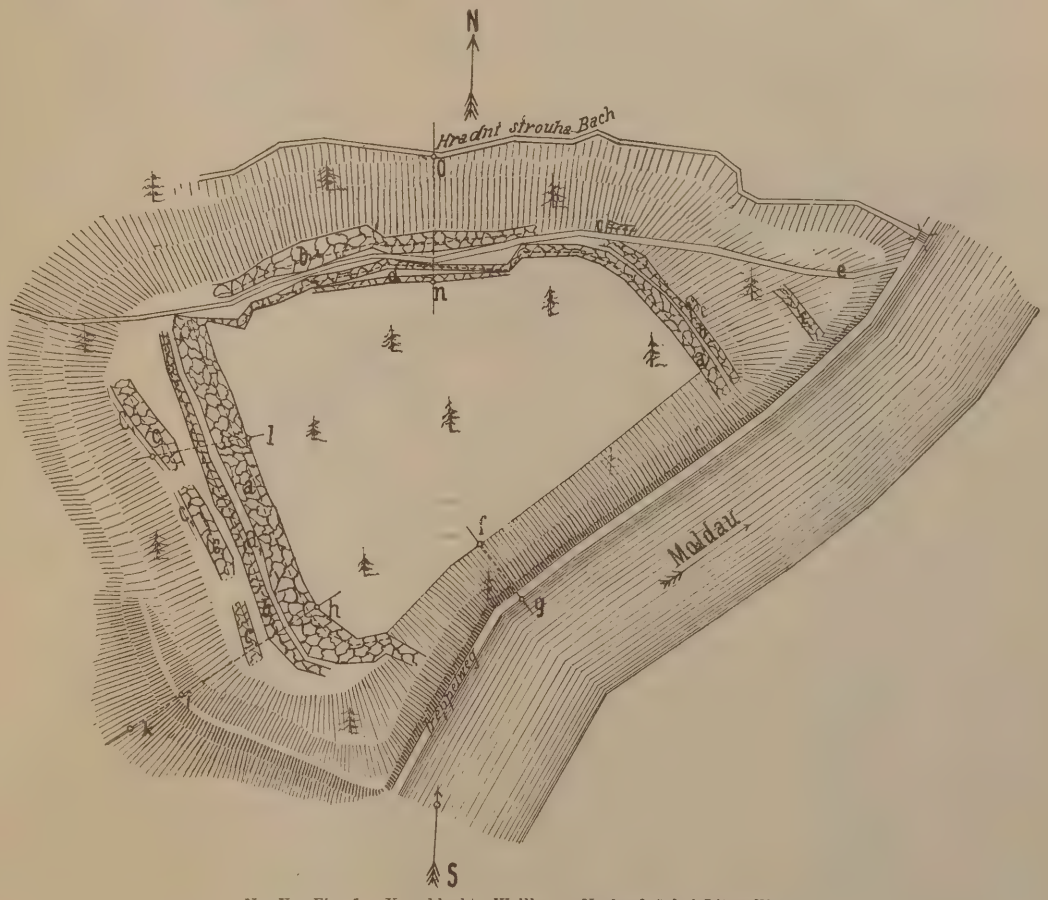
Gegen Norden fällt, wie Fig. 5 zeigt, das Terrain gegen den Bach („Hradní strouha-Bach“) steil ab und erreicht bei einer horizontalen Breite von 64·0 M. die absolute Steigung vom Bache bis zum Rücken des Walles *d* 21·0 M. (*n—o*, Fig. 1).

Der eigentliche befestigte Platz selbst ist zur Zeit mit 60jährigen Kiefern bestockt, in dessen Nachbarschaft sich nördlich ein 100 bis 120jähriger Fichten- und Tannenbestand, östlich ein ebenso alter, aus Kiefern, Tannen, Fichten und Eichen gemischter Bestand befindet, während im Westen im Vorjahre ein Theil eines 120jährigen Fichtenbestandes dem Hiebe verfiel.

Die Verschlackung fand ich am innersten Walle am stärksten, wenigstens am besten erhalten, und zwar gerade an den Stellen, an denen derselbe am höchsten ist und zwar an der ganzen Westseite und im Nordosten. An diesen beiden Stellen war die Wallburg auch am leichtesten zugänglich, besonders an der Westseite, wo den Wällen gegenüber abermals eine ziemlich bedeutende Terrainerhöhung beginnt; daher an beiden Stellen auch noch ein dritter äusserer Wall angebracht ist. Es ist nun selbstverständlich, dass unter diesen Umständen: die bedeutende Höhe des inneren Walles, das Hinzutreten eines dritten Walles und die starke Verschlackung an den beiden gefährlichsten Stellen, einem und demselben Zwecke dienten, nämlich der Sicherheit. Ich habe den Wall der Kürze der Zeit und des beständigen Regens wegen vor der Hand nicht durchgraben lassen, um zu sehen, ob die Verschlackung blos von Aussen stattgefunden hat, oder ob sich, wie bei andern bereits bekannten verschlackten Wällen, im Innern des Walles mehrere verschlackte Schichten vorfinden.

Die Hochherzigkeit und das Interesse des fürstlichen Besitzers werden gewiss dafür sorgen, dass diese Schlackenburg, welche zu den grossartigsten und besterhaltenen sogenannten Glasburgen (böhmisch skleněný vrch) gehört, gleich den übrigen hier beschriebenen Wallburgen nicht nur erhalten, sondern auch, soweit nöthig, näher durchforscht werde.

Schon Beneš, Wocel u. A., sowie meine Wenigkeit haben die Ansicht vertreten, dass bei den Anlagen von verschlackten Wällen in Böhmen folgendes Verfahren angewendet wurde: Der aus Steinen aufgeschichtete Wall wurde mit Sand bestreut, mit Holz umgeben und angezündet; das Feuer unterhielt man so lange, bis der Sand und die Oberfläche der darunter liegenden Steine schmolz, verglaste und sich miteinander verband, wodurch der Wall nicht nur an Festigkeit gewann, sondern seiner Glätte wegen beschwerlicher zu ersteigen war.

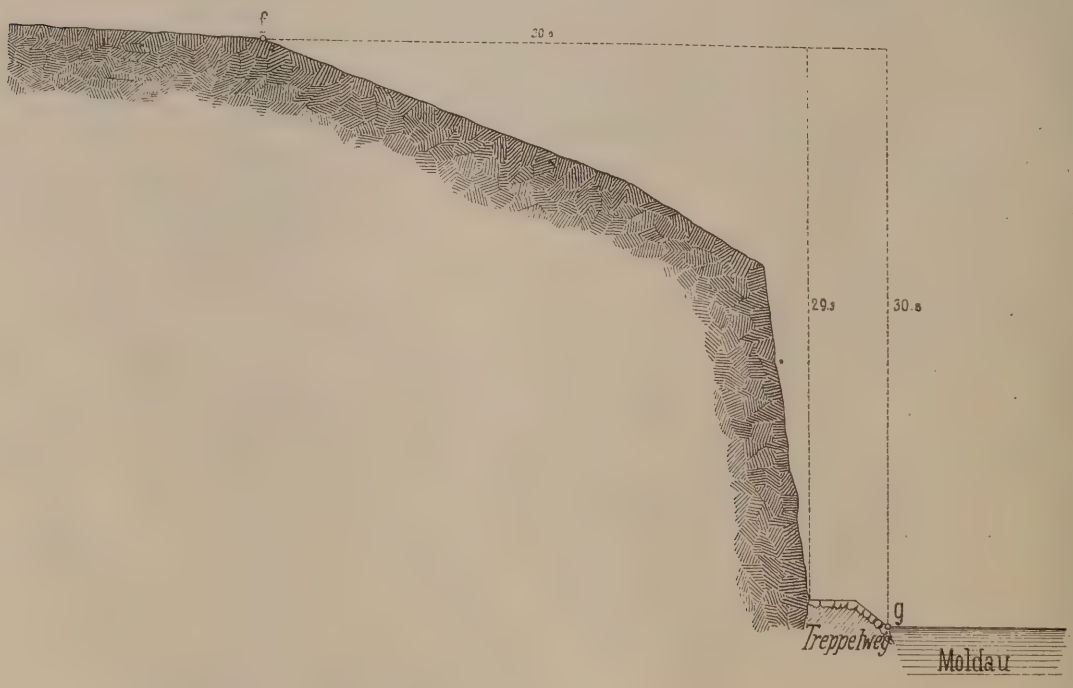


Nr. V. Fig. 1. Verschlackte Wallburg „Na hradu“ bei Litoradlic.
Massstab: 1 cm. = 37·5 M.

Derlei verschlackte Lagen finden sich an böhmischen Glasburgen oft zwei ja drei übereinander, die dazwischen liegenden Schichten sind nicht verschlackt.

Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit auch darauf aufmerksam zu machen, dass es nicht unmöglich erscheint, dass manche unserer Wallburgen

auch noch auf oder neben dem Walle mit Pallisaden versehen waren und dass beim Abbrennen der letzteren einzelne Steine des Walles verschlackten. In diesem Falle werden jedoch die Schlacken nur stellenweise zu finden sein und werden sich nicht über die ganze oder über die grössere Fläche des Steinwalles erstrecken. Man wird in diesem Falle Holzeindrücke auch nur an den Stellen finden können, wo die Pfähle in den Wall hineingetrieben wurden, und diese Eindrücke werden die Grösse des Holzes verrathen und mehr weniger rundlich sein. Ganz bestimmt werden aber diese Schlacken nicht an Stellen am häufigsten, respective am schönsten auftreten, an denen der Steinwall am höchsten war, weil hier eine stärkere Pallisadenmauer am entbehrlichsten gewesen ist.



Nr. V. Fig. 2. Verschlackte Wallburg „Na hradu“ bei Litoradlic. Südöstlicher Terraindurchschnitt.
Massstab: 1 cm. = 4 M.

Ich setze nun den Fall, dass unsere Litoradlicer Schlackenburg die Verschlackung nur ein Mal, nämlich nur an der Oberfläche der Wälle zeigt. Auch dann kann die überaus starke Verschlackung der Wälle nicht von dem Brande einer etwa vorhanden gewesenen Pallisadenmauer herrühren, deren es drei untereinander gegeben haben müsste, denn es finden sich keine Spuren einer solchen Holzmauer. Dagegen zeigt fast jedes aufgehobene grössere Schlackenstück Eindrücke von Holzenden, häufig in ganz kleinen Dimensionen, weil man das Brennmateriale eben auf die ganze Fläche des Walles gelegt und angezündet hatte.

Herr v. Cohausen [1]) vertritt die Ansicht, dass die nicht verschlackten Ringwälle an den Berggipfeln des Taunus, sowie überhaupt alle Wälle der Germanen, welche, wie er sagt, zwischen den Galliern und Daciern wohnten, ebenso gebaut wurden, wie die der Gallier und Dacier, nämlich aus wechselnden Schichten von Hölzern und Steinen; solche Mauern wären durch die Verbindung, die ihnen das Holz verschafft, gegen den Mauerbrecher, und durch die Deckung, die die Steine dem Holze gewährt, gegen das Feuer ziemlich sicher gewesen. Das Holz verfaulte, die Steinbrocken rollen und rutschen zusammen und werden formlose Haufen, wie sie sich uns jetzt präsentiren. Oder der Feind war boshaft genug und zündete diese Mauern an, um die dahinter aufgehäuften Schätze zu plündern, wodurch die Glasburgen entstanden, wie beispielsweise die bedeutende Glasburg bei Kirn-Sulzbach an der Nahe, welche auf einem Melaphyrfelsen ruht und die v. Cohausen speciell im Auge hatte. Es ist möglich, dass die Ringwälle an den Berggipfeln des Taunus auf obige Art gebaut wurden, ich kenne ihre nähere Beschaffenheit nicht, die böhmischen Ringwälle, von denen ich so viele aus eigener Erfahrung kenne, sind ganz gewiss nicht auf obige Art gebaut worden und es sind unsere Glasburgen auch nicht auf jene Weise entstanden, wie dies v. Cohausen anführt, sondern auf die eingangs erwähnte Art.

In einer Beziehung jedoch weiche ich jetzt von meiner oben angedeuteten früheren Ansicht betreffs der Erbauung der Glasburgen ab, indem ich gegenwärtig Schaaffhausen [2]) zustimme, welcher bei der

[1]) Vitrified forts. Glasburgen. Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XIII. Jahrg. Nr. 2, 1882.

[2]) Correspondenzbl. der deutschen Gesell. für Anthropologie etc. XII. Jahrg. Nr. 10, 1881.

XII. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Regensburg, ein Jahr früher als Cohausen's Bericht erschien, über dieselbe Glasburg an der Nahe berichtete und Schlacken vorzeigte. Schaaffhausen ist nämlich der Ansicht, dass man zur Verschlackung nicht Holz, sondern Holzkohle verwendete, und begründet diese Ansicht durch den Umstand, dass, wie schon Virchow anführte, die Hohlräume, welche Abdrücke der Holzstructur zeigen, oft rechtwinkelig abschliessen, was bei Anwendung von Holz nicht möglich wäre, wohl aber bei Anwendung von Kohle. Auch zeigen die Abdrücke die Holzstructur zu stark ausgeprägt; die Spalten und Risse aber, in welche die geschmolzene Masse eingedrungen, sind an der Kohle bekanntlich grösser als am Holze selbst.

Alle diese letzteren Eigenthümlichkeiten zeigen die vorliegenden Schlacken, wovon ein Stück auf Taf. II, Fig. 46 abgebildet ist, sehr deutlich.

Ich glaube daher ebenfalls, dass nicht Holz, sondern Kohle zur Verschlackung der Wälle verwendet wurde; die Kohle erzeugt überdies eine grössere Hitze, als das Holz. Auch die Schlacken, welche mir Herr Ignaz Spöttl von der von ihm am Jerusalemberge bei Kesmark [1]) in Nordungarn im Vorjahre entdeckten Glasburg übergab und die ich in der Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft vom 16. Jänner l. J. vorzeigte, besitzen genau dieselben Eigenthümlichkeiten.

Verschlackte Wälle kommen in Böhmen noch vor: auf der Hora bei Kátovic, auf dem Hradiště bei Strakonic, am Hradec bei Domanic, bei Bukovec unweit Pilsen, im Walde Svakov bei Soběslau, auf einem Theil der Wallmauern am Burgberge bei Kaaden und am Vladař. Das Vorkommen derselben in Schottland, in der Oberlausitz, bei Dresden, in Schlesien, im Spessart, in Thüringen, in Frankreich ist bekannt.

Allgemeine Bemerkungen über die Wallburgen (Hradiště) in Böhmen.

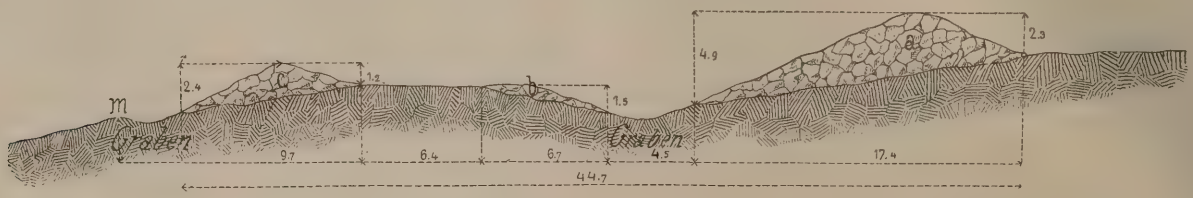
Im Ganzen sind in Böhmen bis jetzt bei 125 und die vorstehenden 5 dazu also an 130 Wallburgen (die factische Anzahl mag doppelt so gross sein) bekannt, welche im Böhmischen zumeist die Namen Hradiště, Hrad, Hradec, Hradeček führen, welche Namen alle einen grösseren oder kleineren befestigten Platz bezeichnen. Die Bevölkerung weiss da, wo sich diese Bezeichnungen im Volksmunde erhalten haben, gewöhnlich von der vorhandenen Befestigung (von den Wällen) nichts oder schreibt dieselben bald den Schweden, bald den Hussiten etc. zu. Ohne Zweifel gehören diese Wallburgen nicht einer kurzen Zeit an, sondern vielen Jahrhunderten, wie schon ihr Hauptunterschied — Steinwälle und Erdwälle — andeutet.

Als Zufluchtsstätten bei feindlichen Ueberfällen zu dienen, ist allen gemein, der specielle Zweck jedoch ist sehr verschieden; einzelne der grossen befestigten Plätze waren, wie die Funde in denselben zeigen, grosse Ansiedlungen (z. B. Hradiště bei Stradonic, bei Leskova [Dr. Wankel]), es sind ihrer nicht viele bekannt; andere grössere und kleinere Wallburgen waren blosse Zufluchtstätten für den Fall der Noth, dieselben liefern gewöhnlich keine oder sehr spärliche Funde. Die Zwecke der kleinen dieser Wallburgen sind uns bis jetzt unbekannt, obwohl sich die Zahl derselben täglich mehrt und unser Staunen erregt. Einzelne dieser letzteren, welche längs wichtiger Verkehrswege gelegen sind, wie z. B. die an der Moldau (wichtiger alter Verkehrsweg von der Donau nach dem Norden) gelegenen, dürften Wachten gewesen sein. Doch scheint es mir, dass auch diese, sowie die meisten andern

Nr. V. Fig. 3. Verschlackte Wallburg „Na hradu“ bei Litoradlic. Südwestlicher Terraindurchschnitt.
Massstab: 1 cm. = 4 M.

[1]) Dieser nordöstlich von Kesmark am rechten Ufer des Poperflusses majestätisch sich erhebende Berg ist auf den Karten als Galgenberg (Golgota?) bezeichnet und zeigt eine dreifache Befestigung.

kleineren Wallburgen zum Schutz bei der Ausübung des Cultus errichtet wurden und dass namentlich die sehr kleinen in eine ziemlich späte Zeit des Heidenthums fallen, nämlich in die Zeit des Beginnes des Christenthums, wo das Volk bei Ausübung des alten Cultus und bei Versammlungen in offenen heiligen Hainen sich nicht mehr sicher glaubte und, um sich vor plötzlichen Ueberfällen zu sichern,



Nr. V. Fig. 4. Verschlackte Wallburg „Na hradu“ bei Litoradlic. Nordwestlicher Verticalschnitt.
Massstab: 1 cm. = 4 M.

diese geheiligten Orte befestigte. Dieser Ansicht entspricht auch die Annahme Břet. Jelínek's [1]), dass ein Wallbau von 46 Ar Innenfläche bei Rejkovic ein heidnisches Heiligthum gewesen sein dürfte. Es ist bekannt, dass noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts in Böhmen nicht nur heidnische Lieder

Hradeček, d. i. sehr kleiner befestigter Platz (bei Netolic, 55 Ar), Hradec, d. i. kleiner befestigter Platz (bei Poněšic, 90 Ar) und Hrad, d. i. grosser befestigter Platz (bei Wodnian, bei Litoradlic, 2·5 Hektar). Selbstverständlich können diese Bezeichnungen nicht modern sein, da die Bevölkerung

Nr. V. Fig. 5. Verschlackte Wallburg „Na hradu“ bei Litoradlic. Nördlicher Terraindurchschnitt.
Massstab: 1 cm. = 4 M.

auf den Gräbern der Verstorbenen gesungen [2]), sondern dass Břetislav II. (1092—1100) besonders besorgt war, das Heidenthum in Böhmen völlig auszurotten, denn „noch immer opferten viele Bauern insgeheim den „Dias“en, beteten zu ihren alten Hausgötzen (Škrety), begruben ihre Todten in heiligen Hainen [1]) und feierten Tryznen über ihren Gräbern“ [2]).

Wie dem übrigens auch sei, der Umstand bleibt jedenfalls sehr auffallend, dass sich, wie wir gesehen haben, Bezeichnungen der Wallburgen, die mit der Grösse der letzteren vollkommen übereinstimmen, bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so

der betreffenden Umgebung keine Ahnung mehr von dem factischen Vorhandensein einer Befestigung besitzt.

Daraus scheint wohl hervorzugehen, dass dasselbe Volk, welches die Wallburgen schon in der Benennung ihrer Grösse nach unterschied, wenigstens diese Wallburgen auch selbst erbaute.

[1]) Verhandlungen der anthrop.-archäol. Section auf dem 2. Congr. d. böhm. Naturforsch. u. Aerzte in Prag 1882. Mittheil. d. Anthrop. Ges. Wien 1882. Bd. XII.

[2]) F. Hecht: „Das Homilar des Bischofs von Prag“, 1863.

[1]) Hain, böhmisch háj — hájek — hájiti, vertheidigen, schützen.

[2]) Palacký: Geschichte von Böhmen. I. B., S. 336.

II. Künstliche Berghöhlen bei Čkyň.

Ich habe bereits in meinem Aufsatze: „Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonic“ [1]) auf einen sehr alten stollenartigen Bau in dem südlich von der nach Winterberg führenden Strasse gelegenen Bergvorsprung oberhalb Čkyn aufmerksam gemacht. In demselben Bergvorsprung, jedoch eine halbe Stunde weiter flussaufwärts, zeigte mir der Grossgrundbesitzer Herr Hugo Claudi während der verflossenen Ferien zwei weitere nicht uninteressante künstliche Höhlen. Dieselben liegen an der westlichen, fast senkrecht unmittelbar über dem rechten Ufer der Wolinka befindlichen Abdachung gegenüber zwei Mühlen und man gelangt zu denselben auf einem schmalen, mitunter etwas gefährlichen, jetzt kaum gebrauchten alten Stege. Dieser führt zunächst zu einem Felsvorsprung, in dessen Wand sich eine kaminartige, rauchgeschwärzte Vertiefung befindet, oberhalb welcher einige stufenartige Gruben in den Gneis eingebrochen sind. Hierauf gelangt man in einer Höhe von etwa 2 M. über dem Wasser zur ersten, stollenartigen, etwa 1 M. weiten und bei $1^1/_2$ M. hohen Höhlung, welche oben schön spitzbogenartig künstlich geformt erscheint und einige Meter tief in den Berg hineingeht. Etwas weiter befindet sich eine zweite beinahe ebenso grosse, aber oben rundliche, gröber gearbeitete Höhlung, die vorne einst bis zur Tiefe des Wassers gereicht zu haben scheint. Der Hintergrund beider Höhlen zeigt nur Gneis und keine anderweitigen Gesteinsadern.

Ich finde diese künstlichen Höhlen und ihre schwer zugängliche Lage über dem Wasser für wichtig genug, um sie hier zu verzeichnen, besonders da sie an eine bergmännische Unternehmung wohl nicht mahnen.

III. Grabhügel.

Grabhügel bei Čichtic.

Von Sr. Durchlaucht dem Herrn Adolf Fürsten zu Schwarzenberg selbst bin ich auf das Vorkommen von Grabhügeln bei Čichtic aufmerksam gemacht worden. Dieselben, 35 Stück, liegen gegenüber dem genannten Orte links von der Strasse, welche von Barau nach Netolic führt, in einer Abdachung der Waldgelegenheit „Baba“. Ihre Grösse variirt sowohl dem Umfange als der Höhe nach, doch sind die meisten mittlerer Grösse. Ich nahm, unterstützt vom Herrn Verwalter Th. Säxinger, zunächst einen der grössten Hügel mit 16 Arbeitern in Angriff.

Grabhügel Nr. I. Umfang am Fusse 45 M. Durchmesser N.—S. 10 M., O.—W. 13 M., Höhe 2 M.; der Gipfel in der Mitte vertieft; der ganze Hügel war mit 14 Stück Fichten bewachsen.

Nachdem die Walderde von dem Hügel ringsherum entfernt und einige Bäume gefällt wurden, zeigte sich, dass ein 1·5 M. hoher und 1 M. breiter Steinkranz den Hügel umgibt, und bald darauf, dass sich in der Mitte dieses Steinkranzes ein mächtiger Steinkegel befindet. Ich liess in der Richtung von N. nach S. und von W. nach O. zwei über 1 M. breite Gräben anlegen und die weitere Arbeit dann an drei Stellen in N., in S. und in W. gleichzeitig in Angriff nehmen, um nach Ueberblick der übrigen Situation mit der Abtragung, welche stets von oben nach unten erfolgte, im O. zu schliessen.

Die Gesteine des Kranzes, aus Granit und Quarzit bestehend, zeigten eine wahrnehmbare Schichtung und es kamen hier, wie im inneren Kegel, Blöcke vor, zu deren Wegschaffung zwei Männer nothwendig waren. Der Raum zwischen dem Kranze und dem Kegel war mit Lehm ausgefüllt, der hie und da spärliche Kohlenstückchen enthielt.

Kaum war der Steinkranz einen halben Meter auf der Südseite abgetragen, kam mitten in demselben eine schöne Haarnadel aus Bronze, Taf. I, Fig. 2, zwischen losen Steinen zum Vorschein, ohne dass hier eine Spur von Asche gewesen wäre, die indess durch das eindringende Regenwasser im Laufe der Zeit weggeschwemmt worden sein konnte; weiter zeigten sich in derselben Gegend einige Kohlenstückchen und dann eine Kinderarmspange aus Bronze, Taf. I, Fig. 3, und endlich nahe dem Grunde unter denselben Verhältnissen eine Dolchklinge aus Bronze, Taf. I, Fig. 1. In N. fand sich nur ein verzierter Gefässscherben vor, Taf. I, Fig. 4. In W. kamen unter dem Steinkranze Fragmente menschlicher Oberarmknochen zwischen Lehm vor. In dem Steinkegel war nichts zu finden, unter demselben moderige schwärzliche Erde mit Asche, also Leichenbrand; ich liess daselbst der Sicherheit wegen noch einen halben Meter tiefer graben und fand nur Naturboden.

Die weitere Abtragung des Kranzrestes dieses mächtigen Grabhügels überliess ich dem nunmehr hinreichend instruirten Verwalter Herrn Th. Säxinger, welcher mir später von der Westseite aus dem Lehm die Trümmer eines Schädels, Scherben einer Schüssel,

[1]) Mitth. der Anthropologischen Gesellschaft. Wien 1874. (B. IV, Nr. 7.)

Taf. I, Fig. 5, und zweier anderer Gefässe, sowie ein zugeschlagenes Quarzstück sandte. Der ganze Hügel jedoch konnte wegen des beständigen Regens nicht abgetragen werden und es harrt der östliche Theil des Kranzes noch der Abräumung.

Es ist den gewonnenen Resultaten gemäss also ein Grabhügel, in dem zerstreut Fundobjecte vorkommen, und zwar einfacher Leichenbrand ohne alle Beigaben, Bronzeobjecte, welche die Spuren der Leichenverbrennung an sich tragen und drei verschiedenen Leichenbränden angehören, dem einer Frau, dem eines Kindes und dem eines Mannes, und endlich noch Theile des unverbrannten menschlichen Skelettes mit Opferschalen. Von ähnlichen Verhältnissen berichtet v. Hochstetter [1]) in den Grabhügeln bei St. Margarethen in Unterkrain. Unser Grabhügel dürfte ebenfalls, wie dort, als Familiengrab anzusehen sein, das durch eine längere Zeit benützt wurde.

Aehnliche Nadeln und eine fast ganz gleiche Dolchklinge mit zwei Nietnägeln wurden in einem Grabhügel mit Steinkern im Jahre 1880 in Ober-Metelska bei Bischofteinitz gefunden [2]). Doch traten hier hinzu anders geformte Armspangen und Fingerringe mit zwei Spiralen. Aehnliche Nadeln, eine Dolchklinge mit zwei Nieten sind in Grabhügeln mit Steinkern auf dem Felde Hladomře bei Blovic gefunden worden. Hier traten hinzu ein Bronzeschwert mit sechs Nietnägeln ohne Griff, eine Bronzepfeilspitze, ein Paalstab (jüngerer Form, ohne Schaftlappen), Armspangen wie die von Bischofteinitz und in einem Grabhügel auch Eisenköpfchen.

Was die Bronzeobjecte selbst anbelangt, so zeigen sie eine starke schöne Patina. Die Nadel, Taf. I, Fig. 2, ist 22·5 cm. lang und hat einen flachen Knopf von 1·4 cm. im Durchmesser; sowohl der Knopf als ein Theil der Nadel unter demselben sind ringförmig verziert, tiefer befindet sich wieder eine solche Verzierung, an den Rändern dieser Verzierungen sind verticale Vertiefungen angebracht. Eine fast identische Nadel besitze ich in meiner Sammlung aus Ungarn.

Die Dolchklinge, Taf. I, Fig. 1, ebenfalls mit schöner Patina versehen, ist 15·3 cm. lang, wovon 2 cm. im Griffe steckten, und 3·3 cm. breit; die beiden Nieten zur Befestigung des Griffes sind flachköpfig, stark und grob geformt; die Mitte der Klinge ist erhöht; die Form ist mehr blattförmig als dreieckig und gleicht somit der Klinge der kurzen Eisenschwerte in Hallstadt.

Eine ähnliche, etwas kürzere Dolchklinge wurde in Böhmen bei Böhmisch-Brod gefunden [1]), doch ist ihre Form dreieckig, so wie die Form der gleich grossen und stark vom Feuer angegriffenen Dolchklinge, welche nebst einer Bronzenadel mit einem Paalstabe in den ähnlich gebauten Grabhügeln bei Bischofteinitz [2]) ebenfalls zwischen Steinen gefunden wurde, nur dass diese Klinge vier Nietnägel besitzt. Bekanntlich kommen in Hallstadt solche Bronzedolchklingen wie die vorliegenden nicht vor, in den schweizer Pfahlbauten sind sie seltener als Schwerter.

Die Armspange, Taf. I, Fig. 3, hat einen äusseren Durchmesser von 5·5 cm., ist 0·4 cm. stark, an den Enden schwächer, abgerundet, und zeigt nicht nur am Rücken eine ringförmige Verzierung, sondern links und rechts noch je zwei Gruppen derselben Verzierungsweise.

Was den verzierten Gefässscherben, Taf. I, Fig. 4, anbelangt, so ist sein vereinzeltes Vorkommen auffallend und könnte auf eine bereits früher stattgefundene Oeffnung des Grabhügels deuten, bei welcher die übrigen hieher gehörigen Scherben verschwunden sind, doch lässt die unversehrte Zusammensetzung des Hügels eine solche Vermuthung nicht zu. Der Scherben ist aus geschlemmtem, bräunlichem Lehm von freier Hand verfertigt, ungebrannt und dürfte einem grösseren Gefässe, vielleicht einer Schüssel angehören. Die Form der mit freier Hand eingeritzten Verzierung, bestehend aus rhombenförmig gestellten Strichen mit runden, eingedrückten Flächen in den Ecken, erinnert an Hallstadt, ist jedoch einfacher und ähnlich jener von Bischofteinitz.

Die Schüssel, Taf. I, Fig 5, ist aus mit Kohlenstaub vermischtem Lehm von freier Hand verfertigt, ungebrannt, besitzt einen Henkel (vielleicht zwei?), ist innen am obern Rand mit rothem und aussen mit gelbem Lehm angestrichen, der Boden ist innen schwarz und war beim Waschen schmierig — Opferschüssel (Beigefäss).

H [3]) $= 7{\cdot}5$ ‰, $B = 9{\cdot}5$ ‰, $gD = Md = 26{\cdot}5$ ‰.
$Wd = 0{\cdot}5$ ‰.

[1]) Vierter Bericht der prähistorischen Commission etc. 1880. Sitzungsbericht der k. Akademie d. Wiss., I. Abth., Decemberheft 1880.

[2]) Památky, 1882. XII. Heft 4, Taf. VIII.

[1]) O broncových mečích a dýkách v Čechách, von Jos. Smolík; Památky archaeol. XI. Heft 4.

[2]) Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz von Brauer und Dr. Dolesch. Mitth. der Anthrop. Gesellschaft Wien. B. VI, Nr. 1 und 2.

[3]) H = Höhe, B = Basis, gD = grösster Durchmesser, Md = Mündungs- oder Oeffnungsdurchmesser, Wd = Wanddicke.

Ein Fragment eines grossen Gefässes von 0·6 cm. Wanddicke, Taf. I, Fig. 6, ist aus schlecht geschlemmtem, braunem Lehm verfertigt und ungebrannt; innen und aussen ist dasselbe mit gelbem Lehm schön überstrichen und darüber mit Graphit schön geglättet; dasselbe zeigt innen eine bandförmige Verzierung, die aus parallelen, mit einem zähnigen Instrumente schwach in die Masse eingeritzten zarten Linien besteht. Ein anderes Fragment ist aus rothgelbem, ungeschlemmtem, mit Sand versetztem Lehm verfertigt und aussen mit verticalen eingeritzten Strichen grob verziert. Einige andere Gefässfragmente sind ebenfalls von grober Arbeit und ungebrannt.

Nicht uninteressant ist das Vorkommen eines zugeschlagenen Quarzstückes (Taf. I, Fig. 7), dem man die Bearbeitung deutlich ansieht. Das vereinzelte Vorkommen von derlei Feuerstein-Fragmenten (hier durch Quarz vertreten) bis tief in die Bronzezeit ist bekannt.

Das vorhandene Schädelfragment enthält den grössten Theil des Stirnbeines, das linke Scheitel- und Schläfenbein, einen Theil des rechten Scheitelbeines und das Hinterhauptsbein.

Trotz dieses fragmentarischen Zustandes und abgesehen davon, dass der Schädel durch die auf demselben gelegene Last seitlich etwas zusammengedrückt zu sein scheint, zeigt er deutlich eine entschieden dolichocephale Form. Soweit Messungen zulässig sind, beträgt die Länge bei 18 und die Breite bei 12 cm., die Höhe über den Gehöröffnungen 10 cm. Die Dicke des Scheitelbeines beträgt 0·8 cm., die des Stirnbeines 0·7 cm. Die Stirn ist sehr schmal und das Schläfenbein sehr niedrig.

Der Zeit nach dürfte der Grabhügel, den besprochenen Verhältnissen entsprechend, jedenfalls vor Christi Geburt fallen.

Knapp neben diesem Grabtumulus liegt auf der nördlichen Seite ein kleiner, 1 M. hoher, in der Mitte flacher Hügel von 27 M. im Umfang.

Nr. II. Etwa hundert Schritte von der vorigen Stelle entfernt, erhoben sich am nördlichen Rande der Hügelgruppe einige kreisförmig gestellte Granit- und Quarzitgesteine aus der Erde und umgaben eine flache, über einen halben Meter hohe, mit Bäumen bewachsene Erderhebung von 22 M. im Umfange. Beim Graben zeigte sich auf 4 cm. Dicke Walderde, unter welcher eine 70 cm. mächtige Lage von aschiger und angebrannter Erde und dann eine Kohlenschichte mit Asche folgte, die sich als Rest eines Feuerherdes erwies. Da darin seitlich einige Fragmente einer Schüssel angetroffen wurden, so könnte dieser Feuerherd als Leichenschmausplatz angesehen werden; Knochenreste fehlen darin jedoch.

Die Schüssel besteht aus mit Sand und Kohle vermischtem Lehm und ist innen und aussen schlecht mit Graphit angestrichen; Wanddicke = 0·3—0·4 cm.; von freier Hand gemacht und ungebrannt; ihre Dimensionen lassen sich nicht bestimmen, doch war sie nicht gross. Daneben lag eine 6 cm. lange und beinahe ebenso breite, dünne, gebrannte Quarzitplatte.

Nr. III. An der äussersten Grenze der Hügelgruppe erhob sich im Nordosten ein 1 M. hoher und 2 M. breiter Steinkranz von 6·5 M. im Durchmesser und 30 M. im Umfang. Die Innenfläche des Steinkranzes erhob sich wenig über die Aussenfläche und zeigte beim Graben zunächst eine schwache Lage Walderde, worauf eine bis 5 cm. dicke, mit einigen Kohlen- und Scherbenstückchen untermischte Aschenschichte folgte, darunter folgte Naturboden. Es scheint, dass dies ein Verbrennungsplatz war.

Nr. IV. Ein gegen die Mitte der Gruppe gelegener, kleiner Grabhügel von 35 M. im Umfang und etwas über 1 M. Höhe zeigte einen schwachen Steinkranz mit viel Lehm und mitunter grossen eingestreuten Kohlenstücken; in der Mitte lag im Bodenniveau der Leichenbrand und nicht ein Scherben oder ein sonstiger Rest war dabei.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass bald auch die übrigen Grabhügel dieser Gruppe systematisch durchforscht werden.

Bevor ich diese Gegend verlasse, erlaube ich mir noch zu constatiren, dass ich in Begleitung des Herrn Verwalters Olschbauer auf der nördlich vom Schlosse Kurzweil und nordöstlich von Netolic gelegenen Anhöhe Silberberg zwei Reihen ziemlich mächtiger Grabhügel vorfand, die sich in nordost-südwestlicher Richtung hinziehen und, wie es scheint, im Baue mit der Čichticer Nekropole übereinstimmen.

Bei einem von hier nach dem aus einigen Häusern bestehenden Orte Hradiště unternommenen Abstecher wurde mir ein grosses, westlich gelegenes, von einem Graben und niedrigem Erdaufwurf viereckig eingeschlossenes Feld als Hradiště gezeigt, dessen Errichtung der Geschichte anheimfällt und nichts mit unseren Forschungen gemein hat; dagegen soll ein Bauer östlich von dem Orte eine Grube mit vielen Knochen mitten im Felde gefunden und die letzteren verscharrt haben, auch soll auf der südöstlichen Anhöhe noch vor Kurzem ein grosser Tumulus gestanden sein.

Grabhügel nördlich von Frauenberg.

Die Befestigungswerke dieser Gegend, welche oben besprochen worden sind und welche nur durch die vereinigte Kraft einer zahlreichen Bevölkerung hergestellt werden konnten, deuten darauf hin, dass auch noch andere Spuren dieser Bevölkerung vorhanden sein müssen, und wirklich ist die Gegend ungemein reich an Grabhügeln. So sind mir nur während der verflossenen Ferien die nachstehenden Gruppen von Grabhügeln am linken Moldauufer bekannt geworden. Im Litoradlicer Revier: in den Waldabtheilungen Shořová, Janoch Berg und Ovčácká pláň. Im Burkholzer (Purkarec) Revier: auf dem breiten Gebirgsrücken vom Walde Hřeben bis zum Heger Krejcárek, besonders in den Waldabtheilungen „u buku", „an der Schneisse" und „na spáleništi"; ferner bei Křtěnovo, bei Albrechtic und bei Protivin. Am rechten Moldauufer: Bei Kostelec, östlich vom Orte, südlich vom Orte, im „Černý les"; bei Hrožnovic, Einschichte Rudáček; bei Poňešic im Walde Háj, im Walde Voburka; bei Radonic im Walde Království. Fast alle diese Nekropolen liegen am fürstlich Schwarzenbergischen Boden.

Es sind schon früher von verschiedener Seite einzelne der kleineren Hügelgräber hie und da geöffnet worden, da man jedoch nur Gefässscherben vorfand, mit denen man nichts anzufangen wusste, liess man die übrigen Hügel zum Glücke unberührt. Der dir. Lehrer in Kostelec, Herr Anton Kolář, welcher das in seinem Besitze befindliche Buch: „Franciscus Pubitschka, Chronologische Geschichte Böhmens unter den ersten Prager Bischöfen, III. Th., Leipzig und Prag 1772" gelesen und darin S. 478 Abbildungen von bei Königgrätz gefundenen Urnen und Bronzen gefunden, hatte bei seinen vor meiner Ankunft in Kostelec in der östlichen Gruppe vorgenommenen Ausgrabungen mehr Glück, fand Bronzen, verstand auch die Scherben zu schätzen und dieselben sehr gut zusammenzustellen und die Gefässform zu finden. Herr Kolář erklärte sich auch sofort bereit, die von ihm bereits gefundenen Objecte dem fürstl. Museum in Ohrad zu überlassen. Ich selbst unternahm, da keine Aussicht auf eine Aufheiterung des Himmels vorhanden war, sofort bei theilweisem Regen mit 10 Arbeitern die Ausgrabung eines Hügels dieser Gruppe.

1. Grabhügel bei Kostelec, östliche Gruppe.

Grabhügel Nr. III. Derselbe befand sich in der östlichen, auf einer hübschen, mit Feldern bedeckten Anhöhe, gelegenen Nekropole, in welcher Herr Kolář 28 Grabhügel zählt und zwar 17 bedeutende, 7 kleinere und 4 theilweise (durch Regenwasser und durch Ackern) abgetragene. Unser Hügel gehörte zu den grösseren und gut erhaltenen, war aber durch Regenwasser etwas abgetragen. Derselbe bedeckte eine Fläche von 50 □ M., war etwas über 1 M. hoch und lag im Osten der Gruppe. Zunächst wurde ringsherum ein aus grossen Steinblöcken bestehender niedriger Steinkranz blossgelegt und hierauf begann die Abtragung von oben. Nach Entfernung von kaum 30 cm. Erde und Lehm kam östlich eine grosse Schüssel (Taf. II, Fig. 27) zum Vorschein, welche fast unverletzt dastand; diese wurde ringsherum blossgelegt, der Luft ausgesetzt und hierauf mit dem aschig-lehmigen Inhalt in einen Tragkorb auf Heu gelegt und nach Frauenberg geschickt. Nicht weit von dieser Stelle kam eine zusammengedrückte Urne mit Deckel zum Vorschein (Taf. I, Fig. 19 a), die einen kleinen Liebesnapf (Taf. II, Fig. 26) in sich barg, der mit aschiger Erde und wenigen (zufälligen?) Steinchen gefüllt war; ringsherum standen noch zerstreut verschiedene Beigefässe, die nur Erde, einstens wahrscheinlich Nahrungsmittel, als Liebesgaben enthielten; dieselben sind auf Taf. I abgebildet und zwar: ein Becher mit Henkel (Fig. 21), eine Schale mit Henkel (Fig. 22), eine kleine flache Schüssel (Fig. 23), eine mittelgrosse, rundliche Schüssel (Fig. 25) und eine flache Schüssel (Fig. 24), alle ohne Ornament. Weiter entfernt kam eine kleinere, schön verzierte Urne (Fig. 20 a) mit Asche und Knochenstückchen vor. Gegen die Mitte des Hügels zu standen die Gefässe auf flachen Steinen; ein innerer Steinkern war nicht vorhanden. Einige der kleineren Gefässe waren ganz, andere waren verfallen und sehr mürbe und es konnten des Regens wegen die zusammengehörigen Scherben überhaupt nur mit Mühe gesammelt werden. Herr Ant. Kolář hat dieselben später, soweit möglich, zusammengestellt und mir das ganze Materiale sammt Zeichnungen zugeschickt.

Durch Herrn Förster Franz Kroh und Herrn Kolář wurde der Rest des Hügels ganz abgetragen, wobei man weder Scherben, noch Bronzen, noch sonst etwas mehr vorfand.

Dieser Grabhügel lieferte also nur Thongefässe, und zwar eine grosse und eine kleine Urne, beide von schöner Arbeit und mehr als sieben andere, meist kleinere Gefässe gewöhnlicher Arbeit, die um die grosse Urne zerstreut standen und mit Lehm bedeckt waren.

Nachstehend folgt die Beschreibung dieser Thongefässe:

1. Die grosse Urne (Taf. I, Fig. 19a) ist in ihrem unteren Theile aus mit Sand und Kohle gemengtem Lehm verfertigt und an der Oberfläche beider Seiten mit geschlemmtem Lehm überzogen; je höher hinauf, desto dicker wird dieser Ueberzug, so dass die obere Hälfte der Urne ganz aus geschlemmtem Lehm besteht. Die Innenwand ist röthlich, äusserlich ist die obere Hälfte mit Graphit angestrichen. Die kettenförmige Verzierung, welche an etruskische Motive erinnert, dürfte wahrscheinlich mit einem stumpfzähnigen Rad eingedrückt sein. (Die flachen eingedrückten Scheibchen an den Ecken der Ketten längs der Mitte der Verzierung sind in der Zeichnung undeutlich ausgefallen.) Die untere Hälfte der Urne besitzt eine Wanddicke von 0·5 cm., höher wird die Wandung dünner und der Rand besitzt wieder die untere Dicke. Gearbeitet ist die Urne sehr sorgfältig von freier Hand und ist nicht gebrannt; der Boden fehlt, seine Form lässt sich jedoch ergänzen.

$H = 31‰$, $B = 12‰(?)$, $gD = 36‰$, $Md = 19·8‰$ (mit Rand).

2. Der zu dieser Urne gehörige Deckel (Taf. I, Fig. 19*b* u. *c*) ist in der Mitte mit einer Oeffnung versehen, ebenso befinden sich kleine runde Löcher an den Ecken, wo die innen befindlichen Verzierungsketten, welche denen an der Urne analog sind, zusammenstossen; derselbe ist durchschnittlich 0·3 cm. dick, aus geschlemmtem Lehm von freier Hand gemacht und sieht wie schlecht gebrannt aus.

3. Das kleine Näpfchen (Taf. II, Fig. 26), welches sich in dieser Urne befand, ist aus gelbem, fein sandigem Lehm von freier Hand verfertigt, ungebrannt und aussen schwach mit Graphit angestrichen.

$H = 55‰$, $B = 3‰$, $gD = 7·6‰$, $Md = 5·8‰$, $Wd = 0·4‰$.

4. Der Becher mit Henkel (Taf. I, Fig. 21) ist aus mit Sand vermengtem rothen Lehm von freier Hand gemacht und ungebrannt; grobe Arbeit.

$H = 7‰$, $B = 5·5‰$, $gD = 10‰$, $Md = 9‰$ (sammt dem Rand ohne Henkel), $Wd = 0·6‰$.

5. Die Schale mit Henkel (Taf. I, Fig. 22) ist aus mit Kohle und Sand vermengtem Lehm von freier Hand gemacht und ungebrannt, aussen gelb, innen grau angestrichen; grobe Arbeit.

$H = 6·5‰$, $B = 5‰$, $gD = Md = 10‰$ (sammt dem Rand ohne Henkel), $Wd = 0·6‰$.

6. Die grosse Schüssel (Taf. II, Fig. 27) ist aus bräunlichem Lehm von freier Hand gemacht, ungebrannt, einfach, ohne Verzierung, aussen gelb.

$H = 11‰$, $B = 11‰$, $gD = Md = 35‰$, $Wd = 0·8‰$.

In dieser Schüssel lag merkwürdiger Weise eine zweite, kleinere Schüssel von derselben Form und ebenso gearbeitet, dieselbe enthielt nur Lehm mit einigen Kohlenspuren.

$H = 7‰$, $B = 7‰$, $gD = Md = 30·5‰$, $Wd = 0·7‰$.

7. Ein Schüsselchen (Taf. I, Fig. 23), aus mit etwas Kohle gemengtem Lehm, von freier Hand verfertigt, ungebrannt; aussen und innen mit rothem Lehm angestrichen.

$H = 3·5‰$, $B = 4·5‰$, $gD = Md = 15‰$, $Wd = 0·4‰$.

8. Eine mittelgrosse Schüssel (Taf. I, Fig. 25) ist aus mit Sand vermengtem Lehm von freier Hand verfertigt, ungebrannt.

$H = 7‰$, $B = 6·8‰$, $gD = Md = 21‰$, $Wd = 0·5‰$.

9. Eine flache Schüssel (Taf. I, Fig. 24) aus geschlemmtem Lehm innen und aussen mit hellrothem Lehm angestrichen, ungebrannt, scheint aussen mit schwärzem Ornamentanstrich versehen gewesen zu sein.

$H = 4·3‰$, $B = 13·5‰$, $gD = Md = 21·6‰$, $Wd = 0·5$ und $0·7‰$.

10. Eine kleine, sehr zierliche Urne (Taf. I, Fig. 20*a* und *b*) mit Asche und Knochenstücken, aus geschlemmtem Lehm, ist innen gelbroth angestrichen, aussen mit Graphit überzogen, von freier Hand gemacht, nicht gebrannt. Die ganz eigenthümliche Verzierung dieser niedlichen Urne ist schön durchgeführt und wichtig. Unter dem Halse läuft eine tiefe und ziemlich breite Linienfurche im Zickzack, welche mit Graphit geglättet ist; die nach oben gekehrten Winkel sind mittelst eines feinen, zartzähnigen, neunzähligen Kamminstrumentes mit zarten, parallel zu einer Seite verlaufenden Strichen ausgefüllt, wodurch nach oben gestrichelte Dreiecke entstehen; innerhalb des nach unten gekehrten Winkels ist eine flache Scheibe, 0·8 cm. im Durchmesser, eingedrückt, um welche kreisförmig zehn kleine, 0·2 cm. weite Scheibchen eingedrückt erscheinen; an den unteren Ecken des Zickzacks sind grössere Scheiben von 1 cm. Durchmesser ebenfalls eingedrückt, in ähnlicher Weise wie die Scheibchen an den Kettenecken der Fig. 19*a*; alle diese Scheiben und Scheibchen sind mit Graphit

stark glänzend ausgeglättet. Das so entstandene, sehr zierliche und sorgfältig gemachte Ornament mahnt an orientalischen Einfluss. Schliemann bringt in seinem Werke „Mykenae“ [1]) auf Taf. XV, Nr. 78 die Abbildung eines Thongefässfragmentes mit bemaltem Ornament, das zu sehr an das vorstehende mahnt; es verlaufen dort unter der Halslinie des Gefässes Dreiecke, welche mit dicken, parallel zu zwei Seiten verlaufenden Strichen ausgefüllt sind, so dass ein Netzdreieck entsteht, zwischen diesen Dreiecken befinden sich Kreisflächen, die von runden Scheibchen umstellt erscheinen, wie an unserem Exemplare, nur dass dort die Zeichnung gemalt ist. Aehnliche Zeichnungen zeigen noch Taf. XII, Fig. 56 und Fig. 74 desselben Autors. $H = 11{\cdot}4‰$, $B = 4{\cdot}4‰$, $gD = 19{\cdot}6‰$, $Md = 11‰$, $Wd = 0{\cdot}4‰$.

Ein 1·3 Cm. dicker Graphitscherben war an den Kanten vollständig abgerundet, derselbe besteht fast aus reinem Graphit und muss einem grossen Gefässe angehört haben. Dieser Scherben gelangte sicherlich in zertrümmertem Zustande in den Grabhügel.

Nr. I. Der erste Grabhügel lag im Westen der Gruppe, also dem jetzigen Orte zunächst, bedeckte eine Fläche von 90□ M. und war sehr flach; derselbe war mit kleinem Gestein bedeckt und mit Gebüsch bewachsen. Unter den Gebüschwurzeln fand man eine kleine Urne (Taf. I, Fig. 8) mit Asche und kleinen Knochen. Dieselbe ist aus mit Sand und Kohle vermengtem Lehm von freier Hand gemacht, ungebrannt. $H = 8‰$, $B = 3‰$, $gD = 11{\cdot}6‰$, $Md = 6‰$, $Wd = 0{\cdot}7‰$.

Der dazu gehörige Deckel ist in der Mitte etwas vertieft, besteht aus demselben Materiale; ist aussen gelb, innen schlecht mit Graphit angestrichen. Die Verzierung besteht aus verticalen, einfachen, eingeritzten Strichen.

$gD = 9{\cdot}5‰$, $Wd = 0{\cdot}7‰$.

Diese kleine Urne, offenbar mit den Resten eines Kindes versehen, enthielt noch eine kleine Bernsteinperle, welche ich bei Herrn Kolář in zerfallenem Zustande vorfand und in ein Gläschen verschloss. Ferner befand sich hier eine kleine Perle von 1·3 cm. im Durchmesser, aus einer festen, schön gelb gefärbten Steinmasse gedreht (Taf. I, Fig. 9 *a* u. *b*). Dieselbe besitzt eine kleine Oeffnung und seitwärts ein sehr kleines Grübchen und zeigt eine dunkle, unter der Lupe in's Grünliche metallisch schimmernde Zeichnung (Taf. I, Fig. 9 *b*), welche der Perle eingebrannt zu sein scheint, mit Schriftzeichen einige Aehnlichkeit besitzt, sicherlich aber eine symbolische Bedeutung hat. Wenn ich überhaupt eine Vermuthung darüber auszusprechen mir erlaube, so wäre es die, dass die vordersten zwei längeren Striche mit dem Kopfe vielleicht einen Hirsch darstellen sollen, während die nachfolgende Zeichnung das Hirschgeweih, wie ich glaube, ziemlich deutlich darstellt; da das letztere des Raumes wegen nicht dem Kopfe aufgesetzt werden konnte, wurde es hinter das Thier gezeichnet; die folgende, einzeln stehende, kurze Zeichnung dürfte dann einen jungen Hirsch versinnlichen. Bei der bekannten Wichtigkeit des Hirsches für die prähistorischen Völker wäre diese Deutung nicht unmöglich, besonders da der Hirsch auch in Sagen verschiedener Völker eine Rolle spielt. Auch Schliemann (Mykenae) bildet mehrfach Hirsche ab.

Die vorstehende Perle war bereits im Besitze des Herrn Bezirksschulinspectors Martin Sědlák in Budweis, welcher selbe auf mein Ersuchen freundlichst dem fürstl. Museum überliess.

Nr. II. Ein grosser, am südlichen Abhange situirt gewesener Grabhügel mit einem Steinkranze und einem Steinkegel in der Mitte, bedeckte eine Fläche von 70□ M. und war über 1 M. hoch. Derselbe lieferte 50 Cbm. Quarzgestein. Innerhalb des Steinkegels lagen gleich oben Scherben, darunter befand sich eine zerdrückte Urne mit Erde und Kohlenstückchen und mehrere zerdrückte Beigefässe mit Erde gefüllt; zwischen diesen zerdrückten Gefässen lagen Bronzeobjecte, welche die Spuren des Feuers deutlich zeigen, nebst einigen kleinen Bernsteinperlen. Es ist fraglich, ob alle diese Bronzeobjecte in der Urne, oder ob einige in den Beigefässen lagen, oder ob sie sich ursprünglich zwischen denselben befanden.

Bronzeobjecte: Eine kleine, mit sehr schöner Patina versehene Dolchklinge (Taf. I, Fig. 10) ist 12·5 cm. lang, 2·4 cm. breit und so wie die von Čichtic mit zwei groben Nietnägeln für den Handgriff versehen, in dem die Klinge auf 1·7 cm. Länge steckte; die Mitte der Klinge ist schwach kantig erhöht. Die Klinge ist in Grösse nahezu gleich jener bei Böhmisch-Brod gefundenen Dolchklinge, von der oben die Rede war, doch ist auch ihre Form blattförmig. Derartige Dolche kommen in den Terremare Italiens vor (Strobel, Pigorini).

Ein schön patinirtes Messer (Taf. I, Fig. 11) ist leider unvollkommen erhalten; sein Griff, welcher einen sehr primitiven Guss verräth, besteht aus einem flachen, 0·5 cm. dicken Ring von 3·5 cm. äusserem

[1]) Dr. Heinrich Schliemann: Mykenae. Leipzig 1878.

und 1·8 cm. innerem Durchmesser, an welchen sich der 2·5 cm. lange, 1·8 cm. breite eigentliche, längsgerippte Griff anschliesst; dieser geht allmälig in die flache, kaum 0·1 cm. dicke Klinge über, welche allseitig abgebrochen ist, so dass die Form derselben nicht eruirbar war; man sieht auf der einen Seite ganz deutlich, dass diese Klinge mit einem rundlich flachen, glatten Instrumente der ganzen Flächenausdehnung nach geklopft wurde, um die Klinge möglichst dünn zu gestalten. Die Gesammtlänge beträgt 13·5 cm., mag jedoch ursprünglich bedeutender gewesen sein. Es dürfte ein Rasirmesser sein.

Ein kurzes quadratisches Prisma von 3 cm. Länge und 0·3 cm. Dicke (Taf. I, Fig. 12) ist bis auf den innersten Kern zersetzt, welcher an einem Ende in Form einer Nadelspitze aus der Patina hervorragt; vielleicht ist dies ein Stück eines abgebrochenen Bronzemeissels.

Eine sehr schön patinirte Armspange (Taf. I, Fig. 14) von elliptischer Form, 6·4 cm. äusserem, grösserem Durchmesser, hat einen runden, oben 0·6 cm. dicken Körper, der an den offenen Enden spindelförmig sich verengt. Die Verzierung besteht aus Gruppen von einfachen, vertieften Querstrichen, welche auf der einen Seite deutlicher als an der anderen hervortreten; der Rücken ringsherum ist nicht verziert.

Eine zweite, etwas schwächere Armspange (Taf. I, Fig. 13) ist sehr stark angegriffen; dieselbe ist ähnlich geformt wie die vorige, zeigt jedoch eine viel schwächere Verzierung, aus Strichgruppen bestehend; ist im Körper 0·5 cm. dick und hat 6 cm. im längeren, äusseren Durchmesser. Dieselbe erinnert an die Armspange von Čichtic.

Thongefässe: Die Urne (Taf. I, Fig. 15) ist aus braunem, mit feinem Sand vermischtem Lehm von freier Hand verfertigt, ungebrannt; innen schwach mit gelblichem Lehm, aussen unvollkommen mit Graphit angestrichen. Die Verzierung besteht aus zwei mit einer Gabel eingeritzten herumlaufenden Strichen, unter denen schief eingeritzte kurze Striche verlaufen, — Nachahmung des Strickornamentes. Die beiden kleinen Henkel und der über diesen einfach glatt aufsteigende Hals erinnern zwar an einzelne Urnen des Urnenfeldes von Korunka Jelení an der stillen Adler [1]), woselbst Smolík auch kleine Bronzepfeilspitzen vorfand (und durch diese wieder an ähnliche Vorkommnisse in den Gräberfeldern von Libochovan in Böhmen, ferner in Sachsen, in der Lausitz etc.); allein der untere Theil ist dort bauchig und nicht einspringend wie hier, auch ist dort die Verzierung mannigfaltiger, reicher, vorgeschrittener und erstreckt sich gewöhnlich auf das ganze, breite Mittelfeld.

$H = 20{\cdot}8‰$, $B = 10{\cdot}4‰$, $gD = 22‰$, $Md = 15‰$, $Wd = 0{\cdot}5‰$.

Ein kleines urnenartiges Gefäss ist nur durch ein grösseres Fragment vertreten, doch ist die Form daraus darstellbar (Taf. I, Fig. 16); dasselbe ist aus mit Kohle, Graphit und Sand gemengtem Lehm grob von freier Hand gearbeitet, aussen und innen nicht angestrichen; unter der Mündung, zu welcher offenbar ein Deckel gehörte, läuft eine dreieckige Wulst herum.

$H = 10‰$, $B = 8‰$, $gD = 11{\cdot}6‰$, $Md = 9‰$, $Wd = 0{\cdot}8‰$.

Ein kleiner Topf oder Becher, dessen Boden und einzelne Wandstücke erhalten sind (Taf. I, Fig. 17), ist aus mit grobem Sand und mit Kohle versetztem, dunklem Lehm von freier Hand verfertigt und aussen und innen mit rothem Lehmüberzug versehen, ein loser kleiner Henkel dürfte dazu gehören; ungebrannt.

$H = 8{\cdot}5‰$, $B = 7{\cdot}5‰$, $gD = 10{\cdot}7‰$, $Md = 8{\cdot}5‰$, $Wd = 0{\cdot}7‰$.

Eine kleine Schüssel (Taf. I, Fig. 18) besteht aus demselben Materiale wie das letztgenannte Gefäss, ist aussen mit gelbem, innen mit grauem Lehm überstrichen, von freier Hand verfertigt, ungebrannt.

$H = 5{\cdot}8‰$, $B = 7{\cdot}5‰$, $gD = Md = 17‰$, $Wd = 0{\cdot}8‰$.

Andere Fundobjecte. Die Bernsteinperlen zerfielen und ich fand keine mehr vor. Weiters wurden in diesem Grabhügel gefunden: ein 6 cm. langer, halbelliptischer, mit scharfer Kante versehener kalkiger Sandstein, der sicherlich als Wetzstein fungirte; ferner eine 12·5 cm. lange, unregelmässig geformte flache Stange einer abfärbenden, weichen, mageren, kalkhältigen, weissen Masse, die wohl zur Ausfüllung der vertieften Striche an der Urne gedient haben mochte. Endlich kamen zwei Stücke Schlacken vor, von denen die eine ein glasartiges Aussehen hat, eisenarm und sehr leicht ist; die andere ist schwer, metallisch glänzend, stark eisenhältig. Da ich beide Schlacken selbst zwischen dem bereits aufgeschlichteten Gestein des Grabhügels vorfand, so ist es nicht unbedingt sicher, dass sie aus dem Grab-

[1]) Siehe J. Smolík: Hroby u stanice „Korunka Jelení" Památky etc. XI, Heft 13, Taf. XXVI, Fig. 2 und 3, ferner Fr. Heger: Ausgrabungen auf dem Urnenfelde von Neudorf bei Chotzen. Fünfter Bericht der prähist. Commission etc. Sitzungsber. der kais. Akad. d. Wissensch. Wien LXXXV. Maiheft. Taf. IV, Fig. 2.

hügel stammen, obwohl an ein zufälliges Hinzutreten derselben nach vollendeter Abtragung des Grabhügels kaum zu denken ist, weil in der ganzen Umgebung keine Schlacken oberflächlich zu finden sind.

Im Spätherbste sind noch über Anordnung des Herrn Oberforstmeisters Franz Hoydar fünf Hügel dieser Gruppe unter der Leitung der Herren Kolář und Kroh aufgegraben worden.

Nr. IV und V zeigten denselben Bau, wie die vorigen Hügel, nämlich einen Steinkranz und in der Mitte einen Steinkegel; der erstere hatte eine Fläche von 40□M., der letztere von 55□M. Man fand aber, ausser einigen zerstreut liegenden Scherben und vielen Kohlen in Nr. IV, nichts. Beide dürften bereits etwas abgetragen worden sein.

Nr. VI. Vom selben Bau; einige Centimeter unter der Oberfläche zeigte sich eine Menge von zerstückelten und durchweichten Scherben, die nicht weiter zusammensetzbar waren; stark abgetragen; 40□° Fläche.

Nr. VII. Ohne Steinkranz. Ueber diesen Hügel wurde schon geackert. Nahe der Oberfläche kamen kleine Bronzeobjecte zum Vorschein und zwar: vier Stücke Pfeilspitzen mit centraler, weit gegen die Spitze hinaufreichender Dülle; ein Stück erhielt ich ganz zerfallen, die drei anderen ziemlich beschädigt, da das Metall auch im Innern vollständig durch Patina ersetzt war; ich liess dieselben sofort mit Leimwasser tränken. Höchst interessant ist es, dass in der Dülle von allen drei Pfeilen noch das braune, ziemlich feste Pfeilholz vorhanden ist, welche Erhaltung ich theils der halben Verkohlung, theils der im Laufe der Zeit erfolgten Imprägnirung mit Cementwasser zuschreibe.

Taf. II, Fig. 28 u. 29 zeigen die zwei besterhaltenen Pfeilspitzen, deren gegenwärtige Länge 2·5 cm. beträgt; die eine ist dreieckig, die andere blattförmig.

Die kleine Bronzespirale (Taf. II, Fig. 30) besteht aus 1 mm. dickem Draht und misst 1·3 cm. im Durchmesser; auch diese ist ganz zersetzt.

Zwischen dem Steinkern fand man noch einige Knochenstückchen und sonst gar nichts. Ich glaube, dass auch von diesem Hügel die oberste Schichte mit den Gefässen bereits abgetragen war.

Eine ähnliche, jedoch grössere Pfeilspitze wie Fig. 28 wurde nebst einem Bronzeschwerte im Grabhügel Nr. 2 am Hladomři bei Bovic und eine ähnliche wie Fig. 29, jedoch von rhombischer Form mit Resten des Pfeilholzes in Křtěnovo bei Moldautein gefunden. (Památky 1882, XII, Heft 4.)

Die Spirale könnte von einem Fingerringe herrühren, der ursprünglich aus zwei Spiralrosen bestand, wie ein solcher in dem im Jahre 1880 abgetragenen, oben besprochenen Grabhügel mit Steinkern von Ober-Metelska bei Bischofteinitz gefunden wurde und wie ihn Smolik a. o. a. O. Taf. VIII, Fig. 5 abbildet, oder von einer Fibel, wie solche Hochstetter in der Nekropole von Watsch gefunden hat.

Nr. VIII. Einer der grössten Hügel mit Steinkranz und Steinkegel; derselbe lieferte gleich oben eine Menge meist zusammenstellbarer Gefässscherben. Darunter eine Urne von der Form und Grösse der in Hügel III vorgefundenen grossen Urne, jedoch ohne Verzierung. Dieser Grabhügel, über den ebenfalls bereits geackert wird, wird im nächsten Frühjahre noch vollständig durchsucht werden.

Aus den Grabhügeln Nr. I, II, III, IV und VI sind bereits 245 Cbm. Steine gewonnen worden, vorherrschend Quarzit, nur hie und da ein Stück Granit, Gneis oder Kalk.

Nr. IX. Vor vielen Jahren wurde dieser nahe der Mitte gelegene Grabhügel, welcher der grösste gewesen sein soll, der Steingewinnung wegen abgetragen, wobei viele Bronzeobjecte gefunden worden sein sollen, „Ringe und Bleche“, die theils zum Schmied wanderten, theils auf dem Riemenzeug der Pferde und Ochsen als Schmuck befestigt wurden. Gegenwärtig ist nichts mehr davon vorhanden. Aus den gewonnenen Steinen wurde eine ganze Bauernhütte aufgebaut. Ein Stück angebrannten Marmors fand noch Herr Kolář an dieser Stelle.

Die noch vorhandenen Grabhügel dieser interessanten Gruppe werden wohl sehr bald untersucht werden müssen, weil sie mitten im bebauten Felde liegen und von den Eigenthümern demolirt werden.

Die im „Černý les“ bei Kostelec gelegenen Hügel, über 20 an der Zahl, sind im Halbkreis geordnet. Herr Kroh hat im Spätherbste drei geöffnet, hat aber weder Scherben noch Steine darin gefunden. Ich hoffe dieselben, sowie die südlich von Kostelec gelegene Gruppe in den nächsten Ferien zu untersuchen.

2. Grabhügel im Revier von Radonic.

In der Waldabtheilung Království, westlich von Drahotěšic, befinden sich neun grosse Grabhügel, von denen ich einen bis zur Mitte frisch angegraben vorfand. Derselbe zeigte einen meist aus Quarzit bestehenden Steinkranz; Scherben fand ich an den entblössten Stellen nicht.

3. Grabhügel im Revier von Poňešic.

In der Waldabtheilung Voburka befindet sich nordöstlich vom Dorfe Vlkov in der Richtung gegen

Drahotěšic eine Gruppe von 15, nicht bedeutend grossen Grabhügeln, von denen ich zwei öffnen liess.

Nr. I. Umfang bei 25 M., etwas über 1 M. hoch, vollkommen rund und unversehrt. Derselbe erwies sich als ein Erdhügel, der blos aus Lehm und Erde bestand; in der Mitte fand sich im Niveau des umgebenden Bodens der Leichenbrand, bestehend aus Asche mit viel Kohle und sonst gar nichts; ich liess noch einen halben Meter tiefer graben und stiess auf Gneis.

Nr. II. Grösse und Umfang des vorigen Grabhügels; oben rund, vollkommen unversehrt. Derselbe bestand im südöstlichen Drittel aus einer Steinsetzung, im Uebrigen aus Lehm. Im Lehm fanden sich Kohlenfragmente, ein grober, 11 mm. dicker, abgewetzter, sandiger Graphitscherben und einige durch Kohlenstaub schwarz gefärbte Scherbenstücke; in der Mitte war nichts zu finden, auch nicht unter dem Niveau bis zu 60 cm. Tiefe; unter der Steinsetzung lagen Kohlen mit etwas Asche, also der Leichenbrand, aber in geringerer Menge als in dem vorigen Hügel.

Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, dass Herr Szombathy [1]) bei seinen fast gleichzeitigen Grabungen zu Wies in Südsteiermark ganz gleich gebaute Grabhügel, wie die vorstehenden zwei, mit denselben Resultaten mitten in einer grösseren Nekropole vorfand.

Etwas südlicher von dieser Stelle soll sich in der Waldabtheilung Vosikova eine Nekropole von beiläufig 40 Grabhügeln vorfinden.

Im Walde „Háj" bei Poněšic hat Herr Kroh im Spätherbste in einer Gruppe von Grabhügeln den grössten, Nr. I, abzutragen versucht. Derselbe war oben in der Mitte vertieft und bestand aus einem mächtigen Steinkranz, innen aus einem Steinkegel. In dem Berichte hierüber heisst es: „Die Scherben kamen ausser- und innerhalb des Steinkranzes und im Steinkegel vor; es war kein einziges ganzes Gefäss vorhanden, dagegen eine grosse Menge von Scherben, welche eben schon als solche in den Grabhügel gelangten, da oft in einem grossen Lehmklumpen ein einziges Bruchstück vorhanden war; andere Bruchstücke, die nebeneinander lagen, gehörten nicht zusammen, ja nicht einmal demselben, sondern verschiedenen Gefässen." In der That zeigen die eingesendeten Scherben die verschiedensten Formen und Stufen der Verfertigungsweise. Einige der wichtigsten Fragmente liess ich abbilden.

An der Basis des Steinkegels fand sich eine ähnliche, kleine Bronzespirale vor, wie sie oben bei Kostelec beschrieben wurde; dieselbe hat einen Durchmesser von 1·6 cm., der Draht ist kaum stärker; ferner kam innerhalb des Steinkranzes in der Aufschüttung ein plattes Bronzefragment zum Vorschein, welches ich für das abgebrochene Stück irgend eines Handgriffes halte. Obwohl beide Stücke Spuren des Feuers deutlich zeigen, sind sie doch nicht so stark zersetzt, wie die Objecte von Kostelec (VII).

Ein Wandfragment (Taf. II, Fig. 31) rührt von einem grossen Gefässe; es ist aus braunem, sandigem Lehm, wie es scheint, von freier Hand verfertigt und schwach gebrannt, innen zeigt es einen graubraunen Anstrich, aussen ist es schön hell rothgelb, mit der Hand geglättet; die einfache Verzierung besteht aus eingeritzten, kurzen, dicken, schiefen Furchen — nachgeahmtes Schnurornament. Wanddicke 0·9 cm. — Ein anderes Fragment zeigt etwas kürzere Furchen und ist aussen schön hellroth glatt gestrichen. Der schöne helle, glatte Anstrich an der Aussenseite beider Fragmente verräth zweifelsohne eine Nachahmung römischer Gefässe.

Ein anderes Fragment ist aus braunem, sandigem Lehm mit etwas Kohle verfertigt und rührt ebenfalls von einem grossen Gefässe her; innen ist dasselbe schön hellroth angestrichen, während die Aussenwand einen groben, unausgeglichenen Fingeranstrich zeigt; die Verzierung besteht aus grob in einer Wulst eingedrückten schiefen Strichen. Wanddicke 1·2 cm.

Ein Wandfragment (Taf. II, Fig. 32) besteht innen aus, mit viel Kohle vermengtem, geschlemmtem Lehm, aussen aus geschlemmtem hellgelben Lehm; als Verzierung laufen zwei Wülste herum mit kleinen queren Eindrücken; darunter befindet sich ein Dreieck, in welchem unsicher eingeritzte parallele Linien verlaufen. Wanddicke 0·7 cm.

Ein Randfragment (Taf. II, Fig. 33 *b*) besteht aus derselben Masse, ist mit einem Henkel versehen und grobe Eindrücke befinden sich in einer Wulst; dasselbe ist schwach gebrannt; Wanddicke 0·8 cm.

Ein Wandstück (Taf. II, Fig. 33 *a*) besteht aus, mit viel Kohle vermengtem Lehm und ist aussen und innen mit rothem Lehm angestrichen. Die Verzierung besteht aus verticalen, unschönen, eingedrückten Streifen in Gruppen zu je vier, über denen sich eingedrückte kleine Scheiben befinden; es scheint von freier Hand gemacht zu sein und ist schwach gebrannt. Wanddicke 0·6 cm.

Das Fragment (Taf. II, Fig. 34) stammt von einem grossen, grob gearbeiteten Gefässe, ist aus einem mit Kohle vermengten Lehm, wie es scheint,

[1]) Mitth. der Anthrop. Gesellsch. Wien 1882, XII. Bd. Heft III u. IV, pag. 176.

von freier Hand verfertigt, schwach gebrannt, aussen und innen matt dunkel.

Andere Fragmente bestehen aus mit Sand und Lehm vermengtem Graphit.

Sehr interessant sind die Fragmente eines Graphitgefässes. Taf. II, Fig. 35 *a* u. *b* zeigt ein Randstück desselben; es besteht aus unreinem Graphit, ist aussen und innen nicht angestrichen, auf der Drehscheibe verfertigt, der Rand ist schön nach aussen gebogen, scharf zugeschnitten. Als Verzierung laufen unter dem Halse zwei Reihen eingedrückter, gleichlaufender Blätter und darunter ein wellenförmiges schmales Band. Die Wanddicke beträgt 1·1 cm. Der Mündungs-Durchmesser beträgt bei 26 cm., der Durchmesser des vorliegenden Bodenfragmentes bei 16 cm.

Es scheint zweifellos zu sein, dass dieser Grabtumulus jünger ist als die östlich bei Kostelec gelegene Nekropole, wenn er auch denselben Bau zeigt, und dass er bereits theilweise oberflächlich durchwühlt wurde. Der schöne hellrothe und rothgelbe Anstrich der Thongefässe bekundet, wie gesagt, zu sehr einen römischen Einfluss in der Ausführung; dabei ist die Verzierung ziemlich einfach, vielfältig unbeholfen; doch glaube ich nicht, dass der Tumulus so jung ist, wie dies die gefundenen Graphittiegelfragmente beanspruchen. Dieselben stechen auffallend in der Technik von den übrigen Gefässfragmenten ab, kommen in Böhmen vielfach aus jüngerer Zeit vor; ich selbst constatirte das Vorkommen eines nahezu identischen Graphitgefässes in dem Urnen- und Aschenfelde von „Sv. Jan“ bei Netolic[1]), das ich in Folge anderweitiger Funde daselbst dem 8. oder 9. Jahrhundert n. Ch. zuzuschreiben mich veranlasst sah; ferners in Aschengruben derselben Gegend bei Libějic mit angebrannten Knochen von *Bos brachyceros* Rütimeyer und *Equus Caaallus minor* Woldřich. So jung ist unser Grabhügel in Háj keinesfalls und es musste also das besprochene Graphitgefäss in späterer Zeit in denselben gelangt sein, was durchaus nicht auffallend wäre, da es bekannt ist, dass mitunter in alte Grabhügel auch noch mehrere Jahrhunderte später wieder begraben wurde. Die Lage dieser Graphitscherben in der Mitte des Grabhügels unter der Vertiefung des Scheitels lässt diese Erklärungsweise zu. Da übigens der Hügel nur bis zur Mitte mittelst eines 1 M. breiten Grabens durchschnitten wurde, so dürfte die weitere Durchforschung desselben noch manche Aufklärung und wie es scheint auch manchen Fund bieten.

[1]) Slovanské pohřebiště u Netolic. Památky arch. Prag XII. Heft 4. 1882. Taf. VII, Fig. 20.

4. Grabhügel im Revier von Litoradlic.

In der Waldabtheilung „Shořova“ dieses Reviers untersuchte ich in einer Gruppe von Grabhügeln einen mittelgrossen Hügel im Umfange von circa 20 M. und 1 M. Höhe. Derselbe hatte eine längliche Form, war oben abgerundet und unversehrt. Der Durchstich erfolgte von W nach O. Es zeigte sich am Fusse desselben ein niedriger Steinkranz, vorherrschend aus Glimmerschiefertrümmern bestehend, und darunter lag auch ein defecter Mühlstein. Ueber dem Steinkranze war Lehm aufgeschüttet; im Osten kamen innerhalb des Steinkranzes in einer Tiefe von 80 cm. nicht zusammengehörige Topfscherben nebst einem Stückchen reinen Graphits vor; am Boden zeigten sich nur geringe Spuren von Leichenbrand, ich liess noch über einen halben Meter tiefer graben und fand nur Naturboden.

Unter den spärlichen Gefässscherben zeigte ein abgewetztes Wandstück aus braunem, sandigem, mit etwas Graphit versetztem Lehm einfache herablaufende Striche, auf der Innenseite verriethen die seichten concentrischen Furchen die Verfertigung des Gefässes auf der Töpferscheibe; die Wanddicke beträgt 0·6 cm.

Die anderen Fragmente bestanden aus demselben Materiale und verriethen eine grobe Arbeit; alle sind schlecht gebrannt.

Sehr interessant ist der Mühlstein, Taf. II, Fig. 36a und 36b. Derselbe gelangte bereits in zerbrochenem Zustande an Ort und Stelle und wurde wahrscheinlich wegen Mangel an Gestein zu dem schwachen Steinkranz verwerthet. Es scheint nämlich, dass, wie heute, auch schon zur prähistorischen Zeit die Gegend arm an Gestein war; der tiefe Untergrund der Umgebung besteht aus stark verwittertem Gneis, dem stellenweise kleine linsenförmige Schollen von Glimmerschiefer aufliegen; ich fand das Gestein nirgends zu Tage treten. Von dem Mühlstein selbst, welcher wohl schwerlich als Andenken einem fleissigen Müller mit in den Grabhügel gegeben wurde, ist etwas mehr als die Hälfte erhalten; derselbe besteht aus einem länglichen Block grobkörnigen Granits mit grossen Feldspathen. Das Gestein dürfte aus der nordöstlich über fünf Wegstunden bei Protivin und Albrechtic auftretenden Granitformation herrühren. Der Durchmesser des Mühlsteines beträgt bei 36 cm., die obere Seite ist natürlich abgerundet, nicht bearbeitet und besitzt ein 4 cm. weites, nach oben abgerundetes, excentrisches Loch zur Aufnahme der Mühlstange. Die Dicke des Steines beträgt 14 cm. An der

unteren ebenen, mit concentrischen, von der Bewegung herrührenden, Furchen versehenen Fläche befindet sich eine viereckige, 3 cm. lange und 3·5 cm. breite Vertiefung zur Aufnahme der Widerlage der Stange; die entgegengesetzte Stelle ist abgebrochen. Aehnliche Widerlagen kommen nicht nur an römischen, sondern an unseren heutigen Mühlsteinen (Laufern) vor. Die quergestellte Vertiefung ist jedoch nur unvollkommen, klein, abgerundet, und es befand sich, wie die Zeichnung zeigt, genau ihr gegenüber keine entsprechende Widerlager-Vertiefung.

Es ist kein Zweifel, dass das Fragment der Läufer (obere Scheibe) einer primitiven Handmühle ist.

Aehnliche Handmühlsteine wurden bei Kamp [1]) in Niederösterreich gefunden. Dieselben bestehen aus Gneis und sind mit einem runden oder länglichen Loch in der Mitte versehen. Dr. M. Much [2]) berichtet über zwei auf der bekannten Heidenstatt bei Eggenburg in Niederösterreich gefundene Mühlsteine, welche übereinander lagen, der eine mit einem runden, der andere mit einem viereckigen Loch.

Der vorliegende Mühlstein stammt von keiner römischen Handmühle; bei dieser hatte der Laufstein ein grosses Loch und war concav; gegenüber den prähistorischen Handmühlen von Kamp und von Heidenstatt zeigt unser Exemplar insoferne einen Fortschritt, als an der Unterseite neben dem Loche eine Widerlage angebracht und das Material ein geeigneteres ist, nämlich Granit. Mit Rücksicht auf die obere und seitliche Bearbeitung und das etwas excentrisch angebrachte Loch verräth dagegen unser Exemplar eine geringere Sorgfalt in der Bearbeitung, als die Handmühle von Kamp, die ich bei Besorgung der ersten Zusammenstellung und Anordnung der seinerzeitigen Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft so oft in Händen hatte.

Es dürfte nicht überflüssig sein, darauf zu erinnern, dass die Goralen in den Gebirgsgegenden Galiziens bis heute noch ganz ähnliche Handmühlen besitzen, wobei die im Laufsteine befestigte Stange von einer an der Decke des Zimmers befindlichen Gabel festgehalten und der Laufstein leicht mit der Hand auf dem unteren, ruhenden Stein gedreht wird. Dass hiebei das Getreide nur zu einer Art feinerer Grütze zerrieben wird, zeigt ein in meiner Sammlung befindliches ungesäuertes Haferbrod jener armen Gegend, das an Qualität einem Brod der Pfahlbauten im günstigsten Falle höchstens gleichkommt.

Jedenfalls datirt unser Grabhügel mit dem Mahlstein nicht sehr weit zurück, etwa in die letzten Jahrhunderte der Heidenzeit Böhmens.

5. Grabhügel im Revier von Burkholz.

In diesem an Grabhügelgruppen so reichen Revier unternahm ich einige Orientirungsarbeiten.

Im Walde „Hřeben“ fand ich in der Waldabtheilung „u buku“ in einer Gruppe einen theilweise aufgegrabenen Hügel von bedeutenderen Dimensionen; derselbe hatte einen Umfang von beiläufig 30 M. und eine Höhe von 2 M., bestand zur Hälfte aus Stein, nämlich in NO., und zur andern Hälfte in SW. aus Lehm. Derselbe war von SW. bis gegen die Mitte angegraben und es zeigten sich in der Mitte im Lehm kleine Scherben von dreierlei unverzierten Gefässen.

Im selben Revier fand ich in der Waldabtheilung „an der Schneisse“ einen der grössten Grabtumuli dieser Gegend. Derselbe hat einen Umfang von circa 64 M., von N. nach S. einen Durchmesser von 21 M.; er besteht aus einem mächtigen Steinkranz (Gneis und Quarzit) von über 2 M. Höhe, in der Mitte ist eine 6 M. breite runde Vertiefung. Um mich zu überzeugen, ob sich in der Mitte ein Steinkegel befindet, liess ich daselbst ein Loch über zwei Meter tief graben; nach der Walderde folgte eine schwache Steinlage und dann Lehm ohne Kohlen und ohne Scherben. Dieser gewaltigere Grabhügel müsste mit einer bedeutenden Anzahl von Arbeitern bei constantem Wetter in Angriff genommen und total abgetragen werden; ich zweifle nicht, dass man hiebei Funde machen wird, ob dieselben die bedeutende Arbeit lohnen würden, wer weiss das? Die Wissenschaft aber würde jedenfalls gewinnen

Nicht weit von dieser Stelle liess ich in der Waldabtheilung „na spáleništi“ einen mittelgrossen, sehr flachen Hügel angraben, von dem blos ein Steinkranz über die Umgebung hervorragte; die Mitte war vertieft; gegraben wurde von der Seite gegen die Mitte und hier 1 M. tief. Es zeigte sich gleich unter der Walderde Asche, dann folgten auch in der Mitte einzelne Steine, darunter folgte sandige Erde mit Holzkohle, darunter Lehm mit Kohlenspuren und hierauf reiner Lehm der Umgebung. Es dürfte ein Verbrennungsplatz gewesen sein.

---

[1]) Aug. Graf Breunner: Archäologischer Fund bei Kamp in Niederösterreich. Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft. Wien. B. I.

[2]) Ueber die Mühlsteine von Kamp. Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft. B. I.

6. Grabhügel bei Albrechtic.

Herr Bezirksschulinspector Martin Sedlák in Budweis überliess meiner Sammlung vier Bronzeobjecte, welche im abgelaufenen Sommer bei Albrechtic, zwischen Moldautein und Protivin gelegen, von dem Lehrer Herrn Thomas Porod gefunden wurden.

Ein offener Armring aus flachem, 0·5 cm. breitem und 0·4 cm. dickem Draht, Taf. II, Fig. 38, zeigt eine primitive, jedenfalls einheimische Arbeit; die Enden sind einfach abgehackt und zeigen als Verzierung einige nicht herumlaufende Querstriche. Die Patina ist stark, jedoch nicht schön, das Metall lichtgelb. Aeusserer, grösserer Durchmesser 7·2 cm. An einer Stelle des Ringkörpers befindet sich eine längliche, 1 mm. breite, tief in den Körper eindringende Vertiefung von ochergelber Farbe, die an Eisen mahnt. Dieser Armring wurde, wie mir Herr Porod schreibt, auf einem zehn Minuten nördlich von Albrechtic gelegenen Felde gefunden. Der Eigenthümer stiess beim Ackern auf Steine, zwischen denen mit Erde vermischter Lehm, Asche, kleine Kohlenstückchen, eine Menge dicker Gefässscherben und obiger Armring gelegen sind. Aeltere Leute erzählen, dass einst auf diesem und den umliegenden Feldern viele Hügel zerstreut lagen, über die geackert wurde. Herr Porod berichtet, dass man heute noch die erhabenen Stellen auf diesen Feldern erkennen kann, wo die Hügel standen. Es sind, wie obiger Fund bezeuget, offenbar Grabhügel, die noch so manches wichtige Object bergen und leider dem Untergange entgegengehen.

Eine halbe Stunde nördlich von Albrechtic kam, nachdem daselbst der Wald im Jahre 1882 abgetrieben wurde, eine Gruppe von Grabhügeln zum Vorschein. Ein solcher von 2 M. Höhe und 2·5 M. im Durchmesser wurde abgegraben; der Gipfel des Hügels war vertieft; unter der aufgeschütteten Erde zeigte sich ein Steinkranz; unter demselben war Lehm, an dessen Grunde Urnenfragmente, von denen nur wenige aufbewahrt wurden, zum Vorschein kamen, ferner Asche, Kohle und die nachstehenden Bronzereste.

Eine Nadel, Taf. II, Fig. 39, in der Mitte abgebrochen und sehr stark zersetzt; die dicke Patina nicht schön. Der Kopf ist flach, oben ohne Verzierung; unter demselben verläuft eine spiralförmig gewundene einfache Rinne, welche nach einer kurzen Unterbrechung tiefer wieder auftritt; die einander zugekehrten Enden der Spiralen sind von einem Kranz kurzer, schief gestellter Striche umgeben (an unserer Zeichnung undeutlich ausgedrückt), wodurch diese Nadel an jene vom Grabhügel in Čichtic erinnert. Die jetzige Länge beträgt 11·5 cm., der Durchmesser des Kopfes 1·6 cm.

Eine umgebogene Armspange, Taf. II, Fig. 40, ist aus rundem, 0·45 cm. dickem Draht verfertigt; die beiden Enden laufen spitz zu; der ganzen Länge nach verläuft eine Spiralrinne, die am Rücken schwächer ausgeprägt erscheint als an den Seiten. Die Patina ist stark, dunkel, nicht schlecht; äusserer grösserer Durchmesser 5·2 cm.

Ein sehr interessantes Object ist ein kleines Messer, Taf. II, Fig. 41. Wenn auch die Schneide desselben stark verletzt und die äusserste Spitze abgebrochen ist, so zeigt das Ganze doch die Form mit geschweiftem Rücken und eben solcher Schneide der Klinge; letztere ist auf der unteren Seite vollkommen glatt und eben, auf der obern Seite zeigt sie längs des Rückens zwei Rippen; letztere sind durch, mit freier Hand erzeugte Quereinschnitte schön verziert; die Einschnitte der oberen Rippe stehen mehr quer, die der unteren dagegen mehr schief — Strickornament. An dem Spitzenende der unteren Rippe sieht man deutlich, dass hier die Schneide nachträglich zugeklopft wurde, wahrscheinlich nachdem die Spitze stumpfer geworden ist. Einen Bronzegriff hatte das Messer nicht, sondern war an seinem Ende 1·5 cm. tief in irgend einem hölzernen oder beinernen Griffe mittelst zweier Bronzenieten befestigt, von denen nur eine, ohne Endknöpfe, vorhanden ist. Die Löcher für diese Nieten sind erst nach dem erfolgten Guss der Klinge durchgeschlagen worden, wie dies am unteren Rand derselben deutlich zu sehen ist. Ein solches Messer ist mir aus Böhmen noch nicht bekannt. Gegenwärtige Länge 9·8 cm., grösste Breite 2·5 cm., Dicke des Rückens 0·45 cm. Die Patina ist stark, nicht glänzend.

Die geschweifte Form des Messers ist schon in den uralten etruskischen Gräbern von Valentano und Narni vertreten und erscheint sehr häufig in den Schweizer Pfahlbauten, doch hier durchwegs mit Griff.

7. Grabhügel im Audražer Revier bei Protivin.

Im verflossenen Herbste wurden an das Museum in Ohrad drei Armringe aus Bronze eingesendet, welche kurz vorher im Walddistrict Pikhard, Revier Audraž, Domäne Protivin, gefunden worden. Zwei von diesen Armringen sind nahezu gleich, bestehen aus einem 0·6 cm. dicken, nicht vollkommen runden Drahte, dessen Enden einfach abgehackt sind; ohne jedwede Verzierung. Die Arbeit ist noch primitiver

als an der oben besprochenen, am Felde bei Albrechtic gefundenen Armspange. Leider hat der Finder die Patina fast vollständig abgekratzt. Aeusserer grösserer Durchmesser 6·8 cm., Farbe lichtgelb. Das dritte, ebenfalls abgekratzte Stück besteht aus einem schwachen (0·1—0·2 cm.), ungleich dicken, mit Spuren von Eindrücken versehenen Draht, welcher an dem einen Ende dicker, an dem anderen dünner ist; die Arbeit ist sehr einfach; leider auch abgekratzt; äusserer grösserer Durchmesser 5·5 cm.

Ueber mein Ersuchen hat mir das fürstliche Forstamt in Protivin den diesbezüglichen Bericht des Försters Herrn J. Chadt freundlichst zugestellt, aus dem hervorgeht, dass sich bei Pikhard drei kegelförmige Grabhügel befanden, von denen der grösste 20 M. im Durchmesser und 3 M. Höhe hatte. Diese Hügel bestanden „schichtweise aus Lehm und schichtweise aus äusserlich liegenden, gesammelten Steinen". Es wurden ausser den obigen drei Ringen noch ein vierter vorgefunden, der nicht vorliegt, sowie etwas Kohle und „Stücke von einem von Grünspan zerfressenen Geschmeide, Beine von den Todten und Thonscherben verschiedener Gattung, ungebrannt", was Alles leider nicht vorliegt. Schade, dass kein Sachverständiger bei dieser Grabung zu Rathe gezogen wurde. Dieser Hügel hätte allem Anscheine nach wichtige Resultate geliefert, die obigen sind nahezu werthlos.

Im Protiviner Forstamtsbezirke fand Herr Chadt in kleinen Hügelgräbern der Forstorte Navešný, Valenta und Palžic nur Gefässscherben, welche leider nicht beachtet wurden.

IV. Diverse Funde.

1. Bronzespangen (Kesselspangen) von Unter-Groschum.

Vor einem Jahre überliess mir Herr Eduard Bergmann, Bezirksschulinspector in Prachatic, für meine Sammlung zwei Stücke Bronzespangen, welche beim Ackern am offenen Felde von Herrn Russmüller in Unter-Groschum (Dol. Chraštany) gefunden wurden. Gelegentlich meines heuerigen Besuches in Netolic besichtigte ich in Gegenwart des Finders und des Lehrers Herrn Jacob Böhm in Bowitz das Feld. Es liegt auf einer mässigen Anhöhe, unmittelbar südlich an obiges Dorf anstossend, und eine Stunde östlich von dem eingangs beschriebenen Burgwalle „Hradeček" entfernt. Ich fand weder an der bezeichneten Stelle des unbebauten Feldes, noch in der nächsten Umgebung irgend etwas Prähistorisches, weder Scherben, noch Asche, noch Knochen, noch sonst etwas.

Dagegen fand ich am südlichen Ende des Dorfes im mässigen Gehänge neben dem Wege schwache Graphitausbisse. Herr Böhm erzählte mir, dass man vor Zeiten des Graphits wegen einen Stollen in den Hügel getrieben haben soll, dass sich in der Mitte des Hügels ein grosses Gewölbe befand und dass vor nicht langer Zeit der Gipfel des Hügels sammt dem darauf stehenden Birnbaum in dieses Gewölbe herabgestürzt sei; ich fand oben die kesselförmige Vertiefung sammt dem eingesunkenen Baume richtig vor. Doch kommt es mir nicht wahrscheinlich vor, dass wegen des, wie es scheint, nicht mächtigen Graphitausbisses, der Hügel in einer so grossen Ausdehnung ausgehöhlt worden sein sollte und verzeichne vorderhand hier nur das Gesehene und Gehörte.

Was die Bronzespangen, Taf. II, Fig. 37, selbst anbelangt, so lagen ihrer fünf beisammen in der Erde, in einer Tiefe von 40 cm.; zwei sind, wie oben erwähnt, in meinem Besitze, ein Stück, das der Finder noch besass, erwarb ich für das fürstliche Museum und zwei sind verschollen. Die vorhandenen Exemplare messen 17·5—18·5 cm. im Durchmesser, sind 27—28 cm. lang, im Querschnitt abgerundet, dreieckig, in der Mitte dicker, 1·7—1·8 cm., gegen die Enden schmäler; die Patina ist an einem Exemplar ziemlich gut, aber schwach, an dem anderen (mit sehr wenig Zinngehalt), licht, matt spangrün.

Es dürften unvollendete Kesselspangen sein und zeigen den primitivsten Bronzeguss, den ich gesehen habe. Da die Farbe der Legirung besonders an dem einen Exemplar stark röthlich und die Härte nicht bedeutend ist, so ist wohl der Zinngehalt ein geringer, was auch aus der unebenen, runzeligen und blasigen Unterseite hervorgeht. Diese zeigt, dass der Guss einfach auf folgende Art erfolgte: in eine weiche Masse, wahrscheinlich in Thon, wurde eine lange Rinne gegraben, in der Mitte breiter, gegen die Enden schmäler, in diese Rinne wurde einfach von oben her die flüssige Legirung gegossen, bis sie voll war, daher die unebene, runzelige Oberfläche, jetzt die Unterseite; der starr gewordene dreieckige Stab wurde nun an den beiden Enden umgebogen. Jede der vorhandenen Spangen wurde in einem anderen Modell gegossen. Derartige primitive Bronzegussversuche, wie diese Spangen, die noch dazu unvollendet sind, können unmöglich ein Importartikel sein, sondern sind einheimisches Product. Wie dieselben an Ort und Stelle gelangt sind und in welche Zeit sie fallen, lässt sich dem Obigen zufolge vorderhand

nicht bestimmen. Ich sah eine fast gleiche ebenso roh gegossene Spange in der Sammlung des Herrn Ig. Spöttl in Wien, welche aus Alt-Altenburg stammen soll.

2. Funde von Paalstäben.

1. Im Jahre 1873 wurden am südlichen Fusse des Hirschberges, bei zwei Kilometer nördlich von Frauenberg, am rechten Ufer der Moldau, Gründe ausgehoben für ein neues Forsthaus des Revieres Neuthiergarten; hiebei stiess man in unbedeutender Tiefe auf zwei Paalstäbe, von nahe gleicher, seltener Form, die im fürstlichen Museum zu Ohrad aufbewahrt wurden.

Der eine derselben ist ganz, der andere, Taf. II, Fig. 42, zeigt am Schaftgriff einen Bruch. Die schwachen, erst gegen die Mitte zu etwas hervortretenden Lappen sind unten spitzwinkelig geschlossen; die Schneide ist fast halbkreisförmig; die Länge beträgt 16·5 cm., die Breite der Schneide 6 cm.

Ich besuchte den Fundort in Gesellschaft des Herrn Oberforstmeisters Fr. Hoydar, welcher mir die Stelle im Hofe des Hauses zeigte, an welcher die Paalstäbe gefunden wurden; ich sah nichts Ungewöhnliches, weder in der Erde, noch daneben im Garten, noch in dem an den Wald anstossenden Erdaufbruch, noch in der Umgebung des schön gelegenen Forsthauses selbst. Paalstäbe von dieser Form sind selten, dieselben sind sonst in Böhmen bisher nicht bekannt, wohl aber ein sehr ähnlicher aus Mähren [1]).

2. Dieser mährische Paalstab bildet so recht den Uebergang von der obigen Frauenberger Form zu einem elegant geformten Paalstab meiner Sammlung (Taf. II, Fig. 43), den ich im Jahre 1873 vom Riesenberg bei Kout im Böhmerwalde durch Herrn Grafen Fr. Rziszczewski erhielt. Ich erwähnte seiner in meinen „Urgeschichtlichen Studien in der Wiener Weltausstellung“ [2]). Derselbe hat eine hübsche, dunkle Patina, besitzt keine echten Schaftlappen, sondern am flachen Schaftgriff erhöhte Ränder, die weiter nach unten sehr spitzwinkelig zusammenlaufen. Die Schneide hat die Form der Hälfte einer kreisähnlichen Ellipse; ihre beiden Seiten stehen scharf ab und die Kante der Schneide ist auf 0·7 cm. Breite ringsherum zugeschärft. Einen ähnlichen Paalstab sah ich nur in der Sammlung des Dr. Gross in Bern aus dem Bieler See.

[1]) Památky archaeol. Prag. XI. Heft 11. 1881. Taf. XXI, Fig. 23.

[2]) Mitthl. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. B. IV, Nr. 5.

3. Ein schöner grosser Paalstab (Taf. II, Fig. 44) befindet sich ferners im Ohrader Museum und führt die Aufschrift: „15/4 1880. Kestřan, Neubrecht u kbelu, 2½‘ tief“. Derselbe besitzt einen glatten Schaftgriff, die Schaftlappen beginnen tief, nahe der Mitte des Paalstabes und sind rund, geschlossen; die untere Hälfte ist schön geschweift, die Schneide schwach gebogen; die Patina war sehr schön, wie die Reste derselben zeigen, doch ist sie durch den naiven Finder überall weggekratzt worden, das Werkzeug glänzt jetzt prächtig und hat eine schön hellgelbe Farbe. Zwischen den Schaftlappen befinden sich Reste einer glatten, harzigen Kittsubstanz. Länge 17·5 cm., Breite der Schneide 4·7 cm., Breite des Schaftgriffes 3 cm., Länge desselben 6 cm., Dicke in der Mitte 3·5 cm. Dieser Paalstab kommt am nächsten den am Berge Melichov bei Ledeč in Böhmen gefundenen Exemplaren.

4. Ein diesem ähnlicher, aber kleiner, schön geformter Paalstab (Taf. II, Fig. 45) wurde heuer mitten im Böhmerwalde bei Schwarzbach aufgefunden und an das fürstliche Museum eingesendet. Herr Bergdirector Friedrich Balling schreibt mir über die Fundstelle Nachstehendes: „Der Fundort liegt nördlich vom Orte Rathschlag und zwar ist es ein den Rathschläger Bauern gehöriger, bis an die Moldau reichender Torfstich, welcher von uns seit etwa 10 Jahren im Betriebe steht. Die in dem Torfstiche vorkommenden Wurzeln und Wurzelstöcke, theils Fichten, theils Birken, sind durchwegs abgebrochen; zwischen den Wurzeln eines solchen unregelmässig abgebrochenen Wurzelstockes ist der Paalstab in einer Tiefe von 2 M. unter dem Rasen gefunden worden.“

Derselbe hat eine schöne rothgelbe Farbe und besitzt keine Patina, sondern ist mit einem schwachen braunen Ueberzug versehen; die schwach bogenförmige Schneide hat der Finder (ein Arbeiter), offenbar in der Absicht, sich von der Verwendbarkeit des Werkzeuges zu überzeugen, leider auf beiden Seiten frisch zugeschliffen. Ein so kleiner Paalstab von dieser Form ist mir aus Böhmen noch nicht bekannt. Länge 12·8 cm., Breite der Schneide 3·4 cm., Breite des Schaftgriffes 1·8 cm., Dicke in der Mitte 1·9 cm.

3. Funde von groben Graphitscherben im Böhmerwalde.

1. In Begleitung des Herrn Heinrich Kralik R. v. Meyrswalden aus Eleonorenhain besuchte ich die östliche Abdachung des südlich vom genannten Orte am rechten Moldauufer befindlichen Schillerberges,

wo vor einigen Jahren ein grosser Graphitkessel gefunden worden sein soll. Auf einer mitten im Walde gelegenen, gegen die Moldau sich abdachenden Wiese fanden wir auch wirklich über 6 cm. dicke Randstücke eines grossen Gefässes vor, das aus einem verunreinigten Graphit verfertigt war. Der damalige Besitzer der Wiese zeigte uns die Stelle, wo der Kessel bei 30 cm. Tiefe, mit einem flachen Steine zugedeckt, gefunden wurde. Den Inhalt soll eine oben röthliche, weiche, unten erdige Masse gebildet haben; da er kein Geld darin gefunden, hat er den Kessel zertrümmert und da auch ringsherum, ausser einem grossen Steine, nichts zu finden war, hat er die Grube wieder zugemacht. In nahe gelegenen Erdaufrissen fand ich nirgends eine Spur von Scherben oder von Asche. Im südlich anstossenden Walde befinden sich nahe der nach Wallern führenden Strasse ziemlich grosse und tiefe, gut erhaltene alte Erdwerke aus historischer Zeit.

Am Fusse des Schillerberges fand ich in mehreren Gruben starke Lagen von Sand und einer weissen kaolinartigen Masse, jedenfalls Producte diluvialer Gletscherthätigkeit, an welche auch einzeln herumliegende Gesteinsblöcke erinnern.

2. Herr Bergwerks-Director Balling in Schwarzbach sendete mir einige Graphitscherben zur Ansicht ein, welche etwa drei Wegstunden südöstlich von Eleonorenhain am linken Moldauufer auf dem Felde bei Hintring in grösserer Menge gefunden wurden. Die mir vorliegenden zwei Fragmente verrathen ein grosses Gefäss und bestehen aus reinem, mit etwas Kohle vermengtem Graphit, was für ihr bedeutenderes Alter spricht; eine Verzierung zeigt das Randfragment nicht.

V. Massenfund von Bronzen bei Krendorf (Křtěno).

Fundbericht.

Während die vorstehend besprochenen Funde aus urgeschichtlicher Zeit Südböhmens im directen Zusammenhange stehen mit meinen persönlichen Forschungen daselbst, gehört der nachstehende wichtige und interessante Fund dem nördlichen Böhmen an und verdankt seine Entdeckung einem Zufalle. Obwohl dieser Fund bereits im Jahre 1881 gemacht wurde, wusste ich bei meiner Anwesenheit in Frauenberg während der letzten Ferien noch nichts von ihm, auch befand er sich noch nicht im Museum daselbst. In Folge der bereits erwähnten Verfügung Sr. Durchlaucht des Fürsten Schwarzenberg, dass fortan alle Funde an das Museum in Ohrad einzusenden sind, gelangte auch dieser Fund nach Frauenberg und wurde mir von der fürstlichen Forstinspection mit Zuschrift vom 29. November 1882 zur Untersuchung und Berichterstattung nach Wien zugeschickt.

Wie ich aus dem vom Herrn Güterdirector J. Maschat an die Forstinspection gerichteten Berichte entnehme, hat diesen Fund gelegentlich Herr Prof. Jos. Smolík aus Prag gesehen und denselben als sehr alt bezeichnet. Der Bauzeichner Herr J. Sedlaček hat sämmtliche Objecte verzeichnet, skizzirt, abgewogen und theilweise gemessen.

Das zur Domaine Citolib bei Laun gehörige Dorf Krendorf (böhmisch ursprünglich Trstěná, später Křtěno, jetzt Deutsch: Krendorf) liegt am linken Ufer der Eger an der Strasse, welche von Citolib nördlich über Kožov, Krendorf nach Třiblic und weiter östlich nach Lobositz führt. Von Krendorf führt ein Weg in südsüdöstlicher Richtung gegen Počedělic; circa 1 Kilom. von Krendorf entfernt liegt die fürstl. Feldparcelle Nr. 435 und in dieser ist, 210 M. vom obigen Wege östlich entfernt, der Fund gemacht worden.

Der Bericht führt weiter an: „Als nämlich im Monate September 1881 die Pflugschar aus einer Tiefe von 35 cm. eine Bronzespirale zog, glaubte der anwesende Schaffer der Meierei Krendorf einem Schatz auf die Spur gekommen zu sein, hob die graue Ackererde vorsichtig ab und fand darunter eine grössere Menge verschiedenartiger Bronzegegenstände, wie: 16 grössere und kleinere Ringe diverser Form und Stärke, 542 ganz kleine Ringe, 3 Paalstäbe mit Oehr, 3 Sicheln, 1 Pferdezaum, 1 Schelle mit 3 Kügelchen, 6 Spiralen, von denen 3 ganz, die übrigen aus mehreren Stücken bestehend, 1 Gefäss mit Deckel und Reste einer Schale, in der ein Stück Bronzeguss gelegen war. Alle genannten Gegenstände, im Gewichte von 10.449 Gramm, mit hübscher, grünlicher und brauner Patina überzogen, waren nach einer gewissen Ordnung in dem im weissen Mergelboden ausgehöhlten Neste von 50 cm. Durchmesser und gleicher Tiefe derart gelagert, dass zu unterst die Schale mit dem Bronzeguss, über und um diese herum dann die Paalstäbe, Sicheln und Ringe ausgebreitet lagen, während zu oberst in der Mitte das Gefäss, zum Theil mit den kleinen Ringen gefüllt, stand, und um diese wieder die übrigen kleinen Ringe und die Spiralen sich befanden. Zugedeckt war die Grube mit grauem Humus und nicht mit Asche.

Der Fundort zeichnet sich vor der übrigen Umgebung durch nichts Auffallendes aus und liegt an dem nördlichen Abhange einer mässigen Erhebung zwischen Krendorf, Kožov, Vorasic und Volenic. Nach Aussage älterer Leute war auch in früherer Zeit der Punkt durch Nichts markirt gewesen; auch wurden in nächster Umgebung desselben bisher keine ähnlichen Funde gemacht, wie denn auch ein vom Fundorte nach vier Seiten kreuzweise gethaner Versuch keine Resultate ergab. Das Feld, früher Hutweide, führt den höchst prosaischen Namen: Sauschwanz."

Ueber eine weitere Anfrage meinerseits schrieb mir Herr Director Maschat, dass das Feld Parc. Nr. 435 ungefähr 38 Joch gross ist und einen ziemlich gleichartigen Bodencharakter besitzt; der Boden ist gleichmässig grau, mergelig und magnesiahältig, nach oben wird die Humusdecke dunkler. Aschenlager oder Gefässscherben sind in der ganzen Umgebung nicht gefunden worden. Für das gewöhnliche Auge liegt die Fundstelle auf einer Ebene in einer kaum merklichen Erdwelle.

Bezüglich der Lage der Objecte, welche nach Angabe des Schaffers verzeichnet wurde, erlaube ich mir zu bemerken, dass der Bronzekuchen unmöglich in der zerbrochenen Bronzeschale (Becher mit Henkel) liegen konnte, da er für dieselbe zu gross ist; dass ein Theil der kleinen Ringelchen in dem netten Gefässe gelegen ist, könnte nur ein Zufall sein; wahrscheinlich befanden sich ursprünglich alle diese Ringelchen auf einer Bastschnur, welche zu Grunde ging. Dass einer der offenen grossen Ringe als Sammelring (anneau collecteur) gedient hätte, geht aus dem Fundbericht nicht hervor.

Die Ringe sind grösstentheils glatt, 8 hievon geschlossen, 5 offen und 3 offen und zum Theil übereinander gelegt. Drei geschlossene Ringe besitzen an der Aussenseite ein reicheres regelmässiges, eingravirtes Linienornament, ein geschlossener Ring ist gewaltsam entzweigebrochen. Die 542 kleinen Ringelchen sind glatt und geschlossen. Die Paalstäbe mit Oehr haben lang zugeschliffene, abgerundete Schneiden, von denen eine beschädigt ist. Von den 3 Sicheln ist gleichfalls eine am Griff entzweigebrochen. Der Pferdezaum sammt Schelle ist glatt, ohne jedes Ornament. Die Spiralspangen zeigen an der äusseren Fläche eingravirte Linienornamente im Zickzack; 3 hievon sind ganz, die übrigen 3, von denen eine plump geflickt ist, bestehen aus mehreren Stücken. Das Gefäss besteht aus Untersatz und Deckel in getriebener Arbeit. Der Becher mit Henkel ist blos in Trümmern vorhanden, nach denen sich jedoch die Form und Grösse bestimmen lässt. Es sind im Ganzen 580 Bronzestücke vorhanden.

Es mag wohl ein Zufall sein, dass sich gerade drei gleiche, starke, verzierte Ringe, drei schwache offene, drei Paalstäbe, zwei mal drei Armspangen vorfanden.

Beschreibung der Bronzen von Krendorf.

Geschlossene Ringe. Unter den Ringen ist ein geschlossener glatter Halsring, Nr. 1, der grösste, er misst im äussern Durchmesser 21·4 cm., ist 1·5 cm. dick, hat ein Gewicht von 808 Gramm (Taf. III, Fig. 1). Derselbe gibt einen sehr reinen Ton.

Höchst interessant sind drei ganz gleiche, grosse, massive, geschlossene Ringe (Nr. 2, 3 u. 4), die jedoch nicht genau das gleiche Gewicht besitzen. Dieselben sind auf dieselbe Art äusserst geschmackvoll verziert; die Verzierung besteht aus einer eigenthümlichen Combination von mit freier Hand eingravirten geraden Linien, Dreiecken und Ellipsen und aus mit einem Stempel eingedrückten Doppelkreisen. Es sind immer je zwei gegenüberliegende Felder gleich. Das obere und untere Zierfeld besteht in der Mitte aus radial gestellten parallelen Linien, welche durch zwei radial gestellte, aus Doppelkreisen bestehende Reihen in drei Gruppen eingetheilt sind; links und rechts verlaufen, der Bogenkrümmung conform, je zwei aus geschweiften Linien bestehende, sehr spitzwinkelige Dreiecke, deren Innenfläche mit je fünf Doppelkreisen und bei dem äusseren überdies noch mit einer halben, aus Linien bestehenden Ellipse ausgefüllt ist. Die beiden äusseren Seiten der äusseren Dreiecke gehen bogenförmig in einander über und schliessen nach aussen die Zeichnung ab; das Mittelfeld ist nach innen nicht streng begrenzt (Taf. VII, Fig. 30). Die seitlichen zwei Verzierungsfelder bestehen aus dem vorbesprochenen Mittelfeld mit den halben Ellipsen, die Dreiecke fehlen. Die Verzierung befindet sich nur auf einer Seite der Ringe, während die andere glatt ist. Das Grundmotiv zu dieser schönen Verzierungsweise findet man in Italien an Armbändern etruskischer Gräber; dasselbe besteht hier aus drei quergestellten Linien (Mittelfeld), an die sich links und rechts einfache, langgestreckte, gleichschenkelige Dreiecke anschliessen. Die Doppelkreise fehlen.

Aeusserer Durchmesser 14·5 cm., Dicke 1·8 cm. Gewicht Nr. 2 = 920 Gr., Nr. 3 = 952 Gr., Nr. 4 = 948 Gr.

Taf. III, Fig. 2 (drei gleiche Stücke).

Der Umstand, dass diese Ringe nur auf einer Seite verziert sind, könnte darauf hindeuten, dass es Fussringe wären, mit oben sichtbarer, verzierter Fläche; allein sie sind hiefür viel zu gross und zu schwer; ich halte dieselben vielmehr für Pferdeschmuck, welcher an der unverzierten Seite, mit der Verzierung nach aussen, befestigt war; darauf deutet auch die etwas abgeriebene unverzierte Fläche. Diese Gebrauchsweise der Ringe dürfte die einzig richtige sein; doch ist es nicht ausgeschlossen, dass auch der Mensch eine solche Zier auf diese Art getragen haben konnte; für einen Schmuck zur Kopfbedeckung besitzen die Ringe doch einen etwas zu geringen Durchmesser.

Der Zweck eines kleinen, glatten, geschlossenen Ringes (Nr. 5) von 7·5 cm. äusserem Durchmesser, 0·85 cm. Dicke, 82 Gr. Gewicht, könnte der eines Armringes sein (Taf. III, Fig. 3).

Zwei glatte, geschlossene Ringe, dem vorigen ähnlich, doch grösser, dürften Fussringe sein.

Nr. 6 Durchm. 12·0 cm., Dicke 0·9 cm., Gew. 147 Gr.
„ 7 „ 11·2 „ „ 0·8 „ „ 137 „

Ein glatter, geschlossener Halsring (Nr. 8) ist etwas kleiner und schwächer als Nr. 1. Aeusserer Durchmesser 19·9 cm., Dicke 1·05 cm., Gew. 417 Gr. (Taf. IV, Fig. 6).

Offene Ringe. Von den nun folgenden fünf offenen, glatten Ringen (Nr. 9, 10, 11, 12 und 13) könnten die zwei grösseren als Halsringe für die Jugend, die drei kleineren als Fussringe gedeutet werden; dieselben sind bis auf Nr. 13 nicht vollkommen kreisförmig. Nr. 9 ist gewaltsam gebrochen, die Bruchstelle ist alt; an dem einen Ende desselben ist ein Stück abgesprengt. Es scheint, dass Bruch und Sprung entstanden sind, als der Halsring der heranwachsenden Person zu klein und daher gewaltsam gesprengt wurde.

Nr. 9. Aeuss. Durchm. 163 u. 169 cm., Dicke 1·0 cm., Gew. 328 Gr. (Taf. IV, Fig. 7).

Nr. 10. Aeuss. Durchm. 122 u. 126 cm., Dicke 0·9 cm., Gew. 143 Gr. (Taf. IV, Fig. 8).

Nr. 11. Aeuss. Durchm. 100 u. 104 cm., Dicke 0·95 cm., Gew. 161 Gr. (Taf. IV, Fig. 9).

Nr. 12. Aeuss. Durchm. 110 u. 114 cm., Dicke 1·0 cm., Gew. 149 Gr.

Nr. 13. Aeuss. Durchm. 107 cm., Dicke 1·0 cm., Gew. 150 Gr.

Ringelchen. Die 542 gleichen, kleinen, geschlossenen, glatten Ringelchen (Nr. 14) besitzen einen äusseren Durchmesser von 2·2 cm., die Dicke beträgt 0·15 und 0·2—0·3 cm., ist somit im Querschnitt elliptisch; sie sind gegossen und besitzen meist noch das Gusszäpfchen; alle zusammen wiegen 1142 Gr. Es ist selbstverständlich, dass sich diese ganz gleichen Ringelchen zu verschiedenen Zwecken, auch zum Schmuck eignen.

Einer interessanten, sehr eingehenden Studie über das Ringgeld von Dr. M. Much[1]) zufolge, besteht wohl kein Zweifel, dass die vorliegenden Ringe vorzüglich als Verkehrsmittel — Ringgeld — anzusehen sind. Von den ältesten Spuren des Gebrauches des Ringgeldes in Egypten finden wir weiter den Gebrauch desselben bei den Griechen, in den Pfahlbauten der Schweiz, in Frankreich[2]), in Böhmen[3]), an zahlreichen andern mitteleuropäischen prähistorischen Ansiedelungen, in Skandinavien bis zum Schlusse des 10. Jahrhunderts. Sehr häufig kommt Ringgeld aus Gold[4]) vor. Etwa der sechste Theil unserer Ringe ist auf Taf. III, Fig. 4, ein einzelnes Stück auf Taf. IV, Fig. 13 abgebildet. Gleich grosse und gleich starke Ringe mit Sammelring aus dem Pfahlbau von Auvernier hat Much unter Fig. 3 seiner oben vorgeführten Abhandlung abgebildet. Von diesen sagt Desor: Leur nombre et leur forme ne permettent pas d'y voir des bagues, car ils sont comprimés de manière à présenter une coupe en losange. Leurs deux bords sont tranchants et souvent dentelés. Unsere Ringe stimmen hiemit vollkommen überein, sie sind auch seitlich comprimirt und gegossen.

Einfache Armringe. Die nun folgenden drei Objecte sind einfache Armringe mit übereinandergelegten Enden; davon stellt Nr. 16 die einfachste Form dar, bei welcher die abgehackten Enden eines 0·4 cm. dicken Drahtes übereinander gelegt erscheinen; bei Nr. 17 ist der Draht flach und die weiter übereinander gelegten Enden zugespitzt, abgerundet und flacher als der Körper; sehr weit übereinander gelegt erscheinen die Enden bei Nr. 15, einem Kindarmringe.

Nr. 15. Aeuss. Durchm. 5·0 cm., Dicke 0·5 cm., Gew. 22 Gr. (Taf. IV, Fig. 10).

---

[1]) Baugen und Ringe. Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1880. B. IX, Nr. 4.

[2]) E. Chantre, Âge du bronze. Rech. sur l'origine de la métallurgie en France.

[3]) Wocel: Archäol. Parallelen und Pravěk země české.

[4]) v. Hochstetter berichtet über ein Goldringgeld, bestehend aus 14 kleinen Goldringen, welche (neben Bronzehalsringen) bei Gross-Očehau im Saazer Kreise, also gar nicht so weit von unserer Fundstelle gefunden wurden. Mitthl. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1879. B. VIII, S. 365.

Nr. 16. Aeuss. Durchm. 59 u. 65 cm., Dicke 0·4 cm., Gew. 19 Gr. (Taf. IV, Fig. 11).

Nr. 17. Aeuss. Durchm. 56 u. 60 cm., Dicke 0·45 cm., Gew. 16 Gr. (Taf. IV, Fig. 12).

Spiralspangen. (Nr. 27, 28, 29, 30, 31, 32 u. 33.) Grosses Interesse erwecken die sechs Stück spiralförmig gewundenen Spangen, und zwar nicht nur durch ihre Form und Grösse, sondern auch durch die Art und Ausführung des Ornamentes. Dieselben bestehen aus einem langen Bronzestreifen, welcher in der Mitte breit, flach und blechdünn ist; gegen die Enden zu wird der Streifen schmäler und dicker, fast rund; der ganze Streifen ist spiralig gewunden. Das Ornament besteht aus mit der Hand eingravirten, kurzen Strichen und Punkten, die an allen Exemplaren im Zickzack angeordnet sind; der Dessin ist von dreierlei Art, er besteht nämlich blos aus nebeneinander stehenden kurzen Strichen, oder aus solchen Strichen, jederseits mit je einem Punkt über jedem Strich, oder aus drei übereinander gestellten Strichen; von beiden letzteren Formen sind je zwei Stück vorhanden. Spiralspangen kommen bekanntlich auch in Ungarn und in Schlesien vor [1]).

Nr. 31. Ganz, Mitte innen etwas hohl, Ornament bestehend aus einfachen Strichen; Enden umgebogen und verziert; dürfte eine Armspange sein. Durchmesser der Oeffnung circa 6 cm., grösste Breite der Spange 0·9 cm., Länge, aufgerollt 286 cm., Gewicht 120 Gr. (Taf. V, Fig. 15).

Nr. 32. Ganz, Mitte flach, ein Ende abgebrochen, das andere abgerundet; Ornament bestehend aus drei übereinander stehenden Strichen; beide Enden nicht verziert, dürfte eine Haarspange sein. Durchmesser der Oeffnung circa 6 cm., Breite der Spange 1·3 cm., Länge 200 cm., Gewicht 180 Gr. (Taf. V, Fig. 16).

Nr. 27. Bis auf das Gewicht, nämlich 164 Gr., in jeder Beziehung vollkommen gleich dem vorstehenden Exemplare.

Nr. 28. In zwei Stücke zerbrochen, Bruch alt; vollständig, Mitte flach, ein Ende abgerundet, das andere dick; dürfte eine Haarspange sein; Ornament aus Strichen und Punkten; Durchmesser der Oeffnung bei 6·3 cm., Breite der Spange 1·3 cm., Länge 181 cm., Gewicht 119 Gr. (Taf. V, Fig. 17).

Nr. 33. In Stärke und Verzierung vollkommen gleich dem vorstehenden Exemplare; aus zwei Stücken bestehend, unvollständig; es fehlt ein Ende, der eine Bruch frisch, der andere alt. Durchmesser der Oeffnung bei 6 cm., Breite der Spange 1·3 cm., vorhandene Länge 130 cm. (Die ganze wahrscheinlich gleich dem vorstehenden Exemplare.) Gewicht 89 Gr.

Nr. 29. Aus drei Stücken bestehend, wovon zwei derart aneinander gestückelt erscheinen, dass über die Bruchstelle ein 1·5 cm. breiter Bronzeguss in höchst primitiver Weise angebracht ist. Diese Spange ist also im geflickten Zustande getragen worden, woraus wohl der grosse seinerzeitige Werth solchen Schmuckes hervorgeht; die eine Bruchstelle musste während des Heraushebens entstanden sein. Die Verzierung, bestehend aus einfachen Strichen wie bei Fig. 15, ist sehr schwach, in der Mitte kaum kenntlich, abgewetzt in Folge des langen Gebrauches. Enden nicht verziert, abgerundet. Oeffnung bei 6·8 cm., Breite der Spange 1·2 cm., Länge 183 cm., Gewicht 132 Gr. (Taf. VIII, Fig. 31).

Nr. 30. Ein Bruchstück einer 1·2 cm. breiten Spirale, das 14 cm. lang, 11 Gr. schwer ist und Spuren einer, aus einfachen Strichen bestehenden Verzierung zeigt und wohl zu Nr. 29 gehören dürfte.

Paalstäbe. (Nr. 18, 19 und 20.) Nicht minder interessant, wie die vorigen Objecte, sind drei Paalstäbe mit Oehr von nahezu gleicher Grösse und Form; die offenen Schaftlappen beginnen gleich oben und begrenzen den Schaft in seiner ganzen Länge, das untere Ende ist seitlich schön geschweift; die Schneide ist schwach bogenförmig; zwei Stücke (nämlich Nr. 18 und Nr. 19) sind auch im Querschnitt symmetrisch, jedoch nicht aus derselben Gussform, Nr. 20 ist im Querschnitt unsymmetrisch.

Ganz gleiche solche Paalstäbe sind bis jetzt in Böhmen nicht gefunden worden; ein ähnliches Exemplar, eben so lang, mit Oehr, aber mit etwas tiefer gelegenen, offenen Schaftlappen und mit seitlich nicht geschweiftem, sondern gerade verlaufendem, unterem Theile, ist bei Žižkov gefunden worden [1]). Die Abbildung eines ähnlichen Paalstabes mit Oehr enthält v. Sackens bekanntes Werk über Hallstadt.

Ein in der Form ganz ähnliches Beil, jedoch von viel vollkommenerem Gusse bildet Keller (Pfahlbauten der Schweiz) auf Taf. V, Fig. 23 aus dem Bieler See ab.

Nr. 20. Ganz, Schneide fast gerade. Länge 14·2 cm., Breite der Schneide 3·8 cm., grösste Breite oben, ohne Oehr 3·2 cm., grösste Dicke (quer) an den

[1]) Woldřich: Ueberblick der Urgeschichte des Menschen. Wien. Alfred Hölder. 1879. S. 40.

[1]) Památky archaeol. XI, Heft 11, Prag 1881. Taf. XXI, Fig. 16.

Schaftlappen 3·3 cm., Gewicht 30·6 Gr. Im Profil unsymmetrisch (Taf. VI, Fig. 21 und Taf. VII, Fig. 29).

Nr. 18. Ganz, Schneide schwach bogenförmig, die sonstige Form des vorigen Exemplars. Länge 14·2 cm, Breite der Schneide 4 cm., quere Dicke bei den Schaftlappen 3·6 cm., Gewicht 392 Gr.; symmetrisch.

Nr. 19. Ein Drittel der schwach bogenförmigen Schneide abgebrochen. Länge 14·5 cm., Länge der Schneide 4 cm., quere Dicke bei den Schaftlappen 3·1 cm., Gewicht 330 Gr. (Taf. VIII, Fig. 32 und 33).

Sicheln. (Nr. 21, 22 und 23.) Die drei gefundenen Sicheln besitzen das Gemeinschaftliche, dass sie aus Klinge und Griff bestehen, an deren Grenze sich kein Zahn befindet; das Sichelblatt geht allmälig in den Griff über; zwei Stücke besitzen einen Gusszapfen, das dritte keinen; bei allen dreien verlaufen längs der Klinge zwei Rippen. Grösse und Detailform sind bei jedem Exemplar anders; alle drei sind stark gebraucht; ein Stück war gebrochen.

Ganz gleiche Sicheln sind bis jetzt aus Böhmen nicht bekannt, trotz der Menge derselben, die daselbst bereits gefunden wurde. Am nächsten kommt ihnen eine bei Maškovic an der Elbe und eine bei Jilovy gefundene Sichel, beide besitzen Griff und Klinge nebst zwei Rippen, aber auch einen Zahn [1]). In der Sammlung des Herrn Ig. Spöttel sah ich eine S-förmig gebogene Bronzesichel mit schmalem Griff, welche nebst einer Sichel ohne Griff mit Zahn und nebst einem Bronzekuchen von einem Funde bei Olmütz herrührt.

Nr. 21. Form der äusseren Biegung kreisähnlich, Spitze der Klinge schwach geschweift, ebenso der Griff; Spitze, wie es scheint, abgebrochen. Entfernung der Spitze vom inneren Ende des Griffes 11·5 cm., gesammter äusserer Umfang 17·5 cm., Breite des Griffes 2 cm., beide Rippen einfach, nahe parallel; ohne Gusszapfen (Taf. VI, Fig. 18).

Nr. 23. Form der äusseren Biegung elliptisch gestreckt, Spitze der Klinge gerade, ebenso Griff; die beiden Rippen nähern sich vom Griffe weg gegen die Spitze, der Griff ist gabelig; am äusseren Rande ist nahe der Mitte ein Gusszapfen. Entfernung der Spitze vom innern Ende des Griffes 10·2 cm., äusserer Umfang 19 cm., Breite des Griffes 1·8 cm.

Dieses Exemplar ist oberhalb des Griffes in zwei Stücke gebrochen, doch zeigt die Bruchfläche, dass die Sichel bei der Auffindung blos einen tiefen Sprung von aussen nach innen hatte und an der Schneide noch ganz war (Taf. VI, Fig. 20).

Nr. 22. Form der äusseren Biegung schön elliptisch, Spitze abgerundet, in der Mitte des äusseren Randes mit Gusszapfen; die innere Rippe setzt vor der Stelle, wo sie in die Klinge übergeht, einen Ast ab und endet abgerundet in der Mitte der Klinge vor dem Gusszapfen, hinter demselben setzt sie wieder fort, bricht nochmals ab und erscheint als dritte Strecke gegen die Spitze zu wieder. Entfernung von der Spitze zum inneren Ende des Griffes 10 cm., äusserer Umfang 20·2 cm., Breite des Griffes 2·2 cm. (Taf. VI, Fig. 19).

Pferdezaum. (Nr. 24 und 25.) Es sind die beiden Seitenstäbe eines Pferdezaumes vorhanden, welche gleich geformt, aber nicht ganz gleich sind; beide besitzen an dem einen Ende einen flach gewölbten breiten, am anderen Ende einen schmalen kegelförmigen Knopf, der an einem Exemplar länger ist, als am andern; dieses Exemplar ist auch im Ganzen um 1·1 cm. länger als das andere, sein Gewicht ist jedoch geringer. Es ist daher sehr zweifelhaft, ob diese beiden Zaumstäbe wirklich zusammen gehören. Beide sind auf dieselbe Art mit je drei runden schön geformten Löchern versehen, von denen das mittlere zur Aufnahme des Querstabes diente. Ein ähnlicher Fund ist mir aus Böhmen bisher nicht bekannt.

Nr. 24. Glatt, ohne Verzierung. Länge 14·6 cm., Gewicht 132 Gr. (Taf. VI, Fig. 22).

Nr. 25. Glatt, ohne Verzierung, schlanker, etwas weniger gebogen, die Löcher etwas grösser als am vorigen Exemplar. Länge 15·7 cm., Gewicht 123 Gr. (Taf. VI, Fig. 23).

Schelle. (Nr. 26.) Zu den schwierigsten Producten einer vorgeschrittenen Bronzegiesserei gehört unstreitig die vorliegende Schelle, welche heutigen Tags kaum auf eine andere Art hergestellt würde, wenn auch ihre äussere Vollendung etwas primitiv ist. Sie besteht aus lichter, sehr harter Bronze und stellt eine gegossene Hohlkugel von 0·2—0·3 cm. Wanddicke dar, mit je einem Loch oben und unten, das jedoch kleiner ist, als die darin befindlichen drei Bronzekügelchen, welche vor dem Guss des Ganzen in das Innere der Form gebracht wurden. Nach vollendetem Guss wurden von Aussen neun Ellipsen mühsam seitlich herausgestochen (herausgefeilt?) und die innere Formkugel, welche die drei Schellenkügelchen verschlossen enthielt, durch die herausgestochenen Oeffnungen zerstört, wodurch die Kügel-

[1]) Jos. Smolík, Památky archaeol. XI, Heft 6, Prag 1879. Taf. XII, Fig. 2 und 10.

chen frei wurden. Auch das mit zwei wellig auslaufenden Enden versehene Oehr ist gleichzeitig mit der Hohlkugel gegossen worden. Durchmesser 6 und 6·6 cm., Höhe sammt Oehr 7·5 cm., Gewicht 208 Gr. (Taf. VI, Fig. 24 von der Seite und 25 von oben.)

Aehnlich geformte kleinere Schellen aus Erz mit einem Kieselstein innen, bildet Keller [1]) auf Taf. IV, Fig. 10 ab. Seite 101 berichtet derselbe, dass sie zu Stegen Wetzikon auf dem Riede, auf welchem die Pfahlbauten stehen, neben anderen Objecten gefunden wurden, dass „dieses Schmuckgeräthe" aus Erz gegossen ist, dass die Kugeln vermittelst eines feilenartigen Instrumentes mehrfach aufgeschnitten worden und hierauf ein Kieselstein hineingeschoben wurde. Die Abbildung zeigt eine äusserlich vollkommenere Vollendung als an unserem Exemplar.

Kleines Gefäss. (Nr. 34 und 35.) Zu den seltensten Fundobjecten unserer Gegenden gehört unstreitig das vorliegende, vollständige und intact erhaltene Gefäss. Dasselbe besteht aus einem schalenförmigen Untersatz und aus einem erhabenen Deckel, welcher mit seinem verticalen Rande nicht das Untergefäss umfasst, sondern innerhalb des Randes des letzteren in den Untersatz einfällt. Das Gefäss ist aus sehr dünnem Bronzeblech getrieben, und im geschlossenen Zustande 9·4 cm. hoch.

Nr. 35. Untersatz des Gefässes, aus einem Stück getrieben. Der Boden ist nach innen kreisförmig eingedrückt; die Bronze röthlich gelb, die Patina aussen dunkel, innen lichtgrün. Dasselbe zeigt nur auf dem vertical ansteigenden, 0·7 cm. breiten, flachen Rande ein aus Dreiecken bestehendes, mit freier Hand eingeritztes Ornament. Das innere Feld der Dreiecke ist mit parallel zu einer Seite verlaufenden Strichen ausgefüllt; sonst ist dieser Untersatz ganz glatt. Gr. Durchmesser 13·3 cm., Durchmesser des Bodens 4·5 cm., Höhe 5·8 cm., Gewicht 103 Gr. (Taf. VII, Fig. 27).

Nr. 34. Deckel zum vorigen Untersatz, aus dünnem Bronzeblech mit getriebener Verzierung, bestehend aus concentrischen, erhabenen, schmalen Kreisen und zwei Perlenschnurkreisen. In der flachen Mitte befanden sich drei Kreise, weiter entfernt fällt der Deckel kreisförmig ab, in noch weiterer Entfernung sind zwei Kreise, innerhalb welcher der Perlenschnurkranz herumlauft, hierauf folgt wieder ein einfacher Kreis und schliesslich der äusserste Perlenschnurkranz, dem wieder drei einfache Kreise folgen; der vertical in das untere Gefäss einfallende Rand ist nicht verziert. Gr. Durchmesser 12·9 cm., Durchmesser der oberen Fläche 4·5 cm., Höhe 5 cm., Gewicht 103 Gr. (Taf. VII, Fig. 26 von der Seite, Fig. 28 von oben).

Lindenschmitt [1]) bringt auf Taf. III, Fig. 2 unter dem Titel: „Altitalische Bronzen diesseits der Alpen" die Abbildung einer Schüssel aus Erzblech, welche mit drei Perlenbändern und concentrischen Kreisen in puncirter Arbeit versehen ist und in der Technik somit grosse Aehnlichkeit mit unserem Deckel besitzt, jedoch auch noch die bekannte Schwimmvögel-Verzierung trägt. Lindenschmitt weist überdies auf ähnliche Funde im Norden hin. Besagte Schüssel wurde in Rossin bei Anclam gefunden und befindet sich im Museum zu Stuttgart.

Henkelschale. (Nr. 36.) Von dieser Schale, deren Zustand deutlich beweist, dass sie nicht mehr brauchbar war, und defect mit den übrigen Objecten vergraben wurde, ist mehr als die Hälfte des theilweise lädirten Randes, der Henkel, Fragmente der Seitenwand und der Boden vorhanden. Dieselbe ist aus einfachem, dünngewalztem Bronzeblech verfertigt und zeigt, dass sie lange im Gebrauche stand. Der einfache, aus dünnem Bleche verfertigte, 1·7 cm. breite, mit einigen vertieften Linien verzierte Henkel lief innen und aussen in ein elliptisches Blättchen aus, an dem er vermittelst zweier grober Nieten an der Wand der Schale befestigt war; überdies waren zur Befestigung des Deckels am Rande des Gefässes zwei Nieten angebracht. Der Boden war eingelegt. Eine Verzierung an dem Rande oder an der Wand der Schale ist nicht wahrnehmbar. Durchmesser 12·9 cm., Höhe 5 cm., Durchmesser des Bodens 5 cm., Gewicht der vorhandenen Fragmente 5·9 Gr. (Taf. VIII, Fig. 35 im Profil, Fig. 34 innere Ansicht des Randes mit dem Henkel und dem Boden).

Sieb? (Nr. 38.) Eine aus dünnem Bronzeblech verfertigte, in der Mitte mit einem Loche und am Rande mit einem Kranze eingeschlagener Löcher versehene Platte dürfte der Boden eines Siebes sein, zu dem wahrscheinlich die mit zwei Nieten versehene Ellipse Nr. 39 gehört, die wohl zur Befestigung einer Handhabe diente. Der Siebboden misst 5·7 cm. im Durchmesser, die Nietellipse ist 3·2 cm. lang und 1·8 cm. breit (Taf. III, Fig. 5 und Taf. IV, Fig. 14).

[1]) Dr. Ferd. Keller: Pfahlbauten der Schweizer Seen. Mitthl. d. antiquar. Gesellsch. Zürich.

[1]) Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, III. Bd., Heft VII und VIII.

Bronzekuchen. (Nr. 37.) Derselbe hat die Form einer Ellipse, ist unten abgerundet, nicht ganz glatt, oben runzelig; an einer Seite ist ein Stück abgebrochen. Länge 12·5 cm., Breite 12 cm., Dicke 2·3 cm., Gewicht 1179 Gr. Taf. VIII, Fig. 36 zeigt ein Segment desselben von oben, Fig. 37 die Hälfte von der Seite.

Chemische Zusammensetzung der Bronzen.

Ueber mein Ersuchen hatte der Chef des chemischen Laboratoriums der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Herr Conrad von John, die Gefälligkeit, die chemische Untersuchung einzelner der obigen Bronzeobjecte vorzunehmen.

Bronzekuchen:

Kupfer	97·939
Zinn	1·210
Silber	0·851
	100

Ein kleiner Ring (Ringgeld).

(Hiezu musste ein ganzes Stück verwendet werden.)

Kupfer	89·57
Zinn	10·41
Silber	0·02
	100

Spiralspange.

(Hiezu wurde ein Stückchen des Fragmentes Nr. 30 verwendet.)

Dieselbe zeigte viel Zinngehalt in einem ähnlichen Verhältnisse wie der kleine Ring.

Was nun zunächst den Bronzekuchen anbelangt, so fällt erstlich sein geringer Gehalt an Zinn auf, nämlich etwas über ein Percent; trotz alledem glaube ich, dass der Kuchen nicht als Kupferkuchen bezeichnet werden kann, denn ein natürlicher Gehalt der Kupfererze an Zinn bis über ein Percent kommt nicht vor und es ist somit das Zinn dem Kupfer künstlich beigemischt worden. Es ist bekannt, dass sehr alte Bronzen wenig Zinn enthalten, immerhin besitzen aber die jüngeren etruskischen bei 6% Zinn. Unter den von Wocel (Parallelen) angeführten Bronzen ohne Bleigehalt besitzen einen ähnlichen geringen Zinngehalt (1·19—2·25) ein Kelt aus heidnischen Gräbern Mecklenburgs, eine Schmucknadel vom wendischen Friedhof in Mecklenburg, eine Messerklinge aus Dänemark, ein Schwertnagel aus Brandenburg.

Ebenso auffallend ist der grosse Gehalt unseres Kuchens an Silber, der ebenfalls nicht natürlich zu sein scheint. Es enthalten wohl Fahlerze und Kupferschiefer bis zu 0·2% Silber und das aus diesem gewonnene Kupfer kann silberhältig sein, allein der Gehalt bis zu 0·85% an Silber ist für ein natürliches Vorkommen viel zu bedeutend, und es scheint wenigstens, dass auch das Silber der Legirung des Kuchens beigemischt wurde. Einen nahezu gleichen Silbergehalt hat der eben erwähnte Kelt aus Mecklenburg. Der Gehalt unseres Ringgeldes an Silber ist wohl ein natürlicher.

Rückblick über die Krendorfer Bronzen.

Aus dem Fundberichte über die vorbeschriebenen Objecte allein geht zunächst hervor, dass die Fundstätte weder ein prähistorischer Wohnplatz, noch ein Grab, noch eine Befestigung, noch eine Werkstätte war. Der ganze Fund ist einstens an Ort und Stelle einfach vergraben worden, zweifelsohne der Sicherheit wegen. Auch geht aus dem Fundberichte hervor, dass alle Objecte gleichzeitig, also auf einmal vergraben wurden, da sie ja in kleinem Raume beisammen lagen, und dies ist höchst wichtig, denn, vereinzelt aufgefunden, würde man gewiss nicht alle zusammenzustellen wagen.

Es sind zwar sehr interessante Massenfunde von Bronzen aus Böhmen bekannt, von denen theilweise schon der Vater der böhmischen Urgeschichte, Wocel[1]) berichtet, so die Funde bei Soběnic, Jinec, Pisek, Svijan und Elbeteinitz; ferner fünf solche Funde vom Hradiště auf dem Plešivec[2]) und in der nächsten Umgebung. Der erste der letzteren geschah im J. 1825 bei Běřín nächst Jinec: zwanzig Ringe, ein Kelt, drei Sicheln, Schwertklinge, Lanze, Schild etc. (von Wocel in den Parallelen beschrieben und theilweise abgebildet); im Jahre 1867 sind an der Berglehne beim Dorfe Rejkovice mehrere Pfund Bronzen gefunden worden: Paalstab, Messer, Armringe, Sichelfragment etc.; im Jahre 1872 beim „alten Thor" der Wallburg: ein Bronzekessel, gefüllt mit Ringen, Lanzen, Paalstäben, Schwert etc.; im Jahre 1876 unterhalb der Wallburg: Schmelzofen, verschiedene Bronzefragmente, ganze Sicheln und Bronzerohguss über 20 Kg.; im Jahre 1878 in der Nähe des „kleinen Thores": Bronzerohguss, Ringe, Armbänder, Lanzenspitzen, Paalstab, lange Nadel, ein goldbeschlagener Eisengegenstand. Endlich wäre der grosse, erst im Vorjahre gemachte Fund bei Dux zu nennen, über

[1]) Pravěk země české.

[2]) Břet. Jelinek, Památky etc. XII., Heft 2, 1882, S. 86 und Mitth. der Anthrop. Gesellsch. Wien, Bd. XII, Nr. 4.

welchen St. Berger in Prag [1]) und Fr. Heger [2]) berichteten. Eine derartige Combination verschiedener Objecte jedoch, wie sie der Krendorfer Fund aufweist, ist in Böhmen wenigstens noch nicht vorgekommen.

Dass die Objecte sehr alt sind und zweifelsohne in die Zeit vor Christi Geburt fallen, sieht man wohl auf den ersten Blick. Ich zähle dieselben zu den ältesten Bronzen Böhmens.

Wenn wir uns zunächst in der Hallstädter Periode (nach der bisherigen Ansicht vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis 2. Jahrhundert n. Ch.) nach Anhaltspunkten umsehen, so finden wir nur wenige, aber sie sind vorhanden und zwar zunächst in unserer Henkelschale aus dünnem Bronzeblech mit angenietetem Henkel und dann in dem Gefässe, dessen schöner Deckel getriebenes Kreis- und Buckelornament zeigt; solche getriebene Kreise und Buckeln kommen auch in Hallstadt an Bronzegefässen vor, so z. B. an dem von Friedr. Simony [3]) auf Taf. VII, Fig. 1 abgebildeten Gefässe mit angenietetem Griff. Allein in Hallstadt tritt zu den einfach getriebenen Kreisen und Buckeln eine viel reichere Ornamentik hinzu. Das um den Rand des Untersatzes unseres Gefässes mit freier, etwas unsicherer Hand eingeritzte Dreieckornament wäre für Hallstadt zu primitiv. Das eben Gesagte gilt auch für die Paalstäbe, besonders wenn man die vorliegenden Exemplare mit dem von Simony auf Taf. V, Fig. 3 abgebildeten, schön verzierten Hallstädter Paalstab vergleicht. Es muss jedoch ebenfalls hervorgehoben werden, dass v. Sacken auch einen ähnlichen Paalstab, wie die unserigen, aus Hallstatt abbildet. Sicheln kommen in den Hallstädter Gräbern nicht vor, wohl aber auf dem steil gegen den Markt abfallenden Gehänge des Salzberges, wo nach Fr. Simony (a. a. O.) eine Lanzenspitze, drei Sicheln und zwei Ketten im Jahre 1830 gefunden wurden, die sich im Linzer Museum befinden.

Es erscheint demnach nothwendig, weiter zurückzugehen und zwar dorthin, wohin man bis jetzt den Ursprung der Hallstädter Culturperiode versetzt. Von Sacken (das Grabfeld von Hallstadt) bezeichnet denselben als etruskisch; Conestabile hat auf dem Congresse von Bologna dieselbe Ansicht ausgesprochen, indem er darauf hinwies, dass die ältesten Typen von Hallstadt übereinstimmen mit den späteren etruskischen Typen des Fundes von Villanova, die jüngeren Typen Hallstadts mit denen von Marzabotto und Certosa bei Bologna. Ich selbst habe auch auf den etruskischen Einfluss im Jahre 1873 [1]) hingewiesen.

In dieser Beziehung sind nun die Funde, welche Prof. M. St. Rossi [2]) in etruskischen Gräbern bei Valentano und Narni gemacht hat, von doppelter, weittragender Bedeutung geworden und zwar ihres Inhalts und ihrer sichergestellten Zeit wegen. Diese ältesten bis jetzt bekannten italischen Gräber lagen unter der bekannten vulkanischen Schichte „Peperino", die aus dem Krater von Albano (bei Rom) stammt. Da die letzte Eruption dieses feuerspeienden Berges in die ersten Jahre nach der Gründung Roms fällt, so können die in den Gräbern befindlichen Objecte nicht jünger sein. Rossi legte die Abbildungen dieser Funde dem Congresse von Bologna vor, darunter befanden sich ausser den bekannten etruskischen Spiegeln und dem „aes rude" (bis 451 v. Chr.) grosse Ringe, Halsringe, Celte, Paalstäbe, Armringe mit übereinander gelegten Enden, Lanzenspitzen von Olivenblattform, Sicheln, sichelförmige Messer, ein kleines Schwert mit kurzem Griff und die Urformen der Fibel, aus denen sich später die etruskischen Typen entwickelten. Es fehlten hier aber jene technisch entwickelten, vollendeten, schönen Formen etruskischer Bronzen, welche dieses Volk später unter dem Einflusse griechischer Cultur verfertigte. Es ist selbstverständlich, dass jene oben angeführten Objecte altetruskischer Arbeit nicht jünger sein können, als höchstens aus dem 8. Jahrhunderte v. Chr. Aehnliche Funde wurden dann in Gräbern bei Marino, Veji, Praeneste, Cervetri u. s. w. gemacht.

Wir finden also vom Krendorfer Fund: grosse Ringe, Halsringe, Armringe mit übereinander liegenden Enden, Paalstäbe und Sicheln bereits in den altetruskischen Gräbern vertreten und wahrlich, wenn unser Fund aus einem Grabe oder einer Ansiedelung stammen würde, könnte er den Forscher mit Rücksicht auf seine Abstammung im Angesichte der italischen Funde in Verlegenheit bringen, er trägt jedoch den Stempel seiner Entstehung zu deutlich ausgeprägt, wie wir sehen werden und wie der Leser

---

[1]) Bronzy duchcovské: Památky archaeol. B. XII, Heft 2 und 3, Prag, 1882.

[2]) Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, B. II, Neue Folge, Heft 2, 1882.

[3]) Die Alterthümer vom Hallstädter Salzberg. Sitzb. der k. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Cl. B. 4. 1850.

[1]) Geologischer Bericht über den Brüxer Schädel und über weitere Funde der Brüxer Gegend. Mitthl. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, B. III, Nr. 3, S. 17.

[2]) J. N. v. Sadowski, Drógy handlowe etc. Jahrbücher der Krakauer Akad. d. Wissensch. 1875. (Die Handelsstrassen der Griechen und Römer.)

gewiss schon aus der Beschreibung der Objecte dies errathen hat.

Sehr wichtig für unsere Vergleiche sind die Sicheln. Es ist schon oben angeführt worden, dass ganz gleiche Sicheln, trotz der Menge derartiger Funde, bisher in Böhmen nicht gefunden wurden, und dass unsere Sicheln aus Klinge und Griff, jedoch ohne Zahn, bestehen. In den Pfahlbauten der Schweiz kommen bekanntlich Sicheln häufig vor, meist aus Klinge und Griff bestehend, ohne Zahn, aber gewöhnlich mit durchbrochenem Griff, vorherrschend halbkreisförmig [1]); einzelne zeigen mit Einschnitten verzierte Rippen. In den Gräbern von Valentano und Narni kamen Sicheln und sichelförmige Waffen vor, jedoch ohne Griff, sondern mit blosser Warze am Ende, wie solche spärlich sowohl in den Pfahlbauten der Schweiz, als auch in Böhmen und Mähren (Olmütz), und vereinzelt in dem bekannten Funde von Freistadt in Oberösterreich vorkommen, wo bei 30 Stück Sicheln beisammen gefunden wurden.

Wenn auch Sicheln ohne Griff gleichzeitig mit Sicheln mit Griff gebraucht wurden, wie uns der Freistädter Fund zeigt, so bekunden Sicheln mit Griff unstreitig doch schon einen Fortschritt in der Herstellungsweise. Dies gilt auch von den Krendorfer Sicheln, die als nächste Stufe der Entwicklung angesehen werden können, doch stehen sie hinter den Sicheln mit Griff und Zahn oder gar mit durchbrochenem Griff zurück und ist ihr ursprünglicher Gebrauch älter als der der beiden letztgenannten Formen. Sie würden also eine etwas jüngere Zeit als die von Valentano und Narni verrathen. Da ferner die Krendorfer Paalstäbe durch die seitlich geschweifte Form an Valentano und Narni erinnern, anderseits ähnliche Paalstäbe mit Schaftlappen am Kopfe des Werkzeuges und mit Oehr in Hallstadt vorkommen; da das kleine Gefäss mit dem schön getriebenen Deckel eine spätere Zeit als jene von Valentano und Narni verräth, ohne die Hallstädter Ornamentik zu erreichen; da die verzierten Ringe eine vorgeschrittenere Technik, und da auch die Schelle eine vorgeschrittenere Gewandtheit im Bronzeguss zeigen: so glaube ich aus all den angeführten Gründen nicht weit fehl zu gehen, wenn ich behaupte, dass, den Zusammenhang unserer Bronzen mit den etruskischen, und die richtige Zeitbestimmung der letzteren vorausgesetzt, die Krendorfer Bronzen jünger sind als die von Valentano und Narni, aber älter als die des Grabfeldes von Hallstadt, dass sie dem Beginne der späteren sogenannten etruskischen Periode angehören dürften und vor die Zeit der Grabstätte von Villanova (diese reicht höchstens bis 451 v. Chr. G.), also in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chr. G. zu stellen sind und höchstens etwa bis zum Jahre 500 v. Chr. G. reichen.

Der Ansicht Sadowski's, dass alle Bronzen Mitteleuropas von Italikern stammen, steht die kürzlich durch Hochstetter ausgesprochene Ansicht entgegen, dass dieselben einer einheimischen, den Alpenländern angehörigen Industrie (Hallstädter Periode, die das ganze Jahrtausend v. Chr. G. einnimmt) zuzuschreiben sind. Es scheint sich wirklich eine einheimische Bronzeindustrie an einzelnen Punkten Mitteleuropas entwickelt zu haben; woher jedoch die ursprünglichen Haupttypen der Bronze stammen, deren Gemeinschaftlichkeit mit dem Namen „etruskisch" bezeichnet wird und welchen Typus auch die Krendorfer Bronzen, besonders: das Gefäss, die Henkelschale, die Ringe, die Schelle verrathen, ist noch sehr fraglich.

Aus der Beschreibung der Krendorfer Bronzen geht hervor, dass (die kleinen Ringe für ein Stück [eine Schnur] gezählt) unter 38 Objecten zehn Stück gebrochen sind, also 27%; rechnet man die zwei gebrauchten Sicheln und die zwei nicht zusammengehörigen Stücke des Pferdezaums als unbrauchbar gewordene Objecte hinzu, so sind es 14 unbrauchbar gewordene Stücke oder 37%. Aus dieser Thatsache, sowie aus dem Umstande, dass auch einige der übrigen, ganzen Objecte Spuren des Gebrauchs an sich tragen, und endlich aus dem Fundvorkommen geht hervor, dass alle diese Objecte einem Händler angehörten, der die gebrochenen und unbrauchbaren Bronzen eingetauscht und hiebei zum Ausgleich die kleinen Bronzeringe verwendet hat (Ringgeld [1]). Es geht ferner daraus hervor, dass alle diese Objecte in der Gegend des Fundes sicher im Gebrauch standen. Da unter allen den Gegenständen keine Waffen sich befinden, muss die Bevölkerung, soweit ein negativer Beweis zulässig erscheint, friedlich ge-

[1]) Eine schöne halbkreisförmige Sichel mit Griff, Zahn und Loch wurde in Morawes in Böhmen gefunden. Die Abbildung davon s. meine: „Ueberblick der Urgeschichte des Menschen". Wien, Alfred Hölder, 1871, S. 39.

[1]) Hiedurch gewinnt die Ansicht, welche Kiss in Pest schon 1854 ausgesprochen hat, an Wahrscheinlichkeit, dass den Bronzen auch ein numismatischer Werth zuzuschreiben sei, da in Ermanglung eines monetarischen Systems Schmucksachen aus Bronze (ich würde sagen „aus Metall") den Reichthum einer Familie bildeten und als Vermittlung beim Tauschhandel dienten.

wesen sein, sich mit Ackerbau befasst, wie die Sicheln nachweisen (die indessen ihrer Kleinheit wegen wohl auch zu Cultuszwecken gedient haben könnten), das Pferd besessen und auf seine Zier gehalten haben. Die Bronzen müssen einen hohen Werth gehabt haben, da man gebrochene Arm- oder Haarspiralen flicken liess; die Spiralen sind aber sicherlich nur von bevorzugteren Personen weiblichen Geschlechtes getragen worden. Was für ein Volk es aber war, welches hier neue Bronzen eingetauscht und die unbrauchbar gewordenen umgetauscht hat, das anzudeuten, wäre heute zu gewagt und Hypothesen, welche morgen umgestossen werden, liebe ich nicht; dass dieses Volk nicht gar zu barbarisch war, beweist der Gebrauch des schönen Schmucks.

Ob unser Händler, welcher seine Waare gewiss nur der Sicherheit wegen auf einige Zeit vergraben hat, ohne je auf diesen Ort, aus was immer für einem Grunde, zurückgekehrt zu sein, ein „Marchand fondeur", ein Gusshändler war, der, auf seinen Handelswegen, die Gussformen mitführend oder dieselben erst hier verfertigend, selbst den Umguss unbrauchbarer Bronze besorgte, lässt sich wegen Mangels eines gleichzeitigen Fundes von Gussformen am selben Orte nicht mit Sicherheit behaupten; der vorhandene Bronzekuchen scheint dies jedoch anzudeuten; ja, diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass von dem Bronzekuchen ein Stück abgeschlagen ist, welches hinreicht, um einige kleine Schmuckobjecte daraus zu giessen. Ob dieser Händler auch Zinn bei sich führte, um nöthigenfalls den Zinngehalt des Bronzekuchens zu vermehren, lässt sich nicht bestimmen. Vereinzelt würde obige Annahme nicht dastehen, zumal M. E. Chantre auf dem Congresse zu Bologna berichtete, dass er in Larnaud, im Depart. Jura, Gussformen und daneben viele Bruchstücke aller meist in Gallien gebräuchlich gewesenen Bronzeobjecte, sowie Bronzekuchen vorfand. Hieraus schloss Chantre, dass sich bei Larnaud für Gallien eine Umgussgiesserei (Fonderie de refonte) befand, die er reisenden etruskischen Fabrikanten zuschreibt, welch letztere er treffend „Marchands fondeurs" nannte.

Ob jedoch unser Händler sammt seiner Waare sicher einer etruskischen oder überhaupt einer italischen Abkunft war, was aus den vorhergehenden Auseinandersetzungen hervorgehen könnte, ob er der Vorgänger war späterer Händler, welche Bronzewaare nach dem Norden führten, um am Heimwege Bernstein mitzunehmen, wage ich heute mit Sicherheit nicht zu behaupten. Was mich in dieser Beziehung befangen macht, das sind, abgesehen von wenigen kleineren Bedenken, die sich meinen bisherigen bescheidenen Beobachtungen aufdrängten, zunächst die zahlreichen Massenfunde Böhmens, besonders aber diejenigen des Plešivec und seiner nächsten Umgebung mit dem Schmelzofen, über dessen nähere Beschaffenheit mir leider Berichte fehlen; ferner sind es auch die von Chantre im Kaukasus ausgegrabenen Bronzen, sowie die ähnlichen vom Custos des k. k. Hofmuseums in Wien, Herrn Franz Heger, aus Gräbern des Kaukasus mitgebrachten, reichen, schönen Bronzefunde. Abgesehen von massiven Fussringen sind in diesen Funden die grossen Spiralspangen, wenn auch in anderer Durchführung und mit anderen Ornamenten, vertreten, und dazu liegt eine nahezu gleich grosse Schale aus getriebenem Bronzeblech vor, wie der Untersatz unseres Gefässes; beide könnten vom selben Bronzetechniker verfertigt worden sein, nur fehlt dem kaukasischen Exemplar ringsherum am Rande die eingravirte Verzierung und leider auch der Deckel; ein solcher dürfte vorhanden gewesen sein, wie dies der Rand des Gefässes andeutet. Da heute alle Objecte aus getriebenem Bronzeblech den Etruskern zugeschrieben werden, so frägt es sich, ob obiges Exemplar des Gefässes aus dem Kaukasus auch von den Etruskern stamme? Bereits im Jahre 1873 fielen mir gelegentlich der Weltausstellung in Wien die von Bayern in Mzchet bei Tiflis aus Steinkästen und Ziegelgräbern ausgegrabenen Objecte auf[1]). Unter diesen Objecten, welche Bayern den alten Iberiern zuschreibt und in das 5. bis 6. Jahrhundert v. Ch. versetzt, die aber jünger zu sein scheinen, fand ich so vieles (Ringe und Fibeln aus Bronze, Glas- und Schmelzperlen, Bernsteinperlen), was sehr bedeutende Analogien mit unseren mitteleuropäischen Funden zeigt, sowie auch ein Fragment eines Metallspiegels, der heute für etruskisch gilt.

Schliesslich erlaube ich mir auf den interessanten, durch Crüger zu Floth bei Czarnikau in Posen[2]) im Jahre 1875 gemachten Fund von Bronzen aufmerksam zu machen, weil derselbe nach mancher Richtung hin zum Krendorfer Funde in Beziehung zu stehen scheint. Es wurden zu Floth gefunden: ein Brustpanzer, eine Fibel, eine Leibbinde (mitra), welche ähnlich ist einem auf Eubäa gefundenen Exemplare,

[1]) Siehe Woldřich, Katalog der urgeschichtlichen Ausstellung der Anthrop. Gesellsch. in Wien. (Coll. d. Unterr.-Minist.) Wien 1873, pag. 45.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. B. VIII. 1876, pag. 125.

zwei massive geschlossene Ringe, eine Spiralspange, zwei Gefässe, ein schraubenförmig gedrehter Stab etc. Crüger schreibt diese Objecte griechischen Einwanderern zu und meint, dass die Objecte zum Schmuck und Tempeldienst einer Priesterin der Cybele gehörten. Da aus dem etwas unvollständigen Fundberichte doch hervorgeht, „dass man in der Nähe der Fundstätte weder Knochen noch Urnen, noch sonst auf die Anwesenheit grösserer Volksmassen deutende Reliquien gefunden hat", würde ich mich lieber zu der Ansicht hinneigen, dass man es auch hier mit der Waare eines Händlers zu thun hat. Ein geschlossener Ring ist nahezu ganz gleich unserem Ringe Nr. 1; um denselben ist ein schwacher Draht spiralförmig gewunden; Crüger glaubt, dass dieser und ein etwas grösserer Ring als Cymbeln gedient haben bei Festen der Cybele. Ein nahezu gleiches Gefäss aus Bronzeblech, wie unser Untersatz Nr. 35, nur etwas höher, besitzt einen angenieteten Henkel, sein Rand ist flach eingebogen und zeigt genau dieselbe Ornamentik ringsherum, wie unser Exemplar; das zweite Gefäss ist niedriger und besitzt am Rande ebenfalls dieselbe Ornamentik. Der gedrehte Stab ist an einer Stelle geflickt und zwar durch Ueberguss. Vollkommen gleich unseren Exemplaren und unzweifelhaft desselben Ursprungs, ist eine Spiralspange; die einfache Verzierung auf den flachen, mittleren Windungen derselben ist ebenfalls im Zickzack ausgeführt; leider ist aus der etwas undeutlichen Abbildung (Taf. XVII, Fig. 6) nicht zu entnehmen, ob die Zeichnung aus einer im Zickzack verlaufenden Linie besteht, wie es scheint, oder aus nebeneinander stehenden Strichen, wie an unseren Exemplaren; Crüger hält die Spirale für ein Haardiadem der Priesterin.

Wie man sieht, bietet der Flothower Fund genug Analogien, um denselben mit dem Krendorfer Fund in Beziehung bringen zu können. Die beiden Gefässe sowohl, als insbesondere das Panzerstück zeigen jedoch eine vorgeschrittenere Technik und es sind die Flothower Bronzen jedenfalls jünger als die Krendorfer; die Spiralspange und die Ornamentik der Gefässränder aber, welche neben den Ringen beiden Funden gemeinschaftlich sind, deuten auf dieselbe Ursprungsquelle hin. Wenn auch Crüger in mancher Beziehung Recht haben mag, wenn er auf Corinth weist, so darf anderseits nicht verschwiegen werden, dass insbesondere das Panzerstück eine Ornamentik zeigt, die stark an etruskische Funde mahnt, wie dies Virchow (a. o. a. O. pag. 131) besonders hervorhebt.

Es treten somit auch hier zwei schwer zu vereinigende Gesichtspunkte auf. Derlei divergirenden Ansichten begegnet man bei dem heutigen Stande der jungen anthropologischen Forschung sehr häufig. Während der eine Gelehrte fast alle mitteleuropäischen Bronzen den Etruskern zuschreibt, vindicirt sie der andere den Kelten, von denen ein dritter nicht genau weiss, welche Stämme sie umfassten. Während der eine einen jeden Fund innerhalb des römischen Germaniens den Germanen zuzuschreiben bestrebt ist, weist der andere darauf hin, dass die Römer mit „Germanien" ebenso ein Völkergemisch bezeichneten, wie dies heute etwa mit der Bezeichnung „Ungarn" der Fall ist, und dass selbst das heutige Deutschland nicht Germanen allein umfasst. Der eine will alle mitteleuropäischen und baltischen Bronzen griechischen und römischen Handelsverbindungen zuschreiben, der andere findet dagegen in den Alpen eine einheimische Bronzecultur (Hallstädter Periode), die bis weit nach Osten ausstrahlte. Während endlich der eine den Namen der italienischen Stadt Ravenna von dem slavischen „rovina" (Ebene) ableitet und die Slaven nach Norditalien, in die Schweiz, nach Frankreich etc. versetzt, leitet der andere den altslavischen Ortsnamen Chuchle vom Keltischen ab und versetzt die Germanen weit nach dem Osten. Was speciell Böhmen anbelangt, so hängt der eine an der Einwanderung der Čechen in dieses Land im 6. Jahrhunderte als an einer historischen Thatsache fest, während der andere dies als Sage bezeichnet, derzufolge höchstens der Stamm der Čechen um diese Zeit die Herrschaft über die übrigen, uralten slavischen Stämme an sich gerissen hat und hält Bojer, Markomannen und Quaden für Slaven.

Aus all' diesen einander oft diametral entgegengesetzten Ansichten der Forscher, welche dabei ein für die wissenschaftliche Forschung so unumgänglich nothwendiges, reichhaltiges Materiale liefern, schimmert bereits in erfreulicher Weise die Dämmerung des Lichtes, das wohl bald die Nebel der grauen Vorzeit Europas zu lichten und den urgeschichtlichen Bau auf feste Grundlagen zu stellen, helfen wird. Als ein winziger Baustein zu diesem Materiale der Forschung mögen die vorliegenden Beiträge dienen.

INHALT.

Seite

Einleitung 1

I. Neue Wallburgen im südlichen Böhmen 2

1. Wallburg auf dem Berge Vidice (Hrad) bei Wodnian 2

2. Wallburg auf dem Berge „Hradeček“ bei Netolic 3

3. Wallburg auf der „Baba“ bei Frauenberg 4

4. Wallburg auf dem Berge „Na hradci“ bei Poňešic 6

5. Verschlackte Wallburg auf dem Berge „Na hradu“ bei Litoradlic 7

Allgemeine Bemerkungen über die Wallburgen (Hradiště) in Böhmen 11

II. Künstliche Berghöhlen bei Čkyň 13

III. Grabhügel im südlichen Böhmen 13

Grabhügel bei Čichtic 13

Grabhügel nördlich von Frauenberg 16

1. Grabhügel bei Kostelec, östliche Gruppe 16

2. Grabhügel im Revier von Radonic 20

3. Grabhügel im Revier von Poňešic 20

4. Grabhügel im Revier von Litoradlic 22

5. Grabhügel im Revier von Burkholz 23

6. Grabhügel bei Albrechtic 24

7. Grabhügel im Audražer Revier bei Protivin 24

IV. Diverse Funde im südlichen Böhmen 25

1. Bronzespangen (Kesselspangen) von Unter-Groschum 25

2. Funde von Paalstäben 26

3. Funde von groben Graphitscherben im Böhmerwalde 26

V. Massenfund von Bronzen bei Krendorf (Křtěno) im nördlichen Böhmen 27

Fundbericht 27

Beschreibung der Bronzen von Krendorf 28

Rückblick über diesen Fund 33

Erklärung der Tafeln 39

Erklärung der Tafeln.

(Auf Tafel I und II ist die Grösse bei jedem Objecte angegeben, die übrigen Tafeln enthalten Figuren in natürlicher Grösse, ausgenommen Tafel VIII, Fig. 32 u. 33.)

Tafel I.

Čichtic: Grabhügel.

Fig. 1. Dolchklinge aus Bronze, Grabhügel Nr. 1. — Fürstl. Museum Ohrad.
„ 2. Haarnadel aus Bronze, Grabh. Nr. 1. — Ebendaselbst.
„ 3. Armspange aus Bronze, Grabh. Nr. 1. — Ebendas.
„ 4. Gefässscherben aus Bronze, Grabh. Nr. 1. — Ebendas.
„ 5. Schüssel mit Henkel, Grabh. Nr. 1. — Ebendas.
„ 6. Gefässscherben, Grabh. Nr. 1. — Ebendas.
„ 7. Bearbeitetes Quarzstück, Grab. Nr. 1. — Ebendas.

Kostelec: östliche Grabhügelgruppe.

Fig. 8. Kleine Urne mit Deckel, Grabhügel Nr. 1. — Fürstl. Museum Ohrad.
„ 9 a. Perle aus gelblicher Steinmasse, Grabh. Nr. 1. — Ebendas.
„ 9 b. Aufgerollte, etwas vergrösserte Zeichnung auf derselben Perle, Grabh. Nr. 1. — Ebendas.

Fig. 10. Dolchklinge aus Bronze, Grabhügel Nr. 2. — Fürstl. Museum Ohrad.
„ 11. Messer aus Bronze, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 12. Prismatisches Säulchen aus Bronze, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 13. Armspange aus Bronze, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 14. Armspange aus Bronze, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 15. Urne, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 16. Urnenartiges Gefäss, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 17. Topf, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.
„ 18. Schüssel, Grabh. Nr. 2. — Ebendas.

Fig. 19 a. Urne, Boden ideal ergänzt, Grabhügel Nr. 3. — Fürstl. Museum Ohrad.
„ 19 b. Deckel zu vorstehender Urne, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 19 c. Innere Verzierung dieses Deckels, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 20 a. Kleine Urne, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 20 b. Vergrösserte Verzierung von 20 a, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 21. Becher, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 22. Schale mit Henkel, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 23. Schüsselchen, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 24. Flache Schüssel, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 25. Schüssel, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.

Tafel II.

Fig. 26. Näpfchen aus der Urne 19, Grabhügel Nr. 3. — Fürstl. Museum Ohrad.
Fig. 27. Zwei ineinanderliegende Schüsseln, Grabh. Nr. 3. — Ebendas.
„ 28. Pfeilspitze aus Bronze, Grabh. Nr. 7. — Ebendas.
„ 29. Pfeilspitze aus Bronze, Grabh. Nr. 7. — Ebendas.
„ 30. Bronzespirale, Grabh. Nr. 7. — Ebendas.

Poněšic: Háj.

Fig. 31, 32, 33, 33 a, 34, 35 a, 35 b. Gefässscherben aus einem grossen Grabhügel. — Fürstliches Museum Ohrad.

Litoradlic: Shořova.

Fig. 36 a. Mühlstein, obere Ansicht, aus einem Grabhügel. — Fürstl. Museum Ohrad.
„ 36 b. Derselbe, untere Ansicht, aus einem Grabh. Ebendas.

Unter-Groschum bei Netolic.

Fig. 37. Kesselspange vom offenen Felde. Fürstl. Museum Ohrad 1 Stück, Sammlung Woldřich 2 Stücke.

Albrechtic bei Moldautein.

Fig. 38. Offener Armring aus Bronze, aus einem verfallenen Grabhügel am Felde. Sammlung Woldřich.
„ 39. Bronzenadel aus einem erhaltenen Grabhügel. — Ebendas.
„ 40. Armspange aus Bronze, aus einem erhaltenen Grabhügel. — Ebendas.
„ 41. Bronzemesser, aus einem erhaltenen Grabhügel. — Ebendas.

Frauenberg.

Fig. 42. Paalstab. Fürstl. Museum Ohrad.

Kout, Riesenberg, Böhmerwald.

Fig. 43. Paalstab. Sammlung Woldřich.

Kestřan.

Fig. 44. Paalstab. Fürstl. Museum Ohrad.

Rathschlag bei Schwarzbach, Böhmerwald.

Fig. 45. Paalstab, fürstl. Museum Ohrad.

Litoradlic.

Fig. 46. Schlacke vom Wall. Fürstl. Museum Ohrad.

Bronzen von Krendorf (Křtěno).

Alle Objecte in natürlicher Grösse, nur Fig. 32 und 33 auf Tafel VIII in halber Grösse.

Alle nachfolgenden Objecte sind Eigenthum des fürstlichen Museums in Ohrad bei Frauenberg.

Tafel III.

Fig. 1. Geschlossener Ring, glatt, unverziert, ganz erhalten, des Raumes wegen nicht vollständig abgebildet.
„ 2. Geschlossener Ring mit Ornamenten anf einer Seite, bestehend aus vier Feldern. Drei ganz gleiche Exemplare.
„ 3. Geschlossener Ring, unverziert.
„ 4. Ungefähr der sechste Theil kleiner Bronzeringelchen gleicher Grösse — Ringgeld.
„ 5. Nietenstück aus Blech, wahrscheinlich zu Fig. 14, auf Tafel IV gehörig.

Tafel IV.

Fig. 6. Geschlossener Ring, unverziert.
„ 7. Offener Ring, gewaltsam entzweigebrochen, Bruch alt, an einem Ende verletzt, unverziert.
„ 8. Offener Ring. unverziert.
„ 9. Offener Ring, unverziert. Zwei ganz gleiche Exemplare, ein drittes ein wenig kleiner.
„ 10. Armring mit übereinandergelegten, nicht verbundenen Enden, unverziert.
„ 11. Armring mit übereinandergelegten, nicht verbundenen Enden, unverziert.
„ 12. Armring mit übereinandergelegten nicht verbundenen Enden, unverziert.
„ 13. Ein einzelnes kleines Ringelchen von Fig. 4, Tafel III.
„ 14. Bodenstück von einem Sieb.

Tafel V.

Fig. 15. Spiralspange, ganz, verziert.
„ 16. Spiralspange, ganz, verziert, zwei Exemplare.
Fig. 17. Spiralspange, ganz, verziert, aus zwei Stücken bestehend; von einem zweiten gleichen Exemplare sind zwei Stücke vorhanden.

Tafel VI.

Fig. 18. Sichel, Spitze etwas verletzt.
„ 19. Sichel, ganz.
„ 20. Sichel, entzweigebrochen.
„ 21. Paalstab mit Oehr, ganz, zu Fig. 29, Tafel VII gehörig; ein zweites Exemplar kommt diesem nahe gleich, hat jedoch symmetrische Schaftlappen.
„ 22. Pferdezaum, ganz.
„ 23. „ „ etwas abweichend vom vorigen.
„ 24. Schelle, Seitenansicht, mit drei Bronzekügelchen.
„ 25. Dieselbe von oben gesehen.

Tafel VII.

Fig. 26. } Gefäss, bestehend aus Deckel und Untersatz.
„ 27. }
„ 28. Deckel des vorstehenden Gefässes, von oben gesehen.
„ 29. Paalstab von der Seite, zu Fig. 21 auf Tafel VI.
„ 30. Aufgerollte Zeichnung von Fig. 2 auf Tafel III.

Tafel VIII.

Fig. 31. Spiralspange, geflickt und gebrochen, stark gebraucht, Ornament in der Mitte abgewetzt.
„ 32. Paalstab mit Oehr, Schneide verletzt (halbe Grösse).
„ 33. Derselbe von der Seite (halbe Grösse).
„ 34. Schale mit Henkel, unvollständig, aus gewalztem Blech.
„ 35. Dieselbe im Profil.
„ 36. Ein Theil des Bronzekuchens, von oben.
„ 37. Die Hälfte des Bronzekuchens, von der Seite.

Urgeschichtliche Forschungen

in der

Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark.

I.

Die prähistorischen Denkmale der Umgebung von Wies.

Von

Bergdirector **V. Radimský.**

Im Spätherbste des Jahres 1880 hatte der Grundbesitzer vulgo Sillihojsel in Bergla zum Zwecke der Steingewinnung die Grundvesten einer römischen Villa aufgeschlossen, bei welcher Gelegenheit viele interessante Objecte zu Tage kamen und dem Joanneum in Graz übergeben wurden. — Diesem Funde, sowie dem hiedurch veranlassten näheren Verkehre mit Herrn Professor Fr. Pichler in Graz verdanke ich die Anregung zur Durchforschung der Wieser Gegend nach prähistorischen Denkmalen, welche sofort in Angriff genommen wurde und bei der mir vielseitig zu Theil gewordenen kräftigen Unterstützung im Laufe des Jahres 1881 nahezu vollständig beendet erschien.

Den Geologen altbekannt durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Flora und Fauna seiner tertiären Süsswasserschichten, sowie durch die Regelmässigkeit der Lagerung seiner ausgedehnten Kohlenflötze lieferte mir dieser schöne Theil der Mittelsteiermark bei den Begehungen ein so reiches Materiale, dass ich bald die Ueberzeugung gewann, es sei die Wieser Gegend berufen, unter den prähistorischen Fundstätten Oesterreichs einen hervorragenden Platz einzunehmen, und dass ich dazu schreiten konnte, die Ergebnisse meiner Untersuchungen in der beiliegenden Karte (Taf. IX) niederzulegen. Die Karte umfasst das Flussgebiet der Saggau, sowie der Weissen und Schwarzen Sulm von den Ausläufern der Koralpe im Westen, dann den Abhängen des Radel- und Remschniggzuges im Süden bis zur Einmündung der Saggau in die Vereinigte Sulm im Osten und bis zu der Wasserscheide zwischen der Sulm und Lassnitz im Norden.

Wenn man bei Leibnitz, der alten Römerstadt Solvia, das breite Murthal verlässt und entgegen dem Laufe der Sulm westlich fortschreitend die tiefe Thalenge passirt hat, welche im Laufe der Zeiten die abfliessenden Gewässer des einstigen Sulmthaler Tertiärsees unterhalb Fresing in die devonischen Schiefer des Sausals und des Mattelsberges eingerissen haben, so gelangt man in der Thalerbreiterung von Wippelsbach zu der Einmündung der Saggau in den Vereinigten Sulmfluss. Von da zweigt sich das Saggauthal in weitem Bogen gegen Südwesten ab, um von St. Johann an bis über Eibiswald wieder eine vorwiegend westliche Richtung zu verfolgen. Das Sulmthal setzt dagegen über Gleinstätten seine westliche Richtung bis zum Zusammenflusse der beiden Sulmbäche nächst Gasselsdorf fort, wo es sich in das mehr südwestlich gegen Wies und Vordersdorf streichende Weisse Sulmthal und das breitere, nordwestlich gegen Schwanberg ziehende Schwarze Sulmthal gabelt.

Nur an wenigen Punkten erreichen diese fruchtbaren Thäler eine Breite von zwei Kilometern, wie bei Gleinstätten, St. Martin oder Schwanberg und dürfte die durchschnittliche Breite des Schwarzen und Vereinigten Sulmthales etwas über ein und einen halben Kilometer, jene des Weissen Sulmthales und des Saggauthales bei einem Kilometer betragen.

Das Gefälle der Thäler ist ein mässiges, wie die folgenden Höhencoten zeigen, welche den neuesten Generalstabskarten entnommen wurden.

Leibnitz, Bahnhof	275	M.	Seehöhe
Wippelsbach, Mündung der Saggau in die Sulm	285	„	„
St. Johann im Saggauthale . .	305	„	„
Eibiswald, Schloss	400	„	„
Gleinstätten, Schloss	304	„	„
Gasselsdorf, Zusammenfluss der Weissen und Schwarzen Sulm .	313	„	„
Wies, Kirchenplatz	341	„	„
Wernersdorf im Weissen Sulmthale	378	„	„
St. Martin im Schwarzen Sulmthale	339	„	„
Schwanberg, Brücke	406	„	„

Zwischen je zweien dieser Thäler, sowie auch im Norden zwischen dem Sulm- und Lassnitzthale breitet sich ein Hügelterrain aus, dessen mittlere Erhebung über den betreffenden Thalsohlen 60 bis 70 M. beträgt und dessen höhere Kuppen selten eine relative Höhe von 100 M. überschreiten. Nur in dem vorspringenden Winkel an der Gabelung des Sulm- und Saggauthales erhebt sich zwischen devonischen Schiefern einerseits und Tertiärgebilden andererseits wie eine Warte der Kalksteinstock des Purgstaller Kogels mit seiner Seehöhe von 460 M. um volle 170 M. über die Sulmbrücke nächst dem Schlosse Ottersbach.

Der Charakter dieser Hügelpartien und ebenso jener des Radel- und Remschnigg-Gebirges, welche letzteren im Süden des Saggauthales bis zu 1050 M., respective 800 M. Seehöhe hinansteigen, ist der gleiche. Von dem vielfach gewundenen und mit einzelnen Kuppen besetzten Hauptgrate laufen nämlich mehr weniger senkrecht auf die Kammrichtungen beiderseits Querthäler aus, in welche wieder häufige Seitengräben einmünden, so dass die Oberfläche der Hauptsache nach ein Netz von schmalen Rücken zwischen Gräben mit vorwiegend steilen Gehängen bildet.

Die eigentlichen Thalsohlen sind mit einer schwachen Decke von Alluvialgebilden bedeckt und als Aecker oder Wiesen cultivirt. Ein Waldbestand, wie z. B. jener der Niederhölzer bei Kerschbaum im Schwarzen Sulmthale, kommt darin nur selten vor. Häufiger trifft man Waldungen, wechselnd mit Acker- und Wiesenbeständen, auf den Diluvialterrassen an, welche sich in der Regel nur an einer Seite aus der Thalsohle zu einer Höhe von 8 bis 15 M. erheben und deren Schotterbänke mit einer Lehmschichte von ungefähr 2 M. durchschnittlicher Mächtigkeit bedeckt sind.

Die Hügelpartien zwischen den einzelnen Thälern zeigen einen Untergrund von tertiären Süsswasserschichten, welche im Norden des Schwarzen Sulmthales von marinen Tertiärgebilden überlagert sind und ebenfalls eine Decke von Thon, Sand oder zuweilen auch Schotter besitzen. Nur im Westen schiebt die Koralpe ihre krystallinischen Schiefer weit in das Weisse Sulmthal vor, so dass z. B. die Ortschaft Wies mit ihrem Schlosse Burgstall schon in das Gneisterrain fällt. Im Osten und Nordosten dagegen heben sich die bereits erwähnten devonischen Schiefer des Sausals (670 M.) und des Mattelsberges (448 M.), sowie des Purgstaller Kogels (460 M.) mit ihren Kalkeinlagerungen über die tertiäre Umgebung empor.

Die Südhänge der Hügel und niedrigeren Berge sind mit Reben bepflanzt, die Nordgehänge fast ausschliesslich mit Wald bestockt, während das übrige Terrain einen lieblichen Wechsel von Feld, Wiese und Wald beobachten lässt.

Im Allgemeinen ist das von mir durchforschte Gebiet ziemlich waldreich und nur diesem günstigen Umstande ist es zu verdanken, dass uns so viele Zeugen längstvergangener Zeiten in demselben erhalten blieben, weil besonders die Tumuli jeder anderen Bodencultur im Wege stehen und daher auch in unserm Gebiete ausserhalb der Waldbestände nur mehr spärliche Reste derselben angetroffen werden.

Dass eine so fruchtbare Gegend mit ihren wasserreichen Thälern, üppigen Bergwiesen, den cultivirbaren Flächen ihrer Hügelpartien, sowie den dunklen Forsten ihrer höheren Gebirgshänge sowohl dem Jäger und Fischer, als auch dem Viehzüchter und Ackerbauer alle Bedingungen einer angenehmen Existenz bieten musste, ist selbstverständlich und es war auch factisch der Bestand vorrömischer Ansiedelungen im untern Saggauthale von lange her bekannt [1]).

Zur Zeit der Römerherrschaft in Noricum waren jedoch schon alle drei Thäler unserer Karte bis an den Fuss des Hochgebirges besiedelt, wie wir aus dem Nachfolgenden ersehen werden.

Ob uns schliesslich die überaus zahlreich vorkommenden tumuliartigen Erderhöhungen, welche an dem Kamme und den nördlichen Abhängen des Radel-

[1]) Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. VII. Heft, 1857, „Archäologische Beiträge“ von Ed. Pratobevera und X. Heft 1861 „Grabalterthümer aus Klein-Glein“ von Dr. Karl Weinhold.

erges ober Eibiswald, des Writzniggkogels ober Hohenmauthen und des Heiligen-Drei-Königberges ober Mahrenberg, eine Seehöhe von 600 M. bis 1000 M. einnehmen, auf die Spur einer andern und vielleicht der ältesten Bevölkerung der Gegend führen werden, wird wohl in Kürze durch directe Grabungen entschieden sein.

Zur Erzielung einer grösseren Uebersichtlichkeit theile ich die in meiner Karte eingezeichneten Objecte in Mauerwerke und bearbeitete Steine, in Erdwerke, Befestigungen und Strassen und endlich in eigentliche Tumuli ein.

A. Mauerwerke und bearbeitete Steine.

Saggauthal.

Gemeinde Grossglein.

Zwischen den zwei Ortschaften Gross- und Kleinglein und südlich von den berühmten Grebinz- und Hartnermichelkogeln erhebt sich am linken Saggauufer eine niedere Diluvialterrasse, gegenwärtig in Ackercultur stehend und Kroketz genannt, innerhalb welcher man häufig auf Mauerfundamente gestossen ist. Einige erzählen, dass da vor uralter Zeit eine Stadt gestanden sein soll, während Andere behaupten, es habe sich daselbst im 15. Jahrhunderte ein grosses militärisches Lager befunden[1]).

Wiederholt sollen an dieser Localität Münzen ausgeackert worden sein und Herr Gutsverwalter Tscharre war so gütig, mir für das Grazer Joanneum eine Bronzemünze von Mark Aurel und zwei sehr breite Hufeisen zu übergeben, welche dort gefunden wurden.

Gemeinde Eibiswald.

In 7 bis 8 M. Höhe ist an dem Kirchthurme von Eibiswald der Vordertheil eines liegenden Löwen mit starker Mähne und vorgestreckten Vordertatzen eingemauert. Er ruht auf einer vorspringenden Console, besteht aus körnigem Kalksteine, ist im Gesichte etwas verstümmelt und durch vielmalige Kalkübertünchungen fast unkenntlich gemacht, wird aber allgemein als Römerstein bezeichnet, was in Anbetracht des Materiales auch sehr wahrscheinlich erscheint.

---

[1]) Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, VII. Heft, Graz 1857: „Keltische Alterthümer aus dem Saggauthale“ von Ed. Pratobevera.

Schwarzes Sulmthal.

Gemeinde Dörfla.

a) An der rückwärtigen Mauer der Kirche von St. Martin sind drei Römersteine, und zwar zwei Reliefsteine und ein Gesimsstück eingemauert, welche sämmtlich aus grobkörnigem,weissem Marmor bestehen.

Der eine der Reliefsteine, 86 Cm. hoch und je 40 Cm. breit, ist quadratisch und derart in einer Ecke der Kirche eingesetzt, dass zwei Seiten desselben sichtbar, die andern zwei Seiten jedoch vermauert sind. Die eine sichtbare Seite stellt eine stehende männliche Figur vor, welche in der linken Hand eine Rolle, in der rechten Hand ein Buch hält, und ist ziemlich gut erhalten. Auf der andern Seite befindet sich eine ebenfalls männliche, aber stark beschädigte Figur bei gebeugtem Kopfe mit irgend einer Arbeit beschäftigt.

Der zweite Reliefstein, 83 Cm. hoch und 30 Cm. breit, lässt sehr schön gearbeitete Blattarabesken beobachten.

Das Gesimsstück endlich, verkehrt eingemauert, zeigt in seinem Zahnschnitte und Eierstabe eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zimmerdecken-Carnisen, welche in der römischen Villa zu Bergla vorkamen.

Ausserdem besteht ein grosser Theil der Deckplatten des um die Kirche herumlaufenden Sockels aus weissem, grobkörnigem Marmor, einem Gesteine, welches ausser hoch im Gebirge in der Gegend nicht vorkommt und daher gegenwärtig zu Bauten auch nicht verwendet wird.

b) Vor dem pfarrlichen Stallgebäude von St. Martin liegt ein aus dem Mauerwerke des früheren Pfarrhauses stammender Quader aus weissem, körnigem Marmor, welcher 90 Cm. lang, 58 Cm. breit und 36 Cm. hoch ist.

Gemeinde Sulb.

In der Perronmauer der Bierhalle des vgo. Gassel finden sich mehrere Quadersteine aus weissem Marmor bis zu einer Grösse von 80 Cm. Länge, 42 Cm. Breite und 36 Cm. Höhe, sowie verschiedene kleinere Marmorbruchstücke eingemauert. Ebenso bilden zwei kleinere Quadern aus gleichem Materiale die östliche Hausthorstufe dieses Gebäudes. Sie stammen sämmtlich von dem Mauerwerke des in den Sechziger Jahren demolirten alten Pfarrhauses in St. Martin her.

Die gegenwärtige Pfarrkirche von St. Martin ist zur Zeit des Kaisers Josef erbaut worden und stand

an deren Stelle früher eine Capelle, von welcher wahrscheinlich die gothische Thoreinfassung herrührt, welche sich gegenwärtig unter dem Kirchthurme befindet.

Es geht nun in der Gegend die Sage, dass auf dem nahen Taborberge früher ein Schloss gestanden sei, dessen Materiale zum Baue der Kirche von St. Martin verwendet wurde, und es wäre nicht unmöglich, dass am Taborberge einst ein römischer Tempel stand. Jedenfalls deuten die vielen Marmorstücke in Sulb und Dörfla, sowie die später zu erwähnende Marmorsäule von St. Peter auf den einstmaligen Bestand eines solchen Tempels in der Nähe von St. Martin hin.

Gemeinde Bergla.

Zwischen dem Dorfe Bergla und dem bereits erwähnten Taborberge waren von Alters her in der Ebene des Schwarzen Sulmthales innerhalb der Aecker der Grundbesitzer vgo. Sillihojsel und vgo. Neubauer Grundmauern bekannt, auf welche man beim Ackern oft gestossen ist und welche bei Bedarf schon wiederholt Anlass zur Steingewinnung gegeben haben. Auch Bronzemünzen sollen dort mehrmals gefunden worden sein.

Im Spätherbste des Jahres 1881 wurde ich durch den Pfarrer von St. Peter, Herrn Franz Michelitsch, darauf aufmerksam gemacht, dass der Grundbesitzer Sillihojsel an jener Stelle viele Mauern aufgedeckt und verschiedene interessante Gegenstände hiebei gefunden habe. Zugleich übersendete er mir eine Bronzemünze von Hadrian, welche er von dem Sohne des Besitzers an Ort und Stelle erhalten hatte. Herr Professor Fr. Pichler kam über mein Ersuchen sogleich nach Bergla und verfügte alles Erforderliche zur Aufdeckung jenes Theiles der Villa, welcher in den angrenzenden Acker des vgo. Neubauer fiel, so dass wenigstens annähernd der Grundriss des Gebäudes festgestellt werden konnte.

Dasselbe bildete ein Rechteck, dessen Ecken so ziemlich nach den vier Weltgegenden gerichtet waren, und besass von SO. gegen NW. eine Länge von 18·3 M. bei einer Breite von 14·5 M. — Nächst der südlichen Ecke fand sich an der Südwestseite des Gebäudes ein Vorbau von 6 M. Länge und $3^1/_2$ M. Breite vor, an dessen südlicher Ecke ein grosser Steinwürfel von nahezu 1 M. Seitenlänge in die Erde eingelassen war. Derselbe bestand aus einem conchylienreichen, tertiären Sandstein und dürfte als Herdstein gedient haben. Von der Südecke des Hauptgebäudes zog sich endlich eine 70 Cm. starke Mauer auf 30 M. gegen Süden hin, wahrscheinlich als Umfassungsmauer eines Hofraumes.

Von dem ehemaligen Baue waren fast nur mehr die Grundmauern vorhanden, deren Stärke an den Hauptmauern 70 bis 100 Cm., an den Mittelmauern 60 Cm., an den Quermauern aber nur 40 Cm. betrug. Das Materiale sämmtlicher Mauern bestand zumeist aus grossen Bachgeschieben, zwischen denen nur spärlich Bruchsteinstücke von Gneis, wie derselbe in der Gegend von Schwanberg gebrochen wird, vorkamen, und war in einen zwar groben, aber ungemein festen Kalkmörtel gelegt.

Insoweit es sich noch eruiren liess, umfasste das Gebäude sieben rechteckige und meist längliche Räume, sowie den vorerwähnten Anbau. Der Boden der einzelnen Räume war theils mit Thonplatten belegt, theils aus Gussestrich hergestellt, von welch letzterem in dem nordwestlich liegenden Raume eine zusammenhängende Fläche von circa 16 □M. blossgelegt wurde.

Der Estrich bestand zu oberst aus einem sehr feinen, etwa 2 Cm. starken und polirten Mörtelgusse, welcher mit einer braunrothen, noch wohlerhaltenen Farbe angestrichen war. Darunter kam ein grober, mit kleinen Kieselsteinen gemischter Mörtelguss, welcher auf einem bei 30 Cm. starken Bachgeschiebepflaster lag, dessen Steine sämmtlich auf die Kante gestellt waren. Der gelbe Lehmuntergrund des Pflasters zeigte sich überall bis auf eine Tiefe von circa 10 Cm. mit kleinen Holzkohlenstückchen gemengt.

In dem nahezu quadratischen Mittelraume an der gegen NO. gerichteten Hauptfront des Gebäudes fanden sich, auf dem Gussestrich aufruhend, zwei in Mörtel gemauerte kleine Pfeiler vor. Jeder derselben bestand aus einem quadratischen, sehr fest gebrannten Ziegel von 27 Cm. Seitenlänge und 6 Cm. Dicke als Basis, auf welcher drei quadratische Ziegel von 19 Cm. Seitenlänge und 6 Cm. Dicke auflagen. Die Pfeilerchen standen von Mitte zu Mitte gemessen 110 Cm. auseinander, und zwar parallel zu einer der Mauern. Die vielen gleichen Ziegel, welche Sillihojsel schon vor meinem ersten Besuche ausgehoben hatte, lassen darauf schliessen, dass in dem Gebäude mehr solcher Pfeiler vorhanden waren.

An Funden, welche diese Grabung ergab, und welche fast sämmtlich dem Joanneum übergeben wurden, führe ich folgende an:

Knochen: Vorderkiefer eines Hundes mit Zähnen. Mehrere Knochenstücke, wahrscheinlich von

einem Schweine herrührend. Letzter Backenzahn eines Pferdes oder Esels, welcher aus dem groben Mörtelgusse des Gussestrichs gehoben wurde.

Architekturstücke: Keilförmige Gewölbziegel und quadratische Ziegel in vielen Exemplaren. Fragment eines 5 Cm. dicken halbcylinderförmigen Ziegels.

Ziegel, Fliessplatten, gefalzte Wärmeleitungsziegel mit Wellenlinien geziert in grösserer Menge. Eine vierkantige Wärmeleitungsröhre von 10 und 15 Cm. lichter Weite.

Eine grosse Anzahl von Wandstücken, pompejanischroth, gelb und weiss mit schmalen grünen oder braunen, weiss eingefassten Streifen, oder mit breiteren röthlich grauen, ebenso eingefassten Bändern geziert. Die Farben zeigten sich sehr lebhaft und noch wohlerhalten.

Ein Stück des Gussestrichs, schön braunroth gefärbt.

Zwei Zimmerdecken-Gesimsstücke aus Mörtel mit Eierstab und Zahnschnitt, in der Zeichnung ganz gleich dem Marmor-Gesimsstücke an der Kirche von St. Martin. Eines derselben zeigt auch ein sehr schön ausgeführtes Blattornament.

Ein Zimmerdecken-Gesimsstück aus Mörtel mit Rundstab ohne sonstige Verzierung.

Eisen: Vier Stücke Deckenträger mit je zwei Nagellöchern.

Eine 19 Cm. lange Messerklinge.

Bronze: Von Bronzen wurde nur die eine, schon erwähnte Münze von Hadrian vorgefunden.

Thongeräthe: Gefässscherben kamen dagegen ziemlich häufig vor und zwar an der Aussenfläche eng gestreift, mit Zickzack- und Wellenlinien geziert oder auch glatt. Es waren Bruchstücke von schwärzlicher, grauer, gelber und röthlicher Farbe, welche Gefässen von sehr verschiedener Grösse angehörten.

Auch ein Deckelfragment mit eingedrückten Punkten am Knopfe dürfte der Erwähnung werth sein.

Steingeräthe: In einem der Wohnräume lag auf dem Pflaster ein etwas über die Hälfte austragendes Bruchstück eines Quetschmühlsteines, an der Peripherie viel breiter als an der durchlochten Mitte, und bestehend aus einem ungemein blasigen und olivinreichen Basalte, dessen Provenienz jedenfalls ausserhalb der Steiermark zu suchen ist.

An die Localität der Villa von Bergla knüpfen sich viele Sagen. Allgemein wird erzählt, dass dort einst eine Stadt gestanden sei. Ein vor Kurzem verstorbener Grundbesitzer der Gegend fand in seinen jungen Jahren sogar die Gelegenheit, sich von dem Bestande dieser Stadt durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Derselbe fuhr nämlich von Schwanberg spät Abends nach Hause und war nicht wenig erstaunt, als er ungefähr um Mitternacht zu der Stelle gekommen, sich plötzlich in einer langen, hell erleuchteten Strasse befand. Auch seinem Rösslein scheint die Sache nicht recht geheuer vorgekommen zu sein, denn es scheute sofort und brachte den lieben Mann in rasender Eile aus dem Bereiche der unheimlichen Lichter heraus. Nachdem sich unser Gewährsmann einigemale bekreuzt und von seinem Schrecken etwas erholt hatte, sah er zurück, aber von den vielen Gebäuden war nichts mehr vorhanden.

Ein zweites Abenteuer erlebte ein Vorgänger des vgo. Neubauer bei unserer Römervilla am helllichten Tage. Derselbe hatte eines schönen Morgens seinen Knecht ausgeschickt, um den Acker zu pflügen und wollte gegen Mittag nachsehen, wie weit die Arbeit schon vorgeschritten sei. Als er nun in der Ackerfurche hinter dem Knechte herging, bemerkte er in dem geackerten Felde neben sich ein tiefes Loch, auf dessen Boden sich eine grosse, schwarze, offene und mit Goldstücken gefüllte Truhe befand. Das Bäuerlein eilte dem Knechte schnell nach, um ihn zum Mittagessen nach Hause zu schicken, welchem Befehle gegenüber sich der Knecht nicht widerspenstig zeigte, und, einmal allein, ging der Bauer zurück, um vorläufig die Truhe zuzudecken, damit ja Niemand etwas von seinem Glücke erfahre. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er weder Loch, noch Truhe oder Goldstücke mehr fand und der Acker wieder, wie vorher, schön eben dalag. Alles Suchen blieb vergebens und seither hat Niemand mehr die Truhe gesehen.

Gemeinde St. Peter.

An der Grenze der Gemeinden St. Peter und Kerschbaum, zwischen den Aeckern des vgo. Knieli und vgo. Koch stand mitten in der Thalebene ein auffallend weisser Grenzstein von 80 Cm. Höhe, welchen ich, zufällig vorbeigehend, sah. Wie ich mich bei näherer Untersuchung überzeugte, bestand derselbe aus Marmor und zeigte an einer Seite eine deutliche Canelirung. Durch die freundliche Vermittlung des Pfarrers von St. Peter, Herrn Michelitsch, wurde mir derselbe von den Besitzern gegen Beistellung eines andern Grenzsteines für das Grazer Joanneum übergeben und es zeigte sich nach dem Ausheben, dass es ein 165 Cm. langes und 30 Cm. im

Durchmesser haltendes Säulenschaftstück von weissem Marmor sei, dessen Oberfläche in schöner Arbeit eine schraubenförmig herumlaufende Canelirung zeigt. Materiale und Form, sowie auch der Fundort in der Nähe von St. Martin sprechen dafür, dass wir es mit einem Römersteine zu thun haben.

Gemeinde Schwanberg.

Ein Statuenrumpf aus weissem, grobkörnigem Marmor wurde durch lange Zeiten als Prellstein bei dem Hausthore des Schwanberger Gemeindehauses verwendet. In jüngerer Zeit wurde er von seinem alten Standorte entfernt und musste weitere Dienste als Radabweiser bei einer Brücke im Markte leisten, wo ihn Herr Professor Fr. Pichler, vom St. Martiner Schulleiter, Herrn Jos. Orth, aufmerksam gemacht, besichtigte und für das Joanneum erwarb.

Diese Statue von 110 Cm. Höhe, 62 Cm. grösster Breite und 49 Cm. grösster Dicke, welcher Kopf und Beine fehlen, stellt eine männliche Gestalt in faltenreicher Toga vor, die rechte Hand unter der Brust angelegt, die linke gerade abgehalten. Der vorgestreckte Unterarm (mit Schriftrolle?) ist ebenfalls abgeschlagen, weil er wahrscheinlich die bei einem Radabweiser nöthige Rundung beeinträchtigte. Der rechte Fuss zeigt sich vorgestellt, das Faltenwerk des Kleides unter dem rechten Arme aufgezogen und auf der linken Seite gestreckt abfallend.

Weisses Sulmthal.

Gemeinde Jagernegg.

Im Jahre 1872 wurde bei dem Baue der Eisenbahn auf der Wiesenparcelle Nr. 430 [1]) des vgo. Faschjörgel ein Reliefstein aus grobkörnigem, weissem Marmor gleich unter dem Rasen aufgefunden und von dem damals in Wies lebenden Staffirer Herrn Gebhardt in sein Haus gebracht.

Gleichzeitig kamen dort nach Mittheilungen des Jagernegger Grundbesitzers vgo. Gödl einige grosse, weisse Steine mit Inschriften vor, welche jedoch die Eisenbahnarbeiter zu Schotter zerschlugen.

Nachdem dabei an der entblössten Stelle in 30 bis 40 Cm. unter dem Rasen ein Mauerwerk zu Tage kam, liess Faschjörgel dasselbe zum Zwecke der Steingewinnung in den Wintern 1873 und 1874 bis auf eine Tiefe von 1·1 M. von der Mauerkrone abheben, als er aber in dieser Tiefe Wasser ankam, die ganze Arbeit stehen und die entstandene Oeffnung wieder verschütten. Das Mauerwerk, aus in Mörtel gelegten Bachgeschieben bestehend, bildete einen Würfel und erbeutete der Besitzer dabei auch einige Marmorstücke, darunter ein grösseres „mit Buchstaben", wie er mir berichtete.

Die gewonnenen Steine verwendete Faschjörgel theils zur Ausmauerung seines Hausbrunnens, theils zum Baue seines Hauskellers und war davon im Jahre 1881, als ich von all den Funden Kenntniss erhielt, nichts mehr vorzufinden.

Den ersterwähnten Reliefstein fand ich nach langem Forschen zwischen verschiedenem Gerümpel am Dachboden des ehemaligen Gebhardt'schen Gebäudes und kam so in die Lage, ihn an das Grazer Joanneum abliefern zu können. Er bildet ein unregelmässiges Dreieck von 50 Cm. Höhe, 50 Cm. Breite und 20 Cm. Dicke. Darauf befindet sich ein typischer Römerkopf mit Backenbart und einem Kranze über der Stirne. Rechts zeigt sich das Bruchstück eines Kranzes und scheint somit ursprünglich der Stein sehr gross gewesen zu sein.

Nach allem Vorangeführten glaube ich nicht zu irren, wenn ich die Ansicht ausspreche, dass das gefundene Materiale einem grösseren römischen Denkmale angehörte, welches nächst der später anzuführenden Strasse stand.

Knapp nördlich von dieser Fundstelle wurde im Jahre 1880 durch Kinder auf dem Acker des Zimmermeisters Herrn O. Felice nach dem Ackern ein Siegelring vorgefunden. Der ovale Stein, ein Onyx, graubraun mit milchbläulicher Oberlage, lang 11 Mm., breit 7 Mm. und dick 1·5 Mm., ist in einem Ringe von Eisen gefasst, dessen Reif beiderseits abgebrochen war. In dem Steine sieht man einen nach rechts gehenden Mann mit einem Stocke eingravirt, welcher über die Schulter ein Thier oder Thierfell geworfen hat. Es befindet sich dieser Fund im Besitze des Rechnungsführers der Grube Steyeregg, Herrn A. Aichberger.

B. Erdwerke, Befestigungen und Strassen.

Saggauthal.

Es war mir schon früher aufgefallen, dass ein Weingebirge südlich des Saggauthales Lateinberg genannt wird, ferner ein kleiner Bach, welcher ein Seitenthal an dessen Fusse durchfliesst, Lateinbach, und die im Thale befindliche, ganz abgeschiedene Ansiedlung Lateindorf heisst, durchaus Benennungen, welche an die Römer erinnern.

[1]) Ueberall, wo ich Parcellen-Nummern anführe, sind es Nummern des alten Katasters vom Jahre 1825.

Meine diesbezüglichen Erkundigungen blieben nicht ohne Erfolg und ich bin in der Lage, über zwei Erdwerke in diesser Gegend zu berichten, welche aus der Zeit der Römerherrschaft stammen dürften.

Das erste derselben befindet sich in der

Gemeinde Haselbach,

und zwar innerhalb der Waldparcelle Nr. 183/b des vgo. Pfaffenkraner und ist in der Umgegend unter dem Namen Pfaffenkraner-Waldschloss bekannt.

Wie die Skizze Fig. 16 zeigt, befindet sich auf einem sanft gegen Norden einfallenden Rücken ein runder, flach kuppenförmiger Erdbau von 60 M. Durchmesser, dessen Umfangslinie ringsum deutlich von dem übrigen Terrain unterscheidbar ist. Im Westen und Norden hat sich noch eine scharfe Böschung von 1 bis 2 M. Höhe erhalten, im Süden geht die Kuppe durch eine ganz flache Einsattlung in die ansteigende Fortsetzung des Rückens über, während im Osten die ehemalige schärfere Böschung abplanirt zu sein scheint. An diese runde Kuppe schliesst sich im Norden ein 18 M. langer und 9 M. breiter Vorbau an, welcher ein ganz ebenes Plateau bildet und mittelst einer scharfen Escarpe von 2 M. Höhe in das umliegende Terrain übergeht. Spuren irgend eines Walles oder Grabens sind nirgends mehr sichtbar. In dem östlichen der zwei schmalen Gräben, welche den Bergrücken flankiren, befindet sich eine mit Steinen eingefasste Wasserlache, welche heute noch der Schlossbrunnen genannt wird.

Von Einigen wurde mir erzählt, dass im Pfaffenkranerwald die Lateiner (Römer) ein Schloss besessen hätten, wogegen der Besitzer mitzutheilen wusste, es wäre dort ein Schloss der Schrattenbachs gestanden. Der Vater des gegenwärtigen Besitzers soll an jener Stelle Steine aus der Erde ausgegraben haben, jedoch waren keine Mauern über dem Erdboden vorhanden und wusste mein Gewährsmann auch nicht anzugeben, ob die Steine in Mörtel gelegt waren oder nicht. Die Ansicht des Pfaffenkraner halte ich für eine falsche, denn für die Anlage eines mittelalterlichen Schlosses ist schon der Platz selbst vollständig untauglich. Vielmehr deutet die ganze Anordnung und namentlich der nördliche, tiefere Vorbau darauf hin, dass der Bau eine vorchristliche Opferstätte war [1]).

Das zweite Erdwerk dieser Gegend liegt in der

Gemeinde Wuggitz

hoch in den Vorbergen des Radelberges auf einer Kuppe südöstlich vom Lateindorfe und etwa 130 M. nordöstlich von der Behausung des vgo. Beisser, bei den nächsten Anwohnern Beisserschlosskogel genannt.

Die Fig. 17 (pag. 48) zeigt den Grundriss und Durchschnitt des Baues, welcher einen umwallten Tumulus darstellt. Derselbe erhebt sich 3 M. über den Boden des Grabens, ist vollständig erhalten und besitzt eine elliptische Form, so dass der Durchmesser seines ebenen Plateaus von Nord gegen Süd 16 M., von Ost gegen West aber nur 14·5 M. beträgt. Der Scheitel des Walles, welcher blos im Norden auf eine Länge von 29 M. vollständig er-

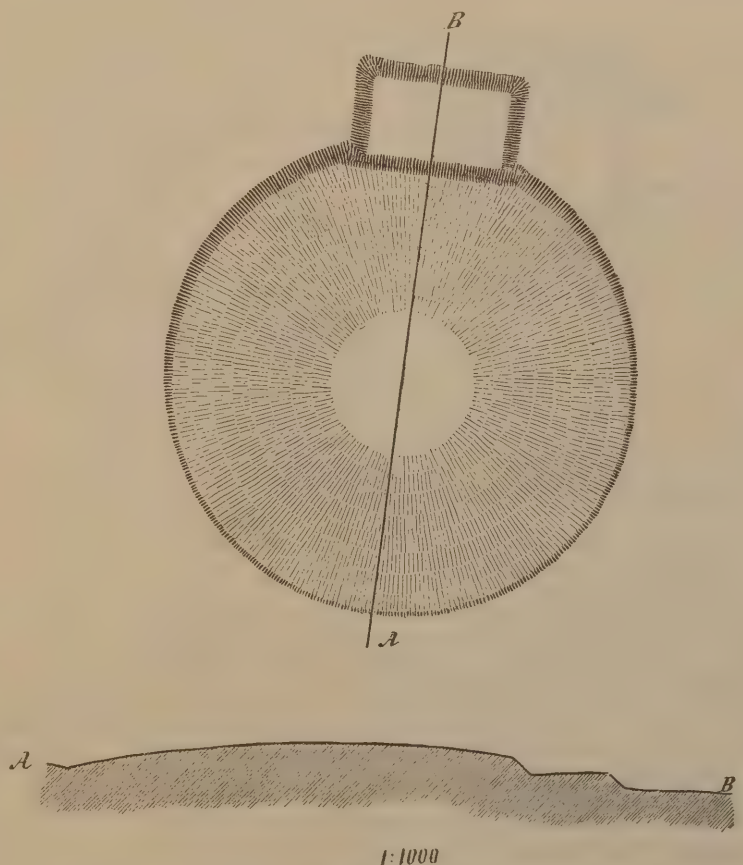


Fig. 16. Pfaffenkraner-Waldschloss.

[1]) Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, 1875, Nr. 6. „Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich“ von Dr. Math. Much.

halten ist, liegt um 1·5 M. tiefer als die Krone des Tumulus. Ein zweites Stück des Walles ist im Südwest auf 6 M. Länge vorhanden, aber schon etwas abgeflacht. An der übrigen Peripherie musste der Wall der Weincultur der Abhänge weichen, doch ist er noch ringsherum kenntlich und besitzt, von Nord gegen Süd gemessen, einen Durchmesser von 31 M. Die Aussicht von dem Plateau des Tumulus ist eine weite und reizende, so dass diese allein die kleine Mühe der Besteigung reichlich lohnt.

Von dem jungen Besitzer konnte ich nicht mehr erfahren, als dass auf dem Kogel ein Schloss gestanden sein soll und er denselben schon in dem Zustande übernommen habe, in dem er sich jetzt befindet. Von irgend einem Mauerwerke hat er ferner nie etwas gespürt.

1 : 1000
Fig. 17. Beisserschlosskogel.

Ich dürfte kaum irren, wenn ich auch diesen Bau für eine Opferstätte halte.

Leider lag bei meinem Besuche der beiden letztbeschriebenen Objecte schon etwas Schnee, so dass es diesmal unmöglich wurde, zu untersuchen, ob namentlich in den Walleinschnitten des Beisserschlosses nicht etwa Thonscherben oder andere Funde vorkommen.

Gemeinde Sterglegg.

Südlich von Eibiswald macht sich vis-à-vis dem dortigen Schlosse zwischen den Abhängen des Radelberges eine eigenthümlich abgestufte Kuppe von 500 M. Seehöhe bemerkbar, welche als ein prächtiger Aussichtspunkt von den Umwohnern mit Recht geschätzt wird. Es ist dies der sogenannte Thurmbauerkogel, ein Tumulus, welcher unwillkürlich an den Hausberg von Ober-Gänserndorf in Niederösterreich erinnert.

Die Fig. 18 (pag. 49) gibt den Grundriss und Durchschnitt des interessanten Bauwerkes. An der Süd- und Westseite ist derselbe durch die Anlage eines Weingartens stark angegriffen worden, doch ist die Form noch ganz deutlich erkennbar. Das Ganze stellt einen doppelt umwallten Kegel vor, dessen rundes Plateau einen Durchmesser von 23 M. besitzt. Der erste Graben liegt 7 M. unterhalb der Krone des Tumulus, der zweite 9 M. unter dem Scheitel des ersten Walles und beträgt der Durchmesser des äussersten Wallscheitels 78 M.

Von Westen her führt aus dem untern Wallgraben ein später durch den obern Wall eingegrabener Weg *C* auf das Plateau und in diesem Einschnitte fand ich bei meinen mehrfachen Besuchen nach jedem Platzregen eine Menge von Thonscherben vor, welche auf der Scheibe gedrehten Gefässen angehörten. Sie bestehen aus einem bräunlichen Lehm und besitzen meist eine beiderseitig weissliche oder blassröthliche Oberfläche. Es sind Boden-, Bauch- und Randstücke verschieden grosser, topfförmiger Gefässe, wovon ein Randstück eine durch Fingernägel-Eindrücke hervorgebrachte Verzierung beobachten lässt.

Der gegen Norden frei abfallende Thurmbauerkogel hängt südlich durch einen über 300 M. langen Grat mit einer etwas höher gelegenen zweiten Kuppe desselben Besitzers zusammen, welche bewaldet ist und einen etwas kleineren, aber wohlerhaltenen umwallten Tumulus ohne besonderen Namen trägt. Den Grundriss und Durchschnitt dieses zweiten Erdwerkes zeigt die Fig. 19 (pag. 50) [1]).

Ein von Norden zuführender Fahrweg theilt sich vor dem Baue und vereinigt sich wieder im Süden desselben, so dass der Tumulus von den zwei Wegsträngen vollständig eingefasst erscheint.

Der innere abgestutzte Kegel, dessen rundes Plateau nur 11 M. Durchmesser besitzt, erhebt sich 5 M. über die Sohle des herumlaufenden Grabens. Er ist von einem im Norden und Süden höheren, im Osten und Westen niedrigeren Walle von 45 M. Scheiteldurchmesser und 4 M. grösster Höhe umgeben.

Im Süden, gegen die Bergseite hin, kommt zwischen den zwei Wegen das Segment eines zweiten, aber viel niedrigeren Walles vor, dessen Scheitel-Durchmesser 76 M. beträgt. Der erste Wall zeigt sich im Norden bei *C* der Zufahrt wegen durchgegraben, im Nordwesten bei *D* durch eine Lehmgrube angegriffen, und fand ich in beiden Einschnitten eine Menge ganz gleicher Thonscherben, wie am Thurmbauerkogel, welche sämmtlich dem Grazer Joanneum übergeben wurden. Ausserdem kam in *C* ein messerklingenähnliches Stück Eisen von 11 Cm. Länge vor, welches

[1]) Der Grundriss in Fig. 19 ist der günstigeren Raumvertheilung halber nicht in der gebräuchlichen Weise nach den Weltgegenden orientirt, wie dies bei den anderen Figuren der Fall ist.

an zwei Stellen quer über die Breite laufende Einsätze von Bronze (?) beobachten liess.

Nach Aussage der Frau des Thurmbauer wurde ferner bei dem Aushube dieses Fahrweges ziemlich tief in der Erde ein gelber Ring von geringer Grösse vorgefunden und im Hause verwahrt, war jedoch leider nicht mehr aufzufinden.

Auf der Krone des innern Kegels befindet sich ein hufeisenförmig geformter, gegen Norden offener, 1 M. breiter und fast ebenso tiefer Graben, an dessen Sohle im Laufe des vorigen Sommers durch unbekannte Leute Spuren eines in Mörtel gelegten Mauerwerkes blossgelegt wurden.

Der vgo. Thurmbauer erzählte mir, dass beide Bauten als Vertheidigungswerke gegen die Türken errichtet worden sein sollen, und es scheint daher, dass sich unter der Bevölkerung eine Erinnerung an die Einfälle der Türken, welche im Jahre 1480 wirklich von Kärnten her bis an den Radel kamen, erhalten hat [1]).

Die ganze Anlage beider Erdwerke widerspricht jener Meinung, weil die Wälle gar keine Deckung bieten und auch zu klein sind, um eine nennenswerthe Anzahl von Menschen und desto weniger von Hausthieren zu fassen.

Ein älterer Bauer berichtete mir dagegen, der Thurmbauerkogel sei ein zuplanirter Platz, auf welchem die erste Kirche von Eibiswald hätte gebaut werden sollen, des beschwerlichen Anstieges wegen wäre es jedoch zu dem Baue nicht gekommen. Auf dem südlich gelegenen Tumulus dagegen sei der Bau einer kleinen Capelle projectirt gewesen und es ist demnach möglich, dass das vorgefundene Mauerwerk den Grundmauern eines nachträglich errichteten Baues entspricht.

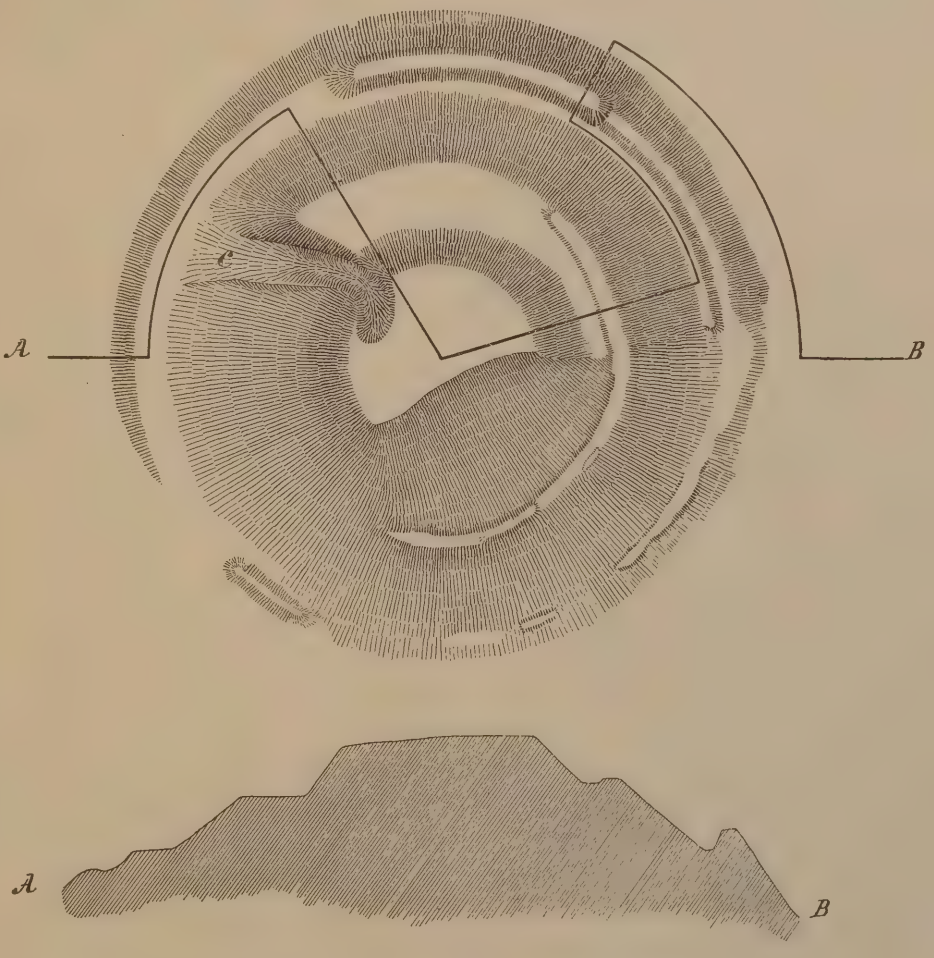
Herr Hofrath von Hochstetter, welcher im Sommer v. J. die Güte hatte, beide Objecte zu besichtigen, hält dieselben für alte Cultusstätten, welcher Ansicht ich unbedingt und umsomehr beipflichte, als uns die Erzählung des zweiten Gewährsmannes ebenfalls auf das religiöse Gebiet leitet.

[1]) Mitthlg. des histor. Vereines für Steiermark. 1861. Die Einfälle der Osmanen in Steiermark von Dr. Fr. Ilwof.

Vereinigtes Sulmthal.

Gemeinde Meierhof.

Mitten in der weiten Ebene des Sulmthales und zwischen stark versumpften Wiesen erhebt sich ein mit Eichen und dichtem Untergestrüppe bewachsener



1:1000

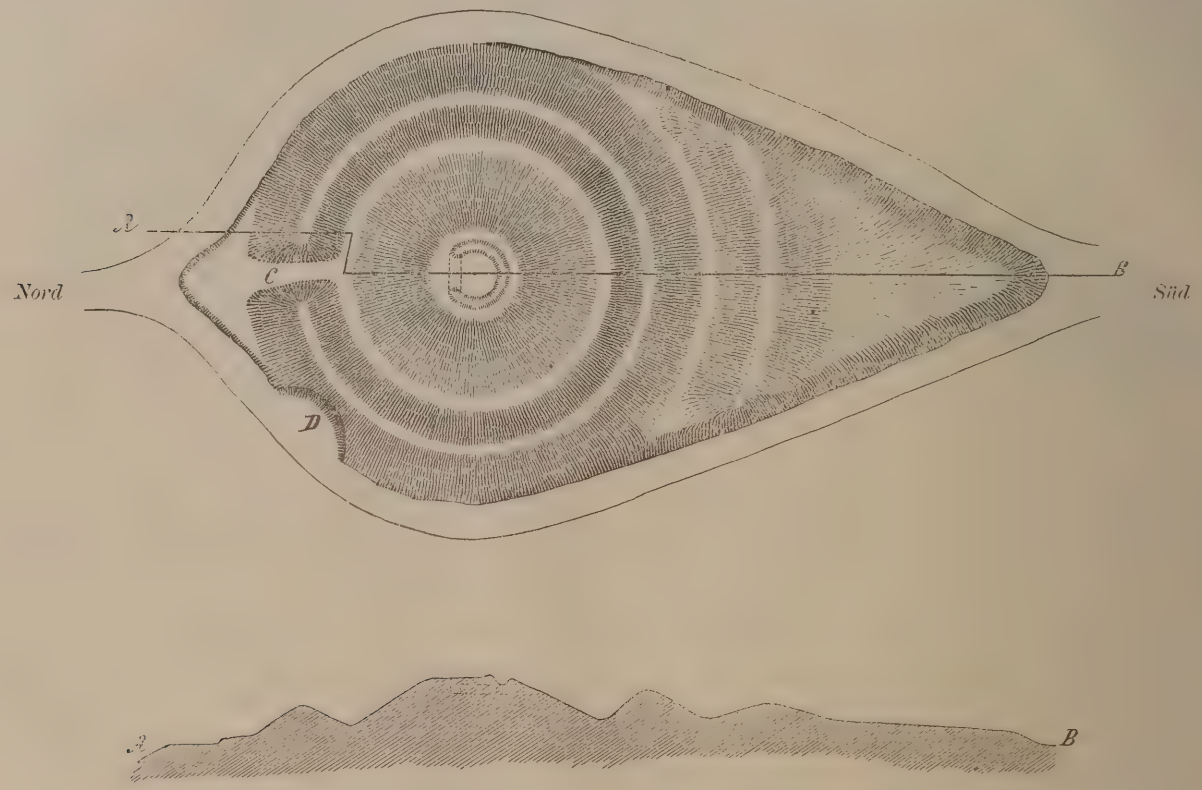
Fig. 18. Thurmbauerkogel.

Hügel, die weitbekannte, aber wegen ihrer schwierigen Zugänglichkeit von Wenigen besuchte Katzelwehr (Fig. 20, pag. 51).

Sie besteht aus einer pyramidenförmigen, an den vier Ecken etwas abgerundeten Anschüttung, deren Seitenlänge an der Basis 30 M., an der Krone 16 M. austrägt. Rings um den Fuss des Hügels läuft ein wassergefüllter Graben von 7 M. Breite, aus welchem sich die Pyramide mit steiler Böschung auf

6 M. Höhe erhebt. Den Aussenrand des Wassergrabens umgibt ein 6 M. breiter und ca. 2 M. hoher Wall, welcher jedoch an vielen Stellen schon stark abgeflacht oder auch ganz abplanirt ist und im Süden einen vorspringenden Winkel bildet. Den fehlenden Theil des Walles habe ich versucht durch punktirte Linien auf dem Grundrisse zu ergänzen.

An der Krone lief zur Zeit meines Besuches im Herbste 1881 parallel den Kanten derselben und ebenso durch die Mitte von Ost nach West ein Graben von etwa 70 Cm. Breite und gleicher Tiefe herum, wie es sich zeigte, durch den Aushub der Mann, den ich zum Graben mitgenommen hatte, erzählte mir, er habe als Schulknabe öfters in ein offenes Loch an der Hügelkrone Steinstücke geworfen, welche ziemlich tief fielen und hart aufschlugen. Die weitere Untersuchung zeigte jedoch, dass unter dem Grundmauerwerk ein sandiges Anschüttungsmateriale vorkommt, daher jene Beobachtung nur ein Product erhitzter, jugendlicher Phantasie sein konnte. Es ist dies um so erklärlicher, als die Katzelwehr bei dem Landvolke wegen des häufigen Geisterspukes verrufen ist und es eine schwere Aufgabe wäre, einen auch erwachsenen Menschen Abends nach



1:1000.

Fig. 19. Zweiter Thurmbauer-Tumulus.

Grundmauern eines quadratischen Gebäudes von 12 M. Seitenlänge entstanden, welches eine von Ost nach West gerichtete Mittelmauer besass. Eine kleine Grabung ergab, dass das Mauerwerk aus devonischem Schiefer, mit sehr gut gearbeiteten Ziegeln untermischt, bestand und mit Mörtel verbunden war. Ein paar solcher Ziegelstücke, darunter eines in quadratischer Pflasterziegelform, und eine Mörtelprobe habe ich an das Joanneum abgeliefert. Es wurde mir früher allgemein mitgetheilt, dass sich in der Katzelwehr ausgemauerte Keller befinden und selbst der dem Gebetläuten auf die Katzelwehr zu bringen. Positives über die Naturgeschichte und Lebensweise der Katzelwehr-Geister konnte ich nicht erfahren; denn wem dort etwas passirt ist, der spricht nicht gerne davon. Nur so viel weiss ich, dass herumgehende Lichter, welche auf einen Schatz hindeuten und in einer so sumpfigen Umgebung ganz erklärlich sind, dabei die Hauptrolle spielen. Ein Knecht des Gastwirthes Gsellmann, welchen ich, um ihn zu prüfen, in der Abenddämmerung auf die Katzelwehr schickte, um dort einen aufgehobenen Stein zu holen,

und der mir mein Ersuchen doch nicht abschlagen wollte, kam in kurzer Zeit ganz bleich mit dem Steine dahergelaufen und erzählte nach langem Ausfragen, er habe, wie er oben war, unter sich ein sehr heftiges „Pumpern“ (Pochen) gehört.

In dem erwähnten südlichen Wallvorsprunge bei *C* fand ich einige braune Thonscherben, welche auf der Scheibe gedreht waren und dem Joanneum übergeben wurden. An einer anderen Abgrabungsstelle, ungefähr in der Mitte des westlichen Walles, kamen später einige ganz ähnliche braune Scherben nebst zwei kleinen Bruchstücken von Thongefässen vor, welche den eigenthümlichen, grobkörnigen und blassgelblichen Ueberzug besitzen, wie er bei den Dreifussschalen und Deckeln der Tumuli aus der Zeit der Römerherrschaft häufig und bei den Thonscherben des Thurmbauerkogels in Sterglegg fast ausschliesslich vorkommt.

Im Jahre 1881 erhielt ich ferner von dem Mediciner Herrn Johann Schaffer für das Joanneum einige antike Gegenstände, welche aus dem Nachlasse eines Sohnes des früheren Gutsverwalters von Gleinstätten herstammten. Es befand sich darunter das Bruchstück eines Legionsziegels von gelblichrothem Thone, welcher die Inschrift trug: „XIIII G. K.“ und entweder von Tschonegger in Goldes oder von der Katzelwehr herstammen sollte. Nachdem aber die Tumuli von Tschonegger sämmtlich der vorrömischen Periode angehören, wäre die Katzelwehr als Fundort dieses Ziegels zu betrachten, wenn überhaupt die obige Angabe eine richtige ist und der Ziegel nicht etwa aus Leibnitz nach Gleinstätten gelangte.

Nach ihrer Lage mitten im Thale und ihrer ganzen Anordnung möchte ich die Katzelwehr für eine Befestigung halten, die vielleicht in älterer Zeit einen Holzbau trug und erst später mit einem gemauerten Thurme gekrönt wurde. Ob diese Befestigung in irgend einem Zusammenhange mit den nahen Wällen im Forstwalde am andern Flussufer steht, darüber wage ich auch nicht vermuthungsweise irgend eine Ansicht auszusprechen. Aus dem Vorkommen der vorangeführten Thonscherben dürfte sich aber auch, abgesehen von dem unverbürgten Funde eines Legionsziegels, der Schluss ziehen lassen, dass die Katzelwehr zur Zeit der Römerherrschaft benützt wurde und somit in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bereits bestand.

Ueber den Ursprung des auffallenden Namens der Katzelwehr erzählt man sich Folgendes: In irgend einem der verflossenen Jahrhunderte besass ein Graf Schönborn eine schöne, grosse Katze, welche es mit jedem Hunde aufnahm, ein Graf Khünburg dagegen einen starken Jagdhund, zu dessen noblen Passionen es gehörte, jede Katze, deren er nur habhaft werden konnte, in ein besseres Jenseits zu befördern. Die beiden Herren kamen einmal im Schlosse Ottersbach zu einem Kartenspiele zusammen, wobei die Rede auf die erwähnten Thiere kam und jeder der Herren behauptete, in einem Kampfe würde das seine Sieger sein. Um nun den darüber entbrannten Streit zu Ende zu bringen, wurde beschlossen, Hund und Katze kämpfen zu lassen, wobei Graf Khünburg als Wette

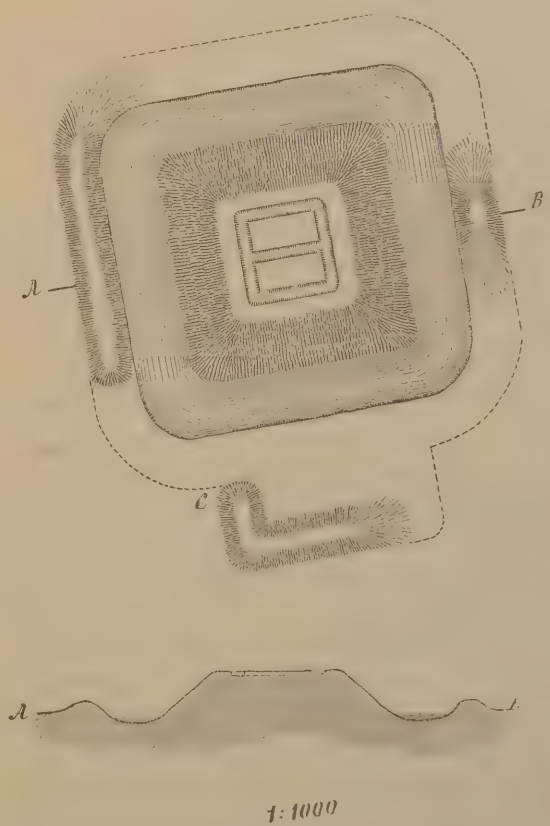


Fig. 20. Katzelwehr.

für den Hund die jetzige Katzelwehrwiese, Graf Schönborn dagegen einen ähnlichen Grundcomplex bei Arnfels für die Katze einsetzte. Am bestimmten Tage erschien jeder der Gegner mit seinem Kämpfer am bestimmten Platze, und als das Zeichen gegeben worden war, liess Schönborn seine Katze mit dem Zurufe aus: „Katzel wehr' dich!“ los. Wüthend stürmte ihr der Hund entgegen, aber mit mächtigem Satze sprang die Katze auf den Rücken des Hundes, biss sich fest in dessen Nacken ein und nach kurzem Kampfe war der Hund besiegt.

In Folge dieses Sieges erhielt die Wiese, welche nun gräflich Schönborn'sches Eigenthum wurde, den Namen Katzelwehr und es ist wirklich auffallend, dass diese, mitten zwischen Khünburg'schen Gründen der Herrschaften Gleinstätten und Ottersbach liegende, bei 160 Joch messende Wiese zur Schönborn'schen Herrschaft Arnfels gehört.

Gemeinde Gleinstätten.

Südlich von der Katzelwehr erhebt sich auf dem rechten Ufer der Sulm eine bewaldete Terrasse, welche, zu dem herrschaftlich Gleinstättner Forstwald-Complexe gehörig, auf etwa 300 M. Breite gegen Süden sehr sanft ansteigt und dann in das steilere Gehänge des Forstwaldes übergeht. Auf dieser Terrasse finden sich zwei Gräben mit Wällen vor, deren erster eine Länge von 470 M. besitzt, während der zweite nur etwas über 100 M. Länge erreicht.

Der erste dieser Wallzüge beginnt in einer einspringenden Ecke des Waldes, zieht sich zuerst nordöstlich, dann in weiterem Bogen bis südwestlich und endet nach einer kleinen Contracurve mit östlicher Richtung.

Der zweite Wallzug beginnt in 38 M. östlich von dem Ende des ersten und bildet einen gegen Nordwest gerichteten Bogen.

Die Anlage dieser Erdbauten erscheint insoferne eigenthümlich, als beiderseits des Grabens von 3 bis 6 M. Breite ein Wall aufgeworfen ist, welcher letztere eine Höhe von 2 bis 3 M. über der Grabensohle und von 1 bis $1^1/_2$ M. über das äussere Terrain erreicht. Die Breite der Wälle variirt von 3 bis zu 4 M.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Wälle als gegen das Thal gerichtete Schutzbauten für eine oder zwei Ansiedlungen der Vorzeit gedient haben, welche sich auf dem sanft ansteigenden Plateau südlich derselben ausgebreitet haben mochten.

Eine solche Deutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass gleich auf der Anhöhe über diesem Platze die grosse Nekropole von Purgstall beginnt, auf welche wir später zu sprechen kommen werden.

Gemeinde Purgstall.

An einem bewaldeten, nordwärts abfallenden Bergrücken, welcher sich nach der gleichen Richtung allmälig verschmälert und mit dem steilen Abfalle eines Steinbruches endet, befindet sich eine grössere Gruppe von vorrömischen Tumulis, welche später eine weitere Besprechung finden werden.

Unterhalb dieser Begräbnissstätte ziehen sich im Walde des vgo. Höchschuster von einem der Seitengräben quer zum andern drei concentrische Wälle mit zwischenliegenden Gräben, deren äusserster eine Länge von etwa 50 M. besitzt.

Innerhalb der bogenförmigen Wälle dürfte sich ober dem Steinbruche eine Opferstätte oder ein Verbrennungsplatz für die Leichen des äussern Todtenfeldes befunden haben. Mein verehrter Freund, Herr Assistent Jos. Szombathy hat diese Localität aufgenommen und näher untersucht, so dass wir hoffen können, von ihm eine genaue Beschreibung derselben zu erhalten. Ich musste sie nur der Vollständigkeit wegen hier vorläufig anführen.

Schwarzes Sulmthal.

Gemeinde Aigen.

An der Nordseite des Schwarzen Sulmthales und von der römischen Villa von Bergla etwas über 2 Km. entfernt, fällt dem Vorbeipassirenden eine allseitig freistehende, mit altem Walde bestandene und 40 bis 50 M. hohe Bergkuppe auf, welche den für eine deutsche Gegend auffallenden Namen Tabor führt.

Das unebene Plateau dieses Hügels ist von einem unregelmässig rundlichen, etwa 40 M. im Durchmesser haltenden Walle und Graben eingefasst, welcher letztere eine Breite von 3 bis 4 M. und eine Tiefe von 1 bis 1·5 M. besitzt. An der Westseite ist die Continuität des Walles und Grabens auf eine Strecke hin durch einen sehr steilen Abschuss unterbrochen, welcher wohl erst später entstanden sein mag. Leider ist gegenwärtig der Wald in Abstockung begriffen, so dass eine Aufnahme dieses Erdwerkes wegen des vielen herumliegenden Astwerkes nicht durchführbar erschien.

Innerhalb des Walles kommt eine kleine Erhöhung vor, auf welcher sich eine etwa 80 Cm. tiefe und 2 bis 3 M. im Durchmesser haltende, ringsum aber schon verfallene Grube, wohl die Spur einer ehemaligen Grabung, vorfindet. Spuren von Mauerwerk oder auch nur herumliegende Bausteine konnte ich nicht entdecken.

Es wurde bereits erwähnt, dass die Sage den Taborberg als Stelle eines alten Schlosses bezeichnet, wie wir dies bei den meisten der vorangeführten Erdwerke ebenfalls gesehen haben. Bevor es jedoch möglich wird, eine halbwegs genaue Aufnahme dieses Objectes durchzuführen, halte ich jede Deutung desselben für verfrüht.

Weisses Sulmthal.

Gemeinde Jagernegg.

Zwischen dem Dorfe Jagernegg und der Fundstelle des besprochenen Reliefsteines stiessen die Grundbesitzer Faschpeter und Szunki am Rande einer Diluvialterrasse beim Eintreiben von Hiefelstangen wiederholt in der Tiefe von etwa 0·5 M. auf Steine, welche sie zu Zeiten des Bedarfes oder gelegentlich anderer Grabungen gewannen.

Nach Angabe des Grundbesitzers vgo. Szunki soll an jenem Terassenabhange eine alte Strasse vorbeigeführt haben, welche ihm alte Leute Karmaierstrasse nannten. Dieselbe soll von Jagernegg über Aug nach Pitschgauegg und weiter durch das Saggauthal und über den Radel in's Drauthal geführt haben.

Es erscheint ganz undenkbar, dass die praktischen Römer den wichtigen Radelpass nicht gekannt haben sollten und dass die Stadt Solvia keinen Verbindungsweg durch das besiedelte Sulm- und Saggauthal mit Kärnten besessen hätte. Eine Grabung, auf welche ich später zu sprechen kommen werde, ergab auch wirklich den Bestand einer Strassenpflasterung auf der Wiese des Faschpeter und da der Name Karmaierstrasse wenigstens entfernt an eine Via Carinthica erinnert, dürfte in Jagernegg die Spur einer Römerstrasse gefunden worden sein.

Unweit des Radelpasses sollen ebenfalls Reste einer alten Strasse, welche man für römisch hält, vorkommen, doch gelang es mir bisher nicht dieselben zu eruiren.

C. Tumuli.

Die zahlreichen Tumuli der Wieser Gegend sind sämmtlich runde Erdanschüttungen und nahezu ausschliesslich Grabhügel. Es fand darin stets nur eine Bestattung mit Leichenbrand statt und wurde ein Skelett oder grössere Theile eines solchen noch niemals beobachtet.

Schon von früher her war es bekannt, dass diese Hügel ein verschiedenes Alter besitzen und es lassen sich jetzt zwei streng gesonderte Perioden unterscheiden. Eine ältere, welche ich vorläufig als vorrömisch bezeichne, und eine jüngere, deren Tumuli Beigaben enthalten, an welchen der römische Einfluss nicht verkannt werden kann. Diese letzteren enthalten auch römische Münzen aus den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung und will ich dieselben im Folgenden der Kürze wegen römische Grabhügel nennen.

Es wäre verfrüht, wenn ich an dieser Stelle alle Unterschiede aufzählen wollte, auf welche sich die obige Abtheilung der Wieser Tumuli gründet, und geradezu gewagt, wenn wir uns in irgend welche weitere Unterabtheilungen einlassen wollten, bevor nicht die Resultate der bisherigen Untersuchungen publicirt sind und durch weitere Grabungen ein hinreichendes Materiale beschafft worden sein wird.

Inwieferne die vorrömischen und römischen Tumuli in der Form von einander abweichen, dürfte aus der folgenden Tabelle ersichtlich sein, welche die Maasse von 208 Hügeln der vorrömischen und 54 Hügeln der römischen Periode umfasst, und die ich theils den eigenen Notizen entnahm, theils der freundlichen Gefälligkeit des Assistenten Herrn Josef Szombathy verdanke. Ich nahm in dieselbe Hügel von möglichst verschiedenen Localitäten und nur solche auf, welche nicht durch irgend eine Cultur oder Abplanirung in ihrer ursprünglichen Form gestört waren.

Gemeinde	Localität	Anzahl	Durchmesser			Höhe			Verhältniss der Höhe zum Durchmesser	
			von	bis	Mittel	von	bis	Mittel		
			Meter			Centimeter			wie	zu
	Vorrömische Tumuli.									
Mantrach . .	Gritschhanslwald	2	5.0	7.5	6.25	30	50	40	1	15.6
Purgstall . .	Höchschuster und Hojslwald	77	3.2	9.8	5.30	10	90	32	1	16.9
„ . .	Ofenmacherwald	62	3.0	14.4	6.40	20	220	63	1	10.2
Goldes . . .	Grell- und Ofenmacherwald .	55	5.0	20.0	10.60	20	350	111	1	9.5
„ . . .	Tschoneggerwald	5	7.6	13.3	9.60	80	217	119	1	8.0
Graschach . .	Hartwald	7	11.4	20.0	16.30	63	115	82	1	20.0
	Summe . .	208	3.0	20.0	7.50	10	350	66	1	11.3

Gemeinde	Localität	Anzahl	Durchmesser			Höhe			Verhältniss der Höhe zum Durchmesser	
			von	bis	Mittel	von	bis	Mittel	wie	zu
			Meter			Centimeter				
	Römische Tumuli.									
Eichberg . .	Fakitschwald	8	5.4	13.6	8.10	40	210	84	1	9.6
Untergreith . .	Ortschuster und Ujzingerwald	2	10.3	12.0	11.15	110	180	145	1	7.7
Wieden . . .	Golliwiese	1	15.0	15.0	15.00	250	250	250	1	6.0
„ . . .	Dechantwald	5	7.0	14.9	10.70	40	210	98	1	10.9
Kerschbaum .	Niederhölzer	5	9.3	14.25	10.80	90	180	126	1	8.6
Rettenbach . .	Stadelhoferwald	5	8.0	12.4	10.40	60	120	86	1	12.0
Altenmarkt . .	Teschlitzwald	24	5.2	12.0	8.10	30	150	77	1	10.5
Vordersdorf .	Gretschwald	4	6.6	10.1	8.60	30	130	82	1	10.5
	Summe . .	54	5.2	15.0	9.09	30	250	91.4	1	9.9

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, dass die Tumuli der vorrömischen Periode etwas flacher sind, als jene der Römerzeit; aber dieser Unterschied braucht nicht gerade eine Folge verschiedener Bauart zu sein, sondern kann auch seinen Grund in dem viel grösseren Alter der ersteren, respective in der weit vorgeschritteneren Setzung des Anschüttungsmateriales besitzen.

Zwei Unterschiede in der äusseren Form der Tumuli beider Perioden springen aber bei der Betrachtung der Tabelle sofort in die Augen. Erstens, dass die vorrömischen Tumuli in ihrer grossen Masse kleiner sind, und zweitens, dass sie viel bedeutendere Grössendifferenzen zeigen, als die Tumuli der Römerperiode.

Denn während z. B. der durchschnittliche Durchmesser von 77 Tumulis des Höchschuster- und Hojsel-Waldes in Purgstall nur 5·3 M. beträgt, kommt unter den gemessenen Römerhügeln überhaupt nur einer im Teschlitzwalde zu Altenmarkt mit 5·2 M. Diameter vor und beträgt der durchschnittliche Durchmesser bei dieser letzteren Gruppe 8·1 M.

Das Verhältniss des kleinsten zum grössten Durchmesser stellt sich nach der Tabelle bei den vorrömischen Hügeln wie 3 zu 20 oder 1 zu 6·66, bei den römischen wie 5·2 zu 15 oder 1 zu 2·88. Wenn man aber die einzelnen grossen Tumuli der vorrömischen Periode in Betracht zieht, z. B. den Tschoneggerfranzlkogel in Goldes mit 40 M. Durchmesser, welchen ich in die Tabelle nicht aufnehmen konnte, weil er in Folge seiner Benutzung als Weingarten abgeflacht ist, so stellt sich das Grössenverhältniss dieser älteren Hügel wie 1 zu 13·3, während der grösste mir bekannt gewordene römische Tumulus im Posseggerwalde zu Trag nur 17 M. im Durchmesser misst und daher zu dem kleinsten gemessenen römischen Grabhügel in einem Verhältnisse von 1 zu 3·27 steht.

Unwillkürlich wird man schon aus dieser äusseren Gestalt der Tumuli zu der Annahme geführt, dass die von den Römern eingeführte allgemeine Knechtschaft die ursprünglich grösseren Standesunterschiede der älteren und freien Bewohner unserer Gegend bedeutend abgeschwächt hat.

Ein weiterer Unterschied der Grabhügel beider Perioden lässt sich in ihrer Gruppirung nicht verkennen. Bei den römischen Tumulis wiegen nämlich die Gruppen unter 10 Stücken vor, solche von 30 Stücken sind schon eine Seltenheit und die grösste Gruppe derselben in St. Andrae umfasst nur 66 Hügel. Bei den Tumulis der älteren Periode finden wir dagegen Gruppen von 62, 81, 94, ja sogar 122 Stücken dicht beisammen. Daneben treten aber auch, den Mausoleen unseres Adels vergleichbar, einzeln situirte Riesenhügel, wie der Grebinz- und Hartnermichelkogel in Grossklein, der Tschoneggerfranzel-, Tschonegger-Kürbischhansel- und die Wiesenkaiserkogel in Goldes auf.

Die vorrömischen Hügel reichen, soviel bis jetzt bekannt ist, nicht weit über die Gegend von Gleinstätten und Grossklein hinauf. Sie bilden der Hauptsache nach einen Complex, welcher sich in einem Kreise um den Purgstaller Kogel lagert und welchen wir daher auch die Purgstaller Nekropole nennen wollen. Dieselbe besteht aus 488 Tumulis, die sich auf einer Fläche von ungefähr 2·4 □Km. vertheilt vorfinden.

Eigenthümlicher Weise kommt in der Nähe dieser grossen Todtenstätte eine Georgskirche vor,

welche auf einem schönen Kogel südwestlich von Gleinstätten situirt ist. Rings um den ursprünglich gothischen, gegenwärtig jedoch vielfach verunzierten Bau, erhebt sich mit scharfer Böschung ein kleines Plateau über die Abhänge des Berges, ohne dass irgend eine Spur eines Walles zu erkennen wäre. Ueber das Alter dieser Kirche konnte ich nur so viel erfahren, dass dieselbe älter sei als die jetzige Pfarrkirche von Gleinstätten, und die Frage, ob sie in irgend einen Zusammenhang mit dem Bestande der Purgstaller Nekropole zu bringen sei, bleibt vorläufig noch eine offene.

Die römischen Tumuli bedecken dagegen die ganze Fläche unserer Karte und hängen im Norden einerseits über Trag und Leibenfeld, andererseits über St. Andrae und Waltschach mit den ebenso zahlreichen Grabhügeln des Lassnitzthales zusammen. Eine Vermischung von Tumulis der zwei Perioden findet durchaus nicht statt und hat man in einer Gruppe einen vorrömischen Tumulus gefunden, so kann man sicher sein, dass alle übrigen ebenfalls vorrömisch sind.

Ein Uebergang einer Periode in die andere scheint nur bei den 17 Tumulis im Hartlwalde zu Mantrach vorzukommen, und dürfte Herr Assistent Jos. Szombathy, welcher in dieser interessanten Gruppe 5 Hügel öffnete, in seinem Berichte darüber ausführliche Daten zu liefern im Stande sein [1]).

Irgend eine Regelmässigkeit in der Anordnung der einzelnen Tumuli einer Gruppe lässt sich in keiner der zwei Perioden nachweisen, und wenn man auch bei oberflächlicher Ansicht oft versucht wäre, die Tumuli als in Reihen angeordnet zu betrachten, so zeigt doch eine Aufnahme, dass es nur gewundene und vielfach unterbrochene Linien sind, welche sie bilden. Es scheint daher, dass man sich bei der Anlage meist nur dem Terrain angepasst hat, um möglichst ebene Plätze für die Hügel zu erhalten, sonst aber dem Zufalle und der Willkür ganz freien Spielraum liess.

Von den Tumulis der Purgstaller Nekropole stehen nur die vier grossen Grossgleiner Hügel auf niederen Terrassen im Thale. Die Masse derselben liegt auf den Rücken und sanfteren Gehängen der Hügel von Gleinstätten, Goldes, Purgstall und Mantrach in einer Höhe von 50 bis 100 M. über der Thalsohle. Die höchstgelegenen Tumuli im Walde des vgo. Silberschneider zu Goldes erreichen sogar die Höhe von 106 M. über der Brücke bei dem Schlosse Ottersbach.

Die römischen Hügel dagegen stehen seltener auf der Thalsohle selbst, wie z. B. jene in den Niederhölzern von Kerschbaum, sondern sind zum grössten Theile auf den ersten, niedern Vorstufen der Hügelketten situirt und übersteigen meines Wissens nirgends eine relative Höhe von 30 M. über der betreffenden Thalsohle.

Insoferne die Tumuli auf Gehängen liegen, scheint in beiden Perioden die Richtung des Abfalles eine durchaus gleichgiltige gewesen und nur ein schärferes Gefälle vermieden worden zu sein. Den grössten Neigungswinkel habe ich bei der Tumuligruppe von Goldesvastel in Goldes mit 10 bis 12 Graden abgenommen, und dürfte derselbe höchstens an einigen mit Tumulis besetzten Stellen des Gritschhanselwaldes in Mantrach noch um ein Paar Grade überschritten sein.

Dies vorausgeschickt, glaube ich zu der Aufzählung der vorgefundenen Tumuli schreiten zu können, welche ich, entsprechend dem frühern Vorgange, nach den einzelnen Katastral-Gemeinden und den Thälern trenne. Da, wo es mir möglich wurde, füge ich den Vulgarnamen des Besitzers und die Parcellennummer des Grundes bei, weil hiedurch eine eventuelle Aufsuchung der Objecte wesentlich erleichtert wird. Gleichzeitig führe ich bei jeder Gruppe die Zahl der bereits geöffneten und der dem Anscheine nach noch intacten Tumuli gemäss dem Stande mit Schluss des Jahres 1882 an.

Ueberall, wo das Alter der Tumuli bereits constatirt ist, bezeichne ich die vorrömischen Gruppen mit *V. R.*, die römischen mit *R.*, und ist dort, wo eine dieser Bezeichnungen fehlt, das Alter der Gruppe noch ein zweifelhaftes.

Saggauthal.

Gemeinde Grossglein.

a) Auf der Ackerparcelle Nr. 952 des vgo. Pommer in Kleinglein steht der grosse, im Jahre 1857 geöffnete Grebinzkogel von 140 Schritten im Umfange. *V. R.*

b) Auf der Bauparcelle Nr. 91 ist das Wohngebäude des vgo. Hartnermichel in Kleinglein auf einem grossen, im Jahre 1854 geöffneten Tumulus erbaut. Gleich daneben befand sich ein um Weniges kleinerer, im Jahre 1844 geöffneter und gegenwärtig ganz zuplanirter Grabhügel. In der Nähe dieser zwei Hügel stand auf dem Grunde des

[1]) Siehe hierüber den vorläufigen Grabungsbericht im XII. Bande dieser Mitth., pag. 178.

Paul Stieber, recte Stiegler, ein dritter grosser Tumulus, welcher im Jahre 1860 eröffnet wurde, dessen genaue Stelle ich jedoch merkwürdigerweise trotz vielfachem Nachfragen nicht mehr eruiren konnte. *V. R.*

Diese vier, durch ihre höchst seltenen und grossen Bronzebeigaben berühmten Tumuli zähle ich zu der Purgstaller Nekropole.

Gemeinde Eichberg.

a) Oestlich von der nach Arnfels führenden Bezirksstrasse befinden sich im Walde des vgo. Fakitsch aus Grossglein 8 Tumuli, welche im Jahre 1882 von Herrn Szombathy geöffnet wurden. *R.*

Gemeinde St. Johann.

a) Auf den Aeckern an der Grenze gegen Untergreith lassen sich 4 sehr stark abgeflachte grössere Tumuli erkennen, welche wohl als bereits geöffnet zu betrachten sind.

Gemeinde Untergreith.

a) In der Waldparcelle Nr. 443 des vgo. Ortsschuster aus St. Johann stehen in zwei Reihen von 5 und 6 Stücken angeordnet 11 Tumuli, davon 3 geöffnet und 8 intact. *R.*

b) Unweit nördlich davon befindet sich in der Waldparcelle Nr. 444 des Kaufmanns Herrn Ujzinger aus St. Johann ein einzelner geöffneter Tumulus. *R.*

c) Westlich von dem letzterwähnten sind in dem Ehrenbühelwalde, Parcelle Nr. 452, und der angrenzenden Weideparcelle Nr. 450, beide der Herrschaft Arnfels gehörig, 4 noch intacte Tumuli situirt.

d) Auf der Ackerparcelle Nr. 488 des vgo. Eggschuster steht südwestlich von der vorigen Gruppe ein abgeflachter, aber noch intacter Tumulus.

Gemeinde Krast.

a) Auf der Weideparcelle Nr. 281 des vgo. Hainz stehen unweit südwestlich von dessen Behausung 2 intacte Tumuli.

Gemeinde Lieschen.

a) In der Waldparcelle Nr. 254 des vgo. Jirgelbauer aus Oberhaag finden sich 8 Tumuli, davon 1 geöffnet und 7 intact. *R.*

b) In der Waldparcelle Nr. 1018 des vgo. Untere Hofer aus Oberhaag umfasst eine Gruppe 13 Tumuli, wovon 7 geöffnet und 6 noch intact erscheinen. *R.*

c) In der Waldparcelle Nr. 1038 des vgo. Haring aus Oberhaag stehen 7 Tumuli, darunter 4 offene und 3 intacte. *R.*

Gemeinde Bischoffegg.

a) In der Nähe der Schusterblasikeusche und knapp neben der Saggau befindet sich auf der Wiese des vgo. Prattes ein gegenwärtig als Acker angebauter grosser Tumulus, welcher zwar etwas abgeflacht und an seiner Westseite durch Grabung angegriffen, sonst aber intact ist und aus einem lockern, sandigen Anschüttungsmateriale besteht.

Gemeinde Haselbach.

a) Auf der Waldparcelle Nr. 510 des vgo. Striegl, welche neuerer Zeit zum grössten Theile in einen Acker umgewandelt wurde, befand sich früher eine grössere Anzahl von Tumulis, wovon gegenwärtig nur mehr einer, aber auch schon zum grössten Theile abgetragener vorhanden ist. Er liegt unmittelbar am Rande einer Diluvialterrasse und besitzt einen Durchmesser von 14 M. *R.*

Gemeinde Hörmsdorf.

a) In der Waldparcelle Nr. 50 des vgo. Fux stehen 2 Tumuli, von denen einer offen, der andere noch intact ist. *R.*

Gemeinde Eibiswald.

a) In den angrenzenden Waldparcellen Nr. 728 und 734 des Herrn Staudinger befindet sich eine Gruppe von 10 Tumulis, welche jedoch schon alle geöffnet zu sein scheinen. *R.*

Vereinigtes Sulmthal.

Gemeinde Mantrach.

a) In dem Mantracher Hartl, Waldparcelle Nr. 273 des vgo. Pregl aus Wippelsbach, befinden sich 17 Tumuli, von denen 16 geöffnet sind und 1 intact verblieb. *R.* und *V. R.*

b) Auf den angrenzenden Waldparcellen Nr. 161, 162, 165 und 166 der Besitzer vgo. Gritschhansel aus Wippelsbach, Heibl und Schütz aus Mantrach und vgo. Leitengritsch aus Purgstall steht eine Gruppe von 122 Tumulis, wovon 6 geöffnet und 116 noch intact sind. Dieselben gehören zu der Nekropole von Purgstall. *V. R.*

Gemeinde Purgstall.

a) In der Waldparcelle Nr. 2 des Kaiserschneider steht ein geöffneter Tumulus von 26 M. Durch-

messer. Auf der Abgrabungstelle befinden sich wieder Bäume, 30 bis 40 Jahre alt. *V. R.*

b) Südwestlich davon befinden sich in der Waldparcelle Nr. 1 des Kaiserschneider 92 kleinere und dazwischen 2 sehr grosse Tumuli, welche letzteren leider schon geöffnet sind. Im Ganzen zeigen sich von dieser Gruppe 6 geöffnet und 88 intact. *V. R.*

c) Südöstlich von dieser zweiten Gruppe stehen in der Waldparcelle Nr. 36 des vgo. Ofenmacher aus Goldes 62 Tumuli, von denen 28 geöffnet wurden und 34 intact verblieben. *V. R.*

d) Oestlich von der letzten Gruppe befinden sich auf den angrenzenden Waldparcellen Nr. 32 des vgo. Hojsl, Nr. 34 des vgo. Penitz und Nr. 35 des vgo. Höchschuster 73 Tumuli und 8 Grabstätten in den bereits erwähnten Wällen, wovon im Ganzen 18 geöffnet und 63 intact sind. *V. R.*

Die sub *a, b, c* und *d* angeführten Tumuligruppen gehören zu der Purgstaller Nekropole.

e) Im Osten des Purgstaller Kogels liegen in den angrenzenden Waldparcellen Nr. 233 und 234 des vgo. Wock 3 Tumuli, welche aber sämmtlich schon geöffnet wurden. *R.*

f) In der Waldparcelle Nr. 242 des vgo. Grell in Kleinglein liegt südlich von den vorangeführten ein einzelner intacter Tumulus.

g) Ganz nahe südwestlich davon finden sich in der Waldparcelle Nr. 246 des vgo. Muskerfall 14 intacte Tumuli.

Gemeinde Goldes.

In dieser Gemeinde kommen, einen grossen Bogen von Südwest gegen Nordost und weiter gegen Südost und Süd beschreibend, folgende Tumuligruppen vor:

a) Nächst dem Hause des Wiesenkaiser stehen in einer nordsüdlich verlaufenden Reihe 3 grosse Tumuli von etwa 30 M. Durchmesser, einer als Wiese und zwei als Weingärten benützt, alle intact. *V. R.*

b) Auf der Wiesenparcelle Nr. 324 des vgo. Tschonegger kommen 8 Tumuli vor, deren einer etwa 25 M. im Durchmesser besitzt. 3 derselben sind entschieden geöffnet, die übrigen sind zwar abgeflacht, scheinen aber noch intact zu sein. *V. R.*

c) Auf der Wiesenparcelle Nr. 329 des gleichen Besitzers befindet sich ein grosser Tumulus von 35 M. Durchmesser, auf dessen Südabhange der Weinkeller des Besitzers erbaut ist. Dieser Hügel wurde vor etwa 30 Jahren geöffnet und sein nördlicher Theil später zum Zwecke der Ziegelerzeugung abgegraben. *V. R.*

d) Auf der Wiesenparcelle Nr. 322 des vgo. Tschonegger kommen 14 Tumuli vor, wovon 7 geöffnet und 7 intact sind. *V. R.*

e) In östlicher Fortsetzung der vorangeführten Gruppe befindet sich auf der Waldparcelle Nr. 321 desselben Besitzers ein intacter kleiner Tumulus, auf welchem ein Holzkreuz steht. *V. R.*

f) In der gleichen Parcelle kommen südöstlich von dem Letztangeführten weitere 10 Tumuli vor, darunter 2 geöffnete und 8 intacte. *V. R.*

g) In der Waldparcelle Nr. 298 des vgo. Tschoneggerfranzel stehen 2 Tumuli, von denen einer geöffnet, der andere intact ist. *V. R.*

h) In der Weingartenparcelle Nr. 294 des vgo. Tschoneggerfranzel, unmittelbar neben dessen Wohnhause, steht der grösste Tumulus der Gegend von 40 M. Durchmesser, welchen ich 1882 öffnete.

Knapp daneben stand früher ein zweiter, vor Jahren schon abplanirter Tumulus, an dessen Stelle beim Weingartenhauen wiederholt Kohlen, Steine und Bronzefragmente vorgefunden wurden. *V. R.*

i) In der Weingartenparcelle Nr. 292 des vgo. Kürbischhansel befindet sich ein sehr grosser Tumulus von etwa 35 M. Durchmesser noch intact. In den nordwestlichen Abhang dieses Hügels ist das Kellergebäude des Besitzers hineingebaut. *V. R.*

k) In der Waldparcelle Nr. 271 des vgo. Ofenmacher finden sich 22 Tumuli, und zwar 12 geöffnete und 10 intacte vor. *V. R.*

l) Angrenzend an die letztangeführte Gruppe kommen in der Waldparcelle Nr. 270 des vgo. Grell 27 Tumuli vor, von denen 15 geöffnet und 12 intact sind. *V. R.*

m) Oestlich vom Grellwalde stand auf der Wiesenparcelle Nr. 157 des vgo. Kürbischbauer, knapp neben seiner Behausung, ein grösserer Tumulus, welchen der Besitzer jedoch vollständig zuplanirt hat. *V. R.*

n) Auf der Weingartenparcelle Nr. 167 des gleichen Besitzers, gegenwärtig als Acker benützt, befindet sich südlich von den vorangeführten ein grösserer, jedoch schon geöffneter Tumulus. *V. R.*

o) Auf der Wiesenparcelle Nr. 146 des vgo. Silberschneider stehen knapp östlich neben dessen Wohnhause zwei Tumuli, deren einer geöffnet, der andere aber noch intact ist. *V. R.*

p) In dem Walde des gleichen Besitzers, etwa 30 M. nördlich von dem Hause des Pasatfranzl finden

sich 3 niedere, intacte Tumuli. Es sind dies die höchstgelegenen Tumuli der ganzen Gegend. *V. R.*

Die Tumuligruppen von *a* bis *p* gehören sämmtlich zu der Nekropole von Purgstall.

q) Ziemlich weit südöstlich von diesen älteren Hügeln findet sich in der Waldparcelle Nr. 74 des Goldesvastel eine Gruppe von 16 Tumulis vor, davon 10 geöffnet und 6 noch intact sind. *R.*

Gemeinde Gleinstätten.

a) In der zum Forstwalde der Herrschaft Gleinstätten gehörigen Waldparcelle Nr. 925 stehen längs der Grenze von Goldes 5 Tumuli, von welchen 4 geöffnet sind und nur 1 intact verblieb. *V. R.*

b) In der gleichfalls zum Forstwalde zählenden herrschaftlichen Waldparcelle Nr. 926 kommt eine Gruppe von 21 Tumulis vor, von welchen 10 geöffnet und 11 noch intact sind. Es befinden sich darunter einzelne Hügel von 25 M. Durchmesser. *V. R.*

Die beiden vorangeführten Gruppen *a* und *b* sind der Purgstaller Nekropole zugehörig.

c) Westlich von der Ortschaft Gleinstätten finden sich in dem herrschaftlichen Bäckenhartl, Waldparcelle Nr. 293, sämmtlich schon geöffnet, 3 Tumuli vor.

Gemeinde Meierhof.

a) In der Wiesenparcelle Nr. 303, Eigenthum der Gemeinde, steht ein grösserer, jedoch beinahe ganz abgegrabener Tumulus.

Gemeinde Pistorf.

a) Oestlich von dem Gasthause des vgo. Lebitsch befanden sich auf der Weide- jetzt Ackerparcelle Nr. 816 des vgo. Schmiedmörth mindestens 10 Tumuli, deren ehemalige Stellen an kleinen Bodenerhöhungen noch sichtbar sind. Dieselben sollen erst seit den Zwanziger Jahren unseres Jahrhundertes in Folge Anbaues der Fläche nach und nach abplanirt worden sein.

b) Nördlich von dieser Gruppe standen in dem zur Herrschaft Waltschach gehörigen Distelhofwalde 3 Tumuli, welche gelegentlich einer Rodung des Waldes im Jahre 1882 abplanirt wurden. *R.*

c) Nordöstlich vom Dorfe Pistorf kam auf der Weide-, jetzt Ackerparcelle Nr. 645 des vgo. Fuchs eine Gruppe von mindestens 4 Tumulis vor, welche jedoch ebenfalls schon vor längerer Zeit der Bodencultur weichen mussten, so dass kaum mehr kennbare Bodenerhebungen ihre früheren Standplätze andeuten.

d) Westlich vom Dorfe Pistorf finden sich in der Waldparcelle Nr. 278 des vgo. Schelch 2 kleinere, geöffnete Tumuli. *R.*

e) Nordwestlich von diesen kommt in der Waldparcelle Nr. 277 des vgo. Puff ein kleiner, noch intacter Tumulus vor. *R.*

f) Noch weiter im Nordwesten stehen in der Waldparcelle Nr. 265 des vgo. Gady aus Gleinstätten 9 Tumuli, von denen 5 geöffnet und 4 intact sind. *R.*

Gemeinde St. Andrae.

a) In der Waldparcelle Nr. 448 des vgo. Hansjörgel stehen 66 Tumuli, darunter 6 geöffnete und 60 intacte. *R.*

Gemeinde Graschach.

a) In dem herrschaftlich Gleinstättner Hartwalde, Parcelle Nr. 621, finden sich nördlich der Bezirksstrasse 5 intacte und sehr flache Tumuli vor.

b) Nördlich davon kommt in dem herrschaftlichen Grossen Hartwalde, Parcelle Nr. 613, eine unregelmässig verlaufende Reihe von 13 ziemlich grossen, aber relativ sehr flachen Tumulis vor, von denen 3 geöffnet und 10 intact sind. *V. R.*

c) Nordwestlich von dieser Gruppe stehen in den Wäldern, Parcelle Nr. 587, des Herrn Brand aus Gleinstätten und Parcelle Nr. 592 des vgo. Bäck aus St. Martin 4 Tumuli, und zwar 3 geöffnete und 1 intacter.

d) Weiter nordwestlich von diesen Hügeln befindet sich in der Waldparcelle Nr. 581 des vgo. Steinhansl ein geöffneter Tumulus.

e) In südwestlicher Richtung von diesem Hügel liegen in der Waldparcelle Nr. 538 des vgo. Kaiser aus Haslach 2 intacte Tumuli.

Südlich dieser 2 Hügel beginnend, kommen, von Ost gegen West verfolgt, folgende vier Gruppen von Tumulis vor:

f) In der Waldparcelle Nr. 350 des vgo. Stelzel stehen 2 intacte Tumuli.

g) In der Waldparcelle Nr. 349 sind 12 Tumuli vorhanden, davon 11 geöffnet und 1 kleiner intact.

h) In der Waldparcelle Nr. 327 des vgo. Fauland stehen 2 intacte Tumuli.

i) In den angrenzenden Waldparcellen Nr. 330 und 329 des vgo. Schwender befinden sich 4 Tumuli, von denen nur mehr 1 kleiner intact ist.

k) Südöstlich von der letztangeführten Gruppe kommt in der Waldparcelle Nr. 351 des vgo. Fuchs aus Dörfla ein ziemlich weiter, aber niederer Tumulus vor, welcher wahrscheinlich schon geöffnet wurde.

l) Unweit von dem Gasthause des vgo. Eichelschuster stehen in der zur Herrschaft Gleinstätten gehörigen Waldparcelle Nr. 36 über eine grössere Fläche zerstreut 13 Tumuli, wovon 2, nördlich gleich neben der Bezirksstrasse situirte und geöffnete Hügel etwas höher, die übrigen bei grösserem Durchmesser sehr nieder sind. Im Ganzen sind 5 dieser Tumuli geöffnet und 8 noch intact.

Gemeinde Otternitz.

a) Auf der Ackerparcelle Nr. 43 des vgo. Puff stehen 3 intacte und

b) auf der Weideparcelle Nr. 734 des vgo. Marbauer 2 ebenfalls intacte Tumuli.

Schwarzes Sulmthal.

Gemeinde Dietmannsdorf.

a) Westlich vom Hause des vgo. Bugl stehen in der Waldparcelle Nr. 707 des vgo. Golli 3 Tumuli, von denen 1 zum grössten Theile abgegraben und 2 intact sind. *R.*

b) Unweit westlich findet sich in den Waldparcellen Nr. 707 und 719 des vgo. Golli und vgo. Schauer eine gestreckte Gruppe von 7 Tumulis vor, deren 2 geöffnet sind, während 5 intact verblieben. *R.*

c) In den Trattenhölzern und zwar an der Grenze der Waldparcellen Nr. 842 und 834 der Besitzer vgo. Hujselpeter und Lippi liegt ein einzelner, geöffneter Tumulus. *R.*

d) In den Waldparcellen Nr. 870 und 871 der Besitzer vgo. Bräuner aus Dörfla und vgo. Maurer kommen 4 niedere, sämmtlich noch intacte Tumuli vor. *R.*

Gemeinde Sulb.

a) Nördlich des Wohnhauses von vgo. Stelzl in Dörfla findet sich in den angrenzenden Waldparcellen Nr. 183 und 184 der Besitzer vgo. Peternbauer und Krasser eine Gruppe von 30 Tumulis vor, wovon 3 geöffnet und 27 noch intact sind. *R.*

b) Am Eichkogel, Waldparcelle Nr. 196 des Herrn Roman Strauss aus Dörfla standen früher 4 Tumuli, welche jedoch bei der Umwandlung dieses Waldes in eine Wiese, ungefähr im Jahre 1865, vollständig auseinanderplanirt wurden. *R.*

c) Unterhalb des Eichkogels befanden sich auf der Weideparcelle Nr. 227 des gleichen Besitzers 2 grössere Tumuli, welche schon früher, bei Umwandlung dieser Weide in einen Acker, ebenfalls abgegraben wurden. *R.*

Gemeinde Bergla.

a) In der Nähe der Gastkeusche von vgo. Sillihansl befand sich bis in die Fünfziger Jahre auf der Weideparcelle Nr. 210 des gleichen Besitzers eine grössere Anzahl von Hügelgräbern, welche jedoch bei der theilweisen Cultivirung dieser Weide als Acker zuplanirt wurden. Es verblieben davon nur mehr 5 Stücke, welche aber alle schon geöffnet sind. *R.*

Gemeinde Korbin.

a) Auf der Waldparcelle Nr. 100/a des vgo. Strohmeier stehen 2 intacte Tumuli. *R.*

b) Auf der Waldparcelle Nr. 99 des vgo. Faulend kommt eine Gruppe von 7 intacten Tumulis vor. *R.*

c) Auf der gleichen Waldparcelle befinden sich mehr südlich 2 bereits geöffnete Tumuli. *R.*

Gemeinde Moos.

a) In der Waldparcelle Nr. 169 des vgo. Spiller stehen 5 Tumuli, von denen 1 geöffnet wurde und 4 noch intact sind. *R.*

Gemeinde Wieden.

a) Neben der gegen Deutsch-Landsberg führenden Bezirksstrasse befanden sich früher innerhalb der Wiesenparcelle Nr. 22/a des vgo. Golli 3 grössere Tumuli, von denen 2 in den Dreissiger Jahren bis auf kleine Spuren abgegraben wurden, um für die Bezirksstrasse Schottermateriale zu gewinnen. Der dritte schöne Hügel wurde in den Fünfziger Jahren an der Strassenseite zur Gewinnung von Materiale für eine Strassenerbreiterung angegraben, wobei man auf ein Mörtelmauerwerk stiess und die weitere Arbeit aufgab. Seitdem ist auch dieser dritte Hügel geöffnet worden. *R.*

b) Weiter nordwestlich liegt in dem Dechantwalde, Parcelle Nr. 16/a eine Gruppe von 5 Tumulis, deren 2 geöffnet und 3 noch intact sind. *R.*

c) Auf der Wiesenparcelle Nr. 95/a des vgo. Hubmann und der angrenzenden Tafelwiese Parcelle Nr. 89, der Dechantei Schwanberg gehörig, standen früher 5 grössere Tumuli, welche jedoch alle bis auf kleine Erhöhungen bereits abplanirt worden sind. *R.*

Gemeinde St. Peter.

a) Südöstlich vom Dorfe St. Peter kommen in der Waldparcelle Nr. 583 des vgo. Pelzl 4 kleinere Tumuli vor, wovon 1 geöffnet, die übrigen 3 aber noch intact sind. *R.*

b) Nördlich von dieser Gruppe stehen in der Waldparcelle Nr. 35, dem sogenannten Pfarrerforste, 3 bereits geöffnete Tumuli. *R.*

c) In der Wiesenparcelle Nr. 170 des vgo. Kellnerschneider, nordwestlich von den vorangeführten

Hügeln, sind noch deutlich die Spuren eines 12 M. im Durchmesser haltenden Tumulus zu erkennen, welcher nach und nach zu Ackerplanirungen abgegraben und verführt wurde. *R.*

Gemeinde Kerschbaum.

a) Nordöstlich von der vgo. Holzhieselkeusche stehen neben einem Fahrwege in der Waldparcelle Nr. 446/a des vgo. Stindl zwei intacte Tumuli. *R.*

b) Nordwestlich von dem genannten Hause kommt in den Waldparcellen Nr. 453 des vgo. Michelhojsel, Nr. 455/a des vgo. Stindl, Nr. 452 des vgo. Neuhardt, Nr. 454/a des vgo. Koch und Nr. 603/a des vgo. Gries eine Gruppe von 29 Tumulis vor und sind davon 10 geöffnet und 19 intact. *R.*

c) Noch weiter im Nordwesten enthält die Waldparcelle Nr. 620/a des vgo. Winkler 5, sämmtlich geöffnete Tumuli. *R.*

Die Gruppen *a*, *b* und *c* liegen in den sogenannten Niederhölzern von Kerschbaum.

d) Nicht weit von der Gruppe *c* sind in der Wiesenparcelle Nr. 640 des vgo. Koch die Ueberreste eines in den Jahren 1865 und 1866 abgegrabenen und zu Planirungszwecken verführten Tumulus von 16 M. Durchmesser sichtbar. *R.*

e) Auf den Wiesenparcellen Nr. 659, 674 und 692 der Besitzer vgo. Michelhojsel, Veitl und Stindl kommen 11, sämmtlich geöffnete Tumuli vor. *R.*

f) Nördlich von diesen Fundstätten erhebt sich am linken Ufer der Schwarzen Sulm ein bewaldeter und von der Station Schwanberg gut sichtbarer Hügelrücken, der sogenannte Angerkogel, dessen östlicher Vorsprung bis in das verflossene Jahrhundert hinein als Richtstätte des Gerichtes Schwanberg diente.

Am westlichen Ende dieses Hügels befinden sich in den Waldparcellen Nr. 45 des Fürsten von Liechtenstein und Nr. 46 des vgo. Angerjörgel 17 Tumuli, von welchen 6 bereits früher geöffnet waren und 9 von Herrn Szombathy untersucht wurden.

Gemeinde Trag.

a) Nördlich von der Kellnerkeusche steht in der Waldparcelle Nr. 182 des vgo. Possegger ein grosser, geöffneter Tumulus von 17 M. Durchmesser. *R.*

b) Nordöstlich von diesem Hügel befindet sich in der Waldparcelle Nr. 195 des vgo. Mühlschuster ein etwas kleinerer, intacter Tumulus. *R.*

Gemeinde Rettenbach.

a) In der Waldparcelle Nr. 293 des vgo. Stadelhofer aus Kerschbaum stehen knapp am linken Ufer des Stullneggbaches 5 Tumuli, von welchen 3 geöffnet wurden und 2 intact verblieben. *R.*

Weisses Sulmthal.

Wider Erwarten lieferte mir das Weisse Sulmthal von Gasselsdorf bis über Wies hinauf gar keine Ausbeute an Tumulis, und erst in Altenmarkt wurden die ersten derselben angetroffen. Ich möchte dies dem Umstande zuschreiben, dass die bewaldeten südlichen Gehänge des Thales zu steil sind, als dass sie zur Anlage von Grabhügeln benützt worden wären, wie wir ein ähnliches Verhalten am rechten Sulmufer von Gleinstätten an bis Gasselsdorf ebenfalls finden.

Während aber die flacheren Diluvialterrassen des Vereinigten und des Schwarzen Sulmthales am linken Flussufer zumeist bewaldet sind, zeigen sich dieselben im unteren Theile des Weissen Sulmthales auf eine ziemliche Breite fast durchaus von der Ackercultur occupirt, welcher wahrscheinlich alle früher vorhandenen Grabhügel zum Opfer fielen.

Gemeinde Altenmarkt.

a) An der Grenze gegen Vordersdorf befinden sich in der Waldparcelle Nr. 828 des vgo. Teschlitz 24 Tumuli, von denen sich 17 geöffnet und 7 intact zeigen. *R.*

b) Südöstlich davon steht an der Vordersdorf-Eibiswalder Werksstrasse in der Waldparcelle Nr. 813 des vgo. Peissermichel ein kleiner, geöffneter Tumulus. *R.*

Gemeinde Vordersdorf.

a) In der Nähe der Altenmarkter Teschlitzwaldgruppe und eigentlich zu derselben gehörig, befinden sich in der Waldparcelle Nr. 571 des vgo. Gretsch 4 Tumuli, von denen 2 geöffnet und 2 intact sind. R.

b) Nordwestlich davon kommen in der gleichen Waldparcelle 3 Tumuli vor, wovon 1 geöffnet zu sein scheint, während 2 intact verblieben. *R.*

c) Auf einer Terrasse des rechten Sulmufers steht in der Waldparcelle Nr. $564/_1$ des vgo. Thomaannerl 1 kleiner, intacter Tumulus. *R.*

d) Südöstlich von der Vorderdorfer Kohlenwerks-Anlage finden sich in der Waldparcelle Nr. $573/_2$ des vgo. Amtmann 3 Tumuli vor, darunter 1 offener und 2 noch intacte. *R.*

e) Weiter im Südost steht in der Waldparcelle Nr. 766 des vgo. Harrer ein kleiner, intacter Tumulus, *R.*, und kommen

f) südwestlich von demselben in der Waldparcelle Nr. 756 des vgo. Heidensiegel weitere 4 kleine, aber noch intacte Tumuli vor. *R.*

Aus den vorangeführten Ziffern lässt sich folgende Uebersichtstabelle aller bekannten Tumuli der Wieser Gegend zusammenstellen:

Post-Nr.	Thal und Katastralgemeinde	Tumuli						
		Geöffnet durch				Summe der geöffneten	Summe der intacten	Gesammtanzahl
		Fremde, meist in früherer Zeit	Professor W. Gurlitt 1882	Bergdirector Radimsky 1881 u. 1882	Assistent J. Szombathy 1882			
	Saggauthal.							
1	Grossglein	4	—	—	—	4	—	4
2	Eichberg	1	—	—	7	8	—	8
3	St. Johann	4	—	—	—	4	—	4
4	Untergreith	2	—	2	—	4	13	17
5	Krast	—	—	—	—	—	2	2
6	Lieschen	12	—	—	—	12	16	28
7	Bischofegg	—	—	—	—	—	1	1
8	Haselbach	1	—	—	—	1	—	1
9	Hörmsdorf	1	—	—	—	1	1	2
10	Eibiswald	10	—	—	—	10	—	10
	Summe	35	—	2	7	44	33	77
	Vereinigtes Sulmthal.							
11	Mantrach	8	1	4	9	22	117	139
12	Purgstall	14	6	1	35	56	200	256
13	Goldes	20	1	23	12	56	58	114
14	Gleinstätten	16	—	1	—	17	12	29
15	Meierhof	1	—	—	—	1	—	1
16	Pistorf	21	—	3	—	24	5	29
17	St. Andrä	6	—	—	—	6	60	66
18	Graschach	24	—	2	1	27	32	59
19	Otternitz	—	—	—	—	—	5	5
	Summe	110	8	34	57	209	489	698
	Schwarzes Sulmthal.							
20	Dietmannsdorf	4	—	—	—	4	11	15
21	Sulb	9	—	—	—	9	27	36
22	Bergla	—	—	5	—	5	—	5
23	Korbin	2	—	—	—	2	9	11
24	Moos	1	—	—	—	1	4	5
25	Wieden	7	—	3	—	10	3	13
26	St. Peter	5	—	—	—	5	3	8
27	Kerschbaum	24	—	5	15	44	21	65
28	Trag	1	—	—	—	1	1	2
29	Rettenbach	—	—	3	—	3	2	5
	Summe	53	—	16	15	84	81	165
	Weisses Sulmthal.							
30	Altenmarkt	11	—	7	—	18	7	25
31	Vordersdorf	2	—	2	—	4	12	16
	Summe	13	—	9	—	22	19	41
	Zusammenzug.							
	Saggauthal	35	—	2	7	44	33	77
	Vereinigtes Sulmthal	110	8	34	57	209	489	698
	Schwarzes Sulmthal	53	—	16	15	84	81	165
	Weisses Sulmthal	13	—	9	—	22	19	41
	Totalsumme	211	8	61	79	359	622	981

Dass die Tumuli den Umwohnern der Wieser Gegend wohl bekannt und von ihnen Heidenkogel genannt, die Neugierde derselben schon von Alters her in hohem Grade wachrufen mussten, erscheint ganz begreiflich. Denn es ist ein eigenthümlich geheimnissvoller Reiz, welcher diese Grabhügel umgibt, wenn man sie so ruhig und ernst daliegen sieht, in der Stille eines schattenreichen Waldes, beschützt von den Kronen hoher Bäume, deren Generationen schon oft und oft auf und neben ihnen gewechselt haben.

Unwillkürlich drängt sich Jedem, der die Natur dieser Hügel noch nicht kennt, die Frage auf, zu welchem Zwecke sie wohl einst errichtet worden sein dürften?

Diese Frage haben nun die Sulmthaler kurz und schlicht gelöst. Sie erklären die Tumuli einfach für Wohnungen der Heiden und begründen ihre Ansicht damit, dass man darin stets Kohle und „Häferln“ findet und dass somit darin gekocht worden sei. Ich fand diese Ansicht im Weissen und Schwarzen Sulmthale allgemein verbreitet und erklärte mir mein alter Vorarbeiter in Kerschbaum, welchem gegenüber ich äusserte, es sei mir unverständlich, wie die Heiden ein- und ausgegangen wären, nachdem die Baue ringsum gleichmässig geschlossen sind, es seien halt durch die Länge der Zeit die Eingangslöcher „verrührt“ und verwachsen. Er machte es mir erst klar, dass diese Heidenwohnungen ungefähr so eingerichtet sein mussten, wie die Fuchs- oder Dachsbaue, welche man übrigens in den Tumulis ziemlich häufig antrifft.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir mein Gewährsmann, er habe von alten Leuten gehört, dass in den Kogeln der Kerschbaumer Niederhölzer früher heidnische Jungfrauen gewohnt haben. Wenn zur Schnittzeit die Bauern von den umliegenden Grundstücken Mittags nach Hause gingen, pflegten sie ordentlich „aufzuschneiden“ und das „Aufgeschnittene“ (Türkenbrod, Brod aus Maismehl) in einem Korbe zu verlassen. Sobald Niemand mehr anwesend war, kamen die Jungfrauen heraus und wenn sie recht viel Brod fanden, „so haben sie den Bauern schnell ein immenses Trumm (grosses Stück) Getreide abgeschnitten oder auf Wiesen Gras abgemäht“. Sobald sich aber ein „Mensch“ näherte, oder die Bauern zurückkamen, „haben sie sich sofort wieder in ihre Kogeln verschloffen“.

Der ältliche Grundbesitzer vgo. Amtmann in Vordersdorf hörte als Knabe von seinem Grossvater, es hätten sich zur Jugendzeit des Letzteren alte Leute noch zu erinnern gewusst, dass in den Vordersdorfer Kogeln Heiden, welche ganz nackt herumliefen, „gelost“ (gewohnt) haben. Dieselben sollen den Anwohnern im Herbste in ihre Türken- (Mais-) Aecker eingefallen sein und ihnen da oft die ganzen Türkenstritzen (Maiskolben) gestohlen haben, welche sie nach Hamsterart in ihre Kogeln wegschleppten.

Aber nicht die Neugierde allein haben die Heidenkogel wachgerufen, sie haben auch eine viel kräftigere Triebfeder, den Eigennutz, in Bewegung gesetzt. Im untern Sulm- und Saggauthale ist nämlich allgemein die Ansicht verbreitet, dass dort irgendwo der König Adelc (Attila) begraben sei und weiss jeder Bauer die Sage von den drei Särgen zu erzählen. Namentlich der goldene derselben gab häufig Veranlassung zum Zerstören von Tumulis.

In den obern Thälern ist die Attila-Sage weniger verbreitet, obwohl hie und da bekannt, aber allgemein weiss man von Schätzen zu erzählen, welche in manchen Kogeln liegen und öfter auch schon behoben wurden. Dass dabei nächtlichen Lichtern auch eine Rolle zufällt, versteht sich von selbst.

So erzählte mir mein bereits erwähnter Vorarbeiter, dass um die zwei grösseren Heidenkogel in Trag zu den heiligen Zeiten, wie z. B. zur Adventzeit, fast allnächtlich grosse Lichter hin- und hergehen, was mir ein Anwohner auch bestätigte. Dieser Mann hat sogar beobachtet, dass nach einem frischen Schneefalle, als er Nachts nach dem Wetter aussah, ein Licht ohne Weg und Steg von dem Posseggerkogel in Trag ausgehend, in der Richtung der fünf Kogel im Dechantwalde wandelte und dort zwischen den Bäumen verschwand. Obwohl es damals schon ganz sternhell war und weiter nicht mehr schneite, fand er trotz alles Suchens Früh gar keine Spur eines Menschenfusses vor. Er rieth mir deswegen auch, den bereits geöffneten Trager Hügel nochmals gründlich durchzugraben, weil es sich gewiss auszahlen müsste.

Nachts ist überhaupt in der Nähe der Kogel nicht zu spassen. So haben z. B. die Tumuli in den Niederhölzern von Kerschbaum die schlechte Gewohnheit, Menschen, welche bei Nacht in ihre Nähe kommen, zu verführen, in der Weise, dass sie immer wieder zu den Kogeln kommen und erst bei Tag den weitern Weg finden. Merkwürdig ist es, dass in den drei, mir bekannt gewordenen Fällen, wo Leute zwischen den Kogeln auf solche Art übernachten mussten, das Opfer stets von Schwanberg nach Hause zurückkehrte, und wäre die Sache nicht so ernst und so gut ver-

bürgt, so wäre man fast verursacht zu glauben, es hätten sich da die Geister der Kogel mit den Geistern des Schilchers (schillerfärbiger Landwein) verabredet, um ruhige Leute zu foppen.

Ob schliesslich das Hartlötterl*), ein kleiner Kobold mit sehr langem, weissem Barte und einem grauen „Janker“ (kurzem Leibrock), welcher sich im grossen Hartwalde zu Graschach herumtreibt und namentlich bei Nebelwetter die Erwachsenen „verleitet“, dagegen aber Schulkindern die Wege weist und deswegen von den Letzteren bei jedem Gange durch den Wald mit einem hingelegten Stückchen Brod belohnt wird, in irgend einem Zusammenhange mit den Heidenkogeln dieses Waldes steht, konnte ich leider nicht erfragen.

Neugierde, Gewinnsucht, Dilettantenliebhaberei und nur in den seltensten Fällen wissenschaftlicher Forschungstrieb gaben in früheren Zeiten Veranlassung zu der Eröffnung und somit auch zur Zerstörung so vieler Tumulis in den Waldungen, wo sie der Cultur keine nennenswerthen Hindernisse bereiteten. Denn unter den 211 durch Fremde geöffneten Tumulis, welche unsere Tabelle ausweist, gibt es nur 33 ausserhalb von Wäldern gelegene und zu Meliorirungszwecken ganz oder theilweise abplanirte Stücke; während die übrigen 178 in den Wäldern situirte Tumulis nur der Funde wegen aufgemacht wurden.

Von den sämmtlichen 981 Tumulis, welche ich aufzuführen vermochte, sehen wir durch Fremde zumeist in früherer Zeit, 211 Stücke, somit 21·5 Procent geöffnet, und Hunderte, vielleicht Tausende solcher Grabhügel sind in Folge der fortschreitenden Bodencultur vollständig verschwunden, denn von den 622 noch intacten Tumulis stehen nur mehr 5 im Saggauthale und 10 im Vereinigten Sulmthale, somit im Ganzen 15 Stücke, oder nur 2·4 Procente der Gesammtzahl ausserhalb von Waldungen. Im Weissen und Schwarzen Sulmthale gibt es überhaupt auf Aeckern, Wiesen oder Weiden gar keinen intacten Tumulus mehr.

Und fragen wir nach dem Ergebnisse einer so ausgedehnten Graberei, so müssen wir mit Bedauern gestehen, dass die vorhandenen Funde in gar keinem Verhältnisse zu der Menge der zerstörten Objecte stehen und dies um so weniger, als sich zumeist die grösseren und vielversprechenden Hügel geöffnet zeigen, während für die Gegenwart im grossen Ganzen nur mehr eine Nachlese verblieb.

Schon Pratobevera klagt bei Erwähnung der Tumuli-Planirungen*): „Was bei Gelegenheit solcher Planirungen mit den ausgegrabenen Objecten geschah, brauche ich kaum zu erwähnen. Die Bronzen wurden an Kupferschmiede, Gürtler und Glockengiesser verkauft, das Thongeschirr als unbrauchbar zerschlagen, und Gold und Silber, wenn es je vorkam, an hausirende Juden verschachert.“

Ich möchte dem nur beifügen, dass es mit kleinen Ausnahmen bei den Oeffnungen der Tumuli ebenfalls nicht anders zuging, und dass namentlich die ganzen Thongefässe meist sogleich zerschlagen wurden, um schnell in den Besitz des darin vermutheten Geldes zu gelangen, die Thonscherben überhaupt keine Beachtung fanden, kleinere Bronzen, Glas- und Bernsteinperlen, Beingeräthe u. dgl. aber ganz übersehen wurden.

Im Allgemeinen bildeten die grossen Bronzen das Alpha und Omega alles dessen, was man zu erreichen strebte, und noch in den Fünfziger Jahren kam es vor, dass der oben genannte Vorstand des Antiken-Cabinets von Graz die Bauern von Glein aufforderte, sie möchten fleissig die Tumuli aufgraben und die Funde zum Verkaufe in das Joanneum bringen, welche Aufmunterung, wenigstens in Bezug auf die Grabungen, leider keinen unfruchtbaren Boden gefunden haben soll.

Ich konnte bei solchem Sachverhalte in Bezug auf ältere Tumulióffnungen nur wenig Verlässliches erfahren, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden.

Die wichtigsten älteren Grabungen wurden durch die betreffenden Besitzer von 4 Tumulis bei Klein-Glein durchgeführt und lieferten die äusserst seltenen Bronzen, welche noch heute zu den schönsten Zierden des Antiken-Cabinets am Joanneum in Graz gerechnet werden müssen.

In den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, VII. Heft 1875 und X. Heft 1861 wurden die gemachten Funde von den Herren Archivar Eduard Pratobevera und Dr. Carl Weinhold ausführlich beschrieben, zum grösseren Theile auch abgebildet und kann ich mich daher hier auf eine kurze Zusammenstellung der wichtigeren derselben beschränken.

1. Der im Jahre 1844 geöffnete, kleinere Tumulus neben dem Wohngebäude des vgo. Hartnermichel,

*) Vom mittelhochdeutschen Lotter gleich Gaukler, und Hart, Wald, also Waldgaukler, Waldmännlein.

*) Mittheil. des histor. Vereines für Steiermark. VII. Heft. Graz 1857. Archäologische Beiträge.

dessen Umfang mit beiläufig 22 M. bei einer jedenfalls übertrieben geschätzten Höhe von 6·6 M. angegeben wird, lieferte:

a) ein schön gearbeitetes Bronzeschwert,

b) einen Paalstab von gleichem Materiale,

c) einige unbedeutende Thongefässscherben.

2. Der grössere Kogel, auf welchem das Wohngebäude des Hartnermichel erbaut ist, wurde, wenigstens zum Theile, im Jahre 1854 erschlossen und lieferte grössere Bronzen, welche der Besitzer jedoch leider zerschlagen hat. Es wurde davon nur das Bruchstück eines Bronzepanzers und zwar ein Theil des rechten Schulterstückes mit der Hälfte der Nackenberge gerettet. Alles andere Bronzemateriale, sowie auch zwei eiserne Streitkeile (Paalstäbe?) und schön „bemaltes" Thongeschirr gingen gänzlich verloren.

3. Das Jahr 1857 brachte die Blosslegung des Grebinzkogels, aus welchem allein an Bronzen 14·5 Kg. in das Joanneum gelangten.

Im Joanneum befinden sich aus diesem Tumulus:

An Goldsachen: *a)* ein dünnes, getriebenes Goldblättchen mit der Zeichnung eines Baumblattes.

An Bronzesachen: *a)* ein completer Panzer, aus Brust- und Rückenstück bestehend; *b)* ein Getränkeseiher; *c)* eine Henkelschale; *d)* einige runde Schälchen mit Hörnchengriffen, wovon mindestens 8 Stück vorhanden gewesen sein müssen; *e)* ein Postamentchen; *f)* ein Fibelbruchstück; *g)* eine grössere Anzahl Bruchstücke von Urnen, Kesseln, flachen Schüsseln und ähnlichen Geschirren, verschieden verziert und die grösseren Kesselbleche auch mit Klapperblechen versehen; *h)* Bruchstücke eines grösseren Gefässes, vielleicht einer Kühlwanne, von 66 Cm. Durchmesser; *i)* acht ganze und ein halber mittelgrosser Bronzering.

An Eisenobjecten: *a)* ein sehr langer Streitkeil; *b)* drei unbestimmte Instrumente mit Schaftloch; *c)* Bruchstücke einer Lanze, eines Schwertes und zweier Pferdetrensen, nebst anderen sehr verrosteten und unbestimmbaren Eisenfragmenten.

An Thongeschirr: Einige wenige Fragmente und nur ein einziges kleines Thongefäss.

4. Im Jahre 1860 endlich unternahm Stiegler die Oeffnung seines Kogels und lieferte nachstehende wichtige Metallbeigaben ab:

a) zwei ungleich grosse, aus Blech geschnittene Hände von Bronze;

b) drei runde Bronzeschilder mit Zeichnungen von Menschen und Thieren;

c) grosse Bruchstücke von zwei kupfernen Lendengürteln, ebenfalls mit Zeichnungen von Menschen und Thieren geziert.

Welch grosse Masse von kleinen Beigaben und von Thongeschirren bei der Oeffnung dieser vier Hügel verloren gegangen sein muss, lässt sich aus ihrem Bronzereichthume und dem bezüglichen Verhalten der übrigen grösseren Hügel der vorrömischen Zeit ermessen.

Ferner hat Dr. Ferd. Unger aus Grossflorian ausgedehntere und halbwegs systematische Grabungen von den Vierziger bis in die Sechziger Jahre hinein in den Sulmthälern sowohl als im Lassnitzthale vorgenommen. Soviel ich erfuhr, sind durch diesen Herrn in den Vierziger Jahren mehrere Hügelgräber im Teschlitzwalde zu Altenmarkt mit unbekanntem Erfolge aufgeschlossen worden. Etwas später soll er aus einem der drei Hügel auf der Tafelwiese zu Wieden gelegentlich ihrer Planirung eine graue Urne gehoben haben, und ich vermuthe, dass es jene römische Urne ist, welche sich gegenwärtig im Joanneum, mit dem Fundorte Trag bezeichnet, befindet. Denn in Trag ist bisher nur der Hügel im Passeggerwalde durch die Söhne des Besitzers eröffnet worden, wobei nach Versicherung eines Augenzeugen ein vorgefundenes ganzes „Häferl" sogleich zerschlagen wurde.

In Graschach wird dem Dr. Unger die Oeffnung der 11 Hügel in der Waldparcelle Nr. 349 (Gruppe g) zugeschrieben und wurde mir erzählt, dass in einem derselben eine Plattenkammer vorkam, welche mit Kohle gefüllte Thongefässe enthielt. Von diesen Funden scheint nichts in das Joanneum gelangt zu sein.

In St. Andrä endlich wurden von den 66 Tumulis des Hansjörgelwaldes durch Dr. Unger 6 Stücke eröffnet und führt Professor Dr. Fr. Pichler*) aus dieser Fundstelle Münzen von Hadrian und Pius an, ferner 2 Dreifussschalen, welche sich in dem Museum der Anthropologischen Gesellschaft (derzeit im k. k. naturhistorischen Hof-Museum) in Wien befinden. Das Joanneum in Graz besitzt aus St. Andrä eine Bronzefibel, einen Henkelkrug aus Glas, ferner von Thongefässen eine Dreifussschale mit Deckel, eine Thonschale und einen Henkelkrug.

Der verstorbene Arzt von St. Peter, Herr Meissel, hat die drei Tumuli im Pfarrerforste zu St. Peter und den grössten Hügel im Winklerwalde zu Kerschbaum eröffnet. Er soll eine kleine Sammlung von

*) Text zur archäologischen Karte von Steiermark. Graz. Verlag des Anthropol. Vereines in Graz.

Bronzen und Thongefässen zusammengebracht haben, welche jedoch nach seinem Tode auf den Dachboden wandern mussten und wovon ich nichts mehr eruiren konnte, als das Fragment einer grösseren Bronzefibel. In der Nähe der drei Hügel im Pfarrerforste wurde vor kürzerer Zeit eine Bronzemünze von Constantin durch Kinder gefunden, und erhielt ich beide Bronzegegenstände von dem gegenwärtigen Arzte von St. Peter, Herrn Friedr. Schuhmachers, zur Uebergabe an das Joanneum eingehändigt.

Weiters hat sich in den Sechziger Jahren der seither verstorbene Pfarrer von St. Martin, Herr Glockengiesser, mit Grabungen beschäftigt und soll namentlich in Dietmannsdorf den grossen, an der Grenze des Huiselpeter- und Lippi-Waldes gelegenen Tumulus eröffnet haben.

Ich vermuthe, dass dies der von Prof. Fr. Pichler in dem Texte zur archäologischen Karte von Steiermark unter St. Martin angeführte, „zimmergrosse Goldkogel" ist, aus welchem Münzen von Domitian, Trajan, Hadrian, Faustina, Gallienus und Constantinus II. stammen.

Aus dem Nachlasse des Herrn Glockengiesser gelangte eine vollständig erhaltene und schön gezierte römische Bronzefibel in den Besitz des Gastwirthes Herrn Heinisser in Wies, welcher mir dieses Stück für das Joanneum schenkte.

Die übrigen antiken Gegenstände des Pfarrers Glockengiesser gingen nach seinem Tode sämmtlich verloren, wie dies bei Dilettanten-Sammlungen zum Schaden für die Forschung in der Regel zu geschehen pflegt.

In den Hügeln der Purgstaller Nekropole, im Forstwalde und bei Tschonegger in Goldes, hat in älterer Zeit Herr Vischner, Sohn des ehemaligen Gutsverwalters von Gleinstätten, viel herumgegraben, ohne dass etwas Näheres über seine Erfolge bekannt wäre.

In den Siebziger Jahren hat ferner Herr Graf Gundaker Wurmbrand einen Tumulus im Kaiserschneiderwalde zu Purgstall und zwei im Ofenmacherwalde zu Goldes geöffnet, doch weiss ich Näheres über die dabei gemachten Funde nicht zu berichten.

Neuerer Zeit hat Herr Roman Kraus, Hafner in St. Martin, verschiedene Funde an das Joanneum übergeben, welche er zum Theile am Eichkogel in Sulb, zum Theile in Dittmannsdorf ausgegraben hat. Derselbe stiess nämlich an jener Stelle seiner Weideparcelle Nr. 227 unter dem Eichkogel, wo früher zwei Tumuli gestanden waren, auf ein sehr festes, quadratisches und in Mörtel gelegtes Gneissbruchstein-Mauerwerk, welches etwa 1 M. hoch war und eine Kammer von beiläufig 2 M. lichter Seitenlänge umschloss. Innerhalb dieses Mauerwerkes und zum Theile ausserhalb desselben fanden sich nachstehende Objecte:

Von Bronzen: *a)* zwei Fibelbruchstücke; *b)* ein ganzer Fibelbügel ohne Spirale und Dorn; *c)* ein vierkantiges Stangenfragment, 45 Mm. lang, 15 Mm. breit und 5 Mm. dick.

Von Eisen: Ein ganzes Hufeisen, dünn und breit, sehr gross.

Von Pasta: Zwei Knöchelchen aus weisser Pasta, beide gebrochen.

Von Glas: *a)* 14 Stück Glasgefäss-Fragmente von dünnem, weissem Glase; *b)* 2 Stücke von blauem Glase, roth, weiss und lichtgrün bemalt.

An Thongeräthen: *a)* ein Gefässfragment von Terra sigillata mit feinen, wahrscheinlich kreisförmigen Linien; *b)* ein halbkugelförmiges Postamentchen (?), durchbohrt, von 5 Cm. Durchmesser; *c)* Scherben von verschieden grossen Gefässen.

Dieser Erfolg veranlasste ihn, die zwei Hügel in der Gruppe *b* im Golliwalde zu Dietmannsdorf zu öffnen, wobei er die folgenden Funde machte:

An Bronzesachen: 40 Stück wahrscheinlich zusammengehöriger Gefässfragmente von sehr dünnem Bleche, darunter 6 Randstücke mit ziemlich starkem Randwulste und zum Theile mit Nägeln beschlagen.

An Thongeräthen: Eine grössere Anzahl von Gefässscherben, darunter eine nahezu ganze Dreifussschale.

In den Jahren 1880 und 1881 endlich hat Herr Oberlehrer Hainisch in Oberhaag für das Arnfelser Localmuseum 12 Tumuli in Lieschen geöffnet. Einer dieser im Walde des Untern Hofer geöffneten Hügel enthielt eine ovale, ohne Mörtelverbindung in Sand gelegte und aus Findlingen von Gneiss und Quarz bestehende Kammer, welche mit einer 160 Cm. langen und 110 Cm. breiten, ovalen Gneissplatte überdeckt war. Diese Platte ist im Schulgarten von Oberhaag aufgestellt und es ist nur zu bedauern, dass ein so interessanter Grabbau nicht genau aufgenommen und vermessen worden ist. Aber trotz des Eifers, welchen der genannte Herr bei diesen Arbeiten an den Tag gelegt hat, wurde seine Mühe in dem erwünschten Masse nicht belohnt, weil man einerseits die Thon- und Glasbruchstücke nicht zusammenzusetzen wusste, andererseits aber die Behandlung der Bronzen nicht kannte und dieselben blank scheuerte. Der Jahres-

bericht des Arnfelser Localmuseums (Grazer Tagespost vom 13. Jänner 1882) zählt aus den 12 Tumulis nebst unzähligen (aber leider durcheinander gemischten) Scherben, 2 Urnen, 4 Töpfe, 2 grössere und 4 kleinere Schüsseln, 2 Dreifussschalen mit Deckeln, ferner von Glas ein Thränenfläschchen, von Eisen 5 Eisenblechstücke und 5 Nägel, endlich von Bronzen 3 Fibeln und 2 unkenntliche Münzen auf. Bei dem mir von Herrn Hainisch geschilderten Reichthume der Mehrzahl der Lieschener Tumuli ist dies eigentlich eine recht magere Ausbeute und sollte dieses Schlussresultat ein Wink für die Localmuseen unseres engeren Vaterlandes sein, sich der Aufgrabung von Tumulis zu enthalten, insoferne ihnen nicht der Sache kundige Leute zur Seite stehen. Denn es ist schon höchste Zeit, dass man bedenkt, es werde jedes geöffnete Object eben durch die Eröffnung auch für immer zerstört und bleibe der Wissenschaft unwiederbringlich verloren, wenn die Gesammtanordnung nicht technisch richtig aufgenommen wurde und wenn die gemachten Funde, welche in den meisten Fällen nur in Bruchstücken vorkommen, nicht nach Möglichkeit einer sorgfältigen Restaurirung unterzogen werden, wozu unbedingt eine längere Praxis nöthig ist.

So wäre ich denn bei der neuesten Zeit angelangt und es erübrigt mir nur noch zu berichten, dass Herr Professor Pichler nach wiederholtem Besuche der Gegend im Anfange des Jahres 1882 eine Subvention von Seite des steiermärkischen Landesausschusses, der prähistorischen Commission der k. k. Akademie der Wissenschaften und der k. k. Centralcommission für Erhaltung der Baudenkmäler erwirkte, in Folge deren es mir ermöglicht wurde, im verflossenen Jahre eine Reihe systematischer Grabungen in Angriff zu nehmen, über deren Ergebniss ich später zu berichten gedenke.

Gegen Ende Juli v. J. wurde ich ferner durch einen Besuch der Herren Hofrath Ferd. von Hochstetter, Baron F. v. Andrian und Assistent Jos. Szombathy von Seite der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, dann der Herren Universitäts-Professoren Dr. W. Gurlitt und Dr. R. Hoernes von Seite des Grazer Anthropologischen Vereines erfreut, welche eine mehrtägige Begehung unserer Gegend vornahmen. In Folge derselben hat Herr Assistent Jos. Szombathy 79 Tumuli für die Wiener Gesellschaft [1]), Herr Professor Gurlitt 8 Tumuli für den Grazer Verein geöffnet und es ist somit im vorigen Jahre eine neue Aera für die prähistorischen Untersuchungen der Wieser Gegend angebrochen, welche hoffentlich bis zur völligen Erschöpfung des vorliegenden reichen Materiales anhalten wird.

Geschieht dies, dann werde ich mich für die Mühe des Aufsuchens und Zusammenstellens der prähistorischen Fundstätten reichlich entschädigt fühlen in dem Bewusstsein, auch mein Scherflein zur möglichsten Aufklärung der Urgeschichte jenes schönen Landes beigetragen zu haben, in welchem ich meine zweite, liebe Heimat gefunden.

Zum Schlusse möge es mir gestattet sein, jenen Herren meinen Dank auszusprechen, welche die Güte hatten, mich in der Durchforschung der Umgebung von Wies zu unterstützen. Vor Allem war dies Herr Gutsverwalter Anton Tscharre, dessen freundlicher Gefälligkeit ich die Kenntniss aller Tumuli in der Gegend von Gleinstätten, somit der Mehrzahl aller mir bekannt gewordenen Objecte verdanke. Weiters wurde ich wesentlich unterstützt durch die Herren: Hüttendirector Ferd. Knaffl in Eibiswald, Bergdirector Thomas Steiner in Vordersdorf, Pfarrer Franz Michelitsch in St. Peter und Schulleiter Jos. Orth in St. Martin, welche mich auf viele Objecte des Saggau-, des Schwarzen und des Weissen Sulmthales aufmerksam gemacht haben.

[1]) Siehe den vorläufigen Bericht von J. Szombathy in Band XII, pag. 176 dieser Mittheilungen.

Das Urnenfeld von Felsö-Kubin.

Von

Baron Nicolaus Kubinyi jun.

I.

Lange bevor noch die Archäologie der vorgeschichtlichen Zeit als Wissenschaft gepflegt wurde, war Felsö-Kubin als Fundort bekannt. Einzelne Liebhaber sind in den Besitz schöner und werthvoller Bronzegegenstände, Gold- und Silbermünzen gelangt, ohne auch nur eine Ahnung gehabt zu haben, aus welcher Zeit sie stammen mögen. Die Annahme, dass die Gegenstände römischen Ursprungs sind, war allgemein, und sind dieselben auch zumeist als solche an Museen und Privatsammler verschenkt, oft leider auch verschmolzen worden.

Das rege Interesse, welches der im Jahre 1876 in Budapest abgehaltene Internationale Archäologische Congress und die damit verbundene Exposition im Lande allenthalben wachgerufen, hat nicht verfehlt, auch in diesem nördlichsten Winkel unseres Vaterlandes einiges Leben wachzurufen. Durch die mir zu Theil gewordene ehrende Aufforderung des Central-Comités veranlasst, habe ich an mehreren Orten im Comitate unter persönlicher Aufsicht Ausgrabungen veranstaltet, die — wenn auch nicht sofort durch einen brillanten Erfolg gekrönt, nichtsdestoweniger geeignet waren, das Interesse der Archäologen für einzelne Fundorte in hohem Grade wachzurufen. — Es kann dies insbesondere von Felsö-Kubin behauptet werden, wo die Nachforschungen zu dem unzweifelhaften Resultat geführt haben, dass der vom Orte nördlich gelegene, von steilen Felsen gekrönte Hügel (Skala) reiche Ueberreste einer Niederlassung aus vorgeschichtlicher Zeit birgt, das mit einem, heute noch stellenweise klafterhohen Erdwall befestigte Hügelplateau aber nichts Anderes als ein Castrum aus der vorgeschichtlichen Zeit ist [1]).

[1]) Die ausgegrabenen (zum Theil von den Ortseinwohnern angekauften) Gegenstände habe ich nebst einer bildlichen Darstellung des Fundortes während des Internationalen Congresses im Jahre 1876 ausgestellt. (Siehe Dr. Jos. Hampel's: „Catalogue de l'Exposition Préhistorique" Vitrine 2. E. Carton 5.) — Die Gegenstände, hier irrthümlich unter dem Namen „Collection Csaplovits" als Eigenthum des Comitats Arva eingetragen, gehören mir. N. K.

Die überaus grosse Ausdehnung des Fundortes und insbesondere die Unzulänglichkeit meiner Mittel haben es verursacht, dass ich die Ausgrabungen in Felsö-Kubin seit der Zeit nicht fortgesetzt und erst im Frühjahr des Jahres 1882 wieder aufgenommen habe. — Diesmal war jedoch nicht das „Castrum" zum Gegenstand der Ausforschung bestimmt, sondern ein äusserlich ganz unansehnlicher Acker in der Thalsohle nächst Felsö-Kubin, wo der durch das Schmelzen des Schnees angeschwollene, von den nahegelegenen Bergen herabstürzende Bach die Ufer in einer beiläufigen Länge von 18—20 Metern beschädigte und hiebei Thonscherben ja ganze Thongefässe zu Tage förderte, die, wiewohl stark beschädigt, auf dem weggeschwemmten Weidengestrüpp hängen blieben und so die Aufmerksamkeit der Passanten erregten.

Von der stattgehabten Erdabrutschung in Kenntniss gesetzt, habe ich, sobald es das Wetter gestattete, einen Ausflug auf Ort und Stelle unternommen, wo ich schon nach der ersten ziemlich oberflächlichen Besichtigung mit Bestimmtheit constatiren konnte, dass ich es hier mit einer — wahrscheinlich ziemlich umfangreichen — Begräbnissstätte aus der prähistorischen Zeit zu thun habe. Parallel mit der Erdoberfläche, in einer Tiefe von 120 cm., markirte eine 36—40 cm. breite, durch Holzkohle geschwärzte Erdschichte die Lage der Urnen, deren Steindeckel in der ganzen Länge des Erdrisses in ziemlich regelmässigen Entfernungen sichtbar waren.

An eine systemmässige Ausgrabung konnte vorläufig nicht einmal gedacht werden. Erst musste der Bach in sein früheres Bett geleitet, dann aber zur Befestigung der Ufer entlang des ganzen Erdrisses ein Damm aufgeführt werden. All diese Arbeiten sowie auch die Verhandlungen mit der Eigenthümerin des Grundes (Frau Darius von Szmrecsányi) wegen der nöthigen Bewilligung zur Fortsetzung der Ausgrabungen, haben mehrere Wochen in Anspruch genommen, so dass ich zu der systemmässigen Ausgrabung erst am 18. Juni schreiten konnte. Es war dies eine ziemlich schwere Aufgabe, denn da ich

mich verpflichtet habe, den Grund nach vollendeter Ausgrabung in den früheren Stand zu setzen, musste erst die 60 cm. dicke Humusschichte bei Seite geschafft, dann aber eine ebenso dicke Schichte schweren gelben Lehmbodens abgetragen und schliesslich auch das ganze Profil bis zum Wasserniveau — in der Gesammthöhe von 265 cm. — stets frei und leicht zugänglich gehalten werden. Ich habe nämlich schon bei Beginn der Ausgrabungen in einer ganz geringen Höhe über dem Wasserniveau grosse, auf die Kanten gestellte Plattsteine entdeckt, die in den noch unberührten Boden kreisförmig einmündeten. Dieser Kreis musste unbedingt verfolgt, mithin die ganze Tiefe frei gehalten werden; was eine grosse Erdbewegung bedingt hat. Doch ein passionirter Archäolog kennt keine Schwierigkeiten. Der geheimnissvolle Kreis, den nur Menschenhände bauen konnten, hat gerade den grössten Zauber ausgeübt, und Wissbegierde und Phantasie in einem Grade angeregt, dass ich am liebsten nicht von der Stelle gewichen wäre, bis ich wenigstens das Centrum des Kreises erreicht habe. Doch von Tag zu Tag wiederkehrende Platzregen zwangen mich, die Arbeiten erst zeitweilig, dann (wenigstens für dieses Jahr) auch definitiv einzustellen. Aus der Munificenz Sr. Excellenz des Herrn Edmund Graf Zichy sen. ist zwar mit Ende Juli am Fundorte auch eine Unterkunftshütte gebaut worden, die mir und meinen Arbeitern gegen den Platzregen gehörigen Schutz bot; doch haben die später eingetretenen Regengüsse den Boden derart aufgeweicht, dass die Fortsetzung der Ausgrabungen selbst bei gutem Wetter blos mit der totalen Zerstörung der immer zahlreicher vorgefundenen Urnen und sonstiger Gefässe möglich war; weswegen ich es für räthlicher hielt, das Weitergraben bis auf Weiteres aufzugeben.

II.

Auf die Beschreibung der während der Ausgrabungen gemachten Funde übergehend, habe ich zunächst der Aschenurnen zu erwähnen, und zwar zuerst der ausserhalb des Kreises, dann der innerhalb des Kreises gelegenen[1]).

Die ausserhalb des Kreises gelegenen Urnen zeigen zumeist sehr einfache Formen ohne jeder Spur von Ornamentik und unterscheiden sich blos durch ihre Grösse. In einer beiläufigen Entfernung von 0·50 m. sind sie alle vertical mit der Oeffnung nach oben aufgestellt und mit dünnen häufig rund (auch sechseckig) zugeschnittenen dünnen, sehr porösen Sandsteinplatten gedeckt, und aus schlecht ausgebranntem, meist mit Graphit geschwärztem, zuweilen auch röthlichem, mit scharfem Sand und Glimmer gemengtem Thon verfertigt. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, dass die Gefässe, in dem nassen Lehmboden aufgeweicht, selbst bei der sorgfältigsten Behandlung an der Luft zerfallen. Einzelne Urnen sind auch ringsherum mit dünnen Sandsteinplatten eingerahmt und die hiedurch entstandenen leeren Stellen mit Kohle und Asche ausgefüllt. Ueberhaupt sind die Urnen ringsum mit Kohle umgeben. Neben einzelnen Urnen liegen sehr oft zierlich gearbeitete, mit reicher Ornamentik versehene Trinkschalen aus kohlschwarzem, graphitreichem Thon. Leider können diese aus dem schweren Lehm nur in ganz kleinen Scherben herausgearbeitet werden, weshalb auch deren abermalige Zusammenstellung sehr mühsam, in den meisten Fällen sogar unmöglich ist. Zuweilen kommt es auch vor, dass kleinere Urnen in grössere Gefässe gestellt vergraben worden sind. Diese sind — weil vor der Feuchtigkeit mehr geschützt — auch die besterhaltenen. Was den Inhalt der Urnen anbelangt, besteht dieser in der Regel aus verbrannten, stark calcinirten Knochen, welche sorgfältig aufgeschichtet, je nach der Grösse des Gefässes dasselbe ganz oder zu drei Viertheilen füllen. Bei wohlverwahrten Urnen sind die verbrannten Knochen blos oben mit einer feinen Lehmkruste überzogen, sonst mit Lehm gemischt. Bronzegegenstände kommen in den ausserhalb des Kreises liegenden Urnen sehr selten vor. Es sind dies zumeist stark verbrannte Nadelspitzen, Ringe und Ohrringe aus Bronzedraht, dann Knöpfe, Messerklingen etc. Häufiger als Bronzegegenstände sind in den Urnen ganz kleine Krüge, Trinkschalen und Schüsseln zu finden[1]). Diese liegen oben auf den Knochen, und sind oft ganz wohlerhalten. Die Krüge sind unter der Randöffnung mit Löchern in der Grösse eines Stecknadelkopfes — oder statt diesen mit ganz kleinen Henkeln versehen. Ihr Inhalt ist der feinste Schlamm, der sich aus den Niederschlägen des allmälig eingedrungenen lehmigen Regenwassers gebildet hat. Diese Lehmmasse an der Luft verhärtet und in der Mitte durchgeschnitten, zeigt unter der Lupe in unzähligen ziemlich scharf ab-

[1]) Im Ganzen möchte ich die Zahl der bis jetzt ausgegrabenen Urnen auf ungefähr dritthalb Hundert setzen. Ganz wohlerhalten konnte nur eine ausgegraben werden. Fünf andere habe ich mit Mühe zusammengekittet; mehrere sind zu diesem Zwecke vorbereitet.

[1]) Im Ganzen habe ich bis jetzt 14 Stück derartige Gefässe meiner Sammlung einverleibt.

gegrenzten Linien die Schichten der Niederschläge, ähnlich den Jahresringen eines Baumstammes. Ich habe es gewagt, nach dieser Analogie eine Folgerung auf die Möglichkeit einer approximativen Bestimmung des Alters dieser Gefässe zu knüpfen; doch ist mir von dem sehr ehrenwerthen Custos der archäologischen Abtheilung des Nationalmuseums, Herrn Dr. Jos. Hampel der Bescheid zugekommen, dass es wohl kaum einen Geologen geben dürfte, der aus den Schichten eine Folgerung auf das Alter der Gefässe zu ziehen wagen würde. — Nun, als Dilettant muss ich mich in diesen Bescheid wohl fügen; nichtsdestoweniger möchte ich die totale Absurdität meiner Behauptung bezweifeln, und dächte, dass mit Hilfe der Meteorologie und allenfalls mehr Zeit in Anspruch nehmenden Experimenten ein Resultat dennoch erzielt werden könnte [1]).

Ausser den eben erwähnten kleinen Gefässen kommen in den Urnen zuweilen auch kleine glatte Bachsteine vor. Die Archäologen halten diese — auch anderwärts vorkommenden — Steinchen für Kinderspielzeug. Ich habe im Laufe meiner Ausgrabungen mehrere derartige Steinchen gesammelt, und insbesondere bei einem gefunden, dass ihm durch entsprechendes Zuschleifen der Kanten die Form eines Herzens gegeben wurde; woraus ich zu dem Schlusse kam, dass die Steinchen als Symbol gedient haben. Angenommen, dass dem so wäre, ist auch die Folgerung gerechtfertigt, dass die Urmenschen dieser Gegend, ebenso wie die heutige Generation, das Herz als Quelle der menschlichen Empfindungen betrachtet und zum Zeichen ihrer Liebe für die Hingeschiedenen das Herz als Symbol mit der Asche beigelegt haben. Es mag diese allenfalls etwas kühne Folgerung manchem Archäologen lächerlich erscheinen, und ich lasse den Irrthum auch gelten, doch muss ich die vielfach angezweifelte Behauptung, dass das durch mich gefundene Steinchen die Herzform dennoch durch künstliches Zuschleifen bekommen hat, aufrecht erhalten.

Als ich mit meinen Ausgrabungen so weit vorgeschritten war, dass der eingangs erwähnte, mit Plattsteinen begrenzte Kreis ungefähr zu einem Drittheil blossgelegt war, liess ich die Abtragung der oberhalb der Kreisform befindlichen noch unberührten Erdschichten in Angriff nehmen. — Hart an der inneren Fläche der Grenzsteine in der Tiefe von 2·65 m. ist der Grund in einer Breite von 0·50 m. sorgsam nivellirt und ausgebrannt, so dass sich die Lehmschichten ganz scharf abgelöst haben. — In einer Entfernung von 0·76 m. kam die erste Urne zum Vorschein. Es war dies ein 0·30 m. hohes, ziemlich wohlerhaltenes Gefäss aus schwarzem Thon in der Form einer Birne, mit ziemlich reicher Ornamentik, tief unten mit nach abwärts gebogenen kurzen Henkeln versehen. Als der Deckel der Urne aufgehoben wurde, fanden wir in derselben nebst einem Ring aus Bronzedraht auch eine wohlerhaltene, mit einer sehr schönen bläulich-grünen Patina überzogene Bronzenadel, die zwischen die verbrannten Knochen von oben vertical eingestochen war. — Einige Centimeter weiter kam eine ganze Gruppe von Urnen — die mit dünnen Steinplatten von einander geschieden waren — zum Vorschein. Jede derselben enthielt mehr oder weniger wohlerhaltene Bronzenadeln und Ringe. Werthvoller als diese waren die Steine, die um diese Urnengruppe zerstreut herumlagen und sofort als Gussformen für Bronzegegenstände erkannt wurden, ein Fund, dessen Werth um so höher angeschlagen werden muss, als derselbe den unzweifelhaften Beweis für die — durch die Archäologen vielbestrittene — Thatsache lieferte, dass unsere Bronzefunde das Product heimischer Industrie sind. Möge hier eine kurze Beschreibung der einzelnen Gussformen folgen.

Nr. 1. Zwei 0·26 m. lange, 0·09 m. breite, 0·02 m. dicke Sandsteinplatten mit dem positiven und dem entsprechenden verkehrten Bild eines 0·26 m. langen gestielten Messers, einer ebenso langen, mit demselben Stiel versehenen einzackigen Gabel (Spiess, mithin ein noch nicht dagewesenes Besteck aus vorgeschichtlicher Zeit!); ferner zweier geöhrter Nähnadeln, und zweier (einer 0·15 m., einer 0·10 m. langen) Stecknadeln.

Nr. 2. Zwei 0·21 m. lange, 0·07 m. breite, 0·025 m. dicke Sandsteinplatten, mit auf beiden Seiten jeder Platte eingravirten Formen für je ein 0·19 m. und ein 0·14 m. langes gestieltes Messer (eines dieser Messer hat die Form eines Rasirmessers) und einem nur auf der einen Seite einer Platte eingravirten halbrunden 0·19 m. langen Stift.

Nr. 3. Zwei 0·08 m. lange, 0·06 m. breite, 0·03 m. dicke Steine mit dem positiven und dem verkehrten Bilde einer Axt (Celt) – hiezu ein etwas beschädigter, 0·09 m. langer „Kern“ zum Hinauspressen des eingegossenen und überflüssigen Metalls.

[1]) Es könnten hiezu Dr. Weaslovaky's 20jährige Beobachtungen über die meteorologischen Erscheinungen in Arva-Vaialja mit einigem Nutzen verwendet werden.

Nr. 4. Bruchstück (0·08 m. lang, 0·09 m. breit, 0·03 m. dick) einer Axt (Celt-Form).

Nr. 5. Ein halbrunder Plattstein (0·10 m. im Durchmesser, 0·02 m. dick) mit dem eingeschnittenen Bild eines 0·06 m. langen gebogenen Messers (Sichel).

Nr. 6. Bruchstück einer Gussform (0·15 m. lang, 0·11 m. breit, 0·03 m. dick) mit auf beiden Seiten eingravirten Formen für gebogene Messer (Sichel).

Nr. 7. Gussform für einen Knopf (gebrochen). Endlich

Nr. 8. Steinplatte ohne eingravirtem Bild, doch bestimmt zu einer Gussform gehörend.

Je weiter ich mit den Ausgrabungen innerhalb des Kreises vorschritt, desto zahlreicher waren die Urnen, zumeist in Gruppen neben-, ja auch übereinander, so dass ich schon auf die Vermuthung kam, dass ich es hier mit zwei Urnenlagern aus verschiedener Zeit zu thun habe. Leider konnte ich dies bis heute nicht mit Bestimmtheit constatiren. Die aus ziemlich feinem Material angefertigten Urnen sind durch die Schwere der darauf lastenden Erdschichte meist plattgedrückt, ihre Scherben mit jenen der beigelegten Nutzgefässe so wirr durcheinandergemengt, dass es zur reinen Unmöglichkeit wird, zu bestimmen, ob hier eine Senkung des oberen Urnenlagers stattfand, oder ob die stufenförmige Steigung der Urnennester von der verschiedenen Grösse der Urnen herrührt. Es bleibt die Entscheidung dieser Frage den ferneren Forschungen vorbehalten, wenn bei gehöriger Austrocknung der Lehmschichte eine genauere Beobachtung überhaupt möglich sein wird.

Wenn in den ausserhalb dieses Kreises vorgefundenen Urnen die Bronzestücke nur selten vorkommen, fehlen sie in den Urnen innerhalb des Kreises beinahe nie, so dass die während der Ausgrabung gesammelten Ringe, Nadeln, Knöpfe etc. in die Hunderte gehen. — Leider sind die Gegenstände in der Regel stark durch Feuer beschädigt, so dass sie häufig an die Knochen geschmolzen, nur mit diesen halbwegs ganz aufbewahrt werden können [1]).

Schliesslich habe ich noch eines interessanten Fundes zu erwähnen. Es ist dies die auf der innern Fläche eines Urnendeckels angebrachte Zeichnung eines Gegenstandes (wahrscheinlich Fibula), dessen Bruchstücke ich vor vielen Wochen ausgegraben habe und blos mit Hilfe dieser Zeichnung nachträglich zusammenstellen konnte. Ich glaube, es ist dies ein Unicum in seiner Art, an welches man manche Combination knüpfen könnte, doch wird sich hiezu, hoffe ich, ein anderesmal Gelegenheit bieten. Für jetzt schliesse ich diese — wegen Kürze der Zeit ohnehin mangelhafte Beschreibung.

[1]) Ein Theil der gefundenen Bronzeobjecte und die Gussformen, sowie eine aus dem Arvaer Comitate stammende, aus Spiralen zusammengesetzte Krone, ein wahres Unicum, sind bei der gegenwärtig vom österr. Museum für Kunst und Industrie veranstalteten historischen Bronzeausstellung exponirt.

Kleinere Mittheilungen.

1.

Zu Dr. Fligier's Ethnologischen Forschungen und Studien.

Nicht etwa Herrn Dr. Fligier's wegen, sondern aus Achtung vor den zahlreichen Männern der Wissenschaft, welche die „Mittheilungen“ lesen, fühlt sich der Unterzeichnete gedrungen, auf die im XII. Bande niedergelegten Referate des Genannten Rücksicht zu nehmen. Zwar pflegen die Fachgenossen, welche sich mit den besprochenen Specialfragen beschäftigen, die Originalwerke selbst zu lesen, zu prüfen und sich ihr eigenes Urtheil zu bilden, unbeirrt von den Auslassungen eines Scribenten, den möglicherweise persönliche Rachsucht leitet. Forscher jedoch, welche den Fragen ferner stehen, könnten gleichwohl zu einem missgünstigen Urtheil sich verleiten lassen; mag der Recensent auf dem Boden der Wissenschaft noch so wenig gelten, mögen etwa die erbärmlichsten Motive ihn leiten — semper aliquid haeret! — Ich habe bisher Dr. Fligier niemals befehdet und gedachte ihn auch für alle Zeiten ignoriren zu dürfen; seine neuesten Provocationen kann ich jedoch nicht ruhig hinnehmen. Vorderhand wird es genügen, nur eines seiner Referate zu beleuchten, um zu zeigen, wie armselig die Angriffsmittel sind, deren er sich bedient.

In dem Berichte über die „Goten in Taurien“, einer Schrift, welche mir auf dem Geographentag in Venedig 1881 einen Ehrenpreis, medaglia di seconda classe, eintrug, und die in dänischen, schwedischen, finnischen, russischen, deutschen, italienischen, belgischen und holländischen Journalen ungetheilt günstige Beurtheilungen erfuhr — selbst Karl Müllenhoff, die erste Autorität auf diesem Gebiete, sagt in einer Besprechung der Schrift in der deutschen Literatur-Zeitung: „T. besitzt für Untersuchungen

dieser Art alles Erforderliche in einem Masse, wie man es sehr selten findet", und „man darf für sein Unternehmen bei seinen Mitteln und Kräften, seiner Umsicht und strengen Methode auf einen befriedigenden Erfolg hoffen" — sagt zum Schluss Herr Fligier: „Ich glaube nicht nöthig zu haben, auf die Methode des Herrn T. einzugehen." — Nachdem Müllenhoff gesprochen, ist's auch nicht nöthig.

Herr Dr. Fligier erklärt gravitätisch gleich im Voraus: „Wir können selten mit dem Verf. einverstanden sein; auf der einen Seite sehen wir uns genöthigt, die oft sehr willkürlichen Behauptungen des Verf. zurückzuweisen, auf der andern Seite müssen wir aber auch erklären, dass der Verf. seinen Stoff bei weitem nicht beherrscht!" — „Woher weiss der Verf., falsch sei die Meinung des Herodot und des Aristeas, dass die Kimmerier ein von den Skoloten verschiedenes Volk gewesen sind? woher weiss es Herr T., dass die Assyrier die Skoloten Gimirri nannten?" Kann ich dafür, dass Herr Fligier von den assyrischen Keilinschriften nicht die geringste Kenntniss besitzt? dass er nicht weiss, dass auf der grossen Inschrift von Bisutun für das persische Ethnikon Çakā die assyrische Bezeichnung Gimirrai gesetzt ist? Und wenn er dies nicht weiss, warum spricht er so vorlaut in diesen Dingen mit? Das Weitere ergibt sich von selbst; meine Auffassung der Kimmerierfrage (vgl. „Zur Kunde der Hämus-Halbinsel" S. 69 fg.) hier näher darzulegen und Herrn Fligier gegenüber zu vertheidigen, halte ich für überflüssig.

Entrüstet schreibt Dr. Fligier weiter: „Die Taurer, die Urbewohner der Krym, hält T. für Čerkessen (!!) Wie mögen diese dorthin gekommen sein? Gewiss auf einem jetzt nicht mehr ganz gewöhnlichen Wege!" — In dem Buche heisst es im Anschluss an ein Citat aus Fr. Müller's Ethnographie wörtlich (S. 3): „Wir dürfen demnach die Taurer zunächst an die Völker des nordwestlichen Kaukasus, namentlich an die Κερκέται (Čerkessen) oder Ζυγοί (čerk. zugh, tsugh Mensch, pl. tsughχé) anknüpfen; dafür spricht die Schichtung, die geographische Nähe." Also, nur von einer Anknüpfung, nicht von einer völligen Gleichstellung ist die Rede. Noch im Mittelalter hausen übrigens, wie die italienischen und catalanischen Seekarten darthun, Čerkessen an der Ostküste des Azow'schen Meeres; ebenso war damals die Umgegend von Taman čerkessisch und genuesische Urkunden nennen uns die Namen der čerkessischen Häuptlinge Versuc, Berzebuc, Petruc. Im Alterthum werden auf der Halbinsel Taman zahlreiche kleine Bergstämme angeführt, die sicher nicht zu den éranischen Sarmaten gehörten; an der Mündung des Kuban hausten die Ψῆσσοι, die ihren Namen ohne Zweifel von dem čerkessischen Worte pse' „Wasser" hatten. Dass die Meerenge von Kerč im Winter nicht selten zufriert, so dass über die Eisdecke lebhafter Verkehr stattfindet; dass die Krym in der nächsten Nachbarschaft der čerkessischen Gebiete liegt, und dass, abgesehen davon, Čerkessen und Taurer auf kleinen Fahrzeugen (καμάραι) mit einander verkehrten und Seeraub trieben, — das alles weiss Herr Dr. Fligier nicht; und doch ist er so eitel auf sein Wissen! Er denkt sich die Čerkessen wahrscheinlich „weit hinten in Asien" sesshaft oder er glaubt, dass sie schon damals auf türkisches Gebiet übergetreten waren.

In den Sprachen der Kaukasier findet Dr. Fligier keine Lehnworte aus dem Iranischen. Kennt er denn diese Sprachen so gut?? — Wenn er mir in Bezug auf die Taurer „une idée fixe" anhängen will, so frage ich alle objectiv gesinnten Forscher: ist diese meine Auffassung, oder sind die Sätze, welche Dr. Fligier in allen möglichen Variationen in die Welt posaunt, z. B. „die Trojaner waren Illyrier", „die Giganten waren Gegen", „in Toscana sassen Tosken", „die Lapithen waren Ljapen" u. dgl. — fixe Ideen?

Auch auf das stolze Ross der Turkologie schwingt sich unser Doctor Allwissend; doch wir wollen sehen, wie er sich darauf hält! Er schreibt: „Geradezu haarsträubend sind die türkischen Etymologien des Verfassers. Türkisch aghač-ir (Ἀκάτζιροι) bedeutet nach Vámbéry weisser Phönix, und Tomaschek hat daraus Waldleute gemacht! Im Namen der türkischen Bittugores liegt nicht türk. bärd ausserordentlich, wie T. meint, sondern nach Vámbéry bitgur der wachsende, oder biturgur der vertilgende. Den Namen der Utiguren erklärt T. als folgsam, gesittet — er macht diesem rohen hunnischen Volke ein Compliment, das auf dieses Volk am allerwenigsten passt! Vámbéry sagt: utigur heisst wörtlich der *übereinstimmende* und ist mit uigur identisch. In dem Namen des Ζαβεργάν, Führers der Kutriguren, vermuthet T. türk. tsäbär, gut, hübsch. Wiederum ein Compliment für den rohen Hunnen. In -γάν wäre dann chan, chakan zu vermuthen — was aus dem einfachen Grunde unmöglich ist, als diese Abkürzung nach Vámbéry erst im 13. Jahrh. auftritt. Vámbéry vermuthet daher in Zabergan den türkischen Eigennamen Šah-bergen regi datus." — Ein türkisches Volk des Nordens kennt der Türke Rašid ed-dīn unter dem Namen Aghač-ir, -eri, und

derselbe Gewährsmann fügt mit Verlaub des Herrn Fligier Folgendes hinzu: „Als die Völker des Oghuz auszogen, bezeichneten sie einen Haufen unter ihnen, dessen Jurten an grosse Waldungen angrenzten, mit dem Namen Aghāč-eri, d. h. Waldmenschen, ebenso wie die Mongolen am Walde wohnende Menschen mit dem Ausdruck Modon-erken, d. h. Waldvolk belegen.“ — Vámbéry's Deutungen von Bitugur sind recht wohl möglich; Herrn Fligier rathen wir aber, Schriften, die er kritisiren will, aufmerksam zu lesen und die Schriften einer hochansehnlichen wissenschaftlichen Societät mit Entstellungen zu verschonen. In meiner Schrift heisst es (S. 11): „Im äussersten Westen, an der mittleren Donau, waren die Reste der Ultzintzures, der Bittugores und der Bardores (vgl. türk. bärd, ausserordentlich) gelagert.“ Also die Bardores sind da durch das türk. Wort bärd gedeutet! Hat Dr. Fligier etwas einzuwenden? Freilich, hier lässt ihn sein Gewährsmann Vámbéry selbst im Stiche! Aber über die Utiguren bietet Vámbéry wiederum eine Angabe; wir lesen z. B. im Kudatku-bilik (S. 2): die Wurzel uj, ut, bedeutet „folgen, sich anpassen, übereinstimmen“; ujgur, utigur heisst daher „der folgsame, der friedlich zusammen lebende“. Und was habe ich, auf Rašid ed-din's Autorität hin, geschrieben? (S. 12) „Türk. utighur, ujghur, d. i. geeinigt, verbündet oder folgsam, gesittet.“ Dass die türkischen Stämme eine feste politische und sociale Gliederung besassen und dass selbst die griechischen Sendboten im J. 572 „die Ordnung und Festigkeit der Regierung bei den Türken“ zu rühmen wussten, das weiss Herr Fligier freilich nicht! — Warum endlich soll ein Türke seinem Sohne den Namen tsäbärgän „pulcherius“ (gän ist Nominalsuffix) nicht haben beilegen können? Von chan „Herrscher“ habe ich nichts gesagt, verdiene demnach auch nicht die Zurückweisung, die sich Dr. Fligier selbst ertheilt. Aber auch hier irrt Dr. Fligier, wie sein Gewährsmann Vámbéry; chān ist schon im siebenten Jahrhundert nachweisbar, wie aus den sinischen Annalen der Thang-Dynastie hervorgeht. Vámbéry's šah-bergen (vom persischen Worte šāh) lassen wir auf sich beruhen.

Weiter meint Fligier: „Der Verf. bringt den Inhalt zweier russisch geschriebenen Abhandlungen von Bruun und Kunik mit einigen Beobachtungen in deutscher Sprache wieder, auf die wir nicht weiter eingehen wollen, da der Name Kunik für eine grössere Gründlichkeit spricht, als sie dem Verf. eigen.“ Also „den Inhalt“ und nichts weiter? Er lese doch vorerst jene beiden russischen Abhandlungen; dann wird er ermessen können und, wenn er der Wahrheit dienen will, öffentlich sagen müssen, dass ich zwar jene Abhandlungen verwerthet habe, dass aber die Zugabe eigener (nicht einiger) Beobachtungen so umfassend ist, dass meine Arbeit (S. 9—75) den Werth einer originellen und, wir fügen hinzu, abschliessenden Leistung beanspruchen darf.

Selbst jedes selbstständigen Urtheils bar, zieht es Dr. Fligier meist vor, wenn es in seinen Kram passt, sich auf missgünstige Urtheile Anderer zu berufen, ohne zu untersuchen, ob und wie diese Urtheile begründet sind. So verweist er auf das „absprechende“ Referat des Herrn v. d. Gabelenz über meine „Pamir-Dialekte“. Thatsache ist, dass diese Abhandlung, wofern wir recht unterrichtet sind, nach erfolgter Begutachtung durch eine der besten Autoritäten auf dem Gebiete der éranischen Sprachforschung, Fr. Müller, in die Schriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und dass anderseits Herr v. d. Gabelenz, ein gründlicher Kenner der polynesischen und malajischen Sprachen und der grösste Sinologe der Gegenwart, nicht eine einzige factische Ausstellung in Betreff des **eigentlichen** Gegenstandes vorzubringen im Stande war und das Geständniss ablegen musste, dass ihm das Gebiet der Pamir-Dialekte — fremd sei! Ich meinerseits kann mit Befriedigung auf andere, höchst ehrenvolle Urtheile competenter Forscher verweisen.

Doch lassen wir vorderhand die Affaire! Wenn die hochachtbaren Mitglieder, wenn die Redaction der Anthropologischen Gesellschaft in Wien noch weitere Beweise für die Oberflächlichkeit und subjective Tendenz der Relationen Dr. Fligier's verlangen sollten, so bin ich solche zu liefern bereit.

Professor Dr. Wilhelm Tomaschek,
Mitglied der Anthropol. Gesellschaft in Graz.

2.

Anwendung der Steinwerkzeuge.

Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung am 13. Febr. 1883 von ***E. Reyer.***

Inhalt:

Man kann mit Steinwerkzeugen jede Steinmetzarbeit vollziehen. — Aus verschiedenen Ursachen wurden gerade die Steinmetzarbeiten bis in späte historische Zeit vorwaltend mit Steinwerkzeugen ausgeführt. — Die orientalischen Völker haben die Hartmetalle schon gekannt zu einer Zeit, da ihre geistige Cultur gering war. — Die meisten Indoeuropäer hingegen haben die Steincultur noch besessen zu einer Zeit, da sie ihre Götter- und Heldensagen schufen. — Die Stein- und Metallcultur coexistiren bei verschiedenen Völkern, ja bei verschiedenen Classen desselben Volkes durch lange Zeit. — Die sogenannte Steinzeit ragt zum Theil bis in die spätbistorischen Epochen hinein.

Zur Verfertigung von Werkzeugen und Waffen diente ursprünglich, bevor die Metallurgie der Hart-

metalle erfunden war, Holz und Stein. Steinblöcke dienten zum Schlagen, scharfe und spitze Steinscherben verwendete man zum Schneiden und ritzenden Eindringen. Als Schlagsteine bewährten sich zähe Gesteine, vor Allem kleinkrystalline Hornblende- und Feldspath-Gesteine (dunkle Aphanite, insbesondere Amphybolite, auch serpentinirte Amphybolite, ferner Nephrit, Saussurit u. a.). Als Schneid- und Stechsteine eigneten sich am besten der harte und zugleich spröde Flint und der glasige Obsidian.

Wenn man auf einen solchen Block schlägt, zerspringt er leicht und gibt scharfkantige, breite oder spitze Scherben.

Diese einfachen Werkzeuge, ferner einige Holzgeräthe und das mächtige Feuer versetzten den Menschen der Steinzeit in die Lage, nicht blos weiche Materialien, sondern auch harte Gesteine beliebig zu formen. Von besonderem Interesse ist die Steinmetzarbeit jener Zeiten. Wir wollen sie kurz überblicken:

Mit dem Steinhammer zertrümmerte man andere Steine, mit dem Steinmeissel aber konnte man die roh geformten Steinstücke picken, ebenflächig gestalten und mit eingeritzten Zeichnungen versehen, ja man konnte sogar in der Weise unserer Steinmetze Werkstücke von beliebiger Form aus dem harten, anstehenden Fels gewinnen.

Der Arbeiter splitterte längs einer bestimmten Linie mittelst des Steinmeissels Material weg und schuf so allmälig eine Rinne. Wenn die Rinne tief ging, konnte er mittelst wuchtiger Hammerschläge die Ränder nachsprengen und so die Furche erweitern. Dann ging die mühsame Arbeit des Meisselns wieder an und so fort. Wenn die den Stein isolirenden Furchen tief genug waren und der Block nur mehr auf einer Seite verwachsen war, konnte derselbe mittelst quellender Holzkeile gesprengt werden.

Dass diese Methoden angewendet wurden, lässt sich nachweisen. Die alten Aegypter haben in ihren Steinbrüchen und Bergwerken noch in später Zeit Steinwerkzeuge verwendet. Die Sprengung mittelst quellenden Holzes war ihnen gleichfalls bekannt und wird noch heute im ganzen Bereiche der Mittelmeerländer geübt.

Das durch Picken und Sprengen gewonnene Werkstück konnte schliesslich noch geschliffen und polirt werden. Es genügte, mit einem harten flachen Stein (oder mit einem Stück Holz) über die zu bearbeitende Fläche zu fahren und von Zeit zu Zeit Sand aufzustreuen. Dasselbe Schleifpulver diente auch zum Bohren und Sägen der Gesteine: Man setzte ein Holzstäbchen als Bohrer auf den Stein auf und quirlte mit den Händen, während man von Zeit zu Zeit Sand zuschüttete; man fuhr mit einem Holzstab (als Säge) längs einer Führung über den Stein und rieb mittelst dieses Instrumentes das Schleifpulver in die Oberfläche des zu bearbeitenden Steines ein. Diese einfachen Vornahmen genügten auf jeden Fall. Im Laufe der Zeiten wurden aber natürlich bessere Methoden angewendet: Der Bogenbohrer, welcher noch heute im Orient, in China und Südeuropa vielfach in Verwendung steht, wurde erfunden. Auch wurden bessere Schleifpulver verwendet. Man fand, dass der Sand gewisser Gegenden (Granatsand, Korundsand etc.) besonders wirksam war und verwendete diesen bald ausschliesslich.

Dass solche harte Pulver den Orientalen bekannt waren, wird durch die Autoren des Alterthums berichtet. Die äthiopischen, ägyptischen, armenischen Schleifpulver und Schleifsteine werden neben dem Schmirgel von Naxos als vorzüglich erwähnt.

Als letztes Mittel der Gesteinsbezwingung erwähne ich das Feuersetzen, welches auch schon von den Aegyptern, Karthagern und andern Völkern des Alterthumes geübt wurde. Man lockert die zu bezwingenden Massen, indem man sie oberflächlich in Glut versetzt und dann mit Wasser abschreckt.

Es entsteht dadurch eine klüftige, mürbe Kruste, welche leicht abgepickt werden kann. Vorzügliches leistet diese Methode den harten Quarzgesteinen (Quarzfels, Granit, Greisen, Porphyr) gegenüber. Solche Gesteine konnten (wie die vergleichenden Versuche ergeben haben) mittelst der bergmännischen Methode des Feuersetzens noch vor wenigen Decennien rascher bewältigt werden, als mittelst der damals üblichen Sprengmethode (mit Handbohrer und Pulver). Noch im vorigen Jahrhunderte wurden derartige Gesteine in Böhmen und im Erzgebirge mittelst Feuer bezwungen und erst die steigenden Holzpreise haben die alte Methode der Gewinnung zum Erliegen gebracht.

Ich habe mehrfach Fälle erwähnt, in welchen Steinwerkzeuge zu einer Zeit gebraucht wurden, da die betreffenden Völker nachweislich mit harten Metallen bereits vertraut waren. Ich führe hier noch mehr einschlägiges Material vor:

Die Aegypter verwendeten in den Bergwerken des Sinai Flintmeissel und Granithämmer (Brocken, welche sie mit der Hand hielten). In den Stein-

brüchen von Syene hat man Steinwerkzeuge gefunden. Noch zu Römerzeiten wurden die Quarzgesteine in den Goldbergwerken Oberägyptens mittelst Feuer mürb gemacht und dann mittelst Steinmeisseln zerpickt. Die Assyrer haben zur Zeit der Blüthe ihres Reiches (wie aus den ägyptischen Beuteberichten hervorgeht) neben den Metallwaffen auch Steinbeile verwendet. Die Chinesen waren mit Stein bewaffnet, als sie (um das Jahr 2200 v. Chr.) niederstiegen in die Ebene, in welcher sie Stämme mit Metallcultur antrafen und bezwangen. Die Mexikaner haben feine Arbeiten in Stein mit Steinwerkzeugen ausgeführt.

In den Bergwerken von Spanien und Sardinien waren Steinhämmer noch in historischer Zeit gebräuchlich [1]).

Allbekannt ist es anderseits, wie die conservativen Kasten verschiedener Völker bei gewissen Ceremonien in Erinnerung an die alte Zeit fort und fort Steininstrumente verwendet haben [2]).

Die armen Leute haben eben aus Armuth [3]), die Priester aber haben aus conservativem Sinn so lange an den Steinwerkzeugen und Waffen der Vorfahren festgehalten. —

Bei den Arbeiten kommt man allerdings mit Werkzeugen aus Hartmetall viel rascher zum Ziel, dagegen muss man bedenken, dass die Hartmetalle in früher Zeit nicht blos theuer, sondern oft genug auch schlecht waren, während die Arbeiter vorzügliche Steinwerkzeuge besassen und mit diesen besonders geschickt waren. War mit der Arbeit (ich denke besonders an die Steinmetzarbeit) eine bedeutende Abnützung verbunden, so musste naturgemäss der gemeine Mann um so länger an dem Steinwerkzeug festhalten.

Der Unterhalt kostete nicht viel, das Hartmetall aber war theuer. Die Zeit hatte wenig Werth. Der Käufer wartete geduldig und bezog nach langer Zeit ein billiges Product. Die rasche, aber theure Arbeit wurde nicht geschätzt und nicht bezahlt. Hieraus erklärt es sich wohl, dass der Gebrauch der Steinwerkzeuge in späte historische Zeit und in hohe Culturphasen hereinragt.

Wir haben uns bisher auf Ueberlieferungen und Funde gestützt. Ich hebe zum Schlusse noch einige linguistische Argumente hervor, welche Aufschluss geben über die relative Dauer der Steincultur und deren Collision mit der Metallcultur.

Bekannt ist, dass die baskischen Namen für Waffen und Werkzeuge den Begriff „Stein“ enthalten. Die Hacke heisst „Hochstein“, die Haue heisst „Scharrstein“, das Messer wird schlechtweg „Steinlein“ (Steinscherben) genannt.

Der heilige Speer des Indra heisst Akman, dieses Wort bedeutet aber Schleuderstein (Donnerkeil). Der Gott Thor ist gleichfalls bewehrt mit dem steinernen Hammer Mjölnir (Malmer). Unser Wort Hammer hiess ursprünglich schlechtweg Stein, Fels; später verband sich mit dem besagten Namen der Nebenbegriff Stein „zum Schlagen“. Unser Wort Messer heisst ursprünglich Met-Sas, d. i. Ess-Stein; „Hellebarte“ bedeutet „bartförmiger Stein“, Steinhacke.

Wir sehen also die Steinwaffen in den indischen und germanischen Sagen eine Rolle spielen. Man darf hieraus schliessen, dass viele dieser Völker einerseits schon zur Sagenbildung, also zu einem nicht unbedeutenden Grade der Geistescultur gekommen waren, ohne dass ihre Häuptlinge und Helden die Steinwaffen durch Metallwaffen ersetzt hätten. Ferner müssen wir aus der Thatsache, dass die Germanen in der späteren Steinzeit schon schön geformte und polirte Steingeräthe verfertigten, schliessen, dass die culturelle Entwicklung des Volkes lange anhielt, ohne dass die Metalle zur Herrschaft gekommen wären. Anders verhält es sich mit den indoeuropäischen Völkern in Südeuropa. Diese haben zwar auch Ueberlebsel aus der Steinzeit aufzuweisen, die Helden ihrer Sagen kämpfen aber bereits mit Metallwaffen [1]).

Nach Analogie mit der oben vorgeführten Ueberlegung möchte ich annehmen, dass diese Völker (zum Theil durch Vermittlung der Orientalen) die Metallwaffen schon kannten und verwendeten zu einer Zeit, da sie anfingen, ihre Sagen zu gestalten.

---

[1]) Wie lange Steinwaffen in Europa in Gebrauch blieben, ist fraglich. Im Hildebrandlied kämpfen die Recken mit „Steinbarten“. Die Esken sollen im 6. und 7. Jahrhunderte noch Steinwaffen gebraucht haben. Ein Theil der Truppen soll auch bei der Schlacht von Hastings mit Stein bewaffnet gewesen sein. Herr Dr. Much wendet ein, man könne nicht wissen, wie lange den gebrauchten Steinwaffen-Namen auch wirklich Steinwaffen entsprochen hätten.

[2]) Balsamirmesser der Egypter, Schlachtopfermesser der Phönicier und Etrusker, Beschneidstein der Juden u. s. f.

[3]) Man muss bedenken, dass die Hartmetalle im frühen Alterthume ungleich theurer waren, als heute. Der arme Mann musste auf so kostbaren Besitz verzichten.

[1]) Die Griechen und Römer gebrauchen nicht gleich uns für ihre Waffen Steinnamen, sondern (gleich den Egyptern) specifische Metallnamen (Aor, Chalkos, Aes, Ferrum).

Dasselbe dürfte für die semito-hamitischen Völker gelten, welche allerdings auch Ueberlebsel aus der Steinzeit bis in die Zeit höchster Cultur mitführen, aber doch meines Wissens keine Sagenbildung aus der Steinzeit besitzen. Sie dürften also (gleich den Griechen und Römern) mit den Hartmetallen bekannt geworden sein zu einer Zeit, da sie noch eine geringe geistige Bildung besassen.

Aus den vorgeführten Beispielen entnimmt man, dass die Steinzeit bei verschiedenen Völkern durchaus nicht mit einer bestimmten Stufe der Geistescultur zusammenfällt, eine Thatsache, welche a priori einleuchtet, wenn man bedenkt, dass die äusseren Bedingungen für das Aufkommen der Metallurgie in verschiedenen Gebieten ausserordentlich variiren. Endlich muss die Thatsache besonders betont werden, dass die „Steinzeit" in vielen Fällen nur sehr langsam vor der Metallcultur gewichen ist. Die armen Volksclassen haben lange noch in der „Steinzeit" gelebt, während die vermöglichen Kasten schon die Metalle gebrauchten und die alten Steinmesser höchstens noch bei religiösen Ceremonien als Ueberlebsel in Anwendung brachten. —

Der Vortragende weist vor: 1. Einen durch Feuersetzen aufgelockerten Granitklotz; 2. einen mittelst Flintmeissel in Granit getriebenen Schramm (Rinne); 3. einen mittelst Holz und Schmirgel in Granit geführten Sägeschnitt.

3.

Prähistorische Gegenstände von den Canarischen Inseln.

Vorgelegt in der Sitzung am 16. Jänner 1883 von *J. Szombathy.*

Das k. k. naturhistorische Hofmuseum hat von Herrn V. von Schwerzenbach in Bregenz durch die freundliche Vermittlung des Herrn Fritz Robert in Wien eine kleine Sammlung prähistorischer Gegenstände von den Canarischen Inseln zum Geschenke erhalten.

Dieselbe besteht aus folgenden Stücken:

2 wohlerhaltenen Guanchenschädeln;

2 Mühlsteinen aus dunkelgrauer, blasiger Lava, von der Form eines Brodlaibes von 30 cm. Durchmesser, mit je einem runden, centralen Loche von 4 cm., resp. 6 cm. Durchmesser;

14 Obsidiansplittern aus einem trüben, pechsteinähnlichen Obsidian, von unregelmässiger Form; 5 von ihnen mit deutlicher Schlagmarke;

8 Topfscherben aus grobem Thon, mit freier Hand gearbeitet, mit dem Spatel geglättet, schwach gebrannt, theils schwarz, theils intensiv rothbraun, unverziert;

194 Thonperlen, intensiv roth gebrannt, alle von cylindrischer Form, aber von sehr verschiedener Grösse. Die Länge schwankt zwischen 7 mm. und 25 mm., der Durchmesser zwischen 5 mm. und 16 mm.;

4 spitzigen Knochenwerkzeugen, Ahlen, aus dem halben distalen Ende des Metacarpus einer Ziege;

4 Fragmenten von gegerbtem, nicht enthaartem Ziegenfell, von welchen eines eine mit gezwirnter Darmsaite in Vorderstichen genähte Naht trägt.

Diese Gegenstände sind ein Theil einer grösseren Sammlung, welche Herr von Schwerzenbach während seines Aufenthaltes auf Teneriffa eigenhändig gesammelt hat. Er selbst machte über diese Funde Herrn Hofrath von Hochstetter folgende briefliche Mittheilung:

„Die Schädel entnahm ich einer natürlichen Höhle, die sich, circa eine Viertelstunde von dem auf der Nordseite der Insel gelegenen Hafenstädtchen Puerto de la Orotava entfernt, in einem steil in's Meer abfallenden Felsen befindet. Der Eingang der Höhle liegt gegen das Meer zu, aber circa 150 Fuss über dessen Niveau, und konnte man nur hineingelangen, indem man sich mittelst eines Seiles von oben herabliess. Ich selbst habe dieses Experiment nicht unternommen, sondern zuerst durch einen Eingeborenen genau untersuchen lassen, ob sich nicht vielleicht von oben senkrecht in die Höhle herabgraben liesse. Ich machte den Versuch und hatte die Genugthuung, dass ich bereits nach 8 Stunden Graben mittelst einer Leiter bequem in die Höhle hinabsteigen konnte. Man hatte mir vorher gesagt, es hätte schon ein Engländer vor 2 oder 3 Jahren die Höhle ausgebeutet und habe dieser damals circa 200 Schädel herausholen lassen. Immerhin fand ich noch verschiedene, wohlerhaltene Exemplare, während die Knochen ebenso wohl erhalten noch meterhoch übereinandergeworfen dalagen. Es unterliegt somit keinem Zweifel, dass diese Höhle lediglich als Begräbnissstätte gedient hatte. Merkwürdigerweise fanden sich nur 4 bis 6 Thonperlen von Frauenschmuck vor, und doch glaube ich nicht, dass solche bei der oben erwähnten früheren Ausbeutung herausgeholt worden, denn ich habe bei vielen anderen Höhlen bemerkt, dass der letzte Knochen herausgeholt war, während sich noch Hunderte solcher Thonperlen vorfanden; man hatte diese offenbar nicht beachtet.

„Die Mühlsteine stammen aus einer Höhle in der Nähe des auf der S.-W.-Seite der Insel gelegenen Ortes Adexe.

„Die übrigen kleinen Gegenstände sind wohl 20 bis 30 verschiedenen Höhlen im Thale von Orotava entnommen."

Nach diesem Fundberichte kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die vorliegenden Objecte (besonders die Schädel) von dem merkwürdigen Volksstamme der Guanchen oder Wandschen herrühren, welche, von aller Welt abgeschlossen, die Canarischen Inseln bewohnten, bis dieselben im 15. Jahrhunderte durch Johann von Béthencourt und durch die Spanier erobert und des grössten Theiles ihrer ursprünglichen Bevölkerung beraubt wurden.

Diese alte Bevölkerung der Glücklichen Inseln wird von den Eroberern und von den ersten Missionären ihrer Hauptmasse nach als gross und blond geschildert, ausgestattet mit den edelsten Eigenschaften, aber unbekannt mit der Verarbeitung der Metalle und daher nur mit sehr primitivem Hausrath versehen — von welchem eben hier einige Proben vorliegen. Neben diesen blonden Menschen wird aber auch

eines braunen, schwarzhaarigen Menschenschlages Erwähnung gethan.

Die Guanchen lebten hauptsächlich von Viehzucht (besonders der Ziegenzucht), trieben aber auch Ackerbau und Fischfang. Ihre Wohnung wählten sie entweder in den auf den gebirgigen Inseln sehr häufigen, theils natürlichen, theils künstlichen Höhlen, oder in niederen steinernen Häusern. Die Todten wurden in einfacher Weise einbalsamirt und meist in schwer zugänglichen Höhlen bestattet (wie ja auch aus dem Berichte des Herrn von Schwerzenbach ersichtlich ist), manchmal aber auch in einem aus Klaubsteinen errichteten Tumulus. Mehrere der bis jetzt untersuchten Höhlen haben auch zu religiösen und ähnlichen Versammlungen gedient und zeigen auf ihren Felswänden merkwürdige, aus ganz einfachen Zeichen zusammengesetzte, eingemeisselte Inschriften. Auf einzelnen Bergen werden Steinkreise, Dolmen und andere aus grossen Felsblöcken aufgeführte Bauten angetroffen.

Das grosse Interesse, welches ein bis vor 4 Jahrhunderten in der Cultur der Steinzeit verbliebener Stamm der mittelländischen Rasse erwecken muss, hat bereits eine sehr bedeutende Literatur hervorgerufen. Am lebhaftesten ist natürlich die Frage um die Stammverwandtschaft der Guanchen entbrannt.

von Löher hat in seinem anziehenden Buche [1]) geradezu den Beweis zu erbringen versucht, dass die Guanchen germanischer Abkunft seien, und glaubt in ihnen die letzten Reste der nach der Zerstörung ihres Reiches gegen Westen gedrängten Vandalen zu erkennen, welche in der Abgeschiedenheit ihrer Inseln in der Cultur so weit zurückgegangen wären, dass sie den Schiffbau und die Verarbeitung der Metalle gänzlich verlernten und sogar in ihrer Sprache und ihrem Christenthum Rückschritte machten. Die braunen Guanchen sieht er als die von den Vandalen unterjochten Ureinwohner berberischer Abkunft an.

Berthelot, welcher viele Jahre auf den Canarischen Inseln lebte und Land und Leute genau studirte, sagt, dass unter den heutigen Canariensern der Typus der alten Bewohner noch stark vertreten ist. In seinem grossen Buche über die Canarischen Alterthümer [2]) erscheint als erstes Resultat seiner Studien die Identificirung der Guanchen mit den Berbern [3]). Er führt auch die bei den Urbewohnern der Canarischen Inseln beobachteten Körperverschiedenheiten auf die ähnlichen Unterschiede bei den verschiedenen Berberstämmen zurück [4]).

Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchungen zieht Berthelot die vergleichenden Studien über die nordafrikanischen Sprachen, die Entdeckungen, welche in den letzten Jahrzehnten durch Mariette-Bey in der grossen Nekropole des alten Memphis gemacht wurden und die Literatur über die Basken, Iberer und Celten in Betracht und kommt zu dem Schlusse: dass die Berber ein Gemisch aus zwei Rassen seien, einer braunen, der iberischen, und einer weissen, der celtischen [5]). Erstere ist nach ihm in Nord-Afrika entstanden und auf ihren Ursitzen verblieben, letztere ist in uralten Einwanderungen aus Norden nach Afrika gekommen und ihren Typus finden wir schon in den Bildnissen aus der Zeit der 3. und 4. Dynastie von Memphis [6]).

So nimmt also Berthelot einen beinahe directen Zusammenhang der Guanchen mit jenem bewunderungswürdigen Culturvolke, welches in Unterägypten die ältesten uns erhaltenen Baudenkmäler und unter diesen die grössten Pyramiden errichtete, an [1]).

Ich will an dieser Stelle erwähnen, dass Herr Hofrath Langer bei der Betrachtung der vorgelegten Guanchen-Schädel die grosse Aehnlichkeit, welche zwischen ihnen und mehreren im Besitze des k. k. anatomischen Universitäts-Museums befindlichen ägyptischen Mumienschädeln besteht und welche auch ein von ihm jüngst acquirirter Guanchen-Schädel zeigte, auf das Bestimmteste hervorhob.

Berthelot geht aber noch weiter zurück und behandelt in ausführlicher Weise die Aehnlichkeit zwischen den Skeletten der Guanchen und Berber einerseits und den in verschiedenen Höhlen Mitteleuropas gefundenen, von den französischen Anthropologen der „Cromagnon-Rasse“ zugeschriebenen Skeletten andererseits [2]).

Als Charaktere, in welchen sich diese Rassengleichheit am deutlichsten zeigt, führt Berthelot die folgenden an:

„Dolichocéphalie frontale du crâne: front large, s'élevant au dessus des sinus frontaux assez peu accusés. — Courbe fronto-occipitale régulière et continue, se prolongeant un peu

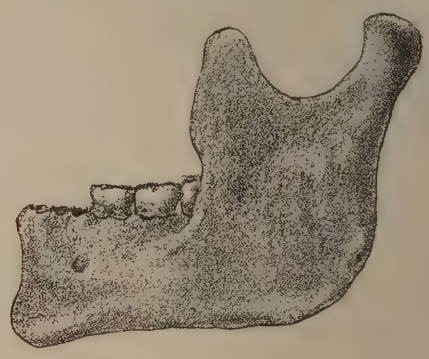


Fig. 21. ($^1/_2$ nat. Gr.)

au dessus du lambda. — Voute orbitaire très-enfoncée. — Os du nez étroits et saillants. — Mâchoire inférieure remarquable par la largeur de sa branche montante. — Même stature, même puissance musculaire, dont les empreintes sont des plus accentuées. — Fémurs larges et très-épais, dont la ligne âpre forme un contre-fort saillant. — Cannelures des péronés identiques. — Tibias platycnémiques. — Cavité sigmoïde dans les cubitus. — La fosse olécranienne de l'humerus perforée sur 30 pour 100 environ dans la race de Cromagnon, et près de 50 pour 100 sur les squelettes guanches observés récemment dans les grottes sépulcrales de Ténériffe, par le docteur Verneau.“

Auch Quatrefages und Hamy bezeichnen die Guanchen als diejenige Rasse, welche jener von Cromagnon anatomisch am nächsten steht [3]).

Die beiden vorliegenden Guanchen-Schädel lassen nun auch sowohl in ihren Maassen als in ihren Formen eine grosse Annäherung an die Schädel vom Typus von Cromagnon er-

[1]) Franz von Löher, Nach den glücklichen Inseln. Bielefeld und Leipzig 1876.

[2]) Sabin Berthelot, Antiquités Canariennes. Paris 1879.

[3]) o. c. p. 55. — [4]) o. c. p. 77. — [5]) o. c. p. 116. — [6]) o. c. p. 90.

[1]) o. c. p. 79. — [2]) o. c. p. 194.

[3]) Crania ethnica. Les crânes des races humaines, par M. M. A. de Quatrefages et Ernest T. Hamy. Paris 1882. p. 96.

kennen, aber sie bilden doch ein viel zu geringes Material, als dass ich mir angesichts der grossen Anzahl von canarischen Schädeln und Skeletten, welche in Paris und London der Bearbeitung entgegensehen, erlauben könnte, mit ihrer Hilfe eine Prüfung der eben angeführten Ansichten zu versuchen. Ich sehe daher auch von einer genauen Beschreibung dieser Schädel ab und beschränke mich darauf, im Nachstehenden nebst einigen der wichtigsten Maasse eine Abbildung des Unterkiefers von dem einen dieser Guanchen-Schädel (Nr. D. 4416) zu geben (Fig. 21), da er sich durch die bedeutende Breite seines Ramus mandibulae besonders auszeichnet. Sie übertrifft jene des alten Mannes von Cro-Magnon um 2 mm. Diese grosse Breite hebt Broca[1]) bei den Schädeln von Cro-Magnon besonders hervor und Berthelot legt ihr auch eine grössere Wichtigkeit bei, während hingegen Quatrefages und Hamy[2]) sie blos als ein rein individuelles Merkmal besonderer Kraft bezeichnen, welches mit den extremen Merkmalen des Neanderthaler Schädels in eine Reihe zu stellen ist. Bemerkenswerth bleibt es immerhin, dass dieses Merkmal gerade bei diesem Schädeltypus in besonderer Häufigkeit angetroffen wird.

Maasse.

Schädel-Nummer	D. 4416	D. 4417
Rauminhalt	1510	1480
Grösste Länge	184	179
Grösste Breite	138	142
Stirnbreite	113	94
Höhe	138	134
Ohrhöhe	109	116
Länge der Schädelbasis	110	101
Horizontal-Umfang	521	516
Sagittal-Umfang	365	362
Gesichtsbreite	95	92
Jochbreite	134	128
Gesichts-Höhe	122	119
Obergesichts-Höhe	74	61
Nasen-Höhe	58	49
Nasen-Breite	23	23
Augenhöhlen-Höhe	33	28
Augenhöhlen-Breite	42	39
Unterkiefer-Länge	88	91
„ -Breite	92	102
„ Höhe der Symph.	34	27
„ Höhe des Astes	68	52
„ kleinste Breite (Länge) des Astes	(l) 44	37
Indices:		
Länge-Breite	75·0	79·4
Länge-Höhe	75·0	74·9
Breite-Höhe	100·0	94·4
Gesicht	128·4	129·3
Obergesicht	77·9	64·1
Nase	39·8	47·0
Augenhöhlen	78·4	71·9

[1]) Broca, sur les crânes et ossements des Eyzies. Bull. soc. anthrop. Paris. 2. Ser. 3. 1868.

[2]) Crania ethnica, p. 50.

4.

Drei Flachbeile von Unterthemenau bei Lundenburg in Mähren.

Vorgelegt in der Monatsversammlung am 16. Jänner 1883 von ***J. Szombathy.***

Im verflossenen Jahre wurden auf dem Grunde des Herrn Kostial, Bürgermeisters von Unterthemenau, 3 Flachbeile und 1 Ring aus Bronze gefunden und von diesem durch die Vermittlung des Herrn Anton Kittl, Oberinspectors der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum als Geschenk übergeben.

Herr Kostial berichtete mir in Folge meiner Anfrage, „dass seit dem Jahre 1868 auf mehreren zu Unterthemenau gehörigen, zwischen einem Kiefernwalde und einem Fischteiche gelegenen Aeckern bei den zum Zwecke der Schottergewinnung vorgenommenen Abgrabungen verschiedene alte Gefässe, dann Waffenstücke, ein Menschengerippe sammt Ueberresten von Rüstzeug, römische Münzen aus der Zeit Vespasianus und Antoninus pius und zuletzt die 3 Bronzebeile und der Bronzering gefunden wurden. Eine grössere Anzahl alter Gefässe wurde auf einem in der Nähe des Teiches gelegenen Acker in einer Tiefe von 3 bis 4 Fuss gefunden und gelangte durch die Intervention des Postverwalters Herrn Seifert in Lundenburg an das Landesmuseum in Brünn".

Fig. 22. (1/2 nat. Gr.)

Nach dieser Mittheilung haben wir es in Unterthemenau allem Anscheine nach mit verschiedenen, auf eine ausgedehntere Niederlassung hinweisenden Fundplätzen zu thun, vor Allem aber mit einem oder vielleicht sogar mit mehreren Begräbnissplätzen, welche sowohl Urnengräber als auch Skeletgräber enthalten und, den Münzen des Antoninus pius zufolge, bis über die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. hinaus in Benützung standen. Bis in welche Zeit diese Fundplätze zurückreichen, lässt sich nach den vorliegenden Mittheilungen noch nicht ermessen. Ich hoffe, dass weitere in Aussicht stehende Nachforschungen hierüber einiges Licht verbreiten werden.

Die drei Beile stimmen in Form und Grösse miteinander ziemlich überein. (Fig. 22.) Es sind „Flachcelte" von zierlicher Form, mit schmalem, aber dickem Schaftstücke und breiter, gekrümmter Schneide. Die den Schaftlappen entsprechenden, hervorstehenden Seitenränder sind nur 1—2 mm. hoch und reichen vom Schaftende bis nahe an die Schneide. Bei zwei Beilen ist das Schaftende winkelförmig, bei einem ist es geradlinig begrenzt. Die Schneide zeigt bei allen dreien Spuren des Gebrauches. Das grösste der drei Stücke ist 122 mm. lang, an der Schneide 66 mm. breit, in der Mitte der Schaftrinne 13 mm., an den Rändern der Schaftgräten aber 17·5 mm. dick. Das kleinste ist 108 mm. lang.

Das als „Ring" bezeichnete Stück ist kein eigentlicher Ring, sondern ein stielrunder Stab von 22 cm. Länge und 6—8 mm. Durchmesser, welcher unregelmässig zusammengekrümmt ist.

Diese vier Gegenstände wurden dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum als Kupfergegenstände übergeben. Mir schien aber das an verschiedenen Stellen blossgelegte Metall doch wesentlich lichter zu sein als Kupfer, und so ersuchte ich meinen Freund Dr. Friedrich Linke, Adjunct am chemischen Laboratorium der k. k. Kunstgewerbeschule, ein kleines Metallstückchen, welches ich von dem einen Ende des Ringes abgetrennt hatte, zu untersuchen. Seine Analyse ergab einen Gehalt von

1·23% Zinn und
0·87% Silber.

Von Blei und Eisen waren kaum Spuren nachzuweisen.

Der sehr geringe Zinngehalt, sowie der Mangel von Blei charakterisiren die Bronzelegirung der älteren Perioden, hauptsächlich jene der eigentlichen Bronzezeit. Der erstaunlich hohe Silbergehalt ist bis jetzt nur in wenigen Bronzen constatirt worden.

Die Form der vorgelegten Flachcelte ist für gewisse, ausserhalb des Hallstätter Formenkreises gelegene, wahrscheinlich einer wirklichen Bronzeperiode angehörige Funde charakteristisch und fast über die ganze westliche Hälfte Europas verbreitet. Wir finden sie ziemlich häufig in den nordwestlichen Ländern Europas, dann in Frankreich, im nördlichen und mittleren Deutschland, in Böhmen und in Mähren[1]). Wir finden sie, wenn auch vereinzelt, in den Pfahlbauten der westlichen Schweiz und in den Terremaren Oberitaliens. In Dänemark und in Irland fand man wiederholt grössere Beile dieser Form mit schönen, gravirten Verzierungen, welche zeigen, dass diese Stücke Prunkgegenstände waren.

Wiederholt sind solche Flachcelte in Böhmen, Deutschland u. s. w. als Massenfunde (Depotfunde) vorgekommen. Der bedeutendste von ihnen wurde im Jahre 1879 in der Nähe von Bennewitz bei Halle a. d. Saale gemacht, wo 294 solcher Flachmeissel beisammen gefunden wurden[2]).

Es werden diese Massenfunde jetzt allenthalben als der Waarenvorrath eines „reisenden Händlers aus Italien oder Gallien" betrachtet. Sie zeigen uns jedenfalls, dass auch diese einfachen Bronzewerkzeuge, welche am allerleichtesten an Ort und Stelle des Verbrauches erzeugt werden konnten, Gegenstände eines umfangreichen Handels waren. Dieses Resultat scheint festzustehen. Etwas anders steht es mit dem Vaterlande jener alten Bronzehändler. Es liegt natürlich nahe, bei solchen in Böhmen oder in Mähren gemachten Funden, von welchen wir ganz ähnliche Stücke in Oberitalien finden, an die so vielfach nachgewiesenen Handelsbeziehungen mit Italien zu denken. Dieser Gedanke ist auch bei diesen Flachbeilen wieder ausgesprochen worden, und ich glaubte diese Annahme umsomehr berücksichtigen zu sollen, als sie in den letzten Jahren zur Erklärung verschiedentlicher Beziehungen benützt wurde und eine sowohl räumlich als zeitlich sehr ausgedehnte Anwendung fand.

Ich glaube aber, dass für solche häufige und vielfach verwendbare Gegenstände, wie es diese Flachbeile sind, eine Handelsbeziehung durch das Vorkommen an den Endpunkten der vermeintlichen Handelsstrasse allein nicht genügend nachgewiesen ist. Wir müssen meiner Meinung nach vielmehr erwarten, dass sich solche häufige Gebrauchsgegenstände, bei welchen die Geschmacksrichtung der Consumenten nicht so sehr in Betracht kommt, wie bei Schmuckgegenständen, längs der ganzen Handelsstrasse zerstreut vorfinden. Wir müssten also diesen Flachbeilen, wenn sie aus Italien nach Mähren und Böhmen gekommen wären, in den Ostalpen, den alten Handelswegen entlang, häufig begegnen. Dies ist aber nicht der Fall.

Aus Niederösterreich ist mir z. B. noch kein Beil von der vorliegenden Form bekannt geworden. Das k. k. Münz- und Antikencabinet besitzt meiner, vom Herrn Director Dr. Kenner auf's Zuvorkommendste unterstützten Nachforschung zufolge, aus Niederösterreich neben vielen Paalstäben und Hohlcelten nur einen einzigen kleinen Flachmeissel (von Stolzendorf), welcher aber in die Formenreihe der ungarischen Meissel gehört. Ebenso findet sich in der grossen Sammlung der Hallstätter Funde kein solches Flachbeil. Auch in Steiermark scheint bis jetzt noch kein Flachbeil von unserer Form gefunden worden zu sein. Das an steierischen Bronzefunden so reiche Münz- und Antikencabinet des Joanneums in Graz besitzt nach der Mittheilung des Herrn Museal-Adjuncten Budinsky kein derartiges Stück. Auch bei der Durchsicht des krainerischen Landesmuseums in Laibach ist mir seinerzeit kein solches Stück aufgefallen und die von Herrn Hofrath von Hochstetter und anderen Gelehrten in den letzten Jahren in Krain durchgeführten grossen Ausgrabungen haben ebenfalls keines geliefert.

So scheinen die Ostalpen geradezu eine Lücke in der geographischen Verbreitung dieser Flachbeile zu bilden.

Dieses negative Resultat darf freilich im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir erst einen kleinen Theil der in unseren Ländern begrabenen urgeschichtlichen Schätze kennen, noch nicht als ganz feststehend betrachtet werden; aber es erscheint mir doch genügend gesichert, um die Abstammung dieser Flachbeile aus Italien in Zweifel zu stellen und um als eine Warnung vor einer allzugrossen Ausdehnung der Theorien über den altitalischen und etruskischen Handel dienen zu können.

Eine positive Ansicht über die Heimat der fraglichen Flachcelte möchte ich mir im Augenblicke nicht auszusprechen erlauben. Die geographische Verbreitung dieser Formen und ihre besondere Ausbildung und Verzierung in England und Dänemark scheint mir aber darauf hinzudeuten, dass diese alten, in einem grossen Theile von Europa so häufigen Industrieerzeugnisse ihren Ursprung im Nordwesten unseres Continentes haben.

[1]) Aus den ausführlichen Mittheilungen des Herrn Conservators J. Hampel in Budapest ersehe ich, dass die in Ungarn und vereinzelt auch in Russland gefundenen kupfernen Flachmeissel mit schmalen, hervorstehenden Schafträndern nicht mit den hier betrachteten übereinstimmen. Sie sind breiter und flacher als unsere und reihen sich unmittelbar an jene einfachen Formen an, welche den Uebergang zu den Steinmeisseln herstellen.

[2]) Voss, Verhandl. der Berliner Ges. f. Anthrop. vom 20. December 1879. pag. (444).

5.

Paläoethnologische Vorträge an der Universität in Rom.

In Folge der zahlreichen prähistorischen Funde in Italien und der immer mehr zunehmenden Zahl von Freunden derartiger Studien hat die k. italienische Regierung, um auch diese Wissenschaft so viel wie möglich zu fördern und zu unterstützen, schon vor einigen Jahren ein prähistorisch-ethnologisches Museum (von welchem wir in diesen Blättern schon eine Schilderung gegeben haben) und eine diesbezügliche Lehrkanzel gegründet — und die Leitung dieser beiden Institutionen dem hochverdienten Dr. L. Pigorini anvertraut.

Nun gibt uns derselbe in der vortrefflichen, von den Herren Pigorini, Strobel und Chierici redigirten Zeitschrift: Bullettino di paletnologia italiana (Jahrg. 1882, Heft 7/9) unter dem Titel „Primo anno del corso di Paletnologia nella R. Università di Roma" das Programm der an der k. Universität in Rom abgehaltenen Vorträge, deren Zweck, wie betont wird, darin besteht, von den ersten Bewohnern Europas, namentlich aber Italiens, Kenntniss zu geben und gleichzeitig die Art und Weise anzugeben, wie paletnologische Forschungen vorzunehmen seien. Diese Vorträge theilen sich in theoretische und praktische, die ersteren werden an der Universität, die letzteren im prähistorischen Museum selbst gehalten.

Die Vorträge im ersten Lehrcurse bezogen sich auf folgende Gegenstände.

Vor Allem wird eine Geschichte der Paletnologie gegeben, um die Grenze und den Zweck zu bestimmen, und als Basis derselben die Ethnologie. Darauf folgt ausführliche Schilderung des Nutzens dieser Studien und Erläuterung der paletnologischen Forschungen, Ausgrabungen etc.

Den ersten Menschen war der Gebrauch der Metalle unbekannt, sie erzeugten ihre nöthigen Geräthe aus Stein — daher der Name „Steinzeit". Da bei denselben nach und nach eine Modification und Verbesserung eintrat, so zerfällt diese Periode in verschiedene Phasen, die von Pigorini unterschieden und beschrieben wurden.

Die Tertiärzeit bot die Möglichkeit der Existenz des Menschen; — nach Vornahme der geologischen und paläontologischen Verhältnisse dieser Periode bringt Pigorini die Beweise des Auftretens des Menschen und seines Vorläufers in diesem Zeitalter.

Die jetzt lebenden wilden Völker bieten uns das Bild der ersten menschlichen Familien; die in der Quaternärzeit lebenden Menschen fanden sich in sehr niederen Verhältnissen, sie bearbeiteten das Gestein mittelst Splitterung. In solchem Zustande leben die Bewohner des westlichen Australiens, das Studium ihres Lebens und ihrer Industrie gibt uns das Mittel, die Gebräuche und die Sitten des quaternären Menschen zu erforschen und zu kennen.

Es ist erwiesen, dass in der Quartärzeit Europa von menschlichen Familien bewohnt war, deren Cultur jener der Australier analog war und von welchen in den Knochenhöhlen und Diluvialablagerungen sich genügende Beweise vorfinden. Nach kurzer Beschreibung der geologischen und paläontologischen Verhältnisse dieser Quartärzeit in Europa und kurzer Erläuterung der Ursachen und der Bildung dieser Höhlen und Ablagerungen kommt Pigorini zu sprechen auf die Lebensweise und die Geräthschaften dieses quarternären Volkes.

Die jetzigen Hyperboräer geben mehr als jedes andere Volk, was Klima, Gebräuche, Sitten und Industrie anbelangt, ein Bild der Bewohner Europas in der Uebergangsperiode von der Quartär- zur jetzigen Zeit.

Die bis jetzt erwähnten europäischen Familien fallen in eine Zeit, über welche keine mündlichen Ueberlieferungen stattfinden; es ist daher nöthig, geologische Daten zu sammeln, um so weit wie möglich die Dauer dieser Perioden zu bestimmen; hiezu geben uns die in den Mooren von Dänemark gemachten Studien Erklärung.

In der neolithischen Zeit zogen Familien nach Europa, welche ganz verschieden waren von jenen, die schon früher da wohnten; diese letzteren wurden aber von den ersteren nicht vollends vernichtet. Es ist zu erforschen, welches Volk in Europa während der neolithischen Periode sich vorgefunden habe.

Die Bewohner der Kjökkenmöddings, mögen diese von den ersten europäischen Familien abstammen oder nicht, jedenfalls lebten sie zur neolithischen Zeit, mit Geräthen versehen, welche ganz verschieden waren von jenen, die diese neolithische Zeit charakerisirten.

Pigorini gibt eine vergleichende Beschreibung der Kjökkenmöddings von Japan, Nord-Amerika und Europa, sowie analoger Aufhäufungen (Cumuli), wie man sie noch bei den wilden Völkern vorfindet.

Zur neolithischen Zeit hatte die europäische Bevölkerung eine relativ sehr vorgeschrittene Cultur. Zur Verständigung ist es nöthig, zu erforschen, wie ein materieller und moralischer Fortschritt stattfinden könne bei wilden Populationen unserer Zeit, welche ohne Kenntniss der Metalle waren und die Gesteine bearbeiteten wie zur neolithischen Zeit. Zur bezüglichen Erklärung werden die Tahitianer geschildert, welche, ohne das Metall zu kennen, zur Zeit der Entdeckung des Landes unter den Wilden als das am meisten vorgeschrittene Volk erkannt worden waren.

Im ersten Curse unterliess Prof. Pigorini, von den Pfahlbauten zu sprechen, da die Bewohner derselben, wenn auch als neolithisch erkannt, doch eine eigene Immigration bilden und nach Europa zogen mit Gebräuchen und Artefacten, welche mit der Bronzezeit in Verbindung stehen. Die echten und eigenen neolithischen europäischen Menschen lassen sich erkennen durch die in den Höhlen und Grotten vorfindlichen Ueberreste und sie bilden ein von den Nachkommen der archäolithischen Menschen gänzlich verschiedenes Volk. — Von den in Europa während der neolithischen Periode lebenden Völkern, seien diese einem reinen oder gemischten Stamme angehörig, sind uns die bei den Leichenbestattungen gebräuchlichen Ceremonien bekannt durch die zahlreichen Gräber und bei Beschreibung dieser gibt Pigorini auch eine Schilderung der bei den jetzigen wilden Völkern üblichen Gebräuche.

Aus der neolithischen Periode finden sich verschiedene Gräber; einige gehören den Nachkommen des archäolithischen Menschen, andere den Familien der wahren und eigenen neolithischen Einwanderung — und da wird der Unterschied derselben, die Eigenthümlichkeiten der Funeralien erklärt.

Ein Theil wenigstens der megalithischen Monumente in Europa gehört in die neolithische Zeit und darf nicht vernachlässigt werden; namentlich sind es die Dolmen, in welchen Utensilien liegen, die diese Epoche selbst charakterisiren. Die Dolmen gehören zur nämlichen Gruppe der natürlichen Höhlen und der künstlichen Grotten, welche der neolithischen Bevölkerung als Grabstätten dienten.

Um die religiösen Gebräuche der europäischen neolithischen Völker zu kennen, die ausser den Grabstätten stattgefunden, wie Trapanation des Gehirns, menschliche Opfer, Amulet — ist es nöthig, die derartigen Gebräuche, Cannibalismus, menschliche Opfer und Amulets der jetzigen wilden Völker zu kennen, und Prof. Pigorini unterlässt nicht, einen Ueberblick derselben zu geben, sowie auch der Sculpturen und Incisionen, welche die Wände der sepulcralen Grotten und der Dolmen verzieren.

Die Familien, welche zur neolithischen Zeit ihre eigenen Reste in den Grotten, Höhlen, Dolmen hinterliessen, bilden eine specielle Immigration am Continente vor der Einwanderung der Pfahlbautenbewohner, die sich mit den ersteren vermengten. — Pigorini erforscht, woher und wie weit diese

Immigration sich erstreckte — und da sich in den Gräbern ausnahmsweise Artefacte aus Metall mit solchen aus Gestein, sowie auch solche von Leichenverbrennung vorfinden, während allgemein die Beerdigung gebräuchlich war — so folgert. sich hieraus, dass auch die neolithischen Familien durch den Einfluss der neu nach Europa zu Ende der neolithischen Periode Eingewanderten, ihre eigene Industrie, ihre eigenen Gebräuche modificirten.

Um sich ein Bild der Verhältnisse zur Steinzeit noch weiters in der Thätigkeit des damaligen Menschen zu verschaffen, ist es noch nöthig, Andeutungen zu geben über das Feuermachen, über den Ursprung und die ersten Phasen des Ackerbaues und der Viehzucht, der Schifffahrt, Krieg, Jagd, Handel etc. entweder nach den vorfindlichen Ueberresten, oder vergleichsweise nach ethnologischen Daten.

In Bezug auf die in Europa während der Steinzeit lebenden Menschenrassen haben die Anthropologen noch nicht ihr letztes Wort gesprochen — sie sind aber auch nicht gleicher Meinung darüber, daher bespricht Director Pigorini diesen Gegenstand je nach dem Stande der Wissenschaft.

Je mehr man in den paletnologischen Forschungen fortschreitet, desto mehr scheint sich zu ergeben, dass wenn auch die Völker der archäolithischen Zeit nicht aus Asien herstammen, dies doch der Fall sei bei jenem, welches in der neolithischen Zeit eine sehr distincte Einwanderung repräsentirt; es scheint daher angezeigt, zu demonstriren, dass auch Asien seine eigene Steinzeit hatte und dass die neolithischen Familien mit der im Mutterlande sich angeeigneten Industrie nach Europa gezogen seien.

Senoner.

6.

Ein Tumulus auf dem Kogelberge bei Ruppersthal.

Meine Höhlenforschungen führten mich nach Ruppersthal und gelegentlich dieses Ausfluges entdeckte ich einen eigenthümlich gestalteten Tumulus, dessen Form von den bisher von Herrn Dr. Much beschriebenen abweicht.

Von Gross-Weikersdorf führt ein Fusssteig über einen ziemlich hohen Hügel, Kogelberg genannt, nach Ruppersthal. Schon während des Anstieges erzählte mir mein Begleiter, Herr Schulleiter Klausberger von Ruppersthal, dass auf dem Plateau des Kogelberges ein französischer General begraben liege, der dort seinen Observationspunkt gehabt habe und auch dort gefallen sei. Auf der Höhe angelangt, war ich wahrhaft überrascht über die wundervolle Fernsicht, die von diesem Punkte aus dem Auge sich bietet. Das ganze Gebiet der Donau, von ihrem Austritte bei Loiben bis zum Kahlenberge, der Einblick in das Traisenthal, zahlreiche Ortschaften in der Ebene, im Hintergrunde die Kuppen des Hochgebirges, bieten eine ebenso prachtvolle wie überraschende Augenweide! An einer, am Rande des an der Süd- und Westseite ziemlich steil abfallenden Hügels stehenden, gemauerten Bildsäule sitzend, vergass ich, im Anblicke der reizenden Scenerie versunken, ganz auf das Franzosengrab und es bedurfte einer neuen Aufforderung meines Begleiters, dasselbe zu inspiciren.

Beiläufig 60 Schritte vom Südrande des Hügels entfernt, beginnt an der Nordseite ein Wald, und am Rande dieses, ja theilweise schon von Gebüsch umgeben, steht ein hohes, hölzernes Kreuz. Wie ich mich nachträglich überzeugte, steht dasselbe gerade im Centrum des Tumulus. Man merkt denselben nicht eher, als bis man unmittelbar an ihn hinantritt; denn er erhebt sich nicht oder nur wenig über seine Umgebung. Ein Franzosengrab! Ja, es mag vielleicht hier ein Held begraben liegen, aber gewiss kein Franzmann! Der Tumulus — wenn überhaupt ein solcher — präsentirt sich in der Form eines Sonnenrades. Ein Oval erstreckt sich von Süd zu Nord. Um diesen eigentlichen Hügel zieht sich in gleicher Höhe mit demselben ringsherum ein Wall, der durch einen metertiefen und breiten Graben von jenem getrennt ist. Wall und Hügel aber sind vierfach verbunden, in süd- und nordöstlicher, süd- und nordwestlicher Richtung, und zwar in der Art, dass der Graben durch eine vierfache Erhebung in der Höhe und Breite des Walles ausgefüllt, resp. abgetheilt ist und das Ganze, wie schon erwähnt, sich in der Form eines Sonnenrades repräsentirt. — Die Länge von Süd nach Nord beträgt vom Mittelpunkte des Walles gemessen 11 m., die Breite 8 m.

P. Lamb. Karner.

7.

Der Tumulus bei Nappersdorf.

Im Nachstehenden berichte ich Einiges über den grossen, mit mächtigem Walle umgebenen Tumulus bei Nappersdorf und die an denselben sich knüpfenden Volkssagen. Dieser Tumulus steht in seiner Totalität im Gemeindegebiete Haslach, und führt in der dortigen Mappe den Namen „Dernberg“. Er wird aber auch „Thernberg“ oder „Tennberg“ genannt und geschrieben. Der Tiefrand des Walles an der Nordseite bildet unmittelbar die Grenze des Gemeindegebietes von Nappersdorf, welches dort den Namen „Trenau“ führt. Die Westseite vom Walle fällt steil und in bedeutende Tiefe in eine sumpfige Wiese ab und dort ist das Grenzgebiet von Ober-Stinkenbrunn. In dieser Wiese soll einst ein Ort, „Dernberg“ gestanden sein, der versunken ist und alljährlich sollen in der Stadt Laa „für die versunkenen Dernberger“ Messen gelesen werden. Auch habe man wiederholt Mauerreste, Krüge etc. auf den die Wiese umgebenden Aeckern gefunden.

Der Wall des Tumulus ist an der Westseite mitten durchbrochen und führt eine Mulde von dieser Stelle bis zur Wiese herab. In der Tiefe dieser Mulde sollen sich Reste von gemauerten oder steinernen Stufen vorgefunden haben. Auf dem Tumulus selbst stand der Sage nach einst ein Schloss; — auch dieses ist versunken. Die erwähnte Stiege habe vom Thale bis zum Schlosse emporgeführt. Es gehörte zweien Fräulein, die den Haslachern sich stets wohlthätig bewiesen. Sie hätten bei Hochzeiten mit ihrem Gespanne die Brautleute von Haslach nach Nappersdorf zur Trauung „ausgeholt“.

Abends nach dem Gebetläuten ist die Gegend um den „Dernberg“ nicht mehr geheuer. Eine gespenstige Carosse durchfährt das Thal. Wanderer, die sich verspätet, werden irregeführt. In der Nähe des Tumulus steht ein Kirschbaum. Wer nach dem Gebetläuten noch am Baume ist und Kirschen pflückt, findet, wenn er nach langen Irrgängen nach Hause kommt, keine Kirschen, sondern — blos die Kirschkerne in seinem Korbe. — Auf der Höhe des Tumulus steht oder wandelt herum ein „weisses Männlein“, und in der Weihnachtsnacht soll auf derselben ein Licht sich zeigen und der Berg offen sein, und da könne man auch die darin verborgenen Schätze beheben. — In Klein-Weikersdorf sucht man die Kinder damit einzuschüchtern, dass man ihnen droht: „Wenn sie nicht brav sind, nehme sie das „Körblweibl“ vom Tennberg mit.“

P. Lambert Karner.

Literaturberichte.

Baron E. Nyáry. Az Aggteleki barlany mint öskori temető. (Die Aggteleker-Höhle als alter Begräbnissplatz.) Herausgegeben von der archäologischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Budapest, 1881. 4°.

Die im Jahre 1876 im Gömörer Comitate abgehaltene Jahresversammlung der ungarischen historischen Gesellschaft gab den Anstoss zu einer genaueren Durchforschung der sogenannten Aggteleker-Höhle (richtiger Baradla-Höhle) bei Rosenau, welche in den darauf folgenden 3 Jahren durch Baron E. Nyáry mit ziemlich bedeutenden Mitteln und grossem Erfolge durchgeführt wurde und deren Resultate hiemit von der archäologischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht werden.

Die einzelnen Partien des reichen aufgefundenen Materiales, welche Menschen-, Thier- und Culturreste der älteren und jüngeren Steinzeit sowie der Bronzezeit umfassen, wurden von einzelnen Fachleuten bearbeitet, unter denen wir Prof. Virchow, Dr. Kollmann in München und Prof. Rütimeyer finden.

Dem Texte eingeschaltet finden sich 335 Holzschnitte von verschiedenen Fundobjecten und am Schlusse mehrere Tafeln mit einem Grundriss und Durchschnitt der Höhle, sowie zahlreichen Ansichten einzelner hervorragender Partien.

Die Länge der Aggteleker-Höhle mit Einrechnung sämmtlicher Nebenzweige beträgt 7963 Meter; sie ist daher die grösste europäische Höhle und nur um 137 Meter kürzer als die berühmte Mammuthhöhle von Kentucky.

Zu den ältesten Funden müssen wohl die Vorkommnisse des sogenannten „Fledermausganges“ gerechnet werden. Hier fanden sich in einem gelblichen, geröllführenden Sande in grosser Menge Haufen von Knochen des Höhlenbären, untermischt mit Kohle, Asche, Gefässscherben und primitiven Steinwerkzeugen. Die Knochen lagen wirr durcheinander, die Röhrenknochen waren sämmtlich kunstgerecht gespalten, die Schädel zertrümmert. Nicht selten wurden Unterkiefer gefunden, welche durch Abschlagen des aufsteigenden Astes in bekannter Weise zu Schlagwaffen umgestaltet waren. An einzelnen Knochen fand man Spuren von Hyänenzähnen.

Ein Seitengang der Höhle, das sogenannte „Knochenhaus“, hatte zur Steinzeit offenbar als Begräbnissplatz gedient. Hier fanden sich unter, oder vielmehr hinter einer mächtigen Travertindecke in regelmässigen Reihen geordnet zahlreiche Menschenskelette, das Gesicht zur Erde gekehrt, den Kopf mit einer Steinplatte bedeckt. In der Nähe des Kopfes fand sich in der Regel ein Trinkbecher und ein Geschirr mit verkohltem Getreide; zu beiden Seiten Werkzeuge und Waffen. Die obere Seite des Kopfes zeigt meist Brandspuren. Die vorkommenden Thonwaaren sind meist ziemlich einfacher Natur, die Waffen und Werkzeuge aus Horn, Knochen und Stein, die letzteren meist geschlagen, seltener geschliffen.

Die Skelette weisen auf einen Menschenschlag von geringer Grösse und schmächtigem Bau, doch lassen sich zwei Rassen, eine dolichocephale und eine brachycephale, unterscheiden, von denen die letztere die grössere und stärkere ist. Daneben finden sich jedoch auch mesocephale Schädel, welche wohl einer Mischrasse angehören.

In der Nähe des Begräbnissplatzes und zwar ebenfalls unter einer Travertindecke fanden sich in grosser Menge Küchenabfälle, welche nach Ansicht des Verfassers von den Todtenmahlzeiten herrühren. Die hier vorkommenden Gefässe sind jedoch meist besser gearbeitet und reicher verziert, die Steinwerkzeuge meist geschliffen, so dass sie möglicherweise aus einer etwas jüngeren Zeit herstammen.

Einzelne gespaltene Menschenknochen, welche hier gefunden wurden, scheinen darauf hinzudeuten, dass damals auch Cannibalismus getrieben wurde.

Von Thieren wurden in diesen Küchenabfällen nachgewiesen:

Lepus timidus,	Bos taurus a) primigenius,
Canis familiaris,	„ „ b) frontosus,
„ lupus,	„ „ c) brachyceros,
Cervus capreolus,	Sus scropha,
„ elaphus,	„ „ a) domestica,
Ovis aries,	„ „ b) fera,
Bos urus,	„ „ c) palustris,
„ taurus,	Equus caballus.

Von Pflanzenresten wurden fast ausschliesslich Samen gefunden, welche sich auf nachstehende Arten zurückführen liessen:

a) Culturgewächse:

Triticum sativum,	Lathyrus sativus,
„ vulgare,	Vicia faba celtica,
„ sp.,	Pisum sativum,
„ monococcum,	Ervum lens,
Paniceum miliaceum,	Camelina sativa.
Hordeum (?),	

b) Wildwachsende Pflanzen:

Setaria viridis,	Salium aparine,
Sideritis montana,	„ verum,
Rumex obtusifolia,	„ palustre,
Polygonum convolvulus,	Amaranthus retroflexus,
„ lapathifolium,	Sambucus ebulus,
Chenopodium hybridum,	Salvia pratensis (?),
Hibiscus trionum,	Plantago lanceolata.

Die Samen der wildwachsenden Pflanzen zeigen keinen Unterschied von denen der Jetztzeit, die Samen der Culturgewächse hingegen sind fast alle auffallend kleiner als die entsprechenden der Jetztzeit.

In den Erdschichten, welche die Travertindecke im „Knochenhaus“ bedecken, wurden zahlreiche Gegenstände der Bronzezeit aufgefunden und ebensolche untermischt mit Eisensachen (namentlich eisernen Pfeilspitzen), sowie mit einer enormen Menge von Pferdeknochen fanden sich in den oberflächlichen Erdschichten am Eingange der Höhle. Diese letzteren Vorkommnisse sind wohl verhältnissmässig jungen Alters und rühren offenbar von einer Völkerschaft her, welche Pferdefleisch ass.

Th. Fuchs.

D. N. Anučina: Sobaka, wolk i lisica. (Hund, Wolf und Fuchs.) Moskau 1882. Mit 2 Tafeln.

Aus dieser in russischer Sprache erschienenen Abhandlung geht hervor, dass man beim Durchstich des Siaser Canales am Ladoga-See in Wechsellagern von Torf und Sand Knochen des Menschen und des Hundes nebst Culturspuren fand. Herr Professor Inostranzew übergab die Hundeknochen Herrn Professor D. N. Anučin in Moskau zur Untersuchung und stellt die Funde am Ladoga-See wegen der Fauna und der Stein- und Beinwerkzeuge zwischen die dänischen Küchenabfälle und die Schweizer Pfahlbauten und zwar in die neolithische Zeit.

Professor Anučin berichtet nun, dass sich unter den ihm übergebenen Resten zwei Hundeformen befinden, eine kleinere und eine grössere. Die kleinere Form, Nr. 1, stimmt im Ganzen mit Canis fam. palustris Rütim. überein, besonders mit den stärksten Exemplaren, ist jedoch nicht identisch mit demselben; das Profil ist minder eingebogen, die Schnauze weniger gespitzt, im Allgemeinen war dieser Hund minder zahm als der Torfhund. Anučin vergleicht diesen Ladogasee-Hund mit dem sibirischen Hund „Šafka" und findet die grösste Uebereinstimmung, woraus hervorgehen soll, dass der Canis f. palustris ladogensis nicht minder verbreitet war als der Torfhund. Die grössere Form, Nr. 2, stimmt in Gestalt überein mit Canis fam. intermedius Woldřich, ist jedoch ebenfalls grösser, hat beinahe die Grösse des Canis fam. matris optima Jeitteles; diese Form wird von Anučin: Canis familiaris Inostranzew benannt. **Woldřich.**

Pellegrino Strobel. Il teschio del porco delle Mariere, studio comparativo, di 140 pagine in 8° con 3 tavole. Atti della Società di Scien. natur. V. XXV. Milano 1882. (Eine vergleichende Studie über den Schädel des Terremareschweines.)

Herr Professor Strobel will mit der Bezeichnung „Terremareschwein" keine eigene Rasse unterscheiden, sondern wählte dieselbe mit Rücksicht auf das Vorkommen, conform der bekannten Bezeichnung „Torfschwein" Rütimeyer's. Zu der vorliegenden, sehr eingehenden Studie benützte Strobel, neben der bisherigen Literatur, die in der Terremare vorkommenden Schweineschädel, ferner Schädel recenter Schweine aus Sardinien, Casenza und Yorkshire, sowie Schädel von Kreuzungen der genannten Schweine. Bei der Besprechung der Zähmung bekämpft Strobel die von Nathusius aufgestellte Ansicht, dass die langgezogene Schädelform des wilden Schweines Folge sei der Thätigkeit der Kopfmuskeln beim Wühlen in der Erde und dass eine Unthätigkeit in dieser Beziehung eine gekürzte Schädelform hervorbringe, indem sich das Gegentheil vorfindet.

Das Schwein der Terremare und das Schwein der Pfahlbauten, Sus palustris Rütim. gehören einer Rasse an, das erstere bildet eine Varietät dieser Rasse, welche Strobel mit „Sus palustris ibericus" bezeichnet. Ein Vergleich des recenten Sus ibericus mit Sus palustris zeigt, dass das letztere der Stammvater des ersteren ist; die Verwandtschaft resultirt nicht nur in Beziehung auf den Schädelbau, sondern auch in atavischer und archäologischer Beziehung. Es gibt vier Typen des lebenden Schweines: 1. Sus celticus Sanson mit dem Stammvater Sus scrofa L. (wildes Schwein), 2. Sus ibericus Sanson mit dem ausgestorbenen Stammvater Sus palustris Rütim., 3. Sus indicus Pall. mit dem Stammvater Sus vittatus Temminck, 4. Sus verrucosus Müller u. Schlegel.

Nachdem noch Strobel die Ansichten Rütimeyer's bezüglich der Abstammung des Sus palustris bekämpft, besonders die zuletzt aufgestellte, derzufolge Sus palustris vielleicht schon in gezähmtem Zustande nach Europa kam, da eine mit Sus palustris verwandte Form schon im Miocen Europas vorkommt und ersteres auch im Quaternär von Paris aufgefunden wurde. Schliesslich gelangt Strobel zu dem nicht unwichtigen Resultate, dass Sus palustris weder durch Kreuzung entstanden sei, noch nach Europa importirt wurde, sondern eine eigene einheimische, europäische Species oder eigenthümliche Form sei, die in der Quartärepoche durch die Stein-, Bronze- und Eisenzeit bis zur Römerzeit auftritt und von welcher Sus ibericus der gegenwärtige Nachkomme sei. **Woldřich.**

Inhalts-Verzeichniss des VI. Bandes (1882) der von der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau herausgegebenen **„Beiträge zur vaterländischen Anthropologie".**

I. Archäologisch-anthropologische Abtheilung.

1. Sigismund Gloger: Prähistorische Ansiedlungen im Flussgebiete der „Biebrza".
2. Boleslaus Popowski: Ueber die in Samhorodek im Skwir'schen Kreise des Kijow'er Gouvernements in den Jahren 1875 und 1876 aufgeschlossenen Grabhügel.
3. A. M. Kirkor: Bericht von einer archäologischen Excursion im Jahre 1881.
4. G. Ossowski: Dritter Bericht über die im Jahre 1881 durchgeführten anthropologisch-archäologischen Höhlenuntersuchungen in der Gegend von Krakau.
5. T. Ziemięcki: Bericht von einer archäologischen Excursion im Jahre 1881 (Sieniawa, Tryniza, Gradiska, Lesojok, Podhorce).

II. Anthropologische Abtheilung im engeren Sinne des Wortes.

1. Dr. Leo Dudrewicz: Anthropologische Messungen der Kinder in Warschau.
2. Dr. Johann Buszek: Ein Vergleich der Lebensdauer bei der jüdischen und christlichen Bevölkerung von Krakau seit dem Jahre 1859 bis 1880.

III. Ethnologische Materialien.

1. Lad. Siarkowski: Volksräthsel aus verschiedenen Ortschaften im Gouvernement von Kielce.
2. Boleslaus Popowski: Hochzeitsgesänge des ruthenischen Volkes in Zallwańszczyzna in der Ukraine.
3. Dr. D. Wierzbicki: Volksmeteorologie oder Sinnsprüche unseres Volkes zur Wetterprophezeiung.
4. Bronislaus Gustawicz: Volkssagen aus dem Gebiete der Natur (zweiter Theil).
5. Ludwig Hodoly: Kleiner Beitrag zu den Volkssagen von den Thieren und Pflanzen.

Dr. Eduard Freiherr von Sacken †.

Nachruf von **Dr. M. Much.**

Noch nie seit dem Bestande unserer Gesellschaft hat uns ein Ereigniss in gleichem Masse erschüttert und auf das Tiefste ergriffen, als der rasche Tod unseres Vicepräsidenten, des

Freiherrn von Sacken.

Selbst heute noch, wo wir doch schon seit einer längeren Reihe von Tagen und bei den mannigfachsten Gelegenheiten, welche die Beschäftigung auf seinem Forschungsgebiete mit sich bringt, an dieses schmerzliche Ereigniss erinnert werden, scheint es uns unfassbar und fast unmöglich zu glauben, dass der verehrte Mann nicht mehr in unserer Mitte erscheinen werde. Wenn auch nicht von strotzender Körperkraft, erfreute sich Freiherr von Sacken doch einer steten Gesundheit, in auffälliger Frische war er im verflossenen Frühjahre von seiner italienischen Reise zurückgekehrt — heute deckt die weite Schneehülle, die wir so oft mit dem Leichentuche vergleichen, seinen Grabhügel. Noch am Donnerstag den 15. Februar war mir gestattet, mich mit ihm in einer Angelegenheit zu besprechen, es war das letzte wissenschaftliche Thema, das er erörterte; wenige Tage darauf war er eine Leiche!

Ich bin, hochgeehrte Herren, sicher Ihres allseitigen lebhaften Mitgefühles, und es wäre daher überflüssig, noch weitere Worte der Theilnahme und der Trauer um den Geschiedenen auszusprechen, allein es drängt mich, seine wissenschaftliche Bedeutung, namentlich das, was er der urgeschichtlichen Forschung und dadurch unserer Gesellschaft gewesen, in kurzen Umrissen zu würdigen.

Freiherr von Sacken widmete sich nach absolvirter philosophischer Facultät dem Studium der Archäologie. Vielleicht war hierbei ein Besuch des Stiftes Zwettl von Einfluss, dessen gothische Bauwerke einen so mächtigen Eindruck auf ihn machten, dass er sich zum Bleiben bestimmt sah, um seine Mappe mit Zeichnungen zu füllen. Vielleicht beruhte auf diesem Eindruck auch die in der ganzen folgenden Zeit treu bewahrte Vorliebe für gothische Studien, in denen sich Freiherr von Sacken als ein hervorragender Meister bewährt hat.

Durch den damaligen Stand der wissenschaftlichen Forschungen wurde Freiherr von Sacken zunächst allerdings auf die Kunst-Archäologie und im Besonderen auf die classische Archäologie gewiesen, allein in der Anwendung der letzteren auf unsere österreichischen Verhältnisse musste er die Zustände der unter der römischen Herrschaft lebenden einheimischen Bevölkerung in Berücksichtigung ziehen, wodurch er mit Nothwendigkeit in die vorrömische also prähistorische Zeit hinübergeleitet wurde.

So berührt ja schon eine seiner ersten Arbeiten überhaupt, nämlich die im Jahre 1852 in den Schriften der Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung über die römische Stadt Carnuntum, ihre Geschichte und Ueberreste vielfach vorgeschichtliche Verhältnisse. Noch mehr treten diese Beziehungen zu Tage bei der im Jahre 1856 ausgeführten Untersuchung der Grabhügel von Lövö in Ungarn, wo die Reste einer römisch-barbarischen Mischcultur zu Tage traten.

Es konnte daher nicht fehlen, dass Freiherr von Sacken, als im Jahre 1847 die Kunde von den ersten Funden auf dem Hallstätter Salzberge nach Wien drang, deren hohe Bedeutung für die Wissenschaft sofort erkannte, dass insbesondere von ihm die Anregung und Aufmunterung zur Fortsetzung der Ausgrabung ausging, die dann auch unter seiner fortdauernden Einflussnahme mit stets neuen Erfolgen durchgeführt wurde.

Gleichzeitig fanden nunmehr auch die Forschungen der nordischen Archäologen grössere Beachtung und erregte insbesondere die Entdeckung der Pfahlbauten in der Schweiz die Aufmerksamkeit der gesammten gelehrten Welt, in Folge dessen Freiherr von Sacken mit vermehrtem Eifer seine Thätigkeit

prähistorischen Untersuchungen zuwendete, deren allgemeine Ergebnisse er in seiner Schrift über die vorchristlichen Culturepochen Mitteleuropas und die Quellen der deutschen Urgeschichte (1862) hinstellte. Bald darauf folgten die Abhandlungen über den Fund von Müglitz in Mähren (1863), über den Pfahlbau im Gardasee (1864), über die Funde an der langen Wand (1865) und über die rhätisch-etruskischen Gräber von Stadlhof bei Kaltern in Tirol (1865).

Auf Grundlage solch' eingehender Arbeiten und der Studien an den aus allen Theilen der Monarchie in der von ihm geleiteten kais. Antiken-Sammlung einlangenden Fundobjecten, war nun Niemand geeigneter, die bis zu dieser Zeit (1865) gewonnenen allgemeinen Resultate der Urgeschichtsforschung mit gleichzeitiger Anwendung auf die österreichischen Verhältnisse zu einem Ganzen zusammenzufassen, als Freiherr von Sacken. Das geschah in seinem Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums, ein Buch, das in jeder Beziehung geradezu musterhaft genannt werden muss. Trotz dem verhältnissmässig geringen Umfange und der zusammengedrängten Masse des behandelten wissenschaftlichen Materiales ist es nirgends ermüdend, vielmehr fesselt die gewinnende feine Beredsamkeit des dem Verfasser eigenthümlichen Styles die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Ende, und wenn irgend ein Buch, so ist dieses geeignet, Theilnehmer für prähistorische Forschungen zu werben. Fast zwei Jahrzehnte sind seit seinem Erscheinen vergangen, aber es ist gewiss ein Zeichen für seinen Werth, dass es trotz der seither massenhaft angesammelten Forschungsergebnisse auch heute noch als die beste Einleitung in vorgeschichtliche Studien empfohlen werden kann.

So mit den fremdländischen Forschungen auf's Innigste vertraut, die heimischen Forschungen selbst führend und leitend, schritt Freiherr von Sacken endlich an die wissenschaftliche Verwerthung der Hallstätter Funde, deren Ergebnisse er in seinem im Jahre 1868 erschienenen Werke: Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer niederlegte. Es ist nicht nöthig, zu sagen, in welcher Weise er der Grossartigkeit und Bedeutung dieser Funde und der ihm dadurch zugewiesenen Aufgabe gerecht wurde, es genügt, wenn ich sage, dass dieses Werk selbst gleich dem von ihm behandelten Gegenstande zu den ruhmvollsten Erscheinungen in der prähistorischen Forschung gehört, was speciell auch dadurch zum Ausdrucke gelangt ist, dass nun eine ganze grosse Culturperiode von dem Hallstätter Grabfelde den Namen erhalten hat.

Es gebricht an der Zeit, näher in die Charakterisirung dieses Buches einzugehen, und ich beschränke mich zu bemerken, dass auch in ihm wieder der feine beredte Styl des Meisters sich bewährt, und dass es in der Beschreibung seiner Objecte geradezu musterhaft dasteht; überall ergibt sich wie von selbst das richtige Wort, und Jeder, der selbst mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt war, wird zugeben, dass hierin Unübertreffliches geleistet wurde. Von hohem Werthe ist insbesondere auch, dass er den zahllosen Fundobjecten ebensoviel andere als Vergleichsgegenstände an die Seite stellt.

Das Ergebniss dieser umfassenden und eingehenden Arbeit besteht im Wesentlichen darin, dass Freiherr von Sacken für die Cultur, die sich in den Gräbern von Hallstatt offenbart, südliche Einflüsse annimmt, und nicht nur dem in den Fundgegenständen ausgeprägten Style, sondern auch einem grossen Theile der Fundgegenstände selbst italische, namentlich etruskische Herkunft zuschreibt; dabei aber der Cultur der einheimischen Bevölkerung doch gerecht wird, indem er sowohl im Allgemeinen als auch an vielen einzelnen Stellen den Antheil derselben an der Erzeugung jener zahlreichen Objecte in scharfsinniger Weise darlegt.

Von mehreren späteren Arbeiten nenne ich noch eine Abhandlung über den Pfahlbau im Laibacher Moore und über Funde und Ansiedlungen aus der Heidenzeit in Niederösterreich.

Wenn ich mich auf die Anführung der wichtigsten Arbeiten des Verewigten auf prähistorischem Gebiete beschränkt habe und seine Beschreibung des Grabfeldes von Hallstatt als sein vorzüglichstes Werk bezeichne, so dürfen wir seiner anderweitigen Arbeiten auf den übrigen Gebieten der archäologischen Forschung nicht vergessen. Sie sind noch weit zahlreicher und nicht minder vortrefflich und geben ein glänzendes Zeugniss für den unermüdlichen Fleiss und für die Universalität des Wissens, die mit dem verehrten Manne zu Grabe gegangen sind. Wir, seine Zeitgenossen, werden seiner Freundschaft, seiner Milde, seinem wohlwollenden Entgegenkommen unsere Erinnerung bewahren, so lange wir leben; in seinen Werken aber hinterliess er der Nachwelt ein Andenken aere perennius.

WIEN, 13. März 1883.

Vereins-Nachrichten.

Mittheilungen aus den Ausschusssitzungen und den Monatsversammlungen.

Ausschusssitzung am 16. Jänner 1883.

Vorsitzender: Ausschussmitglied Dr. Hektor Ritter von Arneth.

Der Ausschuss der Gesellschaft nimmt den Eintritt der Herren

J. Pudil, Ingenieur in Bilin,
Andreas Dillinger in Wien,
A. E. Teplonchoff in Iliinsk (Russland) und
A. Komers, Professor in Znaim,

als wirkliche Mitglieder der Gesellschaft zur Kenntniss.

Ihren Austritt haben angezeigt die Herren Dr. Kassowitz, Dr. Wertheim und Dr. Schuster.

Der Secretär Dr. Much referirt hierauf über die Regelung des Schriftentausches und bringt die diesfälligen Wünsche des Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zur Kenntniss. Einem diesfälligen Antrage entsprechend beschliesst der Ausschuss, eine Anzahl von Exemplaren der Mittheilungen der Gesellschaft einer Reihe von Instituten und Körperschaften ohne Entgelt abzugeben, und genehmigt die vorgelegte Liste jener Gesellschaften, mit denen der Tauschverkehr fortgesetzt, beziehungsweise angestrebt werden soll. Zugleich wird beschlossen, dass die Einleitung zur directen Zusendung der Tauschschriften an das k. k. naturhistorische Hofmuseum getroffen werde.

Der Vorsitzende gibt bekannt, dass das hohe k. k. Unterrichts-Ministerium der Gesellschaft eine Subvention jährlicher 300 fl. für die Jahre 1883 und 1884 und der hohe niederösterreichische Landtag eine Subvention von 100 fl. für das Jahr 1883 bewilligt haben, was mit dem gleichzeitigen Ausdrucke des Dankes zur befriedigenden Kenntniss genommen wird.

Der Cassier, Herr Prof. Dr. Woldřich, legt den Cassenbericht für das Jahr 1882 vor, welcher dem Rechnungsführer Herrn Dr. Pollak zur Prüfung und Zuweisung an die Rechnungsrevisoren übergeben wird. **Dr. Much.**

Monatsversammlung am 16. Jänner 1883.

Herr Dr. Much zeigt zwei von Herrn Spöttl ausgeführte lebensgrosse Bildnisse, darstellend eine Frau der Pfahlbauzeit und eine Frau der Hallstätter Periode, vor, indem er einige Erläuterungen über Gewand, Schmuck, Attribute u. s. w. beifügte.

Herr Assistent Szombathy machte Mittheilungen über einige an das k. k. naturhistorische Hofmuseum von den Herren V. von Schwerzenbach und J. Kostial eingelangten Geschenke. (Siehe pag. 75 und 77.)

Der Bericht des Herrn Prof. Komers über einen Ringwall bei Strásníc in Mähren gelangt durch Herrn Prof. Woldřich unter Anschluss einiger literarischer Mittheilungen zur Verlesung. **Dr. M. Much.**

Ausschusssitzung am 13. Februar 1883.

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr von Andrian.

Der Secretär bringt den Eintritt der Herren

Peter von Ther, k. k. Oberst und Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde in Wien,
Nikolaus Wang, k. k. Oberlieut. i. d. Res. in Wien,
Isidor Weinberger, Oberinspector der k. k. Staatsbahn in Wien und
Dr. Kundrat, k. k. Universitäts-Professor in Wien,

als wirkliche Mitglieder der Gesellschaft zur Kenntniss.

Der Secretär gibt Aufklärungen über die angebliche Verzögerung der Ausgabe und Versendung der Publicationen der Gesellschaft, welche zur befriedigenden Kenntniss dienen.

Der Präsident gibt bekannt, dass die Herren Prof. Zuckerkandl und Prof. Holl im vergangenen Sommer kraniometrische Untersuchungen in Oberösterreich und Tirol begonnen haben; er betont den Erfolg derselben und die Wichtigkeit und Nothwendigkeit ihrer Fortsetzung, worauf der Ausschuss beschliesst, alle zur Förderung dieser Arbeiten dienlich erscheinenden Schritte zu unternehmen.

Der Vorsitzende erinnert ferner an den bedeutenden Erfolg, welche die im vorigen Jahre eingeleitete Unternehmung für Ausgrabungen in Steiermark und Böhmen sowohl in Hinsicht auf das Ergebniss der Beschaffung der Geldmittel als auch der Ausgrabungen selbst hatte; er erklärt es für wünschenswerth, dass diese Unternehmung heuer fortgesetzt werde, da einerseits einige Punkte, insbesondere das Grabfeld von Watsch in Krain in dringender Weise eine mit grossen Mitteln ausgeführte wissenschaftliche Untersuchung erheischen, andererseits die Intention zur Unterstützung derselben vorhanden sei. Der Ausschuss acceptirt sodann die vom Präsidenten gemachten diesfälligen Vorschläge und ermächtigt denselben nach Anhörung eines von ihm vorgelesenen Exposés zur weiteren Durchführung dieser Angelegenheit.

Ausschussmitglied Prof. Meynert bringt die Einladung des General-Secretärs der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Prof. Ranke, sich der sogenannten Frankfurter Verständigung anzuschliessen, zur Kenntniss, worauf der Ausschuss beschliesst, zur Berathung dieser Angelegenheit ein besonderes Comité einzusetzen. In dasselbe werden die Herren Regierungsrath Meynert, Hofrath Langer und Prof. Kundrat berufen und denselben die Ermächtigung ertheilt, sich nöthigen Falles durch eigene Wahl zu verstärken.

Dr. Much.

Ausschusssitzung am 13. März 1883.

Vorsitzender: Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian.

Als ordentliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Dr. Otto Benndorf, k. k. Universitäts-Professor in Wien,
Excellenz Dr. Sigismund Freiherr von Conrad-Eybesfeld, k. k. Geheimer Rath, k. k. Minister für Cultus und Unterricht etc. etc.,
Graf Adalbert Dzieduszycki, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer in Olszanica, Galizien,
Excellenz Josef Freiherr von Schwegel, k. k. Geheimer Rath etc. in Wien,
Excellenz Graf Edmund Zichy von Vasonykeö, k. k. Geheimer Rath etc. in Wien.

Der Präsident theilt mit, dass er mit Herrn Grafen Gundaker Wurmbrand bei Sr. Excellenz dem Unterrichts-Minister Audienz genommen und das Gesuch der Gesellschaft um eine Subventionirung der Herren Prof. Dr. Holl in Innsbruck und Prof. Dr. Zuckerkandl in Graz für kranio-

logische Untersuchungen in den Alpenländern überreicht habe und dass Sr. Excellenz den Bestrebungen der Gesellschaft seine Unterstützung zugesichert habe.

Die am 12. December 1882 eingesetzte Commission zur Berathung des Antrages des Herrn Grafen Wurmbrand zur Herausgabe eines urgeschichtlichen Tafelwerkes hat sich durch die Herren Hofrath von Hauer, Prof. Karabacek und J. Szombathy verstärkt. Sie beantragt, dass ein solches Tafelwerk nach dem Muster von Lindenschmit's „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" von der Gesellschaft herausgegeben und Herr Graf Gundaker Wurmbrand mit der Redaction desselben betraut werde. Das Werk soll lieferungsweise und zwar in jährlich 3 Lieferungen mit je 3—4 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text erscheinen und im Laufe von 10—12 Jahren vollendet werden. Der Verlag wird der k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung Alfred Hölder in Wien übergeben, so dass diese Buchhandlung die Obsorge für den Druck und Vertrieb des Werkes gänzlich übernimmt und dafür von der Anthropologischen Gesellschaft eine bestimmte Subvention erhält. Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten beim Bezug des Werkes einen sehr bedeutenden Rabatt. Graf Wurmbrand legt den Plan dar, nach welchem er das Werk einzutheilen und zu leiten gedenkt. Nach längerer Debatte wird der Antrag der Commission einstimmig angenommen und derselben die Vollmacht zur Ausführung desselben ertheilt. Der Präsident theilt mit, dass die Herren Excellenz Graf Hans Wilczek und Graf Gundaker Wurmbrand der Gesellschaft Geldbeiträge für dieses Werk zugesagt haben und der Ausschuss nimmt die Zusicherung dieser Unterstützung mit Dank entgegen.

Die obige Commission beantragt weiterhin die Herausgabe von Supplementheften zu den Mittheilungen der Gesellschaft. Dieselben sollen einzelne grössere, abgeschlossene Arbeiten enthalten und den Mitgliedern zu sehr ermässigten Preisen überlassen werden. Auch dieser Antrag wird nach längerer Debatte im Principe angenommen und die Feststellung der Einzelnheiten der Commission übertragen.

Das Präsidium beantragt, den Commissionsverlag der Mittheilungen, welchen bisher die Firma Carl Gerold's Sohn hatte, der Hof- und Universitäts-Buchhandlung Alfred Hölder zu übergeben, weil es — von anderen Gründen abgesehen — für die Gesellschaft in administrativer Hinsicht von Vortheil sei, alle buchhändlerischen Geschäfte der Gesellschaft bei einer Firma zu vereinigen. Nach kurzer Debatte wird dieser Antrag einstimmig angenommen. **J. Szombathy.**

Monatsversammlung am 13. März 1883.

Zu Beginn der Sitzung hält der I. Secretär Dr. Much einen Nekrolog auf den verstorbenen Vice-Präsidenten Freiherrn von Sacken, nach welchem sich die Versammelten zum Zeichen ihrer Trauer von ihren Sitzen erheben. (Siehe pag. 83.)

Vortrag des Herrn Hofrathes Dr. Ferdinand von Hochstetter „über die neuesten Funde von Watsch und St. Margarethen in Krain".

Eine diesem Vortrage entsprechende Abhandlung wird in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften, mathem.-naturwissenschaftliche Classe, erscheinen. In der zur Ansicht vorgelegten Sammlung von Fundgegenständen befinden sich die bisher in Krain gefundenen Helme und die jüngst aufgefundene Bronze-Situla mit getriebenen Figuren.

Nach dem Vortrage entspinnt sich eine längere Debatte über die Frage der Provenienz der der Hallstätter Periode angehörigen Bronzen, in welcher Hofrath von Hochstetter die im Vortrage ausgeführte Ansicht vertheidigt, dass dieselben durchwegs einer in den Alpenländern einheimischen Industrie entstammen, während die Herren Prof. Dr. Benndorf und Prof. Dr. Lützow die bisherige Ansicht, nach welcher sie aus Etrurien importirte Waaren sind, vertreten. **J. Szombathy.**

Protokoll der Jahresversammlung der Anthropologischen Gesellschaft

am 13. Februar 1883.

Vorsitzender: Der Vereinspräsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Schriftführer: Secretär Dr. Much.

Der Präsident eröffnet die Versammlung und ladet den Schriftführer zur Erstattung des Jahresberichtes ein.

Dr. Much erstattet denselben mit Nachstehendem.

Einem altgewohnten Gebrauche gemäss blicken wir heute über unsere Thätigkeit im abgelaufenen Vereinsjahre zurück, um uns selbst Rechenschaft zu geben. Wenn wir uns bei derlei Anlässen in den meisten Fällen zu sagen haben, dass das Erreichte weit hinter dem Erstrebten zurückgeblieben und bei der Abrechnung manche Post auf die Schuldigkeit im neuen Jahre zu setzen ist, so haben wir doch unserer Pflicht in vollem Masse genügt, wenn wir das Erstrebte, wenn auch nicht ganz Erreichte, ernst und ehrlich gewollt haben. So still übrigens das Jahr dahingegangen und so gewissenhaft wir in der Beurtheilung unserer Leistungen sind, so dürfen wir es doch aussprechen, dass wir nicht ohne Erfolg gearbeitet haben.

Ich darf Sie, verehrte Herren, in dieser Beziehung an die lehrreichen Vorträge erinnern, welche in diesem Jahre abgehalten wurden, von denen ich jene des Herrn Regierungsrathes Professor Meynert über die physiologische Genesis der Gefühle, jene des Herrn Professors Carl Grün über die Descendenztheorie und ihre Beziehung zur Ethik, die zugleich eine Apologie des kurz vorher verstorbenen Begründers einer neuen Naturanschauung, Charles Darwin enthielten, die Mittheilungen des Herrn Dr. Polak über prähistorische Funde aus der Umgebung von Homadon in Persien, den Vortrag des Herrn Assistenten Szombathy über die Ergebnisse der Untersuchung der Tumuli bei Wies in Steiermark, des Herrn Professors Woldřich über seine diesjährigen Forschungen im südlichen Böhmen und über den grossen Fund von Krendorf, des Herrn Hofrathes Professor Langer über Form- und Lageverhältnisse des Ohres, des Herrn Dr. Wankel über prähistorische Resection des Hinterhauptes an einem alten Gräberschädel, endlich die Mittheilungen des Herrn Assistenten Szombathy über einige an das naturhistorische Hofmuseum eingelangte Geschenke und die literarischen Mittheilungen des Herrn Professors Woldřich besonders hervorhebe.

Mit gleicher Befriedigung darf ich unserer Publicationen gedenken, von denen soeben der XII. Band vollendet wurde und in diesen Tagen noch in die Hände der Vereinsmitglieder gelangen wird. Hier sind es vor Allem die Vorträge und Debatten bei der II. Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher zu Salzburg, welche Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Von den grösseren in dem betreffenden Berichte publicirten Vorträgen nenne ich jene der Herren Prinzinger, Zillner und Ihres Secretärs über die Keltenfrage, des Herrn Professors Woldřich über den Haushund der prähistorischen Zeit, des Herrn Grafen Wurmbrand über die

Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung, des Herrn Professors Maška über den diluvialen Menschen in der Šipka-Höhle, des Herrn Privatdocenten Dr. von Luschan über seine Reise in Karien und Lykien, des Herrn Dr. Tischler über die Decoration der alten Bronzegeräthe, des Herrn Professors Müllner über die Bedeutung der prähistorischen Forschung für die Geschichte, und des Herrn Geheimrath Schaffhausen über die Mammutzeit.

Das II., III. und IV. Heft unserer Mittheilungen enthalten sodann Abhandlungen von Richard Andrée über die prähistorischen Steingeräthe, des Herrn Dr. Fligier über Thrakische Ethnologie und über Ethnologie des alten Italien, des Herrn Custos Heger über einen Fund prähistorischer Bronzeschmuckstücke bei Dux und über merkwürdige Lanzen der Schilluk-Neger, des Herrn Dr. Moriz Hoernes über Holzgeräthe und Holzbau in Bosnien, des Herrn Koudelka über die Todtengrotte im dürren Thal bei Blansko, des Herrn Hofrathes Langer über Form- und Lageverhältnisse des Ohres, des Herrn Rudolf Much über die Anfertigung der Steingeräthe, des Herrn Dr. Wankel über einen prähistorischen Schädel mit einer Resection des Hinterhauptes, des Herrn Dr. Weisbach über einen Makrocephalus aus Erenkiöi in Kleinasien, endlich den Bericht des Herrn Bĕtislav Jelínek über die Verhandlungen der anthropologischen und archäologischen Section des zweiten Congresses der böhmischen Aerzte und Naturforscher in Prag am 26. bis 29. Mai 1882.

Neben diesen grösseren Abhandlungen finden Sie eine Reihe kleinerer Mittheilungen und Literaturberichte, welch letztere in Zukunft einen noch weiteren Umfang erhalten sollen. Mit der Publication der Vorgänge im Ausschusse wurde fortgefahren, so dass die Mitglieder in steter Kenntniss dessen, was derselbe anstrebt und leistet, erhalten werden. Ich darf mich der Hoffnung hingeben, dass die diesjährigen Publicationen den früheren Jahrgängen an Gehalt und Umfang nicht nachstehen und Ihres Beifalles sicher sind, sowie dass Sie mit mir in dem Gefühle des Dankes übereinstimmen, den wir dem Zusammenwirken aller Mitarbeiter schuldig sind.

Aus den eben erwähnten Mittheilungen aus dem Ausschusse werden Sie, verehrte Herren, die Ueberzeugung gewonnen haben, dass derselbe unablässig bestrebt war, den Kreis seiner Thätigkeit zu erweitern. Mehrere Commissionen sind mit der Erledigung der ihnen zugewiesenen Arbeiten beschäftigt. Es gereicht mir zur grossen Freude, Ihnen mittheilen zu können, dass die Aufnahme über die Farbe der Augen, Haare und Haut der Bewohner der im Reichsrathe vertretenen Länder Oesterreichs nahezu vollendet ist und wir geben uns der Hoffnung hin, dass dieselbe noch in diesem Jahre zur Veröffentlichung gelangen wird. Den grössten Dank für das Zustandekommen dieser Arbeit schulden wir dem Entgegenkommen der Direction der administrativen Statistik. Auf einem verwandten Gebiete, nämlich dem der Schädelmessungen für paläontologische Zwecke waren im vergangenen Sommer die Herren Professoren Zuckerkandl in Graz und Holl in Innsbruck mit Erfolg thätig und liegen von Beiden bereits ausführliche Referate darüber vor, welche im nächsten Hefte unserer Mittheilungen zur Publicirung gelangen werden. Es ergibt sich die unabweisbare Nothwendigkeit, mit aller Entschiedenheit dahin zu wirken, dass diese mit so vieler Aussicht begonnenen Untersuchungen fortgesetzt werden.

Eine andere Commission widmete ihre Thätigkeit der Untersuchung der Grabhügel im Gebiete des Sulmthales in Steiermark. Um diese in's Werk zu setzen, war insbesondere unser verehrter Präsident bemüht, eine grössere Geldsumme zur Deckung der auflaufenden Kosten zusammenzubringen. Mit welchem Erfolge die angeregte Untersuchung durchgeführt wurde, haben die Mittheilungen des Herrn Assistenten Szombathy in der Monatsversammlung vom 14. November vorigen Jahres gezeigt. Gleichzeitig mit diesen Ausgrabungen wurden andere in der Gegend von Josefstadt in Böhmen unternommen, welche Herr Custos Heger leitete und worüber derselbe in einer der nächsten Versammlungen Bericht erstatten wird. Die aufgelaufenen Kosten haben zwar den disponiblen Fond etwas überschritten, doch konnte die Gesellschaft aus ihren eigenen Mitteln das Mehrerforderniss vorschussweise bestreiten.

Die für die Ueberlassung der gesellschaftlichen Bibliothek an das k. k. naturhistorische Hofmuseum erhaltene Entschädigung befähigt die Gesellschaft, nun an die Erweiterung ihrer Publicationen zu gehen, zu welchem Zwecke eben eine besondere Commission beschäftigt ist, die Art und Weise der Herausgabe eines urgeschichtlichen Tafelwerkes zu berathen.

Mit so grossem Erfolge die beiden von unserer Gesellschaft in's Leben gerufenen Versammlungen österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher thätig waren, so haben wir doch keine Aussicht, unsern Wunsch, in diesem Jahre wieder eine derartige Versammlung in's Werk zu setzen, in Erfüllung gehen zu sehen. Um so grösser ist unsere Befriedigung, dass der Congress der böhmischen Aerzte und Naturforscher im vergangenen Jahre anthropologische und urgeschichtliche Gegenstände in seine Verhandlungen einbezog und für dieselben eine eigene anthropologische und archäologische Section bildete. Das letzte Heft unserer Mittheilungen enthält den Bericht über die Vorgänge und reichhaltigen Vorträge in denselben nach Aufzeichnungen, die wir der Güte des Herrn Bĕtislav Jelínek in Prag verdanken.

Unsere Cassagebahrung ist, wie Sie aus den Mittheilungen des Herrn Cassiers Professor Woldřich ersehen werden, eine zufriedenstellende.

Obwohl wir noch immer Ausreisser aus den Reihen unserer Gesellschaft zu verzeichnen haben, so werden die Lücken doch immer wieder durch neu eintretende Mitglieder ausgefüllt, deren Eintritt um so erfreulicher ist, als sie uns nicht irgend eine vorübergehende Rücksicht, sondern dauerndes Interesse an der Sache zuführt.

Weit schmerzlicher, als die Lücken durch freiwilligen Austritt Einzelner, ist für uns der Verlust jener Mitglieder, die uns der Tod entriss. Wir beklagen insbesondere den Hingang unseres Ehrenmitgliedes Charles Darwin und mehrerer wirklicher Mitglieder, insbesondere des Ober-Landesgerichtsrathes von Nahlik, des Bergrathes Heinrich Wolf und des Professors Jeitteles. Es fehlt mir an Kraft, die Grösse Darwin's in ihrem vollen Masse zu würdigen, um an ihr die Grösse des Verlustes, den die gesammte Wissenschaft durch seinen Tod erlitten hat, zu ermessen. Noch sein letztes Werk, seine Abhandlung über die Natur der Regenwürmer, ist gerade für die Archäologie von der grössten Bedeutung. Möge immerhin die Kritik an der neuen Lehre deuteln und mäkeln, möge manche von ihren Einzelheiten sich als modificirbar erweisen, in ihrem Wesen ist sie echt, denn sie trägt das Kriterium der Wahrheit in sich, da sie sich wie jede Wahrheit als fruchtbar erwies, als fruchtbar durch die Auf-

schlüsse, durch die Entdeckungen, durch das Licht, die sie in ihrem natürlichen Gefolge hatte, und durch die unwiderstehliche Anregung der Geister zu weiteren Forschungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und in einem Masse, wie es noch kein Zeitalter gesehen hat.

Mit gleichem Schmerze erfüllt uns der Hingang der Herren von Nahlik, Wolf und Jeitteles. Alle hatten das lebhafteste Interesse an unseren Arbeiten, an denen sie sich auch thatkräftig betheiligten. Herrn Wolf insbesondere danken wir die erste Kunde von dem weitverbreiteten Gebrauche von Geräthen aus Obsidian aus der Hegyalia in Ungarn, Herrn Jeitteles eine mit seltenem Fleisse und selbstloser Hingebung durchgeführte Erforschung und Untersuchung der urgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung, sowie eingehende Studien zur Geschichte der Hausthiere, insbesondere des Hundes und des Huhnes.

Indem wir den Todten ein freundliches Andenken weihen, gedenken wir zugleich der Pflicht, die uns das Leben auferlegt und das uns zuruft: „Rastlos weiter!“

Hierauf ertheilt der Vorsitzende dem Vereinscassier Professor Dr. Woldřich das Wort zur Erstattung des Jahresberichtes. Derselbe legt den nachstehenden, von dem Rechnungsführer Dr. J. E. Polak approbirten, von den Rechnungsrevisoren Dr. Jos. Schneller und Dr. Joh. Tomowitz geprüften und richtig befundenen Rechnungsabschluss vor.

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1882.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1881	fl.	368.45
Subvention Sr. Majestät des kaisers	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterr.-Ministeriums	„	300.—
Abrechnung der C. Gerold'schen Buchhandlung	„	234.—
Jahresbeiträge von 162 Mitgliedern à 5 fl. . .	„	810.—
Zinsencoupon von 2 Staatsobligationen	„	8.—
Ausserordentlicher Beitrag des Herrn J. Spöttel	„	35.—
Cassarest von der Salzburger Versammlung . .	„	47.69
Verkauf älterer Jahrgänge der Vereinsschriften .	„	28.80
„ „ „ „ „ .	„	25.20
Für an das k. k. naturhistorische Hofmuseum überlassene Tauschschriften	„	1800.—
Gesammtsumme .	fl.	3857.14

Ausgaben:

An die Buchdruckerei Holzhausen für Druck der Mittheilungen	fl.	332.85
An die Buchdruckerei W. Köhler	„	662.95
„ Herrn Buchbinder Rautter	„	10.—
„ „ Angerer für Chemigraphien	„	79.03
„ „ Senoner für Versend. der Mittheilungen	„	124.88
„ „ Fligier	„	20.—
Mehrauslagen bei den Ausgrabungs-Arbeiten der Herren Fr. Heger und J. Szombathy	„	118.42
An Herrn Kitz für statistische Arbeiten . . .	„	20.—
Dem Diener Eckert für Eincassirungen u. Gänge	„	30.—
Druck der Jahreskarten	„	4.50
An die Diener des Wissenschaftl. Club	„	25.—
Transport .	fl.	1427.63
Auslagen des Secretärs	„	146.78
„ „ Cassiers	„	31.94
Summe .	fl.	1606.35
Cassarest pro 1883	„	2250.79
Die Einnahmen gleich der Ausgabe .	fl.	3857.14

Wien, 16. Jänner 1883.

Dr. J. N. Woldřich, d. z. Cassier.

Revidirt und approbirt: Dr. J. E. Polak.

Geprüft und richtig befunden:

Dr. Jos. Schneller. Dr. Johann Tomowitz.

Die Versammlung ertheilt hierauf das Absolutorium für die Rechnungslegung.

Der Präsident legt nunmehr den Antrag des Ausschusses auf Wahl der Herren Dr. Gross in Neuveville und Prof. Dr. Gurlitt in Graz vor, welchem die Versammlung mit Acclamation zustimmt.

Der Präsident bringt ein Schreiben des Secretär-Stellvertreters Dr. Wahrmann zur Kenntniss, worin derselbe mittheilt, dass seine sich stets mehrenden Berufsgeschäfte es unmöglich machen, den Pflichten seines Ehrenamtes fernerhin nachzukommen, weshalb er um die Enthebung von demselben bitte. Der Vorsitzende theilt mit, dass der Ausschuss in Erwägung des Umstandes, dass die Anstrengungen eines ausgebreiteten ärztlichen Berufes der Genügeleistung in dem bisherigen Amte grosse Schwierigkeiten entgegenstellen, umsomehr als auch die Secretariatsgeschäfte von Jahr zu Jahr umfangreichere werden, glaubt, dem Ansuchen Folge leisten zu sollen; er stellt jedoch in Würdigung der grossen Verdienste, welche Dr. Wahrmann vom Beginne der Wirksamkeit der Gesellschaft bis zum heutigen Tage sich um ihr Gedeihen erworben hat, den Antrag, demselben den Dank der Versammlung auszusprechen und diesen Act durch ein besonderes Schreiben bekannt zu geben.

Die Versammlung genehmigt mit Acclamation diesen Antrag und wählt über den durch den Präsidenten mitgetheilten Vorschlag des Ausschusses Herrn Assistenten Josef Szombathy einstimmig zum zweiten Secretär.

Der Vorsitzende bringt ferner zur Kenntniss, dass in Folge des dreijährigen Turnus die Herren Dr. von Arneth, Hofrath von Hauer, Graf Hans Wilczek und Graf Gundaker Wurmbrand aus dem Ausschusse ausscheiden, sowie dass in Folge des Todes des Herrn Bergrathes Wolf und der Uebersiedlung des Herrn Professors Dr. Zuckerkandl zwei weitere Ausschussstellen mit zweijähriger Functionsdauer zu besetzen seien. Ueber Antrag der Herren Karrer und Woldřich werden hierauf die Herren Dr. von Arneth, Hofrath von Hauer, Graf Hans Wilczek und Graf Gundaker Wurmbrand mit Acclamation wiedergewählt und die Herren Dr. Wahrmann und Custos Heger sowie Professor Dr. Kundrat neugewählt.

Der Präsident schliesst hierauf die Jahresversammlung.

Hierauf findet der Vortrag des Herrn Professor Dr. Reyer über die Anwendung der Steinwerkzeuge [1]), sowie jener des Herrn Custos Heger über das Gräberfeld von Koban im Kaukasus statt, bei welch letzterem eine grosse Reihe der interessantesten Bronzegegenstände aus diesem Gräberfelde zur Vorlage und Besprechung gelangt.

Dr. M. Much, Secretär.

---

[1]) Siehe p. 72.

Beiträge zur Craniologie der Deutschen in Oesterreich.

Von

Prof. **E. Zuckerkandl** in Graz.

I.

(Mit 4 Tafeln.)

Die physischen Eigenthümlichkeiten der heimischen deutschen Bevölkerung sind noch wenig gekannt. Die Frage: ob die Bevölkerung Cisleithaniens, so weit sie deutsch ist, einen einheitlichen Typus besitze oder mehrere Typen in sich begreife; die Frage, wie sich das anatomische Bild dieser Typen darstellt, und ob zwischen ihnen und den in alten Grabstätten Süddeutschlands gefundenen Formen genetisch eine Continuität bestehe, ist eigentlich nur für einzelne Bezirke von Tirol durch Tappeiner [1]) und Rabl-Rückhard [2]) erörtert worden. Für die übrigen deutschen Provinzen Oesterreichs liegt so viel wie nichts vor.

Aufgabe der österreichischen Craniologen ist es daher, in der angegebenen Richtung zu forschen und die aufgeworfenen Fragen zu beleuchten. Leider ist in den anatomischen Museen für diese Zwecke zu wenig Material aufgespeichert, und ständen nicht die Ossuarien der Pfarreien zu Gebote, so wäre eine Untersuchung der deutschen Schädel eigentlich nicht möglich. Die in den Ossuarien bestatteten Ueberreste eignen sich aber für die Untersuchung ganz besonders, weil sie von Geschlechtern herstammen, die, abgeschlossen gegen den grossen Verkehr, zur Inzucht gezwungen waren, und dadurch den Typus ihrer Vorfahren rein bewahrten.

Die wenigen Ossuarien, die ich selbst bisher zu durchsuchen Gelegenheit hatte, stehen seit langer Zeit ausser Gebrauch. Nur in Hallstatt, dessen kleiner Friedhof ein oftmaliges Umgraben erheischt, werden die beim Umgraben dem Sarge entnommenen Gebeine auch heute noch gereinigt, der Schädel mit dem Namen seines einstigen Trägers versehen, zumeist noch mit einem bunt gezierten Kranze bemalt [3]), und dann im Beinhause beigesetzt; die Bevölkerung Hallstatts ist an diese eigenthümliche Bestattungsweise schon derart gewöhnt, dass Erwachsene wie Kinder ohne Scheu das Beinhaus betreten und beim Ablesen der Namen die Verwandtschaftsbeziehungen der Beigesetzten und deren Schicksale lebhaft erörtern. Währenddem also die eine Reihe der Ossuarien eine Uebersicht über die Schädelbildung der in den betreffenden Ortschaften einst sesshaft gewesenen Menschen ermöglicht, gestattet Hallstatt auch den osteologischen Vergleich der einstigen Bevölkerung mit der der Jetztzeit zu ziehen. Ganz rückwärts in der alten Capelle liegen nämlich Hunderte von Calvarien aus früherer Zeit, zum Theil vermischt mit bezeichneten Schädeln aus dem vorigen Jahrhunderte, und in den vordersten Reihen findet sich das Hallstätter Geschlecht dieses Jahrhunderts aufgeschichtet, wie dies ja alle Touristen kennen, die den zierlichen Friedhof der düsteren Ortschaft besuchten.

Ich werde nun in den nachstehenden Seiten über die in einigen Ossuarien gewonnenen Resultate referiren, vorher aber wegen des Vergleiches meiner Resultate mit den bisherigen Forschungsergebnissen über den deutschen Schädel die letzteren mittheilen, und an diese Auseinandersetzungen einige Worte über die angewendete Methode des Messens knüpfen.

Bevor durch gründliche anatomische Untersuchung die Form des modernen deutschen Schädels sichergestellt wurde, war die Dolichocephalie des deutschen Schädels, zumal man in der Langköpfigkeit eine gewisse Superiorität der Race erblicken wollte, ein craniologischer Glaubensartikel. Welcker [1]) ist als der Erste zu nennen, der gegen diese Ansicht auftrat, und ihm schlossen sich bald Ecker, His und Rütimeyer, Hölder u. A. an. Durch die Untersuchungen dieser Forscher wurde der Glauben an die Dolichocephalie des modernen deutschen Schädels erschüttert, und im Gegensatze zur älteren Lehre

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XII.

[2]) Zeitschr. f. Ethnol. Bd. X.

[3]) Diese Sitte lässt sich bis in die Anfänge des vorigen Jahrhunderts zurück verfolgen.

[1]) Arch. f. Anthrop. Bd. I.

die Behauptung aufgestellt: die Majorität der modernen deutschen Schädel sei brachycephal.

Welcker's Resultate lauten: „Die modernen Deutschen sind theils brachycephal und subbrachycephal, theils orthocephal, nirgends (es ist hier von Mittelziffern die Rede) dolichocephal. Da die Bewohner mehrerer Gegenden Deutschlands ansehnlich brachycephal sind, wiewohl keine Slavisirung oder andere brachycephale Beimischung derselben bekannt ist, und auch die schmalköpfigsten modernen deutschen Stämme merklich breitköpfiger sind, als die germanischen Nachbarvölker (die ja möglicherweise selbst nicht den germanischen Musterschädel vertreten, sondern über den germanischen Typus hinaus verschmälert sein könnten), so bleibt, wenn man nicht annehmen will, dass die Deutschen von Haus aus nicht dolichocephal waren, nur die Annahme, dass sie durch Aufpfropfung auf eine in Deutschland vorgefundene brachycephale Urbevölkerung, oder durch nicht bekannte spätere Zumischungen, oder endlich dass sie durch eine im Laufe der Zeit erfolgte Umwandlung nach der brachycephalen Seite hin die jetzige Form gewonnen hätten. Die letzte dieser Annahmen möchte ich am wenigsten zulassen; die heutigen, ihrer grossen Mehrzahl nach nicht dolichocephalen Deutschen können unmöglich die Abkömmlinge eines dolichocephalen Volkes sein. War das germanische Urvolk dolichocephal, so gibt es germanische Deutsche in Deutschland in verschwindender Anzahl."

Ich möchte gleich an dieser Stelle die Bemerkung einschalten, dass die sehr populär gewordene Methode, die Schädel nach Indices zu classificiren, nur in beschränktem Masse richtig sein kann, denn nach diesem Vorgange der Beurtheilung stehen Cranien hart nebeneinander, die sich sonst sehr unähnlich sind. Wenn wir, um ein Beispiel anzuführen, nach dem Längenbreiten-Index vorgehen, so reiht sich der Czechenschädel an den Türkenschädel, und ohne eine genaue Schilderung könnte man zu dem Glauben veranlasst werden, man habe es mit gleichen oder doch sehr ähnlichen Formen zu thun. Es muss bei Messungen stets berücksichtigt werden, dass der Terminus Dolichocephalie für sich nur im Gegensatze zur Brachycephalie eine klare Vorstellung erweckt, und dass es im Uebrigen verschiedene Brachycephali und verschiedene Dolichocephali gibt. Es genügt nicht, eine Reihe von Schädeln durchzumessen und sie nach ihren Breitenindices zu ordnen, sondern es müssen vor Allem bestimmte, oft wiederkehrende Formen ausgesucht, und jede dieser Reihen für sich unabhängig betrachtet werden.

Diese von His und Rütimeyer und auch von Hölder [1]) geübte Methode der Untersuchung ist wissenschaftlich die einzig mögliche, denn nur sie allein führt zur Feststellung bestimmter Typen. Ich selbst könnte aus meinen Tabellen mit Leichtigkeit Maasse von Cranien herausheben, die bei geringer Differenz in den Zahlen doch Schädeln verschiedener Typen angehören. Ja, es ist mir wiederholt passirt, dass ich in den Ossuarien die typischen, sogar für den Laien auffallenden Formen heraussuchte, und sich nachträglich bei der Berechnung der Indices herausstellte, dass man nach den Breitenindices allein nicht berechtigt ist, zwei verschiedene Typen anzunehmen.

Diese Methode der Untersuchung hat nun für den Schädel der Deutschen ergeben, dass innerhalb der brachycephalen Form wieder zwei Typen existiren. Mit der dolichocephalen wären es gar schon drei Formen, und wir stehen demnach vor der Frage, ob diese Typenmehrheit schon vor der Einwanderung der Deutschen in ihre jetzigen Ansiedlungen bestanden habe, oder ob diese auf Vermischung mit einem Volke zurückzuführen sei, auf welches sie bei der Einwanderung in ihre neue Heimat stiessen.

Es ist dies eine Frage, die nicht ausschliesslich die Deutschen berührt, da beispielsweise auch unter den Slaven von einer Typeneinheit nicht die Rede sein kann.

Bei der Discussion über die Entwicklung von Typen innerhalb eines und desselben Volkes glaubte ich von der Beeinflussung der Culturmittel auf den Schädel absehen, und insolange für den Menschen in dieser Beziehung nicht volle Sicherheit herrscht, bei Ausschluss von Kreuzung an der Beharrlichkeit der Typen festhalten zu müssen.

Von den drei vorher erwähnten Typen des deutschen Schädels ist nur für den dolichocephalen die rein germanische Abstammung sichergestellt worden, indem der Archäologe Lindenschmit beinahe unwiderleglich nachgewiesen hat, dass in den Reihengräbern die Ueberreste eines alten germanischen Stammes enthalten sind. Dieser Typus ist nach Hölder [2])

[1]) „Eine grosse Schattenseite der Eintheilung von Retzius ist die, dass sie nicht gestattet, tiefer in die Eigenthümlichkeiten der Schädelformen einzudringen; dass sie z. B. zu dem Glauben veranlasst, alle dolichocephalen Schädel Europas gehören einer Rasse an, während es doch sehr verschieden gestaltete dolichocephale Schädel gibt."

[2]) Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Stuttgart 1876.

durch folgende Merkmale ausgezeichnet: Der Schädel ist entschieden dolichocephal, das Vorderhaupt schmal, die Stirne hoch, die Nase hervorragend. Das in Form einer stumpfen Pyramide hervorragende Hinterhaupt bildet an der Spitze der Lambdanaht einen leichten Absatz. In der Norma verticalis zeigt der Schädel ein langgestrecktes, abgestumpftes Sechseck, in der Norma occipitalis ein dachförmiges Schädelgewölbe mit fast senkrechten Seitenwänden. „Die Basis ist so ziemlich ebenso breit, als der übrige Schädel, die breiteste Stelle liegt also nahe der Basis und fällt nicht weit hinter die Mitte des Längendurchmessers. Die Höhe übersteigt die Breite, das Gesicht ist prognather als bei den beiden anderen Formen (die Hölder unter germanischen Gräberschädeln fand), und macht durch die senkrecht stehenden Jochbeine und den ziemlich hohen Unterkiefer sofort den Eindruck einer schmalen länglichen Bildung."

Die Mittelmaasse dieser Schädelformen ergeben:

	Nach His:				
Länge	192	Minim.	187	Maxim.	199
Höhe	140	„	136	„	146
Breite	135	„	132	„	139
Breitenindex	70·7	„	67·8	„	72·9
Höhen-Längenindex	73·3	„	70·4	„	76·7
Höhen-Breitenindex	103	„	100	„	108

	Länge	Breite	L.-B.
Nach Ecker	191	136	71·3
„ Kollmann	188	135	72·3
„ Ihering	191	141	74·2
„ Virchow	179	134	74·9
„ Hölder	186	134	72·0

Das Ueberwiegen des Höhenmaasses über das Breitenmaass ist nicht durchgreifend, denn unter den 22 von Kollmann angeführten Reihengräberschädeln prävalirt nur bei 6 die Höhe über die Breite und einige der Cranien sind sogar chamaecephal.

Der Reihengräbertypus ist strenge genommen ausgestorben. Innerhalb der modernen deutschen Bevölkerung findet er sich nur mehr vereinzelt vor. Dieser extrem dolichocephale Typus findet sich aber ausschliesslich auch nur in den Reihengräbern der älteren Periode; in den Reihengräbern der jüngeren Periode treten, wie Hölder berichtet, auch brachycephale Formen und deren Mischformen mit dem germanischen Typus auf, und für die letzten Jahrhunderte werden in Süddeutschland die Dolichocephalen immer seltener. —

Ich gehe nun zur Beschreibung der brachycephalen Form (Disentistypus, His) über und benütze zu derselben die Ausführungen Kollmann's[1]):

„Von oben betrachtet zeigen gute Specimina eine fast cubische Gestalt; Stirn und Scheitelhöcker sind stark entwickelt, die Stirnlinie des Ovals ist beinahe gerade, schmal, die Seitenlinien weichen rasch auseinander und nähern sich erst jenseits der Scheitelhöcker wieder. Die Hinterhauptlinie des Ovals ist wenig gewölbt, das Hinterhaupt nicht vorspringend, im Gegentheil, es setzt sich bei guten Formen fast rechtwinklig gegen den Scheitel ab. Das flache, rasch abfallende Hinterhaupt macht sich namentlich bei der Betrachtung von der Seite bemerkbar. Die Scheitelcurve ist in der Mitte hoch, gewölbt, wendet sich von der Mitte der Scheitelbeine rasch abwärts und endigt in der tiefliegenden Protuberanz. An dem Uebergang zur Stirn eine deutliche Knickung." — Die Hinterhaupt-Ansicht ist fünfeckig. „Die Seitenlinien, gewölbt, convergiren gegen die Basis und sind kaum länger als die flach gewölbten Scheitellinien. Wie schon der Breitenhöhen-Index (88·1) im Mittel erkennen lässt, ist die Breite beträchtlich grösser, als die Höhe. Die Basilaransicht ist auffallend verschieden von derjenigen der Langschädel; denn das Foramen magnum liegt weit nach hinten, weil die Hinterhauptschuppe zum grössten Theil für die Bildung der verticalen Hinterhauptfläche verwendet wird."

Hölder unterscheidet unter den Brachycephalen Württembergs zwei Typen, von welchen er den einen, dessen Hinterkopf weniger flach ist, den turanischen, den anderen, mit abgeplattetem Hinterhaupte versehenen, der mit den vorher erwähnten brachycephalen so ziemlich an Form übereinstimmt, den sarmatischen nennt.

Mittelmaasse der Brachycephalen aus Reihengräbern nach Kollmann:

Länge	173
Breite	144
Höhe	127
Breitenindex	83·5
Längenhöhen-Index	73·3
Breitenhöhen-Index	88·1

Mittelmaasse des Disentistypus:

Länge	170	Minim.	157	Maxim.	182
Breite	147	„	137	„	158
Höhe	139	„	130	„	148

[1]) Schädel aus alten Grabstätten Baierns.

Breitenindex . . .	86·5	Minim.	81·8	Maxim.	97·5
Längenhöhen-Index	81·8	„	77·4	„	86·6
Breitenhöhen-Index	94·6	„	84·7	„	100·0

Unter 5 Schädeln aus Norddeutschland mit demselben Typus schwankte nach Gildemeister:

die Länge zwischen	172	und	186
„ Breite „	147	„	164
„ Höhe „	133	„	151
der Breitenindex zwischen . .	85·7	„	89·7

Die Mittelmaasse der mesocephalen Schädel in Reihengräbern lauten nach Kollmann:

Länge	182	Minim.	167	Maxim.	192
Breite	138	„	128	„	152
Höhe	132	„	110	„	143
Breitenindex . . .	76·4	„	74·0	„	79·8
Längenhöhen-Index	73·5	„	57·2	„	76·0
Breitenhöhen-Index	95·5	„	75·6	„	99·3

Ueber die Frage, wer das brachycephale Volk gewesen, mit dem sich die Germanen vermischten, und dessen Descendenz noch heute in deutschen Landen existirt, lassen sich bisher blos Vermuthungen aufstellen. Virchow[1]) bemerkte in einer Discussion über das berührte Thema: „die Frage der Kurzköpfigkeit schiebt sich in jede Debatte über die grossen europäischen Volksstämme hinein", und stellt es überhaupt als unerwiesen hin, dass es eine germanische Urbevölkerung gab, welche einen gleichmässigen Typus hatte. Die Provenienz der Brachycephalen interessirt übrigens nicht nur die Deutschen, sondern beschäftigt auch die Craniologen Italiens, Frankreichs und Englands, weil ein ähnlicher brachycephaler Typus auch in jenen Ländern aufgefunden wurde.

Kollmann, der in seiner ersten Schrift[2]) die Abstammung der Brachycephalen unerörtert lässt, erklärt[3]) sie später für Kelten.

His und Rütimeyer halten, im Gegensatze zu allen übrigen Craniologen, den brachycephalen Typus für den der Alemannen.

Rabl-Rückhard[4]) glaubt die deutschen Brachycephalen Tirols auf rhäto-romanischen Ursprung zurückführen zu müssen.

Nach Welcker[5]) ist der deutsche Schädel durch slavische Beimischung brachycephal geworden. Die Brachycephalie derjenigen deutschen Stämme, bei welchen eine slavische Beimengung nicht stattgefunden, dürfte nach ihm dadurch erklärt sein, dass die einwandernden Germanen eine brachycephale Bevölkerung vorgefunden, die in den Germanen aufging.

Andere Forscher wieder, wie Hölder, der den brachycephalen Typus genau studirte, enthalten sich vorläufig einer bestimmten Aussage. Hölder beschränkt sich darauf, alle Verhältnisse zu berühren, die auf die Beschaffenheit des deutschen Schädels einen Einfluss nehmen konnten. Er erwähnt die Züge der Hunnen, Avaren, Ungarn und Slaven, und hebt hervor, dass vor dem 9. Jahrhundert eine Vermischung der Germanen mit den unter ihnen als Kriegsgefangene lebenden fremden Volkselementen nicht stattfand, daher bis zu dieser Zeit in den Reihengräbern die typischen Dolichocephalen dominiren.

Das eigentliche Resultat der bisherigen Forschung über den germanischen Schädel ist nach allem Vorangegangenen nicht sehr befriedigend, denn nur die Dolichocephalen der Reihengräber sind erkannt worden, während die Herkunft der Brachycephalen noch in tiefes Dunkel gehüllt ist. Im Uebrigen ist es nicht die nächste Aufgabe der Craniologie, letztere Frage zu behandeln; vorerst ist die geographische Verbreitung des brachycephalen Typus festzustellen, und zu untersuchen, ob es unter den Deutschen nicht noch andere Typen gibt. Wenn einmal der anatomische Theil der Frage definitiv abgeschlossen ist, wird sich der historische Theil besser anfassen lassen. —

Ich habe in der Einleitung nur noch der Messungsmethode, der ich mich bediente, zu gedenken.

Es ist klar, dass die Untersuchung nicht mit allen Hilfsmitteln der modernen Craniologie ausgeführt wurde. Insbesondere musste davon abgesehen werden, die Schädel bei einer bestimmten Horizontal-Einstellung zu messen, da es nicht möglich gewesen wäre, einen umständlichen Apparat zu transportiren. Ich war in einigen der Ossuarien zufrieden, wenn ich nur so viel Platz fand, als nothwendig war, um mich halbwegs bewegen zu können. Aus diesem Grunde wird es klar, dass ich mich an die alte Methode der Messung halten musste.

Der Vorgang, den ich bei der Untersuchung einhielt, war folgender: Ich suchte erst die vorkommenden Typen zu fixiren, und nachdem die Schädel in dieser Weise ausgewählt waren, wurden sie gruppenweise gemessen. Es wurden nachstehende Maasse abgenommen:

[1]) Die fünfte allgem. Versamml. der deutschen Gesellsch. f. Ethnol. etc. Braunschweig 1875.

[2]) l. c.

[3]) Altgermanische Gräber, München 1874.

[4]) Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthrop. etc. 1878.

[5]) Kraniolog. Mittheil. Arch. f. Anthrop. Bd. I.

1. Die grösste Länge zwischen Glabella und der vorspringendsten Stelle der Hinterhauptschuppe.

2. Die grösste Breite, senkrecht zur Medianebene, dort bestimmt, wo sie sich fand.

3. Die grösste Höhe median zwischen dem vorderen Rand des Foramen occipitale magnum und der höchsten Stelle des Scheitels.

Es wäre nicht unwichtig gewesen, die Ohrhöhe zu bestimmen. Ich musste jedoch von diesem Maasse absehen, da mir nur der Stangenzirkel zur Verfügung stand, und dieses Instrument bei allen seinen Vorzügen, für die Messung der auriculären Höhe nicht ausreicht. Es hängt so viel von der Haltung des Instrumentes ab, dass unwillkürlich Fehler mit unterlaufen müssten.

4. Die grösste Stirnbreite zwischen den am meisten distanten Punkten der Stirnbeinschuppe. Gewöhnlich liegt die grösste Stirnbreite im Bereiche der Kreuzung der halbmondförmigen Schläfenlinien mit der Kranznaht.

5. Die grösste Breite des Hinterhauptbeines. Es ist nicht leicht, dies Maass mit Sicherheit abzunehmen, da die Naht breit, reichlich gezackt und häufig von Zwickelknochen durchsetzt ist.

6. Die basale Länge median zwischen Nasenwurzel und vorderem Rand des grossen Hinterhauptloches.

7. Die basale Breite zwischen den Mittelpunkten der oberen Ränder des äusseren Gehörganges. Um zwischen identischen Punkten zu messen, markirte ich die oberen Gehörgangskanten in der Projection der Rivini'schen Einschnitte. Dieser Querdurchmesser verdient Berücksichtigung, weil er sich auch am Lebenden leicht abnehmen lässt.

8. Die Gesichtslänge median zwischen der Sutura naso-frontalis und dem Unterkieferrand. Sie wurde nicht oft gemessen, weil bei den meisten Schädeln der Unterkiefer fehlte.

9. Die Gesichtsbreite zwischen den am meisten distanten Stellen der Jochbogen.

10. Die Oberkieferlänge; Abstand des Alveolarrandes von der Sutura naso-frontalis.

11. Die Oberkieferbreite (grösste) an der Naht zwischen Oberkiefer und unterem Jochbeinrand gemessen.

12. Die Nasenlänge; Abstand der Sutura naso-frontalis von der Basis des Nasenstachels.

13. Die Nasenbreite = der grössten Breite der vorderen Nasenöffnung.

14. Die Breite des Orbitaleinganges, gemessen zwischen dem Winkel, in dem über der Thränensackfurche Stirnbein, Oberkiefer- und Thränenbein zusammenstossen, und der Mitte des äusseren Orbitalrandes.

15. Die Höhe der Orbita median und senkrecht zum vorigen Maass.

Die grösste Breite des Schädels wurde mit dem Virchow'schen Stangenzirkel gemessen, die kleineren Maasse des Gesichtsskeletes, wie Länge und Breite des Oberkiefers, der Orbita etc., mit einem gewöhnlichen kleinen Zirkel, alle übrigen angeführten mit einem Tasterzirkel; die folgenden Messungen sind mit dem Bandmaass ausgeführt.

16. Der Horizontalumfang des Schädels. Das Bandmaass ist so anzulegen, dass der Längendurchmesser die grösste Axe des Maasses bildet.

17. Der Querbogen (Frontalbogen) vom oberen Rand der äusseren Ohröffnung über den Scheitel zur entgegengesetzten Ohröffnung. Am Scheitel passirt der Querbogen die Kreuzungsstelle des Höhenmaasses mit der Sagittalnaht.

18. Der Längsbogen (Sagittalbogen) zwischen der Sutura naso-frontalis und der hinteren Circumferenz des grossen Hinterhauptloches. Er zerfällt in drei Abtheilungen, in den Stirn-, Scheitel- und Hinterhauptsbogen, deren gegenseitige Grenzen median in der Kranz- und der Lambdanaht liegen.

Alle Maasse sind in Millimeter angegeben. Ich habe vornehmlich männliche Schädel ausgesucht. Die männlichen sind in der Tabelle nicht näher bezeichnet.

1. Die Cranien aus Hallstatt.

Die Hallstätter Crypta besteht nach der herrschenden Ueberlieferung seit dem 13. Jahrhundert und wird, wie ich schon an einer früheren Stelle bemerkte, noch heute als Aufbewahrungsort für die bei den Umgrabungen aus den Särgen genommenen Skelettheile benützt. Die Zahl der in der Crypta angesammelten Schädel dürfte gegen 1000 betragen. Durchsucht man dieselben, so ergeben sich, nebst vielen Schädeln, die man vielleicht am besten als Mischformen bezeichnen könnte, zwei scharf von einander geschiedene Formen, von welchen die eine dolichocephal, die andere brachycephal ist. Von diesen Schädeln habe ich die besser conservirten ausgesucht und gemessen, und auf diese Weise die Maasse von 137 Cranien erwachsener Personen erhalten. Die Breitenindices dieser Schädel schwankten zwischen 71·0 und 98·1, und zwar fand ich mit Breitenindex:

71·1	1	Schädel	84·0—84·8	13	Schädel
73·6—73·7	2	„	85·1—85·8	16	„
75·1	1	„	86·4—86·9	3	„
76·2—76·5	4	„	87·0—87·9	13	„
77·1—77·6	2	„	88·2—88·9	7	„
78·0—78·9	7	„	89·3—89·9	4	„
79·0—79·9	10	„	90·6	1	„
80·0—80·8	15	„	91·2—91·4	3	„
81·0—81·9	11	„	94·7	1	„
82·2—82·8	11	„	98·1	1	„
83·0—83·9	11	„			

Es prävaliren demnach in Hallstatt die Brachycephalen [1]), und innerhalb der Minorität unter den Langköpfen wieder die breitere Form, nämlich die der Subdolichocephali.

Nach der französischen Eintheilungsweise des Breitenindex sind unter den Hallstätter Schädeln

3 dolichocephal,
7 subdolichocephal,
18 mesaticephal,
39 subbrachycephal und
70 brachycephal.

Nach der deutschen Eintheilung sind

5 dolichocephal,
22 mesocephal und
110 brachycephal.

a) Die Dolichocephalen.

Eine Beschreibung der Hallstätter Dolichocephalen ist nicht leicht zu geben, weil sie nur durch den Langbau des Schädels eine anatomische Verwandtschaft bekunden, im Uebrigen aber unter einander einigermassen verschieden sind. Zumeist sind es geräumige, kräftig gebaute Cranien, doch findet sich unter ihnen auch eine kleinere dolichocephale Form.

Die Scheitelansicht der Schädel ist einem in die Länge gezogenen Ovale vergleichbar; treten die Parietalhöcker (nur in wenigen Exemplaren) scharf vor, dann ist die Scheitelansicht mehr sechseckig. Der Hinterhaupt-Abschnitt des Horizontalbogens ist ziemlich stark gebogen; von hinten betrachtet (Norma occipitalis) ist der Schädel fünfeckig; doch da die Scheitelgegend rückwärts gewöhnlich ein wenig abfällt, so ist die Spitze des Fünfecks nicht sehr scharf ausgeprägt. In der Seitenansicht zeigt sich die Scheitelcurve gleichmässig gewölbt; häufig aber erfährt sie rückwärts eine Unterbrechung dadurch, dass sie wie flachgedrückt erscheint. Die Schläfengruben sind mässig gewölbt.

Das Kiefergerüste ist orthognath. In der Norma facialis zeigt sich das Nasendach zumeist schmal und vorspringend. Der Nasenindex leptorrhin oder mesorrhin. Die Augenhöhlen mesosème oder mikrosème. Die Superciliarbogen häufig mächtig entwickelt. In der Norma basilaris erscheint das Foramen occipitale magnum mehr in der Mitte gelegen, weil die Schuppe des Hinterhauptbeines stark ausgebaucht ist.

In der Gruppe der Langköpfe waren 3 (L.-B. bis 75·0) eigentlich dolichocephal, und 7 (L.-B. 75·0 bis 77·7) subdolichocephal. Mesaticephale Cranien (L.-B. 77·7—80·0) fand ich 17.

Die Mittelzahlen der wahren Dolichocephalen ergeben:

Länge . . .	191	Minim.	186	Maxim.	197
Breite . . .	139	„	137	„	142
Höhe	133	„	127	„	138
Horizontalbogen	538				
L.-B.	72·8	„	71·1	„	75·1
L.-H.	69·8	„	68·3	„	72·0
B.-H.	95·9	„	92·7	„	98·6

Nach dem Längenhöhen-Index sind diese Schädel im Mittel niedrig. Eigentlich ist es nur der dritte (ein weiblicher) in der Tabelle, denn der chamaecephale Index der übrigen 2 Cranien ist der bedeutenden Entfaltung des Längenmaasses zuzuschreiben. Der erste in der Tabelle zeigt überdies den Reihengräbertypus; der Schädel ist neben der besonders entfalteten Länge beinahe ebenso hoch als breit. Auch bei einigen anderen Cranien der subdolichocephalen Gruppe ist die Differenz zwischen Höhe und Breite der Hirnschale eine geringe.

Die Subdolichocephalen ergeben im Mittel für

Länge . . .	190	Minim.	186	Maxim.	192
Breite . . .	145	„	142	„	149
Höhe	135	„	129	„	141
Horizontalbogen	539				
L.-B.	76·5	„	76·2	„	77·1
L.-H.	71·0	„	68·6	„	73·4
B.-H.	92·8	„	89·0	„	95·9

Die Mesaticephalen (18 Cranien) für

Länge . . .	184	Minim.	178	Maxim.	194
Breite . . .	146	„	142	„	156
Höhe	131	„	120	„	142
Horizontalbogen	531				
L.-B.	79·2	„	78·0	„	79·9
L.-H.	71·4	„	64·5	„	74·2
B.-H.	90·2	„	81·6	„	97·2

[1]) Auch unter den übrigen, die nicht gemessen werden konnten, machte ich dieselbe Beobachtung.

Die Länge variirt bei den meisten zwischen 180 und 189 mm., bei 3 überschreitet sie 190 mm. und nur bei 4 ist dieselbe unter 180 mm. herabgesunken.

b) Die Brachycephalen.

Der eigentliche brachycephale Hallstätter Schädel ist geräumig, hoch und orthognath; seine obere Ansicht kurz und breit, einem am rückwärtigen Pole plattgedrückten Ovale vergleichbar. In der Norma temporalis zeigt die Scheitelcurve eine doppelte Knickung, und zwar eine vordere in der Stirnbeinschuppe und eine rückwärtige in der Gegend der Scheitelhöcker, von wo an das abgebogene Mittelhaupt, steil abfallend, in die bis zur Linea nuchae superior flache Occipitalschuppe übergeht. Der untere Abschnitt des Hinterhauptes, sowie auch die Schläfengruben sind gewölbt. Die hintere Ansicht des Hallstätter Brachycephalus ist viereckig oder einem breiten Fünfeck mit niedriger Spitze und gerundeten Winkeln vergleichbar.

In der Basilaransicht findet sich das Foramen occipitale wegen der geringen Wölbung des Hinterkopfes weit nach hinten verschoben.

Vom Gesichtsskelete wäre erwähnenswerth: Der vorspringende Nasenrücken, die Breite der Nasenöffnung, die Weite der Augenhöhlen und die bei einzelnen mächtige Entwicklung der Superciliarbogen.

In Bezug auf den Breitenindex der Nase zeigt sich, dass von 40 für diese Messung geeigneten Cranien 14 (Index 37·5—42·2) leptorrhin, 14 (Index 47·3—51·9) mesorrhin und 12 (Index 52·1—68·3) platyrrhin sind. Unter den Platyrrhinen ist die Nasenwurzel oft auffallend breit.

Der Orbitalindex unterliegt bedeutenden Schwankungen, ist aber zumeist mikrosème.

Derselbe brachycephale Typus, nur gleichsam im verkleinerten Massstabe entwickelt, findet sich neben den geräumigen Brachycephalen in nicht geringer Anzahl. Ich glaube nicht, dass er wegen des Grössenunterschiedes von der anderen Gruppe loszutrennen sei.

Unter den kurzköpfigen Hallstättern sind 39 subbrachycephal und 70 brachycephal.

Von den ersteren entfallen in die Gruppe mit Breitenindex

von	80·2	bis	80·7	. .	13 Schädel
„	81·0	„	81·9	. .	10 „
„	82·1	„	82·8	. .	11 „
„	83·0	„	83·3	. .	5 „

Unter diesen Schädeln befinden sich 5 typisch weibliche.

Im Mittel ergibt die

Länge . . .	181	Minim.	174	Maxim.	192
Breite . . .	147	„	139	„	159
Horizontalbogen	527		.		.
Höhe	133	„	122	„	151
L.-B.	81·7	„	80·0	„	83·2
L.-H.	73·9	„	64·2	„	83·1
B.-H.	90·6	„	80·0	„	100·7

Das Längenmaass der Cranien schwankte zumeist (in 24 Fällen) zwischen 180 und 189. Zweimal überstieg es 190 mm., und sank 14 Mal unter 180 herab. In die letztere Gruppe reihen sich auch die 5 weiblichen Cranien ein.

Von den 70 eigentlichen Brachycephalen entfallen auf einen Breitenindex

von	83·3	bis	83·9	. .	6 Schädel
„	84·0	„	84·8	. .	14 „
„	85·0	„	85·8	. .	17 „
„	86·4	„	86·9	. .	3 „
„	87·0	„	87·9	. .	13 „
„	88·4	„	88·9	. .	7 „
„	89·3	„	89·9	. .	4 „
„	90·6			. .	1 „
„	91·2	„	91·4	. .	3 „

und schliesslich mit 94·7 und 98·1 je ein Cranium.

Das Mittel ergibt für

Länge . . .	176	Minim.	162	Maxim.	192
Breite . . .	152	„	141	„	160
Höhe	133	„	115	„	147
Horizontalbogen	523		.		.
L.-B.	86·6	„	83·3	„	98·1
L.-H.	75·6	„	69·8	„	85·8
B.-H.	87·3	„	82·4	„	95·4

Der Längendurchmesser bewegte sich in 41 Fällen zwischen 170 und 179 mm.; in 18 Fällen war er über 180 mm. lang, und in anderen 10 Fällen erreichte er die Ziffer 170 nicht.

Mittel der subbrachycephalen Schädel:

180 147 133 81·6 73·9 90·6

der Brachycephalen:

176 152 133 86·6 75·6 87·2

Mittel beider Gruppen:

177 150 133 84·8 75·0 88·4

Ich will noch einer dritten Form Erwähnung thun, weil sie vielleicht eine Mischform [1]) der beiden vorher beschriebenen extremen Typen zu bedeuten hat. In dieser Gruppe befinden sich Cranien, die trotz

[1]) Die betreffenden Schädel sind als solche in den Tabellen angeführt.

ihres hohen Breitenindex (Mittel 81·7) dolichoid sind. Vermöge ihrer Länge schliessen sich dieselben den Dolichocephalen an und nähern sich wieder durch ihre Höhe und durch die Abplattung des Hinterkopfes den Brachycephalen.

Nachstehende Reihen enthalten die wichtigeren Maasse dieser Form:

Mischform[1]):

Länge	Breite	Höhe	L.-B.	L.-H.	B.-H.
182	147	141	80·8	77·5	95·9
181	146	135	80·7	74·6	92·5
186	150	138	80·6	74·2	92·0
186	152	151	81·7	81·2	99·3
179	147	139	82·1	77·7	94·6
186	153	129	82·3	69·4	84·3
181	152	138	84·0	76·2	90 8
Mittel 183	149	139	81·7	75·8	92·9

Aus dem Vergleich der mit Namen bezeichneten Hallstätter Schädeln, mit solchen aus früheren Perioden, ist zu entnehmen:

Dass sich seit dem Bestehen des Beinhauses die Schädeltypen in Hallstatt nicht geändert haben; ferner dass selbst heute noch die zwei Typen nebeneinander existiren, wenn auch, wie schon bemerkt, die Brachycephalen bei weitem überwiegen. Es lehren die bezeichneten Schädel in Hallstatt aber auch, wie innerhalb einer und derselben Familie der Typus der Schädel stabil bleibt.

Ich werde einige Beispiele anführen, um dies zu zeigen. In den Reihen A und B sind die zwei Typen nebeneinander gestellt. Die übrigen Reihen enthalten die Maasse von Personen einer und derselben Familie:

	Länge	Breite	Höhe	L.-B.	
A	197	140	138	71·0	Männliche Schädel
	173	155	139	89·5	
B	191	146	132	76·4	Weibliche Schädel
	167	141	129	84·4	
C	189	142	136	75·4	Mutter
	189	144	136	76·4	Sohn
D	182	156	139	85·7	Brüder
	180	153	137	85·0	
E	173	147	134	84·9	Vater
	163	142	129	87·1	Sohn
F	179	150	126	83·8	Brüder
	172	145	126	84·3	
G	178	154	134	86·5	Vater
	172	151	128	87·7	Sohn

[1]) In der Tabelle sind sie nach ihrem Index eingereiht, da der Beweis, dass sie wirklich Mischformen sind, eigentlich doch nicht zu erbringen ist.

Mit dem Befunde, dass der Mehrzahl nach die Hallstätter Bevölkerung einen hohen, brachycephalen, mit abgeplattetem Hinterhaupte versehenen Schädel besitze, stimmen auch die Messungen an Lebenden überein. Es scheint dieser Typus in der Gegend überhaupt sehr verbreitet zu sein, da (nach Messungen an Lebenden) die Bevölkerung der Ausseer Gegend dieselbe Schädelform besitzt.

In vergleichender Beziehung ist bemerkenswerth, dass die Hallstätter Brachycephalen, so weit man eben nach Beschreibungen urtheilen darf, mit den in Deutschland und der Schweiz gefundenen Brachycephalen übereinstimmen.

	Länge	Breite	Höhe	L.-B.	L.-H.	B.-H.
Hallstätter	176[1])	152	133	86·6	75·6	87·2
(Die Subbrachycephalen u. Brachyceph. zusammen)	(177	150	133	84·8	75·0	88·4)
Tiroler (Rabl-Rückhard)	177	150	132	85·0	74·7	87·8
Disentis (His)	170	147	139	86·5	81·8	94·6
Nordwestdeutsche Brachycephalen (Gildemeister)	177	153	134	86·9	75·4	87·1[1])

Hinsichtlich der Mittelmaasse zeigen die erste, zweite und vierte Reihe eine grosse Conformität, insbesondere scharf fällt aber die Uebereinstimmung der ersten und vierten Reihe in's Auge.

Nach diesem Vergleiche ist schliesslich noch zu untersuchen, ob eine Aehnlichkeit zwischen den Hallstätter Brachycephalen und jenen alten Hallstättern besteht, deren Gebeine auf dem berühmten Leichenfelde des Salzberges exhumirt wurden.

Durch die gütige Unterstützung von Seite des Herrn Hofrath Prof. von Hochstetter war es mir möglich, einen solchen Vergleich anzustellen. Im k. k. Hofmuseum finden sich nämlich, wenn auch in sehr defectem Zustande, sieben Cranien der alten Hallstätter Race, und dazu kommt noch einer aus der Wiener Anatomischen Sammlung, so dass ich im Ganzen über acht Cranien dieser Race zu berichten vermag.

Hallstätter Race.

	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Basislänge	Nasenlänge	Inhalt	L.-B.	L.-H.	B.-H.
1.	194	139	134	121	92	—	1550	71·6	69·1	96·4
2.	181	130	—	114	—	—	—	71·8	—	—
3.	186	135	—	110	—	—	—	72·6	—	—
4.	183	134	140	112	—	—	1530	73·2	76·5	104·5
5.	189	141	—	117	—	—	—	74·6	—	—
6.	179	134	130	117	90	50	1350	74·9	72·6	97·0
7.	—	139	132	127	93	—	—	—	—	—
8.	183	136	—	114	—	—	—	73·3	—	—

[1]) Es ist darauf Rücksicht zu nehmen, dass die Messungsmethoden nicht die gleichen sind.

Der siebente, dessen Längenmaass nicht abgenommen werden konnte, war, der Besichtigung nach zu schliessen, sowie auch ein anderer Hallstätter Schädel vom Salzberge, den ich im Linzer Museum sah, aher nicht untersuchen konnte, subbrachycephal. Die alten Hallstätter Schädel, die man gemeinhin einem keltischen Volke [1]) zuschreibt, sind daher nach meinen Beobachtungen überwiegend dolichocephal, und haben demnach mit den Cranien der Crypta keine Aehnlichkeit.

Nachdem ich auf die Aehnlichkeit der Hallstätter Brachycephalen mit dem im übrigen Süddeutschland vorherrschenden Typus aufmerksam gemacht, kann es mir erlassen bleiben, die Abkunft dieser Brachycephalen zu erörtern. Einiges darüber ist in der Einleitung enthalten, und wer ausführlicher berichtet sein will, der lese jene historischen Emanationen, die als Verzierung den meisten Monographien über den deutschen Schädel beigegeben sind.

2. Die Cranien der Crypta in Laufen (bei Ischl).

Das auf dem, die kleine Kirche umgebenden Friedhof befindliche Beinhaus dürfte ebenso alt sein, als die Hallstätter Crypta. Die Untersuchung der Schädel war durch die eigenartige Schichtung der Gebeine sehr erschwert, indem die Schädel zwischen den Röhrenknochen steckten und eine Demolirung des Hügels nicht gestattet wurde. Es blieb daher nichts übrig, als die leichter zu erreichenden Schädel zu messen. Auf diese Weise wurde es mir möglich, die Maasse von 33 Schädeln erwachsener Personen zu erhalten. Im Uebrigen genügte mir diese Zahl hinlänglich, da ich dieselben Typen wie in Hallstatt antraf. Aus diesem Grunde kann ich es mir füglich erlassen, die Typen zu beschreiben; es wird genügen, die numerischen Resultate mitzutheilen.

[1]) Unter der Voraussetzung, dass die alte Hallstätter Race eine keltische gewesen, dürfte die Dolichocephalie der Kelten sichergestellt sein. Dem Umstande, dass keltische Völker (Franzosen, Irländer) nicht mehr oder nicht durchwegs dolichocephal sind, ist kein besonderes Gewicht beizumessen, denn es haben ja Vermischungen mit fremden Elementen stattgefunden.

Das Cranium eines Irländers, welches sich in meinem Besitze befindet, ist extrem dolichocephal. Seine wichtigsten Maasse ergeben;

Länge	182	L.-B.	73·6
Breite	136	L.-H.	74·1
Höhe	135	B.-H.	100·0
Horizontalbogen	505		

Von den 33 Cranien, die ich gemessen, sind
1 dolichocephal,
3 subdolichocephal,
2 mesaticephal,
9 subbrachycephal und
18 wirklich brachycephal.

Die statistische Vertheilung in Bezug auf den Breitenindex ergab mit Breitenindex

von 73·0	1	Cranium
„ 75·5	1	„
„ 76·0—76·3	3	Cranien
„ 77·7	1	Cranium
„ 78·5	1	„
„ 79·5	1	„
„ 80·4	1	„
„ 81·0—81·7	3	Cranien
„ 82·0—82·9	3	„
„ 83·1—83·2	2	„
„ 84·4	1	Cranium
„ 85·2—85·8	3	Cranien
„ 86·3—86·8	3	„
„ 87·1—87·4	2	„
„ 88·4—88·8	3	„
„ 89·2	1	Cranium
„ 90·2—90·8	2	Cranien
„ 93·4	1	Cranium

Mittelmaasse der Subdolichocephalen:

Länge	190	Minim.	184	Maxim.	200
Breite	144	„	139	„	154
Höhe	133	„	127	„	139
Horizontalbogen	534				
L.-B.	75·9	„	75·5	„	76·3
L.-H.	68·9	„	63·3	„	69·5
B.-H.	90·4	„	89·4	„	91·4

Der Mesaticephalen:

Länge	181	Minim.	177	Maxim.	185
Breite	143	„	139	„	147
Höhe	126	„	—	„	—
Horizontalbogen	526				
L.-B.	79·0	„	78·5	„	79·5
L.-H.	71·2	„	—	„	—
B.-H.	90·6	„	—	„	—

Der Subbrachycephalen:

Länge	181	Minim.	166	Maxim.	187
Breite	148	„	138	„	154
Höhe	131	„	123	„	139
Horizontalbogen	526				
L.-B.	82·0	„	80·4	„	83·1
L.-H.	72·4	„	68·3	„	83·7
B.-H.	88·2	„	83·7	„	100·7

Mittelmaasse der Brachycephalen:

Länge	176	Minim.	165	Maxim.	184
Breite	154	„	132	„	158
Höhe	134	„	124	„	138
Horizontalbogen	531		.		.
L.-B.	87·6	„	84·4	„	93·4
L.-H.	76·0	„	70·2	„	82·5
B.-H.	86·8	„	80·6	„	92·5

Ein Vergleich mit den Hallstättern ergibt eine vollständige Uebereinstimmung der brachycephalen Gruppe, sowohl numerisch als der Form nach; die dolichocephale stimmt weniger, wahrscheinlich weil sich in Laufen unter den zugänglichen Schädeln keine genügende Anzahl von Dolichocephalen befand. Jedenfalls ist der Schluss erlaubt, dass die Brachycephalen Laufens und Hallstatts derselben Race angehören.

	Länge	Breite	Höhe	Horiz.-Bog.	L.-B.	L.-H.	B.-H.
Subdolichocephale:							
Hallstatt	190	145	135	539	76·5	71·0	92·8
Laufen .	190	145	134	534	75·9	70·0	92·1
Mesaticephale:							
Hallstatt	184	146	131	531	79·2	71·4	90·2
Laufen .	181	143	126	526	79·0	69·6	88·1
Subbrachycephale:							
Hallstatt	180	147	133	526	81·6	73·9	90·6
Laufen .	181	148	131	526	82·0	72·4	88·2
Brachycephale:							
Hallstatt	176	152	133	524	86·6	75·6	87·2
Laufen .	176	154	134	531	87·6	76·8	86·8

3. Die Crypta in Altmünster am Gmundner See.

Das Ossuarium in Altmünster stammt aus dem vorigen Jahrhunderte, und beherbergt nicht viel mehr als etwa 100 Schädel. Unter diesen fand ich 27 für die Messung geeignet; von diesen sind

3 subdolichocephal,
3 mesaticephal,
10 subbrachycephal und
10 brachycephal;

es prävaliren demnach die Brachycephalen. Der sub Nr. 27 der Tabelle eingereihte Brachycephalus stimmt mit den übrigen nicht überein, sondern besitzt eine Form, die der des südslavischen Schädels am nächsten steht.

Der Breitenindex der Altmünster Schädel variirt zwischen 77·1 und 94·4, und wenn ich den letzten der Tabelle seiner eigenartigen Form halber ausscheide, zwischen 77·1 und 88·9, und zwar entfallen auf einen Breitenindex von:

77·1—77·3	3	Schädel
78·5	2	„
79·7	1	„
80·2—80·6	4	„
81·0—81·9	4	„
83·2	3	„
84·2—84·4	3	„
85·1	1	„
86·6	1	„
87·2	1	„
88·0—88·9	3	„

und schliesslich auf den Breitenindex mit 94·4 gleichfalls einer der Gruppe.

Im Mittel ergeben die Subdolichocephalen:

Länge	189	Minim.	181	Maxim.	194
Breite	146	„	140	„	150
Höhe	134	„	122	„	135
Horizontalbogen	549		.		.
L.-B.	77·2	„	77·1	„	77·3
L.-H.	71·1	„	68·7	„	75·1
B.-H.	92·0	„	89·2	„	97·1

Die Mesaticephalen:

Länge	180	Minim.	172	Maxim.	191
Breite	142	„	135	„	150
Höhe	131	„	122	„	141
Horizontalbogen	519		.		.
L.-B.	78·9	„	78·5	„	79·7
L.-H.	72·8	„	68·1	„	79·7
B.-H.	92·3	„	86·7	„	100·0

Die Subbrachycephalen:

Länge	182	Minim.	179	Maxim.	186
Breite	148	„	145	„	153
Höhe	131	„	120	„	140
Horizontalbogen	530		.		.
L.-B.	81·4	„	80·2	„	83·2
L.-H.	72·0	„	65·6	„	76·9
B.-H.	88·5	„	81·3	„	94·0

Der Brachycephalen:

Länge	179	Minim.	171	Maxim.	186
Breite	154	„	144	„	162
Höhe	131	„	122	„	138
Horizontalbogen	534		.		.
L.-B.	86·0	„	83·5	„	88·9
L.-H.	73·1	„	68·9	„	76·7
B.-H.	85·1	„	81·5	„	90·4

Verglichen mit den vorher beschriebenen zeigt sich:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Bog.	L.-B.	L.-H.	B.-H.
Hallstatt .	190	145	135	539	76·5	71·0	92·8
Laufen . .	190	145	134	534	75·9	70·0	92·1
Altmünster .	189	146	134	549	77·2	71·1	92·0
Hallstatt .	184	146	131	531	79·2	71·4	90·2
Laufen . .	181	143	126	526	79·0	69·6	88·1
Altmünster[1])	180	142	131	519	78·9	72·8	92·3
Hallstatt .	180	147	133	526	81·6	73·9	90·6
Laufen . .	181	148	131	526	82·0	72·4	88·2
Altmünster .	182	148	131	530	81·4	72·0	88·5
Hallstatt .	176	152	133	524	86·6	75·6	87·2
Laufen . .	176	154	134	537	87·6	76·0	86·8
Altmünster .	179	154	131	534	86·0	73·1	85·1

Die letztere Gruppe zeigt, dass die Altmünsterer Brachycephalen geräumiger, länger und niedriger, aber ebenso breit sind, als die Brachycephalen der anderen zwei Ossuarien. Zwischen den dolichocephalen Gruppen der drei Ossuarien kann ich keinen rechten Unterschied finden, weil das eigentlich Charakteristische dieser Gruppe hauptsächlich in dem Langbau der Schädel liegt. Die Brachycephalen der kleinen Altmünster Crypta sind hingegen von den Brachycephalen in Hallstatt und Laufen wesentlich verschieden. Sie unterscheiden sich von den letzteren durch bedeutendere Länge, Geräumigkeit, geringere Höhe, und durch die Wölbung der Hinterhauptschuppe. Sie sind, so paradox dies auch klingen mag, dolichoide Brachycephalen.

Ich gestehe, sehr überrascht gewesen zu sein, als ich bei Berechnung der Breitenindices dieser dem Ansehen nach dolichocephalen Schädel subbrachycephale Indices erhielt; ja selbst die extremen Brachycephalen können ihre Verwandtschaft mit den vorigen nicht verläugnen. Zu meiner grossen Befriedigung fand ich, dass es auch anderen Craniologen schon ähnlich ergangen. So berichtet Kollmann[2]) bei Beschreibung der mesocephalen Reihengräberschädel: „Ohne Messung würde man solche Mesocephalen geradezu für Langschädel erklären, und bei der Betrachtung von oben oder von der Seite, kurz in irgend einer der Ansichten sehen sie diesen zum Verwechseln ähnlich. Der Maassstab constatirt bisweilen zur lebhaftesten Ueberraschung des Beobachters, dass er es hier mit keinem Langschädel in des Wortes vollkommenster Bedeutung zu thun habe, sondern mit einem Mittelkopf. — Es ist unerlässlich, für diesen Theil der Mesocephalen eine bestimmte Bezeichnung zu haben — nennen wir sie Mesocephale mit Neigung zur Dolichocephalie, oder mit einem Wort dolichoide Schädel.“

Es lässt sich nicht verkennen, dass diese dolichoiden Brachycephalen innerhalb der Bevölkerung Niederösterreichs und Oberösterreichs ziemlich verbreitet sind. Untersuchungen an Lebenden ergeben sehr häufig geräumige, lange, im Verhältniss zur Länge hohe Cranien mit gewölbtem Hinterhaupte, die selbst in der Norma verticalis einen entschieden dolichocephalen Eindruck machen, während die Messung ein ganz entgegengesetztes Resultat ergibt.

Sollten die dolichoiden Brachycephalen Altmünsters die Mischformen sein, dann fehlen in dieser Crypta die Typen, aus denen sie hervorgegangen sind, denn eigentliche extreme Dolichocephale traf ich nicht an, und die extrem brachycephalen Altmünsterer Cranien repräsentiren, wie ich bemerkte, keinen neuen Typus, sondern sind mit den Dolichoiden unbedingt verwandt.

Ferneren Untersuchungen bleibt es vorbehalten, die Verbreitung dieses Typus festzustellen. Dass er nach meinen Beobachtungen an Lebenden zu urtheilen sehr verbreitet ist, scheint mir unzweifelhaft zu sein.

Wir hatten demnach bisher schon 3 Formen für den deutschen Schädel gefunden und zwar:

a) eine dolichocephale,
b) eine dolicho-brachycephale und
c) eine brachycephale.

4. Das Beinhaus in St. Andrä-Wördern.

(Niederösterreich.)

Das Beinhaus in St. Andrä soll bereits seit mehreren Jahrhunderten nicht in Verwendung stehen. Die Zahl der in demselben aufbewahrten Cranien ist keine grosse und für die Untersuchung war nur eine geringe Anzahl zugänglich, weil dieselben zwischen grossen Mengen von Schenkelknochen eingeschoben sind, und die Abtragung des Beinhügels nicht gestattet wurde. Ich habe nun, um doch ein Resultat zu erhalten, von oben her den hinteren Theil des Beinhaufens gelüftet und etwa 60 bis 70 Schädel herausgeholt, von welchen 27 für die Messung geeignet erschienen. Die Messung der übrigen wurde unterlassen, weil dieselben zu arg beschädigt waren; so

[1]) Von den 3 Schädeln dieser Gruppe ist bei einem die Höhe (141) gleich der Breite; von diesem abgesehen gibt das Höhenmaass der zwei übrigen im Mittel 126.

[2]) Schädel aus alten Grabstätten Baierns.

viel konnte ich jedoch auch aus der Betrachtung der Bruchstücke entnehmen, dass sie mit den untersuchten Aehnlichkeit haben.

Von den 27 Schädeln sind

1 dolichocephal,

6 mesaticephal,

15 subbrachycephal (Breitenindex 80·0—83·0) und

5 brachycephal[1]) (Breitenindex 83·9—92·6).

Von diesen entfallen auf den Breitenindex von

73·2	1	Schädel
78·1—78·3	2	„
79·4—79·5	3	„
80·0—80·8	6	„
81·1—81·9	7	„
82·4	2	„
83·1	1	„
85·1—85·9	2	„
88·0	1	„
89·5	1	„
92·7	1	„

Es überwiegen demnach in St. Andrä die Subbrachycephalen. Auf 15 Schädel mit diesem Index kommen blos 5 Brachycephale.

Die Mittelmaasse der Mesaticephalen ergeben für

Länge	181	Minim.	170	Maxim.	187
Breite	143	„	135	„	147
Höhe	124	„	119	„	130
Horizontalbogen	522		.		.
L.-B.	79·1	„	78·1	„	79·5
L.-H.	68·5	„	67·6	„	72·2
B.-H.	86·6	„	85·0	„	90·9

Mittelmaasse der Subbrachycephalen:

Länge	181	Minim.	174	Maxim.	192
Breite	147	„	142	„	154
Höhe	131	„	118	„	143
Horizontalbogen	530		.		.
L.-B.	81·4	„	80·2	„	83·1
L.-H.	72·2	„	67·2	„	81·0
H.-B.	88·7	„	83·4	„	97·9

Mittelmaasse der Brachycephalen:

Länge	174	Minim.	164	Maxim.	174
Breite	149	„	146	„	152
Höhe	130	„	125	„	136
Horizontalbogen	516		.		.
L.-B.	87·8	„	83·9	„	92·7
L.-H.	76·6	„	71·8	„	82·9
B.-H.	87·3	„	84·5	„	90·4

[1]) Einer dieser Gruppe, der letzte in der Tabelle, ist ganz anders geformt, als die übrigen untereinander ähnlichen Brachycephalen.

Dem Typus nach schliessen sich die Cranien von St. Andrä an die Schädel aus Altmünster an; sie zeigen nämlich auch, wenn wir drei der untersuchten Fälle ausnehmen, neben hohen Breitenindices einen entschieden dolichoiden Charakter.

Die Cranien sind, um ihre hervorragenden Merkmale zusammenzustellen, schwer, geräumig, lang, breit und im Hinterhaupte gewölbt. Die Länge schwankt bei 17 der Schädel zwischen 180 und 192 mm., und von den 16 Subbrachycephalen zeigen 11 eine Länge von oder über 180 mm.

Der Gesichtsschädel ist orthognath, die Augenhöhlen weit, das Nasengerüste vorspringend. Der Hallstätter Typus ist in St. Andrä nur durch 2 Schädel vertreten.

Unter den dolichocephalen Schädeln aus St. Andrä ist blos der erste der Tabelle mit L.-B. von 73·2 rein dolichocephal, und dieser schliesst sich auch vermöge seiner übrigen Eigenschaften dem Reihengräbertypus an. Die Mesaticephalen sind der Form nach mit den Subbrachycephalen identisch.

5. Schädel aus Mauterndorf (Lungau im Salzburgischen).

Durch die Freundlichkeit des Herrn Hofrathes v. Hochstetter war es mir möglich, einige Schädel zu untersuchen, die in Mauterndorf (Lungau, Salzburg) einem Friedhofe jüngerer Zeit entnommen wurden. Die Untersuchung dieser Schädel ergab Resultate, welche es sehr wahrscheinlich machen, dass in denselben abermals ein neuer Typus des deutschen Schädels vorliege.

Im Ganzen waren für die Untersuchung 30 Schädel geeignet, und von diesen habe ich selbst blos 18 gemessen, die Maasse der übrigen 12, die in der Tabelle durch ein Kreuz gekennzeichnet sind, verdanke ich der Güte des Herrn Szombathy, Assistenten am Wiener naturhistorischen Hofmuseum.

Von den 30 Cranien sind:

5 mesaticephal,

11 subbrachycephal,

14 brachycephal.

Es überwiegen demnach die Brachycephalen.

Von den Cranien entfallen auf einen Breitenindex von:

78·3	1	Schädel
79·0—79·7	3	„
80·0—80·5	2	„
81·5—81·9	5	„
82·4—82·9	2	„

83·0—83·3	. .	3	Schädel		
84·2—84·8	. .	2	„		
85·0—85·6	. .	4	„		
86·6	. . . . .	1	„		
87·2—87·8	. .	2	„		
88·2	. . . . .	1	„		
89·8	. . . . .	1	„		
90·2—90·8	. .	3	„		

Im Mittel zeigen die Mesaticephalen für

Länge	 180	Minim.	175	Maxim.	182
Breite	 142	„	137	„	145
Höhe	 126	„	122	„	135
Horizontalumfang	517				
L.-B.	. . . . 79·3	„	78·3	„	79·7
L.-H.	. . . . 70·4	„	68·1	„	74·6
B.-H.	. . . . 88·8	„	89·1	„	94·4

Die Subbrachycephalen:

Länge	. . . 179	Minim.	171	Maxim.	188
Breite	 147	„	140	„	154
Höhe	 130	„	126	„	138
Horizontalbogen	518				
L.-B.	. . . . 82·1	„	80·0	„	83·0
L.-H.	. . . . 72·6	„	68·1	„	75·8
B.-H.	. . . . 88·4	„	85·1	„	92·0

Die Brachycephalen:

Länge	 173	Minim.	164	Maxim.	180
Breite	 150	„	140	„	160
Höhe	 129	„	117	„	141
Horizontalbogen	534				
L.-B.	. . . . 86·9	„	83·3	„	90·8
L.-H.	. . . . 74·4	„	66·1	„	82·0
B.-H.	. . . . 85·6	„	78·5	„	93·4

Die Schädel sind lang und breit, in der Norma verticalis oval, die Norma occipitalis lässt sich mit einem in die Breite gezogenen, mit flacher Spitze versehenen Fünfeck vergleichen, und ist in einigen Fällen sogar beinahe quadratisch. Die Scheitelcurve ist wenig gebogen, nur an einzelnen im hinteren Bezirke des Mittelhauptes steiler abfallend, und geht in ein schwach gewölbtes Hinterhaupt über. Die Schläfengruben sind gebaucht.

Das Gesichtsskelet ist orthognath, lang, nicht breit; der Nasenrücken lang, breit und vorspringend; die Nasenöffnung schmal; Nasenindex in 20 Fällen leptorrhin. Die Superciliarbogen sind bei mehreren stark entwickelt. Ein auffallendes Merkmal dieser Schädel bildet die excessive Weite der Augenhöhlen. Der Orbitalindex schwankt zwischen 76·9 und 102·6 und es entfallen auf den Index von

76·9	. . . . .	1	Schädel
80·0—80·5	. .	2	„
82·5	. . . . .	1	„
83·3—83·7	. .	4	„
85·0—85·7	. .	4	„
86·0—86·5	. .	4	„
87·5	. . . . .	1	„
88·1—88·9	. .	4	„
89·2	. . . . .	1	„
90·0	. . . . .	1	„
91·7—91·9	. .	2	„
92·1—92·5	. .	2	„
94·6	. . . . .	1	„
102·6	. . . . .	1	„

Es sind also:

17 mesosème (83·3—88·9)
6 megasème (89·2—102·6) und
4 mikrosème.

Nach der Eintheilung von Kollmann wird das Verhältniss noch günstiger, da nach derselben 18 hypsikonch werden.

Unter 30 anderen deutschen Schädeln, die ich ohne Auswahl auf den Orbitalindex untersuchte, waren

20 mikrosème,
6 mesosème und
4 megasème,

und zwar entfielen auf einen Index von

77·3—79·4	. .	11	Schädel
80·0—80·5	. .	4	„
81·4	. . . . .	1	„
82·1—82·9	. .	4	„
83·3—83·7	. .	3	„
85·0	. . . . .	3	„
89·5	. . . . .	1	„
90·2	. . . . .	2[1]	„
92·5	. . . . .	1[2]	„

Im Mittel ergeben der Orbitalindex der Lungauer Cranien 90·6, der der anderen zum Vergleiche herbeigezogenen Schädel hingegen blos 85·0; erstere sind daher im Mittel megasème, letztere mesosème.

Diesen Befunden nach dürfte es gerechtfertigt sein, die Lungauer Cranien als einen Typus für sich, oder zum Mindesten für eine Abart der Dolichoiden zu betrachten.

Von den Lungauer Schädeln ist nur einer dolichocephal; ich lasse die Maasse und die Beschreibung

[1]) Einer aus Baiern.

[2]) Aus Baiern, die übrigen zumeist aus Niederösterreich.

desselben folgen, da er allein schon durch seine Länge, welche 203 mm. beträgt, erwähnenswerth ist.

Länge	203	Nasenbreite	22
Breite	143	L.-B.	70·4
Höhe	126	L.-H.	62·1
Stirnbreite	122	B.-H.	88·1
Hinterhauptbreite	115	Frontalbogen	318
Basislänge	98	Orbitalhöhe	34
Basisbreite	123	Orbitalbreite	40
Horizontalbogen	555	Nasenindex	41·4
Sagittalbogen	406	Orbitalindex	85·5
Nasenlänge	53		

Der Schädel ist mit Längenbreiten-Index von 70·4 extrem dolichocephal, im Verhältniss zur Länge auch niedrig, dabei sehr lang und geräumig. Der Horizontalumfang zeigt 555 mm., somit fällt der Schädel schon in die Gruppe der Kephalonen. Die Norma verticalis ist sechseckig und dabei wegen Schmalheit des Stirnbeines rhombocephal. Die Norma occipitalis zeigt einen fünfeckigen Contour, dessen untere Seiten convergiren. Das Hinterhaupt ist stark gewölbt und gleich einer vierseitigen Pyramide dem Schädel angefügt, in der Lambdanaht stecken einige Schaltknochen. Die Scheitelcurve sehr lang und flach, die Augenhöhlen weit, der Nasenrücken gesattelt, der Nasenindex leptorrhin.

6. Die Cranien der Mödlinger Crypta.

Als Ossuarium diente in Mödling bis vor wenigen Jahren noch der unterirdische Theil der Pantaleons-Capelle, in welche während der Regierung Josef's II. Tausende von Schädeln aus dem die Othmarskirche einschliessenden Ortsfriedhofe geschafft wurden. Dieser Friedhof soll lange Zeit hindurch ausschliesslich der Friedhof der reichen Leute gewesen sein.

Bei der vor wenigen Jahren erfolgten Evacuation der Capelle wurden die in derselben aufbewahrt gewesenen Gebeine bis auf etwa 1000 ausgemusterte Cranien in fünf grossen, neben der Capelle gelegenen Schachtgräbern zur ewigen Ruhe bestattet, die 1000 Schädel hingegen zum Angedenken an das ehemalige grosse Ossuarium in der Capelle belassen. Ich habe diese Schädel durchgesehen und gefunden, dass sich unter ihnen mehr Typen feststellen lassen, als in den bisher besprochenen Beinhäusern. Ich beginne gleich mit den Brachycephalen der Mödlinger Crypta, da unter ihnen namentlich eine Gruppe durch hervorragende Merkmale charakterisirt ist.

Unter den brachycephalen Schädeln der Mödlinger Crypta unterscheide ich 2 Typen und zwar:

a) einen brachycephalen Typus mit auffallend verengten niedrigen Augenhöhlen, und

b) eine zweite brachycephale Form, die bezüglich der Kopfformation der sub *a)* beschriebenen beinahe vollständig gleicht, aber keine verengten Augenhöhlen besitzt. Derselbe Typus findet sich auch in einer kleineren Form vertreten.

Die grösseren, schweren Brachycephalen sind in der Norma verticalis kurz, breit, beinahe kubisch. Die Stirn- und Hinterhauptlinie des Vierecks sind nicht gebogen, und die Seitenlinien divergiren nicht auffallend. In anderen Fällen gleichen die Schädel in dieser Ansicht einem Oval mit plattgedrücktem hinteren Pol.

In der Norma occipitalis ist der Schädel hoch, quadratisch, oft einem Fünfeck mit wenig vortretender, plattgedrückter Spitze und parallel verlaufenden unteren Seiten vergleichbar. Das Hinterhauptbein ist schwach gewölbt oder flach.

Die Scheitelcurve des Schädels biegt an zwei Stellen ab, und zwar einmal vorne am Uebergang in das Stirnbein, ein zweites mal hinten zwischen den Parietalhöckern und den Scheitelbeinlöchern, wo sie steil gegen die Linea nuchae superior abfällt. Der untere Theil der Occipitalschuppe — das Muskelfeld des Os occipitale – ist wieder gewölbt. Die Schläfegruben sind gewölbt. Das Stirnbein steigt oft gerade empor. Das Gesichtsskelet ist prognath, der Oberkiefer kurz und breit.

Eine hervorragende Eigenthümlichkeit des Gesichtsschädels bildet die auffallende Enge der Augenhöhlen; das Höhenmaass des Orbitaleinganges ist nämlich gering, die Breite hingegen beträchtlich.

Ein anderes anatomisches Merkmal, welches sich wohl auch bei den anderen Mödlinger Brachycephalen findet, aber doch nicht so häufig als bei denen mit Stenose der Augenhöhlen zur Beobachtung kommt, ist die mächtige Entfaltung der Superciliarbogen. Diese fliessen nämlich zumeist zu einem starken Wulst, zu einem wahren Torus frontalis zusammen, welcher über die Nasenwurzel weit vorragt. Diesem Verhalten entsprechend liegt die Nasenwurzel tief eingezogen.

Die beiden eben erwähnten Bildungen, namentlich aber die Enge der Augenhöhle verleihen dem Gesichtsschädel ein ganz eigenartiges finsteres Gepräge, wie es an einheimischen, überhaupt europäischen Cranien nur ausnahmsweise zur Beobachtung kommt.

Im Uebrigen ist das Gesicht breit, phanerozyg, die Nase zumeist platyrrhin, die Begrenzung der Nasenöffnung gegen den Alveolarfortsatz häufig fehlend.

Der Zwischenkiefer ist in einzelnen Fällen ziemlich schräg gestellt, die Stirnfortsätze der Oberkieferbeine sind zuweilen verkürzt und derart verbreitert, dass man bei Besichtigung des Gesichtsskeletes die Fossae lacrymales nicht gut übersieht. Die Basilaransicht zeigt das Foramen occipitale weit hinten gelegen, eine Bildung, welche wohl nicht auf eine Verschiebung der Oeffnung zurückzuführen ist, sondern die in der geringen Ausladung des Hinterhauptes zur Genüge ihre Erklärung findet.

Fasse ich die wichtigsten Indices und Maasse zusammen, so erhalte ich folgende Resultate:

I. Mikrosème Brachycephalen mit L.-B. von

82·6—82·8	. .	2 Cranien
83·1	. . . . .	1 Cranium
84·7	. . . . .	1 „
86·5—86·9	. .	4 Cranien
87·3—87·9	. .	3 „
88·9	. . . . .	2 „
91·0	. . . . .	1 Cranium

a) Mittelmaasse der mikrosèmen Subbrachycephalen:

Länge	173	Minim.	172	Maxim.	174
Breite	143	„	142	„	144
Höhe	135	„	130	„	140
Horizontalbogen	510		.		.
L.-B.	82·8	„	82·6	„	83·1
L.-H.	78·0	„	78·1	„	80·5
B.-H.	94·2	„	91·7	„	97·2

b) Mittelmaasse der mikrosèmen Brachycephalen:

Länge	171	Minim.	165	Maxim.	178
Breite	150	„	144	„	155
Höhe	139	„	132	„	141
Horizontalbogen	518		.		.
L.-B.	87·6	„	84·7	„	91·2
L.-H.	81·1	„	77·5	„	85·3
B.-H.	92·5	„	90·7	„	98·6

Unter den 14 Cranien dieser Gruppe betrug der Längendurchmesser

in 8 Fällen über 170 mm.,
„ 4 „ gerade 170 „ und
„ 2 „ erreichte er dieses Maass nicht.

II. Unter den Brachycephalen ohne Verengerung der Augenhöhlen fanden sich mit L.-B. von

80·2—80·7	. .	3 Cranien
81·1—81·6	.	3 „
82·3—82·4	. .	2 „
84·9	. . . . .	1 Cranium
86·1	. . . . .	1 „
87·0—87·5	. .	2 Cranien
88·2—88·4	. .	2 „
89·0—89·9	. .	3 „
91·0—91·3	. .	2 „
96·2	. . . . .	1 Cranium.

a) Mittelmaasse der subbrachycephalen Gruppe:

Länge	178	Minim.	176	Maxim.	180
Breite	144	„	142	„	146
Höhe	132	„	127	„	136
Horizontalbogen	525		.		.
L.-B.	81·2	„	80·2	„	82·4
L.-H.	74·3	„	71·8	„	77·3
B.-H.	91·4	„	89·0	„	95·8

b) Mittelmaasse der wahren Brachycephalen:

Länge	170	Minim.	159	Maxim.	181
Breite	152	„	141	„	157
Höhe	137	„	129	„	143
Horizontalbogen	520		.		.
L.-B.	89·0	„	82·3	„	96·2
L.-H.	80·3	„	71·3	„	85·5
B.-H.	90·2	„	85·1	„	100·7

Der Längendurchmesser betrug
in 13 Fällen mehr als 170 mm.,
„ 4 „ 160 oder darüber,
„ 2 „ 180 und
„ 1 andern nur 159 mm.

Die Mehrzahl der Brachycephalen (sowohl der mikro- als der megasèmen) sind, wie dies nachstehende Tabelle zeigt, platyrrhin.

Nasenindex der Brachycephalen:

Von 33 Cranien dieser Gruppe sind

3	mit Nasenindex von	44·4—47·3	leptorrhin,
6	„ „ „	48·0—52·0	mesorrhin,
16	„ „ „	52·1—58·0	platyrrhin,
8	„ „ „	58·1—63·6	hyperplatyrrhin.

Nach dem Orbitalindex sind die Brachycephalen mikrosème. Im Mittel ergibt der Orbitalindex der Brachycephalen mit Orbitalstenose . . . . 72·9, der ohne diese eigenthümliche Beschaffenheit der Augenhöhlen . . . . . 79·3.

Noch eclatanter drückt sich die Stenose aus, wenn man die einzelnen Reihen der Tabelle durchmustert.

Es finden sich nämlich unter den Brachycephalen mit verengten Augenhöhlen mit einem Orbitalindex von

63·3	1	Cranium
65·9	1	„
68·2	2	Cranien
69·0	1	Cranium
70·5	2	Cranien
71·1—71·8	4	„
76·2	2	„
79·5	1	Cranium

Unter den Brachycephalen mit normaler Orbitalweite, mit einem Orbitalindex von

72·3	1	Cranium
74·4	1	„
81·4	1	„
84·1	1	„
86·0	1	„
87·8	1	„
91·9	1	„
77·3—77·8	2	Cranien
78·0—78·9	2	„
79·0	2	„
80·0—80·5	2	„
76·2—76·7	5	„

Die kleineren Brachycephalen sind typisch von den geräumigeren nicht verschieden; aus welchem Grunde ich der Ansicht bin, dass sie keinen selbstständigen Typus darstellen, sondern blos eine Variation der eben besprochenen Brachycephalen repräsentiren. Schon die Orbitalstenose der kleineren Brachycephalen weist darauf hin.

Die Länge dieser Cranien schwankt

	zwischen	159	und 166	mm.
die Breite	„	145	„ 153	„
„ Höhe	„	130	„ 140	„
der Breitenindex	„	87·9	„ 96·2	„

sie sind platyrrhin und mikrosème.

Die Dolichocephalen der Mödlinger Crypta. Die Beschreibung der Mödlinger Dolichocephalen stösst auf dieselben Schwierigkeiten, wie die der Hallstätter, weil sie keine distincten und allen gemeinschaftlichen Merkmale darbieten. Eine Verwandtschaft bekunden sie blos durch die allgemeinen Charaktere der Dolichocephalie; zu diesen zählen: eine stärkere Entwicklung des Längendurchmessers (der innerhalb einer Reihe von 24 männlichen Schädeln zwischen 180 und 187 mm. variirt), und eine mächtigere Wölbung des Hinterkopfes. Im Uebrigen sind die Mödlinger Dolichocephalen in Bezug auf den Längenhöhen-Index sehr variant, einige sogar entschieden chamaecephal, andere, wie die in den Reihengräbern gefundenen Cranien, gleich hoch und breit. Der Scheitel ist in einzelnen Fällen gratartig erhoben, in anderen dagegen abgeflacht und gegen den Hinterkopf sanft abdachend. Einer derselben, der erste in der Tabelle, mit L.-B. von 71·3, ist bedeutend höher als breit, da die Breite 129, die Höhe hingegen 134 mm. beträgt. Ich kann diesen Schädel nicht besser, als durch den Hinweis auf seine Aehnlichkeit mit dem Grönländer Schädel charakterisiren.

Gesichtsskelet der meisten Dolichocephalen ist orthognath, der Nasenindex in 9 Fällen platyrrhin, in 6 mesorrhin und in 4 Fällen leptorrhin; der Orbitalindex 14mal mikrosème, 4mal mesosème und blos in 2 Fällen megasème.

Von den 17 Cranien der dolichocephalen Gruppe sind

3 dolichocephal und

14 subdolichocephal,

ferner sind 9 mesaticephal.

Von diesen entfallen auf L.-B. von

71·3	1	Schädel
73·3	1	„
74·7	1	„
75·3—75·6	4	„
76·1—76·5	6	„
77·2—77·6	4	„
78·6—79·9	3	„
79·1—79·9	6	„

Um über das statistische Verhalten der Dolichocephalen besser informirt zu werden, habe ich 48 nebeneinander stehende Cranien ohne Auswahl gemessen. Nach den Breitenindices geordnet, erhielt ich:

77·0—77·9	2	Cranien
78·0—78·7	11	„
79·0—79·5	3	„
80·5—80·8	4	„
81·1—81·8	6	„
82·0—82·9	8	„
83·2—83·5	3	„
84·3—84·6	4	„
85·2—85·9	3	„
86·0—86·2	3	„
88·1	1	Cranium

Auch aus dieser Gruppe lässt sich entnehmen, dass die Subdolichocephalen und Mesaticephalen gegenüber den Dolichocephalen prävaliren. Allen gemeinschaftlich ist aber die besondere Länge und das gewölbte Hinterhaupt.

Mittelmaasse der 14 Subdolichocephalen:

Länge	183	Minim.	179	Maxim.	194
Breite	140	„	132	„	145

Höhe	131	Minim.	129	Maxim.	140
Horizontalbogen	516		.		.
L.-B.	76·6	„	73·3	„	77·6
L.-H.	71·8	„	65·8	„	74·4
B.-H.	94·6	„	86·0	„	99·2

Der 9 Mesaticephalen:

Länge	181	Minim.	175	Maxim.	187
Breite	143	„	137	„	147
Höhe	136	„	129	„	145
Horizontalbogen	527		.		.
L.-B.	79·3	„	78·6	„	79·9
L.-H.	75·1	„	71·7	„	78·4
B.-H.	94·8	„	89·8	„	99·3

Ausser den bisher erörterten Typen fand ich noch einen, der vielleicht als Uebergangsform zu deuten ist, da er sowohl Merkmale des dolichocephalen, wie des brachycephalen Typus führt. Zu der Gruppe zählen subbrachycephale, nicht zu breite, aber hohe und mit flachem Hinterhaupte versehene Schädel. Ich lasse hier die Maasse zweier Schädel dieser Form folgen:

	Erster[1])	Zweiter
Länge	178	180
Breite	143	146
Höhe	142	141
Stirnbreite . . .	118	125
Basislänge . . .	101	103
Basisbreite . . .	128	126
Horizontalbogen .	532	523
Frontalbogen . .	322	322
Sagittalbogen . .	365	379
Gesichtsbreite . .	137	136
Oberkieferlänge . .	76	66
Oberkieferbreite . .	96	99
Nasenlänge . . .	60	50
Nasenbreite . . .	25	26
Orbitalhöhe . . .	34	33
Orbitalbreite . . .	43	41
L.-B.	80·3	81·1
L.-H.	79·8	78·3
B.-H.	99·3	96·6
Nasenindex . . .	41·7	52·0
Orbitalindex . . .	79·0	80·5

In der Mödlinger Crypta sind der vorhergegangenen Beschreibung zufolge nachstehende Formen vertreten:

a) dolichocephale Formen, darunter einige mit dem Typus der Reihengräberschädel;

b) dolichoide Cranien;

c) brachycephale mit auffallender Orbitalstenose;

d) brachycephale ohne Orbitalstenose, und schliesslich

e) die zuletzt beschriebene Form, die als Mischform gedeutet werden dürfte.

In der Discussion über die Herkunft der in der Mödlinger Crypta aufgefundenen verschiedenen Schädeltypen bietet die Geschichte des Ortes Anhaltspunkte für die Annahme, dass in der Crypta nicht allein die Ueberreste einer einheimischen Bevölkerung, sondern auch die Gebeine einer fremden Race untergebracht sind. Die Geschichte der kleinen Stadt lehrt, wie in alter Zeit die verschiedensten Völker in feindlicher Absicht den Ort aufsuchten, und über ihn schweres Ungemach verhängten. R. Fiedler[1]), in dem Mödling seinen Historiker gefunden, spricht es geradezu aus, dass alle Ereignisse, die seit 2000 Jahren über Europa dahingegangen, in Mödling ihre Spuren zurückgelassen haben. Aus der schweren Zeit des Ortes will ich nur nachstehende Ereignisse citiren: Im Jahre 1251 wurde Mödling von Bela IV. erstürmt; bei diesem Kampfe fanden 1500 Einwohner den Tod. 1477 fiel die Burg Mödling nach hartem Kampfe in die Hände Mathias Corvin's. Der Feldzug Soliman des Zweiten im Jahre 1529 schlug auch Mödling sehr herbe Wunden. Der Ort wurde zum grössten Theile eingeäschert, die Othmarskirche zerstört. Im Jahre 1683 mussten die Mödlinger abermals gegen die Türken kämpfen. Sie flüchteten in die wieder aufgebaute Othmarskirche, vertheidigten sich in derselben, mussten aber schliesslich capituliren und wurden niedergemetzelt.

Nach all' diesen Bedrängnissen ist es kein Wunder, dass Mödling menschenleer wurde. Die schweren Kämpfe hatten die Bevölkerung beinahe vollständig vernichtet, und der Ort wurde nur durch Colonisation vor völligem Verfalle bewahrt. In dieser Hinsicht erwarb sich der Ortsrichter Wolfgang Viechtl von Viechtenburg hervorragende Verdienste, denn er war es, der aus Steiermark und aus dem Salzburgischen fremde Ansiedler nach Mödling brachte.

Aus diesem geschichtlichen Exposé ist zu entnehmen, dass in der Crypta nicht blos die sterblichen Reste der friedlichen Ortsbewohner sich finden, sondern gewiss auch die Gebeine fremder Eindringlinge, denn um nur eine sichergestellte Thatsache anzuführen, bemerke ich, dass der Kampf gegen die

[1]) Superciliarbogen mächtig entwickelt. Crista nasomaxillaris fehlend. Ausgeheilte Hiebwunde des Schädeldaches.

[1]) Mödling und sein Bezirk. Wien 1879.

Türken im Jahre 1683 hauptsächlich um die Othmarskirche herum wüthete, und die Gefallenen doch höchstwahrscheinlich am Schlachtfelde selbst begraben wurden. Schon die zahlreichen ausgeheilten, schweren Kopfhiebe weisen darauf hin, dass um die Othmarskirche herum nicht nur die sterblichen Ueberreste der Ortsbewohner, sondern auch die Leichen gefallener Kriegsleute bestattet wurden. Derartige Kopfhiebe zeigen sich an Brachycephalen, wie an Dolichocephalen, und es wird die Behauptung, die Dolichocephalen seien dem einheimischen deutschen Volke zuzuzählen, nicht übertrieben erscheinen, wenn ich ihnen gegenüber die Brachycephalen mit Orbitalstenose stelle, ein Typus, der sich unter österreichischen Schädeln nicht findet, während der dolichocephale Typus auch heute noch unter den Oesterreichern vertreten ist.

Ich halte daher die Brachycephalen für das eingedrungene Volk, welchem die Niederösterreicher in blutiger Fehde gegenüberstanden. Dass nicht alle Brachycephalen einem fremden Stamme zugehörten, ist schon daraus zu entnehmen, dass die Majorität der Schädel eben brachycephal ist, und ferner beweisen dies die Cranien kindlicher Personen, die doch mit höchster Wahrscheinlichkeit zur einheimischen Bevölkerung gehörten [1]).

Welchem Volke die Brachycephalen mit den verengten Augenhöhlen, und vielleicht auch ein Theil der übrigen Brachycephalen angehört haben mögen, ist schwer zu entscheiden, da sowohl ungarische als türkische Horden in Mödling kämpften, und diese Heere, namentlich aber das türkische, aus einem Volksconglomerate bestand. Es können Slaven gewesen sein, aber die Südslaven, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, zeigen die bemerkenswerthe Bildung der Augenhöhlen nicht, andererseits aber habe ich auch an einigen Schädeln aus Ungarn, deren Herkunft wohl nicht näher bestimmt war, verengte Augenhöhlen beobachtet. Das über ungarische und slavische Schädel vorliegende Material reicht noch nicht hin, sichere Schlüsse zu ziehen.

Resumire ich am Schlusse dieser Abhandlung die Ergebnisse meiner bisherigen Untersuchung über die Typen unter den deutsch-österreichischen Schädeln, so ergeben sich nachstehende Resultate:

a) Die Dolichocephalen befinden sich gegenüber den Dolichoiden und Brachycephalen in entschiedener Minorität.

b) Die dolichoiden Brachycephalen sind ziemlich verbreitet.

c) Im Salzkammergute findet sich neben den Dolichocephalen ein brachycephaler Typus mit abgeplattetem Hinterkopfe. Ob die sub *b*) angeführten Dolichoiden eine Mischform der anderen 2 Typen darstellen, ist schwer zu entscheiden. Doch aus dem Umstande, dass die Brachycephalen mit plattem Hinterkopfe (so weit ich nach meinen bisherigen Forschungen schliessen darf) nicht so verbreitet sind, als die Dolichoiden, kann geschlossen werden, dass zwischen diesen beiden Formen kein verwandtschaftliches Verhältniss bestehe. Weiteren Untersuchungen bleibt es vorbehalten, diese Frage zu entscheiden.

d) Unter den Dolichoiden unterscheiden sich die Lungauer Schädel von den übrigen durch die excessive Weite der Augenhöhlen.

e) Den deutschen Formen ganz fremd gegenüberstehend sind die Brachycephalen der Mödlinger Crypta, welche sich durch eine auffallende Enge der Augenhöhlen auszeichnen.

Das Hauptresultat der bisherigen Untersuchung lautet daher: dass sich innerhalb der deutschen Bevölkerung Oesterreichs mehrere Schädeltypen feststellen lassen; ob mit ihnen die Typen erschöpft sind, oder ob es deren noch andere gibt, bleibt ferneren Untersuchungen vorbehalten. Die Untersuchung muss, um möglichst vollständig zu sein, ihre Grenzen immer enger ziehen und andererseits wieder so extensiv sein, dass sie schliesslich gestattet, eine zufriedenstellende Karte über die Zahl und Vertheilung der einzelnen Schädeltypen zu entwerfen.

	Länge	Breite	Höhe	L.-B.	L.-H.	B.-H.	Anmerkung
[1])	170	134	123	78·8	72·4	91·8	Etwa 6 Jahre alt.
	168	133	128	79·2	76·2	96·2	7—8 Jahre alt.
	172	140	134	81·4	77·9	95·7	7—8 Jahre alt.
	174	144	131	82·8	71·8	86·8	Etwa 13 Jahre alt.
	158	137	124	86·7	78·5	90·5	7—8 Jahre alt, Hinterkopf ganz flach.
	167	145	124	86·8	74·3	85·5	8—9 Jahre alt.
	171	147	130	86·0	76·0	88·4	9—10 Jahre alt, dolichoid.
	164	143	128	87·2	78·0	86·8	13—15 Jahre alt.
	166	147	130	88·6	83·7	94·6	13—15 Jahre alt.
	160	143	130	89·4	81·2	90·9	6—7 Jahre alt, Hinterkopf flach.
	150	136	115	90·7	76·7	84·6	5—6 Jahre alt, Hinterkopf flach.
	156	143	115	91·7	76·9	83·9	Etwa 7 Jahre alt.

Unter diesen Cranien sind also zwei mesaticephal, die übrigen brachycephal, und zwar zeigen von den letzteren einige die typische Form mit dem abgeplatteten Hinterkopfe. Nach diesem Befunde scheint es mehr als wahrscheinlich zu sein, dass in Mödling neben den Langköpfen und Dolichoiden auch eine kurzköpfige deutsche Bevölkerung existirte.

Hallstatt.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Occipitalbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalbogen	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	*L.-B.*	*L.-H.*	*B.-H.*	Nasenindex	Anmerkungen
1	197	140	138	125	116	103	121	553	335	407	121	72	85	55	23	71·1	70·1	98·6	41·8	Reihengräbertypus.
2	190	140	135	117	111	103	120	540	310	395	131	—	—	56	28	73·7	71·1	96·4	50·0	
3	186	137	127	116	115	103	124	522	290	376	119	—	—	55	24	73·6	68·3	92·7	43·6	♀
4	189	142	136	116	118	97	125	527	320	389	126	71	97	57	30	75·1	72·0	95·8	52·6	♀
5	189	144	136	117	109	95	124	535	327	398	127	74	96	55	26	76·2	72·0	94·4	47·3	
6	186	142	131	126	107	101	127	530	305	—	136	63	95	52	24	76·3	70·4	92·2	46·2	Schwer.
7	191	146	132	118	119	98	125	542	324	389	125	—	—	52	26	76·4	69·1	90·4	50·0	♀
8	192	147	141	122	117	102	132	545	340	411	137	77	99	56	27	76·5	73·4	95·9	48·2	
9	192	149	137	126	102	101	126	556	337	406	—	—	—	54	26	77·6	71·4	91·9	48·1	Kephalone.
10	188	145	129	128	—	107	131	535	315	375	132	—	—	56	26	77·1	68·6	89·0	46·4	
11	185	146	134	121	108	100	131	538	319	377	136	—	—	54	31	78·9	72·4	91·8	57·4	
12	194	152	136	129	116	101	126	574	340	400	129	—	—	—	—	78·3	70·1	89·5	—	Kephalone, grosses Os interparietale.
13	181	142	133	112	—	96	121	507	315	366	120	62	86	50	23	78·5	73·5	93·7	46·0	♀
14	182	142	124	124	104	97	132	531	300	367	130	—	—	50	26	78·0	68·1	87·3	52·0	
15	180	142	126	122	102	97	114	526	315	374	120	—	—	—	—	78·9	70·0	88·7	—	
16	184	144	129	124	—	101	127	525	315	374	127	—	—	—	—	78·3	70·1	89·6	—	
17	183	143	139	128	112	106	126	525	310	370	138	—	—	—	—	78·1	76·0	97·2	—	
18	185	147	137	122	—	102	125	533	320	377	130	77	89	—	—	79·5	74·1	93·2	—	
19	197	156	—	131	122	—	136	562	332	405	141	75	99	55	22	79·2	—	—	40·0	Kephalone.
20	195	155	142	131	122	111	135	560	345	399	—	—	—	—	—	79·5	72·8	91·6	—	„
21	180	143	133	120	102	102	128	512	312	370	135	—	—	56	28	79·4	73·9	93·0	50·0	
22	179	143	127	120	—	106	128	524	307	—	137	67	102	—	—	79·9	70·9	88·8	—	
23	178	142	132	124	110	101	121	518	318	361	—	—	—	—	—	79·8	74·2	93·0	—	
24	178	142	130	120	—	96	125	517	314	367	—	—	—	—	—	79·8	73·0	91·5	—	
25	179	143	129	121	112	100	131	523	302	365	135	—	96	55	25	79·9	72·1	90·2	45·5	
26	186	147	120	119	121	95	127	520	312	360	128	—	91	52	25	79·0	64·5	81·6	48·1	Chamaecephal.
27	184	147	133	125	109	104	129	535	315	377	130	74	86	52	22	79·9	72·3	90·5	42·3	
28	184	148	133	130	110	100	126	530	323	380	127	—	—	55	28	80·4	72·3	89·9	50·9	Dolichoid.
29	173	139	128	110	106	98	121	500	303	339	125	63	88	48	25	80·3	74·0	92·1	52·1	♀
30	182	147	141	121	114	94	127	526	327	380	130	71	94	52	24	80·8	77·5	95·9	46·2	Hoch, Hinterkopf flach, Mischform.
31	181	146	135	119	118	100	131	522	312	369	139	72	90	52	25	80·7	74·6	92·5	48·1	
32	187	150	135	129	114	103	130	545	323	390	136	67	97	54	25	80·2	72·2	90·0	46·3	Dolichoid.
33	183	147	123	127	118	97	115	528	325	376	124	—	91	52	25	80·3	67·2	83·7	48·1	„
34	180	145	133	119	116	103	125	524	318	361	—	—	—	—	—	80·6	73·9	91·7	—	„
35	181	145	122	121	110	95	131	520	322	365	—	—	—	53	28	80·1	67·4	84·1	52·8	„
36	186	150	138	126	118	101	129	535	336	390	133	—	99	53	24	80·6	74·2	92·0	45·3	Dolichoid, Hinterkopf flach, Mischform.
37	180	144	129	125	115	99	126	525	314	366	—	—	—	—	—	80·0	71·7	89·6	—	
38	181	146	140	123	120	98	129	532	329	380	—	—	—	—	—	80·7	77·3	95·9	—	Hypsicephal.
39	180	145	131	128	107	101	123	530	320	368	131	—	—	—	—	80·6	72·8	90·3	—	
40	181	146	139	125	120	101	130	530	319	377	—	—	—	—	—	80·7	76·8	95·2	—	Hypsicephal.
41	187	150	120	127	118	98	127	538	320	377	132	—	—	—	—	80·2	64·2	80·0	—	Chamaecephal.
42	189	153	142	132	114	100	132	552	335	397	134	—	—	53	24	81·0	75·1	92·8	43·5	Kephalone.
43	174	142	137	110	112	91	121	501	325	360	118	62	81	45	22	81·6	78·7	96·5	48·9	♀
44	174	141	126	124	109	94	119	505	307	360	123	—	—	49	25	81·0	72·4	89·4	51·0	♀, Stirnnaht.
45	181	148	129	122	109	102	127	520	310	362	126	62	96	55	22	81·8	71·3	87·2	40·0	
46	170	139	132	110	111	98	121	496	335	356	—	—	91	54	28	81·8	77·6	95·0	51·9	
47	186	152	151	126	122	108	134	540	345	387	137	—	99	52	25	81·7	81·2	99·3	48·1	Hypsicephal. Hinterkopf flach, Mischform.
48	180	147	136	126	116	104	116	520	332	380	—	—	—	—	—	81·7	75·6	92·5	—	Dolichoid.
49	188	153	135	130	120	100	133	555	330	390	—	—	—	45	25	81·4	71·8	88·2	55·6	Dolichoider Kephalone.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Occipitalbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalbogen	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	*L.-B.*	*L.-H.*	*B.-H.*	Nasenindex	Anmerkungen
50	182	149	135	114	114	103	129	527	322	364	132	—	—	—	—	81·9	74·2	90·6	—	
51	177	144	135	116	110	106	126	515	313	366	131	—	—	—	—	81·4	76·3	93·8	—	Hoch, Hinterkopf flach.
52	174	141	127	120	110	99	117	509	316	358	—	—	—	—	—	81·0	73·0	90·1	—	♀ ? Hypsicephal.
53	175	144	125	122	113	94	122	512	311	368	124	—	—	—	—	82·3	71·4	86·8	—	„
54	178	147	140	131	111	93	121	530	340	390	128	—	—	—	—	82·6	78·7	95·2	—	„
55	180	148	124	127	110	100	127	529	320	370	—	—	—	—	—	82·2	68·9	83·8	—	Hinterhaupt gewölbt.
56	179	147	139	116	111	92	131	520	326	385	135	—	99	—	—	82·1	77·7	94·6	—	Dolichoid, breit, hoch, Hinterk. flach, Mischf.
57	186	154	127	124	110	107	135	545	320	372	138	—	—	—	—	82·8	68·3	82·5	—	Dolichoid.
58	186	153	129	125	115	98	128	540	325	387	129	—	92	55	24	82·3	69·4	84·3	43·6	Hinterkopf flach, Mischform.
59	185	152	129	126	109	101	122	533	325	377	127	—	91	56	25	82·2	69·7	84·9	44·6	
60	180	148	132	126	110	103	126	525	325	368	129	74	89	55	25	82·2	73·3	89·2	45·5	
61	192	159	138	128	102	106	134	561	345	398	—	—	—	50	28	82·8	71·9	86·8	56·0	Kephalone.
62	173	143	131	113	—	104	126	502	305	350	131	68	92	54	24	82·7	75·7	91·6	44·4	
63	172	142	143	116	110	100	126	505	325	370	134	66	102	55	26	82·6	83·1	100·7	47·3	Hypsicephal, Hinterkopf flach.
64	171	142	129	124	108	88	122	507	317	370	122	—	—	48	28	83·0	75·4	90·8	58·3	♀
65	184	153	137	127	113	112	136	548	320	370	140	74	—	—	—	83·2	74·5	89·5	—	
66	176	146	137	126	110	101	121	517	325	364	126	79	92	58	22	83·0	72·8	93·8	37·9	
67	179	150	126	116	116	91	123	527	322	365	121	—	85	48	25	83·8	70·4	84·0	52·1	
68	184	154	133	129	121	101	127	538	330	377	132	76	96	58	25	83·7	72·3	86·4	43·1	Hinterkopf flach.
69	183	153	134	130	122	101	127	530	337	379	130	—	—	57	22	83·6	73·2	87·6	38·6	
70	190	158	143	133	114	100	128	564	356	416	132	—	—	54	28	83·2	75·3	90·5	51·9	Kephalone.
71	192	160	134	128	107	104	134	559	336	391	136	—	—	54	31	83·3	69·8	83·8	57·4	„
72	180	150	133	120	105	101	128	525	325	367	135	—	—	—	—	83·3	73·9	88·7	—	
73	174	146	124	124	106	97	127	509	320	365	121	—	—	—	—	83·9	71·3	84·9	—	♀ Linkerseits ein Stirnfortsatz d. Schläfebeins.
74	176	146	130	124	107	101	126	514	315	361	130	—	95	51	25	83·8	73·9	89·0	49·0	
75	181	152	138	132	109	103	130	537	335	370	135	—	—	51	25	84·0	76·2	90·8	49·0	Hinterkopf flach, Dolichoid, Mischform.
76	178	150	134	122	112	100	124	521	323	356	129	—	—	—	—	84·3	75·3	89·3	—	
77	180	152	145	127	120	104	138	534	335	366	138	—	—	—	—	84·4	80·6	95·4	—	Hypsicephal, Hinterkopf flach.
78	178	150	128	125	109	97	124	524	321	363	131	—	—	—	—	84·3	71·9	85·3	—	
79	172	145	126	124	114	94	129	516	310	364	131	—	—	—	—	84·3	73·3	86·9	—	
80	171	145	125	115	109	96	120	495	307	335	128	—	89	52	24	84·8	73·1	86·2	46·2	♀
81	181	153	132	128	122	104	133	540	325	370	134	—	104	55	28	84·5	72·9	86·3	50·9	Hinterkopf flach.
82	175	147	130	129	116	104	126	515	325	363	125	—	—	41	28	84·0	74·3	88·4	68·3	„ „
83	184	155	136	128	117	101	139	542	333	383	145	—	—	57	30	84·2	73·9	87·7	52·6	Lang, breit, hoch, Hinterkopf flach.
84	172	146	130	117	113	94	129	510	311	358	131	—	—	49	27	84·9	75·6	89·0	55·1	
85	185	156	130	128	119	102	135	543	327	377	140	—	—	55	23	84·3	70·3	83·3	41·8	Lang, Hinterkopf flach.
86	167	141	129	121	99	93	116	500	320	348	—	—	—	48	28	84·4	77·2	91·5	58·3	♀
87	171	145	124	124	106	92	124	413	315	347	—	—	—	46	24	84·8	72·5	85·5	52·2	♀
88	175	150	131	125	118	101	137	522	315	360	138	—	—	—	—	85·7	74·9	87·3	—	Hinterkopf flach.
89	173	148	130	126	111	99	125	512	317	357	130	—	—	—	—	85·5	75·1	87·8	—	
90	178	152	134	134	117	101	132	540	332	367	140	—	—	—	—	85·4	75·3	88·2	—	Hinterkopf flach.
91	173	147	134	126	112	93	123	510	325	377	127	—	—	47	28	85·0	77·5	91·2	59·6	Klinocephalus ohne Synostose.
92	178	152	125	124	114	99	126	530	324	363	—	—	—	—	—	85·4	70·2	82·2	—	
93	178	152	131	121	113	95	124	526	335	379	—	—	—	—	—	85·4	73·6	86·2	—	Hinterkopf gut gewölbt, Mischform.
94	177	151	126	122	119	94	129	525	320	361	134	—	—	—	—	85·3	71·2	83·4	—	
95	176	151	136	126	119	100	128	521	335	372	126	—	—	—	—	85·8	77·3	90·1	—	Hypsicephal.
96	176	150	141	126	116	106	129	520	338	365	—	—	—	—	—	85·2	80·1	94·0	—	„
97	183	157	136	122	105	98	124	546	335	378	135	—	—	—	—	85·8	74·3	86·6	—	Hinterkopf flach
98	181	155	130	116	117	100	133	527	320	368	137	—	—	—	—	85·6	71·8	83·9	—	
99	184	157	147	138	109	110	141	545	342	384	154	76	110	55	24	85·3	79·9	93·6	43·6	Hinterkopf flach; hypsicephal.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Occipitalbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalbogen	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	*L.-B.*	*L.-H.*	*B.-H.*	Nasenindex	Anmerkungen
100	174	148	131	126	111	105	133	515	310	354	147	—	—	56	29	85·1	75·3	88·5	51·8	Stirnnahtschädel, kurz, breit, hoch, Hinterkopf flach.
101	176	150	128	124	111	93	125	515	322	358	129	—	—	47	23	85·2	72·7	85·3	48·9	Hinterkopf flach.
102	181	155	129	122	105	94	126	528	304	384	—	—	—	—	—	85·6	71·3	83·2	—	
103	182	156	139	127	114	98	132	536	345	380	131	80	96	60	25	85·7	76·4	89·1	41·7	
104	180	153	137	127	122	99	133	535	342	370	137	76	92	55	26	85·0	76·1	89·5	47·3	
105	176	152	138	122	116	98	132	520	330	373	140	—	—	54	29	86·4	78·4	90·8	53·7	Hypsicephal, Hinterkopf flach.
106	178	154	134	131	111	98	132	531	335	374	136	—	—	55	26	86·5	75·3	87·0	47·3	Hinterkopf flach.
107	183	159	141	129	115	94	137	552	335	395	139	—	—	—	—	86·9	77·0	88·7	—	Kephalone, Hinterkopf flach.
108	169	147	137	117	114	94	115	505	336	376	—	—	—	—	—	87·0	81·1	93·2	—	
109	169	147	135	116	110	91	122	500	315	364	126	73	89	55	22	87·0	79·9	91·8	40·0	Hinterkopf flach.
110	184	160	130	119	115	100	134	542	325	365	135	—	95	52	27	87·0	70·7	81·3	51·9	Etwas hydrocephal.
111	167	146	135	119	—	104	125	505	314	344	125	—	—	—	—	87·4	80·8	92·5	—	
112	167	146	120	121	112	97	132	503	310	355	135	71	91	55	27	87·4	71·9	82·2	49·1	
113	163	142	129	116	118	94	118	490	322	352	119	—	—	45	22	87·1	79·1	90·8	48·9	Kurz, Hinterkopf sehr flach.
114	172	151	128	128	107	88	125	525	327	363	132	—	—	56	21	87·8	74·4	84·8	37·5	
115	172	150	130	121	113	104	131	513	325	354	134	—	—	54	27	87·2	75·6	86·7	50·0	Hypsicephal, Hinterkopf sehr flach.
116	176	154	133	130	117	98	126	527	335	378	130	—	—	—	—	87·5	75·6	86·4	—	Hinterkopf sehr flach.
117	172	150	133	125	107	99	128	517	330	—	131	69	95	53	25	87·2	77·3	88·7	47·2	„ „ „
118	169	148	135	130	113	99	128	512	320	360	—	—	—	—	—	87·6	79·9	91·2	—	„ „ „
119	172	150	134	120	112	97	124	518	322	374	136	—	—	—	—	87·2	77·9	89·3	—	„ „ „
120	173	152	141	134	—	100	—	524	345	389	—	—	—	—	—	87·9	81·5	92·8	—	- - -
121	180	160	131	131	116	93	138	540	335	382	138	77	92	57	25	88·9	72·8	81·9	43·9	
122	173	153	132	127	116	100	130	520	330	353	—	—	—	—	—	88·4	76·3	86·3	—	
123	180	160	134	131	115	106	134	545	336	371	137	—	—	—	—	88·9	74·4	83·8	—	
124	170	150	115	126	—	94	129	515	315	343	127	—	—	48	30	88·2	67·6	76·7	62·5	♀, Chamaecephal.
125	171	152	133	126	—	98	131	516	326	354	138	—	—	—	—	88·9	77·8	87·5	—	
126	167	148	128	125	105	88	120	504	315	364	128	72	96	52	26	88·6	76·6	86·5	50·0	Kurz, Hinterkopf sehr flach.
127	172	152	127	123	—	98	131	525	315	—	138	76	95	54	25	88·4	73·8	83·6	46·3	
128	175	157	134	123	120	99	135	524	340	364	—	—	—	—	—	89·7	76·6	85·4	—	
129	173	155	139	129	119	98	126	524	332	369	139	—	97	55	26	89·6	80·3	89·7	47·3	
130	177	158	136	129	110	100	129	530	348	377	136	—	97	52	28	89·3	76·8	86·1	53·8	Hypsicephal, Hinterkopf sehr flach.
131	178	160	137	132	115	99	139	537	337	373	139	—	91	54	29	89·9	77·0	85·6	53·7	
132	171	155	135	123	113	104	135	525	327	360	139	67	87	48	22	90·6	78·9	87·1	45·8	
133	175?	160	145	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	91·4	82·9	90·6	—	Hypsicephal.
134	170	155	132	123	118	93	131	516	316	352	135	—	—	50	25	91·2	77·6	85·2	50·0	
135	175	160	133	132	118	91	135	532	335	367	133	77	95	55	25	91·4	76·0	83·1	45·5	
136	169	160	145	132	121	97	142	527	337	363	149	—	103	56	24	94·7	85·8	90·6	42·9	Kurz, hoch, Hinterkopf ausnehmend flach.
137	162	159	131	126	—	99	131	512	330	345	—	—	—	—	—	98·1	80·9	82·4	—	

Laufen.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Occipitalbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalbogen	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	*L.-B.*	*L.-H.*	*B.-H.*	Nasenindex	Anmerkungen
1	185	135	—	118	102	—	—	517	—	367	—	—	—	—	—	73·0	—	—	—	
2	184	139	—	123	109	—	—	520	—	353	—	—	—	—	—	75·5	—	—	—	
3	200	152	139	130	117	103	134	560	335	407	136	—	—	—	—	76·0	69·5	91·4	—	Kephalone.
4	186	142	127	118	107	94	126	523	315	374	124	71	95	52	25	76·3	68·3	89·4	48·1	
5	177	139	126	116	100	92	118	510	310	368	120	—	83	52	22	78·5	71·2	90·6	42·3	
6	185	147	—	126	115	—	—	543	325	377	—	—	—	—	—	79·5	—	—	—	
7	184	148	133	128	100	—	124	510	340	360?	—	—	102	—	—	80·4	72·3	89·9	—	Mit Typus der Brachycephalen.
8	179	145	126	120	111	99	123	520	310	361	128	—	—	—	—	81·0	70·4	86·9	—	
9	183	149	131	127	106	103	119	532	333	380	—	—	—	53	26	81·4	71·6	87·9	49·1	Dolichoid.
10	180	147	123	130	120	98	126	520	311	364	—	—	—	52	28	81·7	68·3	83·7	53·8	
11	183	150	133	119	116	97	125	525	325	372	129	—	96	46	25	82·0	72·7	88·7	54·3	Brachycephaler Typus, aber minder scharf ausgeprägt.
12	187	154	—	130	—	—	—	548	345	382	—	—	—	—	—	82·3	—	—	—	Dolichoider Kephalone.
13	181	150	127	124	121	101	133	542	325	362	141	72	95	53	22	82·9	70·2	84·7	41·5	Der brachycephale Typus minder scharf ausgeprägt.
14	166	138	139	117	104	100	120	495	315	352	128	70	95	50	26	83·1	83·7	100·7	52·0	Hypsicephalus.
15	185	154	135	128	109	102	131	545	338	380	—	—	—	—	—	83·2	73·0	87·7	—	Dolichoid.
16	173	146	135	122	103	96	128	515	322	370	132	69	103	52	28	84·4	78·0	92·5	—	Brachycephale Form minder ausgeprägt.
17	183	157	130	135	125	96	135	552	330	375	—	—	—	—	—	85·8	71·0	82·8	—	Kephalone dolichoid.
18	184	157	138	126	120	104	138	552	335	384	—	—	—	—	—	85·3	75·0	87·9	—	
19	181	154	—	125	108	—	132	544	328	365	—	—	—	—	—	85·1	—	—	—	Dolichoid.
20	182	155	137	127	118	115	142	537	330	362	—	—	—	—	—	85·2	75·3	88·4	—	„
21	183	158	138	124	109	106	141	543	333	375	—	—	—	—	—	86·3	75·4	87·3	—	„
22	165	143	126	122	110	94	123	500	315	350	122	—	—	—	—	86·7	76·4	88·1	—	♀
23	182	158	136	127	126	—	138	541	333	378	—	—	—	—	—	86·8	74·7	86·1	—	Typisch brachycephal.
24	178	155	125	125	—	98	134	535	326	363	134	—	—	50	27	87·1	70·2	80·6	54·0	
25	167	146	124	120	104	96	124	510	323	350	136	70	94	50	30	87·4	74·2	84·9	60·0	Typisch brachycephal, aber minder scharf ausgeprägt.
26	175	155	134	129	115	104	129	525	330	365	137	—	94	52	25	88·6	76·6	86·4	48·1	Typisch brachycephal.
27	173	153	134	126	110	99	128	515	330	376	136	75	95	48	26	88·4	77·5	87·6	54·2	Typus minder deutlich.
28	178	158	143	130	104	—	134	536	340	360	—	—	—	—	—	88·8	80·3	90·5	—	Typisch brachycephal.
29	176	157	132	126	109	104	138	530	329	359	—	—	—	—	—	89·2	75·0	84·1	—	„ „
30	174	157	136	133	126	96	—	531	342	378	—	—	—	—	—	90·2	78·2	86·6	—	„ „
31	174	158	138	130	110	98	134	529	344	377	—	—	—	—	—	90·8	79·3	87·3	—	„ „
32	166	155	137	130	106	99	—	525?	—	366	—	—	—	—	—	93·4	82·5	88·4	—	„ „
33	154	132	121	108	101	81	106	453	305	326	107	—	78	37	19	85·7	78.6	91·7	51·4	Etwa 7 Jahre altes Kind.

Altmünster.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Hinterhauptbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalbogen	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	*L.-B.*	*L.-H.*	*B.-H.*	Nasenindex	Anmerkungen
1	181	140	136	123	115	105	136	540	330	370	140	80	97	54	28	77·3	75·1	97·1	51·8	Hypsicephal.
2	192	148	132	126	115	105	129	550	326	386	133	74	99	56	28	77·1	68·7	89·2	50·0	Kephalone, Augenbrauenbogen stark entwickelt. Crista naso-maxillaris fehlend.
3	194	150	135	132	116	102	126	557	340	—	131	72	95	55	26	77·3	69·6	90·0	47·3	Kephalone.
4	172	135	122	118	99	100	108	495	306	350	106	63	95	49	29	78·5	70·9	90·4	59·2	♀
5	191	150	130	125	115	100	124	550	330	385	130	75	100	52	24	78·5	68·1	86·7	46·2	Kephalone.
6	177	141	141	120	110	95	124	513	328	386	—	65	—	49	24	79·7	79·7	100·0	48·9	Hypsicephal.
7	183	147	120	129	106	93	122	530	327	387	—	—	—	—	—	80·3	65·6	81·6	—	Dolichoid, extrem chamaecephal.
8	186	150	122	126	118	105	124	545	327	380	132	—	90	52	27	80·6	65·6	81·3	51·9	Dolichoid.
9	182	146	136	124	110	100	128	525	320	390	—	66	—	46	22	80·2	74·7	93·2	47·8	„
10	180	145	130	120	107	102	126	524	317	376	—	—	93	57	25	80·6	71·7	89·7	43·9	„
11	180	147	—	130	—	—	120	527	320	—	—	—	—	—	—	81·7	—	—	—	„
12	179	145	129	129	108	99	128	515	313	368	—	73	82	53	26	81·0	72·1	89·0	49·1	Dolichoid. Uebergang des Mittelhauptes in das Hinterhaupt stufenförmig.
13	182	149	140	128	106	99	124	528	337	388	128	65	92	50	28	81·9	76·9	94·0	56·0	Die grösste Breite fällt zwischen die Scheitelhöcker, hypsicephal.
14	183	149	136	122	106	102	134	533	331	384	136	72	97	56	29	81·4	74·3	91·3	51·8	Dolichoid.
15	184	153	136	120	110	102	132	535	340	383	136	76	100	54	24	83·2	73·9	88·9	44·4	„
16	184	153	133	130	108	100	125	542	330	376	126	74	88	58	26	83·2	72·3	86·9	44·8	„
17	182	152	130	125	120	104	134	532	332	374	—	75	106	57	30	83·5	71·4	85·5	52·6	Stirne flach, fliehend; Hinterhaupt gleichfalls flach.
18	186	157	142	134	120	108	132	560	337	389	134	74	100	56	28	84·4	76·3	90·4	50·0	Hypsicephaler Kephalone, Occiput flach.
19	171	144	122	123	110	92	122	517	300	362	121	66?	93	48	23	84·2	71·3	84·7	47·9	Wahrscheinlich weiblich.
20	180	152	124	125	119	100	132	535	325	354	136	72	96	52	25	84·4	68·9	81·6	48·1	Stirne breit, fliehend, Hinterhaupt gewölbt.
21	174	148	130	129	116	92	129	519	322	366	—	—	—	—	—	85·1	74·7	87·8	—	17—18 Jahre alt.
22	172	149	131	127	108	102	127	503	325	345	—	66	92	50	26	86·6	76·2	87·9	52·0	♀ Hinterkopf flach. Crista naso-maxillaris fehlend. Hypsicephal
23	180	157	134	130	115	102	131	542	345	374	140	—	—	—	—	87·2	74·4	85·4	—	Hinterhaupt schwach gewölbt.
24	180	160	138	135	118	100	129	545	340	400	133	77	97	57	27	88·9	76·7	86·2	47·4	Hypsicephalus.
25	178	157	128	130	114	98	128	532	335	367	135	69	98	53	28	88·2	71·9	81·5	52·8	Glabella und Arcus superciliaris mächtig vortretend; Sinus frontales sehr geräumig; Stirne fliehend.
26	184	162	135	138	122	102	138	558	340	383	142	70	99	57	29	88·0	73·4	83·3	50·9	Occiput flach. Crista naso-maxillaris fehlend.
27	162	153	130	130	106	88	125	510	335	370	128	64	83	50	24	94·4	80·2	85·0	48·0	Kurz, sehr breit, hoch. Typus mit dem der Südslaven übereinstimmend. Crista naso-maxillaris fehlend.

St. Andrä-Wördern.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Occipitalbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalbogen	Frontalbogen	Sagitalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	*L.-B.*	*L.-H.*	*B.-H.*	Anmerkungen
1	190	139	134	124	118	103	126	545	315	392	135	74	99	73·2	70·5	96·4	Reihengräbertypus.
2	184	144	—	122	114	—	—	537	333	390	—	—	—	78·3	—	—	
3	187	146	—	116	—	—	125	532	330	391	130	—	—	78·1	—	—	
4	170	135	119	123	102	95	123	503	229	344	—	—	—	79·4	70·0	88·1	Superciliarwülste mächtig entwickelt.
5	180	143	130	120	104	99	125	520	315	365	130	73	90	79·4	72·2	90·9	
6	185	147	125	—	104	100	126	528	330	377	128	65	86	79·5	67·6	85·0	
7	192	154	143	124	121	105	135	554	338	395	—	—	—	80·2	74·5	92·9	Dolichoider Kephalone.
8	182	147	134	120	110	97	126	526	320	379	134	70	98	80·8	73·6	91·2	Dolichoid.
9	180	145	121	118	106	97	123	517	313	370	125	65	94	80·6	67·2	83·4	„
10	180	145	134	126	100	103	126	522	322	363	130	72	92	80·5	74·4	92·4	„
11	180	144	122	122	109	103	129	512	310	350	135	—	95	80·0	67·8	84·7	
12	180	145	127	121	—	103	122	516	320	368	133	66	92	80·6	70·6	87·6	
13	182	149	118	120	106	98	134	524	301	365	134	75	90	81·9	64·8	79·2	Dolichoid und chamaecephal.
14	175	142	136	125	—	100	126	515	321	365	126	65	87	81·1	72·7	95·8	Hypsicephal.
15	177	144	120	126	106	88	129	524	310	360	—	—	—	81·4	67·8	83·3	Stirnnahtschädel.
16	174	142	134	130	—	98	116	512	326	—	126	66	90	81·6	77·0	94·4	Dolichoid.
17	184	150	126	132	112	92	124	567	328	395	—	72	—	81·5	68·5	84·0	Dolichoider Kephalone mit stark gewölbtem Hinterhaupt.
18	180	147	124	130	112	93	120	537	315	376	—	—	—	81·7	68·9	84·4	Dolichoid.
19	180	146	129	122	114	93	123	532	323	376	—	—	—	81·1	71·7	88·4	„
20	188	155	140	130	114	103	132	552	337	389	137	73	96	82·4	74·5	85·7	Dolichoid, Superciliarbögen mächtig vortretend.
21	174	144	141	125	110	105	126	515	328	369	132	72	104	82·8	81·0	97·9	Das schmale, glatte Hinterhauptbein ist durch eine quer über der Protuberanz verlaufende Naht in zwei Stücke getheilt.
22	183	152	131	125	108	100	130	534	331	372	132	74	93	83·1	71·6	86·2	Dolichoid.
23	174	146	132	125	104	103	120	515	323	370	—	72	91	83·9	75·9	86·2	„
24	174	148	125	130	112	92	120	520	320	370?	—	—	—	85·1	71·8	84·5	„
25	367	147	126	120	108	97	125	508	327	347	130	—	96	88·0	75·4	85·7	Kurz, breit, hoch, Hinterhaupt flach.
26	172	154	133	127	116	92	130	523	324	371	132	—	87	89·5	77·3	86·4	Hinterhaupt mässig gewölbt; über thalergrosses Os interparietale, welches durch eine sagittale Naht zweigetheilt ist.
27	164	152	136	130	112	94	128	515	331	355	134	70	96	92·7	82·9	89·5	Kurz, breit, hoch, Occiput flach.

Mauterndorf (Lungau).

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Hinterhauptbreite	Basislänge	Basisbreite	Circumferenz	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	Orbitallänge	Orbitalbreite	Längenbreiten-Index	Längenhöhen-Index	Breitenhöhen-Index	Nasen-Index	Orbital-Index	Anmerkungen
1	175	137	122	116	109	93	125	500	293	348	127	—	85	52	25	33	40	78·3	69·7	89·1	48·1	82·5	♀ Dolichoid. Stirnnaht. Schläfengruben gewölbt.
2*	181	143	135	123	—	102	—	516	—	374	—	71	98	52	24	36	42	79·0	74·6	94·4	46·2	85·7	
3	175	139	125	116	109	96	120	507	309	362	124	75	94	55	—	35	40	79·4	71·4	89·9	—	87·5	♀ Dolichoid. Hinterhaupt gewölbt, prognath. Schläfengruben gewölbt, grosser Nasenwinkel = 70°.
4*	182	145	124	126	—	102	—	527	—	…	—	69	91	54	25	32	40	79·7	68·1	85·5	46·3	80·0	
5	185	148	126	131	111	105	131	535	324	359	136	–	89	55	24	40	45	80·0	68·1	85·1	43·6	88·9	Die Augenbrauenbogen sind zu einem Tuber frontale verschmolzen.
6	185	149	131	126	113	106	129	526	313	358	134	76	95	57	27	37	43	80·5	70·8	87·9	47·3	86·0	Schläfengruben gebaucht. Arcus superciliares zu einem Tuber frontale verschmolzen.
7	184	150	133	126	—	98	127	531	326	374	134	74	93	—	—	36	43	81·5	72·3	88·7	–	83·7	
8	176	144	132	117	—	102	—	512	—	360	—	68	95	48	22	35	42	81·8	75·0	91·7	45·8	83·3	Inhalt = 1390 cbcm.
9	188	154	138	129	111	101	134	547	322	390	138	72	99	57	25	35	41	81·9	73·4	89·6	43·9	85·4	
10*	171	140	122	—	—	89	—	502	—	—	—	—	—	50	22	34	37	81·9	71·3	87·1	44·0	91·9	
11	182	149	133	119	115	102	133	530	—	377	138	—	99	55	—	35	41	81·9	73·1	89·3	—	85·4	
12*	182	150	138	117	—	106	—	524	—	363	–	70	86	53	25	37	43	82·4	75·8	92·0	47·2	86·0	Inhalt = 1540 cbcm.
13*	175	145	127	117	–	89	–	511	—	374	—	—	94	50	24	31	35	82·9	72·6	87·6	48·0	88·6	Inhalt = 1440 cbcm.
14*	176	146	124	118	—	87	—	512	—	370	—	—	—	—	—	—	—	83·0	70·5	84·9	—	—	
15	171	142	121	122	106	91	119	502	310	364	119	—	85	54	23	35	37	83·0	70·8	85·2	42·6	94·6	♀
16*	174	145	121	122	—	90	122	504	315	345	123	—	—	53	—	39	38	83·3	69·5	83·4	–	102·6	♀
17	177	149	117	125	—	95	–	518	—	358	—	65	83	49	25	32	37	84·2	66·1	78·5	51·0	86·5	Inhalt = 1440 cbcm.
18	165	140	126	122	112	98	124	495	310	341	132	76	94	57	23	37	42	84·8	76·4	90·0	40·4	88·1	
19	173	147	129	125	112	97	126	513	326	357	128	—	90	—	–	36	40	85·0	74·6	87·8	–	90·0	♀ Dolichoid.
20	164	140	125	125	106	90	118	492	310	351	—	—	83	50	21	33	37	85·4	76·2	89·3	42·0	89·2	
21	172	147	131	126	116	92	124	514	312	362	127	75	91	54	21	37	40	85·5	76·2	89·1	38·9	92·5	Prognath. Grosser Nasenwinkel = 70°.
22	187	160	135	135	116	105	131	557	352	387	138	74	105	56	25	36	43	85·6	72·2	84·4	44·6	83·7	Brachycephaler, orthognather Kephalone. Nase kurz.
23	179	155	132	130	111	102	128	531	337	377	139	72	95	59	27	36	43	86·6	73·7	85·2	45·8	83·7	Prognath, Hinterkopf flach. Augenbrauenbogen sind zu einem Tuber frontale verschmolzen.
24*	172	151	141	130	–	102	—	525	—	—	—	73	93	53	21	30	39	87·8	82·0	93·4	39·6	76·9	Inhalt = 1600.
25	180	157	135	124	—	101	—	532	—		—	—	82	50	23	31	35	87·2	75·0	86·0	46·0	88·6	
26*	170	150	127	119	—	96	—	509	—	350	–	70	95	55	26	33	41	88·2	74·7	84·7	47·3	80·5	Inhalt = 1390.
27*	166?	149	129	124	—	94	–	507	–	344	—	66	88	—	—	35?	38?	89·8?	77·7	86·6	—	92·1	Inhalt = 1350.
28*	170	153	127	131	—	96	–	—	—	-	—	74	102	57	26	34	40	90·0	74·7	83·0	45·6	85·0	
29	174	157	131	130	—	103	—	525	—	352	–	79	92	59	24	38	44	90·2	75·3	83·4	40·7	86·4	Inhalt = 1590.
30*	173	157	125	127	—	82	–	522	—	378	—	—	90	55	26	33	36	90·8	72·3	79·6	47·3	91·7	Inhalt = 1580.

Mödling.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Hinterhauptbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalumfang	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	Orbitallänge	Orbitalbreite	Längenbreiten-Index	Längenhöhen-Index	Breitenhöhen-Index	Nasen-Index	Orbital-Index	Anmerkungen
Dolichocephali.																							
1	181	129	134	112	—	100	117	509	298	377	—	71	103	53	29	34	43	71·3	74·0	103·9	54·7	79·0	Das Schädelgewölbe läuft wie beim Grönländer dachartig in der Parietalnaht aus. Hat keine Aehnlichkeit mit den in Europa vorkommenden Dolichocephalen. Rechts Andeutung eines Processus frontalis oss. tempor. Oberkiefer breit; Orbita eng.
2	180	132	131	113	103	101	119	512	296	363	130	62?	93	50	—	34	43	73·3	72·8	99·2	—	79·0	♀ ?
3	194	145	140	107	110	102	127	548	322	410	137	69	89	53	28	33	47	74·7	72·2	96·6	52·8	70·2	Hypsicephal. Os interparietale.
4	182	137	129	116	95	93	105	516	313	380	120	72	87	55	24	36	37	75·3	70·9	94·2	43·6	97·3	Wahrscheinlich weiblich. Hinterhauptbein infantil geformt [1]).
5	182	137	129	116	95	93	105	516	330	380	120	72	87	55	24	36	37	75·3	70·9	94·2	—	97·2	Form der Hinterhauptschuppe infantil.
6	180	—	134	112	115	103	—	517	—	369	—	68?	101	51	30	33	43	75·6	74·4	98·5	58·8	76·7	
7	180	136	132	—	104	99	122	515	310	373	131	68?	95	—	—	32	41	75·6	73·3	97·1	—	78·0	Scheitelgegend stark erhöht. Orthognath.
8	179	137	130	109	111	95	120	510	306	365	121	61	91	48	23	34	43	76·5	72·6	94·0	—	—	♀
9	184	140	131	122	112	104	126	537	330	378	—	67	98	50	24	33	45	76·1	71·2	93·6	48·0	73·3	Os interparietale. Schaltknochen in der Lambdanaht. Ausgeheilte Hiebwunde.
10	181	138	131	117	—	97	121	525	310	384	124	68	93	51	20	33	40	76·2	72·4	94·8	39·2	82·5	Stirnnaht.
11	185	141	129	127	111	108	121	530	315	373	135	73	94	56	24	34	44	76·2	69·7	91·5	42·9	77·3	Obere Ansicht sechseckig, hintere fünfeckig. Andeutung eines Proc. front.
12	182	139	135	116	116	105	123	517	308	381	131	80	100	58	28	36	45	76·4	74·2	97·1	48·3	80·0	Orthogn. Ausgeheilte Hiebwunde.
13	187	143	123	122	115	95	122	541	310	381	—	76	—	58	—	35	41	76·5	65·8	86·0	—	85·4	Entschieden dolichocephal.

14	184	142	—	115	104	104	115	523	319	376	125	60	88	50	25	32	42	77·2	—	—	50·0	76·2	Hinterhaupt sehr stark ausgebaucht.
15	185	143	133	129	105	105	116	512	321	374	130	72	97	50	28	31	43	77·3	71·9	93·0	56·0	72·1	Orthognath. Erscheint beim Anblick entschieden dolichocephal.
16	183	142	136	115	105	104	123	533	322	388	135	69?	102	51	28	34	39	77·6	74·3	95·8	54·9	87·2	Dolichocephal.
17	179	139	130	111	117	100	120	514	315	367	126	75	102	56	—	35	41	77·6	72·6	93·5	—	85·4	Dolichoid. Orbita weit. Nasendach flach, Schaltknochen in der Lambdanaht. Beiderseits Andeutung eines Processus frontalis ossis temp.
18	187	147	139	119	112	102	120	542	336	371	125	65	92	50	23	33	43	78·6	74·3	94·6	46·0	76·7	
19	174	137	129	111	101	100	115	506	310	364	—	70	—	49	26	33	43	78·7	74·1	94·2	53·1	76·7	Nasendach nicht prominent.
20	185	146	145	127	111	111	124	543	340	386	138	74	98	55	—	34	42	78·9	78·4	99·3	—	81·0	Dem Anblicke nach entschieden dolichocephal. Hypsicephalus.
21	177	140	—	122	104	—	117	515	317	—	132	67	98	52	25	34	32	79·1	—	—	48·1	81·0	
22	175	139	126	117	112	105	126	520	310	362	136	—	95	57	29	32	42	79·4	72·0	90·6	50·9	76·2	
23	181	144	138	128	117	100	124	524	333	389	—	72	94	56	28	35	42	79·6	76·2	95·8	50·0	83·0	Dolichoider, hypsicephaler Stirnnahtschädel, Stirne schmal und gerade aufsteigend. Scheitelcurve im Bereich der Tubera plötzlich abbiegend. Nasendach lang, schmal und vorspringend.
24	182	145	138	122	107	103	127	532	322	390	132	76	88	52	28	34	43	79·7	75·8	95·2	53·8	79·0	Dolichoid.
25	182	145	140	123	109	104	—	524	321	380	127	70	98	50	26	32	40	79·7	76·9	96·6	52·0	80·0	Dolichoid. Hinterkopf flach. Superciliarbögen stark vortretend. Stirnfortsätze der Oberkieferbeine kurz und breit, die Fossae lacrymales verdeckend. Augenhöhlen eng. Am Schädeldach eine ausgeheilte Hiebwunde.
26	184	147	132	130	112	102	120	535	327	381	132	69	90	50	28	30	40	79·9	71·7	89·8	56·0	75·0	Dolichoid. Crista naso-lacrymalis fehlend.

Dolichoid.

27	178	143	135	119	110	103	128	521	315	376	136	73	101	54	25	34	44	80·3	75·8	94·4	46·3	77·3	
28	177	142	127	121	107	103	120	527	318	362	129	—	97	54	26	35	43	80·2	71·8	89·4	48·2	81·4	
29	176	142	136	122	116	98	126	515	304	371	133	72	101	54	27	33	41	80·7	77·3	95·8	50·0	80·5	
30	176	143	133	125	111	95	125	520	318	370	135	—	—	47	29	34	47	81·2	75·6	93·0	61·7	72·3	

[1]) d. h. die Schuppe ist schmal, lang, im oberen Antheile stark gewölbt, im untern flach und die Lineae nuchae, desgleichen die Protuberanz sind kaum angedeutet.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Stirnbreite	Hinterhauptbreite	Basislänge	Basisbreite	Horizontalumfang	Frontalbogen	Sagittalbogen	Gesichtsbreite	Oberkieferlänge	Oberkieferbreite	Nasenlänge	Nasenbreite	Orbitallänge	Orbitalbreite	Längenbreiten-Index	Längenhöhen-Index	Breitenhöhen-Index	Nasen-Index	Orbital-Index	Anmerkungen
31	179	146	133	115	—	100	122	530	318	378	125	—	—	54	24	37	44	81·6	74·3	91·1	44·4	84·1	
32	180	146	134	115	104	103	117	519	325	380	—	62	105	51	27	32	42	81·1	74·4	91·8	52·9	76·2	
33	176	145	130	125	111	95	122	530	325	379	129	—	97	48	29	32	42	82·4	73·9	89·7	60·4	76·2	Nasenbeine verkümmert. Augenbrauenbögen mächtig.
34	181	149	129	124	113	104	127	538	318	372	135	—	100	54	31	35	45	82·3	71·3	86·6	57·4	77·8	
Brachycephali.																							
35	166	141	142	125	110	102	139	512	330	367	139	72	110	—	—	32	42	84·9	85·5	100·7	—	76·2	Kleinere Form, schweres Cranium.
36	173	149	134	129	113	101	129	530	330	358	140	73	100	54	27	33	43	86·1	77·5	89·9	50·0	76·7	
37	176	154	138	130	115	104	129	535	331	375	137	—	100	50	28	34	43	87·5	78·4	89·6	56·0	79·0	Die Augenbrauenbogen zu einem mächtig vorspringenden, die Nasenwurzel dachförmig überhängenden Wulst (Tuber frontale, s. Torus frontalis) entwickelt.
38	177	154	138	132	116	102	132	533	339	372	140	78	106	55	31	38	44	87·0	78·0	89·6	56·4	86·4	Schweres Cranium. Augenhöhlen sehr weit.
39	172	152	142	128	—	95	132	525	337	388	137	64	104	46	27	34	43	88·4	82·6	93·4	58·7	79·0	Schaltknochen in der Lambdanaht. Die Grenzkante zwischen Os intermaxillare und Nasenboden fehlt.
40	169	149	130	125	109	97	126	509	321	368	—	65	91	45	25	34	37	88·2	76·9	87·2	55·6	91·9	Kleinere Form. Orthognath (65°). Torus frontalis.
41	173	154	131	129	113	94	128	523	331	376	135	65	92	52	26	32	41	89·0	75·7	85·1	50·0	78·0	
42	173	155	143	132	111	102	134	522	345	380	135	72	75	55	26	36	41	89·6	82·7	92·3	47·3	87·8	Grenzkante zwischen Nasenboden und Os intermaxillare fehlt. Augenhöhlen sehr weit.
43	168	151	132	123	113	98	125	512	333	362	136	66	98	51	28	32	43	89·9	78·6	87·4	54·9	74·4	Kleinere Form. Nasenrücken nicht vorspringend. Crista naso-maxillaris fehlend. Ausgeheilte Hiebwunde an der Hirnschale. Orthognath. Nasenwinkel 55·5.
44	172	157	138	126	118	94	133	535	336	377	—	58	101	45	28	32	40	91·3	80·2	87·9	62·2	80·0	Grenzkante zwischen Nasenboden und Os intermaxillare fehlt. Nasenrücken flach.

45	166	151	140	124	109	92	118	507	340	375	—	61	82	45	26	30	38	91·0	84·3	92·7	57·8	78·9	Kleinere Form. Superciliarbogen mächtig entwickelt. Nasenrücken tief gesattelt.
46	159	153	133	128	111	90	134	500	327	357	136	66	96	51	26	32	42	96·2	83·6	86·9	51·0	76·2	Nasenrücken sehr prominent.

Dolichoide Cranien mit Orbitalstenose.

47	172	142	130	115	105	94	120	492	314	371	131	65	99	48	26	31	44	82·6	78·1	91·7	54·2	70·5	♀ ? Prognath (Nasenwinkel 79°). Stirne rückfliehend. Gesichtsskelet breit. Torus frontalis. Nasenrücken kurz und tief gesattelt. Crista naso-maxillaris fehlend.
48	174	144	140	123	108	105	130	528	320	373	—	84	100	50	30	29	44	82·8	80·5	97·2	60·0	65·9	Orbita sehr eng. Nasendach kurz, breit prominent. Crista naso-maxillaris fehlend. Superciliarbogen und obere Augenhöhlenränder gewulstet.
49	172	143	134	123	111	99	126	510	318	360	138	60	100	44	28	29	46	83·1	77·9	93·7	63·6	63·0	Prognath (Nasenwinkel 73°). Torus frontalis; fossae praenasales. Augenhöhlen auffallend eng.

Brachycephali mit Orbitalstenose.

50	170	144	135	115	117	103	126	512	312	371	133	—	96	54	31	30	44	84·7	79·4	93·7	57·4	68·2	Kleinerer Typus. Superciliarbogen und Supraorbitalrand sehr stark aufgeworfen.
51	178	154	138	122	116	104	128	532	340	381	—	—	104	50	29	30	44	86·5	77·5	89·6	58·0	68·2	Schädel hoch und schwer. Die Superciliarbogen mächtig entwickelt. Thalergrosses Os interparietale.
52	170	147	132	130	114	99	126	508	320	359	128	67	94	48	28	30	42	86·5	77·6	89·8	58·3	71·4	Nasendach kurz, breit. Superciliarbogen stark vortretend. Ausgeheilte Hiebwunde am Schädeldache.
53	170	147	145	123	109	105	120	510	335	378	124	60	85	49	26	27	38	86·5	85·3	98·6	53·1	71·1	Prognath. Torus frontalis. Crista naso-lacrymalis fehlt.
54	176	153	143	130	113	99	128	534	332	382	—	69	95	57	28	35	44	86·9	81·2	93·5	49·1	79·5	Ausgeheilte Hiebwunde am Schädeldache.
55	173	151	142	130	104	103	126	520	339	380	—	70	102	50	28	29	42	87·3	82·4	94·0	56·0	69·0	Prognather Hypsicephalus, schwer (Nasenwinkel 68°). Superciliarbogen stark entwickelt. Crista naso-maxillaris fehlend. Ausgeheilte Hiebwunde.
56	172	151	137	133	110	98	122	524	337	370	135	65	95	50	28	30	42	87·8	79·7	90·7	56·0	71·4	Superciliarbogen mächtig.
57	165	145	138	125	109	103	126	504	325	349	137	63	97	47	26	28	39	87·9	83·6	95·2	55·3	71·8	Kleinerer Typus. Stark prognath. Schaltknochen in der Lambdanaht (Nasenwinkel 67°).
58	171	152	140	125	110	105	130	518	325	359	139	70	96	50	29	31	44	88·9	81·9	92·1	58·0	70·5	Prognather Hypsicephalus. Mächtige Superciliarbogen. Crista naso-maxillaris fehlend. Ausgeheilte Hiebwunde (Nasenwinkel 62°).
59	169	152	136	133	114	100	128	513	335	368	—	65	99	48	28	32	42	89·9	80·5	89·5	58·3	76·2	Dasselbe (Nasenwinkel 66°). Ausgeheilte Hiebwunde.
60	170	155	141	135	112	100	121	530	344	364	130	—	96	47	26	32	42	91·2	82·9	91·0	55·3	76·2	

Mittelmaasse.

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalbogen	*L.-B.*	*L.-H.*	*H.-B.*
Mittelmaasse der Dolichocephalen.							
Hallstatt	191	139	133	538	72·8	69·8	95·5
Laufen	185	135	—	517	73·0	—	—
St. Andrä	190	139	134	545	73·2	70·5	96·4
Mödling	185	135	135	523	73·2	73·1	99·8
Mittelmaasse der Subdolichocephalen.							
Hallstatt	190	145	135	539	76·5	71·0	92·8
Laufen	190	145	134	534	75·9	70·0	92·1
Altmünster	189	146	134	549	77·2	71·1	92·0
Mödling	182	140	131	522	76·5	71·8	92·8
Mittelmaasse der Mesaticephalen.							
Hallstatt	184	146	131	531	79·2	71·4	90·2
Laufen	181	143	126	526	79·0	69·6	88·1
Altmünster	180	142	131	519	78·9	72·8	92·3
St. Andrä	181	143	124	522	79·1	68·5	86·6
Lungau	180	142	126	520	79·3	70·4	88·8
Mödling	181	143	136	527	79·3	75·2	94·8
Mittelmaasse der Subbrachycephalen.							
Hallstatt	181	147	133	527	81·7	73·9	90·6
Laufen	181	148	131	526	82·0	72·4	88·2
Altmünster	182	148	131	530	81·4	72·0	88·5
St. Andrä	181	147	131	530	81·4	72·2	88·7
Lungau	179	147	130	520	82·1	72·6	88·4
Mödling *a)* der gewöhnlichen	179	144	132	525	81·2	74·3	91·4
b) der mit Orbitalstenose	173	143	135	510	82·8	78·0	94·2
Mittelmaasse der Brachycephalen.							
Hallstatt	176	152	133	523	86·6	75·6	87·5
Laufen	176	154	134	531	87·6	76·0	86·8
Altmünster	179	154	131	534	86·0	73·1	85·1
St. Andrä	172	149	129	516	87·8	76·6	86·7
Lungau	173	150	129	517	86·6	74·8	86·7
Mödling *a)* der gewöhnlichen	170	152	137	520	89·0	80·3	90·2
b) der mit Orbitalstenose	171	150	139	518	87·6	81·1	92·5
Zum Vergleich:							
Tiroler (Rabl-Rückhard)	170	147	139	523	86·5	81·5	94·6
Schädel aus dem Nordwesten Deutschlands (Gildemeister)	177	153	134	530	86·9	75·4	87·1

Zwei Wallbauten bei Březnic.

Von

Břetislav Jelínek.

Südöstlich von der Stadt Březnic, auf der Herrschaft gleichen Namens, im romantischen Vlčavathale, befinden sich zwei prähistorische Wallbauten, die durch ihre Anlage und einstige Befestigung umsomehr Interesse erwecken, da selbe trotz der Nähe, in der sie sich zu einander befinden, einen verschiedenen Charakter haben. — Seit dem Jahre 1863 hatte ich sie bereits im Augenmerk, jedoch erst im verflossenen Jahre (1882) war es mir möglich, selbe einer genaueren Durchforschung zu unterziehen, deren Resultat ich nachstehend einer geneigten Beachtung unterbringe.

Die Wallburg bei Podčap.

Längs des Baches Vlčava nach Südost, etliche dreiviertel Stunden von Březnic, erhebt sich am rechten Ufer desselben und über den grossen Podčaper Teich ein mächtiger Berg als der letzte Ausläufer des waldigen Gebirgszuges, der sich weit über das eine halbe Stunde entlegene Dorf Stražiště gegen Osten dahinzieht. Dieser Berg, welcher sich oberhalb des Gebirgsrückens kegelförmig erhebt, ist auf seinem höchsten Gipfel mit kolossalen Wällen gekrönt, die zwei aneinanderstossende Burgplätze in sich einschliessen. Diese überaus gigantischen Wälle verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, denn selten finden wir Wälle von Erdreich, die Spuren von einstiger steinerner Verkleidung an sich tragen würden, wie es eben hier der Fall ist.

Das hiesige Landvolk nennt heutzutage diese Wallanlagen „v Šancích“ (welche die Sage als Schwedenschanzen bezeichnet) und durch diese Benennung pflegt auch der ganze Berg, auf dem sie sich befinden, bezeichnet zu werden, obzwar er sammt den Wallanlagen noch im vorigen Jahrhunderte überhaupt den Namen „Hradiště“ (d. i. Burgstätte, Burgfriede) trug [1]). Dafür haben sich übrigens noch auf unsere Tage traditionelle Beweise erhalten, denen zufolge — wie die Sage erzählt — hier einst eine Burg (hrad = castrum, oppidum) gestanden hat, aus der ein unterirdischer Gang (pochodeñ us.) bis in die Březnicer Burg geführt haben soll.

Bei einer genaueren Besichtigung dieser Wallanlagen — siehe Fig. 23 *A* — findet man, dass sich die kreisförmige Hauptburg I in ihrer westlichen Hälfte an steile Berglehnen, an deren Fusse die Vlčava fliesst, anlehnt. Nicht minder steil ist auch ihre südliche Seite. Weniger von Natur aus befestigt

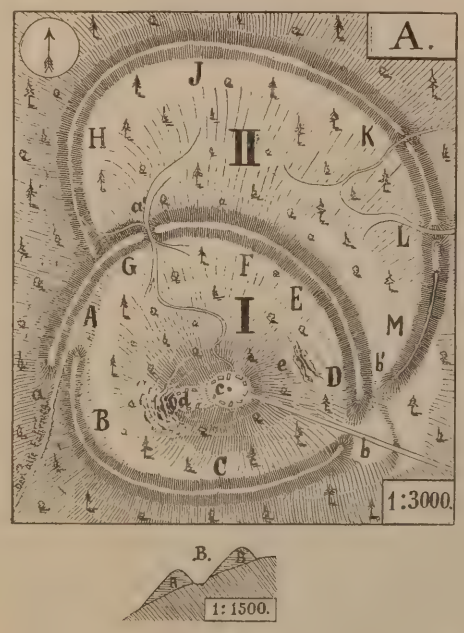


Fig. 23.

erscheint ihre nordöstliche Hälfte, auf deren Seite sie mit dem Gebirgsrücken zusammenhängt und eher ersteigbar wäre; doch eben hier finden wir sie durch Menschenhand nicht blos mit einem überaus mächtigen Walle umsäumt, sondern auch noch mit einer

[1]) In dem Josefinischen Fassionsbuche der Gemeinde Podčapy (vom Jahre 1788) heisst es nämlich in deutscher Uebersetzung: Die zweite Flur (Druhá druha), Stražiská genannt, beginnt auf der Gemeindewiese topogr. Nr. 87 und weiter bei dem herrschaftlichen Teiche bei Podčap Nr. 546, links von Březí, zieht sich dann längs des Flusses, der von Březnic gegen Dobrá Voda (Gutwasser) unterhalb des Berges bis zur Steinernen Brücke (selbe besteht noch heutzutage) läuft, um sodann auf der rechten Seite durch den Wald zu dem sogenannten Hradiště top. Nr. 109 (welche Nummer diese Wallburg bis dato trägt) zu gelangen etc. — Gelegentlich erlaube ich mir die p. t. Herren Collegen auf die erwähnten Josefinischen Fassionsbücher, welche für die Topographie und die daraus folgenden Nachforschungen überhaupt ein reichhaltiges Material bieten, aufmerksam zu machen.

Vorburg (suburbium) II versehen und sonach doppelt geschützt.

Das Hauptthor befand sich in der Burg, und zwar auf der Westseite, zu welchem ein in etlichen Spuren noch sichtbarer Weg längs der Berglehne (von West nach Ost) führte und zwischen den Wällen *A* und *B* das Burgthor bei *a* erreichte. Dieses, zwischen den obgenannten Wällen eingeschlossen, ähnelt einem Zwinger, der in der Länge jetzt noch über 12 m. misst und in der Breite einst 3 m. messen konnte [1]). Die Anlage dieses Einganges war treffend auserwählt, denn der Wall *B*, welcher den Zwinger beherrscht, der gewiss durch zwei Thore verschanzt sein mochte (nämlich bei den Ausläufern der Wälle *A* und *B*), misst an der Aussenseite 6·5 m. und nach Innen 3 m. Höhe, und überragt um ganze 2 m. den Ausläufer des Walles *A* (bei *a*), der ohnehin durch den Thalabhang schon tiefer gelegen, nach Innen blos 2 m., nach Aussen jedoch auch 6·5 m. Höhe misst. — Vergl. Fig. 23 *B*.

Aus der Burg führte ursprünglich blos ein Ausgang (exitus, introitus — Durchlass) in die tiefer gelegene Vorburg II und zwar zwischen den Wällen *G* und *F* bei *a'*. Beweis hiefür bietet der bis heute ersichtliche regelmässige Durchbruch des Walles, und hier eben (bei *G*) an seiner Aussenseite (der Vorburg zu) ist die Verkleidung durch regelmässig aneinander aufgeschichtete Steine (in der Art eines Mauerwerkes ohne Mörtel) wahrzunehmen. — Den Umstand dieser Bauart erleichterte wohl das hier befindliche Gestein, welches aus dem Boden in Felsenblöcken emporragt und selbst in der Burg (bei *e*) befindet sich ein verödeter Steinbruch; hievon rühren auch die theilweise von Steinen mit Erdreich aufgeworfenen Wälle, welche stellenweise förmlichen Steinwällen gleichen. Hier bei dem Ausgange jedoch lässt sich das Mauerwerk dadurch erklären, dass der Wall auf einem sehr steilen Abhange situirt war und daher seine Böschung besser befestigt werden musste, um eine mögliche Rutschung des ohnehin steilen und hohen Walles zu verhindern. — Dieser Wall, welcher nebenbei zum Schutze der Pforte diente, erreicht nach Aussen eine Höhe von 5·5 m., nach Innen blos 2 m.

Von anderen in den Wällen ursprünglich angelegten Durchlässen sind hier keine Spuren bemerkbar, denn alle übrigen Durchbrüche durch die Wälle (bei *b* und *b'*) sind neu und lediglich für Holzwege gemacht worden, was aus der Aufschüttung bei *b*, die nur aus den Durchbrüchen der Wälle *DC* und *DM* herrührt, ersichtlich ist. Ein ähnlicher Durchbruch befindet sich auch bei *L*. Der einzige Pfad bei *K*, welcher über die Wälle durch einen kleinen Durchbruch in die Vorburg führt, ähnelt einem alten Seiteneingange, denn man findet hier viel eingestürztes Gestein, welches vielleicht einst zu seiner Verkleidung gedient haben mochte.

Wenn wir alle hier befindlichen Wälle in's Auge fassen, so finden wir, dass selbe in der Höhe nach Aussen zwischen 4 bis 7 m., nach Innen von 1·5 bis 4 m. variiren. Auch in der Breite sind sie sehr verschieden und haben 12 bis 18 m. im Durchmesser, je nachdem es ihre Verwendung bedingte. So finden wir dieselbe, abgesehen von den schon angeführten (bei *A*, *B* und *G*), in Metern ausgedrückt, wie folgt:

Wall	Höhe		Breite		
	nach Aussen	nach Innen	nach Aussen	nach Innen	Zusammen
C	5	4	11	7	18
D	6	4	10	8	18
E	5	3	10	6	16
F	7	3	11	7	18
H	5	2	8	4	12
I	5	2	8	4	12
K	5	2	8	6	14
L	5	1·5	6	6	12
M	5	3	9	6	15

Dieser letzte Wall *(M)* ist noch mit einem, alle übrigen 1 m. hoch überragenden Kamme versehen; ohne Zweifel deshalb, weil er auf der Ebene situirt ist. — Alle diese Wälle, hauptsächlich die der Burg, sind wohlerhalten und mit dichtem Gesträuch bewachsen, das sie vor Elementar-Ereignissen schützt.

Was die Flächenmaasse dieses Wallbaues anbelangt, schliesst die Burg I bei einem Umfange (der Wälle *A—B*) von 356 m. eine Fläche von 82·25 Aren, und die Vorburg II bei einem Umfange (der Wälle *H—M*) von 333 m. eine Fläche von 81 Aren ein; somit beträgt der Flächeninhalt beider Burgen 1·625 Hektare, die im Umfange durch Wälle von 546 m. eingeschlossen sind. Von diesen entfallen auf die Wälle *ABC* (bis *b'*) 213 m., und auf die Wälle *H—M* 333 m.

Bezüglich der inneren Beschaffenheit dieser beiden Wallbauten finden wir, dass sich der Boden, dessen Fläche sie einnehmen, gegen Norden neigt und aller Spuren etwaiger Wohnsitze entbehrt; auch gibt es keine Gedenkzeugen, dass hier je ein Fund gemacht worden wäre. Ebenso vermisse ich hier jedes Merkmal, aus welchem man auf einen hier befindlichen

[1]) Ein ähnlicher Zwinger befindet sich auch auf dem Hradiště bei Dřevíč, und zwar das sogenannte Eiserne Thor. — Vergl. J. E. Wocel's Pravěk S. 429.

Brunnen oder eine Cisterne schliessen könnte. Aus Allem, was hier von Interesse wäre, ist der Felsenhügel zu erwähnen, dessen Plateau *c* kreisförmig planirt, im Durchmesser 15 m. misst. Mitten auf ihm soll sich noch vor Jahren ein Gloriet (auf einem Ständer in der Form eines Regenschirmes) befunden haben und unter ihm eine Ruhebank. Von hier aus zieht sich sein 8 m. breiter und 11 m. langer Kamm bis zu dem Felsenriffe bei *d*, das hier in der Höhe von 1·7 m. über den Kamm sich erhebend, zugleich den höchsten, aber auch abschüssigsten Punkt des ganzen Hügels bildet. Dieses Felsenriff scheint nach Innen in der Art einer Sitzbank ausgehauen zu sein, ob dies aber in neuerer Zeit geschehen oder aus alten Zeiten herrührt, ist wohl sehr schwer zu ermitteln; doch auffallend waren die noch im Jahre 1876 hier befindlichen, rings um das Plateau in einem Kreise umgestürzt liegenden Steinplatten, welche durchschnittlich je 1·2 m. Länge, 0·7 m. Breite und eine Spanne Dicke massen. Viele von ihnen wurden in den letzten Jahren zu den hier errichteten Stufen verwendet, die übrigen sind aber weggeführt worden [1]). Zu welchem Behufe selbe hier einst aufgestellt waren, ist sehr schwer zu errathen, da sie jetzt überhaupt zerstört und zumeist weggeschafft sind. Dass sie dem Gloriette als Einfassung gedient hätten, erlaube ich mir zu bezweifeln, denn ihr unansehnliches Aeussere könnte demselben zu keiner Zierde gedient haben; allein es lässt sich eher vermuthen, dass sie einem ganz anderen Zwecke gedient haben; — vielleicht begrenzten sie einen geweihten Ort, den die Erbauer dieses Burgwalles zu ihren religiösen Ceremonien benutzten. Doch wie gesagt, lässt sich darüber heutzutage schwer urtheilen, da sie nicht mehr vorhanden sind. Darüber könnten uns blos andere ähnliche Erscheinungen belehren [2]).

Schliesslich muss ich noch des kleinen Steinbruches, der sich in der Burg bei *c* befindet, erwähnen. Er ist in Form eines schmales Ganges von Südost nach Nordwest angelegt und an 3 m. tief. Ob er sonst einen gewissen Zweck hatte, lässt sich nun auch nicht mehr ermitteln, da er gegenwärtig ganz verfallen und dicht mit wildem Gestrüppe verwachsen ist.

Aus Allem, was ich hier ermitteln konnte, ist ersichtlich, dass dieser Wallbau niemals bewohnt war, daher blos als ein Refugium — falls nicht als eine Landeswarte desselben Zweckes — der Vlčauer Thalbewohner betrachtet werden muss. Wo aber ihre einstigen Wohnstätten zu suchen wären, lässt sich freilich schwer andeuten; doch wenn ich aus der Richtung des alten Weges, der aus der Burg hinunter gegen Westen angelegt ist, urtheilen sollte, wären dieselben irgendwo an dem rechten Ufer der Vlčava und der daran stossenden Landzunge unterhalb des Podčaper Teiches und am Fusse des Hradištěberges am ehesten zu suchen, wo man gewiss unweit derselben das Grabfeld der einstigen hierortigen Insassen finden würde. Einen anderen, für eine Ansiedlung passenden Ort habe ich hier nicht ermitteln können. Ein Freund der Anthropologie, der in der Nähe — vielleicht in Březnic — ansässig wäre und nach selben fahnden würde, könnte sich durch ihre Entdeckung um die Wissenschaft wohl verdient machen, da man aus den hier gemachten Funden auf die Epoche und Dauer dieses Wallbaues bestimmtere Schlüsse thun könnte. —

Eine kleine halbe Stunde von hier gegen Osten, am jenseitigen Ufer der Vlčava, findet man einen zweiten Burgwall, den sogenannten

Hrad bei Gutwasser.

Oestlich von dem kleinen Dorfe Gutwasser (Dobrá voda) längs der Bezirksstrasse und der Rakonic-Protiviner Bahn erhebt sich am linken Vlčava-Ufer eine mittelhohe Ebene, welche den Fuss der langsam aufsteigenden Berglehnen des diesseitigen Gebirgszuges bildet [1]). Ihr westlicher Ausläufer, der sich an drei Seiten steil herabsenkt, wurde einst zu einer Wallanlage benützt, deren Spuren man heutzutage in mächtigen Wällen erblickt. — Vergl. Fig. 24 *A*.

[1]) Als ich im Jahre 1863 diese Wallburg besuchte, habe ich ihrer 28 gezählt, nicht mitgerechnet jene, die bereits zu den Stufen benützt worden waren. Sie lagen da am Rande des Plateaus, einen förmlichen Ring bildend, woraus sich vermuthen lässt, dass sie sich hier sonst stehend befunden haben. — Auf dem Situationsplane findet sich ihre ursprüngliche Lage bei *c* und *d* mit Vierecken bezeichnet.

[2]) Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir auf meinen Bericht über das Plešivecer Heiligthum (Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien, Bd. XII) und auf Dr. Johann N. Woldřich's Hájek bei Puthau (ib. Bd. IV, Nr. 7) hinzuweisen.

[1]) Die Feldanlagen, welche sich von diesem Burgwalle aus gegen den vorerwähnten bei Podčap erstrecken, werden in dem Josefinischen Fassionsbuche der Gemeinde Borek (aus dem J. 1788) nachstehend in deutscher Uebersetzung beschrieben: Die zweite Flur (druha) „za Hradem" (d. i. hinter der Burg) genannt, bei Gutwasser, nimmt ihren Anfang hinter dem Wirthshause, zieht sich längs des herrschaftlichen Waldes, der Hradeckischen und Tochovicer Grenze hin bis hinter den Wald gegen die Myslíner Grenze, dann zwischen dem Vorlíker Walde und dem herrschaftlich Březnicer Walde, Hradiště genannt (hier tangirt sie das Gebiet der Podčaper Wallburg) und gelangt bis zum Podčaper Teiche etc.

Die südliche Seite derselben *IHG* bildet ein schroffer Abhang, der in die Wiesen hinabfällt und erreicht eine Höhe von 5 bis 6 m. Der westliche Abhang *ABC* zieht sich Anfangs in derselben Höhe, wie der vorgenannte, aber nach einem allmäligen Steigen der Bodenfläche, nach der Biegung bei *C*, bildet er mit der gegenüberliegenden Ebene eine wagrechte Höhe, die erst auf der südöstlichen Spitze bei *F* wieder in ihre normale Lage herabfällt. — Dies ist beiläufig die ursprüngliche Situirung dieser Burgstätte, welche nunmehr durch die hier laufende Bahn gestört erscheint.

Was die Befestigung dieser Wallburg anbelangt, beanspruchte sie, wie aus der Situation selbst er-

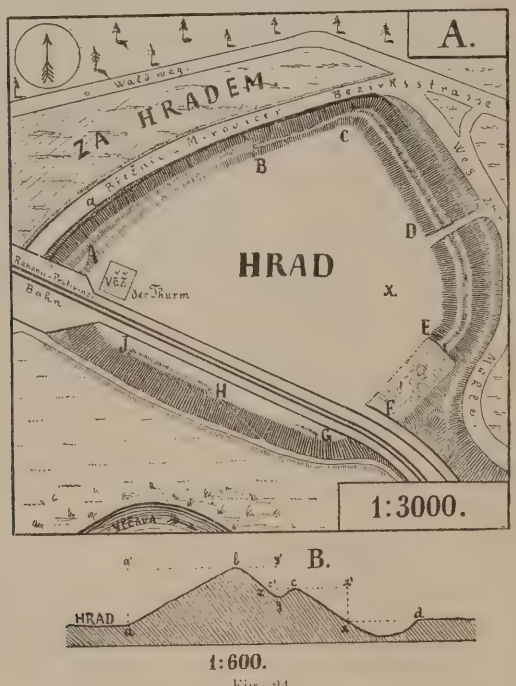


Fig. 24.

sichtlich ist, gegen Süd und West nicht viel Arbeit, nichtsdestoweniger findet man auch hier auf den steilen Abhängen Spuren von Wällen, namentlich bei *IHG*, und wenn wir selbe weiter verfolgen, finden wir sie auch gegen die sich hebende Ebene aufgeworfen bei *BC*, wo sich bis jetzt noch ein 1 m. hoher Erdwall befindet. Anders gestaltet sich die Befestigung gegen Osten, wo die Burg mit der Ebene zusammenhängt. Hier findet man den aufgeworfenen Erdwall ausserordentlich mächtig und von einer ungewöhnlichen Bauart, denn es ist ein Doppelwall und zwar so hergestellt, dass er sich nach Aussen terrassenförmig zweimal übereinander erhebt und zwischen seinen zwei Kämmen mit einem Graben versehen ist, wie sein Durchschnitt Fig. 24 *B* aufweist. Er erreicht folgende variirende Dimensionen: Nach Innen die Höhe von 4—5 m. bei einer Breite (*ab*) von 9 m., nach Aussen die Höhe (*by*) von 2—2·5 m., die Breite (*by'*) von 2·5 m. Hier ist der innere höhere Wall von dem äusseren niedrigeren durch einen Graben (*cz*) von 1·5 m. Breite getrennt. Der äussere Wall erhebt sich nach Innen in einer Höhe (*c'y*) von 0·5—1 m. und einer Breite (*cc'*) von 1·5—2 m. Nach Aussen neigt er sich in einer Höhe (*xx'*) von 2·5—3 m. mit der Breite (*cx'*) von 3—5 m. bis zu dem 1·5 m. tiefen und 5 m. breiten Graben (*dx*). Auf diese Art erreichen noch heute die östlichen Wälle nach Innen eine Höhe von 5 m., nach Aussen aber eine Höhe von 7 m. und messen in ihrer Basis 18—20 m. — Von derartigen Wällen sind mir bisher nur noch jene vom Hrádek bei Žernosek bekannt, welche Vocel in seinem Pravěk země české ähnlich beschreibt [1]).

Wenn wir nun die sämmtlichen hier befindlichen Wälle einer allgemeinen Uebersicht unterziehen, gelangen wir zu folgendem Resultate:

Der Abhang *AB* zieht sich in einer Länge von 98 m. und der Abhang *BC* in einer Länge von 46 m. bis zum Buge (bei *C*), von wo aus die Wälle *CD* eine Länge von 60 m. und *DE* die Länge von 90 m. haben. Der folgende Wall *EF* wird gegenwärtig geschleift und zieht sich in der Länge von 35 m. bis zu *F*, wo er einst über die Bahngründe setzend, in der Länge *FG* 20 m. mass. Hier ziehen sich längs der Eisenbahn die Reste der ehemaligen Wälle *GHI* in einer Länge von 104 m. bis *I*, wo sie einst wieder über die Bahngründe setzend, nach einer Länge von 24 m. in *A* einfielen. Hiernach erreicht der ganze Umfang der Wallburg eine Länge von 477 m., mit welcher er eine Fläche von 1·08 Hektaren einschliesst, deren grösste Länge 143 m. und grösste Breite 120 m. misst [2]).

Von dem einstigen, ursprünglichen Einfahrtsthore dieser Wallburg findet sich heutzutage keine Spur mehr; die Einfahrt bei *D* ist neu durchbrochen. Es scheint sonach sehr glaubwürdig, dass sich dasselbe irgendwo auf der südwestlichen Spitze, wo

[1]) Vergl. daselbst S. 472. Jedoch die Ansicht dieses wohlverdienten Archäologen über dieselben — nämlich dass diese Doppelwälle blos gegen das vom Regen abgespülte Erdreich errichtet wurden — kann ich nicht mit theilen, denn die hiesigen Wälle sind jetzt noch wohlerhalten und fest mit Rasen, der jedem Elementar-Ereignisse gut widersteht, bewachsen. Eher würde ich vermuthen, dass der Vorwall mit Pallisaden ausgerüstet war, um das Ersteigen der Bollwerke zu hindern.

[2]) Es sind dies die jetzigen Felder Conscr.-Nr. 290 u. 291.

nunmehr die Eisenbahnbrücke steht, befunden haben mag und zwar zwischen den Wällen *A* und *I* (unterhalb der Ruine des Thurmes). Die feste Lage und die einstige Zufahrt zu dem Thurme, welche sich gewiss auf dem alten Wege befunden hatte, sprechen dafür. Hiebei muss auch erwähnt werden, dass sich etliche 15 Schritte von hier, unterhalb der Burgstätte, an der Bezirksstrasse eine Quelle befindet (bei *a*).

Was die hier gemachten Funde anbelangt, ist die Burgstätte sehr arm; blos auf der Ostseite (bei *x*) fand ich Scherben von einigen gut ausgebrannten Thongefässen von grauer Farbe. Nach ihren Rändern und einem Boden schliessend, halte ich selbe für sehr jung, der historischen Zeit angehörend, und wenn ich mich näher ausdrücken soll, setze ich selbe (mit anderen verglichen) in das X. bis XI. Jahrhundert.

Schliesslich muss ich noch der Orientirung halber des hier befindlichen viereckigen Thurmes erwähnen, der aus dem Mittelalter herrührt. Sein massiver Bau charakterisirt diese Zeit. Ursprünglich 14 m. lang, 12 m. breit, von nahezu 2 m. starkem Mauerwerk aufgeführt, erreicht er heute noch eine Höhe von 11 m. Sein Inneres war sonst in zwei Hälften getheilt, von welchen die südliche die Stiegenhalle, die nördliche die Wohnungsräumlichkeiten bildete. Die letzteren bestanden aus drei Stockwerken; in den zwei unteren befinden sich nur schiessschartenartige Fenster, im dritten aber ausser zwei gewölbten Fenstern noch in der nördlichen Ecke Ueberreste von einem Kamin. Alles scheint der Bauart nach aus dem XIV. bis XV. Jahrhunderte herzustammen. Uebrigens ist auch dieser Thurm fast der ganzen südlichen Hälfte nach niedergestürzt und Alles liegt in Ruinen.

Ausser diesem Thurme befinden sich hier nirgends mehr Spuren von Mauerwerk, trotzdem die Sage von einer Burg, die hier einst gestanden und von den Schweden verwüstet worden, berichtet. Der wohlverdiente Historiker Frz. Alex. Heber, der dieser Burg erwähnt [1]), folgert daraus, dass die Mauerwerke als Baumaterial abgeführt wurden. Der hochverdiente Historiograph Frz. Palacky bezeichnete diese Burgstätte als ein altes Schloss (Ritterburg) und benannte sie „Hrochův Hrádek“ [2]), welche Benennung auch Anton Schmitt in seine „Archäol. Mappe von Böhmen“ (1856) aufnahm und als eine völlige Ruine anführt. Heber zieht dagegen den Namen des nahen Dorfes Strazistě vor und benennt sie auch darnach; aber alle diese Benennungen sind hierorts ganz fremd — unbekannt, und diese Burgstätte wird allgemein nur „Hrad“ genannt [1]). Dass hier im Mittelalter keine Burg gestanden, erhellt wohl aus der blossen Besichtigung dieser Stätte und des kahlen Wartthurmes. Doch es scheint mir, dass eben dieser Thurm eine ganz andere Bedeutung hatte, als man bisher ähnlichen einsam dastehenden Thürmen zuschrieb. Ich halte dafür, dass solche Bauten Wartthürme (böhm. Stráž, Stražiště und Stražnice) waren, d. i. Stationen der Landsknechte (Zemští drábové — Landestrabanten), die längs der öffentlichen Strassen angelegt waren. Solche finden wir noch bei Kunzwart [2]) nächst des Goldenen Steiges (Zlatá stezka) an der bairischen Grenze; bei Klabava [3]) an der Strasse von Rokycan nach Pilsen; am Hrádek bei Unter-Wuldau, an der böhmisch-österreichisch-bairischen Grenze u. a. m. Unser Thurm ist an der Březnic-Mirovicer Strasse situirt, welche längs der Vlčava einen waldigen Gebirgszug durchläuft. Diese Thürme mussten also den Landsknechten zu Stationen gedient haben, von welchen sie die Strassen zu bewachen hatten, und möglich auch, dass man daselbst Zoll eingehoben hat, wie es an den Flüssen der Fall war [4]). Hievon rührt auch die Masse der in Böhmen sich befindenden Warten: Stráž, Stražnice, Stražiště und Stražov genannt, aus welchen später theilweise auch Ritterburgen entstanden [5]).

Aus allem hier Gesagten ist ersichtlich, dass die besagte Wallburg mit dem Thurme in keinem Zusammenhange steht und daher auch nichts Gemeinsames hat, ausser vielleicht den Zweck — wenn wir die ehemaligen Landeswarten mit in Betracht ziehen [6]).

Endlich muss ich mit Bedauern beifügen, dass der jetzige Besitzer dieser Burgstätte die Wälle schleift, um mit dem aus ihnen gewonnenen Erdreich den Graben zu ebnen und auf diese Weise sein Feld zu vergrössern. Im Verlaufe von 3 bis 4 Jahren wird Böhmen wieder um eine Wallburg ärmer sein, an deren Stelle sich Felder hinziehen werden.

[1]) Siehe seine „Böhmens Burgen“ etc. Bd. II, S. 234.

[2]) In Popis král. čes. p. 336.

[1]) Einen Hrochův Hrádek war mir trotz meines Bemühens bis dato nicht gelungen aufzufinden, es bleibt sonach den Topographen zu ermitteln.

[2]) Vergl. Heber's Böhm. Burgen B. II, S. 235, und Palacký's Popis král. čes. p. 358.

[3]) Heber ib. II. 230.

[4]) Z. B. Stráž: Platz bei Neuhaus, Hasenstein bei Kaaden, Wartenberg bei Niems etc.

[5]) Z. B. bei Klingenberg, wo sich ebenfalls ein alter Thurm (der sogenannte Markomannenthurm) befindet, am Děvín oberhalb Prag u. s. w.

[6]) Vergl. über dieselben J. K. Hráše: Zemská branka u Náchoda (Pam. Arch. B. VIII, p. 433) etc.

Mittheilungen.

8.

Prähistorische Funde von Hořelic bei Prag.

Mitgetheilt von Hofrath ***Ferd. von Hochstetter.***

Bei Gelegenheit der Arbeiten mit dem Dampfpfluge auf der kaiserlichen Domäne Hořelic bei Prag wurden prähistorische Gegenstände gefunden, welche **Se. kaiserliche Hoheit Kronprinz Rudolf** an Hofrath von Hochstetter einsandte. Es sind dies einige Steingeräthe und Reste von Thongefässen.

1. Ein kurzer, dicker, cylindrischer Quetschstein aus Quarzit; das untere Ende konisch geformt, das obere mehr abgerundet. Aehnliche Quetschsteine sind von verschiedenen Punkten Europas, so z. B. aus den Pfahlbauten, von alten Ansiedelungen u. s. w. bekannt. In Nubien bedient man sich noch heute zum Zerreiben des Getreides kleiner Unterlagsplatten aus Stein, die eben sind; mittelst eines kleinen, auf der Unterseite ebenfalls ebenen Handsteines wird das Getreide zerrieben. In Nordamerika finden sich zahlreiche solche Quetschsteine aus der Zeit vor dem Eindringen des weissen Menschen. Dort nennt man sie „pestles", die untere Fläche ist meist eben.

2. Ein länglicher, mehrfach beschädigter Stein; die zwei langen, schmalen, wenig ebenen Flächen zeigen geringe Spuren einer ehemaligen Verwendung als Schleif- oder Wetzstein, als welcher dieses Stück vielleicht aufzufassen ist; deutlich sind solche Spuren an den Kanten sichtbar. Der Bauer verwendet heute noch ähnliche Steine, wenn er solche zufällig auf dem Felde findet, zum Schärfen der Sensen und Sicheln während der Arbeit.

3. Ein längliches, durchbohrtes Anhängsel aus Stein; dürfte als Amulet gedient haben. Im Spreewalde werden heute noch ähnliche Amulete aus Serpentin verfertigt. Man nennt sie dort Schrecksteine und sie sollen gegen die bösen Folgen des Schreckens dienen. Kleinen Kindern hängt man dieselben an einer Schnur um den Hals; das Zahnen soll dann leichter von statten gehen. In der Apotheke in Burg im Spreewalde werden heute noch solche Schrecksteine in grösserer Menge verkauft; ebenso bekommt man sie auch in Berlin an verschiedenen Orten.

Die fünf Topfscherben lassen sich durchwegs als prähistorische Arbeit bezeichnen, was bei den vorhin erwähnten Steingeräthen nicht direct nachweisbar ist. Alle fünf Stücke sind aus freier Hand, ohne Zuhilfenahme der Töpferscheibe gearbeitet. Die Töpferscheibe scheint in Deutschland erst durch die Römer bekannt geworden zu sein; in Böhmen gehören die auf der Töpferscheibe gedrehten alten Gefässe wahrscheinlich den Slaven an.

Das erste Stück ist ein Stück vom Bauchtheil eines mittelgrossen Gefässes aus feinem hellbraunen Thon; es trägt einen mässig grossen, halbkreisförmigen Henkel; unterhalb der Stelle, wo der Gefässkörper an den Rand anschliesst, ist eine Reihe grösserer vertiefter Punkte als Verzierung angebracht. Die Gefässwand ist ungewöhnlich stark.

Ein zweites Bruchstück gehört einer Schale an, ist aus dunklem Thon verfertigt und innen mit einem Graphitüberzug versehen. Der Rand zeigt an einer Stelle eine flache, niedere Erhebung.

Ein drittes kleines Bruchstück scheint einem grösseren Gefässe angehört zu haben; es ist aus dunklem Thon und zeigt die Anschlussstelle des Gefässkörpers an den Hals. Unterhalb der dadurch entstehenden, schwach hervortretenden Kante ist eine Reihe vertical stehender, kleiner, vertiefter Strichelchen als Verzierung angebracht.

Das vierte Stück gehört einem grösseren Gefässe aus dunklem Thon an und zeigt wieder die hier wenig markirte Anschlussstelle des Gefässkörpers an den Hals. Unterhalb derselben sind zwei konische, nebeneinanderliegende Erhebungen angebracht, welche als die rohe Darstellung der weiblichen Brust gelten können.

Das fünfte, durch seine Verzierung interessanteste Stück ist ein kleiner Bruchtheil eines dunkelfarbigen, wahrscheinlich ziemlich grossen Gefässes. Auf der Vorderseite sind vertiefte Linienverzierungen angebracht; die Furchen sind mit einer weissen kalkigen Masse ausgefüllt. Aehnliche Verzierungen kennt man aus den Pfahlbauten der österreichischen und der Schweizer Seen und von anderen Orten.

Eine zweite und dritte Sendung von derselben Localität enthält folgende Gegenstände:

1. Eine an zwei gegenüberliegenden Stellen etwas abgeplattete Kugel aus Stein, in dieser Richtung ein gebohrtes

Fig. 25.

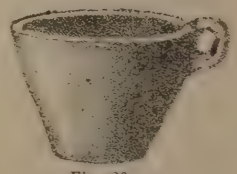


Fig. 26.

$^1/_3$ nat. Gr.

Loch, dessen eines Ende 12, das andere 15 mm. im Durchmesser hat, also etwas konisch geformt ist. Der Durchmesser des ganzen Stückes beträgt in der Richtung der Bohrung 33 mm., in der darauf Senkrechten 50 mm. Jedenfalls war das Stück einmal an einem geraden Holzstiel befestigt; gegen seine Bestimmung als Keulenknopf spricht seine relative Kleinheit und Leichtigkeit; das Gewicht beträgt nämlich nur 145 Gramm.

2. Zwei roh zugeschlagene, dreikantige Stücke aus Quarzit, an einem Ende breit, gegen das andere zugespitzt, mit zwei scharfen Kanten. Länge 50—58 mm. Das Alter derselben ist zweifelhaft.

3. Zwei Spinnwirtel aus Thon, der eine (kleinere) dunkel, der andere durch das Brennen hellgelblichroth gefärbt. Die Form ist bei beiden wesentlich dieselbe; sie bilden ziemlich flache Scheiben mit einer umlaufenden Mittelkante; von dieser aus nach beiden Seiten hin konisch zulaufend. Die beiden Endflächen sind etwas vertieft[1]).

[1]) Coppi nennt diese Form: Verticillus Biconico-concavus. Siehe: Terramare di Gorzano. Taf. XXX. Nur sind unsere Stücke viel flacher, als die dort abgebildeten.

4. Henkelschale aus gebranntem Thon, schwärzlich braun in der Färbung, aus freier Hand gearbeitet, ziemlich sorgfältig geglättet, der Boden etwas vertieft, das Gefäss unterhalb des Randes mit einer ziemlich breiten, seichten Einschnürung; mit einem Henkel von mässiger Grösse; die demselben gegenüberliegende Seite des Gefässes fehlt. (S. Fig. 25.) Der Randtheil ist oval geformt, der Durchmesser in der Richtung des Henkels beträgt 11 cm., in der darauf senkrechten Richtung 12 cm.

5. Kleiner Henkelbecher aus gebranntem Thon von schwärzlicher Färbung, aus freier Hand gearbeitet, aussen geglättet, mit einem mässig grossen Henkel. Das Gefäss etwas beschädigt. (S. Fig. 26.)

6. Mehrere Scherben von Thongefässen verschiedener Grösse, alle aus freier Hand gearbeitet, mit verschiedenartigen Verzierungen.

Die Fundstücke machen mehr den Eindruck, als stammten sie von einer prähistorischen Ansiedelung, als von einer prähistorischen Begräbnissstätte, und gerade in der Umgegend von Prag sind solche Funde schon sehr häufig gemacht worden, z. B. im Šarkathale, bei Wokowice, bei Rusin u. a. a. O.

9.

Der Ringwall „Hrůdy“ bei Strážnic in Mähren.

Von ***August Komers,*** k. k. Gymn.-Professor in Znaim.

Die Stadt Strážnic ist im südlichen Mähren an einem Arme des Marchflusses nicht weit von der ungarischen Grenzstadt Skalic gelegen. Ihre Lage, ihr hohes Alter, noch mehr aber ihr bedeutungsvoller Name (stráž = Warte) sprechen unzweideutig dafür, dass sie sich an einem sicherlich schon in der prähistorischen Zeit wichtigen Punkte befindet. Authentischen Nachrichten zufolge wurden auch schon häufig in besagter Gegend Steinwerkzeuge, Urnen, Bronzegegenstände etc. vorgefunden, jedoch aus Unkenntniss verworfen oder verschleppt. — Angeregt durch derartige Mittheilungen habe ich mir vorgenommen, meinen Ferialaufenthalt in dieser Stadt der Durchforschung der Umgebung derselben zu widmen und will in den nachfolgenden Zeilen die diesbezüglichen Resultate mittheilen.

In den Ferien des Jahres 1879 entdeckte ich mit meinem Collegen Dr. Dvorsky an der Wandung einer Sandgrube, welche in südöstlicher Richtung, etwa 300 Schritte von der Stadt entfernt, eröffnet wurde, den Durchschnitt eines Urnengrabes; die Sandgräber hatten vor unserer Ankunft die in dem Grabe vorgefundenen Urnen herausgeworfen, die wir zertrümmert in der Nähe auch vorfanden. Der Durchschnitt des Grabes hatte die Gestalt eines 64 cm. hohen und 80 cm. breiten Rechteckes; die darüber gelagerte Ackerkrume hatte eine Dicke von 48 cm. Der Inhalt, schwarze mit Kohle und Asche stark vermischte Erde, hob sich grell von der gelben Sandwandung ab. Von den vorgefundenen Gefässfragmenten will ich nur zweier mit ziemlich hoher Wandung versehener Boden erwähnen. Der Boden des grösseren Gefässes hat einen Durchmesser von 15 cm.; die daran erhaltene Wand ist 10 cm. hoch und 1 cm. dick; das Material ist eine schwarzbraune, schwach mit Kohle und groben Quarzkörnern gemischte Masse; Wand und Boden sind an der Aussenseite mit einem hellrothen Lehme überstrichen, während die Innenseite mit Graphit schwarz geglättet ist. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 27 cm. Der zweite Gefässboden ist mit einer 7 cm. hohen, 10—12 mm. dicken Wand versehen, der Durchmesser des Bodens beträgt 10 cm., der der Oeffnung 16·6 cm. Das Material ist dasselbe wie bei dem ersten, nur findet sich an beiden Seiten des Gefässes der obenangeführte rothe Beschlag, in welchem und zwar an der Aussenseite, die Furchen der formenden Hand noch ersichtlich sind. Beide Gefässe sind schwach gebrannt und allem Anscheine nach ohne Drehscheibe verfertigt worden.

Da die Sandgräber erwähnten, dass sie schon mehrere derartige Urnen, jedoch stets ohne Beigaben, vorgefunden hätten, so wurde eine weitere Nachgrabung von uns sofort vorgenommen, die jedoch kein positives Resultat lieferte. Als ich aber in den Ferien des Jahres 1881 die Sandgrube aufsuchte und über etwa vorgefundene Objecte Nachfrage hielt, theilte man mir mit, dass man auf eine mit Kohle, Asche und Gefässfragmenten stark vermischte Sandschichte gekommen sei, die das Aussehen eines Feuerherdes hatte. Diese Gefässreste gleichen den früher angeführten. Bei derselben Gelegenheit händigte mir ein Arbeiter einen granitenen Mahlstein ein, welchen er in einer Tiefe von 198 cm. nicht weit von der Stelle des Urnengrabes und des angeblichen Feuerherdes gefunden hatte. Dieser Getreidereiber hat die Gestalt eines etwas länglichen Kugelfragmentes; die Längensehne beträgt 23·5 cm., der dazu gehörige Bogen 27·8 cm., die Breitensehne 17 cm., der dazu gehörige Bogen 20 cm. Auf der Oberfläche trägt er dunkle Flecken, die offenbar von einem Feuer herrühren; es dürfte somit als wahrscheinlich erscheinen, dass derselbe mit dem genannten Feuerherde im Zusammenhange steht.

In den Ferien desselben Jahres entdeckte ich in der Umgebung der genannten Stadt einen prähistorischen Ringwall. Fährt man nämlich von Strážnic auf der erst in neuerer Zeit erbauten Strasse zur Station der Ferdinands-Nordbahn, Rohatec, so gelangt man etwa eine Viertelstunde hinter dem alten Badeorte Petrau auf eine Anhöhe, die nach Wolny's Topographie 4. Bd., 380. S. 96 Klafter über den Meeresspiegel sich erhebt und im Volksmunde den eigenthümlichen Namen Čertoryje (eigentlich Črtoryje) führt. Wendet man von hier den Blick nordwärts in das untenliegende Thal, in dem der Marcharm in vielfachen Windungen dahinfliesst, so bemerkt man auf dem jenseitigen Ufer eine ziemlich bedeutende, ringförmige Erdumwallung. Das Landvolk nennt dieses Territorium „hrůdy“, in welchem Worte wir dieselbe Wurzel wie in dem slavischen Hrad (Burg) wahrnehmen. Die Geschichtskundigen der Gegend bezeichnen diesen Ort als denjenigen, wo im Jahre 1458 der böhmische König Georg den hier versammelten Magnaten Ungarns den jungen Mathias Corvinus übergeben hatte. Hier sei, erzählt man weiter, jener Heiratsvertrag zwischen Mathias und Georg's ältester Tochter abgeschlossen worden. Auch bei dem Landvolke hat sich diese Heiratstradition erhalten, nur dass dieses aus Unkenntniss des historischen Factums bald den Žižka, bald einen türkischen König als den Bräutigam bezeichnet. Mag es immerhin dahingestellt bleiben (Bonfin's Angabe spricht wenigstens dagegen), ob dies der Ort der feierlichen Königsübergabe gewesen sei, so viel steht sicherlich fest, dass die Erdumwallung keineswegs dieser Feier ihre Entstehung zu verdanken hat, da es als undenkbar erscheint, dass man einer höchstens zwei Tage währenden Feierlichkeit zu Liebe auf einem so ungünstig gelegenen Orte ein Erdwerk aufgeführt hätte, an dessen

Zustandekommen einst viele Tausend Menschenhände gearbeitet hatten.

Der Ringwall liegt auf einem üppigen Wiesengrunde, der, wie die ganze benachbarte Oertlichkeit, vor nicht langer Zeit noch mit dichtem Wald besetzt war und wie heute, so auch früher von dem angrenzenden Marchflusse alljährlich inundirt wurde. Wie aus der beigegebenen, von Herrn V. Navrátil entworfenen Skizze (Fig. 27) zu entnehmen ist, hat der Wall die Gestalt eines unregelmässigen Viereckes, welches in östlicher Richtung zu einem Bogen abgerundet ist. Der äussere Umfang desselben zählt 700, der längste Durchmesser 200, die Breite des Wallkranzes 20 Schritte. Von seiner Höhe dürfte dieses Erdwerk viel eingebüsst haben, da der breite Wallkranz seit Jahren als Ackerfeld benützt wird, doch beträgt diese noch heute fast durchgehends circa 130 cm. Spuren von einem ringsherumgezogenen Graben oder von einem bei der ersten Anlage schon angebrachten Eingange sind nirgends wahrzunehmen. Der von dem Walle eingeschlossene Wiesengrund ist eben. Um den letzteren zu bewässern, hat man in jüngster Zeit in süd- und südöstlicher

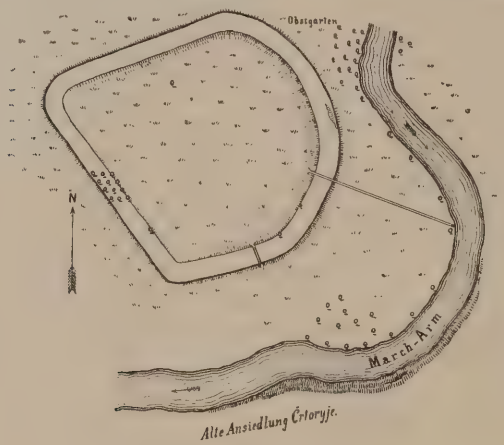


Fig. 27.

Richtung Canäle gegen den Marcharm gezogen, und aus diesen Durchstichen lässt sich das Material des Walles deutlich erkennen. Der äussere Theil desselben ist nämlich ein Steinbau, er besteht in der Breite von 5—6 Schritten aus einem in Platten sich ablösenden Sandstein, wie ein solcher in dem etwa eine Meile von dem Walle entfernten Weingebirge gebrochen wird. Die Steinplatten, neben denen sich auch anderes unregelmässig geformtes Gestein vorfindet, sind darin geschichtet und überall nur durch Erde mit einander verbunden. Die nach innen zugekehrte Seite des Ringwalles besteht aus schwarzer Erde, an manchen Stellen auch mit Sand vermischt, der dem Terrain des linken Ufers, der Črtoryje, entnommen zu sein scheint. Da die Gegend um Strážnic sehr arm an Steinen ist, so wurde dieser Wall frühzeitig als ein bequemer Steinbruch ausgebeutet; Spuren derartiger Grabungen finden sich an vielen Stellen und bezeichnen so die Grenzstelle, bis zu welcher der Steinbau reicht, welchen nur eine dicke, durch die alljährlichen Ueberschwemmungen entstandene Erdschichte dem Auge entzieht. Mit Bestimmtheit wird erzählt, dass die Mehrzahl der Bauernhäuser von Petrau aus einem diesem Walle entnommenen Steinmateriale erbaut ist und glaubwürdige Personen bestätigten, dass bei derlei Grabungen öfters Gegenstände aus Erz und Thon vorgefunden wurden. Der Vorsteher der Petrauer Fischergemeinde, der noch heute den uralten, slavischen Titel „plesnik“ (Fischermeister) führt, erzählte uns, dass er selbst in dem Walle ein Skelet von übermässiger Grösse herausgegraben hat. Da jedoch wegen der bevorstehenden Ernte Grabungen nur mit bedeutenden Auslagen hätten vorgenommen werden können, so begnügten wir uns damals, nach Resten einer einstigen Menschenansiedlung auf der Oberfläche des Walles zu forschen und fanden solche in den in grosser Menge gesammelten Thongefässfragmenten und einer mit Muschelabdrücken versehenen angebrannten Sandsteinplatte auch wirklich vor.

Herr Prof. Dr. Woldřich, dem ich die wichtigsten Gefässreste zur Ansicht vorlegte, bestätigte das prähistorische Alter der meisten und spornte mich zu weiteren Forschungen auf diesem interessanten Punkte an. Bezüglich des Materials zerfallen die vorgefundenen Scherben in vier Kategorien, nämlich in solche, welche aus reinem Graphit, und in solche, die entweder aus einem mit Graphit oder mit Sand oder mit Kohle stark versetzten Lehme verfertigt sind. Nur einige

Fig. 28. 1/2 nat. Gr.

Stücke sind gut gebrannt und auf der Drehscheibe verfertigt; darunter könnte das (Fig. 28) abgebildete Fragment bis in's Mittelalter reichen, doch ist dasselbe schwach graphithältig und sehr schlecht gebrannt. Die meisten haben ein prähistorisches Aussehen, die aus Graphit verfertigten Fragmente besitzen meist auf der Aussenseite einen röthlichen Thonüberzug; die Dicke dieser einzelnen Fragmente bewegt sich zwischen 15—25 mm.; das eine derselben, das die Bodenwandung eines umfangreichen Gefässes, wie solche zur Aufbewahrung von Getreide in Anwendung waren, bildete, zeigt an der Innenseite, wo die Wand von dem Boden sich abhob, eine wahrscheinlich mit dem Finger eingedrückte, an der Wand ringsherum gezogene Furche. Die Ornamente sind vorherrschend eingegraben und erheben sich von einfachen das Gefäss umziehenden nahezu parallelen Furchen und von ein- oder dreifachen Wellenlinien bis zur blattartigen Verzierung. Sehr interessant sind drei Fragmente mit plastisch gepresstem Boden, von denen das ganz erhaltene Fragment in Fig. 28 abgebildet ist. Nach der Ansicht des Prof. Dr. Woldřich könnte diese Töpfermarke so gedeutet werden, dass die zwischen zwei Töpferbänken gestellten Zeichen als D und C, die verkehrt gegeneinandergestellt sind, angesehen werden könnten, was dann die Jahreszahl 600 bedeuten würde, doch sei diese Auslegung nicht evident; es könnten auch Buchstaben sein. Fig. 29 zeigt ein Wandfragment aus grauem, sandigem Lehm, gebrannt, mit Wellenornament und Fiederkranz.

Endlich ist noch ein 2 cm. langes und ebenso breites, an beiden Seiten abgebrochenes Sandsteinprisma von rhombischem Durchschnitt zu erwähnen, das wahrscheinlich als Wetzstein gedient hat.

Als ich in den Ferien des verflossenen Jahres wieder nach Strážnic gekommen war, erfuhr ich, dass ein Wiesen-

besitzer die auf seinem Grunde befindliche Wallparcelle planiren und das Erdreich auf dem umliegenden Wiesengrunde verführen liess.

Das in den Monaten August und September andauernde Regenwetter hinderte mich einerseits für längere Zeit die beabsichtigten Grabungen vorzunehmen, gab mir jedoch andererseits Gelegenheit, kennen zu lernen, wie der Ringwall durch das austretende Marchwasser zu einem uneinnehmbaren Bollwerk werden kann.

Da mir die bei der obenerwähnten Planirung beschäftigt gewesenen Arbeiter mittheilten, sie hätten beiläufig 30 Skelette in dem Walle aufgefunden, und da sich wirklich Fragmente menschlicher Knochen in grosser Menge auf der Wiese auch vorfanden, so liess ich auf dem südwestlichen Theile des Walles, knapp neben der planirten Stelle, weiter graben. Man kam hiebei auf viele, meist zertrümmerte Menschenknochen, und nach den Schädelfragmenten zu urtheilen, sind im Ganzen 11 Skelette ausgegraben worden, von denen jedoch nur eines vollkommen intact gewesen ist, während ein zweites aus der regelrechten Ordnung der Rückgratswirbel auf die ungestörte Lage schliessen liess. Beide waren mit dem Gesicht gegen Osten

Fig. 29. 1/3 nat. Gr.

gekehrt. Was die Schädel anbelangt, so konnten nur zwei erhalten werden, während ein dritter, sehr morscher Schädel wegen seiner niedrigen Stirne und starken Augenbraunknochen von meinem Collegen Navrátil an der Fundstelle abgezeichnet wurde. Der Breitenindex der beiden intacten Schädel beträgt 79·7 und 78·4. Die Stellung der Zähne ist in beiden Kiefern schief; das Stirnbein oberhalb der Augen stark, die Nasenbeine sind in einem Winkel scharf von der Stirne abgegrenzt, die Backenknochen hervortretend.

Als bemerkenswerth erscheinen Beschädigungen, die auf dem Stirnbeine wahrgenommen wurden und durch Knochenneubildungen einmal ganz, ein anderesmal theilweise verwischt waren. Ohne Zweifel sind diese Verwundungen mit einem stumpfen Werkzeuge beigebracht worden. Eine weitere Eigenthümlichkeit ist, dass den beiden intacten Schädeln in den Oberkiefern der vor- und drittletzte Backenzahn fehlt. Diese Zähne sind zweifelsohne gewaltsam entfernt worden und die Alveolen vernarbten. — Das früher als intact bezeichnete Skelett, dem auch jener morsche Schädel angehörte, lag 48—53 cm. unter der Erde. Seine Länge betrug 165 cm. Wenn auch neben den Skeletten, ein kleines Quarzkügelchen abgerechnet, keine Beigaben aufgefunden wurden, so kann man die Art, unter welcher diese Leichen bestattet wurden, dennoch als eine höchst charakteristische bezeichnen. Es waren nämlich die Schädel der zwei in ungestörter Lage aufgedeckten Skelette mit unregelmässig geformten Sandsteinen so umstellt, dass zwei Steinplatten zu beiden Seiten des Schädels ziemlich senkrecht standen, eine dritte rückwärts in schiefer Stellung auf dem Schädel lag, während ein vierter mehr abgerundeter Stein als Deckel darübergelegt war.

Diese Steinumstellung muss, wenn nicht bei allen, so doch bei sehr vielen Skeletten umsomehr als sicher angenommen werden, da die von mir einvernommenen Planirungs-Arbeiter diese eigenthümliche Steinumsetzung des Schädels auch bei den von ihnen ausgegrabenen Skeletten bemerkten und dieses Moment, ohne vielleicht durch eine meinerseits gestellte Frage darauf geführt zu werden, als das ihnen auffälligste mir gegenüber zu allererst anführten.

Im nördlichen Theile des Ringwalles fand man unter der 37 cm. dicken Ackerschichte eine Menge rothgebrannten Lehmes mit Graphitstücken und Gefässfragmenten stark vermischt. Da mir jedoch ein Arbeiter mittheilte, dass der Besitzer dieser Wallparcelle vor einigen Jahren schon diese Fläche beim Steingraben durchgewühlt und eine grosse Menge gebrannten Lehms herausgegraben hatte, so liess ich von weiterer Grabung ab und will hier nur constatiren, dass gebrannter Lehm und die aus Graphit verfertigten, kesselartigen Gefässstücke nur auf diesem nördlichen Walltheile anzutreffen sind. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie denen, die auf der Oberfläche gefunden wurden, ganz ähnlich. Sehr interessant sind die auf dem Randrücken eines grossen Graphitgefässes (Fig. 29), von circa 40 cm. Mündung und 3·8 cm. Randdicke, tief eingeschnittenen drei Striche, auf die mich Dr. Woldřich aufmerksam machte und die, wie er meinte, an Runen erinnern könnten. Auch noch ganz rohe Scherben aus sandigem Thon mit herumlaufendem Wulst und groben Eindrücken kamen hier vor.

Wie schon oben erwähnt wurde, hat das aus den Ufern getretene Marchwasser den Ringwall umschwemmt und drang durch die im Walle gezogenen Canäle auch in das Innere desselben ein. Durch diesen Umstand wurde eine fast in der Mitte des Wallraumes gelegene ovale Erderhöhung, weil sie wasserfrei blieb, bemerkbar. Bei der an dieser Stelle vorgenommenen Grabung kam man in einer Tiefe von 34 cm. auf platte Sandsteine, die horizontal gelegt einen Flächenraum von circa 1 qm. deckten. Leider wurde die weitere Arbeit durch das immer stärker sich ansammelnde Wasser vereitelt. Bei den an mehreren andern Stellen des Walles vorgenommenen Grabungsversuchen fanden sich wieder dieselben Scherben und Knochen vor, welche letztere Prof. Dr. Woldřich als einem kleinen Rind, zahmen Schwein, Schaf oder Ziege und dem Reh angehörig bestimmte. Diese Knochen sind mit Asche überzogen und stammen sicherlich von den an dieser Stelle befindlichen Feuerherden her. Ein flacher Knochen, Winkel des Unterkiefers wahrscheinlich vom Rind, ist schön abgerundet und am Rande an einer Seite sehr schön wellig ausgeschnitten; es dürfte ein flaches, löffelartiges Werkzeug gewesen sein.

Wenn wir nun ausser den eingangs angeführten Momenten noch erwähnen, dass schon in alter, vorgeschichtlicher Zeit

die Handelsverbindung von Süden nach Norden auch diese Gegend berührte und dass nicht weit von unserem Ringwalle auch jene von Cosmas schon erwähnte Via speculatorum de Bohemia nach Ungarn führte, so dürften auch diese territorialen Verhältnisse unsere Ansicht, wonach wir gleich anfangs dieses Erdwerk als ein prähistorisches bezeichneten, theilweise stützen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach benutzten die Ansiedler des gegenüberliegenden Črtoryje diesen befestigten Platz; ob er jedoch von ihnen errichtet wurde, wie es wahrscheinlicher ist, oder ob sie denselben bereits vorfanden, lässt sich noch nicht entscheiden. Abgesehen nämlich davon, dass es durch verschiedene Funde sichergestellt ist, dass auf dem letztgenannten Territorium eine Ortschaft bis in das Mittelalter bestanden und es somit schon wegen der allzugrossen Nähe des Walles fast als sicher angenommen werden kann, dass die Anwohner des Erdwerkes in den hier so häufigen Gefahren Schutz in demselben gesucht und gefunden haben, erscheint diese Annahme noch durch andere Momente begründet. Der Umstand, dass auf einem verhältnissmässig so kleinen Platze, wie der Wallkranz ist, eine grosse Menge von so mannigfaltig verzierten Gefässüberresten vorgefunden wird und dass daselbst gebrannte Lehmklumpen, an denen auch Abdrücke von Gefässmündungen zu bemerken sind, angetroffen werden, lässt es nicht ganz als unwahrscheinlich erscheinen, dass auf diesem Orte eine Zeit lang Töpferei betrieben worden sei, da auch die diesbezüglichen Erfordernisse, als Lehm, Sand, Wasser, sich hier noch jetzt in reichlicher Fülle vorfinden. Für diese Vermuthung spricht auch der Name Črtoryje. Derselbe ist zusammengesetzt aus Črt = Rune, Strich, und rýti = graben, ritzen, und bezeichnet somit als Ortsname eine Gemeinde, deren Bewohner neben dem Ackerbaue auch mit dem Eingraviren von Strichen und Runen in Lehm, Stein und andere Stoffe sich beschäftigten, und wirklich finden wir auf dem abgebildeten Randfragment eines grossen Graphittiegels solche Striche eingegraben. Erwägen wir noch weiter, dass den heidnischen Bewohnern der Črtoryje auch die Fabrikation von Götzenbildern zugeschrieben wird, so müssen sie wohl eine besondere Geschicklichkeit in der Keramik besessen haben, welche sie auch an ihre Nachkommen vererbten. Die Ansiedlung Črtoryje lag jedoch an einem exponirten Posten, an jener Strasse, auf welcher auch bekanntlich später die Scharen der Ungarn, Tartaren und Türken in das Mährenland einfielen.

Bei feindlichen Einfällen bot den Ansiedlern von Črtoryje der durch dichten Wald und tiefen Morast geschützte Ringwall oft eine sichere Zufluchtsstätte; er ermöglichte ihnen, im Verborgenen ihr Gewerbe fortzusetzen, bis sie von den Feinden in diesem Schlupfwinkel aufgespürt der kriegerischen Zeit zum Opfer gefallen sind und nur in dem Ortsnamen Črtoryje und in den Ueberresten ihrer Gewerbsproducte ein geringes aber sprechendes Zeichen ihres Daseins zurückgelassen haben.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, dem Herrn Oberförster Nossek in Strážnic für seine thatkräftige Unterstützung und das rege Interesse, das er diesen Forschungen entgegenbrachte, und meinem werthen Collegen Herrn Val. Navrátil sowohl für den bei den Grabungen bethätigten Eifer als auch für die mir zugemittelten Notizen und Zeichnungen meinen besten Dank hier auszusprechen.

10.

Künstliche Höhlen in Mähren.

Von *Florian Koudelka.*

Künstliche Höhlen im Lösse Mährens sind bei der Bevölkerung schon lange bekannt, auch findet man hie und da in verschiedenen Zeitschriften ihrer Erwähnung gethan. So finden wir z. B. in dem Jahresberichte über die Wirksamkeit des „Werner-Vereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien“ vom Jahre 1858 angeführt, dass C. L. Fischer in Frischau eine Schilderung der bei Lechwitz vorgekommenen Auffindung von „Erdstollen“ machte. Eine nähere Beschreibung dieser unterirdischen Bauten finden wir nirgends. Auch V. Brandl führt in seinem Werke: „Kniha pro každého Moravana“, Brünn 1863 an, dass unterhalb Klobouk verschiedene Höhlen sich befänden, welche vom Volke „lochy“ genannt werden. Erst im Jahre 1880 beschreibt Carl J. Bukovanský in seiner in Brünn erschienenen Broschüre „Člověk v době předhistorické na Moravě“ (der Mensch zu prähistorischer Zeit in Mähren) diese Colonie von künstlichen Höhlen bei Klobouk in der Nähe von Brünn:

„Dort befinden sich zahlreiche unterirdische Wohnstätten, die von Menschenhand im Lehmboden ausgegraben wurden. Das Volk benennt diese unterirdischen Schlupfwinkel „lehy“, „lohy“, auch „lochy“.

„Die lohy von Klobouk befinden sich unterhalb des ganzen Städtchens unter den Häusern und reichen weit nach allen Richtungen in Feld und Wald. Jetzt würde allerdings die Durchforschung jener künstlichen Höhlen viel Aufwand erfordern, da sie grösstentheils schon verschüttet sind. Ihrer Ausbreitung nach liesse sich schliessen, dass hier eine ganze Höhlenansiedlung bestanden hatte.

„Die lohy von Klobouk sind durch Menschenhand verfertigt und es cursiren von ihnen in Klobouk und Umgebung verschiedene Sagen. Nach dem Ausspruche alter Leute, welche die lohy vor vielen Jahren besucht hatten, fand sich dort auch ein Schädel irgend eines Thieres, der aus der Erde hervorragte. Ausser dem Schädel waren dort verschiedene Scherben irdener Gefässe und mannigfaltige Gesteine zerstreut.

„Die lohy von Klobouk sind im Löss ausgegraben.

„Ungefähr vor 20 Jahren waren längs des Weges, der auf den Klobouker Gemeindeplatz führt, verschiedene Vertiefungen zu bemerken, die wie Gräber aussahen. An einer Stelle war ein Loch zu beobachten. Durch diese Oeffnung drangen einige waghalsige Personen, unter ihnen auch Herr J. S. Wurm aus Brünn, der mir eine Zeichnung und Beschreibung der Erdstollen einsandte, in das Innere und nachdem sie einige Kerzen angezündet, sahen sie, dass sie sich in einer gothischen Wölbung, in gelbem Lehm eingegraben, befänden. (Siehe Fig. 30.) Die Höhe des Ganges mochte gegen 2 m. und die Breite gegen 0·6 m. betragen. Ueberhaupt gestattete der Raum nur einer Person den Durchgang in gebückter Stellung. Beiläufig 12 m. von einander waren zu jeder Seite Ausbuchtungen, welche kleine Zimmer oder Kammern bildeten, welche oben abgerundet, gegen 1·8 m. hoch, mit engem nach aufwärts zur Erdoberfläche führenden Schlote versehen waren. In einer Höhe von beiläufig einem Meter befand sich eine kleine Nische, vielleicht für eine Lampe. Jene Stelle war ein wenig angeraucht. Uebrigens war

es in den Kammern sehr sauber, so dass es unmöglich schien, dass diese Stätten jemals zu menschlicher Benützung dienten. Der Boden war abgetreten. Nur an einer Stelle war zu bemerken, dass dort eine Thüre angebracht sein musste. Auf dem Boden lagen zwei Schichten roh und unförmig gearbeiteter, ungebrannter Lehmziegeln und an den Wänden zeigten sich Spuren eingeschlagener Nägel oder dgl., die vielleicht den primitiven Verschluss befestigten.

„Vor einigen Jahren wagte ich es, ganz allein in einen Klobouker loh zu kriechen. In den Feldern „Psínky" fand ich eine Oeffnung im Erdboden. Die Oeffnung war sehr eng und ich hatte zu thun, in das Innere einzudringen. Der loh war im Löss ausgegraben. Nach meiner Berechnung war er gegen 8 m. lang und 6 m. breit. Er war verschüttet, oder besser gesagt, mit Ackererde angefüllt. Die Oeffnung zwischen der Decke und der aufgehäuften Erde betrug höchstens 0·5 m.

„Glücklicher war ich das nächste Jahr. Nachdem ich in Erfahrung gebracht, dass ein gewisser Besitzer beim Kellergraben auf eine Oeffnung gestossen sei, eilte ich hin, um

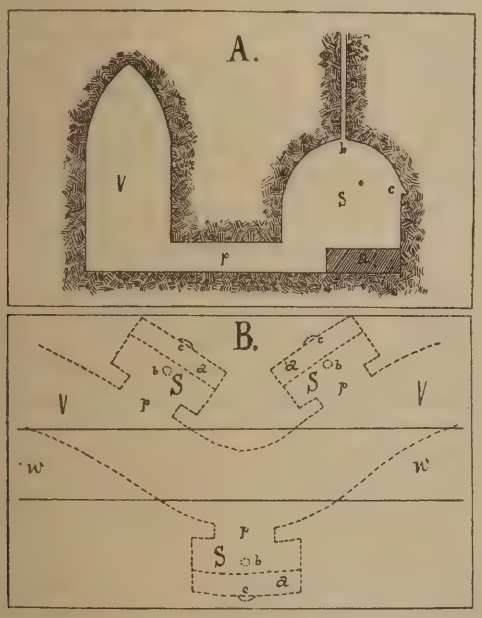


Fig. 30. Künstliche Höhle von Klobouk nach K. J. Bukovanský.

V der im Spitzbogen ausgehauene Gang; *p* Eingang in die Kammer; *S* die Kammer; *a* eine Bank; *c* Nische für die Lampe; *b* Luftloch zur Erdoberfläche führend; *w* Weg an der Oberfläche.

mich von dem Funde zu überzeugen. In der That fand ich eine Oeffnung von 80 cm. Höhe. Durch dieselbe gelangte ich in eine kleine Kammer, die im Löss ausgegraben war; sie war gegen 1·3 m. hoch, 4 m. lang und 2 m. breit. Auf einer Seite war eine Bank über die ganze Breite der Kammer angebracht und so erhalten, als ob darauf noch Niemand gesessen wäre. Auf der anderen Seite war eine kleine Nische. Eine ähnliche Kammer fand ich noch in demselben Keller, nur auf der entgegengesetzten Seite.

„Aeltere Leute, welche vor vielen Jahren diese lohy besuchten, erzählen, dass sie aus einem langen Gang bestehen, an dem zu beiden Seiten kleinere Kammern angebracht sind.

„Auf ähnliche künstliche Höhlen kam man im Diváker Wald, westlich von Klobouk, und das Volk erzählt sich von jener Stelle verschiedene Sagen. Auch im Walde „Přestaolky" gegen eine halbe Stunde westlich von Klobouk ist eine Höhle, die das Volk „loh" nennt und die nun Füchsen und Dachsen als Bau dient. Auch an diese Höhle knüpfen sich mehrere Volkssagen. Leider ist auch sie verschüttet." (l. c. pag. 9—14.)

Aber nicht nur südlich, auch östlich von Brünn ist die Gegend reich an unterirdischen Räumen, deren Existenz oft nur durch Zufall bekannt wird. Die Gegend um Bučovic ist reich an Sagen von unterirdischen Gängen und der Fama nach mündet ein derartiger Gang vom Bučovicer Schlosse in Marhof. In Jiřikovic versuchte man angeblich aus einem Keller in den Erdstollen einzudringen, musste aber unverrichteter Dinge umkehren, da das Licht nicht brennen wollte! Vor einigen Jahren versank dort ein Ackersmann sammt Ross und Pflug auf freiem Felde, und in dem auf diese Weise aufgeschlossenen Raume fand sich der Aussage nach eine hölzerne Schaufel, ein Steinhammer, sowie ein Hirschgeweih.

Einem glücklichen Zufalle habe ich es zu verdanken, dass ich eine künstliche Höhle dieser Gegend selbst näher besichtigen und durchforschen konnte.

Am 11. Juni 1881 versank nämlich ein Theil des Rasens im Hohlwege zwischen Šlapanic und Jiřikovic, wodurch ein kleines Loch entstand, das sich Sonntags durch Nachsturz des losen Erdreiches so erweiterte, dass einige entschlossene Leute sich hinabwagten. Mit Kerzen versehen drangen sie in einen im Löss ausgegrabenen Gang, der sie tief unter die Erde führte. — Dieses Ereigniss verursachte in Šlapanic viel Aufsehen und Schaaren Neugieriger sammelten sich an dem geheimnissvollen Orte, weshalb der dortige Bürgermeister sich veranlasst sah, die Oeffnung zu dem Loche verrammeln und verschütten zu lassen. Den 28. desselben Monats gelangte ich an besagte Stelle und fand in einem fast 2 m. hohen Abhange, knapp an der Strasse, den verschütteten Eingang.

Nachdem ich denselben eröffnet hatte, stieg ich senkrecht 1·5 m. tief durch einen Schacht, dessen Lösswände abgeglättet waren. Von hier aus ging in der Richtung von 9 St. 20 Min. ein niederer Gang von 1 m. Breite und 2·6 m. Länge nach abwärts. Dann erweiterte er sich auf 2 m. Breite, 0·9 m. Höhe und ging vollständig horizontal in der Richtung von 10 St. 3·3 m. fort. Unter 13 St. 20 Min. bog sich der Gang weitere 2 m. bei einer Breite von 2·4 m. und mündete in der Richtung von 15 St. nach abermaligen 2 m. in eine Kammer. Dieselbe war 2 m. breit, 1·2 m. hoch und 7·3 m. lang und hatte die Richtung von 9 St.

Die Kammer war zur Hälfte mit von der Decke herabgefallenem Erdreich angefüllt, besonders in der Mitte lagen grosse Erdschollen, so dass der Boden fast um 1 m. höher lag, als jener des einführenden Ganges. Aus der Kammer drang ich noch 5 m. weit, durch einen 2 m. breiten und 0·7 m. hohen Gang in der Richtung von 9 St. bis zum Ende des unterirdischen Raumes, das schief nach aufwärts führte und verschüttet war. Es befindet sich gerade unterhalb der Fahrstrasse. Die Gänge sind so verfallen, dass sich ihre ursprüngliche Form kaum mehr erkennen lässt.

Alte Leute der Umgebung erzählen, dass in Šlapanic vor Jahren ähnliche Erdstollen, und zwar in der Nähe des Friedhofes, aufgedeckt wurden, die aber jetzt verschüttet sind.

Weitere künstliche Höhlen, und zwar eine ganze Colonie, befindet sich unterhalb des Dorfes Habrovan, in der Nähe von Wischau. Etwa vier Wochen vor den Weihnachtsfeiertagen 1882

öffnete sich durch einen Einsturz knapp vor dem Thore eines Bauernhofes in Habrovan der Zugang zu einem unterirdischen Gange, in den bald viele Neugierige hinabstiegen.

Nach der Angabe einiger verlässlicher Besucher stieg man senkrecht abwärts in einen gegen 0·60 m. breiten und 1·75 m. hohen gothischen Gang, von dem in kurzer Distanz rechts und links zwei ebenso hohe und breite Nebengänge abbogen. Der rechte war in einer Entfernung von 4 m., der linke in 2 m. verschüttet. In der weiteren, directen Fortsetzung des ersten Ganges war in der rechten Seitenwand eine meterhohe Nische, mit abgeflachtem Boden.

Nach 9 m. vom Eingange zweigten sich abermals rechts und links Seitengänge ab. Der linke Nebengang, in dem linkerseits gleich beim Beginne abermals eine meterhohe Nische angebracht war, endete in 5 m. mit einer Schutthalde. Der rechte Nebengang von 2·5 m. Länge hatte in der rechten Wand eine kleine Vertiefung, in die vielleicht irgend ein Beleuchtungsmaterial gesteckt worden sein mochte. Am Ende dieses Nebenganges befand sich eine 0·6 m. breite, 1·80 m. lange Kammer, in deren einer Wand ein schief nach aufwärts führendes, cylindrisches Loch sich befand.

Sämmtliche Gänge waren, wie schon erwähnt, im Spitzbogen im Löss ausgehauen und man beobachtete an den Wänden Spuren zweierlei Grabinstrumente: eines spitzigen schmalen und eines breiteren stumpfen.

Ich erhielt aus den eben beschriebenen Erdstollen mehrere recente, grün glasirte Scherben und ein Metatarsusfragment vom Rind, welche Sachen im Schutte am Ende des ersten rechten Nebenganges gefunden wurden.

Ein Habrovaner erzählte mir, dass schon seit langen Jahren unterirdische Stollen in Hobrovan bekannt seien, zu denen viele Oeffnungen in Hauskellern sich befänden. Alle sollen sich in der Mitte des Dorfes in einem Brunnen vereinigen.

Eine andere Gruppe künstlicher Höhlen befindet sich in der Nähe des Dorfes Stangendorf bei Znaim. Hier werden diese unterirdischen Räume vom Volke „Zwirglhöhlen“ genannt. Es sind dies, nach Mittheilungen aus der dortigen Gegend, enge, niedere Strecken mit glatten, festen Wänden, welche zu kammerartigen Erweiterungen führen.

Lösswohnungen in Mähren erwähnt ausserdem noch Dr. H. Wankel in seinen Bildern aus der Mährischen Schweiz und ihrer Vergangenheit, Wien 1882, bei Borstendorf und Gurein, „wo sie Labyrinthe bilden und aus vielen weitverzweigten Gängen und Hallen bestehen“.

11.

Die Namen der Nutzmetalle.

Von ***E. Reyer.***

1. Semitisch-hamitische Namen.

Das Kupfer und die Kupferlegirungen, welche beide unter demselben Namen begriffen werden, heissen ägyptisch Chomt, Chemt. Das erklärende Zeichen der Lanze wird in der Aufzeichnung beigefügt. Chomt, Chemes ist zugleich der Name für die Lanze. Wie der Grieche seine Waffe schlechtweg Chalkos nannte, so treffen wir auch bei den Aegyptern die nominelle Gleichstellung des gebräuchlichen Hartmetalles mit der daraus gefertigten Waffe.

Das Eisen wird von den Aegyptern als Ba (d. i. Stoff, Stein) bezeichnet, und zwar unterscheidet man Ba en pe d. i. Himmelstein, Meteoreisen (koptisch = Benipe) und Ba en to d. i. Erdstein, irdisches Eisenerz [1]).

Die Bezeichnung für Zinn ist unbekannt [2]).

Die genannten Namen stehen isolirt, während die Metallnamen der übrigen hamitisch-semitischen Völker unter einander zusammenhängen:

Kupfer und Bronze heissen bei den Semiten Nchasch (chald.), e Nchoscho (aram.), Nehasch (jüdisch), Nuchas (arab.-abess.). Spät chaldäisch treffen wir den Ausdruck Karkoma für Kupfer und Bronze (vielleicht zusammenhängend mit griechisch Chalkos).

Für die hellgelben Zinn- Kupferlegirungen (helle Bronze, Glockenmetall), ferner für jene gelben Zink- Kupferlegirungen, welche wir als Messing oder Gelbguss bezeichnen, gebrauchen die Araber den Ausdruck Sifr [3]) (von asfar = gelb). Saffar heisst der Gelbgiesser.

Das Eisen heisst im Arabischen und in den ethiopischen Sprachen Hadid, abgeleitet von hadad = scharf sein [4]). Das amharische (ethiopische) Wort Birt = Eisen leitet sich in analoger Weise von der Wurzel barate (= fest sein) ab. Endlich ist zu erwähnen der Ausdruck Chazin = Lanze, welcher im Tigré auch schlechtweg Eisen bedeutet [5]).

Das Zinn wird von den Phöniziern und Arabern Kestir genannt [6]). Der chaldäische, ethiopische und jüdische Name für Zinn könnte hingegen vom indischen Naga abstammen [7]).

2. Die indoeuropäischen Metallnamen.

Hier treten vielfach verwandte Formen auf [8]). Aes (lat.) bedeutet Kupfer, Kupferlegirung, Geräth, Waffe, Geldstück, weil dies Metall eben in früher Zeit das wichtigste Nutzmetall war. Verwandt mit Aes sind: Ais (got.), Er (ahd.), Eir (altnord.), Ore (engl.). Letzteres in der Bedeutung von Erz d. i. Mineral, aus welchem man das Metall gewinnt.

Ferner haben wir zu unterscheiden die Eisengruppe:

---

[1]) Vergl. Lepsius: Die Metalle p. 108 f. Wir treffen auch den Ausdruck Men für ein für Gefässe verwendetes Metall. Lepsius deutet es als Eisen, Chabas hält es für Kupfer oder Bronze. Aus Men werden im neuen Reich Gefässe, Tische, Helme, Panzer gefertigt. In der Ptolemäerzeit kommt das Wort Men nicht mehr vor.

[2]) Man hat in Egypten Zinngegenstände gefunden, also sollte doch auch die Sprache einen Zinn-Namen aufweisen. Vielleicht könnte man den Namen Tehset auf Zinn beziehen. Dieses Tehset wird selten erwähnt, es dient für Thürbeschläge, Einfassungen, niemals für Werkzeuge und Waffen. Es wird aus dem Ausland (von Persien und von der Insel „Mas“) bezogen und wird erst in später Zeit (unter den Ptolemäern) erwähnt. (Lepsius meint, das Wort könne Eisen bedeuten.)

[3]) Hievon entlehnt das spanische Azofar = Messing.

[4]) Ein Analogon von Acies = Schärfe = Stahl.

[5]) Analog ferrum = Eisen, Waffe. Die Ethiopier und Römer verwendeten eben schonfrühda sEisen als Waffenmetall, während die Aegypter und Griechen in alter Zeit nur die Bronze als Waffenmetall verwertheten.

[6]) Davon griechisch Kassiteros.

[7]) Naga (altindisch), Naak (etiopisch), Anak (chald., jüdisch). Naga und Anak bedeuten in manchen Fällen wohl auch Blei. Die Verwechslung von Zinn und Blei ist leicht. (Vergl. plumbum album und plumbum candidum der Römer.) Die Anwendung desselben Namens für zwei ähnliche Metalle erscheint hier nicht auffälliger, als die analoge Identificirung von Kupfer und Bronze. Eine grosse Mannigfaltigkeit von indischen Zinnnamen bringt Garbe. In spätindischer Zeit wurde auch der semitische Zinnname (Kestir) durch den Handelsverkehr nach Indien importirt.

[8]) Die Griechen behaupten eine Ausnahmsstellung.

Ayan (Zend), Ahan (pers.), Hasin (kurd.), Asin (altpers.), Iran, Isan (ahd.), Eisarn (got.), Isern (ags.), Iarn (altnord.), Iaren (gälisch), Hairan (welsch) [1]).

Im Sanskrit heisst Eisen Ayas. Zimmer deutet es im Gegensatze zu Roth und Grassmann als Erz (Kupfer, Bronze). Der erstgenannte Autor glaubt in dem Worte Ayodamashtra (Blitzstrahl) könne Ayan nur Kupfer bedeuten; das rothe Licht habe den Vergleich mit dem rothen Metall veranlasst. Dagegen verweise ich darauf, dass der Blitzstrahl aus leicht begreiflichen Gründen von vielen Völkern mit dem Meteoreisen in causalen Zusammenhang gebracht wird. Das mag wohl auch hier zutreffen.

Das Hauptargument, welches Zimmer für seine Meinung vorbringt, liegt aber in dem Axiom, das Kupfer (und die Bronze) seien immer vor dem Eisen verwendet worden. Dies trifft allerdings in vielen Fällen zu; geologische Verhältnisse können aber eben auch der Eisenmetallurgie zu einer frühen Entfaltung verhelfen. War einem metallurgisch begabten Volke das Zinn nicht zugänglich, so konnte es unmittelbar zur Eisenmetallurgie übergehen, was in der That stattgefunden hat.

Schliesslich muss betont werden, dass das strittige Wort Ayan (allerdings in späterer Zeit) ausdrücklich als das bläuliche, dunkelblaue bezeichnet wird.

In der nachchristlichen Zeit treffen wir in Indien folgende Eisennamen: Gemeines Eisen heisst Mundayasa = Kahles Eisen, ferner Loha = Metall oder Krshiloha = Pflugmetall.

Der gemeine Stahl heisst Tikshna (= scharf) oder Castrayasa = Waffeneisen (auch kurzweg Castra), endlich Pindayasa = Klumpeneisen (im kleinen Wolfsofen dargestellte Stahlklumpen).

Der damascirte Stahl, welcher aus verschiedenen Lagen besteht, heisst bezeichnend Vartaloha = verschiedenlagiges Metall (oder kurzweg Vartaka) [2]).

Unser Wort Erz hängt zusammen mit Arizi (ahd.) = Metallstein; Rudus (lat.) = Erzstück, Münze; Ruda (russ.) = Erz, Ruda (böhm.), Rauta (finn.) = Erz, Eisen. Man sieht hier denselben Namen für verschiedene Metalle und Erze verwendet. Ursprünglich mag Ruda wohl ganz allgemein Erz und Metall bezeichnet haben.

Varista (sanskr.) = Kupfer hängt zusammen mit Varas [3]) (lit.) = Erz, Vaski [4]) (finn.), Wask (est.) Ungarisch heisst das Eisen Vas — wohl abgeleitet von Varas, Varista. Der ursprünglich umfassende Metallname wurde eben hier wie in anderen Fällen differenzirt.

Kommen schon so weite Verwechslungen wie zwischen Eisen und Kupfer vor, so ist es wohl begreiflich, dass Kupfer und Bronze selbst bei hoch entwickelten Völkern mit demselben Namen bezeichnet wurden. Die Römer unterscheiden erst spät das Aes cyprium (cyprische Erz), spätlatein. = cuprum = Kupfer, Copper, Cuivre.

[1]) Davon keltisch Haiarnaez = Eisenzeug = Harnais (franz.) = Harnisch (deutsch). Ob Hierro (spanisch) = ferrum mit hairan oder mit ferrum zusammenhängt, ist fraglich.

[2]) Vergl. Garbe: Indische Mineralogie 1882.

[3]) Varas, Warsch könnte auch zusammenhängen mit Brass, Pras (irisch), Pres (cimbr.), Bräs (ags.), Brass (engl.) = Gelbmetall, Messing. Auch der Zusammenhang von Varas mit Mas, Mis, Mirs (pers.) = Kupfer, ferner mit Med (slav.) erscheint möglich.

[4]) Das Sagenschwert Waske.

Eine ähnliche Ausscheidung eines Artbegriffes liegt vor in brun-aes (braunes Metall) = Bronz (slav.), Bronza (russ.), Bronce (engl., franz.), Bronzo (ital.).

Ferner ist hervorzuheben das altgriechische Wort Orichalkos (Bergmetall). Das selten gebrauchte Wort dürfte Messing bedeutet haben. Im Allgemeinen hat man aber gewiss in der alten Zeit das Messing nicht nominell unterschieden von Kupfer und Bronze. Erst im Laufe des Mittelalters tritt für Messing die Bezeichnung Orichalk (Aurichalk, Archal) vor.

Endlich wurde ausgeschieden aes luteum (gelbes Metall) = Laiton [1]) (franz.), l'ottone (ital.), Laton (span.), Latten (engl.). Sämmtliche Ausdrücke bezeichnen die gelbe Zink-Kupferlegirung (Gelbguss, Messing).

Unser Wort Messing ist erst im XVI. Jahrhundert durch die Metallurgen eingeführt worden (wohl in Erinnerung an die im Alterthum als Gelbgiesser berühmten Messinöken am Schwarzen Meer).

Das Zink als Metall war im Alterthum unbekannt. Man setzte nur Zinkerz zum Kupfer, um dieses „gelb zu färben". Das erdige Zinkerz wurde genannt Kadmia (griech.), Cadmia (lat.), Cadmei, Calmei (mhd.), Galmei (deutsch), Calamina, Calaminaris, sc. lapis (ital.). Die Spanier haben den arabischen Namen Azofar = Gelbmetall angenommen.

Das Zinn wird von den Griechen mit dem semitischen Namen (Kassiteros) genannt, während alle anderen Völker jene Bezeichnung annahmen, welche die Kelten in England dem Metall ertheilten. „Steen" erscheint als Stannum (lat.), Stagno (ital.), Tin (engl.), Zinn (deutsch), Etain (franz.) etc.

3. Griechische Metallnamen.

Die Griechen nehmen eine Ausnahmsstellung ein; ihre Metallnamen weisen zum Theil auf den Orient.

Für Kupfer und Bronze treffen wir den Ausdruck Chalkos. Dies war das ursprüngliche Nutzmetall, aus welchem die Waffen bereitet wurden. Deshalb hiess die Waffe auch schlechtweg Chalkos und der Schmied wurde gleichfalls nach dem Metall, welches er ursprünglich allein oder doch vorwiegend verarbeitete, Chalkeus genannt. Chalzites und Pyrites wurden die (verschiedenen) Minerale genannt, aus welchen man das Metall erschmolz. Viele Orte in Kleinasien und auf den Inseln, welche durch Kupfer-Metallurgie berühmt waren, hiessen Chalkis [2]).

Der Name Chalkos findet sich sonst in keiner indoeuropäischen Sprache und dürfte wohl aus Kleinasien stammen. (Vergl. oben chald. Karkoma.)

Gleichfalls auf Kleinasien weist der Name Chalybs (Stahl), welcher zusammenhängt mit dem Namen des altberühmten Volkes der Chalyber am Schwarzen Meer.

Ferner ist der allgemeine Ausdruck Metallon, welcher eigentlich alles „Schmiedbare" umfasst, nachweislich entlehnt aus dem Semitischen [3]).

Endlich weist auch der Name Gold Chrysos (Gold) auf den Orient [4]).

[1]) Avicenna soll für Tutia den Namen Allaton gebrauchen. Sollte dies Wort (arabisirt) von aes Luteum abgeleitet sein? Merkwürdig ist, dass im XVIII. Jahrhunderte die deutschen Messinghütten mehrfach Latun-Hütten genannt wurden.

[2]) Chalkis in Syrien, auf Euböa.

[3]) Matal (arab.) = ausstrecken. Matil (arab.) = Barre, Eisenbarre.

[4]) Charuz (phönic.) = Gold.

Diese Beispiele der Entlehnung stehen bekanntlich nicht vereinzelt. Auch die griechischen Pflanzen-, Gewürz-, Mass- und Gewichtenamen sind von den Kleinasiaten, insbesondere den Phöniciern entlehnt.

Man kann hieraus wohl schliessen, dass die Griechen (im Gegensatze zu den andern Indoeuropäern) mit den semitischen Culturvölkern in rege Beziehung getreten sind zu einer Zeit, da sie noch auf einer tiefen Culturstufe standen. Nur zwei griechische Metallnamen könnten mit indoeuropäischen Wurzeln zusammenhängen: Sideros (Eisen) bringt Pott in Verbindung mit Sidus (lat.) = Gestirn, Svidas (lit.) = blank, ferner mit sveta (slav.) = weiss, leuchtend. Andere wollen Sideros ableiten von Sviditas (sanskr.) = geschmolzen, svedani = Platte, Pfanne.

Ferner verweise ich auf das seltene Wort Aor (Schwert, Dreizack, Spaten), welches ursprünglich vielleicht überhaupt „Metall" bedeutete. Dieser alte Name wurde durch das importirte Wort Chalkos rasch und vollständig verdrängt.

12.

Meteoreisen.

Von *E. Reyer.*

Bei den alten Aegyptern hiess das Meteoreisen Ba-en-pe, d. i. Himmel-Stein. Der Name bezeichnet in diesem Falle die Sache und deren Herkunft.

Bei anderen Völkern des Alterthums liegen die Verhältnisse nicht so einfach. Verschiedene Bezeichnungen und einander widersprechende Deutungen liegen da vor. Meteoriten, Steinwaffen und Versteinerungen werden miteinander confundirt und insgesammt als verehrungswürdige Steine von geheimnissvoller Provenienz gedeutet. Diese Verwirrung ist auf den ersten Blick überraschend, in der That aber findet man bald die Aufklärung:

Zunächst steht es fest, dass alle Völker den Fall von Meteoreisen, bez. Meteorsteinen kannten. Die Augenzeugen konnten feststellen, dass diese festen Massen flammend und donnernd aus der Luft fielen. Es lag nahe, diese Beobachtung zu generalisiren, und so finden wir denn bei vielen Völkern die Anschauung vertreten, dass, so oft es blitzte und donnerte, ein Stein vom Himmel herabfahre.

Schon die Menschen der Steinzeit mochten sich ihren Donnergott in solcher Weise mit steinernen Waffen bewehrt vorstellen. Spätere Geschlechter, welche den Gebrauch der Steinwaffen längst vergessen hatten, fanden die Steinwaffen ihrer Vorfahren in der Erde und deuteten sie als Waffen des Donnergottes, als Blitzlanzen und Blitzpfeile. Der Vergleich gewisser keilförmiger Versteinerungen mit den Steinpfeilen und Lanzenspitzen lag nahe, und so wurden schliesslich alle diese genetisch so verschiedenen Gebilde in gleicher Weise gedeutet und insgesammt als himmlische Zeichen verehrt. Einige Beispiele sollen dies erläutern:

Die Aegypter stellten sich den Himmel als steinernes Gewölbe[1]) vor. Die Meteorsteine wurden wohl als abgefallene Stücke des himmlischen Gewölbes gedeutet und dem entsprechend als Himmelsteine (ba-en-pe) bezeichnet.

[1]) ba = Stein, mafkat = Malachit.

In Indien bedeutet Akmen = Stein; Akmen hiess aber auch das Geschoss des Donnergottes Indra[1]). Die Meteoriten wurden als Heiligthümer verehrt[2]).

Im Zend bedeutet das Wort Akman sowohl Stein, als auch Himmel. Der Fall von Himmelsteinen dürfte dieses Volk zu der Anschauung geführt haben, dass der ganze Himmel ein Steingewölbe sei.

Griechisch heisst Akmon der Donnerkeil und der Hämmerstein (Ambos). Der Name deutet darauf hin, dass das Volk sich vorstellte, die Blitze hingen zusammen mit dem Herabfallen von Himmelsteinen. In der That treffen wir bei den Griechen die Meinung vertreten, der Himmel sei ein steinernes (bez. metallenes) Gewölbe. Andere stellten sich vor, es bewegten sich über den Himmel neben den leuchtenden auch dunkle steinerne Körper, welche, wenn ihr Umschwung nachlasse, herabstürzten. Möglicherweise hängt auch die griechische Bezeichnung Sideros (Eisen) mit dem Stamme Sid[3]) (d. i. das Glänzende, das Gestirn) zusammen. Der griechische Ausdruck Sideros würde also gleich dem altägyptischen Ba-en-pe den kosmischen Ursprung des Metalles andeuten.

Plinius unterscheidet unter den wunderbaren Himmelssteinen: 1. schwarze Bätylen[4]), 2. Ceraunien mit einem Stern in der Mitte, welcher durch Aetzung mit Essig hervortritt, offenbar Fossilien, 3. keilförmige Ceraunien (Waffen der Steinzeit), 4. andere seltene Steine, die sich nur an den vom Blitz getroffenen Stellen der Erde finden[5]). Sämmtliche Arten genossen eine gewisse Verehrung.

Wir finden hier jene Confusion, deren oben gedacht wurde. Kosmischen Ursprunges dürften wohl die Bätylen gewesen sein.

Bei den nordeuropäischen Völkern treffen wir ähnliche Vorstellungen, wie bei den Indern, Griechen und Römern. Der Gott Tor schleudert gleich dem indischen Indra und dem römischen Jupiter Lapis steinerne Geschosse[6]), welche thurmtief in die Erde einschlagen, der slavische Donnergott und der Donnergötze der Lappen trägt im Kopf einen Flint[7]) u. s. f.

So sehen wir bei allen Völkern verschiedene Steine als kosmische Producte gedeutet und verehrt. Vieles war Fabel, der wahre Kern aber beruht in der Beobachtung der Meteoritenfälle.

[1]) In den Veda-Liedern wird die Blitzlanze (im Widerspruche gegen des Wortes ursprüngliche Bedeutung) als ehernes Geschoss geschildert.

[2]) U. A. der schwarze Stein im Tempel von Benares.

[3]) Zusammenhängend mit sitabha (sanskrit) = weiss, glänzend, swidus (litt.) = blank, sidus (lat.) = das Gestirn.

[4]) Bätyl könnte mit dem semitischen Worte Bel-El (Haus Gottes) zusammenhängen. Die Meteoriten wurden im Orient vielfach in den Kirchen aufbewahrt und verehrt (u. a. der schwarze Stein der Kybele). Der Name des Götzenhauses mochte auch auf den Götzen selbst angewendet worden sein.

Die Mohammedaner verehren den Meteoriten der Kaaba.

[5]) Die Kieselsteine waren dem Jupiter Feretrius (dem Blitzgott) heilig. Ein Steinkeil wurde als Symbol des Blitzes im Tempel dieses Gottes aufbewahrt. Die Ceraunien wurden als Amulete getragen.

[6]) Der Donnerkeil des Donnergottes wurde in der Sage als eine klumpige Steinkeule mit kurzem Griff vorgestellt. Das Donnergeschoss hiess Donnerstein, Donneraxt, bei den Engländern thunderbolt, bei den Schweden Tors vigge. Erst in der späteren Zeit wird das Blitzgeschoss als ein Pfeil bezeichnet.

[7]) Der Flint (Feuerstein) wurde verehrt, weil er Feuer gab und weil man oft Feuersteinwaffen fand, deren Ursprung man sich auf natürliche Weise nicht erklären konnte.

Die gromawaja stejla (Donnerpfeile) der Russen haben Wunderkraft. Die prähistorischen Steinwaffen werden von den germanischen Völkern aufbewahrt als Schutzmittel gegen den Blitz.

Diese Beobachtung führte zu eigenthümlichen kosmischen Anschauungen, ausserdem aber wurden die Meteorfälle bedeutungsvoll für die Metallurgie.

Viele Völker haben gewiss schon sehr frühe die Edelmetalle und das gediegene Kupfer gekannt. Durch die Meteorfälle wurden sie nun auch vertraut mit dem Eisen, welches sich in den Gesteinen der Erde kaum je gediegen findet.

Die Edelmetalle und das Kupfer liessen sich durch Hämmern formen, besonders leicht, wenn man sie vorher erhitzt hatte. Das Meteoreisen konnte in der gleichen Weise verarbeitet werden. Rohe Völker mochten so, lange bevor sie die Hartbronze zu bereiten verstanden, ja bevor sie überhaupt irgend ein Metall aus dem Erz zu erschmelzen gelernt hatten, in den Besitz von ein oder der anderen Eisenwaffe gekommen sein.

Es ist seinerzeit behauptet worden, man könne das Meteoreisen durch Hämmern schwer formen, weil es zu spröde sei. Diese Behauptung bewahrheitet sich jedoch nur für wenige Varietäten. Die meisten Vorkommnisse sind ziemlich leicht verschmiedbar. Sowerby liess für den Kaiser Alexander von Russland ein 0·6 m. langes Meteorschwert verfertigen. Partsch schmiedete aus einem Meteoriten eine Klinge, deren Oberfläche eine, der ungleichen Mischung des Metalles entsprechende Damascirung aufwies. Dana, Shepard, Beck bestätigten diese Versuche.

Nachdem die technische Verwerthbarkeit des Meteoreisens constatirt war, gewannen eine Reihe historischer Nachrichten, welche man vordem mit Zweifel betrachtet, Bedeutung.

Die indische Sage behauptet, dass die Götter ihre Waffen aus einem Stück Sonne schmiedeten, das römische Marsschild, welches von Numa als Heiligthum erklärt wurde, war „vom Himmel gefallen". Attila, Timur und andere Fürsten besassen Schwerter, die gleichfalls vom Himmel gefallen waren. Es ist wohl kaum zweifelhaft, dass sich die Sage wenigstens in den letzteren Fällen auf Meteoriten bezieht, welche verschmiedet wurden. Deutlich spricht sich diesbezüglich der arabische Roman „Antar" aus, welcher geradezu sagt, das Schwert des Helden sei aus einem Himmelstein geschmiedet worden. Die neuere Zeit hat zahlreiche bezügliche Belege gebracht.

Man hat in den Sammlungen prähistorische Geräthe, welche nachweislich aus Meteoreisen bestehen, die Mexikaner und Indianer haben dieses Material verschmiedet. Pallas erfuhr bei den Tartaren, dass sie vom Himmel gefallene Steine zu verarbeiten pflegten, Capt. Ross fand bei den Eskimos, welche im Wesentlichen noch heute der Steincultur angehören, Messer aus Meteoreisen u. s. f.

Diese Daten mögen genügen. Sie zeigen, dass das Meteoreisen nicht selten praktisch verwendet wurde. Das Beispiel von den Eskimos bestätigt überdies, was schon oben hervorgehoben wurde, dass ein Volk das Eisen verwerthen kann, ohne die eigentliche Metallurgie zu kennen. In manchen Fällen ist das Meteoreisen gewiss verwerthet worden zu einer Zeit, da die Erschmelzung von Eisen und Bronze aus den Erzen noch unbekannt war.

Diese Thatsache ist gewiss beachtenswerth. Man muss sich aber wohl hüten, derselben eine zu grosse Bedeutung beizulegen. Es ist zu bedenken, dass der Ort eines Meteorfalles selbst heute nur selten genau bestimmt werden kann. Wie viel seltener musste sich eine so glückliche Vereinigung der Umstände in der alten Zeit, in welcher die Erde nur dünn bevölkert war, ereignen. Ueberdies ist zu beachten, dass gerade die grössten Meteorblöcke in der alten Zeit für die Praxis verloren waren, da ihr Transport schwer, ihre Zertrümmerung aber nahezu unmöglich war. In allen Museen sind derzeit wohl kaum 200 Meteoriten zusammengetragen. Ein gut Theil dieser Massen besteht aus grossen Blöcken, welche in der alten Zeit technisch werthlos waren.

Die Betrachtung dieser Thatsache genügt wohl, um zu zeigen, dass diese Metallquelle für die Cultur der Menschen keine hervorragende Bedeutung gewinnen konnte. Nur Einzelne waren in der Lage, sich mit meteorischen Waffen zu versehen. Die Masse des Volkes musste der Steincultur getreu bleiben, so lange bis die Verhüttung der irdischen Erze erfunden war.

Literatur: Dalberg: Meteorcultus der Alten, 1811; Chladni: Feuermeteore 1819; Humboldt: Kosmos I, 138, III, 594; Buchner: Meteoriten 1863; Day: Prehistor. use of iron 1877; Beck: Arch. f. Anthropologie 1880; Brezina: Meteoriten-Studien (Denkschriften Akad. Wien 1881 f.).

13.

Programm für ethnographische Untersuchungen insbesondere auf dem Gebiete Oesterreichs.

Verfasst im Einvernehmen mit einem ad hoc bestellten Comité der Wiener Anthropologischen Gesellschaft von Prof. ***C. Langer.***

Bei ethnographischen Aufnahmen muss man sich vor Allem darüber Rechenschaft geben, dass sich in der europäischen Bevölkerung die verschiedensten Rassen-Elemente durchdringen, doch nicht gleichmässig, sondern in sehr verschiedenen, nach Localitäten wechselnden Combinationen. Sprachen und Sitten wurden abgelegt, andere dafür angenommen. So kommt es, dass die heutige Nationalität das Gebiet der Rasse nicht deckt, und dass daher die heute nebeneinander bestehenden Nationalitäten keineswegs ohne weiteres als Rasseneinheiten aufgefasst werden können.

Wer dies zugibt, kann nicht mehr erwarten, dass sich aus einer auch noch so grossen Anzahl von unterschiedlos aus der Gesammtheit einer heutigen Nationalität ausgewählten oder durch Zufall zusammenkommenden Individuen der gesuchte Rassentypus erheben lassen wird oder dass sich etwa gar aus Mittelzahlen der Messungsergebnisse, seien dieselben auch noch so zahlreich, die erwarteten Rassendifferenzen offenkundig ergeben werden. Oder sollte wirklich Jemand ernstlich glauben, dass z. B. der heutige „mittlere" Magyare wirklich den typischen, den Rassenmagyaren repräsentiren könne? Und doch dürfte es auch heute noch einen Vollblutmagyaren geben; er findet sich aber nicht allenthalben innerhalb seiner heutigen Nationalitätsgrenzen, nur da oder dort, nur in bestimmten, vielleicht sogar weiter von einander abliegenden Districten.

Der Ethnograph wird es sich daher gleich von vornherein zur Aufgabe machen müssen, solche Districte aufzusuchen, wo er die Rasse noch rein, oder doch wenig vermischt aufzufinden hoffen kann, in Districten, welche sich manchmal gleich von vornherein geographisch und mitunter auch historisch deutlich genug kennzeichnen. Ganz im Allgemeinen läst sich sagen, dass sich Rassentypen am ehesten

im Innern grosser Ebenen und in abgesackten, wenig zugänglichen Thälern, immer also abseits von den begangenen Heerstrassen reiner erhalten haben dürften. In jedem Falle kann man darauf rechnen, daselbst wenigstens einen ständigeren Typus anzutreffen.

Es ist sehr leicht möglich, mitunter sogar wahrscheinlich, dass solche in getrennten Bezirken einer und derselben Nationalität bestehenden mehr oder weniger ständigen Typen untereinander verschieden sind; dann werden sie sich auch in der Gesammtheit dieser Nationalität, wenn auch mit einander untermischt, immer noch erkennen und vielleicht geradezu als Rassen-Elemente dieser Nationalität bezeichnen lassen.

Bei der so verschiedenartigen und bereits lange dauernden Vermischung der Rassen untereinander kann es auch vorkommen, dass zwei, insbesondere benachbarte Nationalitäten sich im Ganzen genommen weniger von einander somatisch unterscheiden, als die innerhalb jeder einzelnen derselben vorhandenen Typen, und dass diese in der anderen Nationalität ihre Wiederholung finden, in welchem Falle dann diese Typen als gemeinsame, doch in verschiedenen Procenten vertheilte Rassen-Elemente beider Nationalitäten betrachtet werden können.

Deshalb dürfte es so wichtig sein, gerade den Typen nachzugehen und sie, wo immer sie sich finden, durch Mass und Bild zu definiren. Erst dann, wenn diese Arbeit geschehen ist, wird es vielleicht möglich sein, etwas Bestimmteres über die rassenmässige Zusammensetzung einer heutigen Nationalität auszusagen. Erhebungen und Schlüsse werden umsomehr gesichert sein, wenn, wie angenommen wird, die Vermischung der Rassen nicht auch Vermischung der Formen, insbesondere nicht am Cranium veranlasst, denn dann werden sich auch in der gemischten Bevölkerung immer noch die Kennzeichen ursprünglicher Rassentypen erhalten haben.

Wenn irgendwo, so ist es gerade in der österreichisch-ungarischen Monarchie, dem historisch erwiesenen Tummelplatze so vieler Völkerschaften, am Platze, bei ethnographischen Forschungen gerade in dieser Weise mit einiger Aussicht auf Erfolg vorzugehen. Denn wer wollte behaupten, dass z. B. der heutige ganz deutsche Niederösterreicher wirklich und unterschiedlos ein directer Abkömmling eines deutschen Stammes sei? Der forschende Ethnograph wird sich vielmehr vor allem Anderen bestreben müssen, auch die in Niederösterreich thatsächlich bestehenden typischen Verschiedenheiten zu kennzeichnen.

Es ist begreiflich, dass der auf blos somatischem Gebiete forschende Ethnograph, in je grösserem Umfange er vorzugehen beabsichtigt, um so weniger auf die leitende Hand des Historikers verzichten kann.

Würde man sich von diesen Grundsätzen leiten lassen wollen, so wäre rücksichtlich des Vorganges bei der ethnographischen Durchforschung Oesterreichs Folgendes zu beachten:

A. In Betreff der Untersuchung Lebender.

Da würde es sich vorerst um die Erhebung des Körperbaues, der Statur und des Kopfbaues und zwar auf Grund messenden Vorgehens handeln. Diesbezüglich würde es

a) rücksichtlich der Statur genügen, bei strammer Haltung nur die Körperhöhe und wenn thunlich auch noch, ausgehend von dem oberen Symphysenrande, als der Theilungslinie der Figur, das Verhältniss des Unterkörpers (Beinlänge) zum Oberkörper (Rumpf- und Kopfhöhe), gegebenen Falles auch einen oder den anderen Querdurchmesser (Schulter- und Hüftbreite) zu verzeichnen.

b) Für die Bestimmung der Kopfform dürften die Längen- und Breitendimension des Gesichtes und der Calvaria, gegebenen Falles auch die Kopfhöhe (verticaler Abstand der Ohröffnung vom Scheitel) nicht nur die wichtigsten, sondern auch die am leichtesten zu gewinnenden sein und dürften die Combinationen, in welchen Schädel- und Gesichtsmaasse sich zu einander stellen, alsbald einen Einblick in typische Verschiedenheiten gestatten.

Gute, zutreffende Beschreibungen insbesondere des Gesichtes sollten das gewonnene Ziffernmateriale erläutern, auch sollten nach Thunlichkeit von den wahrgenommenen Typen Enface- und Profil-Photographien aufgenommen werden.

c) Anlangend die Auswahl der zu messenden Individuen wären nur Leute mittleren Alters mit gut genug erhaltenem Gebisse zu berücksichtigen. Auch dürfte nicht unterschiedlos vorgegangen und dürfte auch nicht blos das zufällig zulaufende Volk vorgenommen werden. Man müsste sich gleich von vornherein, wenn nöthig, auch in kleineren Bezirken die Persönlichkeiten nach ihrer äusseren Erscheinung, nach Grösse, Gesichts- und Schädelform in Gruppen theilen und dann erst sollten die Messungen Gruppe für Gruppe vorgenommen werden, weil es sich erwarten lässt, dass sich gerade in den trennenden Merkmalen der Gruppen die Formtypen und in diesen vielleicht die Merkmale der ursprünglichen Rassen-Elemente werden ausfindig machen lassen. Mit einem Worte, es müsste sich der Untersuchende schon von vornherein darüber Rechenschaft geben können, ob er local eine einheitliche Form oder typisch verschiedene Formen vor sich habe. Er müsste also mit einem durch Erfahrung und Uebung schon geschärften Blicke die Arbeit beginnen. Die Auswahl jener Hauptmerkmale, wonach die Formen von vornherein zu scheiden wären, muss den Untersuchenden überlassen bleiben.

B. Betreffend die craniologische Untersuchung

Nicht minder wichtige Ergebnisse kann man sich von der Untersuchung der in den Beinhäusern aufgespeicherten Cranien versprechen, nicht allein wegen der detaillirten und genauer ausführbaren Messungen, sondern auch insbesondere wegen des Vergleichs der Formen der Lebenden mit den vielleicht schon seit Langem Verstorbenen.

Bei der Untersuchung der Cranien wäre nach Thunlichkeit das vereinbarte deutsche Messungsschema zu benützen, und wären selbstverständlich alle pathologischen, überhaupt deformen Gestaltungen, wie sie so häufig durch frühzeitige Nahtverschmelzung, Rhachitis, Hydrokephalus zu Stande kommen, von der ethnographischen Untersuchung ferne zu halten, in jedem Falle separat zu behandeln.

C. In Betreff der Wahl der Oertlichkeiten, wo solche Untersuchungen mit Rücksicht auf Erfolg aufzunehmen wären.

Bei der Erhebung der somatischen Verhältnisse der grossen lebenden Stämme in Oesterreich wird der Untersuchende, bei freier Wahl der Oertlichkeit, wohl thun, sich zunächst in die Centra der Nationalitätsgrenzen zu begeben und von da gegen die Peripherie vorschreiten, überall selbst-

verständlich die ihm aufstossenden Verschiedenheiten beachtend. Dieses peripheriewärts ausschreitende Vorgehen wird insbesondere für den čecho-slavischen und den magyarischen Stamm zu empfehlen sein.

Mit der Untersuchung des ersteren wäre nach meinen Erfahrungen inmitten Mährens zu beginnen und von da einerseits nach Böhmen, andererseits nach Nord-Ungarn, auch Schlesien vorzugehen, und den Stamm der Magyaren wird man am compactesten beisammen und wohl auch am reinsten erhalten finden in den mittleren Theissgegenden.

Rücksichtlich des deutschen Stammes würde sich aber als Ausgangspunkt für die Untersuchungen Oberösterreich empfehlen.

Dass auch in Oesterreich der deutsche Stamm vielfach mit slavischen Elementen durchwebt ist, allerdings stellenweise weniger, stellenweise mehr, ist allgemein bekannt; es wäre daher nicht uninteressant, den Versuch zu machen, dieser gegenseitigen Rassenmischung systematisch nachzuforschen. Dazu schiene mir am geeignetsten die Durchsicht des Stromgebietes der Drau, ausgehend aus dem heute ganz deutschen Pusterthal Tirols und aus Oberkärnten durch das slovenische Unterkärnten und Südsteiermark bis in das ungarische serbisch-slavonische Gebiet um Essek.

Da es sich diesfalls um lebende, immer noch vergleichbare Rassen-Elemente handelt, so dürften die Erhebungen nicht resultatlos bleiben und es dürften auch die Ergebnisse eine allgemeinere Bedeutung bekommen, beispielweise in Bezug auf die Frage, ob aus der Völkermischung auch Mischformen hervorgehen.

Schwieriger dürfte es sein, solche Rassen-Elemente im deutschen Stamme nachzuweisen, welche schon seit Langem in der grossen, heute bereits einheitlichen Nationalität aufgegangen sind, und kaum oder nur schwer mit bekannten Typen verglichen werden können.

Dies betrifft insbesondere die Bevölkerung Tirols, des Sitzes uralter Culturen und der ständigen Strasse von und nach Italien. Gerade da schiene es mir daher der Mühe werth, Nachschau zu halten, allerdings nicht auf der offenen Heerstrasse und in Städten, sondern in abgeschiedenen Thälern, deren Bewohner sich ja bekanntlich heute noch nicht nur der Tracht nach, sondern auch nach Sitten und Gebräuchen, selbst mundartlich unterscheiden. Hier aber insbesondere wären die Rathschläge der Historiker und der Rath und die Hilfe der Landeskundigen nicht zu entbehren.

D. In Betreff der Persönlichkeiten, denen derartige Untersuchungen anzuvertrauen wären.

Mit blossem guten Willen und Emsigkeit ist da das Auslangen nicht zu finden, wenn die Ergebnisse der mühsamen Arbeit wirklich verwerthbar sein sollen. Es müssen die Untersuchenden mit gutem Fachwissen, insbesondere anatomischem ausgestattet sein, auch schon in derartigen Untersuchungen einen gewissen Grad von Uebung erlangt haben. Denn die Aufgabe ist keine leichte und kann nicht von Jedermann, der sich dazu anbietet, aufgenommen werden. Messen und Ziffern verzeichnen wäre allerdings bald zu leisten, es wäre auch in Bälde ein grosses Ziffernmateriale zu gewinnen, was wäre dasselbe aber werth, wenn es nicht ganz zuverlässig und nicht von vornherein gesichtet ist.

Die Beihilfe von Zeichnern und Photographen wäre allerdings den Aufgaben der Untersuchenden sehr förderlich.

Literaturberichte.

Virchow Rudolf, Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend-archäologische Studie. Folio. Mit einem Atlas von 11 Tafeln in Grossfolio. Berlin. Verlag von A. Asher & Co. 1883.

Ein grundlegendes Werk, würdig des Meisters, der es geschaffen. Mit einem Schlage ist der ferne Osten in den Kreis der europäischen Urgeschichtsforschung getreten, mit Staunen sieht das Auge des Kundigen alte, bekannte Formen neben manchem Neuen, Fremdartigen. Der Gesammtcharakter der Kobaner Gräberfunde ist im vollsten Sinne des Wortes ein prähistorischer, kaum dass einzelne Verzierungen an die relative Nähe der uralten, vorderasiatischen Culturstätten mahnen.

Virchow's besonderes Verdienst ist es, die Localität bei Gelegenheit seines Besuches des Kaukasus im Jahre 1881 selbst besucht und dort Ausgrabungen vorgenommen zu haben. Vor ihm haben nur der bekannte französische Archäologe Ernst Chantre und der Russe Filimanow selbstständige Ausgrabungen an dieser Localität vorgenommen, die aber auch von keiner besonderen Ausdehnung waren. Dagegen hat der Besitzer des Grundes auf eigene Faust viele Hunderte von Gräbern geöffnet, diesen aber meist nur die Bronzen und Perlen, sowie die ganzen Thongefässe entnommen, die unscheinbaren Eisengeräthe aber nicht beachtet und die Skelette (wir haben es hier ausschliesslich mit Skeletgräbern zu thun) aus religiösen Gründen wieder verscharrt. Virchow gelang es mit schwerer Mühe, nur zwei Schädel von dieser Localität zu gewinnen, die halbwegs messbar sind; davon ist der eine dolichocephal und orthocephal, der zweite brachycephal und platycephal! In culturhistorischer Beziehung ist der Nachweis von eisernen Geräthen und Waffen, welchen wir ebenfalls nur den Ausgrabungen der beiden genannten Gelehrten verdanken, von besonderer Wichtigkeit, wenn auch dasselbe hier bedeutend seltener zu sein scheint, als die Bronze. Man ist überhaupt bisher im Kaukasus noch auf keine ausgedehnteren Fundplätze aus vorhistorischer Zeit gestossen, welche die Annahme einer reinen Bronzezeit in diesem Gebiete rechtfertigen würden. Diese Anschauung vertritt der genaueste Kenner der urgeschichtlichen Verhältnisse Russlands, Graf Uwaroff. Auch Chantre versetzt das Gräberfeld von Koban in das erste Eisenzeitalter (première âge du fer) und Virchow sagt darüber, sowie über die Zeitstellung desselben: „Culturhistorisch gehören sie (die Gräber) dem Beginne des Eisenalters an; zeitlich werden wir sie um das X. und XI. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung setzen dürfen."

Als Vergleichungspunkte für die Beleuchtung der Frage über den Ursprung der Cultur, welche sich uns aus den Beigaben der Kobaner Gräber offenbart, zieht Virchow namentlich den turanischen Norden (Funde im Gouvernement Perm und am Altai) und Assyrien heran. Mit ersteren Punkten findet er eine auffallende Aehnlichkeit in der besonderen Schätzung des Thierschmuckes. Namentlich „die hohe Entwickelung der metallurgischen Gewerbe bildet die gemeinsame Eigenthümlichkeit der drei Gebiete, welche sich freilich geographisch so darstellen, als bilde der Kaukasus das Mittelglied zwischen den assyrischen und den nordturanischen Kunstformen, welche aber archäologisch vielmehr als coordinirte Glieder einer ursprünglich gemeinsamen Culturbewegung erscheinen". Und auf die Frage über die Herkunft dieser Culturen findet er folgende Antwort: „Mir erscheint wenigstens die Lösung des Problems, das uns beschäftigt, als die wahrscheinlichste, dass von Centralasien (nicht von Indien) aus nach den verschiedensten Richtungen Culturströme ausgegangen sind, welche bald hier, bald da zur Bildung neuer Culturcentren geführt haben. Ein solcher Strom ist der altaische oder finno-ugrische, der sich bis tief nach Russland hinein erstreckt, aber der nicht einmal die skandinavischen Länder mehr erreicht hat. Auch der Kaukasus ist davon nicht unmittelbar berührt worden, obwohl manche unverkennbare Analogien sich erkennen lassen, ja eine nähere Verwandtschaft gerade in Bezug auf die höchsten Leistungen der Metallurgie hervortritt. Der andere Strom ist der südkaspische, der einerseits die semitischen, andererseits die arischen Völker Vorderasiens in Bewegung setzte und in verschiedenen Richtungen das Mittelmeer und später Europa erreichte. Zu dem südkaspisch-arischen Stromgebiet, aber zu einer sehr früh abgezweigten Nebenströmung, gehören meiner Auffassung nach auch die von mir beschriebenen kaukasischen Gräberfelder."

Auf die Beziehungen zum westlichen Europa übergehend, bemerkt schliesslich Virchow, dass sich manche bedeutungsvolle Erscheinungen nur dann begreifen lassen, „wenn man den Kaukasus in dieser älteren Zeit von der directen Betheiligung an der Culturbewegung Europas ablöst".

Schliesslich bleiben uns noch einige Worte über die Tafeln zu sagen. Die abgebildeten Gegenstände sind nach Gräbern geordnet; nur die Tafel I enthält die von Virchow gemachten Funde. Die Reproduction ist durch Lichtdruck bewerkstelligt; leider sind einige Tafeln misslungen und auch die anderen lassen Manches zu wünschen übrig, so dass Holzschnitte in manchen Fällen zur Verdeutlichung der Verzierungen aushelfen müssen. Referent wird noch Gelegenheit finden, bei der Beschreibung der in Wien befindlichen Funde von diesem Gräberfelde eingehend auf dieses Werk zurückzukommen.

Franz Heger.

Die Grossherzoglich Badische Alterthümersammlung in Karlsruhe. — Antike Bronzen. — Darstellungen in unveränderlichem Lichtdruck. Herausgegeben von dem Grossh. Conservator der Alterthümer. Neue Folge. Heft I. Karlsruhe 1883.

„Das Werk: Die „Grossherzoglich Badische Alterthümersammlung in Karlsruhe" erscheint als periodische Publication des Grossherzoglich Badischen Conservators der Alterthümer in neuer Folge und wenig veränderter Gestalt. Die Zahl der Lichtdruckblätter in den einzelnen Heften ist vermehrt; dieselben sollen künftig statt der bisherigen Auswahl von Darstellungen aus verschiedenen Gebieten der antiken Kunst und Kunsttechnik mehr Verwandtes im Zusammenhange grösserer Gruppen wiederzugeben suchen. Sie beginnen demgemäss mit Abbildungen antiker Bronzen, zunächst antiker Bronzegefässe, verschiedener Perioden. Die nöthigsten erklärenden Notizen, soweit solche noch zu Gebot stehen, sind den Bildern selbst beigedruckt; die Hinzufügung eines besonderen Textes bleibt je nach dem Bedürfnisse vorbehalten. — Der Preis eines Heftes beträgt 5 Mark."

Mit diesen wenigen Worten führt der nicht mit Namen bezeichnete Herausgeber die neue Folge dieses Werkes ein. Es ist dies mit Ausnahme der auf jedem Blatte befindlichen kurzen Erklärungen, welche sich auf den Fundort, den Namen der Sammler, sowie auf die Dimensionen beziehen, der einzige Text, den das vorliegende Heft enthält. Dasselbe besteht aus 10 Tafeln in Folio; die durch Lichtdruck hergestellten Abbildungen sind ganz vorzüglich gelungen. Es ist das jedenfalls eine recht mühelose Art der Publication, in ihrer Art nach der Ansicht des Referenten aber doch noch immer vorzuziehen anderen ähnlichen Werken, die mit weitschweifenden Deutungen und Hypothesen angefüllt sind. Die eingehendere Beschreibung der einzelnen Objecte, namentlich der Verzierungen und ihrer Ausführung, überhaupt der ganzen Technik wäre recht nützlich gewesen. Die meisten der abgebildeten Stücke waren früher in Privatbesitz, daher deren Provenienz nach auch fraglich. Die einzelnen Tafeln enthalten folgende Abbildungen:

1. Archaïsches Gefäss von Bronzeblech, mit gepressten Verzierungen. Fundort italisch, sonst unbekannt.
2. Archaïsche Gefässe von Bronzeblech mit gepressten Verzierungen (Becken mit zwei aufrechten Griffen; Becken einerseits mit zwei Griffen, Dreifuss). Fundorte italisch, sonst unbekannt.
3. Drei archaïsche Bronzekannen mit dreigetheilter Mundöffnung und gegossenem verzierten Henkel. Fundorte italisch, sonst unbekannt.
4. Drei archaïsche Bronzekannen, Schnabelkannen mit gegossenem verzierten Henkel. Fundorte italisch, sonst unbekannt.
5. Vier archaïsche Bronzekannen, zum Theil verziert, mit gegossenem verzierten Henkel. Fundorte italisch, sonst unbekannt.
6. Zwei gleiche archaïsche Bronzegefäss-Henkel. Fundorte italich, sonst unbekannt.
7. Zwei verzierte Gefässhenkel von Bronze, römisch. Fundorte italisch.
8. Fünf verzierte Gefässhenkel von Bronze, römisch. Fundorte italisch.
9. Römischer Bronzekrug, mit anderen römischen Bronzegefässen (siehe folgende Nummer) gefunden im Altebachthale bei Waldkirch, Baden.
10. Römische Bronzegefässe (6 Stück und ein Fragment); 1872 gefunden im Altebachthale bei Waldkirch, Baden. (Siehe vorige Nummer.)

Uns interessiren besonders die beiden ersten Tafeln. Bronzegefässe darstellend mit gepressten (getriebenen) Verzierungen. Namentlich die Form des auf der ersten Tafel

abgebildeten Prachtgefässes erinnert an manche unserer vorgeschichtlichen Urnenformen. Der grösste Theil der oberen Seite desselben zeigt sich in bandartig umlaufende Streifen zerlegt, die mit verschiedenen Verzierungen, namentlich sich wiederholenden stylisirten Thierfiguren ausgestattet sind, wie wir ähnliche von den Bronzegefässen der Hallstatt-Gruppe kennen, die bisher von den meisten Archäologen fälschlich für etruskisch gehalten wurden. Die drei Gefässe auf Taf. II zeigen schon manches südliche Element in Form und Verzierung. Die getriebenen Verzierungen auf dem einen der Becken z. B. zeigen das Palmettenmuster, ein dem orientalischen Culturkreise entlehntes Motiv. Die auf den folgenden drei Tafeln abgebildeten Krüge und Kannen haben schon antike Formen; die der folgenden sind zum Theil ganz bestimmt römischen Ursprungs.

Es ist recht erfreulich zu sehen, wenn kleinere Sammlungen auf diese Art einem grösseren Kreise von Fachgenossen zugänglich gemacht werden und verdient dieses Beispiel öftere Nachahmung. Der staunend billige Preis der musterhaft ausgeführten Blätter sichert dem Werke eine grössere Verbreitung. **Franz Heger.**

Dr. Victor Gross. Les Protohelvètes, ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et Neuchatel. Avec préface de M. le Prof. Virchow. Berlin 1883. 4°. XIII und 114 pp. mit Holzschnitten im Text und 33 Tafeln in Lichtdruck mit 950 Objecten.

Bei der hervorragenden Wichtigkeit, welche die Schweizer Pfahlbauten für die Urgeschichtsforschung haben, beansprucht das vorliegende schöne Werk unsere Aufmerksamkeit vor vielen anderen. Wir finden in demselben eine sehr sorgfältig geordnete und eingehende Beschreibung und vorzüglich gelungene Abbildungen der reichen Pfahlbaufunde, welche in den letzten 12 Jahren — grossentheils von Herrn Dr. Gross selbst — in den Seen von Biel und Neuenburg gemacht worden sind. Gross theilt den zu Tage getretenen Verhältnissen entsprechend die Funde in zwei Gruppen: „Époque de la pierre“ und „époque du bronze“. In der „époque de la pierre“ unterscheidet er drei Perioden. Der ersten Periode mit kleinen, schlecht polirten Stein- und Knochenwerkzeugen und mit roher, unverzierter Töpferwaare wird der Pfahlbau von Chavannes bei Neuveville zugezählt. Zur zweiten Periode mit vollkommeneren und zum Theil kostbaren, zum Theil sehr grossen Stein- und Knochengeräthen und mit verzierter Töpferwaare wird unter anderen die ältere Pfahlbau-Station von Locras und jene von Latrigen gerechnet. Die dritte Periode bildet den Uebergang von der Stein- zur Bronzezeit und ist durch feinere und reicher ornamentirte Töpferwaaren, sowie durch das Vorkommen von Waffen und Werkzeugen aus reinem Kupfer charakterisirt. Gross sagt direct „c'est l'époque du cuivre“ und meint, „que cet emploi du cuivre pur, sans alliage d'étain, a duré un certain temps dans nos contrées, jusqu'au moment, où l'on découvrit qu'un légère addition d'étain produisait un métal non-seulement beaucoup plus fusible, mais encore plus dur et plus élastique“. Als eines der bemerkenswerthesten Beispiele führt er die jüngst entdeckte Station von Fenil (Finelz) im Bieler See an, indem er sich zugleich auf die Kupferfunde in Ungarn und in den Pfahlbauten von Peschiera und am Mondsee beruft. Die von Mortillet eingeführte Zweitheilung der Bronzezeit in eine époque du fondeur und eine époque du marteleur lässt Gross für die Pfahlbauten nur zum Theil gelten und rechnet lieber mit Forel gewisse Funde, welche der ersten Kategorie angehören würden, in die Steinzeit. In den eigentlichen Bronzestationen kommen gegossene und geschmiedete Gegenstände untereinandergemengt vor. Wie umfangreich das diesem Werke zu Grunde liegende Material ist, kann man daraus ersehen, dass die Zahl der in den beiden obgenannten Seen gefundenen Bronzegegenstände allein bis jetzt 19.600 Stück beträgt.

Virchow sagt in seiner Vorrede zu dem Buche: „Es war seit lange ein lebhafter Wunsch aller Freunde der Alterthumsforschung, und ich persönlich habe ihm zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben, dass Herr Dr. Gross seine reichen Sammlungen durch eine illustrirte Publication der gebildeten Welt bequem zugänglich machen möchte. Mit wahrer Freude begrüsse ich daher das vorliegende Werk, welches in so würdiger Weise die vieljährigen Bestrebungen seines Verfassers zusammenfasst und zur unmittelbaren Anschauung bringt.“ Für die Schweizer Pfahlbauten ist dieses Buch geradezu ein Fundamentalwerk. Wir schliessen daher mit den Worten Virchow's: „Möge dieses Werk, welches in gedrungener Fülle das gewonnene Material zur Anschauung bringt, überall eine gute Stätte finden! Möge es auch in der Meinung der Zeitgenossen eine Stelle einnehmen, wie sie der grossen und treuen Arbeit, die darin niedergelegt ist, entspricht!“

D. R.

Königliches ethnographisches Museum zu Dresden. II. Jadeit- und Nephrit-Objecte. A. Amerika und Europa. III. Jadeit-und Nephrit-Objecte. B. Asien, Oceanien und Afrika. Herausgegeben von Dr. A. B. Meyer, Hofrath, Director der Museums. Leipzig. Naumann & Schröder 1882—1883. Fol. (Zusammen 68 S. Text, dann A. 2 Taf. Lichtdruck, darunter eine colorirt, und B. 4 Taf. Lichtdruck.)

In den vorliegenden zwei schön ausgestatteten Lieferungen des von uns bereits im XII. Bande dieser Mittheilungen (S. 108) angezeigten Prachtwerkes liegt das schon lange erwartete Nephritwerk A. B. Meyer's dem ethnologischen Publicum vor. — Der Verfasser knüpft nämlich an die Publicirung der im Dresdner Museum aufbewahrten Jadeit- und Nephrit-Objecte mit Bezug auf das bekannte Werk Heinr. Fischer's eine gründliche Untersuchung über den Ursprung der in diese Kategorie fallenden Artefacten und kommt auf vorwiegend kritischem Wege zu einem Resultate, das in den betheiligten Kreisen das grösste Aufsehen zu erregen geeignet ist. Man glaubte nämlich bisher allgemein, dass diese Artefacten sämmtlich aus dem östlichen Asien stammen müssen, da blos dort (in China, Birma, dem südlichen Sibirien) die Fundorte des dazu verwandten Materials bisher nachgewiesen worden sind. Es würde dies uralte, prähistorische Handelsverbindungen nicht nur Europas und Afrikas mit dem östlichen Asien, sondern auch Amerikas mit dem letzteren voraussetzen.

Meyer weist nun nach, zu welchen abenteuerlichen Annahmen man auf diese Weise gedrängt wird und in welche Widersprüche man verfällt, wenn man eine lediglich mineralogische Frage zu einer ethnologischen macht. Derselbe sucht daher das Nephrit-Problem des ethnologischen Charakters, den man ihm voreilig beigelegt hat, zu entkleiden und es zu einem rein mineralogischen umzugestalten. Damit, dass der Nephrit und Jadeit öfter in China, Birma, Sibirien und auf Neu-Seeland bisher aufgefunden worden sind, ist nach Meyer noch nicht nachgewiesen, dass sie anderswo nicht vorkommen können. Ja, Meyer glaubt aus den chemischen Untersuchungen, welche an den in den europäischen Pfahlbauten gefundenen Objecten angestellt worden sind, schliessen zu können, dass diese einen anderen als asiatischen Ursprung haben müssen, da sie in dieser Beziehung von den aus Asien stammenden Objecten abweichen. Meyer meint, es sei Aufgabe der Mineralogie und Geognosie, dort, wo der Nephrit und Jadeit bisher noch nicht roh aufgefunden worden sind, nämlich in Europa, Afrika und Amerika, vorher nach den wahrscheinlicher Weise vorhandenen Stätten derselben zu suchen, ehe man, um die in diesen Gegenden gefundenen Artefacte zu erklären, zu einer Kette der abenteuerlichsten Hypothesen seine Zuflucht nimmt.

Ohne in dieser Streitfrage eine bestimmte Meinung abzugeben, möchten wir doch bemerken, dass die logisch und scharf geführten Untersuchungen des Nicht-Mineralogen A. B. Meyer uns mehr überzeugen, als die offenbar von einem gelehrten Mineralogen, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 108, 18. April 1883) gegen Meyer und seine Recensenten ebenda (Nr. 84, 25. März 1883) gegebenen Auslassungen. Der betreffende Gelehrte ist offenbar von den Fischer'schen Hypothesen so sehr eingenommen, dass er sich, wie uns scheint, mit dem betreffenden verdienstvollen Forscher identificirt.

Friedrich Müller.

Ferdinand v. Hochstetter. Sechster Bericht der prähistorischen Commission der mathem.-naturw. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten im Jahre 1882. LXXXVII. Bd. der Sitz.-Ber. I. Abth. Märzheft 1883.

Die Untersuchungen in der auf fürstlich Liechtenstein'schem Herrschaftsbesitze gelegenen Höhlen „Vypustek“ bei Kiritein und „Fürst Johann-Höhle“ nächst Lautsch bei Littau in Mähren wurden mit Unterstützung Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann zu Liechtenstein fortgesetzt. Die Ausgrabungen standen auch in diesem Jahre unter der speciellen Leitung des Herrn Szombathy. In der obersten Sinterdecke und Culturschichte der Höhle Vypustek wurde das Skelet eines 6—7jährigen Kindes nebst verschiedenen Artefacten aufgefunden, während die tieferen Schichten eine reiche Ausbeute an diluvialen Säugethierresten von Caniden, Feliden und Musteliden lieferten. In der Fürst Johann-Höhle wurde die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Renthier, welche sich schon aus der ersten Untersuchung im Jahre 1881 als wahrscheinlich ergeben hatte, durch Funde von charakteristischen menschlichen Artefacten zweifellos constatirt.

In der Schipka-Höhle bei Stramberg brachte Prof. Carl Maška aus Neutitschein seine vierjährigen Arbeiten zum Abschlusse und bereitet nunmehr eine grössere Publication über die Ergebnisse derselben, über die zahlreichen gefundenen diluvialen Thierreste, sowie über die Spuren des paläolithischen Menschen in dieser Höhle vor.

Herr Custos Fr. Heger setzte die Untersuchungen der Grabhügel bei Amstetten in Niederösterreich fort und machte in Gemeinschaft mit dem k. k. Conservator und Stiftsarchivar P. Dr. A. Dungel Ausgrabungen in prähistorischen Gräbern bei Pandorf und Eggendorf am nördlichen Fusse des Göttweiger Berges. Die bei Schattendorf unweit Oedenburg eingeleiteten Ausgrabungen von Grabhügeln aus der Zeit der Quaden sollen in diesem Jahre fortgesetzt werden.

Wissenschaftlich sehr wichtige Resultate haben die von Herrn Prof. Dr. Pichler in Graz mit Subvention der prähistorischen Commission eingeleiteten und vom Bergdirector V. Radimsky in Wies ausgeführten Ausgrabungen der Grabhügel in der Umgegend von Wies in Steiermark geliefert. Dieselben standen im Zusammenhange mit den von der Anthropologischen Gesellschaft durch Herrn Szombathy durchgeführten Untersuchungsarbeiten in derselben Gegend.

D. R.

Terramara dell' età del bronzo, situata in Castione dei Marchesi (Territorio Parmigiano), descritta da L. Pigorini. Roma 1883. (R. Accademia dei Lincei. Anno 280. 1882—1883.) 5 Taf.

Von grosser Wichtigkeit zeigten sich schon vor mehreren Jahren die von Prof. Pigorini und Strobel in der Terramara von Castione vorgenommenen Arbeiten, besonders in Bezug auf die Holz- und Dammbauten; aus denselben ergab sich, dass die Terramara in jeder Richtung und an allen Orten die nämlichen Charaktere bieten, alle unter gleichen Verhältnissen gebildet und alle der nämlichen Ursache zuzuschreiben seien.

In dieser von Director Pigorini gegebenen Abhandlung finden wir nicht allein ein treues Bild der Terramara von Castione, sondern auch aller sonstigen in Italien vorhandenen, welche vergleichsweise aufgeführt werden.

Die besagte Terramara, einen kleinen Hügel bildend, besteht aus mehreren unregelmässigen Schichten. — Die erste, von Culturland bedeckt, ist von der unteren durch eine schmale schwarze Linie getrennt, die letztere hat alle Eigenschaften einer Terramara; es finden sich unregelmässige, unterbrochene und übereinanderliegende kleine Schichten aus Asche und Thon, von schwarzen Kohlen gesprenkelt, vermengt mit Unioschalen, mit Thierknochen, theils gespalten, theils ohne Gelenkköpfe, Topfscherben, Knochen, Bronze-Utensilien u. m. a. Die obere Schicht ist ganz verschieden, enthält keine Kohlen, keine Asche, keine Muschelschalen etc., sie bildet nur eine gleichartige Masse aus Thon und calcinirten Materialien, von schwarzer und manchmal röthlicher Farbe, wie wenig gebrannte Ziegel, manchmal Reste von mit Thon belegtem Häuserestrich und Topfscherben derart vom Feuer verändert, dass sie wahren Schlacken gleich sind. Die mittlere Schicht der Terramara besteht ebenfalls aus zwei von einer schmalen schwarzen Linie getheilten

kleinen Schichten, die untere ist in Natur und Mächtigkeit der oberen ähnlich, unterscheidet sich aber durch die unzählige Menge von Holzresten und die vertical stehenden Pfähle, ferner enthält sie Baumzweige, Wurzeln, Früchte, Süsswassermollusken, Larven von Fliegen in Spreuhäufchen eingehüllt u. s. w.

Das Gebiet, in welchem sich Castione erhebt, besteht aus einer von recentem Alluvium abgelagerten Schicht sandigen gelblichen Thones, und unterhalb aus sandigem, mehr zähem bläulichen Thone, wahrscheinlich von den subapenninischen Hügeln zur Quartärzeit herabgeschwemmt.

Die wichtigste Eigenthümlichkeit der untersten Schicht besteht in der vollkommenen Erhaltung der Pfahlbauten, sowie einiger Spuren von Herdstätten, worunter einer gut erhaltenen aus Thon auf Balken, welche beide vom Feuer angebrannt und verkohlt sind. Auf diesen eben erwähnten Bauten fanden sich Reste von neuen Bauten, deren Pfähle nicht im Untergrunde eingepfählt waren, sondern in der untersten Schicht der Terramara, ja einige derselben waren in die Köpfe der unterstehenden Pfähle eingekeilt.

Der unterste Pfahlbau war, wie oben erwähnt, gut erhalten, die Pfähle waren in einem künstlichen Becken eingeschlagen, sie waren von einer Reihe gegen das Innere geneigten, mehr weniger grossen Körben umgeben, mit einander mittelst Balken verbunden und mit Thon angefüllt, oberhalb jedoch mit aus der untersten Schicht entnommener Terramara.

In Bezug auf die Wasserfrage in den Terramara von Castione bemerkt Prof. Pigorini, dass der Einfluss des Wassers im Inneren derselben sehr bemerkbar war; aber nur zeitweise hatte sich Wasser in demselben angesammelt, bei Regen, beim Schneeschmelzen, dann als Spülwasser etc.

Der Graben um die Stadt herum entstand in Folge der Verwendung des blaulichten Thones zu dem ersten Pfahlbau.

Das damalige Volk hatte sich auf dem Hügel ansässig gemacht, um vor Ueberschwemmungen geschützt zu sein; die Häuser wurden aus Holz, Stroh, Erde errichtet; die Speise- und anderen Reste wurden, wahrscheinlich durch eine Fallthüre, unter die Bauten geworfen, und sobald diese nicht mehr Platz fanden, wurden neue Bauten, wie schon oben erwähnt, errichtet, so auch die Körbe erhöht; und von hohem Interesse ist, zu sehen, wie zweckentsprechend die Balken, Bretter, Pfähle bearbeitet wurden ohne Säge, nur mittelst bronzenen, mit Stieler versehenen Aexten. Alle diese Arbeiten brachten Prof. Pigorini zum Ausspruch: „le peuple des terramares ne fut pas un peuple sauvage". Auch zeigten sich Spuren von Karren zum Zwecke von Transportirung der verschiedenen Materialien von einem Orte zum andern. Vor Errichtung der zweiten Pfahlstadt wurde die untere mittelst Feuer vertilgt. dadurch wurde viele mühsame Arbeit erspart, es bildete sich ein festerer Grund, es wurden viele Insecten und andere Thiere vertilgt u. s. w.

Das in der Station Castione lebende Volk gehörte zur Bronzeepoche, es war beziehungsweise reich, hatte seine Cultur durch den Gebrauch des Eisens charakterisirt.

Unter den verschiedenen aufgefundenen Objecten ist der Fund einer Schnur mit Bernsteinkügelchen in der untersten Schicht der Terramare ein Beweis, dass schon damals mit dem Auslande Handelsbeziehungen stattgefunden hatten.

Zum Schlusse gibt Pigorini die erfreuliche Mittheilung, dass die königl. Regierung den Hügel von Castione nur für weitere Studien (nicht zu anderweitiger Verwendung, da die Terramara als vortreffliches Dungmaterial zu Agriculturzwecken benützt wird) bestimmte und dass nächstens einige Holzbauten werden aufgedeckt werden. Weitere Funde über Beerdigung, Grabstätten dürften erweisen, ob die Bewohner der Terramara von Castione auch noch zur Zeit des Ueberganges der Bronze- in die Eisenzeit hier an Ort und Stelle gelebt haben. **Senoner.**

Materiaux pour une étude prehistorique de l'Alsace par M. le Dr. Faudel et le Dr. Bleicher. 3. publication. (Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar. 22. et 23. années. 1881—1882. Colmar 1883.) 10 T.

In dieser Abhandlung finden wir 1. eine Beschreibung der im Elsass gesammelten Gegenstände, unter welchen zu erwähnen: Messer aus Grauwacke, Hammer-Aexte verschiedener Form und Grösse, Pfeilspitzen aus schwarzem Kieselstein, ein Ohrring oder Amulet in Form eines kleinen durchlöcherten Hammers, u. m. a.

2. Eine Beschreibung der am sog. Rehberghügel bei Weyer in Nieder-Elsass in einer brunnenförmigen Grube aufgefundenen Herdstätten, die auf kleinen Kalksteinplatten aufgerichtet waren, und herumliegend: Holzkohlen, Asche, Topfscherben, Thierknochen, Pfeilspitzen, Küchenabfälle u. m. a. — Dieser Rehberghügel ist, nächst der Oberlarghöhle, die einzige Station aus der Steinzeit — sie war durch längere Zeit bewohnt und es scheint, dass die Einwohner sich namentlich mit dem Verfertigen von Pfeilspitzen aus Stein beschäftigt haben, denn es fanden sich deren in allen Stadien der Bearbeitung und viele Splitter.

3. finden wir kritische Bemerkungen zu den aufgefundenen Steingeräthen, auch ein Verzeichniss dieser letzteren und eine Liste der Gesteine (Jaspis, Serpentin, Jadeit, Nephrit, Chloromelanit u. a.), aus welchen dieselben erzeugt wurden, und dann Daten über den bei den Celten herrschenden Aberglauben über die Wirkung einiger Steingeräthe auf Krankheiten, Blitz u. a. und

4. folgt eine Beschreibung von drei concentrischen Ringmauern auf der Frankenburg, deren eine aus rohen, nur lose aneinandergefügten Steinen besteht, die andere aus schwalbenschwanzförmigen Quadern, und die dritte aus viereckigen, nicht mittelst Mörtel verbundenen Steinen. Schliesslich folgt eine Mittheilung über die Schlackenwälle bei Hartmannswillersdorf und eine Vergleichung derselben mit den Brandwällen von Craig Phadrick in Schottland. **Senoner.**

Paolo Orsi. La stazione litica del Colombo di Mori e l'età della pietra di Trento. Publicato per cura del Bullettino di paletnologia italiana e del Museo civico di Rovereto. 4 Taf.

In den Umgebungen von Mori wurden schon seit längerer Zeit mehrere prähistorische Gegenstände aufgefunden, in Folge dessen das städtische Museum in Rovereto sich ver-

anlasst fand, Herrn Orsi mit einer besonderen Untersuchung des bezüglichen Gebietes zu betrauen, deren Erfolge in der obbesagten Schrift mitgetheilt werden.

Herr Orsi gibt die topographische Beschreibung des etwa 50 m. hohen, isolirt stehenden sogenannten Colombo-Hügels an der Strasse zwischen Mori und Sano, dann der anstehenden Höhle sammt den in dieser aufgefundenen Gegenständen (ein Beil aus Jadeit, weiss mit lichtgrünen Adern, Pfeilspitzen, Messer, Sägen u. a.; dann mehr weniger gut erhaltene Schalen, Töpfe etc. von verschiedenen Formen und Grössen, Knochengeräthe (Nadeln, Pfriemen etc.); ferner in der Länge gespaltene Röhrenknochen mit hie und da noch Spuren von Zähnen und Steinen, sowie von 4—5 mm. tiefen Einschnitten von Steinmessern; auch Reste verschiedener Thiere (Bos agilis, Capra hircus, Sus scrofa u. a.), sowie von Unio reniformis).

Von besonderem Interesse ist der Fund von verbrannten, zerquetschten Menschenskeletten unter der letzten archäologischen Schicht, woraus man schliessen dürfte, dass zwei verschiedene Völker hier gelebt haben: die einen haben die Höhle als Grabstätte, die darauf folgenden als Magazin und theilweise als Wohnung benützt.

Herr Orsi ist der Ansicht, dass an diesem Hügel ein rohes, wildes Volk gewohnt habe, dass in der Höhle Zusammenkünfte, Mahlzeiten gehalten, Industrie ausgeübt worden, die Frauen mit Nadeln und Pfriemen die aus Thierfellen bestehende Kleidung bereitet haben, die Männer theils der Jagd in den nahen dichten Waldungen des Monte Baldo nachgegangen und theils sich mit Viehzucht beschäftigt haben.

Ferner beschreibt Herr Orsi die im Tridentinischen bis jetzt aufgefundenen Objecte aus der Stein- und Bronzezeit — und schliesst mit der Bemerkung, dass auch das Tridentinische in der neolitischen Zeit von einem in Sitten, Gebräuchen und Cultur fast gleichen Volke wie in Italien bewohnt war — Iberisch-Ligurier, und dass diese, vom Süden durch das Tridentinische in die Centralalpen Tirols weiterdringend, in den Engpässen undurchdringliche Hindernisse und an den Gletschern gewaltiges natürliches Bollwerk gefunden, welches die Ligurier Italiens, des Po-Beckens und des alten Gebietes von Trient von den im grossen Donauthale lebenden Völkern getrennt habe. **Senoner.**

Stefano de Stefani. Nuove scoperte di antichità nei circondavi di Legnago e Sanguinetto. (Estratto dalle Notizie degli scavi del mese di Aprile 1882.) Ort der Herausgabe besagter Notizie mir unbekannt.

Bei Gelegenheit einer Brunnengrabung in Legnago wurde in der Tiefe von wenigen Metern ein kleines, 10 Cm. langes Messerchen aus okergelbem Kiesel und von feiner zierlicher Arbeit aufgefunden.

Zu Minerbe (District Legnago) wurden mehrere Menschenskelette entdeckt, unter welchen eines mit einem elliptisch geformten Ohrgehänge aus Bronze.

Bei Minerbe (Stoppazzola) wurden schon im Jahre 1874 Menschenskelette aufgedeckt; es sollen mehrere Hundert gewesen sein, von grosser Statur und alle männlichen Geschlechtes, die meisten waren in einer Reihe, 30 Cm. von einander und viele untereinander in einer Grube gelegen, und da fanden sich auch grosse Ohrringe aus Bronze. Nun wurden eben an dieser Localität vor Kurzem mehrmals mehrere Skelette gefunden, hiebei mehrere Ohrringe, darunter eines mit einem grossen durchlöcherten Korn von glasigem grünen Email, ein offenes Armband, ebenfalls aus Bronze, ferner ein kleiner Fingerring, in der Mitte mit einem kleinen Schildchen von durchsichtigem azurnen Glas, dann ein grösserer Ring mit zwei kurzen Kettchen, an welchen eine kleine Springfeder beigegeben war, wahrscheinlich um andere kleine Gegenstände anzuhängen; auch ein bronzener Ring aus einfachem Draht mit einem kleinen Eisenfragment, welcher aber so oxydirt und unförmlich war, dass man nicht entnehmen konnte, was er vorstellen sollte. Da fanden sich auch zwei dünne schmale Streifen aus Bronze mit zwei Löchern und kleinen umgeschlagenen Nägeln und zwei Münzen, durchlöchert, um als Ornament angehängt zu werden. Aus Eisen fanden sich nur ein Armband von $6^1/_2$ Cm. Umfang, aus rundem, einfachem Draht, auch von Rost durchfressen, und drei zerbrochene Messerklingen mit einer Schneide.

Auf den Feldern bei Sanguinete fanden sich fein gearbeitete Pfeilspitzen, und zwar mandelförmige aus hellgelbem Kiesel, gestielte aus dunklem Kieselsteine. **Senoner.**

Geologie und Archäologie des Mergellagers von Kunder in Esthland. Von C. Grewingk. (Arch. f. Naturkunde Liv-, Esth- und Kurlands. Naturf.-Ges. Dorpat. I. Ser. Bd. IX. Dorpat 1882.) 3 Taf.

Aus den geologischen Verhältnissen des obangegebenen Gebietes ergibt sich, dass das Areal des jetzigen Mergellagers im Beginne der postglacialen Zeit von einem Schmelzwassersee eingenommen wurde. In der vor etwa 1600 Jahren begonnenen, 5 Fuss mächtigen Mergelbildung fanden sich Reste von grösseren Säugethieren (Pferd, Rind, Eber, Ren, Reh, Hund) und mehrfältige Knochengeräthe, wie u. a. Harpunenspitzen mit Loch, andere mit Bastumwicklung, andere mit einer und mit zwei Reihen von Haken, Pfeilspitzen, Schaber, Messer etc. aus Feuerstein. Zu den Haken ihrer Harpunen wurden auch Feuersteinspäne verwendet, die mit Pech aus Birkentheer befestigt wurden. Das an diesem See lebende Volk bestand aus Seefahrern, Jägern und Fischern.

Senoner.

Eingelangte Schriften [1]).

1. Jänner — 31. Juli 1883.

A. Erwerbungen auf dem Wege des Schriftentausches.

Rad Jugoslavenske Akad. znanosti i umjetnosti. (Sitzungsberichte der südslavischen Akad. der Wissensch. in Agram.) Band LIII. Philologisch-historische u. philosophisch-juridische Abtheilg. Agram 1882. 8°.

— Band LXIV. — Mathematisch-naturhistorische Abtheilg. IIa, IIb. Agram 1882. 8°.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva (Vierteljahrschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft in Agram). Band V, Heft 1 und 2. Agram 1883. 8°.

Nr. 1. — S. Ljubić: Andautonia (Šćitarjevo), i započetak izkapanja od strane nar. zem. muzeja na onom tlu (Andautonia und der Beginn der daselbst von Seiten des Nationalmuseums veranstalteten Ausgrabungen). p. 1—13. — S. Ljubić: Rimski novci carski zem. muzeja u Zagrebu, kojih nema u Cohenu ili se u čem od njegovih razlikuju. (Röm. Münzen des kaiserl. Landesmuseums zu Agram, die sich bei Cohen nicht finden, oder doch bemerkenswerthe Abweichungen zeigen.) p. 17—19.

Nr. 2. — S. Ljubić: Arkeologička izkapanja na petrovačkoj gradini u Sriemu, gdje tobož starorimska Bassianis. (Archäolog. Ausgrab. auf der Ruine von Petrovac in Syrmien, wo angeblich das alte römische Bassianis gestanden haben soll.) p. 33—49. 2 Taf. — Prinosak k iztraživanju predmeta predhistoričke kamenite dobe u Dalmaciji i u Hrvatskoj. (Beitrag zur Erforschung der vorhistorischen Steinzeit in Dalmatien u. Kroatien.) p. 49—52.

Koninklijke Akad. van Wetenschappen in Amsterdam. Verslagen en Mededeelingen. Afdeeling: Letterkunde. Tweede Reeks, Deel XI. Amsterdam 1882. 8°. — Mededeelingen. — H. Kern: Over de opschriften uit Koetei in verband met de geschiedeni van het schrift in den Indischen Archipel. p. 182—203 (met 3 platen). — J. C. G. Boot: Twee latijnsche opschriften toegelicht. p. 240—252.

— Afdeeling: Natuurkunde. Tweede Reeks, Deel X. Amsterdam 1882. 8°.

— **Jaarboek** van de Koninkl. Akd. v. Wetensch. in Amsterdam. für Jg. 1881. Amsterdam 1882. 8°.

— **Naam- en Zaakregister** op de Verslag. en Mededeel. d. k. Akd. v. Wetensch. Afdeeling: Letterkunde. Deel I—XII. Amsterdam 1882. 8°.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Verhandelingen. Deel XLIII. Leiden 1882. 4°. — Drie Teksten van Tooneelstukken uit de Wayang Poerwâ voor den Druk bezorgt door Ch. Te Mechelen met een Voorrede van Prof. H. Kern. 493 pp.

— **Notulen** van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Batav. Genootsch. v. Kunst. en Wetensch. Deel XX. Nr. 1 u. 2. 1882. Batavia 1882. 8°.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXVIII. Aflevering 1. Batavia 1882. 8°.

Evangelisches Missions-Magazin in Basel. Jg. XXVII. 7 Hefte (Jänner—Juli). Basel 1883. 8°. — März-Heft. — Dr. H. Gundert: Die religiösen Vorstellungen der Australier. p. 114—120.

K. Preussische Akad. d. Wissensch. zu Berlin. — Sitzungsbericht. Jg. 1883. Hft. I—XXI. Berlin 1883. 8°. — Nr. I. — Dr. O. Puchstein: Bericht über eine Reise in Kurdistan. p. 29—64. — Nr. XXI. Conze: Jahresbericht über die Thätigkeit der kaiserl. deutschen archäolog. Gesellschaft. p. 537—538.

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen. Bd. X. Nr. 1—4. Berlin 1883. 8°. — Nr. 2. — Die Forschungsreisen Miklucho-Maklay's. p. 104—109. — Nr. 3. — Dr. M. Uhle: Ueber den Gott Batara Guru der Malaien. p. 143—158.

Naturforschende Gesellschaft in Bern. — Mitthl. Jg. 1882, Hft. I. Nr. 1030—1039. Bern 1882. 8°.

Schweizerisch. Naturforsch. Gesellsch. Verhandl. in Linthal 11.—13. Sept. 1882. 65. Jahresvers. Jahresb. 1881—82. Glarus 1882. 8°.

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Jahrbuch. Hft. LXXII. Bonn 1882. 8°. — Jac. Schneider: Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers: e. von Xanten bis Nymwegen. p. 54—58. — H. Düntzer: Ein bei Köln gefundener Grabstein eines Veteranen der XX. Legion. p. 59—70. Dr. H. Dütschke: Statuette eines röm. Kaisers auf Schloss Rheinstein. p. 70—76. — F. van Vleuten: Eine Münzsammlung aus röm. Zeit. p. 82—87. — C. Koenen: Ein römisch-germanisches Hügelgräberfeld bei Rheindahlen. p. 88—91. — Mitthl. a. d. Provinzial-Museum zu Bonn: Ziegel-Stempel, — Gewichtsteine, — röm. Trinkgeschirr, — röm. Schreibgeräth. — Seeger: Röm. Befestigungen zwischen Obernburg und Neustadt. p. 98—112.

American Academy of Arts and Sciences in Boston. Proceedings. New Series, Vol. IX. (Juni, 1881 — Juni, 1882). Boston 1882. 8°.

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau. Jahresbericht 59. Jg. 1881. Breslau 1882. 8°.

Naturforschender Verein in Brünn. Verhandl. Bd. XX. Jg. 1881. Brünn, 1882. 8°. — A. Rzehak u. F. Fiala: Eine prähistorische Ansiedelung bei Brünn. p. 225—233 u. 1. T. — K. Hanofsky: Chemische Analyse eines unter dem Höhlenlehm in der Slouper-Höhle gefundenen Kalksteinfragmentes. p. 235—239.

Revista pentru Istorie, Archeologie şi Filologie in Bukarest sub Directiunea lui G. G. Tocilescu. Anul I. Vol. I. Fascicula II. Bukarest 1883. 8°. — Mich. Sutzu: Lanţu de aur de la Grădiştióra şi tesaurul din Maramureş, cu o stampă aurită. p. 282—292.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta. — Proceedings Nr. 1. January 1883. Calcutta, 1883. 8°.

— **Journal,** edidet by the Philological Secretary. New Series. Vol. LII, Pt. I, Nr. 1. 1883. Calcutta 1883. 8°. — Major G. Bidie: The Pagoda or Varáha coins of Southern India. p. 33—55 u. 2 Pl. — J. Rodgers: Coins supplementary to Thomas' „Chronicles of the Pathán Kings of Delhi", Nr. III. p. 55—63 u. 2 Pl. — A. Cunningham: Relics from Ancient Persia, in gold, silver and copper. p. 64—67 u. 2 Pl. — Rájendralála Mitra: Note on a Sanskrit Inscription from the Lalitpur District. p. 67—80.

---

[1]) Das Secretariat eröffnet diese Rubrik in der Absicht, den Mitgliedern von nun an ein regelmässiges Verzeichniss der an die Anthropologische Gesellschaft eingelangten Werke zu geben. Dieselben werden bekanntlich von der Bibliothek der Anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums (Wien, Burgring) übernommen und liegen dort für die Mitglieder der Gesellschaft zur Benützung auf.

Aus ökonomischen Rücksichten heben wir bei dem Verzeichniss der periodischen Schriften nur jene Arbeiten hervor, welche uns für die von unserer Gesellschaft vertretenen Wissenschaftszweige von grösserer Wichtigkeit zu sein scheinen.

Die geehrten Schwestergesellschaften und Spender bitten wir, die Aufführung ihrer Schriften in diesem Verzeichnisse als Empfangsbestätigung betrachten zu wollen. *J. Szombathy.*

Asiatic Society of Bengal in Calcutta. Journal, edited by the Natural History Secretary. New Series. Vol. LI. Pt. II, Nr. IV. — 1882. Calcutta 1883. 8°.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chigaco. Edited by Rev. S. D. Peet. Vol. V. Nr. 1. Chicago, 1883. 8°. — F. G. Fleay: On the interpretation of the early Mythologies of Greece and India. p. 1—17. — H. Hale: Indian. migrations, as evidenced by language. p. 18—28. — E. G. Barney: Native races of Colombia p. 29—38. — S. D. Peet: Ancient village architecture in Amerika. — Indian and Mound Builders' villages. p. 39—65. — A. Read: Description of an ancient Aztec town in New-Mexico. p. 65—70. — A. Gatschet: Specimen of the Chúměto language. p. 71—73. — Editorial: The serpent symbol in Art and Archaeology. p. 77—80. — The Literature, Chronology and History of the Mayas. p. 80—81.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab in Christiania. Udgivet af Sophus Lie, Worm Muller og G. O. Sars. Bd. 7. Hft. 1, 2—4. Christiania 1882. 8°.

Schriften der Naturforschenden Gesellsch. in Danzig. Neue Folge. Bd. 5. 4 Hefte. Danzig 1881—1883. 8°.

Gelehrte estnische Gesellsch. zu Dorpat. Sitzungsb. 1882. Dorpat 1883. 8°. — E. Grewingk: Ueber ein geschäftetes Nephritbeil. p. 87—88. — Ueber Bronzenähnadeln alter Gräber Livlands. p. 153—154. — J. Jung: Ueber einige Alterthümer aus dem Kirchspiel Hallist u. Umgebung. p. 54—66. — Die Sinnihalliku-Bauernburg bei Fellin. p. 217. — A. Sommer: Der Rinne-Kalns u. seine Bedeutung für die ostbaltische Archäologie. p. 175—182.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsber. und Abhandlungen. Jahrg. 1882. Dresden 1882. 8°. — J. v. Boxberg: Ueber Ausgrabungen in den Höhlen des Ervethales, Frankreich. p. 27. — L. Caro: Ueber prähist. Funde bei Moritzburg u. Lockwitz und über Bronzen aus dem Riesenquellenschacht bei Dux, Böhmen. p. 30. — E. Fischer: Ueber die Bauart prähist. Burgwälle im Elbthal. p. 26. — Ueber prähist. Funde von Bautzen, Königsbrück, Koschütz, Meissen, Neu-Sörnewitz u. Oberwartha. p. 30 u. 84. — H. B. Geinitz: Ueber den gegenwärtigen Stand der prähist. Forschungen in Frankreich und Deutschland. (S. Abh. XII. p. 127—134.) — A. Jentzsch: Ueber alte Spuren von Ackerbau bei Pillnitz. p. 84. — G. Sieber: Ueber Ausgrabungen bei Kamenz. p. 29. — Wiechel: Ueber Alterthümer aus der Riesenquelle bei Dux, Böhmen. p. 28.

Naturwissenschaftl. Verein „Pollichia" der Rheinpfalz. XXXVII.—XXXIX. Jahresb. Dürkheim 1881. 8°. — Dr. Mehlis: Physiologie und Ausbreitung der Germanen. p. XI—XII. — Die Fauna der vorgeschichtlichen Zeit in den Rheinlanden. p. XIII—XIV. — Ueber die Resultate der Ausgrabungen auf der Limburg. p. XXIII—XXVIII. — Ueber einen pfälzischen Grabfund der Steinzeit. p. XXXI. — Zur Dürkheimer Ringmauer. p. 70—74.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicologia comparata. Pubblicato dal Dr. P. Mantegazza. Vol. XII. Nr. 3. Firenze 1882. 8°. — Dr. G. Amadei: La capacità del cranio negli alienati. p. 185—197. — Sulla craniologia degli epilettici. p. 198—205. — Dr. P. Riccardi: Studi intorno allo accrescimento della statura in ispecie nella città e nei dintorni di Modena. p. 207—271. — Dr. Pateri, Prof. Lombroso: Sull'indice cranio-mandibolare nei pazzi e delinquenti. p. 273—278. — Prof. P. Riccardi: Note antropologiche fatte intorno ad alcuni giovani della R. Casa di custodia in Bologna. p. 279—285. — Riviste: G. Bove: J. Fuegini. p. 287—299.

Le Globe, Journal Géographique. Organe de la Société de Géographie de Génève. Tome 22. Série 4me, Tome II. Bulletin Nr. 1. Génève 1883. 8°.

Naturwissensch. Ver. für Steiermark in Graz. — Mittheilungen. Jg. 1882. Hft. 19. — Graz 1883. 8°.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. Zesde Deel — 1e und 2e Stuk. 'S Gravenhage 1882. 8°. — Nr. 1. — Wetenschappelijke Onderzoekingen in Kambodja. p. 121—123. — Nr. 2. — Prof. H. Kern: Over de Taal der Philippijnsche Negrito's. p. 243—261. — Dr. A. W. T. Juynboll: Kleine Bijdragen over den Islam op Java. p. 262—296.

Verein für Erdkunde zu Halle a. S. — Mittheilungen. Jahrg. 1882. Halle a. S. 1882. 8°. — Garrick Mallery (Washington): Forschungen und Anregungen über die Zeichensprache der Indianer Nord-Amerikas. Uebersetzt von Agnes Brauer. p. 1—88.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akad. der Naturforscher in Halle a. S. Hft. XIX. Nr. 1—10. Halle a. S. 1883. 4°. — Nr. 7—8. — C. Struckmann: Uebersicht der 1881—1882 in der Einhornhöhle bei Scharzfeld gemachten Ausgrabungen, gegeben in der 30. Versammlung der deutschen geologischen Gesellschaft. p. 67—70.

Geograph. Gesellsch. (für Thüringen) zu Jena. Mittheilungen. Bd. II. Hft. 1 u. 2. Jena 1883. 8°. — Dr. R. Teuscher: Zur Ethnographie von West-Java, Mittheilungen aus Missionar S. Coolsmas „West-Java". p. 12—16. — Abergläubische Gebräuche d. Eingebornen v. Dschebel-Nuba (Kordofan). p. 17—19.

Naturhistorisches Landes-Museum von Kärnten in Klagenfurt. Herausgegeben von J. L. Canaval, Museal Custos. — Jahrbuch, 15. Hft. Klagenfurt 1882. 8°. — Ferd. Seeland: Bronzemeisselfund am Hüttenberger Erzberge. p. 201—202.

Physikalisch-Oekonomische Gesellsch. zu Königsberg. Schriften. Jg. 23. 1882. 1. u. 2. Abthl. Königsberg 1883. 4°. —

— **I. Abtheilung.** — Abhandl. — Dr. O. Tischler: Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten. p. 17—40. — Sitzungsberichte. — Prof. Schwalbe: Ueber die Nasenmuscheln der Säugethiere und des Menschen. p. 3—6. — Dr. Tischler: Ueber die wissenschaftlichen Resultate der Untersuchung ostpreussischer Gräberfelder. p. 15—17. — Ueber die Bedeutung der La Tène-Periode für Mitteleuropa. p. 18—23.

— **2. Abtheilung.** — Sitzungsbericht. — Dr. Jentzsch: Ueber Dr. Anger's Auffindung bearbeiteter Knochengeräthe bei Elbing. p. 27—31.

Alterthumsgesellsch. „Prussia" zu Königsberg. Sitzungsber. 38. Vereinsjahr. Königsberg 1883. 8°. — Th. Blell-Tungen: Die Eisenalterthümer unserer heidnischen Vorzeit in den Sammlungen Deutschlands und ihre Conservirung. p. 5—27. — Major von Sanden: Ostpreussische Hügelgräber bei Wangnick bei Landsberg. p. 29—30. — Major v. Kamienski: Ueber den Pfahlbau im Soldiner See in der Neumark. p. 31—34. — Major v. Fromberg: Ueber ein Urnenfeld der Nieder-Lausitz in der Mark Brandenburg. p. 33—34. — Rittergutsbesitzer Lorek-Popelken: Das Gräberfeld zu Imten, Kr. Wehlau. p. 34—40, 47—50. — Cand. phil. Scherbring: Ausgrabungen in Gräfl. Schakaulack, Kr. Labiau. p. 56—62. — Grössere prähist. Gräberfunde zu Löbertshof, Kr. Labiau. p. 102—110. — Ausgrabungen in Possritten, Kr. Labiau. p. 111 bis 115. — Dr. Bujak: Vier Hügelgräber vorchristlicher Zeit zu Friederikenhain. p. 117—123.

Kongelige Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen. Oversigt. 1883. Nr. 1. Kjøbenhavn 1883. 8°.

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1882. Hft. 1—3. Kjøbenhavn 1882. 8°.

— **Tillaeg til** Aarbøger. Aargang 1881. Kjøbenhavn 1883. 8°.

Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowéj (Beiträge zur vaterländischen Anthropologie, herausgegeben von der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften). Tom VI. Krakowie 1882. 8°.

Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowéj. — Dział archeologiczno - antropologiczny (Archäologisch-anthropologische Abtheilung.) — Zygmunt Gloger: Osady przedhistoryczne na porzeczu Biebrzy. p. 3—10. — B. Popowski: O mogilach w Samhorodku w pow Skwirskim gub. Kijowskiéj rozkopanych w r. 1875 i 1876. p. 11—16. — A. H. Kirkor: Sprawozdanie i wykaz zabytków złożonych w Akademii umiej. z wycieczki archeologicznéj w r. 1881. p. 21—28. — G. Ossowski: Trzecie sprawozdanie z badań antropologiczno-archeologicznych w jaskiniach okolic Krakowa, dokonanych w r. 1881. p. 28—51. — T. Ziemięcki: Sprawozdanie z wycieczki archeologicznéj w r. 1881 dokonanéj (Sieniawa, Tryncza, Grodzisko, Leżajsk, Podhorce). p. 52—61.

— **Dział Antropologii.** (Anthropol. Abthl.) — Dr. L. Dudrewicz: Pomiary antropologiczne dzieci Warszawskich. p. [3]—[23].

— **Materyjały etnologiczne.** — Ks. Wład. Siarkowski: Zagadki ludowe z różnych miejscowości gubernii kieleckiéj. p. (3)—(30). — Bolesław Popowski: Pieśni i obrzędy weselne ludu ruskiego w. Zaléwańszczyźnie. p. (159)—(201). Bronisław Gustawicz: Podania, przesądy, gadki i nazwy ludowe w dziedzinie przyrody (część druga). p. (201)—(318). — Ludwik Hodoly: Mały przyczynek do wierzeń i podań ludowych o zwierzętach i roślinach. p. (318)—(321).

Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheit- en Taalkunde in Leeuwarden. De Vrije Vries. Mengelingen. Deel XV, derde Reeks, derde Deel, Afl. 2. — Leeuwarden 1882. 8°.

— Verslag 44. der Handelingen van het Friesch Genootschap. Jg. 1881—1882.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden. Handelingen en Mededeelingen. Jg. 1882. Leiden 1882. 8.

— **Levensberichten** der afgestorvene Medeleden van de Maatsch. d. Nederl. Letterk. Bijlage tot de Handel. van 1882. Leiden 1882. 8°.

Museum Francisco-Carolinum in Linz. 40. Bericht nebst 34. Lief. d. Beitr. z. Landesk. von Oberösterr. Linz 1882. 8°.

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 3. Nr. 6—8. — Lisboa 1882. 8°.

— **Expedição scientifica á Serra da Estrella em 1881.** Secção de Meteorologia. Relatorio do Sr. Augusto Carlos da Silva. Lisboa 1883. 4°. 77 pp. X Taf.

— **La question du Zaire.** Droits du Portugal Memorandum Edition française. 1883. 80 pp. 8°.

Royal Society in London. Proceedings. Vol. XXXIV. Nr. 220. London 1882. 8°.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London.

Journal. Vol. XII. Nr. 3 u. 4. London 1883. 8°.

Nr. 3. — A. Keane: On North Carolina stone carvings. p. 281—288. — A. Kinahan: On a circular structure at Cummer, Co. Wexford. p. 318—322.

— Nr. 4. — Lord Talbot: On the longevity of the Romans in North Africa. p. 441—446. — F. Burton and L. Cameron: On stone implements from the Gold Coast, West-Africa. p. 449 to 453. — Pitt Rivers: On the Egyptian Boomerang and its affinities. p. 454—463. — Mark Hutchinson: Notes on a collection of fac-simile Bushman drawings. p. 464—465.

Muséum des Sciences naturelles in Lyon. Rapport le Maire sur les travaux exécutés pendant l'année 1881. par Dr. Lortet. X. Lyon 1882. 8°. 28 pp.

Société d'Anthropologie in Lyon. Bulletin. Tome. I. Jg. 1881—1882. Lyon, Paris 1882. 8°. — Dr. Coutagne: Sur un cas d'anomalie d'ossification des pariétaux. p. 37—41. — De Milloué: Momie Péruvienne de la nécropole d'Ancon. p. 41—42. — Dr. Arloing: De l'influence de l'éducation sur le développement du crâne du chien. p. 44—48. — Dr. Lacassagne: Marche de la criminalité en France. p. 48—71. — Milloué: La période glacière au Japon d'après Milne, et les tumulus du Japon d'après Satow. p. 74. — Dr. Gayet: Variation de la courbure de la cornée. p. 75. — Lacassagne: Aperçu sur l'histoire de la sépulture chez les différents peuples. p. 76—77. — Paulet: La sépulture chez les peuples anciens et modernes. p. 77—85. — Cornevin: Sur les ossements d'animaux domestiques trouvés dans une sépulture. p. 85—86. — Milloué: Recherches sur les funérailles et en particulier sur les sacrifices humains au Japon en Chine. p. 87—97. — Lefébure: Nécropole de Deir el Bahari. p. 100. — Lacassagne: Les tatouages. p. 101—105.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. XVI. Fasc. I—XII. 1883. Milano, Napoli, Pisa 1883. 8°.

Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau. Sitzungsb. nebst Veröffentlichungen des Kurländ. Provinzial-Museums. Jg. 1882. Mitau 1883. 8°. — Bericht des Geschäftsführers: Ueber den Silberfund unweit Mitau. p. 17—18, nebst 1 Taf. — Der Silberfund von Wahrenbrock. p. 23—24, nebst 1 Taf. — Eine altrömische Fibula im Mitauschen Museum. p. 35. — J. Döring: Ueber den Komoddern'schen Burgberg und über den Pilskaln an der Tatola. p. 37—42.

Società dei Naturalisti in Modena. Atti. Serie III. — Vol. I. — Anno XVI. Modena 1883. 8°.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau. Bulletin publié sous la Rédaction du Dr. Renard. Année 1882. Nr. 3. Moscou 1883. 8°.

Kgl. Bayer. Akd. der Wissensch. in München. Sitzungsber. der mathematisch-physikalischen Classe. Jg. 1882. Hft. I—V. München 1882. 8°. — v. Bischoff: Bemerkung über die Geschlechtsverhältnisse der Feuerländer. p. 243—260. — Weitere Bemerkungen über die Feuerländer. p. 356—360.

Germanisches Museum in Nürnberg. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Jg. XXX. 1883. Nr. 1—6. — Nürnberg 1883. 4°.

Revue internationale des Sciences biologiques in Paris. Dirigée par J. L. de Lanessan. Année 6. Nr. 1—6. Paris 1883. 8°. — Nr. 2. — Elie Reclus: Études sur les populations primitives. Les Khouds et autres Kolariens du Bengale. p. 121—146.

— Nr. 5. — Bartle Frere: Du système de la tenure des terres chez les tribus aborigènes du sud de l'Afrique. p. 407—431.

Revue d'Anthropologie fondée par Paul Broca. Année 12. 2me Serie, Tome 6me, Nr. 1 u. 2. Paris 1883. 8°. — Nr. 1. — Paul Broca: Description élémentaire des circonvolutions cérébrales chez l'homme d'après le cerveau schématique. p. 1—34. — P. Topinard: Buffon Anthropologiste. p. 35—55. — C. Sabatier: Étude sur la femme Kabyle. p. 56—70. — Corre et Roussel: Étude sur une série de têtes de criminels du Musée d'Anatomie de Brest. p. 70—89. — Revu critique: E. Picot: Les Daces. p. 90—96. — Revue préhistorique: Ref. par Salmon: Le Prehistorique, Bibliothèque des Sciences contemporaines, de Mortillet. p. 97—100. — L. Sauvage: L'Amérique préhistor., de Nadaillac. p. 100—105. — Méréjkowsky: L'Archéologie prehist. de la Russie, de Ouwaroff. p. 105—111.

— Nr. 2. — Paul Broca: Description élémentaire des circonvolutions cérébrales chez l'homme d'après le cerveau schématique. p. 174—210. — Duval: Cours d'Anthropologie zoologique (Ecole d'Antropologie). Le transformisme. p. 211—278. — Ten Kate: Quelques observations sur les Indiens Iroquois. p. 279—283. — Bérenger Feraud: Le mariage chez les Nègres Sénégambiens. p. 284—298. — Revue critique: Mondières: Le races de l'Indo-Chine (suite). p. 299—308. — Revue préhistorique: Ref. par Topinard: L'homme préhistorique du Névada, États-Unis. p. 308—320. — L. Martinet. Deux sépultures néolithiques, de Chauvet. p. 326.

Société d'Anthropologie de Paris. Bulletins. Tome VIme (IIIe série). Nr. 1. Paris 1883. 8°. — Ball: Le cerveau du crétin des Batignolles. p. 9—19. — Dr. Prat: L'instinct social. p. 19—26. — Dr. W. J. Hoffmann: Découvertes d'empreintes de pas supposés humains à Carson (Névada). p. 26—30. — de Maricourt: Sortilèges et maléfices dans l'Italie méridionale. p. 31—39. — G. Hervé: Anomalie du muscle biceps brachial. p. 40—46. — E. T. Hamy: Trousse anthropométrique pour les voyageurs. p. 49—51. — Dr. G. de Grandmont: Hydrocéphale de dix ans. p. 54—62. — L. Bonnemère: Dolmen de la lande du Damné. p. 63. — Dr. L. Testut: Sur la reproduction chez l'homme d'un muscle simien; le scalène intermédiaire des singes anthropoïdes. p. 65—66. — E. de Ujfalvy: Sur la polyandrie au Koulou et au Ladak. p. 66—67. — H. Rivett-Carnak: Epoque de la pierre polie dans l'Inde. p. 80—83. — M. Duval: Sur l'aplasie lamineuse. p. 90. — Robin: Echelles chromatiques. 91—92. — L. Manouvrier: Discussion sur les criminels. Sur l'étude anthropologique des crânes d'assassins. p. 93—125. — Millescamps: Fouilles d'Armentières (Aisne) 1881. p. 136—143. — F. S. Danillo: Quelques considérations sur les sillons artériels de l'endrocrâne chez l'homme. p. 144—152. — Mérejkowsky: Recherches sur le développement du squelette humain. p. 152—177. — Quatrefages: Note sur les caractère de la tête des Todas. p. 180—184. — G. Hervé: Anomalie de la première côte. p. 194—196. — P. Rey: Cerveau d'aliéné. p. 196—201. — S. Pozzi: La syphilis chez le singe. p. 202—204. — J. Hoffman: Note sur les flèches empoisonnées des Indiens de l'Amérique du Nord. p. 205—208.

Revue d'Ethnographie publiée sous la direction de M. le Dr. Hamy à Paris. Tome I. Nr. 6. 1882. Paris 1882. 8°. — Dr. A. T. Rochebrune: De l'emploi des mollusques chez les peuples anciens et modernes. I. Sépultures du Bas-Pérou. p. 465—482. — Dr. Peney: Mémoires sur l'ethnographie du Soudan égyptien. II. Le Kourdofan. p 483—499. — P. Schumacher: L'age de pierre chez les Indiens Klamaths. p. 500 bis 504. — J. Moura: Le Cambodge préhistorique. p. 505—525.

American Philosophical Society in Philadelphia. Proceedings. Vol. XX. Nr. 100, 111. Philadelphia 1882. 8°. — Nr. 110. — Edward Yorke Mc Cauley: A manual for the use of students in Egyptology. p. 1—89.

Bulletino di Paletnologia Italiana diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Anno 9. Nr. 1—5. Reggio dell' Emilia. 1883. 8°. — Nr. 1—2. — Strobel: Specie di vertebrati di cui si trovarono avanzi nelle Mariere dell' Alta Italia. p. 1—8. — Pigorini: Palafitta barbarica in Fontanellato nel Parmigiano. p. 8—22. — Chierici: La collezione Chiellini in Livorno. p. 22—26.

— Nr. 3—5. — P. Orsi: Note di paletnologia trentina. p. 33—48. Chierici: Gl' Iberici in grotte artificiali, in fondi di capanne e in caverne (2°. art.) p. 48—60. — Strobel: Specie di vertebrati di cui si trovano avanzi nelle Mariere dell' Alta Italia (seguito e fine). p. 61—74.

Königl. böhmische Gesellsch. der Wissensch. in Prag. Abhandl. Jg. 1881—1882. VI. Folge, 11. Bd. Prag 1882. 4°.

— **Sitzungsberichte** der k. böhm. Gesellsch. der Wissensch. Jg. 1881. — J. N. Woldřich: Druhá správa o fauně diluviální u Sudslavic pod Vimperkem v Šumavě. p. 260—268. J. Frič: Uebers. d. diluvialen Säugethiere Böhmens. p. 495—513.

— **Jahresbericht** der k. böhm. Gesellschaft der Wissensch Jg. 1881. —

Naturwissensch. Verein „Lotos" in Prag. Jahrbuch für Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. Ph. Knoll. Neue Folge. III. und IV. Bd. Prag 1883. 8°. — Dr. G. C. Laube: Ueber Spuren des Menschen aus der Quartärzeit in der Umgebung von Prag. p. 11—26.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Mittheilungen. Jg. XXI. 1—4. Nebst der literarischen Beilage, redigirt von Dr. L. Schlesinger. Prag 1883. 8°. — Nr. 2. — Dr. G. C. Laube: Ueber den Fund von römischen Münzen in der Urquelle zu Teplitz. p. 105—111.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — 20. Jahresbericht d. Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Jg. 1881—1882. Prag 1882. 8°. —

— **Mitglieder-Verzeichniss** d. Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen. 1882.

— Register zu den Bänden I—XX d. Mittheil. d. Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen von Otto Lohr.

Památky archaeologické a mistopisné. (Archäologische und topographische Denkmale.) Prag. Organ des archäologischen Vereines des Museums für das Königreich Böhmen und des historischen Vereines in Prag. Bd. XII. Hft. 3 u. 4. 1882. Prag 1882. 4°. — Nr. 3. — Dr. S. Berger: Bronzy Duchcovské. (Pokračování a dokoučeni. Tab. V) Článek první. p. 110—115. — J. Smolik: Bronzy Duchcovské. Článek druhý. p. 115—122. — Břet. Jelinek: Hradiště u Butovic. (Tab. VI.) pag. 124—131. — Klim. Čermák: Žarovistě okolo Čáslavi a nálezy, učiněné při stavbě místní dráhy z Čáslavi do Močovic. p. 140—142. — Břet. Jelinek: Hromadný nález bronzů u Čepů. p. 142. — Hrob skostrou u Želkovic. p. 143. —

— Nr. 4. — Jan Nep. Woldřich: Slovanské pohřebiště u Netolic (Tab. VII). p. 145—153. — Jos. Smolik: Mohyly v Čechách a jejich obsah. Tab. VIII. II. Mohyly u hořejšího Metelska. p. 153—160. — Jindřich Rychlý: III. Mohyly u Křtěnowa. p. 160—162. — Jos. Smolik: IV. Mohyly u Milaveč p. 162—166.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti, Anno 1882—83. Serie terza. Transunti. Vol. VII. Nr. 3—10. Roma 1882. 4°. — Nr. 4. — Pigorini: Delle stazioni barbariche esistenti nelle provincie dell'Emilia. p. 119—120.

— Nr. 10. — E. Schiaparelli: Le emigrazioni degli antichi popoli del l'Asia Minore, studiate col sussidio dei monumenti egiziani. p. 199—206. — Fiorelli: Notizie sulle scoperte di antichità del' mese di marzo. p. 207—208.

Gesellsch. für Landeskunde in Salzburg. Mittheilungen. Jg. 1882. Salzburg 1882. 8°.

Royal Asiatic Society in Shangai. Journal of the North-China branch. 1882. New series, Vol. XVII. Part. I. Shanghai 1882. 8°. — Ed. Toda: Annam and its Minor Currency. p. 41—220.

Academy of Science in St. Louis. Transactions. Vol. IV., Nr. 2. St. Louis 1882. 8°. — G. Seyffarth: The Hieroglyphic Tablet of Pompeium grammaticaly translated and commented. p. 193—295.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva (Berichte der kaiserl. russischen geograph. Gesellschaft in St. Petersburg.) Bd. XIX. 1883. Nr. 1. St. Petersburg 1883. 8°.

Otschet (Rechenschaftsbericht der k. russisch. geograph. Gesellsch.) Jg. 1882. St. Petersburg 1883. 8°.

Royal Society of New South Wales in Sydney. Journal and Proceedings. Vol. XV. 1881. Sydney 1882. 8°. — P. Mac Pherson: Astronomy of the Australian Aborigines. p. 71—80.

Cosmos. Comunicacioni sui progressi più recenti e notevoli della Geografia e delle Scienze affini di Guido Cora. Vol. VII. 1882. V—VI. Torino 1882. 8°. —

K. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- und historisch. Denkmale in Wien. Mittheilungen. Bd. IX. Hft. 1. Neue Folge. Wien 1883. 4°. — K. Deschmann: Ein Kunstwerk altetruskischer Metalltechnik. p. 16 — 24 u. 2 Taf. — Schneider: Prähistorische Wohnstätte auf dem Berge Veliš bei Jičin. — Die Heidengräber von Hořiněves. p. XXXI—XXXIII — Lüssner: Prähistorische Funde in Königgrätz. p XXXIII. — Sedláček: Prähistorische Funde bei Hradec. p. XXXIV. — F. Orgler: Prähistorische Funde südlich von Bozen, bei Kurtatsch und Margreid. p. XXXIV. — Schramm: Prähistorische Funde bei Altura. p. XXXIV. — Dr. v. Bizzarro: Bericht über Grabungen bei Vilesse u. die Strasse von Aquileja ad pontem Sonti. p. XXXVI.

K. k. Geograph. Gesellsch. in Wien. Mittheilungen. Jg. 1882. XXV. Bd. (der neuen Folge XV.). Wien 1882. 8°. — F. Blumentritt: Der Ahnencultus u. die religiösen Anschauungen der Malaien des Philippinen-Archipels. p. 149–180, 197–210. — A. Pascoli: Die alten Bauten der Totonaken im Staate Vera-Cruz. p. 272.

Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge. Jg. XVI. 3 Hft. Nr. 1—12. Wien 1882. 8°. — Hft. I, Nr. 1—3. — Dr. F. Kenner: Favianis, Wien und Mautern. p. 3—53.

— **Register** zu d. Blättern d. Vereines f. Landesk. v. Niederösterr. Jg. 1865—1880. Wien 1882. 8°.

— **Topographie von Niederösterreich,** herausgeg. vom Ver. f. Landesk. v. Niederösterr. Bd. II. Hft. 11.

K. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen. 1883. Nr. 1—8. Wien 1883. 8°.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. Jg. IV, Nr. 1—8. Wien 1883. 8°.

Physikalisch-Medicin. Gesellsch. zu Würzburg. Sitzungsber. Jg. 1882. Würzburg 1882. 8°. — Flesch: Ueber in Franken gemachte Gräberfunde. p. 62—65, 139—140. — H. Virchow: Ueber die Ausbreitung der Bronze u. Bronzecultur in Europa. p. 72—79. — Rieger: Zur Frage der craniologischen Racenmerkmale. p. 93—98.

Gesellsch. für vaterländische Alterthümer in Zürich. Mittheil. d. Antiquar. Ges. Bd. XXI. Hft. 4. Zürich 1883. 4°.

B. Geschenke.

Bogdanow A. B.: Izučenie čerepov i kostej čelowjeka kamennago wieka poberežja ladožskago ozera. (Untersuchung von Gefässscherben und Menschenknochen der Steinzeit am Ladoga-See.) 36 pp. 4 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Virchow Rudolf: Alttrojanische Gräber und Schädel. Aus d. Abhandl. d. k. Akd. d. Wissensch. zu Berlin. 1882. 152 pp. 13 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Inostranzew A. A.: Doistoričeski čelowjek kamenkago wieka poberežja ladožskago ozera. (Der vorhistorische Mensch der Steinzeit am Ladoga-See.) St. Petersburg 1882. 4°. (ded. Aut.)

Gross V., Dr.: La station de St. Blaise, age de la pierre. 3 pp. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Simson James: John Bunyan and the Gipsies. New-York 1882. 22 pp. 8°. (ded. Aut.)

Simson James: Was John Bunyan a Gipsy? As discussed in letterers sent to the London Daily News, and now particularly addresset to the students of the Universities. New-York 1882. 22 pp. 8°. (ded. Aut.)

Rau Charles: Indian stone graves. From the American Naturalist, February 1883. p. 130—134. 8°. (ded. Aut.)

Conwentz, Dr.: Ueber die im verflossenen Sommer durch ihn aufgedeckten Gräberfelder von Henriettenhof bei Zemblau im Kreise Neustadt. Sep. aus der „Danziger Zeitung" Nr. 13, 1881. 2 pp. 4°. (ded. Aut.)

Pigorini Luigi: Terramara dell' età del Bronzo situata in Castione de' Marchesi (Territorio Parmigiano). Roma 1883. 58 pp. 5 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Izviestija Kavkazkago Obščestva Istorii i Arheologii. (Berichte der kaukasischen Gesellschaft für Geschichte und Archäologie in Tiflis.) Tom. I. 1882. Tiflis 1882. 90 pp. 8°. (ded. Archäologische Gesellsch. in Tiflis.)

Orsi Paolo: La stazione litica del colombo di mori e l'età della pietra nel Trentino. Pubblicata per cura del Bullettino di Paletnologia italiana e del Museo Civico di Rovereto. 46 pp. 4 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Wright Harrison: A memorandum description of the finer specimens of indian earthenware pots, in the collection of the Wyoming historical and geological society. Wyoming historical and geological society. Publication Nr. 4. Wilkes-Barre, Pa 1883. 8°. (ded. Autor.)

Rivett-Carnac J. H: Archaeological notes on ancient sculpturings on rocks in Kumaon, India, similar to thouse found on monoliths and rocks in Europa with other papers. Reprindet from the Journal of the Asiatic sosiety of Bengal. Calcutta 1883. 38 pp. 8 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Rivett-Carnac H.: Memorandum on clay-dises called „Spindle whorls" and votive Seals found at Sankisa, Behar and other Buddhist ruins in the North Western Provinces of India. Rep. from the Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. XLIX. Part I. 1880. 12 pp. 8°. (ded. Aut.)

Rivett-Carnac H.: Memorandum on coins of the Sunga Dynasty. Rep. from the Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. XLIX. Part. I. 1880. 4 pp. 8°. (ded. Aut.)

Carlleyle A. C.: Coins of the Sunga or Mitra Dynasty, found near Rámanagar or Ahichhatra. The ancient capital of North Panchála, in Rohilkhand: — the property of H. Rivett-Carnac. Esq. Rep. from the Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. XLIX. Part. I. 1880. 8°. (ded. Aut.)

Drevnosti. Trudi Imperatorskago Moskovskago Arheologičeskago Obščestva. (Alterthümer. Sitzungsberichte der kaiserl. Archäologischen Gesellschaft in Moskau.) Tome 9. Nr. 1. Moskau 1881. 4°. (ded. Archäolog. Gesellsch. in Moskau.)

Kopernicki J.: Czaszki i kosci z trzech starozytnych cementarrysk zdobione Kólkami kąblą ezkowémi (Hakenringe). Sep. aus Zbioru wiad. do Antrop. Kraj. Akad. umiej. Bd. VII. Krakau 1883. 40 pp. 3 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Kopernicki J.: O trepanovanijch lebkách předhistorických, nazelenijch v Čechách. Sep. a. d. „Památky Archaeologických". Bd. XII. Nr. 5. 4 pp. 4°. (ded. Aut.)

Osborne W.: Ueber den prähistorischen Wohnsitz am Hradischt bei Stradonic in Böhmen. Sep. aus d. Abhd. d. naturw. Gesellsch. „Isis" in Dresden 1883. 4 pp. 8°. (ded. Aut.)

Meyer A. B., Dr.: Ueber ein alterthümliches Haus im Pflertschthal (Tirol). Sep. aus d. Verh. d. Berliner anthropolog. Gesellsch. Berlin 1882. 2 pp. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Kollmann J., Prof.: Die Autochthonen Amerikas. Sep. aus d. Zeitschrift für Ethnologie. Jg. 1883. 48 pp. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Blanchard R., Dr.: Une étude critique sur la Stéatopygie et le tablier de femmes Bochimanes. p. 34—75. (ded. Aut.)

Péron F. et **Lesueur C.:** Observations sur le tablier des femmes Hottentotes. p. 15—33. Meulan 1883. 8°. (ded. Blanchard.)

Travaux de l'association des Sociétés Suisses de Geographie dans sa 2me session a Genève (29. 30 et 31 août 1882). Genève 1883. 206 pp. 8°. (ded. Société Suisses de Geographie.)

Smithsonian Institution in Washington. — First annual report of the Bureau of Ethnology 1879—80 by J. W. Powell. Washington 1881. 4°. — J. W. Powell: On the evolution of language. p. 3—16. — Sketch of the mythology of the North-American Indians. p. 19—56. — Wyandot government. p. 59—71. — On limitatious to the use of some Anthropologic data. p. 73—87. — H. C. Jarrow: A further contribution to the study of the mortuary customs of the North-American Indians. p. 89—204. — E. S. Holden:

Studies in Central-American picture writing. p. 206—247. — C. Royce: Cessions of land by Indian tribes to the United States. p. 249—267. — Col Garrick Mallery: Sign language among North-American Indians. p. 269—553. (ded. Smithsonian Institution).

Smithsonian Institution in Washington. — Miscellaneous collections. List of foreign Correspondents of the Smithsonian Institution. Washington 1882. 166 pp. 8°. (ded. Smithsonian Institution.)

Das Prussia-Museum im Nordflügel des königl. Schlosses zu Königsberg in Pr. — Die ausgestellten Alterthümer d. hist. Zeit mit Einschluss der Burgwallfunde. 2. Theil d. Katalogs. Herausg. v. Dr. Bujak. Königsberg 1883. 24 pp. 8°. (ded. Aut.)

Pjati arheologičeski siezd in Tiflis. (Der V. archäol. Congress zu Tiflis, herausgg. v. J. D. Manswetow.) Moskau 1882. p. 105—622. 47 Taf. 4°. (ded. Archäol. Gesellsch. in Tiflis.)

Proceedings of the Numismatic and Antiquarian Society of Philadelphia in celebration of the 25th anniversary of its foundation. Philadelphia 1883. p. 26. 8°. (ded. Numismatic and Antiquarian Society.)

Terreira d'Almeida J. B.: A questão do meridiano universal. Sep. aus d. Sociedade de Geographia de Lisboa 1883. 48 pp. 8°. (ded. Aut.)

The Continet. An illustrated weekly Magazine. Philadelphia. Vol. III. Nr. 14. 8°. — E. A. Barber: The pipe of pease. p. 418—422. (ded. A. Barber, Philadelphia.)

Festschrift zur 600jährigen Gedenkfeier der Belehnung des Hauses Habsburg. Von d. historischen Vereinen Wiens. Wien 1882. 231 pp. 9 Taf. 8°. (ded. hist. Vereine in Wien.)

Australian Museum, New South Wales, Sydney. Report of the trustees, for 1881. Presented to Parliament. Sydney 1882. 29 pp. 4°. (ded Australian Museum.)

— **Catalogue of the Australian** Stalk- and Sessile-Eyed Crustacea by William A. Haswell. Sydney 1882. 324 pp. 4 Taf. 8°. (ded. Australian Museum.)

New South Wales in 1881: being a brief statistical and descriptive account of the Colony up to the and of the year. Published by Authority. Second issue. Sydney 1882. 144 pp. 2 T. 8°. (ded. Authority).

Rau Charles: Articles on anthropological subjects, contributed to the annual reports of the Smithsonian Institution from 1863—1877. Washington 1882. p. 170. 8°. — An account of the aboriginal inhabitants of the Californian Peninsula. p. 2—41. — Agricultural implements of the North-American stone period. p. 42—43. — Artifical shell-deposits in New-Jersey. p. 44—48. — Indian pottery. p. 49—58. — Drilling in stone without metal. p. 59—68. — A deposit of agricultural flint implements in southern Illinois. p. 69—76. — Ancient aboriginal trade in North America. p. 87—134. — North American stone implements. p. 135—148. — The prehistoric antiquities of Hungary. p. 149—156. — The stock-in trade of an aboriginal lapidary. p. 157—164. — Observations on a gold ornament from a mound in Florida. p. 165—169. (ded. Aut.)

Luschan Dr. F. v.: Die physischen Eigenschaften der wichtigsten Menschenrassen. — Sep. aus Dr. Wittelshöfer's „Med. Wochenschr." Wien 1882. 25 pp. 8°. (ded. Aut.)

Finska Vetenskaps-Societetens in Helsingfors. Katalog der Bibliothek 1881. 179 pp. Helsingfors 1881. 8°. (ded. Finska Vetenks-Societ.)

Mehlis C., Dr.: Der Grabfund aus der Steinzeit von Kirchheim a. d. Eck in der Rheinpfalz. Beigabe zum XL. Jahresberichte der „Pollichia". Dürkheim und Kaiserslautern 1881. 70 pp. 6 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Bachmetieff B. E.: Meteorologische Beobachtungen ausgeführt am meteorologischen Observatorium der landwirthschaftlichen Akademie zu Moskau. (Beilage zum Bulletin de la Société Imp. d. Naturalistes de Moscou Tome LVII.) Moskau 1883. 12 pp. 4°. (ded. Aut.)

Handelmann Heinrich: Der Fremdenführer im Schleswig-Holsteinischen Museum vaterländischer Alterthümer zu Kiel. 24 pp. 8°. (ded. Aut.)

Observatoire Impérial de Rio de Janeiro. Annales Tome I. Rio de Janeiro 1882. 4°. (ded. Kaiserl. Sternwarte in Rio de Janeiro.)

— **Bulletin Astronomique et Météorologique.** 1883. Nr. 1 — 3. Rio de Janeiro 1883. 4°. (ded. Kaiserl. Sternwarte in Rio de Janeiro.)

Annual report of the Comptroller of the Currency: to the first session of the 47th Congress of the United-States. December 5, 1881. Washington 1881. 222 pp. 8°. (ded. Regierung der Vereinigten Staaten.)

Ben. Perley Pooke: Congressional Directory, compiled for the use of 47th Congress (first Session). Second edition. Washington 1882. 176 pp. 8°. (ded. Regier. d. Verein. Staaten.)

Földtani Közlöny, Zeitschrift der ungarischen geologischen Gesellschaft. Zugleich amtliches Organ der kgl. ung. Geologischen Anstalt. Bd. XIII. Hft. 1—6. Budapest 1883. 8°. (ded. ung. geolog. Gesellsch.)

K. Ungarische geologische Anstalt in Budapest. Mittheilungen aus dem Jahrbuche. Bd. VI. Hft. 5. Budapest 1883. 8°. — Julius Halaváts: Die pontische Fauna von Langenfeld. p. 163—173 u. 2 Taf.

— Bd. VI, Hft. 6. Budapest 1883. 8°. — Dr. Ph. Posewitz: Das Goldvorkommen in Borneo. p. 175—190. (ded. k. ung. geolog. Amt in Budapest.)

Fr. R. v. Hauer: Bericht über die Wasserverhältnisse in den Kesselthälern von Krain. Sep. aus dem III. Bd., Nr. 3 u. 4 der „Oesterr. Touristen-Zeitung" 1883. 9 pp. 4°. (ded. Aut.)

American Academy of Arts and Sciences. Memoirs. Centennial Volume. Vol. XI. — Part I. Cambridge 1882. 4°. (ded. American Academy of Arts and Sciences.)

American Philological Association. Transactions. Vol. I to XIII (1869—1882). Cambridge 1871—1882. 8°.

— Bd. 1871. — J. Hammond Trumbull: On Algonkin names for Man. p. 138—159.

— Bd. 1872. — J. Hammond Trumbull: Words derieved from Indian languages of North America. p. 19—33. — Fred. Hartt: Notes on the Lingoa Geral or Modern Tupi of the Amazonas. p. 58—77.

— Bd. 1873. — Edward P. Lull: Vocabulary of the language of the Indians of San Blas and Caledonia Bay, Darien. p. 103—109.

— Bd. 1874. — J. Hammond Trumbull: On numerals in American Indian languages, and the Indian mode of counting. p. 41—77.

— Bd. 1878. — C. H. Toy: The Soruban language. p. 19—39.

— Bd. 1881. — C. H. Toy: On the home of the primitive Semitic race. p. 26—52. (ded. American Philological Association.)

N. Wang.

Vereins-Nachrichten.

Mittheilungen aus den Ausschusssitzungen und den Monatsversammlungen.

Ausschusssitzung am 10. April 1883.

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Als ordentliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:
Alfons Gunkl, Hauseigenthümer in Wien,
Dr. Břetislav Jelinek, Custos des städtischen Museums in Prag,
Dr. Emil Jettel, k. k. Hof- und Ministerial-Secretär in Wien,
Wenzel Radimský, Bergdirector in Wies, und
Dr. Franz Wieser, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck.

Am 11. Februar d. J. starb unser ordentliches Mitglied, Se. Excellenz Franz Ritter v. Hauslab, k. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister, etc. etc.

Der Secretär, Herr Dr. Much, legt die Einladung zu dem in diesem Jahre in Kopenhagen stattfindenden Amerikanischen Congress vor.

Der Präsident bringt die Dankschreiben der zu correspondirenden Mitgliedern ernannten Herren Dr. V. Gross in Neuveville und Prof. Dr. W. Gurlitt in Graz zur Kenntniss des Ausschusses.

Der Präsident bringt den Antrag des Secretär-Stellvertreters Herrn J. Szombathy: „Die bisher von Herrn Dr. Senoner besorgte Versendung der Mittheilungen dem Secretariate zu übergeben und für diese Arbeit sowie für die übrigen Schreibgeschäfte des Secretariates einen Beamten zu bestellen“ zur Verhandlung. Herr Szombathy setzt die bisherigen Uebelstände auseinander. Nach langer Debatte, an welcher sich sämmtliche anwesende Ausschussmitglieder betheiligen, wird einstimmig beschlossen:

a) die Versendung der Mittheilungen für die Zukunft dem Secretariate zu übertragen;

b) für die Schreibearbeiten des Secretariates einen Beamten mit einer Remuneration von jährlich 100 fl. in der Person des Herrn Res.-Oberlt. Wang anzustellen.

Herr Dr. Much theilt mit, Herr Prof. Dr. Richter habe sich erbötig gemacht, zur Unterstützung der Nachforschungen über das Nephrit-Vorkommen in den Alpen einen Aufruf in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines zu publiciren, und stellt den Antrag, das Anerbieten des Herrn Prof. Dr. Richter möge mit dem Ausdrucke des Dankes angenommen werden. Einstimmig angenommen.

Der Präsident eröffnet die Debatte über die Organisirung und Honorirung von Literatur-Besprechungen in den „Mittheilungen“. Herr Dr. Much stellt den Antrag, diesen Punkt in zwei Theile zu zerlegen:

a) die Organisirung,

b) die Honorirung der Literaturbesprechung

und heute nur über den zweiten Theil einen Beschluss zu fassen, den ersten Theil aber einem eigenen Comité zur Berathung zu übertragen.

Nach einer Debatte, an welcher sich die Herren Baron Andrian, v. Hauer, Heger, Karabaczek und Graf Wurmbrand betheiligen und in welcher wiederholt betont wird, dass das Hauptgewicht der Literatur-Besprechungen auf die österreichischen Erscheinungen zu legen sei, wird einstimmig beschlossen, die Organisirung der Literatur-Besprechungen dem Redactions-Comité zur Berathung zuzuweisen.

Betreffs der Honorirung der Literatur-Besprechungen bemerkt Herr Dr. Much, dass die Gesellschaft wohl in der Lage sei, jährlich eine kleinere Summe auf Honorare auszugeben und dass es opportun sei, diese Besprechungen, welche für den Autor doch nicht den Werth von selbstständigen Aufsätzen haben, zu honoriren.

Nach einer Debatte, an welcher sich die Herren Baron Andrian, v. Hauer, Heger, Langer und Woldřich betheiligen und in welcher besonders die Zweckmässigkeit und die Höhe des Honorares erörtert wird, beantragt Herr Szombathy:

Es möge der Umfang der Literatur-Besprechungen mit jährlich 4 Druckbogen präliminirt und für dieselben ein Honorar von 32 fl. per Bogen oder 2 fl. per Spalte bestimmt werden.

Dieser Antrag wird angenommen.

Herr Dr. Much stellt in Anbetracht des Umstandes, dass die Mittheilungen in diesem Jahre wahrscheinlich einen grösseren Umfang als bisher erreichen und eine grosse Anzahl von Tafeln enthalten werden, den Antrag:

Das Secretariat wäre zu ermächtigen, den Ladenpreis der Mittheilungen nach Massgabe ihres grösseren Umfanges im Einvernehmen mit dem Buchhändler zu erhöhen.

Dieser Antrag wird nach kurzer Debatte einstimmig angenommen.

Da das in der Bibliothek des k. k. naturhistorischen Hofmuseums aufliegende Exemplar der Mittheilungen beständig in der Bibliothek gebraucht wird, wird auf Antrag des Secretariates in die Bibliothek ein zweites vollständiges Exemplar der Mittheilungen zum Zwecke des Ausleihens gestiftet.

Herr Dr. Much beantragt:

Für jedes der 4 Vierteljahrshefte der Mittheilungen werden im Maximum 4 Tafeln systemisirt. Erfordert eine Abhandlung eine grössere Anzahl von Tafeln, so ist hierüber die Zustimmung des Ausschusses zu erwirken.

Dieser Antrag wird nach kurzer Debatte angenommen.

J. Szombathy.

Monatsversammlung am 10. April 1883.

1. Vortrag des Herrn Hofrathes Prof. Dr. Langer „über das sogenannte griechische Profil“. Mit Demonstrationen von Zeichnungen u. s. w.

2. Vortrag des Herrn Custos Heger: Bericht über die im vorigen Jahre im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft durchgeführten Ausgrabungen in Böhmen.

3. Herr Assistent Szombathy zeigt 3 Schädel von Myrina, nördlich von Smyrna, ein Geschenk des Herrn Präsidenten Baron Andrian und 1 Bärenschädel mit alten Hiebspuren, sowie 2 entzweigesägte Renthiergeweihe aus der Slouper Höhle vor.

J. Szombathy.

Ausschusssitzung vom 8. Mai 1883.

Vorsitzender: Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Als ordentliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Graf Thaddäus Dzieduszycky, Gutsbesitzer in Niesluchow, Galizien,

Dr. Jakob Herzog, Schriftsteller in Wien,

Franz Kraus, Privatier in Wien,

Dr. Friedrich S. Kraus, Schriftsteller in Wien, und

Felix Zwiklitz, Grosshändler in Wien.

Gestorben ist in Idria am 22. April d. J. das langjährige Mitglied der Gesellschaft, Herr Hofrath Dr. Markus Vincenz Lipold, k. k. Bergdirector in Idria.

Der Präsident legt eine Zuschrift des Herrn Dr. Much an das Präsidium ddo. 14. August 1882 vor, in welcher derselbe anzeigt, dass er sich aus Gesundheitsrücksichten genöthigt sieht, das Secretariat der Anthropologischen Gesellschaft niederzulegen. Der Präsident hält sich für versichert, dass der gesammte Ausschuss diese Erklärung mit um so grösserem Bedauern zur Kenntniss nehmen wird, als sie leider wirklich auf Thatsachen beruht. Zugleich beantragt er, die Beschlussfassung über diesen Gegenstand bis zum Herbste zu vertagen.

Dieser Antrag wird angenommen.

Nach kurzer Debatte wird weiterhin beschlossen, das Präsidium möge Herrn Dr. Much mittheilen, dass der Ausschuss sein Schreiben mit Bedauern zur Kenntniss genommen habe und ihn einstweilen von den Secretariatsgeschäften enthebe.

Herr Szombathy erklärt, die Secretariatsgeschäfte bis zum Herbst allein fortführen zu wollen.

Herr Szombathy legt eine Subscriptions-Einladung des Comités für die Errichtung eines Semper-Monumentes vor.

Der Präsident theilt mit, dass das hohe Ministerium für Cultus und Unterricht der Gesellschaft für die Zwecke der durch die Herren Professoren Dr. Zuckerkandl und Dr. Holl vorzunehmenden anthropologischen Studien in Tirol eine Subvention von 400 fl. bewilligt habe.

Der Ausschuss nimmt diese Mittheilung mit der Aeusserung des geziemenden Dankes zur Kenntniss und drückt auch Herrn Hofrath Dr. Langer den Dank für seine einflussreiche Befürwortung des Gesuches der Gesellschaft aus.

Der Präsident legt ein Schreiben des Herrn Baron v. Warsberg in Corfu ddo. 29. April 1883 vor, in welchem derselbe, in Beantwortung eines Dankschreibens der Gesellschaft, das Versprechen ausdrückt, die Zwecke der Gesellschaft auch in Zukunft zu unterstützen.

Herr Szombathy theilt mit, dass er den Schriftenvorrath der Gesellschaft von Herrn Dr. Senoner und die weitere Versendung der Druckschriften übernommen habe.

Gleichzeitig legte er ein Verzeichniss der übernommenen Hefte und Bände vor.

J. Szombathy.

Monatsversammlung am 8. Mai 1883.

Vortrag des Herrn Regierungsrathes Gustav Schimmer: „Ueber die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder Oesterreichs nach den bei der letzten Volkszählung gepflogenen statistischen Aufnahmen."

Eine für diese Mittheilungen bestimmte Abhandlung des Herrn Regierungsrathes Schimmer „über die somatologischen Erhebungen bei den Schulkindern Oesterreichs" befindet sich in Vorbereitung.

J. Szombathy.

Ueber Akrocephalie.

Von

Dr. M. Holl,

Professor der Anatomie in Innsbruck.

Die Lehre von den pathologischen Schädelformen, erzeugt durch prämature Synostose einzelner Nähte, fusst auf dem Virchow'schen Satz [1]), dass die Entwicklung des Schädels bei Synostose einer Naht jedesmal in der Richtung zurückbleibt, welche senkrecht auf der synostotischen Naht liegt. Die Configuration des Schädels wird des Näheren davon abhängig sein, ob nur ein Theil einer Naht, die ganze, oder mehrere Nähte zugleich von der prämaturen Abolition befallen wurden und wie sich die übrigen Nähte zu der frühzeitig aufgetretenen Synostosirung verhalten. Synostosirt nur ein Theil der Naht, so bleibt an dieser Stelle der Schädel im Wachsthum zurück, und wenn die übrigen Theile des Schädels sich vergrössern, so entsteht eine Difformität, die Virchow als partielle Mikrocephalie, Kraniostenose bezeichnet. Allein es kann auch sein, dass das Wachsthum der übrigen Theile die Mangelhaftigkeit des einen ausgleicht und der Schädel gewisse compensatorische Erweiterungen erfährt, so dass die Difformität ohne Raumverminderung der Schädelhöhle stattfindet. Das Bild der Art und Weise der compensatorischen Erweiterung des Schädels wird ein um so reineres sein, je weniger Nähte der prämaturen Abolirung anheimgefallen sind und die genaue Kenntniss dieser einzelnen Bilder ist von Vortheil, wenn es sich um eine Zergliederung der Entstehungsweise von Schädel-Difformitäten handelt, an welchen eine grosse Zahl von Nähten prämatur und senil abolirt ist, wo es oft ungemein schwer ist zu erkennen, welche synostosirten Nähte die prädisponirenden Momente für die Difformität abgegeben haben.

Aus der Zusammenstellung der verschiedenen Formen des Schädels, welche durch compensatorische Erweiterung bei Verschliessung dieser oder jener Naht hervorgegangen sind, wird man sich dann über die Entstehungsungsweise der complicirteren Schädel-Difformitäten leichter ein Urtheil bilden können.

[1]) Gesammelte Abhandlungen S. 936.

Gelegentlich einer Schilderung von oxycephalen und akrocephalen Cranien bemerkt Zuckerkandl [1]) in Betreff der abolirten Nähte: „Hat man Gelegenheit, Spitzköpfe von im reiferen Alter stehenden Menschen zu untersuchen und besichtigt man, dem ersten Gedanken nachgebend, die Nähte, so wird sich zumeist ergeben, dass aus diesen allein kein Schluss auf die Entstehungsweise dieser Kopfform gezogen werden kann; denn mit einer Vorliebe, für die ganz stichhaltige Gründe nicht gebracht werden können, folgen den primär synostosirten, die abnorme Form bedingenden Nähten, bald die übrigen Suturen mit der Obliteration nach. Sogar die in regione temporali [2]) situirten Nähte, von denen insbesondere die Sutura spheno-temporalis und die Schuppennaht sonst eine ganz besondere Lebensfähigkeit beurkunden, synostosiren an Spitzköpfen schon sehr frühzeitig. Man ist somit, um Aufschlüsse über das Entstehen dieser Schädelform zu erlangen, auf kindliche Cranien dieser Gestalt oder auf Combinationen, die durch das compensatorische Gesetz einige Berechtigung haben, angewiesen; ersteres ist jedoch ein seltener Ausnahmsfall, letzteres immerhin bei so complicirtem Verhalten gewagt, und somit für sich allein ohne anderes anatomisches Substrat nicht verwendbar."

Aus dem Gesagten erscheint es gerechtfertigt, wenn ich der Sammlung von pathologischen Schädelformen die Schilderung und Beschreibung eines difformen Schädels eines Erwachsenen anreihe, eines Brachycephalus synostoticus, dessen Difformität durch prämature Synostose der ganzen Kranznaht hervorgebracht wurde, wobei sich aber sonderbarer Weise die Stirnnaht in ihrer vollen Ausdehnung erhalten hat; aber auch alle andern Nähte mit Ausnahme der rechten Sutura mastoideo-occipitalis sind integer

[1]) Ueber oxycephale und akrocephale Cranien. Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Band IV, Nr. 6.

[2]) Non vero facile abolitae temporales deprehenduntur nisi omnes reliquae prius prierint, schrieb schon Thomas Bartholinus über diese Nähte. Anat. Lugduni 1677.

vorhanden. Die Abolition der letztgenannten Sutur vermag das reine Bild dieser pathologischen Schädelform nicht zu verdunkeln, indem ja die geringen Consequenzen dieser vollkommen genau bekannt sind. Der Kenntniss werth ist die zu beschreibende Schädelform eines Erwachsenen auch aus dem Grunde, da meines Wissens eine solche, fussend auf denselben ursächlichen Momenten, aber mit Erhaltung der Stirnnaht, in der Literatur nicht verzeichnet ist, und uns zeigt, wie diese letztere an der compensatorischen Erweiterung des Schädelinnenraumes Antheil nimmt.

Nach der Form des Schädels würde er nach Virchow als Trochocephalus, nach Baer [1]) als Thurmkopf, nach Hyrtl [2]) als Rundschädel, nach Lucae [3]) und Zuckerkandl [4]) als Akrocephalus zu bezeichnen sein. Heschl [5]) nennt die nach Obliteration der Kranznaht auftretende Schädeldifformität Brachycephalia synostotica anterior. Ich werde vorerst die Beschreibung des Schädels geben und daran die Ergebnisse seines Vergleiches mit normalen Schädeln und solcher ähnlicher bekannter Formen knüpfen.

Der Schädel (Fig. 31 und 32) stammt aus dem Beinhause zu Laufen bei Ischl und hat einem Erwachsenen (wahrscheinlich männlichen Geschlechtes) angehört. Er ist an mehreren Stellen defect, so fehlt ihm der Unterkiefer, die untere Hälfte beider Oberkiefer sammt den Gaumenbeinen; von den in der Lambdanaht eingeschalteten Worm'schen Knochen fehlen mehrere. Der ganz gering asymmetrische Schädel ist mittelschwer, brachycephal, mehr breit als hoch und ähnelt in seiner Form mehr oder minder einem verticalstehenden Cylinder; der Längenbreiten-Index beträgt 89·5, der Längenhöhen-Index 77·3, der Schädelinnenraum 1480 Kcm.

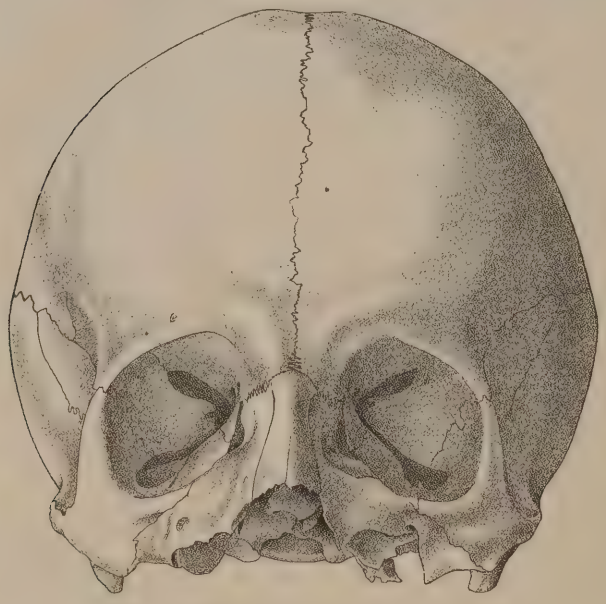


Fig. 31. ½ nat. Gr.

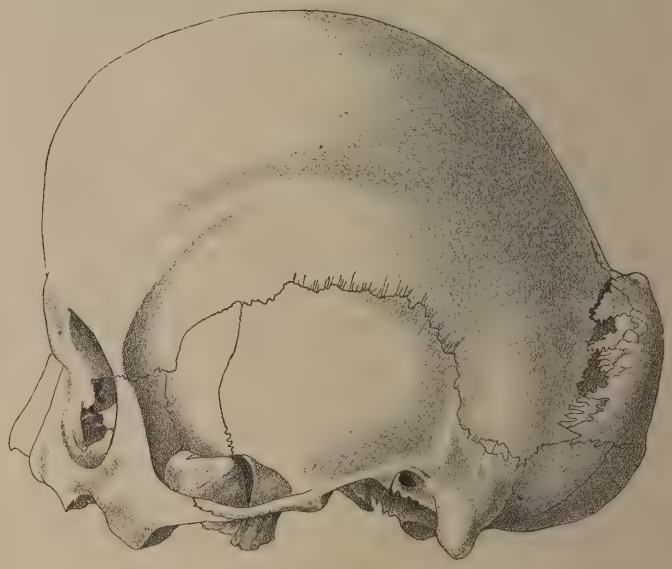


Fig. 32.

Bei der Ansicht von oben erscheint er fast rund, die Schläfegegenden ausgebaucht, kryptozyg; die Scheitelbeine, deren Tub. pariet. nicht auffindbar ist, fallen zu beiden Seiten, namentlich rückwärts steil ab; die Hinterhauptschuppe ist „kapselförmig" angesetzt, die Lambdanaht sattelförmig eingesunken, vollständig durchsetzt von Schaltknochen. Die Sutura frontalis und sagittalis deutlich gezackt. Die Kranznaht vollständig abolirt, bis auf an einer kleinen, 1 cm. langen Stelle in der äusseren Knochentafel vorhandene Zacken, welche sich links neben der Verbindung der Sutura frontalis und sagittalis vorfinden und eben deren beider Grenze anzeigen.

Die Norma occipitalis lässt ihn fast dreieckig erscheinen, oder wenn man will viereckig, aber

[1]) Die Makrocephalen im Boden der Krim und Oesterreichs. Petersburger Akademie-Schriften.

[2]) Die doppelten Schläfelinien der Menschenschädel und ihr Verhältniss zur Form der Hirnschale. 33. Band der Denkschriften der mathem.-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.

[3]) Zur Architektur des Menschenschädels. Frankfurt am Main 1857.

[4]) Ueber oxycephale und akrocephale Cranien. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band IV, Nr. 6.

[5]) Fötale und prämature Obliterationen der Schädelnähte nach Fällen der Grazer Sammlung. Vierteljahrschrift für praktische Heilkunde. 123. Band. Prag 1874.

mit stark abgerundeten oberen Ecken. Die rechte Sutura mastoideo-occipitalis vollständig obliterirt, aus diesem Grunde ist der Schädel links hinten mehr ausgebaucht als rechts. Die ganze Lambdanaht durchsetzt von Schaltknochen; wovon sich ein grosser selbst in die linke Sutura mastoideo-occipitalis einschiebt und die Naht zwischen ihm und der Pars mastoidea obliterirt zeigt, während die zwischen ihm und der Schuppe sich vorfindende intact ist, so dass die Naht des linken Randes des Hinterhauptbeines in der Höhe der Linea semicircularis sup. einen gegen die Schuppe einspringenden Winkel zeigt, die Naht also von der normalen Richtung aberrirt. Die Schuppe selbst zeigt infantile Form.

Die Norma frontalis ergibt eine breite, steile Stirne, wie auch ein breites Gesicht, die Schläfegegenden mächtig ausgebaucht. In der Medianlinie der Stirne zieht die schön gezackte Sutura frontalis; die Stirnhöcker sind breit; die Arcus superciliares mässig gewölbt, die oberen Augenhöhlenränder abgeflacht. Die Processus zygomatici der Stirnbeine nach abwärts divergirend. Die Partes nasales der Stirnbeine sehr breit, tief herabgerückt; sehr breit ist auch die Augenhöhlenscheidewand. Die Augenhöhlen sind kurz, 40 cm. weit, Länge und Breite 39 cm., die lateralen Wände nach aussen, der Boden nach abwärts gedrängt. Die Jochbeine tragen an dem Aufbaue der Fissurae orbit. inf. bei. Zwischen Pars nasalis ossis frontis und dem knöchernen Nasendach ein Sattel. Nasenscheidewand asymmetrisch nach links hinübergedrängt. Von der Seite betrachtet, gewahrt man das steile Aufsteigen der Stirne; die Stirnbeine biegen sich, scharf rückwärts umwendend, dem Scheitel zu, welcher an das vordere Ende der Sutura sagittalis zu liegen kommt. Von hier fällt das Schädeldach steil rückwärts ab, und es würde der Hinterhauptscontour senkrecht abfallen, wenn er nicht durch das „kapselartige" Vorspringen der Hinterhauptsschuppe eine Ausbuchtung erleiden würde. An der Basis ist die Hinterhauptsschuppe unter rechtem Winkel dem grossen Hinterhauptsloche zugebogen. Das Hinterhaupt berührt mit seinem Kleinhirnantheile die horizontale Ebene. Die Tuber. pariet. fehlen, dafür ist anscheinend ein gemeinsamer Fronto-parietal-Höcker vorhanden. Die Schläfegruben sind schmal und seicht, die Schuppentheile der Schläfebeine und unteren Ränder der Ossa parietalia stark gewölbt. Die Linea temporalis nur im vorderen Antheile vorhanden. Der äussere Gehörgang nieder, elliptisch, die Längsaxe des Zuganges nahezu horizontal gestellt; er selbst ist wie durch Druck von oben plattgedrückt. Die Processus mastoidei von gewöhnlicher Stärke. Das Os parietale misst im frontalen Durchmesser 125 mm., im sagittalen 120 mm. Die Nähte gut erhalten mit Ausnahme der Sutura coronalis, die vollständig abolirt ist, von welcher aber rechts unten an einer 1 cm. langen Knochenstelle die Nahtzacken in der äusseren Knochentafel noch angedeutet sind.

Bei der Ansicht von unten fällt die ungeheure Basis auf. Dieselbe ist flach, nahezu rund, alle Antheile liegen gleichsam in einer Ebene. Die Processus condyloid. sind abgeflacht; das Foramen occipitale magnum liegt hinter der Mitte; es ist gering asymmetrisch, wie es auch der hintere Theil der Basis ist. Die geringe Asymmetrie gründet sich auf die prämature Synostose der rechten Sutura mastoideo-occipitalis. Die Entfernung der Spitze des Warzenfortsatzes von der Mitte des vorderen Randes des For. occipitale magnum beträgt rechts 56 mm., links 60 mm. — Zieht man ein Resumé über das Verhalten der Nähte, so resultirt, dass die ganze Kranznaht, die rechte Sutura mastoideo-occipitalis vollständig abolirt sind. Abolirt ist auch die Naht zwischen der linken Pars mastoidea und dem angrenzenden Worm'schen Knochen, während die zwischen diesem und dem Hinterhauptrande intact ist. Die übrigen Nähte des Schädels wie auch die Stirnnaht sind vollständig erhalten, was die Betrachtung derselben sowohl von der inneren als äusseren Schädeloberfläche ergibt.

Tabelle I.

	Welcker's Mittel aus 30 normalen Männerschädeln	Welcker's Mittel aus 20 Männerschädeln mit Stirnnaht	Akrocephalus mit Stirnnaht aus Laufen	Heschl's Mittel aus 9 Akrocephalen ohne Stirnnaht	Einzelner Heschl'scher Fall
1. Schädelinnenraum Kcm.	1450	1480	1480	1366	1460
2. Horiz. Schädelumfang .	521	528	530	479	507
3. Horiz. Stirnumfang . .	164	177	178	145	152
4. 2 : 3 = 100 : . . .	31·5	33·6	33·5	30·2	29·8
5. nb	100	99	94	91	95
6. nc	129	126	125	112	118
7. cl	126	126	124	124	130
8. lb	151	153	150	147	110 / 36
9. nclb	406	405	399	383	394
10. nb : nclb = 100 : . .	404	411	424	420	414
11. Basale Linie des Querumfanges	128	129	128	119	122

	Welcker's Mittel aus 30 normalen Männerschädeln	Welcker's Mittel aus 20 Männerschädeln mit Stirnnaht	Akrocephalus mit Stirnnaht aus Laufen	Heschl's Mittel aus 9 Akrocephalen ohne Stirnnaht	Einzelner Heschl'scher Fall
12. Obere Bogenlinie des Querumfanges . . .	313	316	342	326	330
13. 11 : 12 = 100 : . .	245	244	267	274	270
14. Längsdurchmesser (L) .	180	181	172	161	170
15. Querdurchmesser (Q) .	145	147	154	138	141
16. Höhendurchmesser (H)	133	131	133	132	129
17. L : Q = 100 : . . .	80·5	81·6	89·5	85·7	82·9
18. L : H = 100 : . . .	73·9	72·5	77·3	82	75·9
19. Breite der Augenscheidewand	24·9	27·9	32	27	27
20. ff	58	74	81	64	76
21. zz	99	102	108	103	107
22. mm	108	108	109	102	103
23. pp	135	137	—	127	138
24. fp	112	110	—	83	links 91 rchts. 82
25. fz	53	49	65	55	56
26. mp	105	102	—	105	109
27. mz	97	95	96	88	92
28. fm	135	130	140	128	links 132 rchts. 129
29. pz	113	113	—	94·8	99
30. po	109	106	—	115	links 121 rchts. 125
31. mo	102	104	links 95 rchts. 90	93	links 93 rchts. 99
32. Länge der Kranznaht .	—	—	links 126 rchts. 131	122	links 122 rchts. 124

Die einzelnen Maasse des Schädels wurden nach der Methode von Welcker genommen und sind in der Tabelle I untergebracht, neben welcher sich zum Vergleiche die Welcker'schen Maasse, die Mittel aus 30 normalen Männerschädeln und die aus 20 männlichen Stirnnahtschädeln vorfinden. Ausserdem sind in der Tabelle die Mittelzahlen der Maasse von 9 Akrocephalen ohne Stirnnaht, nach Heschl aufgezeichnet. Da aber die Mittelzahlen von difformen Schädeln absolut nicht ein Urtheil auf einen einzelnen Schädel gestatten, so reihte ich die speciellen Maasse eines Akrocephalus der Heschl'schen Angabe an, eines Schädels, welcher der Beschreibung zufolge in der Form und Grösse dem Laufener Schädel noch am nächsten kommt.

Geht man die Zahlen einzeln durch, so lehren sie, dass der Laufener Schädel in Beziehung auf seinen Innenraum um 30 Kcm. voluminöser ist, als ein gewöhnlicher normaler Schädel. Dem Welcker'schen Mittel aus 20 Stirnnahtschädeln ist er gleichzusetzen; beide besitzen ein Fassungsvermögen von 1480 Kcm.

Der Horizontalumfang des Laufener Schädels ist um 9 mm. grösser als der eines normalen und um 2 mm. grösser als der eines Stirnnahtschädels. Dem entsprechend concurrirt auch der horizontale Stirnumfang und sein Index. Die Linea naso-basilaris mit einer Länge von 91 mm. ist um 9 mm. kleiner als gewöhnlich; der Sagittalbogen um 7 mm., wobei hauptsächlich die Kürze des Stirnbeines (Länge 125 mm. gegen normal 129 mm.) Schuld trägt. Der Index des Sagittalbogens ist um 20 mm. grösser als der am normalen und um 13 mm. grösser als am Stirnnahtschädel. Während die basale Linie des Querumfanges dem Maasse des normalen Schädels gleichkommt, ist die obere Bogenlinie des Querumfanges des Laufener Schädels dermassen entwickelt, dass sie das Mittel der Stirnnahtschädel (316 mm.) um 26 mm. und das normaler Schädel (313 mm.) um 29 mm. übertrifft; dem entsprechend verhält sich auch der Index der basalen und oberen Bogenlinie des Querumfanges.

Der Längsdurchmesser ist um 8 mm. kleiner, der Querdurchmesser um 9 mm. grösser als die Mittel der Maasse normaler Schädel. Der Höhendurchmesser kommt dem normalen gleich. Der Längenbreiten-Index (89·5 mm.) übertrifft den schon das Normale (80·5 mm.) überragenden gleichen Index eines Stirnnahtschädels (81·6 mm.). Die Längenhöhen-Indices des normalen (73·9 mm.) und des Stirnnahtschädels (72·5 mm.) sind unter dem Niveau des Laufener Schädels (77·3 mm.). Die mächtige Entwicklung der Augenscheidewand spricht sich beim Laufener Schädel durch das Maass von 32 mm. aus, während sie am normalen Schädel 24·9 und am Stirnnahtschädel 27·9 mm. beträgt. Der Abstand der Tub. frontalia überragt den normalen (58 mm.) um 23 mm., den beim Stirnnahtschädel um 7 mm. Ein ähnliches Verhältniss waltet in Beziehung auf die Abstände der Processus zygomatici oss. front. und der Tub. front. von diesen. Die Abstände der Spitzen der Processus mastoidei von den Tub. front. (140 mm.) überragen die normaler Schädel (135 mm.) um 5 mm. und die der Stirnnahtschädel (130 mm.) um 10 mm. Die Abstände der Spitzen der Processus mastoidei selbst sind den normalen und Stirnnahtschädeln gleich; desgleichen sind die Entfernungen vom Warzenfortsatze zum Proc. zygom. ossis frontis

normale. Die Beziehungen der Scheitelhöcker zu verschiedenen Punkten der Schädeloberfläche konnten aus Mangel derselben beim Laufener Schädel nicht beobachtet werden.

Fasst man das Ganze kurz zusammen, so resultirt, dass der Laufener Schädel ein extremer synostotischer Brachycephalus (Index 89·5) und ein Hypsicephalus (Index 77·3) ist. Die compensatorische Erweiterung des Schädels in Folge der prämaturen Synostose der Kranznaht erfolgte durch die Entwicklung des Schädels in die Höhe, aber namentlich in die Breite (154 mm.), wie dies auch schon die extrem gewölbten Schuppen der Schläfebeine beim äusseren Anblicke merken liessen. Die Verbreiterung des Schädels entwickelte sich nicht nur im Mittelhaupte, speciell in der oberen Bogenlinie des Querumfanges (342 mm.), sondern auch in der Region des Vorderhauptes und da ist dieselbe dem Walten der persistenten Stirnnaht zuzuschreiben, wie dies auch die Breite der Augenscheidewand, die Abstände der Tubera frontalia, die der Processus zygomatici bestätigen, in Betreff welcher man dieselben oder grössere Verhältnisse wie beim Stirnnahtschädel vorfindet. Die Entwicklung der Stirnregion geschah hauptsächlich in der Breite. Sie manifestirt sich aber auch durch die kurzen Orbitae. Die Hinterhauptregion zeigt keine Compensation in die Breite und die Länge des Schädels wäre unter der normalen, wenn derselben nicht durch Einschaltung von Knochen in die Lambdanaht zu Hilfe gekommen wäre. Trotzdem ist die Länge des Schädels unter das Normale gesunken, namentlich durch Zurückbleiben der Längenentwicklung der Linea nasobasilaris und der des Stirnbeines. Es bleibt also bei einer prämaturen Abolirung der Kranznaht der Schädel in seinem vorderen Antheile in der Längenentwicklung zurück und man kann die resultirende Schädelform mit Heschl füglich als Brachycephalia synostotica anterior bezeichnen; in Beziehung auf seine äussere Configuration (cylindrische Form) als Akrocephalus oder Trochocephalus. Es geht ferner hervor, dass die persistente Stirnnaht bei Akrocephalen zu einer compensatorischen Erweiterung in die Breite des Schädelinnenraumes in der Stirnregion herbeigezogen wird.

Welchen Einfluss eine persistente Stirnnaht auf die Verbreiterung der Stirnregion eines Schädels nimmt, hat in überzeugender Weise Welcker[1]) dargelegt und es soll im Folgenden gezeigt werden, dass dieselbe bei Brachycephalia synostotica anterior an Bedeutung gewinnt, indem sie an der compensatorischen Erweiterung des Schädelinnenraumes mächtigen Antheil nimmt. Es soll dies namentlich durch Vergleichung des Laufener Schädels mit dem eines Akrocephalus von Heschl nachgewiesen werden, welcher nach seinem Fassungsvermögen (1460 Kcm.) und Horizontalumfang (507 mm.) beiläufig zu schliessen unter allen Schädeln, die Heschl beschreibt, dem Laufener Stirnnahtschädel am nächsten kommt. Ja, Heschl gibt sogar an, dass der zu erwähnende Schädel ein Stirnnahtschädel sei, da die obere Hälfte der Stirnnaht, obgleich die ganze obolirt ist, noch in den Zacken gut zu erkennen sei. Dass dieser Schädel kein wirklicher Stirnnahtschädel ist, dessen Naht über die normale Zeit hinaus functionirte, wird sogleich dargethan werden, obwohl das Vorhandensein von Nahtspuren keinen Schluss auf die Functionstüchtigkeit einer Naht zulässt.

Vorerst will ich nur anführen, dass Mittelzahlen aus Maassen von difformen Schädeln, wie sie von Heschl in Rücksicht auf seine synostot., akrocephalen Schädel anführt, niemals in den Bereich der Vergleichung gezogen werden können; denn nach diesen Mitteln von Heschl, wie sie in der Tabelle I, Rubrik 4 angeführt sind, stünden alle Schädel, die in Folge einer prämaturen Abolition der Kranznaht das Gepräge der Brachycephalia synostotica an sich tragen, unter den Verhältnissen normaler Schädel (Inhalt 1366 Kcm. H. 479 cm.), sie wären in grösserem oder geringem Grade mikrocephal, was doch jeder allein an und für sich nicht ist, da die compensatorischen Erweiterungen den Schädel in der Weise vergrössern, dass er das Normale erreicht, wie dies der herausgegriffene einzelne Schädel darthut, dessen Maasse in der Tabelle I, Rubrik 5 untergebracht sind.

Der Schädel mit Brachycephalia synostotica anterior (Tab. I, Rub. 5, der Heschl'sche Fall), welcher zum Vergleiche mit den Laufener Schädeln betrachtet werden soll, findet bei Heschl folgende Schilderung: Der Schädel gehört einem am 21. August 1873 obducirten, an Pneumonie verstorbenen, 49 Jahre alten Schneider an. Es ist derselbe zunächst ein ziemlich umfangreicher Stirnnahtschädel, mit schweren, compacten, jedoch durchaus nicht dicken Knochen (an den dünneren Stellen 3 mm., an den dickeren 5 mm. dick), die obere Hälfte der

[1]) Bau und Wachsthum des menschlichen Schädels. Leipzig 1862.

Stirnnaht, obgleich die ganze obolirt ist, noch in den Zacken gut zu erkennen. Die Kranznaht ganz abolirt, jedoch vom rechten Schenkel die obere Hälfte, vom linken die untere Hälfte und ein 20 mm. langes oberstes Stück noch sehr deutlich in den Zacken sichtbar. Die Knochenfläche gegen den noch nicht geschlossenen Nahtrand hin sanft gewölbt, an den geschlossenen Stellen jedoch, sowie in deren Nachbarschaft sichtlich von einer compacten Lamelle überkleidet und zu flachen Exostosen erhoben. Innen in der vorderen Fontanellgegend noch einige Nahtspuren sichtbar. Die Pfeilnaht mit langen, sehr zahlreichen, in der Lambdanaht eine continuirliche Reihe von 14 grossen, sehr grosszackigen Wormischen Knochen, die nach ihrer Krümmung halb den Scheitelbeinen, halb der Hinterhauptsschuppe angehören, letztere etwas vorstehend. Weiters bemerkt Heschl: Es ist dieser Schädel vielleicht von besonderem Interesse, weil er die Compensationen in ausgezeichnetster Weise illustrirt. Abgesehen nämlich von der stärkeren Entwicklung des Hinterhauptes durch die Einschaltung der grossen Worm'schen Knochen in die Lambdanaht, womit die durch die Abolition der Kranznaht zurückgebliebene Längenentwicklung ausgeglichen wird, lässt sich die Compensation in's Einzelne verfolgen. Die Höcker sind so wohl ausgebildet, dass über ihre Situirung keinerlei Zweifel sein kann. Rechterseits ist der untere Theil der Kranznaht frühzeitig abolirt (fp = 82 mm.) und daselbst sind die unteren Maasse der hinteren Hälfte des Schädels grösser, als links, wo die Kranznaht in ihren oberen Theilen und auch später abolirt ist.

Vorerst will ich anführen, dass dieser Schädel kein eigentlicher Stirnnahtschädel ist. Im engeren Sinne des Wortes muss man darunter einen solchen Schädel verstehen, dessen persistente Stirnnaht über die normale Zeit hinaus functionirte; dass dieselbe dies nicht that, erhellt daraus, dass der horizontale Stirnumfang nur 152 mm. und dessen Index 29·8 aufweist, während ein gewöhnlicher normaler Schädel einen horizontalen Stirnumfang von 164 mm. und einen Index von 31·5 zeigt; ein Stirnnahtschädel hat nach Welcker einen horizontalen Stirnumfang von 177 mm. und einen Index von 33·5. Heschl gibt selbst an, dass an dem betreffenden Schädel die ganze Stirnnaht abolirt ist, sie noch in den Zacken gut zu erkennen sei; das Vorhandensein von Spuren von Zacken gestattet, wie ich schon früher erwähnt habe, keinen Schluss auf die Verschliessungszeit einer Naht und man könnte den Ausdruck „Stirnnahtschädel" als im gewöhnlichen Sprachgebrauche verwendet gelten lassen. Ich musste dieses aber anführen, um den Unterschied zwischen dem von Heschl als Stirnnahtschädel bezeichneten Akrocephalus und dem Laufener Schädel, welcher ein wahrer Stirnnahtschädel ist, dessen persistent gebliebene Stirnnaht noch über die normale Zeit hinaus an dem Wachsthum des Schädels functionirte, hervorzuheben.

Inwieweit, entsteht nun die Frage, treten an einem synostotischen Akrocephalus, dessen Stirnnaht functionirte, Veränderungen in der Schädelform auf. Zu diesem Behufe vergleiche ich den Laufener Schädel mit dem mehrmals erwähnten synostotischen Akrocephalus von Heschl, dessen Fassungsvermögen des Schädelinnenraumes (1460 Kcm.) um nur 20 cm. von dem des Laufener Schädels (1480) verschieden ist. Betrachtet man die Maasse des Heschl'schen Falles, dessen Zahlen in der Tab. I, Rub. 5 untergebracht sind, mit den Maassverhältnissen des Laufener Schädels, so ergibt sich Folgendes: Der Laufener Schädel übertrifft in allen Maassen den Heschl'schen Fall; hauptsächlich springt aber in die Augen, dass bei dem Laufener Schädel die functionirende Stirnnaht die Ursache seiner besseren Entwicklung war, und dass die Verbreiterung der Stirnregion einen grossen Ausschlag für die grossen Zahlen seiner Maasse gibt. Der horizontale Stirnumfang des Laufener Schädels weist 178 mm. gegen 152 mm. des Heschl'schen Akrocephalus, in Folge dessen auch der Index des horizontalen Stirnumfanges des ersteren 33·5, des letzteren 29·8 und die horizontalen Umfänge des Schädels selbst sich wie 530 : 507 verhalten. Dass der Sagittalbogen des Heschl'schen Falles 394 mm. gegen (Laufener Schädel) 399 mm., also eine geringe Differenz, aufweist, zeigt, dass die Entwicklung der Stirnregion beim Laufener Schädel, wie schon früher bemerkt wurde, nicht in die Länge (sondern in die Breite) vor sich gegangen ist. Wir finden, dass die Compensationen der abolirten Coronalnaht bei beiden Schädeln in gleicher Weise aufgetreten sind, dass aber bei dem Laufener Schädel noch eine Compensation in der Verbreiterung der Stirngegend als eine Folge der persistenten Stirnnaht sich entwickelte.

Wir kommen nun zu einem anderen Punkte, nämlich inwieferne sich der Laufener Schädel zu den Virchow'schen Trochocephalen verhält. In

seiner Eintheilung reiht Virchow die Rundköpfe unter die synostotischen Brachycephalen und gibt als Ursache partielle Synostose von Stirn- und Scheitelbeinen an. In Tab. II, Rub. 4 sind die Mittelzahlen der Maasse von zwei sich nahezu gleich verhaltenden Trochocephalen nach Virchow angeführt, desgleichen die Virchow'schen Maasse von normalen (Rub. 1) makrocephalen (Rub. 2) und mikrocephalen (Rub. 3) Schädeln angegeben. In der Rub. 5 finden sich die Maasse des Laufener Schädels gemessen nach Virchow. Aus den Maassen der trochocephalen Schädel folgert Virchow[1]): „Die trochocephalen Schädel mit Synostose um die mittlere hintere Fontanelle und in der Mitte der seitlichen Hälften der Kranznaht zeigen bei grosser Kürze, die am Stirnbeine und namentlich am Hinterhauptsbeine hervortritt, die grössten Breitenverhältnisse, sowohl an der Stirn, als am Hinterhaupt. Keine Gruppe hat einen so bedeutenden Intermastoidealraum, denn derselbe überragt um 1·37 das normale Mittel; der untere parietale Durchmesser steht dem makrocephalen gleich, indem er um 0·68 excedirt, und der untere frontale ist sogar bedeutender als der makrocephale, indem er 0·45 über Norm misst. Auch der Abstand der vorderen Fontanelle von dem Meatus auditorius externus ist grösser als normal. Der senkrechte Durchmesser ist wegen der Abplattung des Hinterkopfes um 0·37 zu klein, während der schiefe, von dem hinteren Umfange des grossen Hinterhauptsloches zur vorderen Fontanelle um 0·75 zu gross ist.“ Der Laufener Schädel zeigt nun so ziemlich gleiche Maassverhältnisse, allein wieder fällt in die Augen, wie sehr die Stirnregion sich ihrer Entwicklung erfreut. So ist der obere frontale Durchmesser um 14 mm. grösser als der gleiche bei Virchow's Trochocephalen und der temporale Querdurchmesser zeigt eine vermehrte Grösse um 11 mm. Ja, betrachtet man den Laufener Schädel mit einem Makrocephalen, so finden wir, dass die Stirnregion bei dem letzteren gegen den ersteren an Entwicklung hintansteht. Der untere frontale Querdurchmesser der Makrocephalen weist 101 mm. gegen 105 mm. des Laufener Schädels auf; weiter verhalten sich die Maasse: oberer frontaler Querdurchmesser 65·5 mm. : 81 mm. und temporaler wie 121·3 mm. : 139 mm. Kurz gesagt, es zeigt sich wieder die breite Stirnregion des Laufener Schädels in Folge der vorhandenen Stirnnaht.

[1]) l. c.

Tabelle II.

		Normale	Makrocephalus	Mikrocephalus	Trochocephalus	Akrocephalus aus Laufen
Längsumfang	der Stirnnaht . . .	135	136·3	118·3	130·0	125
	der Pfeilnaht	122·5	123·8	118·8	123·8	124
	des Hinterhauptes . .	115	153	123·3	111·3	100 / 110 [1])
	Längsdurchmesser B. .	183·8	199·1	173·3	174·4	167
Querumfang der	Kranznaht rechts . .	124·4	123·8	113·3	122·5	131
	Kranznaht links . . .	120·0	119·4	108·3	127·5	126
	Lambdanaht rechts . .	97·5	123·8	99·1	95·0	—
	Lambdanaht links . .	98·8	123·1	100·0	90·0	—
Querdurchmesser	Untere Frontale . . .	101·8	105·0	100·4	106·3	105
	Obere Frontale	65·6	96·3	67·9	67·8	81
	Temporale	121·3	130·9	112·4	128·8	139
	Obere Parietale . . .	140	149·4	127·1	143·8	—
	Untere Parietale . . .	151·3	158·1	140	158·1	155
	Occipitale	116·3	121·9	111·3	119·4	126 ap
	Mastoideale	101·3	111·3	103·3	115·0	109
	Höhendurchmesser B. .	130·0	141·3	128·3	126·3	133

Wenn man Alles überblickt und das Ganze zusammenfasst, so resultirt, dass in Folge der prämaturen Synostose der Kranznaht eine Schädelform entsteht, die man am besten mit dem Ausdruck Brachycephalia synostotica anterior bezeichnen kann. Der Schädel bleibt im Längenwachsthume zurück, und findet seine compensatorische Erweiterung in die Höhe, besonders aber in die Breite, wobei namentlich die mächtigen ausgebauchten Schläfegegenden Antheil nehmen. Die Verbreiterung des Schädels im Mittel- und Hinterhaupt ist so mächtig, dass er in diesen Regionen den Verhältnissen makrocephaler Schädel gleichkommt oder sich ihnen bedeutend nähert. Bei allen solchen bisher beobachteten Schädeln wurde die Längenentwicklung derselben durch reichliches Einschalten von Worm'schen Knochen in die Lambdanaht begünstigt und es kann festgestellt werden, dass diese Worm'schen Schaltknochen es sind, welche ein Zurückbleiben des Längenwachsthums weit unter dem normalen verhindern. Die Längenverkürzung des Schädels findet im Vorder- und Mittelhaupte statt. Eine persistente, functionirende Stirnnaht an solchen difformen Schädeln hat einen mächtigen Einfluss auf die compensatorische Er-

[1]) mit Oss. Worm.

weiterung des Schädelinnenraumes, welche sich durch exquisite Verbreiterung der Stirnregion kundgibt, in der Weise, dass die Breitenausdehnung daselbst dieselbe bei makrocephalen Schädeln übertrifft, oder ihr wenigstens gleichkommt.

Die Schädel mit Brachycephalia synostotica anterior zeichnen sich durch ihre mehr runde, cylindrische Form und grosse Breite aus. Sie haben steil aufsteigende Stirnbeine, mächtig gewölbte Schläfegegenden, eine grosse Basis. Die Scheitelbeine fallen rückwärts steil ab; das Hinterhaupt ist kapselförmig vorspringend. Der Scheitel kommt in die Nähe der vorderen Fontanelle zu liegen. Die Augenhöhlen sind kurz und weit, ihre Axen nach aussen stark divergirend. Besonders bei Stirnnahtschädeln ist die Augenscheidewand sehr breit. Mit der Verbreiterung der Stirne steht das breite Gesicht in Zusammenhang.

Der Freundlichkeit des Herrn Prof. Zuckerkandl verdanke ich einige Daten der Resultate seiner Unternehmungen über Akrocephalie, welche ich anzuführen mir erlaube, da dieselben mit meinem Ergebnisse in Uebereinstimmung sind. So theilt mir Prof. Zuckerkandl mit, dass als Ursache für einfache Akrocephalie prämature Synostose der seitlichen Kranznahttheile anzusehen ist. Die Folgeerscheinungen an solchen Schädeln drücken sich 1. durch Verkürzung des Längendurchmessers, speciell seines präauricularen Antheiles aus; derselbe kann um 25 mm. kürzer sein als die retroauriculare Portion. 2. In Folge dessen sind die Orbitae verkürzt, die Längsaxe derselben überragt in keinem Falle das Maass von 50 mm. (beim Laufener Schädel 40 mm.); zuweilen beträgt ihre Länge nur 30 mm. Die Orbitalbreite ist gering, der Orbitaleingang auffallend weit. 3. Die Akrocephalen zeigen insgesammt Stenokrotaphie, die Keilbeinflügel sind zu schmal, weil der Schädel in seiner präauricularen Länge verkürzt ist. 4. Die Ausbauchung der Schläfegruben und der Basis ist constant, doch kann auch die Basis eine plastische Deformation zeigen, sie kann gegen die Schädelhöhle eingedrückt sein. 5. Die Impressiones digitatae sind sehr tief, die Juga cerebralia dem entsprechend hoch. Die Felsenbeine sind atrophisch.

Der brieflichen Mittheilung Prof. Zuckerkandl's entnehme ich ferners, dass er in der Crypta in Mödling bei Wien einen Akrocephalus mit persistenter Stirnnaht gesehen hat; die Ursache war eine prämature Synostose der Kranznaht. Von dem sehr defecten Schädel konnte er nur folgende Maasse entnehmen: grösste Länge 165 mm., grösste Breite 152 mm., Höhe 140 mm.; die Stirnbreite der Schuppe betrug 130 mm., die zwischen den Jochfortsätzen 108 mm. Der Breiten-Index 92·1, der Längenhöhen-Index 84·8 und der Breitenhöhen-Index 92·1 mm. Der Schädel ist entschieden breiter als der Laufener Schädel (152 : 138); die Länge beider ist annähernd gleich (165 : 161). Die Indices weisen beim Mödlinger Schädel grössere Zahlen auf. Die Stirnbreite zwischen den Jochfortsätzen des Mödlinger Schädels überwiegt die des Laufener Schädels (103 : 108 mm.). Auf weitere und nähere Details kann in Beziehung auf die fehlenden Maasse und nähere Description des Mödlinger Schädels nicht eingegangen werden.

Südslavische Pestsagen.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Auf ihren wiederholten unheimlichen Wanderungen hat die Pest sich überall ein trauriges Andenken gesichert. Von der äussersten Spitze Griechenlands und Spaniens bis weit oben in Island erzählen sich die Völker schauerliche Sagen von der Pest. Grimm und Panzer haben über diesen Sagenkreis der indogermanischen Völker ausführlich gehandelt und die vielen verwandten Züge in demselben hervorgehoben. Es wird aber durchaus nicht nothwendig sein, eine Entlehnung bei den einzelnen Völkerstämmen anzunehmen, denn unter gegebenen gleichen Bedingungen mussten nothwendigerweise ähnliche Sagen überall entstehen, womit wir aber keineswegs bestreiten, dass überhaupt keine Wanderung der einen oder anderen Anschauung stattgefunden habe, nur hält es vorderhand bei der jungen Entwicklung unserer vergleichenden Sagenforschung unendlich schwer, immer genau zu bestimmen, inwieweit das eine oder andere

Volk von seinem Nachbar beeinflusst worden sein mag. Für jetzt müssen wir uns begnügen mit einer übersichtlichen Gruppirung des vorhandenen Stoffes und Erläuterung des zweifellos Feststehenden. Nur auf diese Weise kann es uns mit der Zeit gelingen, eine Grundlage zu gewinnen, auf der sich dann bei weiterem Zufluss an neuen Belegen historischer Art leicht wird weiter bauen lassen.

Dass die südslavischen Pestsagen ebensowenig als die nächst verwandten rumänischen und griechischen in ein hohes Alterthum hinaufreichen, das lehrt uns der erste Blick auf ihren Charakter. Wohl hat mancher Zug aus uraltem Heidenglauben in diesen Sagen sich bis auf unsere Zeit vererbt, ihr eigentlicher Kern aber entwickelte sich erst in den letzten fünf oder sechs Jahrhunderten. Die Pest hatte nachweislich niemals in Europa ihre eigentliche Heimatstätte; sie wurde jedesmal aus Asien oder Afrika eingeschmuggelt. Im classischen Alterthum trat sie nur höchst selten und dies nur sporadisch auf und verschwand ebenso geräuschlos, wie sie gekommen. Als Epidemie grassirte sie zum erstenmal unter der Regierung Justinian's. Im vierzehnten Jahrhundert wurde ganz Europa von der schwarzen Pest heimgesucht. Damals mögen im Süden die ersten Pestsagen entstanden sein. Im Jahre 1453 fiel Constantinopel unter dem Ansturm der Türken. Hundert Jahre später stand schon die ganze Balkanhalbinsel unter türkischer Botmässigkeit. Die Türken, selbst eine Pest für ganz Europa, bürgerten die Pest unter den Südslaven ein. In wehmüthigem Tone berichten alte Ragusaer Chroniken von den häufigen Heimsuchungen, denen das Land ausgesetzt gewesen.

Der eigentliche Name für Pest ist bei den Südslaven „Kuga“ [1]). Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist dunkel. In den Kmetijske in rokodelske Novice in Laibach versuchte der bekannte slovenische Alterthumsforscher Davorin Trstenjak in einem kleinen

[1]) Vergl. Vuk Karadžić's Srpski rječnik, Wien 1852, p. 311. a. Vergl. von demselben „Život i običaji naroda srpskoga“, p. 220.

Anm. Nach einer Mittheilung meines Freundes Plohl in Warasdin, nennt man in Kroatien häufig die Pest Kratelj. Wenn der Kratelj die Menschen heimsucht, so empfiehlt man als Schutzmittel Bähungen aus jenen feinen und durchsichtigen Blättchen, die zwischen den einzelnen Lagen eines Zwiebelhauptes vorkommen. Solche Umschläge vertreiben den Kratelj. Vuk bemerkt im Wörterbuche zu dem Worte Kratelj: „Nach der Tradition eine Krankheit ärger als die Pest, eine Krankheit die in einer Nacht tödtet. Der Todte hat einen Fuss kürzer als den anderen. Daher der Name von kratak, kurz. In neuerer Zeit wird auch in Serbien, seitdem die Pest häufiger auftritt, dieselbe Krátelj genannt.“ Der Ausdruck hat nun in der Sprache Bürgerrecht erhalten. In der Hercegovina nennt man die Menschenpest einfach kratelj. So heisst es z. B. im Bosiljak Hercegovački, 1883. N. 2. S. 22: „Kratelj. Po najnovijch vjestih dolazećih sa istoka, kratelj u Egyptu sada je manji.“ (Die Pest. Nach den neuesten aus dem Oriente kommenden Nachrichten nimmt jetzt in Egypten die Pest ab.) Dass Vuk's Ableitung des Namens Krátelj von kratak auf einer verfehlten Volksetymologie fusst, leuchtet gleich ein. Wäre wirklich kratak = kurz, das Etymon, das zur Bezeichnung der Krankheitserscheinung verwandt werden sollte, so müsste das Wort Kratáč, bezgw. Kratéč lauten. Ebenso fraglich dürfte vom Standpunkte des Pathologen die andere Bemerkung sein, die sich auf das Kürzerwerden eines Fusses beruft. Da Kratelj nicht der ursprüngliche Name der Pest ist, vielmehr sich der Name erst in neuerer Zeit eingebürgert hat, so liegt es auf der Hand, dass er aus der Fremde eingeführt worden. Aus Slovenisch Görz in Steiermark rührt folgende Nachricht her, die ich Herrn Prof. Valjavec verdanke. „Škratec oder Škratel ist ein Kobold (duh, eigentlich Geist), der Einem Geld bringt. Es fällt gar nicht schwer, mittelst gewisser Beschwörungsformeln ihn herbeizurufen. Man muss ihm nur etwas zusichern, sei es den ganzen Körper, oder auch nur einen Theil desselben, sei es die Hand oder den Fuss, verschreiben, und zwar muss man den Vertrag, den man mit ihm abmacht, mit eigenem Blute unterschreiben. (Christliche Vorstellung vom Pact mit dem Teufel.) Der Škratel nimmt alle möglichen Gestalten an, einmal zeigt er sich als kleiner Knabe, ein andermal verwandelt er sich in ein altes Weib, in das Letztere am gewöhnlichsten. Bringt er Einem Geld, so saust er als glühender Besen (übertragen aus dem deutschen Hexenglauben) durch die Lüfte. Hat einmal Einer mit ihm einen Vertrag abgeschlossen, so kann er Alles, was sein Herz nur begehrt, von ihm bekommen, nur muss er Abends vor dem Schlafengehen dem Škratel ein Merkmal auf's Fenster hinlegen (wie dem hl. Nikolaus am 6. December nach südslavischem Volksbrauch), damit der Škratel weiss, was man von ihm haben will. Zugleich muss man ihm aber auf das Fensterbrett Hirsebrei (ein Opfer dem Waldgeiste) hinlegen, denn dies ist seine Lieblingsspeise.“ Die Schrate oder Schretel oder Schretlein, der Schrat, ist ein bei den germanischen Völkerstämmen weithin bekannter Hausgeist. In Niederbaiern bezeichnet Schratl den Wirbelwind. (Panzer in den Beiträgen zur dtsch. Myth. II. S. 209.) Bei den Inselschweden ist der Skrat und ebenso durch Entlehnung in der Form Krat bei den Esthen ein Hausgeist oder Kobold, der auch mit dem fliegenden Drachen identificirt wird, welcher seinem Besitzer Getreide und andere Dinge durch die Luft zuträgt. (Russwurm, Eibofolke § 373 ff. bei Mannhardt, Baumcultus, § 115, im Auszuge.) Bei den Südslaven nahm der Škratelj, oder wie er in der verkürzten Form Krátelj heisst, mit der Zeit ganz die Bedeutung eines verderbenbringenden Geistes an. Der Uebergang erklärt sich von selbst, wenn man die obige Schilderung seines Wesens sorgfältig prüft. Selbst darin, dass man vom kürzeren Fuss des Menschen spricht, der dem Kratelj verfällt, mag eine

Aufsatze „Besedi ‚Epidemie' in ‚Kuga' pred jezikoslovno sodijo" (Jahrg. 1856, p. 86 u. 91) mit unberechtigter Willkür eine Erklärung dieses Wortes. Sein Versuch hatte zwar zur Folge, dass ein ganzer Haufe von Zuschriften über Pestsagen an den Herausgeber J. Bleiweiss eingesandt wurde. Neues Licht über die Bedeutung des Wortes lieferten freilich auch diese Zuschriften nicht, selbst die Sagen sind auch anderweitig bekannt und man kann daher ruhig von diesen Aeusserungen Umgang nehmen. Weitere Aufsätze über die südslavischen Sagen sind meines Wissens nie geschrieben, zum Mindesten nicht veröffentlicht worden. Was ich im Folgenden biete, schöpfe ich theils aus eigener Erinnerung, theils aus den Mittheilungen eines Freundes und verschiedenen anderen Quellen, die ich jedesmal angeben will.

I. Die Pest im Sprichwort.

Kŭpi kao kuga djecu.
Rafft wie die Pest die Kinder.

Ne izbiva kao kuga iz Sarajeva.
Fehlt nicht (d. h. stellt sich pünktlich jedesmal ein) wie die Pest in Sarajevo."

Kud će kuga već u Sarajevo?
Wohin wendet sich die Pest als nach Sarajevo.

Aus letzteren zwei Sprichwörtern ersieht man, dass das Volk sich vollkommen bewusst ist, wer der eigentliche Einschlepper der Pest sei. Wenn Einer besonders entsetzt thut, so pflegt man in Slavonien zu fragen: „Šta ti je? jesil tursku kugu vidio?" (Was fehlt Dir? Hast Du die türkische Pest gesehen?)

Ne će kuga u buhe,
Die Pest überfällt die Flöhe nicht,

sagt zuweilen scherzweise der slavonische Bauer für die gewöhnlichere Redewendung: „ne će grom u koprive" (der Blitz schlägt nicht in Brennnesseln ein). Unwillkürlich denkt man hiebei an das Horaz'sche „Petunt fulmina summa montium", was vielleicht gleichfalls auf eine volksthümliche Ausdrucksweise zurückzuführen sein dürfte.

Ne bi jih ni kuga pomorila.
Nicht einmal die Pest könnte sie (Alle) hinraffen,

sagt der slavonische Bauer, wenn er ein Uebel verwünscht, das er gerne missen möchte, z. B. Heuschrecken, Raupen, Fliegen, die ihm lästig fallen.

Ne bi se čovjek ni okužio,
(Daran) könnte ein Mensch nicht einmal pestkrank werden,

pflegt man einem Gast beispielsweise zu sagen, wenn er wenig Speise und Trank zu sich nimmt und so den gastfreundlichen Hausherrn kränkt. Er isst nämlich so wenig, dass es ihm nicht einmal in dem Falle schaden würde, wenn die Speisen verpestet wären [1]).

Biži Rade, kuga mori!
Fliehe Rade, die Pest würgt!

Wie mir im Jahre 1869 mein damaliger Lehrer, der jetzige Gymnasialdirector in Essek, Herr Mato Grŝković, erzählte, ist dies im kroatischen Küstenlande ein geflügeltes Wort, das man gebraucht, wenn man irgend eine schlechte und unrichtige Erklärung lächerlich machen will. Folgende Anekdote liegt ihm zu Grunde. Pera und Rade, zwei tapfere kroatische Grenzsoldaten, die kein Wort Italienisch verstanden,

---

Erinnerung an einen ursprünglich gedachten Vertrag liegen; der Kratelj beansprucht eben einen Theil des Fusses für sich. Nach dem Gesagten unterliegt es keinem Zweifel mehr, dass sowohl der Name als die Vorstellung vom Škratelj den Südslaven durch die Deutschen bekannt geworden. Wir besitzen aber auch ein unmittelbares Zeugniss dafür. In dem nun höchst seltenen und längst verschollenen croatischen Bauernkalender Danica zagrebačka za prestupno lĕto 1850. Seite 117 findet sich folgendes Geschichtchen, das ich seiner Wichtigkeit halber zugleich im Texte mittheilen will: „Lĕto 1531. je bila nekakva pošast, koja se imenuje Škrapec (dialectische Nebenform von Škratelj) ili šumskivrag, pod ladanjem (?) Kardinala i Eršeka vu Salcburgu, Matheja Lang vu Haunsbergu vu lovu vlovljena. Ona je bila žute boje, zevsema divja, niti nikak ni hotela vu ljudi gledati, nego se vse zmir je skrivala po kutih; na glavi je imala kokotovu rožu, človečanski obličaj z bradum, orlovske noge, lĕpe oroslanske tace i pesji rep, i je poginula od glada, akoprem se njoj ljudi jesu milili, nju nudili i takaj silili, da bi jela i pila." (Im Jahre 1531 wurde ein Ungethüm [pošast wird auch für das deutsche Wort „Seuche" gebraucht], das man Škrapec oder Waldteufel nennt unter der Herrschaft [wahrscheinlich dürfte vladanjan zu lesen sein) des Cardinals und Herzogs von Salzburg Mathias Lang in Haunsberg in der Jagd eingefangen. Sie war [es war also eine Waldfrau] von gelber Farbe, vollends wild, und wollte um keinen Preis den Leuten ins Gesicht schauen, sondern verbarg sich fortwährend in den Winkeln; auf dem Kopf hatte sie einen Hahnenkamm [eigentlich: Hahnenrose], sie hatte ein männliches Gesicht mit einem Barte, Adlerfüsse, schöne Löwentatzen und einen Hundsschwanz. [Und] sie ist vor Hunger umgekommen, wenngleich ihr die Leute schön thaten, ihr [Speisen] antrugen und sie so zu zwingen suchten, dass sie Speise und Trank zu sich nehme.) Ganz gewiss ist dieses Geschichtchen aus einer alten deutschen Chronik übersetzt worden. Aehnliche Sagen mögen auf demselben Wege unter dem südslavischen Bauernvolke Verbreitung gefunden haben. Die eigentlichen Sagen hat das Volk vergessen, den Namen aber auf Vorstellungen übertragen, die ihm viel geläufiger waren. Auf den Viljenak, den Gefährten der Vile (der südslavischen Waldfrauen) konnte der Name Škratelj keine Anwendung finden, weil sich das Volk unter einem Viljenak kein bösartiges Wesen vorstellt; das Nächstliegende war, dass man an die Pest dachte, wozu zugleich die vom Volke angenommene Etymologie des Wortes eine scheinbare Berechtigung gab.

[1]) Vergl. „Sbirka hrvatskih narodnih poslovicah i riečih sabrao Mijat Stojanović, u Zagrebu 1866. S. 255 f.

ergingen sich einmal im Jahre 1848 durch die Strassen Mailands. Da kam ihnen entgegengerannt ein Grünzeugverkäufer, der auf seinem Karren Hülsenfrüchte, Rettige und Gurken feilbot und fortwährend aus voller Kehle schrie: „Bizi, rade, cucomeri!“ — „Möchte gerne wissen, was der Mensch so furchtbar schreit,“ sagte Rade, und Pero entgegnete: „Er spricht ja doch ganz verständlich: Biži Rade, kuga mori!“ Da aber rannte Rade.

II. Die Pest in der Sage.

In Serbien spricht man, nach Vuk's Zeugniss, in Zeiten, wo die Pest wüthet, nur selten und mit Scheu ihren Namen „Kuga“ aus, sondern nennt sie, gewissermassen um sie zu besänftigen und ihren Sinn milder zu stimmen, „Kuma“, d. h. God oder Gevatterin. Ein anderer Name für die Pest ist ‚morija‘ [1]), die Mörderin. In Pestzeiten verbietet der Volksglaube, dass man über Nacht das Geschirr ungewaschen stehen lasse; denn die Pest kommt Nachts in's Haus und sieht nach, ob Alles rein sei; findet sie's aber nicht rein, so zerkratzt sie die Löffel und Schüsseln und vergiftet sie. Personificirt tritt uns, meines Wissens, die Pest bei den Südslaven zum erstenmal entgegen in einem Sendschreiben des dalmatinischen Dichters Krunoslav Ivičević an seinen Freund P. G. Vinko Cima. Ich gebe hier die betreffende Stelle im Urtext und füge eine ziemlich getreue Uebersetzung hinzu, so gut ich sie eben in Versen geben kann.

— — — — — — — — —

Gospodnjimi dojde mačonoša,
A šnjim žena . . . . . u njoj sreća loša;
Crna kosa holo zarudjena;
Mutno čelo, tisno i lakomo;
Mačije oči, razbludna pogleda;
Oštar nosić, pun zmijinja jeda.
Široka joj proždorita usta;
Žuto lice, nenavidno, suho;
Od lienosti podavite ruke,
Zagalila suvokustne šljuke.
Razgledav ju, velim sam u sebi:
„Nu ti žene sedam smrtnih grieha . . .!“
Znatiželjan ja pitam joj druga:
„Ko je ova?“ Odgovara: „Kuga!“ . . .

— — — — — — — — —

Und es naht der Engel mit dem Schwerte,
Und ein Unglücksweib ist sein Gefährte.
Schwarz das Haar, in wirr zerzausten Zotten,
Finster, schmal die Stirn, sie starrt von Habgier,
Katzenäugig, Lüsternheit im Blicke,
Spitz die Nase, voll von Schlangentücke.
Aufgesperrt der nimmersatte Rachen,
Gelb das Antlitz, neidesvoll und trocken,
Träge hängen ihr die Hände nieder
Ganz entblösst sind ihre dürren Glieder.
Sie betrachtend, sprach zu mir ich leise:
„Welch' ein Weib! Wie sieben Todessünden!“
Neubegierig fragt' ich den Geleiter:
„Wer ist dies?“ — „Die Pest“. — Ich forscht' nicht weiter.

Das Gesicht der Pest ist vom Krebs ganz zerfressen, d'rum sucht sie es auch immer mit einem weissen oder schwarzen Schleier zu verhüllen. Ihre Gestalt wird stets als übermenschlich gross und mager geschildert. Ihre Brüste sind ganz schwarz und so lang, dass sie sich beide über die Schultern wirft, um im Gehen nicht durch sie behindert zu werden.[1]) Grosse, lange Brüste gelten überhaupt als Inbegriff aller Hässlichkeit bei einem Weibe. In Bezug auf das Aussehen ihrer Füsse gehen die Ueberlieferungen auseinander. Die einen melden, sie habe einen Kuhfuss, die anderen einen Pferdefuss, in anderen dagegen heisst es, dass beide Füsse Pferdefüsse seien, wieder andere Zeugen aber wollen ganz deutlich Bocksbeine bei ihr gesehen haben. Hieraus ersieht man ganz klar, dass die Pest nichts Anderes ist als der weibliche Satan der christkatholischen Kirche. und dass diese Vorstellung nur eine Entlehnung sei. Die Bocksfüsse, welche die christliche Kirche dem Teufel beigibt, sind wie bekannt, der altgriechischen Vorstellung von den Satyren entlehnt. Am Graben in Wien steht eine Pestsäule, auf welcher der Engel Gabriel mit flammendem Schwerte auf einem Teufel steht. Ich betrachtete oft die Gestalt des unterliegenden Satans und es schien mir nicht anders, als ob die Südslaven so ein Bild vor Augen gehabt hätten, als sie sich die Pest ausmalten. Und wirklich sah ich in vielen Dorfkirchen im Süden Darstellungen, die der gedachten Gruppe an der Pestsäule in Wien vollkommen entsprechen.

Wenn die Pest in's Land kommt, so kann sie nicht ohne Weiteres über die Menschen herfallen, sondern muss so lange herumirren, bis sie Jemand trifft, der zwanzig Jahre lang eine Todsünde im Herzen verborgen mit sich herumträgt und es noch immer verschmäht hat, durch Beichte Absolution zu erlangen. Gelingt es ihr nun, auf einen solchen verstockten Sünder zu stossen, so reisst sie ihm das Herz heraus, verwandelt es zu Staub, der sofort nach allen Richtungen in die Luft zerstiebt. Jedermann, der von diesem Staube einathmet, wird auf

[1]) Von der Wurzel mar, zermalmen, davon lat. mors, slav. smrt. = der Tod. Mrviti = zerbröckeln, sowie malmen in zermalmen gehen auf denselben Stamm zurück.

[1]) Vrgl. „Arkiv za povjestnicu jugoslavensku“ von Kukuljević Sakcinski, Agram 1859. B. V. S. 334.

der Stelle krank und stirbt elendiglich in kürzester Frist. Die Pest nährt sich von den Herzen ihrer Opfer. Hat sie einmal ihren Hunger gesättigt, so zieht sie den Rest des Staubes, der sich noch in der Luft befindet, in sich ein. In Folge dessen muss sie platzen. Aus ihrem Magen tritt ein Knabe heraus, ganz in Schwarz gehüllt. Dieser Knabe hält in der Rechten ein blutiges Schwert. Hierauf schliesst sich die Oeffnung im Körper der Pest und sie wandert (aus Furcht vor dem Knaben mit dem Schwerte?) in eine ganz andere Gegend aus[1]).

Nach einer kroatischen Sage macht die Pest jedes siebente Jahr eine Rundreise durch die Welt. Hier ist, sowie in einer später folgenden Sage, das Auftreten der mythischen Zahl Sieben bemerkenswerth, die ja nicht nur bei den Südslaven, sondern bei allen Indogermanen überhaupt eine grosse Rolle spielt.

Es gibt nicht blos eine Pest, sondern mehrere, entweder sind es ihrer zwei oder drei, oder gar sieben Schwestern, wie mir ein Bauer vor Jahren erzählte. Dagegen nimmt man in Serbien an, ihre Zahl sei gar nicht zu bestimmen, denn sonst wären sie schon längst von den Hunden, ihren Erbfeinden, gänzlich vertilgt worden. Die Pest kommt nämlich alljährlich in's Land, heisst es in einer Notiz, die mir einer meiner Freunde aus Slavonien zuschickte, doch, den Hunden sei es gedankt, muss sie sich schleunig wieder aus dem Staube machen, oder sie wird von den Hunden zerrissen. Ja, es gibt auch Menschen, die durch böse Beschwörungen die Pest herbeirufen können. Man kann sie aber auch gewissermassen sowohl für Menschen als für Thiere erzeugen. Das Recept dazu lautet nach einer Mittheilung, die mir Herr Prof. Matija Valjavec in Agram zukommen liess, wie folgt:

„Wer die Pest erzeugen will, muss sich die Milch von zweien Schwestern zu verschaffen suchen und sich damit in der Johannisnacht um die zwölfte Stunde auf den Friedhof begeben, die Milch in ein Grab schütten und dann zuhorchen; da wird ein Jammergeschrei von vielen Menschenstimmen an sein Ohr dringen. So erzeugt man die Pest für Menschen; wer aber eine Pest über Kühe, Pferde und andere Hausthiere heraufbeschwören will, nehme Milch von zweien Kühen, die von einer Mutter stammen, oder von zweien Stuten von einer Mutter, mache es ebenso wie zuvor gesagt, und er wird ein furchtbares Rindergebrülle vernehmen.“ — (Die Sage stammt aus der Gegend von Warasdin.)

Wie tief dieser Glaube im Volke wurzelt, beweist folgende Erzählung, die ich aus derselben Quelle erhalten. Sie lautet:

Es geht die Sage, dass in der Capelle des heiligen Rochus in Warasdin ein Pfarrer Namens Vojskec begraben sei, der bei Nacht umgeht und die Leute in Schrecken versetzt, die an der Capelle vorbeigehen. Vojskec war bei Lebzeiten ein hartherziger Mann, der mit ganzer Seele am Mammon hing. Die Pest war zur Zeit nur schwach. Er betete aber fortwährend um die Pest, ohne zu bedenken, er könnte gleichfalls von ihr dahingerafft werden. Während er einmal wieder darüber nachsann, kam zu ihm ein Weib, das erst aus dem Wochenbett aufgestanden, und bat ihn um seinen Segen, damit sie wiederum die Kirche besuchen dürfe. Der Pfarrer, der sich in seinen Gedanken nur mit der Pest beschäftigte, ersuchte sie, sie möge ihm von ihrer Milch geben. Das Weib wollte es nicht thun, denn sie schämte sich und befürchtete, der Pfarrer könnte Gott weiss was Ungebührliches damit anfangen, sagte ihm aber zu, sobald sie nach Hause kommt, ihm die Milch zu schicken. Sobald sie nach Hause kam, schickte sie ihm statt Milch aus ihren Brüsten, Kuhmilch. Vojskec war höchst vergnügt, dass er in Besitz der Milch gelangt war, und befahl seinem Knechte, der, von der Art seines Herrn, für ein Gläschen Wein oder auch um einige Gröschlein jedem Dienste sich unterzog, er solle sich um Mitternacht auf den Gottesacker begeben, ein Kreuz von einem Grabe herausnehmen, in die kleine Oeffnung die Milch hineingiessen, das Kreuz wiederum an seinen Ort stecken und eine kleine Weile zuhorchen. Der Knecht befolgte pünktlichst die Weisung des Pfarrers und horchte zu, doch statt Gewimmer und Klagen drang ein furchtbares Rindergebrülle an sein Ohr. Darüber ergriff ihn Entsetzen, und ganz ausser sich gerathen stürzte er nach Hause und erzählte dem Pfarrer, was er gehört. Der Pfarrer wusste sogleich, das Weib habe ihn hinter's Licht geführt und es werde ein grosses Unheil daraus entstehen. So traf es auch wirklich ein. In kurzer Zeit brach in der ganzen Stadt eine so verheerende Seuche aus, dass nicht ein einziges Stück Hornvieh übrig blieb. — Hingegen gibt es Leute, die da behaupten, auf der Trift draussen seien dennoch einige Stücke übriggeblieben; sie wollen nämlich ein schneeweisses Thier, in der Grösse eines kleinen Kalbes, zur Nachtzeit herumlaufen gesehen haben; das war die Pest.

[1]) Valjavec im Arkiv. Jahrg. 1863 p. 251—3.

Wer nun so vorsichtig war, auf eine Schaufel Salz zu geben und sie unter die Stallschwelle zu legen, dem verendete nicht ein einziges Stück Rind. Doch man erfuhr viel zu spät von diesem Gegenmittel. — Nicht lange darauf starb der Pfarrer und man bestattete ihn in der Rochus-Kapelle. Wanderer, die zur Nachtzeit dort vorübergingen, sahen den Pfarrer um die Kirche herumlaufen und mit einer Peitsche knallen. — Es traf sich, dass ein Mann aus Warasdin zur Nachtzeit in das nahe Dorf Biškupec ging. Vor der Capelle des heiligen Rochus sah er eine Kutsche, vor welcher vier Pferde vorgespannt waren. Der Kutscher rief dem Manne zu, er möge einsteigen, er wolle ihn ein Stück Weges fahren. Der Mann nahm diesen schönen Antrag von Herzen gern an und stieg ein. Auf dem Wege sprachen sie kein Wort miteinander; auf dem Kreuzwege aber, wo der Weg nach Biškupec führt, hielt der Kutscher an, hiess den Mann aussteigen und fragte ihn, ob er die Pferde kenne. Der Mann entgegnete ihm, er kenne sie nicht, und der Kutscher gab ihm die Namen der Pferde an und nannte unter ihnen auch den Pfarrer Vojskec. Darüber entsetzte sich der Mann, blickte dem forteilenden Wagen nach und sah Kutsche und Pferde im Feuer. Jetzt erst erkannte er, er sei auf einem Teufelsgespann gefahren. Als er nach Hause kam, war er vor Schreck ganz gelähmt und mehr todt als lebendig.

So reich und gesegnet von Mutter Natur der slavische Süden auch ist, geschah es dennoch in früheren Zeiten, als der Anbau der Kartoffeln und des Mais noch nicht allgemein war, dass wüthende Hungersnoth das Land von seinen Bewohnern lichtete. Die natürliche Folge davon war, dass sich die Pest einstellte. So einen Fall bezeugt folgende Sage, die ich gleichfalls der Güte meines Freundes, des genannten Agramer Professors, verdanke. Sie lautet:

In Warasdin wüthete einst eine so grosse Hungersnoth, dass arme Leute sich gezwungen sahen, Grummet zu kochen und dasselbe zu essen. In Folge dessen entstand eine furchtbar verheerende Pest in der ganzen Gegend und in Agram selbst, und schon waren mehr als tausend Menschen gestorben. Der Gottesacker erwies sich zu klein für die Menge Leichen und man begrub die Todten um die Kirchen herum und unter anderen auch bei der Capelle des heiligen Fabianus, wo man hundert Menschen bestattete. Lange Zeit nach dieser Pest zeigte sich den Leuten, wenn sie an der Capelle des heiligen Fabianus vorübergingen, an Charfreitagen und Charsamstagen, sowie an allen grösseren Feiertagen, auf dem Thurmfenster ein Kind, das hin und wieder ein Wort ausstiess, das aber für Niemand verständlich war. In später Nachtzeit sahen es auch die alten Leute, die in der Nähe der Kapelle ihre Rinder weideten. — Kurze Zeit darauf brach eine schreckliche Rinderpest in Warasdin aus. Zur Zeit der Seuche schwirrte nächtlicher Weile ein Vogel durch die Lüfte und liess einen wunderbaren Gesang vernehmen. Diesen Gesang verstand ein alter Mann und theilte den Leuten mit, der Vogel verkünde, auf welche Art und Weise man sich von der Heimsuchung befreien könne. Man müsse nämlich als Gegenmittel jungen Zwiebel (poriluk) und Pigmentkraut (travu pigmant) in Anwendung bringen. Gewöhnlich sucht man die Pest durch brennende Wachholderzweige zu bannen [1]).

Die folgende Sage über die Abstammung der Pest trägt einen christlich legendenhaften Charakter an sich. Es ist aber nicht unmöglich, dass uns hier die Sage von der versunkenen Atlantis in modificirter Gestalt vorliegt. Das Geburtsland der Pestschwestern hat das Meer verschlungen und unstät irren die Schwestern gleich drei Furien von Erdtheil zu Erdtheil, bis sich ihr Schicksal erfüllt. Doch hören wir die Sage [2]):

Es war einmal ein ausserordentlich reicher König, nur hatte er gar keine Kinder. Siebenmal verheiratete er sich und mit jeder Frau lebte er sieben Jahre, doch keine dieser Ehen war durch Nachkommenschaft gesegnet. Sobald sieben Jahre in der Ehe mit einer Frau verstrichen, ohne dass sie ein Kind geboren, liess er sie ohne Weiteres hinrichten. Zuletzt gab er jeden Gedanken an eine neue Ehe auf, denn kein Frauenzimmer mochte ihn zum Manne haben. Nun geschah es, dass er einmal auf der Jagd im Walde sich verirrte und bei dieser Gelegenheit ein Frauenzimmer fand. Mit derselben lebte er drei Jahre und zeugte mit ihr drei Töchter, doch alle drei Töchter kamen mit Bockfüssen zur Welt. Als die Mädchen erwachsen waren, gestand ihre Mutter dem König, sie sei der Teufel selbst, gestand's und verschwand. Als dies der König nun erfuhr, sperrte er alle seine drei Töchter in's Gefängniss ein, wo sie die längste Zeit eingesperrt sassen. Da traf es sich, dass ein vorwitziger Mensch (ein Hofmann bei

[1]) Vergl. Ilić „narodni slav. običaji. S. 301.

[2]) Bei M. Valjavec. Narodne pripovjedke, skupio u i oko Varaždina. 1858. p. 242. Dieselbe Sage fast wörtlich wie bei Valjavec findet sich schon bei L. Ilić in den Narodni slavonski običaji. Zagreb. 1846. S. 299 f.

Ilić), im Glauben, die Mädchen seien wer weiss wie schön, sich auf irgend eine Art die Schlüssel zum Gefängniss verschaffte und die Mädchen freiliess. Sie ergriffen sogleich die Flucht und fingen an, überall die Menschen hinzuraffen. Es währte nicht lange und es gelangte die Kunde zu des Kaisers Ohren, die Pest wüthe in seinem ganzen Reiche. Er liess sogleich alle Aerzte, die grössten Gelehrten kommen, damit sie sein Volk von der Plage befreien, doch alle Mühe war vergebens, denn die Leute starben ununterbrochen Tag für Tag hin, so dass zuletzt der König allein am Leben blieb, und um das Strafgericht vollends über ihn hereinbrechen zu lassen, versank sein ganzes Reich in die Erde, und wo sein Reich sich befand, dehnt sich jetzt ein weites Meer aus. Seine drei Töchter aber begaben sich in drei verschiedene Welttheile, um dort zu morden. Weil es aber fünf Welttheile gibt, deshalb wechseln die Schwestern ab im Besuch der anderen zwei Welttheile. Doch sollte es sich durch einen Zufall fügen, dass diese drei Schwestern zusammenkommen, so wird sich unter ihnen ein Kampf entspinnen, in dem alle drei umkommen werden.

Dieselbe Sage kehrt in einem Volksliede wieder, das zwar in einem slavonischen Dörfchen, in Migalovci bei Požega aufgezeichnet wurde [1]), wie aber aus seinem Inhalte erhellt, aus Bosnien stammt.

„Sarajevo, o du Horst der Falken!
Sarajevo, deine Spur verschwinde!
In dir starben mir drei Herzensgüter.
Erstes Gut: die alte, theure Mutter,
Die mich Jungen zärtlich auferzogen,
Auferzogen, an der Brust gesogen.
Zweites Gut: der waffentücht'ge Bruder,
Mit dem ich das Waffenhandwerk lernte,
Und das dritte: Liebchen Angelika,
Die mir schön zurecht die Kissen legte.
Möge Gott und auch der heil'ge Sonntag,
Und Sanct Petrus und der Täufer Johann,
Ueber dich ein böses Unheil schicken,
Dass in dir kein Liebchen je heirate,
Je heirate und kein Bursche freie.
In dir soll kein Kind geboren werden,
Noch in Mutterarmen Thränen weinen.
In dir haust ein Drache mit drei Köpfen,
Mit drei Köpfen und mit Ziegenfüssen."
Doch erwiedern ihm die Bule Saraj's [2])
Sie erwiedern ihm, dem fremden Kämpen:
„Steh' ein Gott dir bei, o fremder Kämpe!
Was verfluchst du's eb'ne Sarajevo,
Dass in ihm kein Liebchen je heirate,
Je heirate und kein Bursche freie,
Und darin kein Kind geboren werde,
Noch in Mutterarmen Thränen weine,
Weil da haust ein Drache mit drei Köpfen,
Mit drei Köpfen und mit Ziegenfüssen?
Dies ist wohl kein Drache mit drei Köpfen,
Mit drei Köpfen und mit Ziegenfüssen,
Wohl kein Drache ist's, o fremder Kämpe!
Doch die Pest ist's; ihre Spur verschwinde,
Und auch Jenes, der sie freigelassen
Aus des mächt'gen Kaisers Burgverliesse,
Dass sie Dorf und Stadt uns arg verwüste,
Und vom Liebchen trenne den Geliebten!"

Wie aus einem anderen Volksliede erhellt, wird die Pest von Gott selbst ausgesandt. Sie wandert in Frauengestalt von Ort zu Ort und mordet die Menschen hin. Vor ihr nützt auch die Flucht nichts. Das betreffende Volkslied stammt aus der Hercegovina [1]) und lautet:

Als die Pest [2]) ganz Mostar hingemordet,
Ganz gemordet, kam sie auch nach Travnik.
Aus den Städten flohen alle Menschen.
Mit der Mutter flüchtete Mariechen,
Flüchtete sich auf die Vlašić-Alpe.
Oft ergeht sich Mara auf dem Vlašić,
Schaut nach Travnik in das grause Elend,
Wo man fort und fort die Todten austrägt,
Wo an Fahnen Fahnen traurig wehen,
Lauter Helden unter Heeresfahne,
Junge Frauen mit dem Witwenschleier,
Lauter Mädchen unter Perlenzweigen.
Als die Pest nun zu der Alp' gelangte,
Traf sie Mara an der kühlen Quelle.
„Steh' dir Gott bei, Mariechen, du Mädchen!"
— „Gott gesegn's meine liebe Muhme!"
Gab die Pest, von Gott gesandt, zur Antwort:
„Wohl bin ich dir keine liebe Muhme,
Sondern bin die Pest, von Gott gesendet;
Morde hin, so Jugend wie das Alter,
Und vom Liebchen trenn' ich den Geliebten."
Flehte an sie Mariechen das Mädchen:
— „Thu' mich junges Blut doch nicht hinmorden,
Schon' auch meinen Liebsten in der Ferne!"
Gab die Pest, von Gott gesandt, zur Antwort:
„Hab' den Liebsten dir schon längst gemordet,
Längst gemordet, d'ran schon fast vergessen."
Als dies hörte Mariechen, das Mädchen,
Sank sie leblos hin, in's kühle Wasser.

Dagegen erfahren wir aus einer anderen Sage, die Pestschwestern müssen auf das Geheiss ihres

[1]) Von Ilić. a. a. O. S. 302 f.

[2]) Bule = Türkenfrauen; Saraj, Serail = Königsburg. Das Wort ist indogermanischen Stammes.

[1]) Hrvatske narodne pjesme i pripoviedke iz Bosne skupio N. Tordinac. Vukovar 1883. S. 30 f. Tordinac hat das Lied von seinem Schüler Nikola Zrno, der es von seiner Mutter, die aus der Hercegovina stammt, gelernt.

[2]) Im Text morija. Kad morija Mostar pomorila, Sve pomori.

Königs die Menschen heimsuchen; es ist ein unabänderlicher Schicksalsbeschluss, dem sie sich fügen. In diesem Falle erinnern sie lebhaft an die griechischen Erynnien, die unter Umständen als Eumeniden, sowohl für einzelne, als für einen ganzen Stamm auftreten. Erfüllt man ihren Wunsch, so schonen sie den Betreffenden, der sich ihnen fügt, und suchen ihn und die Seinigen vom Verderben zu bewahren. Nur selten bricht die Pest ihr gegebenes Wort, doch nicht ungestraft, denn die Strafe folgt ihr auf dem Fusse. Von ihrer grossen Dankbarkeit erzählt eine kleine Sage. Einst verfolgten Hunde die Pest und sie verwandelte sich schnell in ein Wiedengebünde, sonst hätten sie die Hunde zerrissen. Es war aber ein harter Winter und die Wieden froren fest ein. Nun kam ein Bauer des Weges, der benöthigte eben Wieden und trug den Bund nach Hause. In der warmen Stube am Ofen thaute die Pest auf, nahm ihre ursprüngliche Gestalt an, dankte dem Menschen für seine Barmherzigkeit, und seit jener Zeit, heisst es, schone sie gewöhnlich die Menschen und überfalle nur die Hausthiere und selbst diese nicht mehr so häufig, wie ehedem [1]). Nach einer anderen Sage sind die Pest und die Todesgöttin leibliche Schwestern, die einander ablösen, wenn die eine müde wird [2]).

Weitere Angaben über die Pest bieten folgende Sagen.

Ein Mann ging spät Abends vom Felde nach Hause. In der Nähe des Dorfes begegnete er zweien merkwürdigen Weibsbildern. Die Weiber waren von etwas kleiner Gestalt, ohne Nasen und Ohren und hatten kleine Schlangenaugen, die tief im Spitzkopf drinnen sassen, die Hände glichen Katzenpfoten und die ganze Gestalt trugen Bockfüsse. Der Mann entsetzte sich bei diesem Anblick, ermannte sich aber schnell und fragte sie, wer sie sind und wohin sie gehen.

Die furchtbaren Weiber gaben ihm zur Antwort: „Wir sind die Pest, zwei leibliche Schwestern. Eine von uns wird die Leute in diesem Dorfe hinraffen, während die andere weiterzieht. Wir kommen geraden Wegs aus Sarajevo und stammen aus dem Pestlande. In Sarajevo erhielten wir von unserem Pestkönig den Befehl, auf eine Zeitlang hieher zu ziehen.“

Bei diesen Worten vermeinte der Mann, er müsse auf der Stelle vor Grauen in einen Baum oder Fels sich verwandeln. Doch die Pestschwestern sprachen ihm Muth zu und suchten ihn zu beruhigen. „Sei ganz getrost“, munterten sie ihn auf, „Dir und Deinem Gesinde soll kein Haar gekrümmt werden, wenn Du uns Folge leistest und bereit bist, eine kleine Gefälligkeit uns zu erweisen.“

Der Mann wäre bereit, mit blossen Händen glühende Kohlen zu scharren, damit ihn die Pest nur verschone, er fleht sie an und beschwört das Schwesterpaar bei Allem, was ihnen hoch und heilig ist, Gnade zu üben.

„Es soll Dir nicht das Geringste widerfahren“, beruhigten ihn die Pestschwestern, „nur musst Du uns auf deinen Rücken nehmen und in Euer Dorf hineintragen, damit uns die Hunde nicht zusetzen; dann wirst du uns dein Haus bezeichnen, damit wir dasselbe umgehen können, sobald wir von Haus zu Haus zu wandern und die Menschen hinzuraffen beginnen.“

„Warum mordet Ihr denn die Menschen hin, die sich ja nie auch das Geringste gegen Euch zu Schulden kommen liessen?“ fragte der Mann.

„Wir gehorchen nur dem Befehle“, entgegneten die Schwestern.

Wiederum hub der Mann an: „Gibt es nicht irgend ein Mittel, durch das sich der Mensch vor Euch Pestschwestern irgendwie schützen könnte?“

„Freilich,“ erwiderten die Pestschwestern, „es gibt gar so manches, da hast gleich eines: Es müssten zwölf Burschen und zwölf makellose Jungfrauen von tadelloser Lebensweise am Vorabende des Sonntags nach dem Neumond in der Geisterstunde einen Pflug nehmen, sich damit hinaus vor das Dorf begeben, sich splitternackt ausziehen, so wie sie die Mutter geboren, sich dann in's Joch spannen und das Dorf ringsherum umackern“ [1]).

[1]) Mijat Novak im Arkiv, Jahrg. 1863.

[2]) V. Lorković in Karlstadt im Arkiv, B. VII, p. 242.

[1]) Dass diese Anweisung wirklich von den Bauern befolgt wurde, und zwar in Syrmien, bezeugt auch Vuk im Wörterbuche unter oborati, S. 432, b. Spuren dieses Brauches finden sich bei allen verwandten Völkergruppen (Vrgl. Mannhardt, Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin, 1875. S. 553—565.) — Besonders wichtig ist für uns die Thatsache, dass der im Texte beschriebene Brauch noch in jüngster Zeit in Russland als in voller Geltung bestehend, beobachtet wurde. Noch im Jahre 1871 suchten die Landleute im Dorfe Davydkovo bei Moskau beim Herannahen der Cholera die Krankheit gleichsam zu consigniren. Zwölf Jungfrauen spannten sich um Mitternacht an einen Pflug und zogen ihn rund um das Weichbild des Dorfes. In diesen Zauberkreis sollte die Cholera nicht mehr eintreten können. Einige Tage darauf entschloss sich die Geistlichkeit des Ortes, mit allen heiligen Geräthen eine Procession um die ausgezogenen Pflugscharfurchen zu machen, um dem Zauberkreise auch noch ihre ganz christliche Weihe zu geben. Die Mordwinen im

Noch eins. „Während des Umackerns müssten sie wie ein Marmorstein das tiefste Schweigen beobachten, Keiner dürfte begierig und lüstern den Blick erheben, geschweige denn den Anderen berühren. So müssten sie siebenmal immer in derselben Furche ackernd um's Dorf ziehen, bis die Furche zu einem kleinen Graben erweitert ist."

Während die Pestschwestern, bald die eine, bald die andere, erzählten, musste sie der Mann fortwährend tragen. Die Augen traten ihm aus den Höhlen vor der grossen Bürde — so schwer waren sie —, doch er durfte ja mit keinem Worte Einspruch erheben. Sobald sie in die nächste Nähe des Dorfes gelangten, erhoben alle Hunde ein Gebell, als wenn sie Jemand loshetzte. Da fragte der Mann die Pestschwestern, wie sie sich denn, wenn sie allein gehen, der Hunde erwehren. Die Pestschwestern antworteten: „Trifft es sich, dass uns ein wilder Hund anfällt, so verwandeln wir uns schnell in eine Wetzkiste oder einen Korb oder eine Fledermaus." — „Wie rafft Ihr aber die Menschen hin?", fragte der Mensch und sie gaben ihm zur Antwort: „Entweder vergiften wir die Luft und die Brunnen, oder wir gehen von Haus zu Haus, wenn die Leute beim Nachtmahl sitzen, und Jeder, den wir in's Auge fassen, bekommt eine schwarze Beule, an der er sterben muss. Ein andermal fangen wir an mit Gedärmereissen, Erbrechen, Durchfall und Krämpfen."

Der Mann begab sich in sein Haus, indessen die Pestschwestern von Haus zu Haus im Dorfe ihren Besuch machten. O, welch ein Morgen! Im ganzen Dorfe gab es Wehklagen und Jammer ohne Ende, die Menschen sanken wie Halme hin und hätte man nicht Essig, Wachholder, Kampher und Branntwein gebraucht, und hätten Burschen und Mädchen das Dorf in der Runde nicht umackert, Alles wäre ausgestorben [1]).

Diese Sage tritt in ihren Grundzügen in mannigfachen Versionen auf. Z. B. in folgender: (Valjavec, Narodne pripoviedke, p. 243 f.)

Ein Bauer kehrte aus der Stadt, wohin er einen Wagen Steine geführt, Abends nach Haus, als er plötzlich ein ganz weiss gekleidetes Frauenzimmer herannahen sah, das sich ohne Umstände zu ihm

Gouvernement Simbirsk umziehen, sobald in den umliegenden Orten sich eine Viehseuche zeigt, Nachts ihr Dorf mit einer Furche. Der Ortsvorstand ladet behufs dessen ehrbare Greise und unschuldige Jünglinge und Mädchen zu sich ein. Einer der Greise schreitet mit dem Heiligenbilde voran und hinter ihm ziehen Jünglinge den Hakenpflug, den eine keusche Jungfrau lenkt. Ohne Geräusch und Rede, in lautloser Stille umfurchen sie die Ortschaft. Bisweilen tragen die Ackerer, gleichsam als Opfer, ein schwarzes Kätzchen im Kober mit sich. Aus anderen russischen Ortschaften theilen Orest Miller und Tereščenko andere Einzelheiten über den Brauch des Pflugziehens mit. (Opaktiovanie.) Bei einer Hornseuche des Viehs versammeln sich die Weiber im blossen weissen Hemde, mit Besen und Schaufeln oder mit Sensen und Sicheln bewaffnet. Die älteste unter ihnen wird vor einen Pflug gespannt und muss ihn dreimal rund um das Dorf ziehen; die übrigen folgen unter Absingung gewisser für diese Gelegenheit traditioneller Lieder. Nach Tereščenko schreitet eine Jungfrau mit dem Bilde des hl. Blasius (Vlas) voran, hinterher die Dorfweiber mit Besen und Strohbündeln, andere auf Besenstielen reitend und Bratpfannen schlagend, lärmend und tanzend; den Schluss machen einige alte Frauen, welche angezündete Kienspäne in den Händen halten und im Kreise die vor den Pflug gespannte Greisin, sowie eine Witwe umschliessen, die mit nichts Anderem als einem Pferdekummet am Halse bekleidet ist. Vor jedem Hofe macht die Procession Halt und führt hier mit Töpfen und Pfannen eine Katzenmusik auf, indem man ausruft: „Da ist der Kuhtod! Da geht er!" Läuft zufällig ein Hund oder eine Katze vorbei, so wird das Thier als der leibhaftige Kuhtod (der Krankheitsgeist) ergriffen und getödtet. Dieser Brauch gilt als vorzügliche Vorkehrung gegen die Viehseuche. (Dass dieselbe Anschauung bei den Südslaven vorherrscht, ersieht man aus den Sagen, die den Schluss dieses Aufsatzes bilden.) Ein anderer wird als wirksam gegen verschiedene epidemische Krankheiten betrachtet. Die Weiber richten um Mittag auf jedem Ende des Dorfes einen Haufen von Wirthschaftsabgängen auf und stecken beide um Mitternacht in Brand. Zu einem Feuer ziehen die jungen Mädchen in weissen Hemden und mit lose fliegenden Haaren einen Pflug; eines trägt ein Heiligenbild hintenan. Zur zweiten Brandstelle am entgegengesetzten Ende der Dorfstrasse tragen die alten Frauen, schwarz gekleidet, einen schwarzen Hahn und führen ihn dreimal herum. Dann ergreift eine Alte den Hahn und läuft damit zum Feuer der Mädchen am anderen Dorfende, indess der ganze Haufe das Geschrei laut werden lässt: „Stirb, verschwinde, schwarze Seuche!" Dort angekommen, wirft sie das Thier in die Flammen. Die Weiber ziehen jetzt den Pflug dreimal um die Dorfgrenze. Die Ackerfurche ist heilig. Ihre Ueberschreitung rächt sich durch Tod oder Krankheit.

Ein achtunddreissig zwölfsilbige Verse langes südslavisches Bittgebet der Bauern gegen die Pest findet sich in den „Jačke ili narodne pěsme prostoga i neprostoga puka Hrvatskoga požupah šoprunskoj, mošonjskoj i želěznoj na Ugrih, skupio Fran Kurelac. U Zagrebu, 1871, S. 288 f. Jesus, die Mutter Gottes, des hl. Sebastianus, der hl. Rochus und die heilige Rosalie werden als Schutzpatrone gegen die Pest angerufen. Das Lied, wohl eines der schwächsten der ganzen Sammlung, dürfte einen katholischen Priester zum Verfasser haben. Heidnische Reminiscenzen kommen darin gar nicht vor. Aufgezeichnet wurde dieses angebliche Volkslied in Klein-Warasdorf vor etwa vierzig Jahren.

[1]) Diese Sage ist aus Slavonien. Sie wurde in Velika Kopanica in der ehemaligen Militärgrenze im Jahre 1841 von M. Stojanović aufgezeichnet. Vergl. dessen „Narodne pripoviedke" p. 208—210.

auf den Wagen setzte. Er erschrak darüber gewaltig, denn er dachte, Gott weiss was dies zu bedeuten habe. Doch das Weib beruhigte ihn: „Du brauchst nicht die geringste Furcht zu haben, führe Du mich nur getrost bis zu Deinem Hauswesen.“ — Als sie im Dorf anlangten, war schon vollends Dunkelheit angebrochen. Da sprach das Weib zu dem Bauer: „Nun gut, Du hast mich hiehergebracht, doch ich habe kein Geld, um Dir dafür zu bezahlen, aber ich will Dich ein Bild sehen lassen, komm' näher und tritt mir auf die grosse Zehe.“ — Er näherte sich ihr, trat ihr auf die Zehe und er schaute ein grausiges Bild, ganze Ströme von Blut, abgeschlagene Köpfe und todte Menschen. Hierauf versetzte das Weib: „Siehst Du dieses Schauspiel? — So wie es Dir jetzt vorgeführt wird, so wird es in kürzester Zeit hier aussehen, d'rum trachte Du mit allen Deinen Angehörigen aus diesem Dorfe fort auf mindestens drei Tagereisen weit Dich zu entfernen.“ — Und so geschah es. Er wanderte mit den Seinen aus und die Pest stellte sich nach seinem Fortgehen ein, raffte die Menschen hinweg, stachelte sie gegeneinander auf, so dass sie einander selbst hinmordeten. So kam es, dass Blut in Strömen floss, und es überall abgeschlagene Köpfe und todte Menschen gab.

Etwas vollständiger ist folgende Sage: (Bei Valjavec, p. 243.)

Als uns letztesmal die Pest aufsuchte, wohnte sie bei einem alten Weibe, das weder einen Hund noch eine Katze hatte; vor diesen Thieren hat nämlich die Pest eine besondere Furcht, ausgenommen, sie wären von Jemand mit einem Besen, einem brennenden Holzscheit oder einem Schürhaken geschlagen worden. Nach geraumer Zeit liess sich die Pest durch Jemand in ein anderes Dorf tragen, und diese Geschichte trug sich folgendermassen zu:

Es kam einmal an einem Abend ein Wanderer zu derselben alten Frau, um bei ihr über Nacht eine Herberge zu nehmen. Die Pest, die schon im ganzen Dorfe gehörig aufgeräumt hatte, beschloss ihre Reise fortzusetzen, doch da ihr kein Wagen zur Verfügung stand, um darauf zu fahren, befahl sie dem Manne, er müsse sie tragen. Er lud sie sich auf den Rücken und machte sich mit ihr auf den Weg. Nachdem er eine Weile gegangen, fragte ihn die Pest, ob sie ihm schwer scheine. Er verneinte es. Doch, sowie er das Wort aussprach, in demselben Augenblicke machte sie sich schwerer. So richtete sie mehrmals an ihn dieselbe Frage und machte sich jedesmal schwerer, so dass der Aermste jeden Augenblick umsinken zu müssen glaubte. Die Pest merkte, der Mann könne unter ihrer schweren Last kaum mehr von der Stelle — sie spielte ihm nur deshalb so arg mit, weil er fortwährend sagte, sie falle ihm nicht schwer, er getraute sich eben nicht aus Furcht die Wahrheit zu gestehen — und so forderte sie ihn auf, ein Weilchen Rast zu halten. Kaum war er wiederum ein wenig zu Athem gekommen, so warf sie sich schon wieder auf ihn, damit er sie weiter schleppe. Und wiederum fragte sie ihn fast jeden Augenblick, ob sie ihm schwer erscheine. Er verneinte es neuerdings, worauf sie sich allmälig so leicht machte, dass er schon vermeinte, er trage sie überhaupt nicht mehr. So kamen sie endlich in das Dorf, wo ihm die Pest zum Lohn dafür, dass er sie getragen, die Zusicherung gab, sie werde Niemand aus seinem Hause hinraffen. Kurze Zeit darauf gelang es den Leuten, die Pest aus dem Dorfe zu vertreiben, sie flüchtete sich an die Save. Das Wasser war ausgetreten und hatte weit und breit Alles überschwemmt, die Pest aber konnte nicht hinüber. Und sie bat einen Fährmann, der die Leute auf seinem Kahne über die Save setzte, er möge sie hinüberfahren, doch wusste sie zu ihrem Leide nicht, dass der Mann unter seinem Pelze einen Hund habe. Der Mann nahm sie ohne Weiteres in seinen Kahn auf und fing zu rudern an. Als sie sich nun in der Mitte des Flusses befanden, erwachte der Hund, erblickte die Pest und griff sie unbarmherzig an. Die Pest flehte den Mann an, er möge sie schützen, doch Alles umsonst; der Hund setzte ihr so lange zu und zerbiss sie so jämmerlich, bis sie in's Wasser fiel. Mit grosser Müh und Noth gewann sie das jenseitige Ufer und drohte ihre Wunden zu rächen, bis alle Hunde verenden. Doch, Gott sei Lob und Dank, das wird nicht so bald geschehen, denn das Hundegeschlecht vermehrt sich von Tag zu Tag immer mehr.

Verwandt mit dieser ist folgende Sage aus Dalmatien [1]):

Einst verhandelte die Pest mit einem Fährmann, der die Ueberfuhr zwischen Küstenland und einer Insel vermittelte, er möge sie allein auf die nahe Insel hinüberfahren, sie werde ihm nicht das Geringste anhaben, falls er aber kein Vertrauen in ihr Wort setze, so könne er ja in die Mitte des Schiffleins Dornen und Wachholdergesträuch legen. Um das Unheil von seinem eigenen Heimwesen abzuwehren,

[1]) Archiv za povjestnicu Jugoslavensku. B. V. (1859), p. 334.

musste der arme Fährmann nothgedrungen auf ihren Vorschlag eingehen, legte aber zur Vorsorge in die Mitte des Schiffleins Dornen, Judenstrauch und eine Wachholderstaude. Am Vordertheil liess er die Pest sich setzen, am Hintertheil sass er selbst und fing an zu rudern. Als sie sich nun auf hoher See befanden, wollte die treulose Pest den Vertrag brechen, indem sie den Versuch machte, über die Judendornen hinüberzusetzen und den Schiffer anzustecken. Doch sie stach sich gewaltig und schrie aus: „Tukadar bukadar, u Primorje nikadar“ [1]) und das sollte bedeuten: „Ueberall einmal, in's Küstenland niemals!“

Von ihrer grossen Erkenntlichkeit meldet eine andere Sage [2]):

Es war einmal ein Bauer, der fuhr einen Juden aus einem Orte in einen anderen und bedang sich von ihm als Fuhrlohn fünf Gulden aus. Der Jude gab ihm drei Rheinische Drangeld und der Bauer liess ihn auf den Wagen steigen. So kamen sie vor die Mauth und mussten ein Weilchen dort anhalten. Der Jude erlegte das Mauthgeld. Der Abend war schon angebrochen und dem Juden kam plötzlich ein Gedanke. Er forderte nämlich den Bauer auf, in's Mauthhaus hineinzugehen und dort um einige Zündhölzchen zu bitten. Arglos stieg der Bauer vom Wagen herab und begab sich zu dem Mauthner, um einige Zündhölzchen zu holen. In der Zwischenzeit trieb der Jude die Pferde an und machte sich so mit Pferde und Wagen aus dem Staube. Zwar rief ihm der Bauer nach, er soll nicht davongehen, doch der Jude kehrte sich nicht daran und warf des Bauern Sachen aus dem Wagen heraus. Dieser Bauer war aber mit einer Pest bekannt. Das traf sich nämlich so: Einst fuhr er die Pest von einer Brücke bis zu seinem Hause. Als sie dort anlangten, fragte sie ihn, was er dafür verlange. Nun wusste er nicht, dass dieses Frauenzimmer die Pest sei, und sagte, er verlange gar nichts. Hierauf entgegnete die Pest, er soll, wenn er irgendwie in eine Nothlage gerathen sollte, sich drei Haare aus dem Kopfe reissen und sie werde gleich zur Stelle sein und ihm Hilfe leisten. Da dachte der Bauer in seiner jetzigen Nothlage an die Pest und befolgte ihre Weisung. Sogleich stellte sich die Pest ein, fing den Juden und stellte dem Bauer seine Pferde und seinen Wagen zurück. Den Juden aber, sowie alle übrigen Juden, die in dem Dorfe wohnten, wo des Bauers Häuschen stand, raffte sie schmählich hin.

Man braucht der Pest nicht einmal einen Dienst zu erweisen, um sie gnädig zu stimmen, es genügt mitunter, wenn man ihrer Einladung Folge leistet.

In der Nähe von Pavlovac im Walde hauste einst die Pest. Ein Bauer fuhr auf seinem Wagen allein durch den Wald, da brach die Pest hinter dem Gesträuch hervor, schlachtete den Mann und die Pferde ab, und warf den Wagen in den Graben hinab, so dass der Wagen in Stücke zerfiel. Dann nahm sie die Halfter und die Holzstücke, trug sie zu einem nahen Baume und machte dort ein grosses Feuer an. Als sie einen Mann des Weges kommen sah, rief sie ihm zu: „Gevatter, kommen Sie doch her Fleisch essen. Ich habe eben Mann und Pferde abgeschlachtet, den Wagen zerschlagen und mit den Holzstücken ein Feuer angemacht. Die Halfter habe ich mir aufgehoben.“ Hierauf trat der Mann zu ihr hin und sie gab ihm die Halfter. Er wärmte sich nun an ihrer Seite am Feuer, ass mit ihr von dem Fleische des Menschen, den sie abgeschlachtet und kehrte dann heim. Nun würgte die Pest im ganzen Pavlovac Alles hin, nur im Hause des Letzteren gab es keinen Todten, nicht einmal einen todten Hund oder eine todte Katze.

Am liebsten hält sich die Pest auf Friedhöfen auf, und Wehe dem, der sie plötzlich aufscheucht. Sie rafft ihn ohne Erbarmen hin, ja sie verscharrt ihn sogar sorgfältig, damit sie ihn nicht mehr vor Augen habe. Darauf bezieht sich eine zweite Sage in der Sammlung Plohl Herdvigovs. Sie lautet:

Es traf sich einst, dass zu gleicher Zeit, wo die Pest auf dem Friedhofe herumging, ein Mann dort etwas zu thun hatte. Die Pest überfiel den Mann, schlachtete ihn ab und legte ihn in's Grab zu seinen übrigen Anverwandten. Am anderen Tag ging man ihn suchen, doch alles Nachforschen war vergebens. Sein Weib war vor Schmerz ganz aufgelöst und begab sich zuletzt auch auf den Gottesacker ihn suchen. Grab für Grab öffnete sie unter Beihilfe des Oheims und endlich fanden sie den Gesuchten in einem Grabe. Ihr Erstaunen war sehr gross: „Was mag ihn denn

---

[1]) Die zwei Worte: „Tukadar bukadar“ sind sonst der serbischen oder kroatischen Sprache ganz fremd und bedeutungslos. Das Volk hat sie ganz willkürlich gebildet, um die Pest als eine Fremde in ihrer Sprache sich ausdrücken zu lassen. In einer anderen Sage werden dem Teufel folgende Worte in den Mund gelegt: „Kurulunku oporunku abadi nakolinki sint“, und das soll bedeuten: „Halsstarrige Weiber sind schlimmer als der leibhaftige Teufel, und der Teufel zieht es vor, fünf tausend Jahre die Hölle nicht zu verlassen, als auf dieser Welt ein furchtloses Weib in Versuchung zu führen.“

[2]) Hrvatske narodne pjesme i pripoviedke u Vrbovcu sakupijo Rikardo Ferdinando Plohl Herdvigov. I. U Varaždinu 1868. p. 102 f.

hierher geschafft haben?“ — Schliesslich sagten sie, es könne nicht anders sein, als die Pest habe ihn erwürgt und hier verscharrt.

Es ist nicht unmöglich, dass ein Meuchelmord die Veranlassung zur Entstehung dieser Sage gebildet. Wie denn überhaupt ruchlose Subjecte zur Zeit einer Pest die Gelegenheit benützten, um zu stehlen und zu plündern. Niemand wagt es Abends die Stube zu verlassen, aus Furcht, der Gevatterin zu begegnen. Das ist dann die Wonnezeit der Diebe und Verbrecher. So entstand das Sprichwort: „Er stiehlt wie die Pest.“ (Vrgl. „Život i običaji naroda srpskoga“ von Vuk Karadžić, Wien 1867, p. 220.).

Mitunter gefällt es der „Gevatterin“ ihren Besuch anzukündigen. Doch es hält schwer, oder es ist gar unmöglich, sie um ihre Beute zu betrügen; davon erzählen folgende zwei Sagen [1]):

Es war einmal ein Messner, der läutete einst am späten Abend „Ave Maria“ und gewahrte ein scheussliches Gespenst, das auf dem Berge auf einem Karren gegen ihn zufuhr. Das Gespenst hatte einen Todtenkopf auf und ein Kreuz, und ging schnurstracks auf den Mann los. Da ergriff ihn panischer Schrecken und er rannte wie blind dem Dorfe zu, doch das Gespenst holte ihn ein, trat vor ihn und sprach: „Steh' still! Sei ausser jeder Furcht, ich bin die Pest, und thu Dir gar nichts an, nur sollst Du Morgen kund machen, dass Du beim „Ave Maria-Läuten“ die Pest gesehen, und dass ich erklärt habe, innerhalb fünf Wochen zurückzukehren und dreihundert Seelen dahinzuraffen.“ — Mit diesen Worten liess sie ihn stehen. Am nächstfolgenden Tage erzählte der Messner Alles haarklein, was er gesehen und gehört. Auf das hin wanderten die Leute aus dem Dorfe aus und kehrten nach Ablauf von fünf Wochen wieder zurück, die Pest aber stellte sich drei Tage später in der sechsten Woche im Dorfe ein. Da kamen die Leute der Reihe nach elendiglich um und im ganzen Dorfe blieben etwa fünf oder sechs Seelen am Leben.

In einem Dorfe trat eine so verheerende Rinderpest auf, dass kaum Einem oder Keinem ein Rind am Leben blieb. Ein Weib aber hatte zwei Kühe und dachte bei sich: „Am Gescheidtesten ist's, wenn ich meine Kühe da verkaufe und den Gelderlös aufhebe. Hört die Seuche auf, so kauf' ich mir andere Kühe. Warum sollt ich durch meine Kühe solchen Schaden leiden?“ Gedacht, gethan. Da besuchte sie die Rinderpest in Gestalt einer Frau und sagte: „Gevatterin, wie ich gehört habe, hast Du Deine Kühe verkauft.“ — „So ist es, ich hab' mich vor der Pest gefürchtet.“ Hierauf bemerkte hinterlistigerweise die Pest: „Freilich hast Du die Kühe verkauft, aber der Mann, dem Du sie verkauft, hat Dich betrogen.“ — „Das ist doch nicht möglich, er kann mich nicht betrogen haben.“ — Doch die Pest behauptete Stein und Bein: „Er hat Dich ganz gewiss betrogen, wenn Du es nicht glaubst, lass uns das Geld nachzählen.“ — So liess sich das Weib bereden, das Geld aus dem Kasten herauszunehmen, die Pest überzählte es, verschlang den Erlös von der einen Kuh und sagte zu dem Weibe: „Die eine Kuh hätte ich Dir ohnehin fortgerafft, Du hast sie aber verkauft, dafür habe ich Dir den Erlös verschluckt. Hilf Dir wo Du kannst, suche aber nie, Gottes Willen zu durchkreuzen!“

Charakteristisch ist die Auffassung der Rinderpest. Schon oben in der Sage vom Pfarrer Vojskec und seinem getreuen Knechte wurde mitgetheilt, auf welche Weise sie heraufbeschworen werden könne. Zumeist aber sind es alte Bettler (bogci), die aus Rache, dass man sie abgewiesen, die Pest herbeirufen. Die Rinderpest erscheint gewöhnlich in der Gestalt eines Thieres. Tritt die Pest aber z. B. als Schwein oder Ziege auf, so kommen die Schweine und Ziegen um. Das sicherste Merkmal, woran man sie erkennt, ist: 1. dass sie ganz buntgefleckt ist, 2. dass sie nur drei Füsse hat. Ich fand nur zwei Sagen, die davon erzählen. Sie lauten:

In einem Dorfe wüthete einmal furchtbar eine Rinderpest. Der Viehstand ging zusehends zu Grunde, denn es gab kein Haus, wo nicht über Nacht ein Stück verendete. Einigen Leuten im Dorfe glückte es die Pest zu sehen, und zwar gaben sie an, sie hätte die Gestalt eines Hundes. Vorzugsweise suchte sie Misthaufen auf, ging daselbst herum und muhte wie eine Kuh. Kam sie in einen Stall, sie suchte eben nur das liebe Vieh heim, so küsste sie dieses oder jenes Stück Rind, und wenn eines von ihr geküsst worden, so war es in der Früh gewiss schon verendet. Die Leute sannen fortwährend nach, wie sie dieses entsetzlichen Ungemachs los und ledig werden könnten, und so stellten sie der Pest auf den Düngerhaufen Milch hin, in der Hoffnung, es könnte dies möglicherweise von Nutzen sein. Und wirklich war das sehr nützlich und vortheilhaft, denn wo sie Milch fand, in dem Hause richtete sie keinen Schaden an [1]).

[1]) Die erstere Sage bei Valjavec, S. 244. Die letztere von demselben nach einer privaten Mittheilung.

[1]) Arkiv. B. VII., p. 252. f.

Diese Pest ging regelmässig zu einem Bauer auf die Herberge. Sie schlief immer auf der Bank am Ofen und sobald ihre Stunde schlug, entfernte sie sich, ohne den geringsten Schaden in diesem Hause angerichtet zu haben.

Einst erblickte Jemand die Pest, als sie in Gestalt eines Schweines am Ufer eines Flusses sich gelagert und dort Krebse fing. Sie starrte den Mann gross an, er entsetzte sich gewaltig, ergriff schleunigst die Flucht, indem er Alles, was er mit sich trug, gleich dort von sich wegwarf. Als er nach Haus kam, erzählte er was ihm begegnet, und alle erklärten einstimmig, das sei die Pest gewesen, und zwar die Schweinepest, denn sie hatte ganz das Aussehen eines Schweines. Und wirklich, kurze Zeit darauf gingen plötzlich schaarenweise die Schweine in jener Gegend zu Grunde [1]).

Mehr Mährchen als Sage und wieder mehr Fabel im Stile Aesops und Babrios ist das merkwürdige Geschichtchen, das uns der um die südslavische Volksliteratur unendlich verdiente Vuk Vrčević aus der Herzegowina aufgezeichnet hat [2]). Sonderbar ist es, dass hier in dieser Erzählung der gewöhnliche Name der Pest „Kuga“ nur einmal vorkommt und dafür fünfmal der fremde „Kolera“ eingesetzt ist. Es scheint aber das Fremdwort doch nicht ganz einheimisch geworden zu sein; denn, wenn die Bauern in der folgenden Erzählung die Pest ansprechen, so bedienen sie sich doch des slavischen Wortes.

In irgend einer Stadt erfuhr man, dass sich die Pest zu ihnen auf den Weg gemacht, um die Bevölkerung der Stadt hinzuwürgen. Da rüsteten sich alle waffenfähigen Männer in der Stadt und erwarteten die Pest in einem engen Passe, durch den die Pest nothwendigerweise durch musste. Da naht ein hühnengrosses Weib, ganz in Schwarz gekleidet; in der rechten Hand trägt sie ein Speer, in der linken eine Sense. Das Volk stellte an sie die Frage: „Was bist Du so zeitlich aufgebrochen, wohin lenkst Du deine Schritte und was gedenkst Du zu thun?“ „Ich will, entgegnete die Pest, in Euerer Stadt einige ihrer Bewohner hinwürgen!“ — „Zurück! donnerten sie alle wie aus einer Kehle, spannten die Gewehre und legten auf sie an. Kaltblütig versetzte die Pest: „Wenn ihr mich tödtet, so ist's um Euch und Euere Stadt gethan. Ich mache Euch allen den Garaus. Lasst ihr mich aber im Frieden meinen Einzug halten, so schwöre ich Euch bei Gottes Treu, dass ich nicht mehr als fünf von hundert hinraffe.“ Das Volk überlegte sich diesen Vorschlag und sagte nach erfolgter Verabredung zur Pest: „Wenn dem so ist, zieh denn ein, doch hüte Dich anders zu thun!“ Innerhalb zehn Tagen starben aber schon von je hundert Einwohnern zehn, worauf das Volk die Pest einfing, um sie zu tödten. Man sprach zu ihr: „Was hast Du aus uns gemacht? Du verfluchte Menschenpest! Wie mochtest Du Gottes Treu mit Füssen treten! Gott und seine Treue mögen Deinen Sinn verwirren!“ Hierauf erwiderte ihnen die Pest: „Ich habe mein Wort gehalten und ich kann Euch jeden namentlich anführen, den ich bisher hingewürgt!“ „Wie denn das? Du treuloses Geschöpf!“ rief das Volk aus, „nach unserer Abmachung hättest Du im schlimmsten Falle ihrer hundert hinmähen dürfen, es sind aber ihrer mehr als zweihundert gestorben!“ Da lachte die Pest und entgegnete: „Ich habe wohl auch nicht mehr als ihrer hundert hingewürgt, das andere hundert Menschen, die vor Schrecken gestorben sind, habe ich doch nicht zu verantworten, denn wisst, es sterben mehr an der Furcht vor mir, als an mir.“

Schlusswort: Ueberblicken wir zum Schlusse noch einmal die lange Reihe der hier mitgetheilten Pestsagen, so fallen uns zwei Hauptmomente vorzüglich in die Augen. Einerseits begegnen wir, wie einem rothen Faden, der sich durch alle Sagen hindurchzieht, der Vorstellung von der Krankheit als einer Person, als einem Krankheitsdämon, andererseits finden wir in den verschiedenen Arten und Weisen, wie man diesen Dämon abzuwehren sucht, mannigfache Erinnerungen sowohl an uralte heidnische Agrarculte, als auch an Geisterbeschwörungen, in genau erkennbarer Gestalt erhalten. Durch das Ganze wieder machen sich überall rein christliche Vorstellungen von bösen Geistern, dem Teufel und seiner Sippe bemerkbar. Ferner konnten wir eine merkwürdige Erscheinung beobachten, wie fremde Namen für einheimische allmälig in Gebrauch kommen, ohne dass dadurch die ursprünglichen Volksvorstellungen eine auffällige Schwächung erleiden würden. Hieraus lernen wir zugleich, dass religiöse Vorstellungen auf viel festerer Grundlage als die Sprache im Volksgemüthe fussen, das letztere viel leichter als erstere fremden Einflüssen weicht. Die eigentliche geistige Anschauung eines ganzen Volkes geht nur sehr langsam unter. Um einen vollständigen Umschwung hervorzubringen, dazu bedarf es eines jahrtausendelangen Zersetzungsprocesses.

[1]) Arkiv. B. VII., p. 253.

[2]) Narodne basne. Skupio ih po Boki, Crnojgori, Dalmaciji a najviše po Hercegovini Vuk vitez Vrčević. Drag. Pretner u Dubrovniku 1883.

Alte Gräber in Bosnien und der Herzegowina.

Von

Dr. Moriz Hoernes.

Als ich vor meinen Reisen in Bosnien und dann vor der Publication ihrer Hauptergebnisse (in den Sitzungsberichten d. k. Akad. d. Wiss., XCVII. Bd., S. 491—612; XCIX. Bd., S. 799—946; ein Nachtrag in den Mitth. der Centr.-Comm. f. Kunst u. hist. Denkm. VIII N. F. S. 19 ff.) nach den aphoristischen und mannigfach versteckten früheren Nachrichten über alte Gräber in jenem Lande Umschau hielt, ist mir ein Aufsatz in einem der älteren Jahrgänge dieser Mittheilungen (II 274 f.) leider entgangen; ich würde sonst die Gegend zwischen Čista und Lovrica, wo nach den Reisebemerkungen des Fürsten Saphieha slavische und prähistorische Alterthümer so zahlreich den Wanderer begleiten, nicht unbesucht gelassen haben. Ein zweites Mal sind bosnische Gräber auf dem Laibacher Congresse der Anthropologischen Gesellschaft zur Sprache gekommen; und wenn derselbe Gegenstand nunmehr zum dritten Male in diesen Blättern erwähnt wird, geschieht es lediglich in der Absicht, durch einige bisher unverwerthete Abbildungen dem Leser die Anlage und Ausstattung grosser Begräbnissplätze aus der Zeit der nationalen Autonomie Bosniens (1376—1463) anschaulich vor Augen zu stellen. Zu diesem Zwecke theile ich mit:

a) (Orientirungsskizze zu *b* und *c*) Lage der Gräber von Zeleni-polje auf dem Wege von Rogatica nach Višegrad. (Fig. 33.)

b) Plan der grösseren Gräberstätte von Zeleni-polje. (Fig. 34.)

c) Plan der kleineren (südwestl.) Gräberstätte daselbst. (*a*—*c* nach den Aufnahmen des Herrn Hauptm. Bar. Löffelholz vom Inf.-Reg. Nr. 8.) (Fig. 35.)

d) Tumbaförmiger Stein bei Gačko. (Fig. 36.)

e) Sarkophagförmiger Stein bei Gačko. (Die andere Schmalseite mit etwas abweichender Decoration, s. Sitzb. d. k. Akad. XCIX, 825 f. 5.) (Fig. 37.)

f) Tumbaförmiger Stein bei Vrtpolje, Bezirk Ljubinje. (Fig. 38.)

g) Denkmal auf der Bjela-Rudina zwischen Bilek und Gačko. (Fig. 39.)

h) Sarkophagförmiger Stein bei Avtovac unweit Gačko. (Fig. 40.)

i) Stelle bei Bujakovina, Bezirk Foča. (Die Inschrift der vierten Seite, s. Sitzber. l. c. 836 f. 7.) (Fig. 41.)

j) Sarkophagförmiger Stein der grösseren Gruppe von Zeleni-polje. (Fig. 42.)

k) Tumbaförmiger Stein bei Vrtpolje, Bezirk Ljubinje. (Fig. 43.)

l) und *m)* Gruftplatten bei Prača. (Fig. 44 u. 45.)

n) Halbversunkener sarkophagförmiger Stein unweit Rogatica. (Fig. 46.)

o) Sarkophagförmiger Stein mit Seiten- und Unterplatte bei Ladjevine, Bezirk Rogatica. (Fig. 47.)

p) Sarkophagförmiger Stein bei Zubanj zwischen Rudo und Čajnica. (Fig. 48.)

q) Gruftplatte bei Lipa, Bezirk Livno. (Fig. 49.)

r) (α u. β) Langseiten eines tumbaförmigen Steines auf Zimje-polje zwischen Mostar und Konjica. (Fig. 50.)

s) Gruftplatte ebendaselbst. (Fig. 51.)

t) Stirnseite eines sarkophagförmigen Steines, ebendaselbst. (Fig. 52.)

u) (α—γ) Drei Seiten eines sarkophagförmigen Steines auf dem Podvelež ober Mostar. (Fig. 53.)

v) Tumbaförmiger Stein bei Stolac. (Fig. 54.)

w) und *x)* Gruftplatten bei Stolac. (Fig. 55 u. 56.)

y) (α—γ) Drei Seiten eines sarkophagförmigen Steines auf Dabar-polje zwischen Stolac und Nevesinje. (Fig. 57.)

(Die Skizzen von *r*—*y* verdanke ich freundlicher Mittheilung des Herrn Hauptmannes Baron Handel-Mazzetti.)

Die Grabsteine *d*—*i*, *k* und *q*—*y* liegen in der Herzegowina, die übrigen in Bosnien. Man erkennt wohl sofort, dass sich die herzegowinischen Steine durch figurale Darstellungen und architektonische Motive der Decoration von den bosnischen, welche überhaupt seltener und dann nur mit ornamentalen oder emblematischen Sculpturen verziert sind, unterscheiden. Auch dieses Verhältniss, das die enorme Masse der Denkmäler weit deutlicher ausspricht, kann die hier mitgetheilte Nachlese noch illustriren.

Die höhere geistige Regsamkeit des Herzegowiners gegenüber dem indolenten Bosnier — hervorgerufen durch stärkere Beimischung illyrischen

Blutes — dann der unverkennbare Einfluss spätrömischer und romanischer Bau- und Bildkunst, dem die Herzegowina kraft ihrer Lage und Configuration offener stand, als das nur lose mit dem Küstengebiet verknüpfte Bosnien, erklären zur Genüge den Vorzug der südöstlichen Repräsentanten dieser Denkmälerclasse. Um aber, im Anschluss an die mitgetheilten Proben, wenigstens Grundlinien zu einem Culturbilde, wie es sich aus der grossen Masse der altbosnischen Gräber mit Leichtigkeit ergibt, zu ziehen, darf ich nicht bei diesen Proben stehen bleiben; ich lege der folgenden summarischen Darstellung das ganze gleichartige Material, wie ich es auf meinen Reisen kennen gelernt und zum grössten Theil schon in den Eingangs citirten Berichten veröffentlicht habe, zu Grunde.

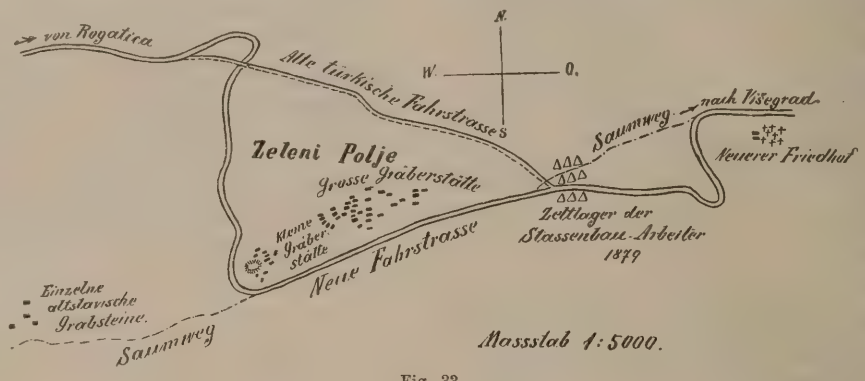


Fig. 33.

Ueber den Culturzustand Bosniens vor der türkischen Invasion geben die urkundlichen Geschichtsquellen wie immer nur ungenügenden Aufschluss, und von den sonstigen Zeugen sind es im Wesentlichen die alten Grabsteine, denen wir einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben der autonomen Bevölkerung am Ausgange des Mittelalters verdanken. Die Zerstörungslust und Beutegier der türkischen Eroberer und ihrer Lehensmänner, der einheimischen Renegaten, liess nur wenige tektonisch reiche oder aus edlem Material geformte Werke auf uns kommen. Auch war es nicht Sitte, den Todten Gegenstände des Schmuckes oder Gebrauches in die Gräber mitzugeben, so dass Ausgrabungen unter den alten Grabsteinen nur schätzbares osteologisches Material zu Tage fördern. Doch sind uns einzelne Arbeiten der Kleinkunst erhalten, welche beweisen, dass Darstellungen und Ornamente, wie wir sie jetzt nur mehr auf Grabsteinen häufiger finden, auch zum Schmuck von allerlei Geräthschaften aus Holz und Metall verwendet würden. Die Doppelspirale und das Zickzack-Ornament mit rautenförmig gemusterten Dreiecken, uralte Motive, die hauptsächlich an prähistorischen Arbeiten bemerkt werden, finden sich in Bosnien ebenso an mittelalterlichen, wie an recenten Holz- und Metallgefässen, und andere, meist Pflanzen-Ornamente, die wir an den Grabsteinen als Nachbildungen spätrömischer Muster erkennen, spielen noch heute in der bosnischen Kunstindustrie eine Rolle. Bei der Stabilität, mit welcher sich Zustände, die wir auf anderen Gebieten als vorgeschichtliche treffen, in Bosnien noch jetzt fortpflanzen, ist die Entfernung von 4—5 Jahrhunderten so gering, dass wir jene Züge der Kunst und des Lebens, die eine Verwandtschaft mit den Darstellungen der alten Grabsteine bekunden, unbedenklich in's Mittelalter, ja noch weiter zurück, versetzen dürfen.

Fig. 34. Grössere Gräberstätte von Zeleni-polje.

Mit Hilfe dieser Voraussetzung finden wir in Bosnien während des Mittelalters eine slavische Bevölkerung von sehr geringem Bildungsgrad und äusserst unentwickelten geistigen Fähigkeiten. Von der grossen Masse, die den unteren Ständen angehörte und dem Christenglauben treu blieb, lässt sich kaum mehr sagen, als dass sie in primitivster Weise des Lebens Nothdurft gewann und mit schwachen Mitteln Einiges zur bescheidenen Ausschmückung des Daseins beitrug. An vorgeschichtliche, nicht an

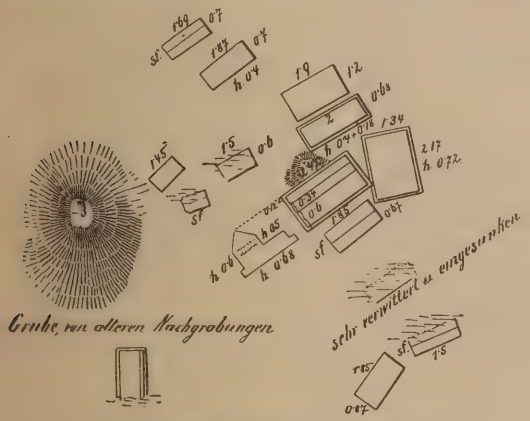


Fig. 35. Kleinere Gräberstätte von Zeleni-polje.

mittelalterliche Tradition denkt man zunächst beim Anblick der Geräthschaften, deren sich die ländliche und niedere städtische Bevölkerung Bosniens noch heute bedient: ihrer Pflüge, Wagen, Mühlen, Geschirre u. s. w., die sammt und sonders zu den merkwürdigsten Objecten anthropologischer Betrachtung gehören, wie aus einigen Beispielen, die ich im vorigen Jahrgange dieser Mittheilungen (XII, S. 88) gegeben habe, ersichtlich ist.

Fig. 36. Gačko.

Nationaler und zeitgemässer entwickelt war das Leben und Treiben des niederen Adels, der, wie seine vertürkten Nachkommen, die bekannten Begs und Agas, als geniessender Theil der Bevölkerung dicht über dem arbeitenden im ganzen Lande verbreitet war. Von seinen Sitten und Gewohnheiten, von dem „Geiste“ dieses Standes, der ihn naturgemäss in den Schoss des siegreichen Islam führte, geben die alten Grabsteine, ausschliesslich seine Denkmäler, ein ziemlich treues Bild.

Wenn man absieht von dem formgebenden Einfluss des Abendlandes, der um so stärker war, auf je tieferer Culturstufe die Empfangenden standen, so erscheinen auch die eingeborenen Edlen Bosniens im Mittelalter als rohe Wilde, nur so hoch über dem arbeitenden Volke stehend, als nach ihren Begriffen

Fig. 37. Gačko.

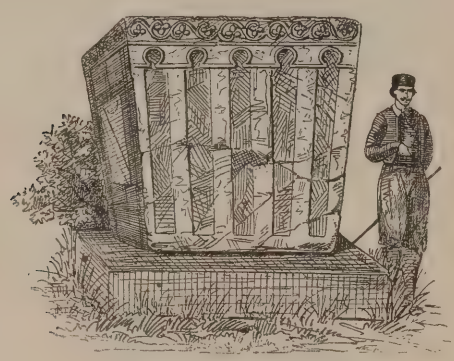
das ungebundene Jägerleben, welches sie führten, die gemeinen Beschäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht überwog. Nach unserer Anschauung stehen sie freilich eben dadurch auf einer niedrigeren Stufe als die misera plebs ihres Zeitalters, was auch ihre Gleichgiltigkeit gegen das Religionsbekenntniss, ihr fast ausnahmsloser Uebertritt zum Islam, deutlich genug ausspricht.

Wenden wir uns nun zum Beweismaterial für diese harten Anklagen, zu den stolzen Denkmälern ihres ritterlichen Lebens und Todes! Die Gleichgiltig-

Fig. 38. Vrtpolje.

keit gegen religiöse Ideen, von welchen doch das christliche Mittelalter so gierig zehrte und reichen Lebensinhalt gewann, zeigt sich recht unwiderleglich in der Form und Ausstattung der bosnischen Adelsgräber. Kein frommer Gedanke findet hier seinen Ausdruck; weder inschriftlich noch bildlich kündet die kolossale Mehrheit der Steine, dass hier Christen

einer frohen Urständ entgegenruhen. Inschriften sind überhaupt höchst selten und zeugen, wo sie vorhanden sind, von dem beschränkten oder rohen Geist ihrer Urheber. Es steht meist nur: „Hier liegt . . .“ und der Name des Todten, etwa noch „auf seinem Grund und Boden“, der ebenfalls benannt wird, und endlich die Namen Derer, die ihm das Denkmal gesetzt, mit Angabe ihres Verwandtschaftsgrades. Einmal heisst es: „Hier liegt Radovan Rakojević. Verflucht wer hier begraben wird, ausser von seinem



Fig, 39. Bjela-Rudina.

Stamme.“ Auf den Grabsteinen von Ladjevine (s. Fig. *d*) steht einmal: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Hier liegt der Vojevode Miotoš mit seinem Sohne Stephan (und seinen Gefährten), die ihn, als er lebte, bedienten, und als er starb, in's Grabtuch wickelten sammt Lebensmitteln . . . . . und den gnädigen Fürsten Paul und den Erzvojevoden Miotoš . . . . . sie begruben ihn hier über dem edlen Ban Vlatko Vlačević und über

Fig. 40. Avtovac.

dem Jovo“; dann, auf dem dahinterliegenden Steine: „. . . . . ć, der keine Nachkommen hinterliess, weder Sohn noch Bruder . . . . und den gnädigen Fürsten Paul, der im Grabe des vorgenannten Vlatko.“ Ferner auf dem grössten Grabstein der südwestlichen Gruppe von Zeleni-polje (s. Fig. *c*): „Im Namen des Vaters u. s. w. Hier liegt Glubača, Vojevode onv Miotoš . . . . . .“ Es liegt hier nahe, allerlei Folgerungen zu ziehen, die ich dem Leser überlasse.

Auf den unbeschriebenen Monumenten ist Alles, was in verhältnissmässig seltenen Fällen den christlichen Charakter des Grabes wahrt, ein kleines Kreuz, in irgend einen Winkel des Steines eingehauen und überdies gern durch mannigfache Verzierung und Verzerrung zu einem blossen Ornament oder ordenähnlichen Schmuck entstellt. Auch sind es zumeist die minder prunkvollen Denkmäler, welche diese Erinnerung an den Glauben des Begrabenen tragen; weit öfter findet sich Halbmond und Stern, die hier nicht als Glaubenssymbol, sondern als nationale Wappenzier anzusehen sind. Am häufigsten erscheint mit diesen oder andern Sinnbildern gepaart die

Fig. 41. Bujakovina.

einfache Bezeichnung des ritterlichen Standes: das Schwert, oder Schwert und Schild. Die beiden letzteren werden oft von einer Figur gehalten, die, wenn sie männlich ist, wohl den todten Ritter vorstellt, wenn sie jedoch weiblich ist, verschiedene Deutungen zulässt. Manchmal findet sich ein geharnischter Arm mit geschwungenem oder zur Erde gesenktem Schwert, eine Reminiscenz an das Landeswappen, welches Czar Stephan Dušan (1343) der serbischen Provinz Primorje gegeben. Halbmond und Stern (in kurzem Schilde), welche gleichzeitig der Provinz Bosnien ver-

Fig. 42. Zeleni-polje.

liehen wurden, schmücken oft auch den ritterlichen Schild und erscheinen einmal als Feldzeichen an einer Stange befestigt. Der Schild wird von dem Führer einer Reihe tanzender Männer und Frauen getragen, ebenso der Kranz, welcher, unstreitig als Siegeszeichen, zu den gebräuchlichen Gräberzierden gehört. Ueber dem Haupt einer männlichen Figur, die ihre Hände zu den Schläfen erhebt, schwebt ein Kranz. Auf einem schildförmig zugehauenen Stein

sehen wir eine kleine Figur, die im Tanz begriffen scheint und mit der Rechten einen Kranz erhebt, während sie die Linke in die Hüfte stemmt. Eine Frau, die ein gesatteltes Pferd führt, streckt einen Kranz, offenbar dem heimkehrenden Sieger, entgegen, die Darstellung ist leider nicht ganz erhalten. Häufig sind Kränze allein, ein Schwert zwischen Kränzen, Blumen u. dgl. Andere Symbole haben einen minder klaren, vielleicht heraldischen Sinn, wie das Hackenkreuz und das Pentagramma, Kleeblätter, Rosetten,

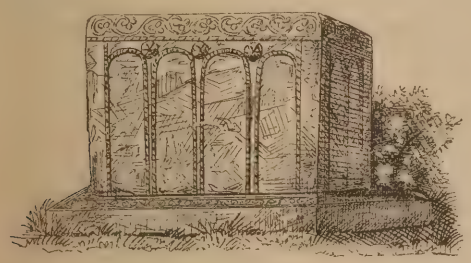


Fig. 43. Vrtpolje.

Lilien und räthselhafte Linearfiguren. Hieher gehören endlich die ausgeführten Wappenbilder, fabelhafte Thiergestalten und Fratzengesichter, welchen meist antike Elemente zu Grunde liegen.

Soviel von der kürzeren symbolischen Ausdrucksweise dieser Grabreliefs. Die ausführlichen Darstellungen aus dem Leben des alten bosnischen Adels ergänzen das Charakterbild desselben ganz nach der im Obigen sinnbildlich angedeuteten Richtung: Krieg, Jagd und geselliges Vergnügen sind die Hauptvorgänge, die wir da in zahlreichen ermüdenden Wiederholungen einförmig geschildert sehen.

Fig. 44. Prača.

Eigentliche Kampfscenen sind selten und stellen, wie in der serbischen Heldendichtung, meist nur Zweikämpfe dar. Oft sehen wir den zum Auszuge gerüsteten Ritter zu Fuss oder zu Ross, einmal den aus der Schlacht heimkehrenden Helden zu Pferd, die Lanze schwingend und ein zweites erbeutetes Pferd am Zügel führend. Nächst den Waffen sind überhaupt Pferde die Lust dieser, mit vollem Recht ihren Namen führenden Cavaliere, wie ihrer muhammedanischen Nachkommen, denen ein gutes Ross über Alles geht. Sonst würden wir nicht auf einem Grabstein von Sargform jeglichen Schmuck vermissen, bis auf die Darstellung eines gesattelten und gezäumten Pferdes oder an einer Gruftplatte nichts als drei hintereinander laufende Pferde abgebildet sehen. Neben dem Pferde ist der Jagdhund das Lieblingsthier des bosnischen Ritters und wird mit jenem zugleich oft neben seinem Herrn abgebildet. Beritten, mit Speer oder Bogen, einem oder mehreren Hunden voran, sehen wir in zahlreichen Reliefs den adeligen Waidmann hinter einem gewaltigen Hirsch oder anderem

Fig. 45. Prača.

Gethier des Waldes herjagen; aber auch zu Fuss, mit oder ohne Hund, Schleuder oder Bogen führend, verfolgt er das Wild oder tritt ihm aus dem Hinterhalt entgegen. Beliebt scheint auch die Falkenbeize gewesen zu sein.

In gleichem Ansehen wie das Jagdvergnügen stand die gesellige Lust des Tanzes. Der nationale südslavische Reigen, Kolo, erscheint in endlosen, meist unförmlich rohen Wiederholungen auf unseren Grabsteinen. Theils wird er von Frauen allein, theils von Männern und Frauen, wobei Männer den Zug beginnen und schliessen, ausgeführt. Auf einem der abgebildeten Reliefs (s. Fig. 36) geht ein Flötenspieler

Fig. 46. Rogatica.

dem Zuge voran, auf einem andern (Fig. 53, α) tanzen vier Frauen zwischen zwei Männern. Mit Jagd und Turnier gepaart zeigen diese Darstellungen, dass nur eine heitere Form ritterlicher Unterhaltung gemeint ist; ernsteren Sinnes, als Siegesfeier mit Kranz und Schild, haben wir den Reigen schon erwähnt, und dass es auch einen Grabesreigen gab, der „umgekehrt“ geführt wurde, wissen wir aus den südslavischen Heldenliedern. Er mag wohl meistens gemeint sein, wenn Frauen allein rings um den Grab-

stein sich die Hände reichen; gerade diese ungemein häufige Darstellung ist oft von einer solchen Flüchtigkeit und Plumpheit, dass mehr als bei den andern das Typische all dieser Reliefscenen hervorleuchtet. Die Todtenklage um den Verstorbenen wird einige Male durch weibliche Figuren mit klagend emporgestreckten Armen angedeutet. Interessant ist eine Gruftplatte mit Kreuzen und Halbmonden an der oberen und zwei seitlichen Flächen, durch die Darstellung der beiden anderen Seitenwände. Zu Füssen des Todten, der mit über der Brust liegenden Armen ruht, sitzt ein Vogel, offenbar der Kukuk, den wir

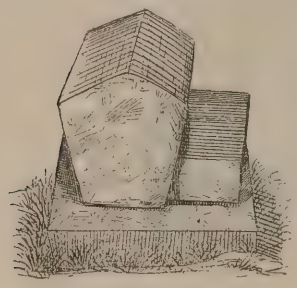


Fig. 47. Ladjevine.

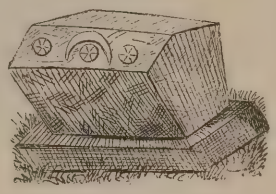


Fig. 48. Zubanj.

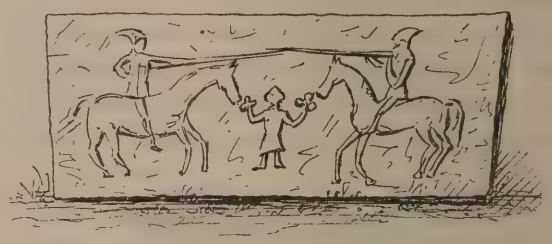
aus serbischen Volksliedern als Todtenvogel der Südslaven kennen und den die Serben noch jetzt auf ihre Grabsteine setzen. Auf der anstossenden Schmalseite hebt eine kleine weibliche Figur zwischen zwei grossen Sternen klagend die Arme empor. Die beiden Sterne mahnen ebenfalls an serbische Trauerlieder, in welchen die Gattin oder Schwester eines Getödteten

Fig. 49. Lipa.

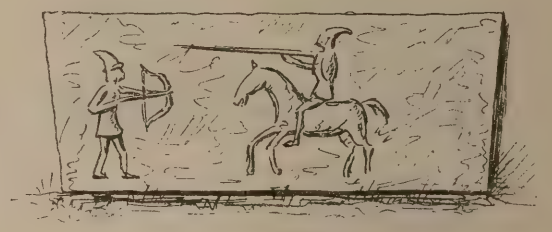
mit den Sternen des Nachthimmels klagende Zwiesprach hält.

Reiten, Jagen und Tanzen, in diesen wenigen Worten resumirt sich das Leben des bosnischen Ritters, wie wir es aus den alten Grabsteinen kennen lernen. Gute Pferde, schöne Waffen und junge Weiber, das sind noch heute die Ingredienzien zur Glückseligkeit des Bosniers von altem, vortürkischem Adel. Die Kehrseite der Medaille zeigt uns eine traurige Ideenarmuth, einen öden Stumpfsinn gegen höhere Interessen als jene den ehrwürdigen Namen schändende „Freiheit“, worunter die gesetzlose Ungebundenheit des Wilden gemeint ist.

Wir haben noch von der äusseren Form jener Denkmäler, von der Kunststufe, auf welcher sie stehen, ihrer Anzahl und Verbreitung, sowie von ihrem Ver-



α



β

Fig. 50. Zimje-polje.

hältniss zu anderen Kunstwerken des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, die wir in Bosnien treffen, kurz zu sprechen.

Die Formen der Denkmäler sind einfach: Platten, hohe viereckige Blöcke (Tumben) und sarkophagförmige Steine. Durchwegs massiv und meist von bedeutender Grösse, imponiren sie mehr durch ihre

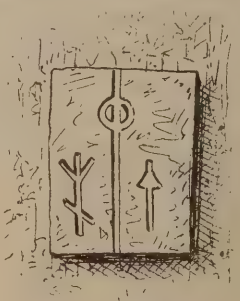
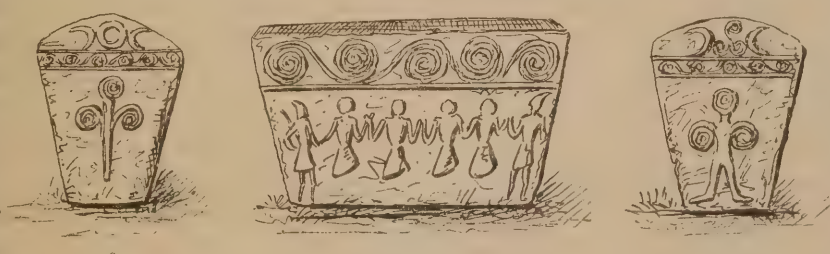


Fig. 51. Zimje-polje.

Fig. 52. Zimje-polje.

Wucht und ihre Dimensionen, als sie durch tektonische Gliederung bemerkbar sind. Mannshohe Blöcke gehören nicht zu den Seltenheiten; die Gruftplatten erreichen manchmal den Umfang von vier und mehreren Quadratklaftern. Nur die geologische Beschaffenheit des Karstkalkes, aus dem solche Denkmäler wie von selbst herauswachsen, an drei und mehr Seiten von der Hand der Natur hinreichend glatt vorgearbeitet, erklärt die massenhafte Aufstellung und die oft extremen Dimensionen dieser kahlen und rohen Monolithen. Platten und Blöcke

ruhen meist auf einer breiteren Basis, mit der sie oft aus einem Stücke gehauen sind. Nicht selten stehen zwei Steine auf einer Unterplatte oder ein Monolith ist derart gegliedert, dass er drei Theile: Unterplatte, grösseren und kleineren Grabstein aus einem Stücke darstellt (s. Fig. 47). Es dürften dies Doppelgräber sein. Selten ist ein Aufbau aus mehr als zwei Steinen. Doch kommen auch solche dolmenartige Grabmäler vor, durchgängig dagegen die Verjüngung aufrechter Steine nach unten. Die sargförmigen Blöcke zeigen statt der geraden meist leise nach auswärts geschwungene Curvenlinien. Neben den Gruftplatten stehen oder standen manchmal hohe, plumpe Steinkreuze mit einer eigenthümlichen, in Kreuz und Knauf endenden Cannelüre, die auch an aufgerichteten Platten bemerkt wird. Die sarkophagförmigen Steine und hohen Blöcke tragen, besonders in der südlichen Herzegowina, ungemein häufig Pilaster oder Halbsäulen mit Blindbögen, in deren Zwickel Rosetten oder Herzen angebracht sind (s. Fig. 37 u. 43). In dieser architektonischen Gliederung verräth sich der Einfluss des an der nahen Küste herrschenden romanischen Baustils. Die ungeheure Mehrzahl der Steine,



β α γ

Fig. 53. Podvelеč.

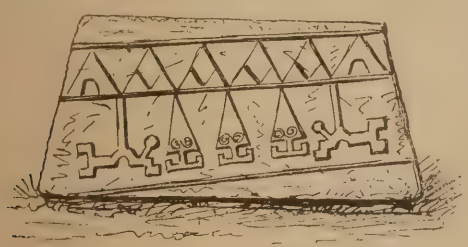


Fig. 54. Stolac.

besonders im nordöstlichen Theile Bosniens, ist ohne jede Sculptur oder Inschrift.

Die Steine liegen theils vereinzelt, theils in kleineren oder grösseren Gruppen beisammen, meist auf erhöhten Punkten, kleinen Hügeln oder höheren flachen Kuppen. So imposant ein isolirtes grösseres Denkmal, dessen Dimensionen in einer öden Gegend durch Augentäuschung noch riesiger erscheinen, auf den Nahenden wirkt, so ergreifend ist der Anblick eines der ausgedehnten Gräberfelder mit seinen schier zahllosen, verwitterten und bemoosten, umgestürzten, schief geneigten oder in die Erde gesunkenen Steinen von den verschiedensten Formen und Grössen mit einzelnen, kaum erkenntlichen Inschriften und halbverlöschten, fremdartigen, hochalterthümlichen Sculpturen. Oeffnet man eines der Gräber, so findet sich entweder unmittelbar unter dem Stein eine aus Bruchsteinen ohne Anwendung von Mörtel gemauerte Gruft mit den Resten mehrerer (2—7) Leichen, oder ca. 1 m. unter der Erde eine auf Steinplatten zusammengefügte niedere Kiste, in welcher die Gebeine eines oder mehrerer Todten, in letzterem Falle neben oder übereinander ruhen. So stolz auch manchmal die Reliefsculpturen der Grabsteine von der Wehrhaftigkeit und dem ritterlichen Prunk des bestatteten Helden prahlen — bei seiner Leiche findet sich kein Schmuck- oder Waffenstück, ja nicht einmal die Reste eines Gewandes, golddurchwirkte Fetzen, wie sie in anderen Gräbern aus jener Zeit oft genug erhalten bleiben. Die Stelle der Gruft oder Steinkiste versehen oft ein paar morsche Bretter, welche schräg über der Leiche an die Wand des Grabes gelehnt sind, und so den Körper nothdürftig gegen die

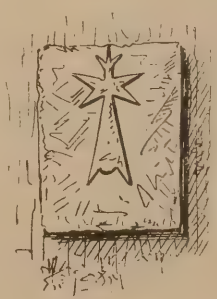


Fig. 55. Stolac.

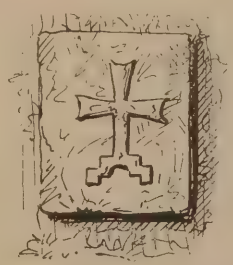


Fig. 56. Stolac.

unmittelbare Berührung mit der Erde schützten. Auch diese innere Armuth der Gräber zeugt von einer trübseligen Gemüthsleere jener Generation, die um den Kaufpreis ihrer Jagdgründe, Marställe und Waffensäle den Väterglauben dahingab.

Die Anzahl der in Bosnien und den angrenzenden Gebieten (Herzegowina, Süddalmatien, Montenegro, Serbien) vorhandenen Denkmäler dieser Classe wage ich nicht entfernt festzustellen. Tausende derselben sind vor 1878 zerschlagen und verbaut, aber Tausende seit diesem Jahre gesprengt und als Schotter

auf die Strassen geworfen worden. Und noch sind gewiss an Hunderttausend übrig, vielleicht doppelt so viel, kaum weniger. Ich habe unzählbare Massen dieser Steine in allen Theilen der Herzegowina und Bosniens (mit Ausnahme der Posavina) gefunden und in meinen Berichten zum ersten Mal umfassende Mittheilungen über dieses Vorkommen gemacht. Der Leser möge sich gegenwärtig halten, dass durchschnittlich nur auf jeden hundertsten Stein eine Sculptur oder Inschrift fällt, und dass die unedirten Abbildungen, welche ich ihm heute vorlege, nur eine kleine Nachlese bilden!

Ueber den Kunstcharakter oder Stil der besprochenen Sculpturen enthalte ich mich jeder weitläufigen Auseinandersetzung unter Hinweis auf die beigegebenen Skizzen. Wenn man tief in vorgeschichtliche Zeiten zurückgreifen muss, um analoge Culturverhältnisse, wie bei der ländlichen Bevölkerung Bosniens zu finden, so heisst es „weit in's Weite gehen", etwa nach Peru oder Central-Amerika, wenn wir ähnliche Kunstleistungen anderer Völker mit diesen bosnischen Arbeiten aus der Zeit der Kunstblüthe des Mittelalters vergleichen wollen. Technisch und stilistisch stehen diese bosnischen Arbeiten in nächster Verwandtschaft sowohl zu den Kalksteinplatten der Burggräber von Mykenä als zu den aus gleichem Material geformten Reliefstelen der Certosa von Bologna. Von ersteren vielleicht durch drei, von letzteren durch nahezu zwei Jahrtausende geschieden, bekunden sie doch in jedem Zug einen ähnlichen Ideengehalt und dieselbe Stufe künstlerischer Ausbildung wie jene pelasgischen und etruskischen Werke. Alle drei, zeitlich so weit von einander getrennte Erscheinungen haben überdiess noch den gemeinsamen Charakter einer rohen localen Nachbildung und äusserlichen Verbindung von auswärts entlehnter Einzelformen, die in unorganischer Weise auf eine primitive sepulcrale Technik übertragen wurden. Und doch ist der Einfluss des christlichen Mittelalters mit seinen äusseren Lebensformen auf die Cultur Derer, welchen diese Denkmäler gelten, unverkennbar, — unverkennbar selbst die Nachwirkung antiker Vorbilder in diesen barbarischen Entstellungen.

β α γ

Fig. 57. Dabar-polje.

Es gibt in Bosnien eine Reihe stattlicher Bauwerke und Ruinen, welche gern für die autonome Vorzeit des Landes in Anspruch genommen werden. Es ist jetzt erwiesen, dass sie mit Unrecht für Zeugen jener vortürkischen Cultur angesehen werden. Aus der Türkenzeit stammen: die berühmte Narentabrücke in Mostar, erbaut 1596 unter Sultan Soliman II., die sehr ähnliche Bregavabrücke zwischen Počitelj und Metković, erbaut 1517 von Mustafa-Pascha, Sandschak von Bosnien, die schöne Narentabrücke in Konjic, erbaut von Ahmed Sokolović, die zerstörte Drinabrücke von Goražda, 1518 mit Hilfe ragusanischer Arbeiter von Mustafa-Pascha von Ofen, und die erhaltene bekannte von Višegrad, 1577 von Mehemed Sokolović erbaut. In's sechzehnte Jahrhundert fällt die Errichtung der prachtvollen Karavanserai's an den Brücken von Goražda und Višegrad, jetzt in Ruinen liegend, die zum ersten Male von mir aufgenommen wurden. Viel früher, aber von Italienern gebaut sind die schönen Burgen in Glamoć und Jaice mit den Resten stolzer Kirchen und Paläste, um nur zwei hervorragende Beispiele anzuführen. In Mletci (Venedig) werden auch die schönen Waffen gefertigt, mit welchen nicht nur die altbosnischen Edelleute, sondern auch die späteren Helden der nationalen Volkspoesie so gerne prunken. Venedig prägt die Münzen der serbischen Czaren und der bosnischen Könige. Wie weit Erzeugnisse echt italienischer Kunst in Bosnien eindrangen, zeigt der reiche Gräberfund, den Dr. F. v. Luschan auf der Ravna Trešnja südlich von Tuzla gemacht hat. Allerdings kamen die interessanten Gegenstände desselben mit einer fremden Colonie in's Land, wie die Racenmerkmale der erhaltenen leiblichen Reste beweisen.

Eine eigenthümliche Stellung zur Hauptmasse der bosnischen Grabsteine nimmt ein bei Dolnji Zgošča (Bezirk Visoka) jüngst gefundenes tumbaförmiges Denkmal ein, dessen Abbildung in den Mittheilungen der Central-Commission f. Kunst- u. hist. Denkm. erscheinen wird. Der Grundform, den hauptsächlichen Decorationsmotiven und gewiss auch der Zeit nach schliesst es sich eng der ganzen Classe dieser Denkmäler an, aber an Reichthum und Fein-

heit der Ornamente, an Schönheit und Deutlichkeit der figuralen Darstellungen übertrifft es sie so sehr, dass man dreist sagen kann: sein Kunstwerth wiegt den aller übrigen Steine miteinander auf. Die Ausführung dieses trefflichen Monumentes verdanken wir unzweifelhaft den kunstgeübten Händen eines abendländischen Bildhauers, der hier, seinem stricten Auftrage folgend, in einem Meisterwerke gezeigt hat, was man durch Veredlung auch aus einem rohen Stile machen kann.

Der anthropologischen Forschung im strengeren Sinne muss es überlassen bleiben, die Uebereinstimmung archäologischer und culturgeschichtlicher Wahrnehmungen mit den Resultaten craniologischer und ethnologischer Studien, wozu die geschilderten Gräber reichliches Material geliefert haben, nachzuweisen. Ich beschränke mich darauf, gezeigt zu haben, welchen Geist die nationalen Kunstleistungen Bosniens im Mittelalter verrathen, und was sich sonst aus ihnen schliessen lässt.

Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882.

Nach brieflichen Mittheilungen des Musealcustos

Carl Deschmann.

(Mit einer Tafel.)

I. Das Zwetescher Gräberfeld bei Watsch und die dortigen zwei Tumuli.

Schon bei den in früheren Jahren vorgenommenen Recognoscirungen in der Umgebung von Watsch konnte man die Ueberzeugung gewinnen, dass nicht blos am Slemschekberge oberhalb Klenik eine ausgedehnte Gräberstätte bestanden, sondern dass auch in der weiteren Fortsetzung des dolomitischen Bergrückens gegen den Heiligenberg an der Südseite der Berglehne in der Urzeit Leichenbestattungen stattgefunden haben. Längs dem Fahrwege von Klenik gegen Zwetesch kommen an mehreren Stellen tumulusartige Erhöhungen vor, wo mehrmal von den Bauern Schätzegrabungen versucht worden waren. Es wurde daher Herr Schulz mit der Aufgabe betraut, weitere Nachforschungen in der besagten Strecke anzustellen.

Es gelang ihm, eine recht interessante Stelle in der dem Bauer Klinz von Klenik gehörigen Hutweide, Perklanjovc genannt, zu constatiren. Sie liegt links vom Heiligenberger Fahrwege nach einer scharfen Biegung desselben, westlich von dem aus einigen wenigen Häusern bestehenden, ganz nahe befindlichen Dorfe Zwetesch. Die Aufdeckungen daselbst dauerten vom 19. Juni bis 7. Juli. Schon in den ersten Tagen war ihr Resultat ein befriedigendes. Ueberall kam man in mässiger Tiefe auf Sandsteinplatten, welche der Neogenformation angehören, wie diese im Markte Watsch noch jetzt zu Tage tritt, während sie weiterhin meist schon in Verwitterung übergegangen ist und einen fruchtbaren Boden zurückgelassen hat. Die aufgedeckte Fläche am Perklanjovc hatte 40 Schritte in der Länge und etwa 20 Schritte in der Breite. Der Abraum, aus Dolomitschutt und Walderde bestehend, war knapp ober dem Fahrwege bei anderthalb Meter, weiter oben nur 0·7 M. mächtig. Die Zahl der vorgekommenen Deckplatten betrug im Ganzen bei 60—70, während am Gräberfelde des Slemscheker Bergabhanges über 250 Steinplatten vorgekommen waren. Keinerlei tumulusartige Erhöhung bezeichnete das Gräberfeld am Perklanjovc. Zu den Deckplatten am Slemschek wurden fast durchwegs Kalke der triasischen Formation verwendet, und wo neogene Sandsteine angetroffen wurden, konnte man reichlicher Funde unter denselben sicher sein. Obschon am Perklanjovc die Decksteine durchgehends aus neogenen Sandsteinplatten bestanden, so erwiesen sich doch die Funde unter ihnen nur als sehr spärlich. Zuweilen bedeckten sie nur ein Paar kleine Urnen, oder es lagen darunter blos Holzkohlen in einer Aushöhlung zu einem Häuflein angesammelt, worin gar keine Menschenknochen vorkamen. An einigen Stellen waren kleine Urnen mit Bruchsteinen umstellt und ruhte auf der Höhlung eine Steinplatte. Auch kuppelartige Wölbungen, aus übereinandergelegten Bruchsteinen bestehend, kamen vereinzelt vor, mit einer auf dem Boden befindlichen Urne. Die Beigaben in den Urnen dieses Grabfeldes waren sehr karg, meist zerbrochener Eisenschmuck, nur wenige stark beschädigte Bronzefibeln stammen von solchen Begräbnissstellen her. Hervorzuheben

ist nur eine in vielen zerbrochenen Stücken aufgefundene massive Schlangenfibel mit paarig gestellten, auf kurzen gebogenen Stielen sitzenden knospenartigen Enden am Buge (siehe Fig. 58). Formen in dieser Grösse kamen auch in Tersišče bei Zirknitz vor (siehe Fig. 59), und waren Miniaturfibeln dieser Form in St. Margarethen, sowie am Magdalenenberge bei St. Marein vertreten. Die Fibel war schon bei der Leichenverbrennung dem Todten zerbrochen beigegeben worden.

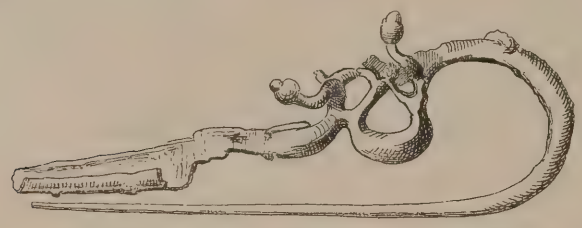


Fig. 58. ½ nat. Gr. Restaurirte Fibel von Zwetesch.

Auch auf diesem Leichenfelde zeigte es sich, sowie auf jenem von Slemschek, dass die ohne Verbrennung bestatteten Leichen mit viel reicheren Beigaben ausgestattet wurden, als der in den Urnen verwahrte Leichenbrand. Die ganzen Leichen, wovon etwa 20 ausgegraben wurden, lagen meist ohne Deckplatte in gleicher Tiefe wie die Urnen; meist untermengt mit den Resten derselben. Für einzelne tiefer gelegene, mit einer Steinplatte überdeckte Leichen war in dem dolomitischen Untergrunde eine sargartige seichte Höhlung ausgegraben worden. Die

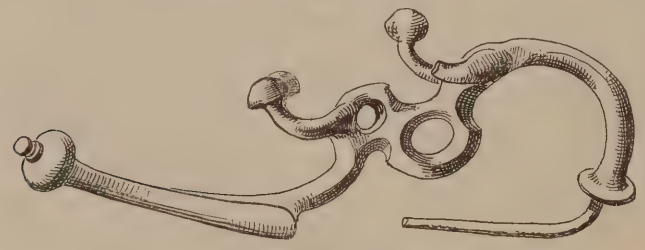


Fig. 59. ½ nat. Gr. Fibel von Tersišče bei Zirknitz.

Lage der Leichname war die allgemein übliche, nämlich der Kopf gegen Ost, die Füsse gegen West gerichtet. Die meisten Leichname hatten keine Schmuckgegenstände bei sich, wohl aber befand sich bei jeder entweder zu den Füssen oder an der Seite in der Hüftengegend eine Urne, neben welcher in der Regel eine Eisenlanze oder ein gekrümmtes Messer lag.

Von besonderen Vorkommnissen sind nachfolgende erwähnenswerth:

Ein kurzes, nur 37 cm. langes eisernes Schwert mit stumpfwinkelig angesetztem eisernen Griff, eine Art Faschinenmesser. (Fig. 60). Es lag zur Seite einer Leiche, die Klinge steckt in einer hölzernen Scheide, welche mit sehr dünnem, meist in kleine Bruchstücke zerfallenem Bronzeblech belegt ist, an dessen Aussenseite, wie dies aus einem grösseren Fragmente zu ersehen ist, Figuren von sehr correct gezeichneten Steinböcken in Tremolirstich eingravirt sind. (Fig. 61.) Am oberen Schneidenende der Scheide sind zwei starke Bronzeringe angenietet, an denen mittelst eines Wehrgehänges dieses Waffenstück getragen wurde.

Aus einem anderen Leichengrabe rührt ein gekrümmtes, etwas längeres Eisenmesser her, dessen

Fig. 60. ¼ nat. Gr.

Griff mit einem ovalen, nach oben sich erweiternden, aus mehreren aufeinander passenden Beinplatten bestehenden Ansatz geziert ist.

Bei einer anderen Leiche kamen am Kopfe beiderseits an den Gehörknochen zwei Ohrringe aus Bronzeblech mit Schliessen vor, sowohl in Form als Grösse mit den im ersten Fundberichte über die Watscher Begräbnissstätte [1]) auf Tafel 6, Fund X angeführten übereinstimmend.

Die reichsten Beigaben trug eine am oberen Ende in einer Tiefe von 0·5 Meter gelegene Leiche. Auf

[1]) Deschmann und v. Hochstetter, Prähistorische Ansiedelungen und Begräbnissstätten in Krain. Denkschr. d. math.-nat. Cl. d. kais. Akad. d. Wiss. Bd. XLII. Wien 1879.

der Brust hatte sie drei Fibeln, von denen die auf der linken Brustseite gelegene Bogenfibel mit vielen Anhängseln behangen ist (Tafel XIV). Sie hat am Bügel ein kleines Vögelchen sitzen, auf ihrer in die Nuthe eingelegte Nadel ist ein Ring eingeschoben, er trägt an zwei Mittelstücken, eines von quadratischer, das andere von triangulärer Form, mehrere Anhängsel, darunter ein halbkreisförmiges und zwei längliche viereckige Stücke, an denen sich auf Kettchen angehängt kleine Doppelbleche befinden, welche im Anschlagen mit den gegliederten langen Klöppeln, die ebenfalls von einem Zwischenstücke herabhängen, viel Geräusch verursachten. Die flachen Blechstücke dieser Anhängsel sind mit eingeschlagenen Kreisen, mit Buckeln und Punkten verziert. — Diese mit Anhängseln versehene Fibel erinnert an jene Typen, welche in Sacken's Werke über das Gräberfeld von Hallstatt auf der Tafel 12 bis 15 abgebildet sind.

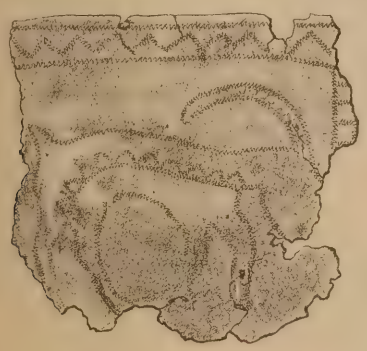


Fig. 61. $^3/_4$ nat. Gr.

Auf den Armknochen der besagten Leiche befanden sich je zwei bronzene Armringe, in der Halsgegend lagen Bernsteinperlen und neben denselben die überall mit dem Bernsteinschmuck zugleich vorkommenden sehr schmalen Bronzespiralen mit zwei Windungen. Dieselben dürften wohl nur als Schliessen für den mittelst Schnüren an ihnen hängenden Bernsteinschmuck zu deuten sein. Am Schädel befanden sich beiderseits in der Nähe der Ohren aus verziertem Bronzeblech bestehende, mit Schliessen versehene Ohrringe, in dieselben reihenweise eingehängt waren je zwei dünne Bronzespiralen von anderthalb Umgang, mit den oberwähnten Schliessen des Bernsteinschmuckes übereinstimmend.

Der Schädel dieser Leiche ist sehr gut erhalten, von dolichocephalem Charakter. Auch ein zweiter, ziemlich gut erhaltener Schädel vom nämlichen Typus rührt von diesem Grabfelde her.

Die bei den Leichen und sonst im Grabfelde zerstreut vorgekommenen Fibeln sind meist von der Form der schlangenförmig gebogenen Drahtfibel, der Nachen- und der Armbrustfibel.

Die Gleichartigkeit der Funde an dieser Gräberstätte mit jener am Slemschekberge berechtiget uns, dieses Gräberfeld, das man nach der in dessen Nähe befindlichen Ortschaft Zwetesch das Zwetescher Gräberfeld nennen könnte, in eine und die nämliche Periode mit jenem zu stellen. Bemerkenswerth ist die Gesteinsbeschaffenheit der leicht zu bearbeitenden Deckplatten, sowie die mindere Reichhaltigkeit dieser Gräberstätte an Bronzeschmuck, namentlich der völlige Mangel der sogenannten Watscher Knotenfibel aus Eisen und Bronze.

Nachdem die weiteren Nachgrabungen an dieser Stelle keine Deckplatten mehr zu Tage förderten, schien es angezeigt, die beiden Tumuli unmittelbar vor der Ortschaft Zwetesch aufzudecken, an denen schon öfters Schatzgräber herumzuwühlen begonnen hatten; auch der Volksschullehrer Peruzi hatte daselbst ohne Erfolg gegraben.

Nach getroffener Vereinbarung mit dem Eigenthümer derselben, Bauer Smogor von Zwetesch, wurde der zunächst an dessen Behausung befindliche Tumulus abgegraben, dessen Kuppel eine tiefe Einsenkung, von den früheren Nachgrabungen herrührend, zeigte. An der Nordseite des Hügels kamen massenhafte Fragmente von Thonurnen mit hohem hohlen Fuss, von lichtrother Färbung, jedoch so schlecht gebrannt vor, dass sie bald ganz zerfielen, die meisten trugen Graphitverzierungen. Der Typus einer zur Hälfte erhaltenen solchen Urne ist identisch mit jenem der Urnen von Golasecca; auch im Riesentumulus bei Hrastje nächst St. Marein kam eine ganz gleiche vor. Von gewöhnlichen schwarzen Urnen wurden zehn Stück ausgehoben, drei davon ziemlich gut erhalten.

In dem zweiten, neben diesem südlich gelegenen Tumulus lagen mehrere Leichen, die meisten ohne Beigaben, bei einer kamen Ohrgehänge, Bernsteinperlen, vereinzelte Fibeln, darunter eine schöne vollkommen erhaltene Glasfibel vor, deren apfelgrüner, mit hervorragenden Warzen besetzter, in der Länge hohler Glaskörper an der Bügelkrümmung eines einerseits zu einer federnden Nadel ausgezogenen, anderseits zu einer Nuthe gehämmerten Drahtes eingeschoben ist. Dieses schöne Fundstück stimmt bis auf die Färbung des Glases mit der vor drei Jahren in Slemschek von einem Hirten gefundenen Glasfibel von prachtvoller tiefblauer Färbung überein. Ein zweites, sehr defectes Stück trägt noch Fragmente des Glaskörpers am Bronzedrahte.

Bei dieser Gelegenheit wurde eine Probeschürfung in dem imponirenden länglichen Tumulus, Krtina genannt, ausser der Ortschaft Zwetesch rechts von dem nach Heiligenberg führenden Fahrwege vorgenommen, auf den ich in der mit Hochstetter gemeinsam herausgegebenen Abhandlung über die prähistorischen Begräbnissstätten in Krain auf S. 27 aufmerksam gemacht habe. Es zeigte sich alsbald, dass dieser Hügel keine Begräbnissstätte gewesen sei, er ist wohl aus dolomitischem Schutt zusammengetragen, allein es fehlen ihm die charakteristischen Kohlen und Thonscherben.

Zum Abschlusse der Nachgrabungen auf dem Watscher Plateau machte Schulz noch Probeschürfungen am Abhange des Slemschekberges in der Nähe jener Stelle, wo Hochstetter im Jahre 1881 reiche Urnenfunde gemacht hatte und im Frühjahre 1882 die bronzene Situla zu Tage gekommen war.

An einer Stelle rechts von dem auf den Slemschek führenden Hohlwege gelangte man in einer Tiefe von 8 Schuh auf eine riesige hohlklingende Steinplatte, welche die Arbeiter nicht von der Stelle zu rücken vermochten; sie hatte, wie es sich später bei der mit Dynamit vorgenommenen Sprengung herausstellte, eine Dicke von 41 cm. und mochte bei 20 bis 25 Centner gewogen haben. Die aus der Platte herausgesprengte Oeffnung genügte, um eine darunter befindliche Riesenurne, das grösste Stück, welches das Laibacher Museum aus Watsch besitzt, unversehrt herauszuheben, sie enthielt nur bis zu ein Drittel Leichenbrand und gar keine Beigaben. In der Aushöhlung befanden sich neben ihr noch zwei kleinere Urnen, die durch die Erschütterung, wenn nicht schon früher, zertrümmert worden waren.

Ferner wurden noch an anderen Stellen des Südabhanges des Slemschekberges Probenachgrabungen vorgenommen, unter Anderem dort, wo vor etlichen Jahren der prachtvoll patinirte Bronzehelm von einem Hirten ausgegraben worden war und nunmehr ein Neubruch angelegt ist. Auch hier zeigten sich Bronze- und Kohlenreste, ferner weiter am Bergabhange ober dem Wege nach Heiligenberg, gegenüber der rechts unten in einer Mulde entspringenden, an Wassermolchen reichen Quelle, auch dort kam man auf Kohlenreste.

Die Einstellung der Arbeiten in der Umgebung von Watsch erfolgte am 19. Juli.

Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen.

Von

Franz Heger.

(Mit 5 Tafeln.)

„Soll für die Alterthumskunde aus den Alterthümern ein wahrer Gewinn erwachsen, so hilft es nicht, die gefundenen einzelnen Stücke abgerissen und ohne Verbindung zu beschreiben, — hilft es nicht, einzelne Alterthümer blos als vorhanden der Welt vor Augen zu stellen, — sondern es muss eine Gräberkunde gegeben werden. Erst wenn dem Forscher sowohl die Gestalt und der Bau eines bestimmten, actenkundig nachweislichen Grabes nach seinem Aeussern und Innern, als auch eine möglichst genaue Darstellung der Lage und eine vollständige Ansicht des gesammten, wenn auch vergangenen und zertrümmerten Inhalts eines Grabes vor Augen liegt, — und ihm dann womöglich ganze Reihen von Gräbern verschiedener Art mit ihrem gesammten Innern zur Vergleichung zu Gebote stehen: erst dann kann er sich erlauben, die Alterthümer zur Alterthumskunde zu benutzen.“ (Lisch: Vorwort zum Friderico-Francisceum.)

Einleitung.

Beim Baue der Eisenbahnlinie Leitmeritz-Tetschen der österreichischen Nordwestbahn wurde im Jahre 1872 wenige Minuten nördlich von dem am rechten Elbeufer gelegenen Dorfe Libochowan bei der Aushebung eines Materialgrabens ein Urnenfeld aus vorgeschichtlicher Zeit entdeckt. Anfangs schenkte Niemand dem Vorkommen Aufmerksamkeit, so dass viele der zu Tage geförderten Gefässe von den Bahnarbeitern zertrümmert, andere wieder verschleppt wurden. Endlich wurde der Bauleiter dieser Strecke, Herr Ingenieur Funke, darauf aufmerksam; er liess einige dieser Gefässe sammeln und gab dem Urnenfeld den nicht ganz unrichtigen Namen eines „Heidenfriedhofes“, welche Bezeichnung seither auch von den Landleuten angenommen wurde. Durch ihn wurde der im Herbste 1877 verstorbene, um die böhmische Alterthumsforschung verdiente Dr. Födisch in Leitmeritz von diesen Funden verständigt; derselbe legte auch eine kleine Sammlung der hier gefundenen Gefässe an, und veröffentlichte über das Vorkommen einen kleinen Aufsatz in der „Leitmeritzer Zeitung“,

sowie eine Notiz in den Mittheilungen des Vereines für Gesch. der Deutschen in Böhmen (XII. Jahrg., 5. Heft).

Die Kunde von diesen Funden kam auch nach Wien und Dr. O. Lenz von der k. k. geologischen Reichsanstalt begab sich auf Veranlassung des Freiherrn von Andrian-Werburg im Mai 1873 an Ort und Stelle, um selbstständige Ausgrabungen vorzunehmen. Die Funde kamen an das Museum der Wiener Anthropologischen Gesellschaft [1]), wo sie auch zur Exposition derselben auf der Wiener Weltausstellung gelangten. Im Sommer 1875 liess auch der Mineralienhändler Mennert aus Aussig auf eigene Kosten nachgraben; die gefundenen Gefässe kamen in verschiedene Hände, die meisten wanderten nach Deutschland.

Während jedoch bei den bisherigen Nachgrabungen nur auf einzelne ganze Gefässe gesehen wurde, und die zu einem Grabe zugehörigen Fundstücke nicht beisammenbehalten wurden, hatten die Ausgrabungen des Verfassers [2]) im März 1878 hauptsächlich den Zweck, die ganzen Gräberfunde, wie sie sich vorfanden, als solche beisammen und von einander getrennt zu halten, um dann seinerzeit im naturhistorischen Hofmuseum in derselben Art und Weise, wie sie gefunden wurden, wenigstens zum Theil aufgestellt werden zu können.

Zu dem Ende wurde alles, was bei einem Grabe vorkam, sorgfältig gesammelt und zusammengehalten, Skizzen über die Lage und Stellung der Urnen gemacht, um darnach eine möglichst naturgetreue Darstellung des Vorkommens zu ermöglichen.

Im folgenden Abschnitte sind die Lage des Urnenfeldes und die näheren Verhältnisse desselben, sowie die Anordnung der als Funde bezeichneten Einzelngräber beschrieben. Als Erläuterung dazu dienen die beigegebenen zwei Planskizzen Fig. 63 und 64. Der nächste Abschnitt bringt eine eingehende Beschreibung der einzelnen Gräber, welche der Reihe nach fortlaufende Nummern tragen, die in der Weise aufeinanderfolgen, als sie gefunden wurden. Die Abbildungen der Funde sollen nicht nur ein Bild der verschiedenen Gefässformen und der an denselben vorkommenden Verzierungen, sondern auch einen Begriff davon geben, wie dieselben angeordnet waren und in welchem Verhältniss die verschiedenen Gefässformen auftreten [1]).

1. Lage des Urnenfeldes und Anordnung der Gräber.

Allgemeines über den Inhalt derselben.

Nördlich von Lobositz verlässt die Elbe das Flachland, um das böhmische Mittelgebirge und das darauffolgende Elbsandsteingebirge in einem durch seine Naturschönheiten ausgezeichneten Thale zu durchfliessen. Bei ihrem Eintritte in dieses Thal, unterhalb des durch seinen Weinbau berühmten Ortes Gross-Černosek, werden ihre Ufer durch hart an dieselben herantretende Gneisswände begrenzt. Hier hat sich der Fluss im Laufe der Zeiten seinen Weg durch das aus der Tiefe auftauchende altkrystallinische Plateau — dem Gegenflügel, der in seinem östlichen Theile in die Tiefe gesunkenen und von den mächtigen Schichten des Quadersandsteines überdeckten alten Massen des Erzgebirges — gebahnt. Auf diesem Plateau liegt westlich von der Elbe der kegelförmige Lobosch, ein Ueberrest jener grossartigen vulkanischen Thätigkeit, deren Schauplatz ein grosser Theil von Nordböhmen während der jüngeren Tertiärzeit war. Zur rechten Seite des Flusses ragen die Gneissfelsen steil empor, oben verräth ein doppelter Wall sammt Graben die Lage eines uralten befestigten Punktes; das ist der im Munde des Volkes durch manche Sage verherrlichte Berg Hradek, auf dem der Sage nach eine alte Burg gestanden haben soll. Von dieser Anhöhe gegen Norden schauend, blickt man in das sich hier muldenförmig erweiternde Elbthal. Der Fluss durchschneidet diese Thalweitung an ihrem westlichen Rande. Oestlich von der Elbe steigt das Land allmälig an; ein Bergkranz umgibt dasselbe in halbkreisförmigem Bogen, dessen nördliches und südliches Ende steil gegen die Elbe abfällt, einerseits in dem aus schönen Basaltsäulen aufgebauten Deblik-Berge [2]), andererseits in dem schon

[1]) Darüber findet sich eine Notiz von Dr. F. v. Luschan im 3. und 4. Hefte der „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ vom Jahre 1878, p. 82, nebst einer Tafel mit 8 abgebildeten Gefässen.

[2]) Die Kosten dieser Nachgrabungen trug zum grössten Theile das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien, dessen Sammlungen die gefundenen Objecte auch einverleibt wurden; die Anthropologische Gesellschaft in Wien leistete dazu einen Beitrag von 150 fl. ö. W.

[1]) Die wenigen, bei diesen Ausgrabungen gefundenen Beigaben aus Bronze und Eisen sind bei den einzelnen Funden abgebildet.

[2]) Der Gipfel des Deblik ist künstlich geebnet und mit Steinwällen umgeben; auch sollen hier vor Jahren alte Topfscherben gefunden worden sein. Jedenfalls ist es ein in prähistorischer Beziehung bemerkenswerther Punkt, vielleicht ein Opferplatz oder ein Ort der Gottesverehrung der ehemaligen heidnischen Landesbewohner. Wocel leitet den Namen von dem slavischen Djbljk her, d. h. Abgott, Hausgötze. (Siehe dessen „Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde“. Prag, 1845.)

erwähnten Hradek. Es ist dies ein schönes Stück Erde, ein einziger grosser Obstgarten, dessen Fruchtbarkeit die Wohlhabenheit der Bewohner dieser Gegend bedingt.

Der kleine Ort Libochowan liegt in der Mitte dieser Mulde, gegenüber der Staatsbahnstation Praskowitz. Die Elbe, im Süden durch die Enge unterhalb Černosek, im Norden durch den Deblik wie an zwei Punkten festgehalten, hat bei dem Durchfliessen dieser etwa 6 Kilometer langen Strecke Gelegenheit, ihr Bett zu erweitern, was bei den öfters vorkommenden hohen Wasserständen Veranlassung zur Bildung kleiner sumpfiger Strecken oberhalb des Ortes Libochowan gibt. Unterhalb desselben macht sich auf dem rechten Ufer ein kleiner Steilrand von wechselnder Höhe bemerkbar. Derselbe ist an der Stelle, wo er unserem Urnenfelde am nächsten liegt, etwa 10 m. hoch, und erlaubte den einstigen Bewohnern dieser Gegend, ihren Begräbnissplatz in geringer Entfernung vom Flussufer anzulegen, denn der Bahnkörper, auf einem Theile des Urnenfeldes liegend, ist hier nur etwa 25 m. von dem rechten Elbeufer entfernt.

Die Linie der Nordwestbahn, ebenfalls durch die zwei Fixpunkte des Hradek und Deblik festgehalten, macht einen sanften Bogen, indem sie den hinteren Theil des Ortes Libochowan durchschneidet; sie nähert sich nördlich desselben wieder der Elbe, an deren rechtes Ufer sie weiterhin unmittelbar herantritt. Von Libochowan aus steigt das Terrain ganz sanft gegen die Gehänge des Deblikberges an; diese ganze Flur führt den Namen Werowen. Etwa fünf Minuten vom Nordende des Ortes liegt auf dieser Flur unser Urnenfeld, grösstentheils auf dem Felde des Libochowaner Bauers Kratkei, dicht an der östlichen Seite der Nordwestbahn, etwa 130 m. nördlich vom Wächterhause Nr. 303. Nichts verräth von Aussen dessen Vorhandensein; nicht einmal kleine Unebenheiten des sanft gegen den schon erwähnten Steilrand der Elbe abdachenden Bodens lassen sich erkennen.

Die Ausdehnung des eigentlichen Urnenfeldes ist keine sehr bedeutende. (Siehe Fig. 63.) Die Fläche, auf welcher die nebeneinander liegenden Gräber gefunden wurden, beträgt beiläufig 1200 □ m., und zwar bildet sie ein Rechteck von etwa 40 m. Länge (Nord-Süd) und 30 m. Breite. Das Urnenfeld scheint durch die bisher vorgenommenen Ausgrabungen ziemlich erschöpft zu sein, denn gegen die Ränder des Untersuchungsgebietes hin wurden die Funde immer seltener und ärmer. Man findet zwar noch ziemlich weit in der Umgebung Scherben auf den Feldern; dieselben scheinen aber theils zertragen zu sein, theils rühren sie von einzelnen isolirten Gräbern her, die man beim Ackern oder beim Setzen von Obstbäumen fand. Gegen Westen hin ist das Urnenfeld durch die Nordwestbahn begrenzt, bei deren Bau der westliche Theil desselben durchschnitten wurde; jenseits derselben wurde nichts mehr gefunden. Um nun die Ausdehnung gegen Nord und Ost zu constatiren, wurden ausser den drei eigentlichen Fundgräben (I, IV und VI) noch vier Untersuchungsgräben (II, III, V und VII) in einer Entfernung von

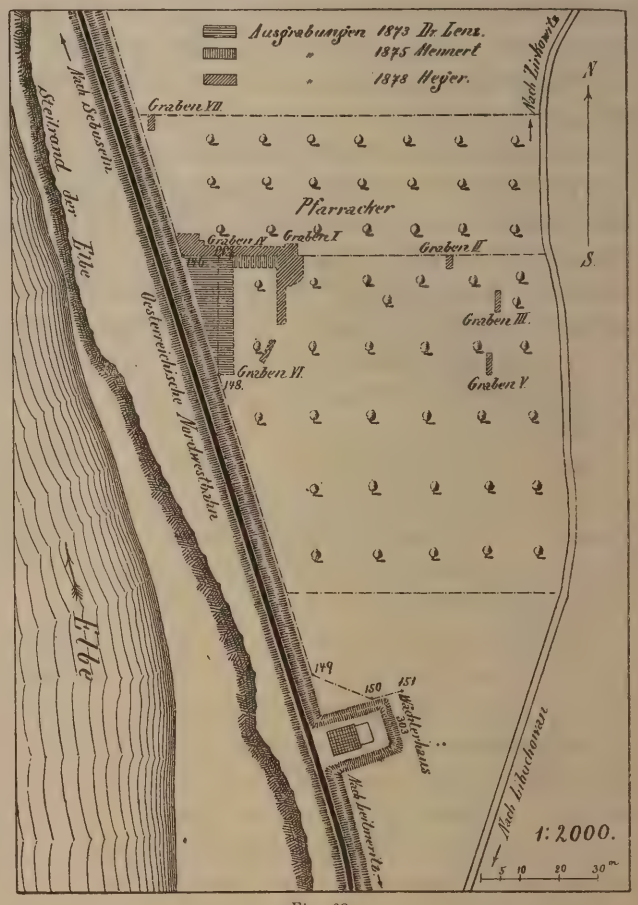


Fig. 63.

30—50 m. von dem äussersten Fundvorkommen gemacht, dabei aber keine Spur aufgefunden, welche vermuthen liess, dass sich das Urnenfeld bis in eine solche Entfernung erstreckt. Der Besitzer des Grundes, auf dem die meisten Funde gemacht wurden, der schon einmal erwähnte Kratkei, kannte die Ausdehnung desselben ziemlich genau; er hatte dieselbe bei dem Setzen der Obstbäume, mit welchen hier die Aecker allenthalben bepflanzt sind, kennen gelernt.

Der Grund, auf welchem das Urnenfeld liegt, gehört drei verschiedenen Besitzern. Der westliche

Theil ist Eigenthum der Nordwestbahn (zwischen den Grenzsteinen 146, 147 und 148); daran stösst im Osten das Feld des Bauers Kratkei und im Norden von demselben der zur Libochowaner Pfarre gehörige Acker, den wir der Kürze halber im Folgenden den „Pfarracker" nennen wollen. Der erste Theil wurde von Dr. Lenz im Jahre 1873 vollständig durchgraben, ebenso ein daranstossender Streifen des Kratkei'schen Feldes. Ein Haupthinderniss für die vollständigere Ausbeutung des Urnenfeldes bildete ein sehr grosser Birnbaum, der seine Wurzeln weithin erstreckt, und der den Anschluss an die Nachforschungen des Dr. Lenz unmöglich machte. Im Norden von demselben, anstossend an den Pfarracker, liess der Aussiger Mineralienhändler Mennert einen etwa 10 m. langen und 2—3 m. breiten Streifen mit Erfolg untersuchen. Es war das Gerathenste, die Nachforschungen an die vorhin erwähnten gegen Osten und Norden anzuschliessen, was durch die Ziehung eines Längsgrabens (Nr. I Nord-Süd) und eines Quergrabens (Nr. IV West-Ost) geschah, die sich auch beide als ergiebig erwiesen. Im Süden wurde noch ein Graben (Nr. VI) gezogen, der aber geringere Resultate lieferte, als die beiden vorhergehenden.

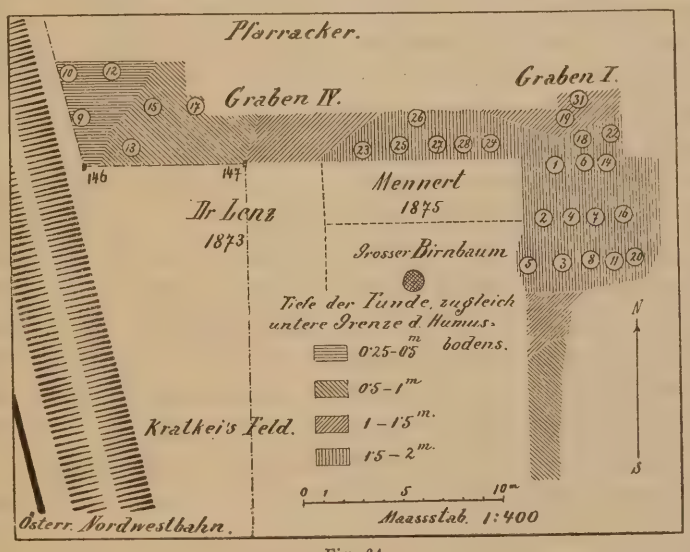


Fig. 64.

Der Boden besteht aus einem äusserst fruchtbaren schwarzen Humus von variabler Mächtigkeit (0·5 bis 2·5 m.), der nur stellenweise in seinen tieferen Lagen mit etwas Sand gemischt erscheint; darunter folgt ein gelber, etwas sandiger Letten. Nirgends zeigt sich eine Spur von Geschieben oder Flusssand, welche darauf schliessen liessen, dass die Elbe früher bis hieher gereicht hätte, was sich schon aus der Höhenlage des Urnenfeldes, die 16—18 m. über dem Mittelwasserspiegel der Elbe beträgt, ergibt.

Das Vorhandensein der Gräber verräth sich immer durch die dieselben umgebenden und auch mitunter darübergelegten Steine. Jedes Grab ist von einem kreisförmigen, mehr oder weniger weiten Steinkreise umgeben und öfters findet sich eine Art Steinsetzung auch zwischen den einzelnen Gräbern. Die Tiefe derselben steht mit der Mächtigkeit der Humusschichte in gewissem Zusammenhange, denn fast immer finden sich die Gräber etwas oberhalb der hier ziemlich scharfen Grenze zwischen Humus und Letten. Unterhalb derselben ist nichts zu finden; wir haben es also blos mit einer einzigen Schichte von Gräbern zu thun. Die Tiefenlage ist nun sehr variabel; sie ist im Westen am geringsten, wo sie bei 0·25 m. beginnt und wächst von da an continuirlich gegen Osten, wo sie nahezu 2 m. erreicht. In Fig. 64 ist dieses Verhältniss durch vier verschiedene Schraffirungen ersichtlich gemacht. Diese gleichmässige Lage für sich allein würde schon für das gleiche Alter und die Zusammengehörigkeit aller hier gemachten Funde sprechen, wenn dies nicht aus anderweitigen, gewichtigeren Gründen ausser allem Zweifel stünde

Das Urnenfeld gehört zu dem Typus der Flachgräber mit Beisetzung in Urnen. Die einzelnen Gräber sind reihenweise angeordnet und zwar scheinen dieselben in zwei nebeneinander liegenden Reihen zu alterniren. Die Richtung der Reihen ist fast genau west-östlich, also senkrecht zur Elbe. Die Reihenfolge war ursprünglich wohl ununterbrochen; die vorgefundenen Lücken haben wohl ihren Grund in den verschiedenen Nachgrabungen, denn an solchen Stellen zeigten sich nur einzelne Scherben, die verschiedenen Gefässen angehörten. Die Entfernung der einzelnen Gräber in einer Reihe ist keine bedeutende; sie schwankt zwischen 0·25 und 0·5 m. und steigt nur selten über 1 m. Der Zwischenraum ist meist durch Steine ausgefüllt. Die Entfernung der einzelnen Reihen von einander ist schon beträchtlicher, indem dieselbe 0·75 bis 1·25 m. beträgt; hier fehlen die den Zwischenraum ausfüllenden Steine, oder dieselben kommen nur zerstreut vor.

Ausserhalb des eigentlichen Urnenfeldes fanden sich schon zu verschiedenen Malen hie und da einzelne isolirte Gräber vor und zwar erstrecken sich dieselben nach den Aussagen Kratkei's fast über sein ganzes Feld gegen Süden bis nahe an das Wächterhaus. Eine nähere Untersuchung der Umgebung ergab immer zum Resultate, dass sie isolirt

lagen. Diese einzelnen Funde sind äusserlich meist sorgfältiger ausgestattet; die Grabumfassung besteht nicht mehr aus einfachen Steinen, sondern aus ganz schönen Platten des hier flussaufwärts vorkommenden Plänerkalkes (dem sogenannten „Gallner Stein“ der Bauern); dieselben umschliessen das Grab regelmässig nach allen Seiten, und eine grössere Platte bildet meist den oberen Abschluss.

Jedes Einzelngrab (auch als Grabfund oder einfach Fund bezeichnet) ist von dicht aneinanderschliessenden Steinen umgeben; die Unterlage wird meist durch eine Steinplatte gebildet. Frei in der Erde stehende Gräber ohne Steinumfassung kamen nicht vor. Die Steine, die dazu verwendet wurden, sind vorherrschend der im Norden (am Deblik) und an verschiedenen anderen Punkten vorkommende Basalt, meist in unregelmässigen, rundlichen oder kantigen Stücken von 2—20 Kg. Schwere, aber auch in kleinen Säulen und Platten; ferner Gneiss und Phonolith, meist in Platten als Unterlage oder zum Ueberdecken verwendet. Der Gneiss kommt am Hradek vor; der Phonolith musste aus grösserer Entfernung herbeigeschafft werden. Endlich finden sich auch Trachytstücke, die ihrem Aussehen nach vom Marienberge bei Aussig herstammen müssen.

Die Steinumfassung war möglichst nahe an die Urnen herangerückt, was der Erhaltung derselben nicht zu grossem Vortheile gereichte; namentlich waren es aber die mitunter darüber gelegten Steine, welche den ohnehin schwachen, weil wenig gebrannten Gefässen sehr schädlich wurden. In der Mitte dieses Steinkreises stand, häufig auf einer Steinplatte, die eigentliche Graburne (oder Begräbnissurne [1]), und rings um dieselbe in mehr oder weniger kreis- oder halbkreisförmiger Anordnung [2]), oft auch ganz unregelmässig, befanden sich die Beigefässe (auch Ceremonienurnen nach Berendt [3]), weil dieselben meist Speisen und Getränke, die dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben wurden, enthielten, oder zu anderen ceremoniellen Zwecken dienten.

Die Graburne enthält immer unten die verbrannten und zerkleinerten Knochen (Brandknochen ohne Urne wurden nie vorgefunden); auf denselben liegen die spärlichen Beigaben, meist ein, höchstens zwei Stücke; dieselben fehlen aber in vielen Fällen ganz. Es sind kleine Bronzegegenstände, wie Kleidernadeln, kleine Ringe, meist spiralig gerollt, Bronzeplättchen, meist nur Schmuck- oder Bekleidungsgegenstände; ein einziges Mal wurden von Bronze zwei kleine Pfeilspitzen aufgefunden. (S. Taf. XVIII, Fig. 21 c und 21 d.) Dieselben lassen fast immer die Einwirkung von Feuer auf ihrer Oberfläche erkennen, denn sie sehen in den meisten Fällen wie leicht überschmolzen aus. Der Verstorbene wurde daher aller Wahrscheinlichkeit nach in einem einfachen Gewande, das durch eine Nadel zusammengehalten war, angethan mit den wenigen Schmuckgegenständen, verbrannt, die Ueberreste zerkleinert und in die Graburne gegeben. Die Reste der Bronzesachen wurden ebenfalls gesammelt und auf die Knochenreste gelegt, denn manchmal findet man blosse Fragmente derselben. Die Brandknochen sind fast ganz rein und ohne Kohlenbeimengung; es gehörte die sorgfältigste Durchsuchung derselben dazu, um in zwei oder drei Fällen kleine Holzkohlensplitter aufzufinden. Unter den Knochen befinden sich solche von allen Skelettheilen des menschlichen Körpers herrührend, namentlich auch Zähne (sowohl von Erwachsenen, wie Milchzähne von Kindern), Finger- und Zehenglieder. Die grösseren Knochen sind alle in wallnussgrosse Stücke zerschlagen, namentlich die der Extremitäten. Von der Verbrennungsstätte war keine Spur aufzufinden.

Ausser den Bronzegegenständen fand sich nur in einem einzigen Falle, auf den Brandknochen liegend, ein kleines, ganz verrostetes Eisenmesser; nebst einer in der Nähe eines Grabfundes in derselben Tiefe unter einer kleinen Gneissplatte aufgefundenen Lanzenspitze sind dies die einzigen Objecte aus Eisen, die man von Libochowan kennt. Ueber dieselben soll eingehender bei der Beschreibung des betreffenden Grabfundes (Nr. XXX) gesprochen werden.

Die Brandknochen füllten selten die meist ziemlich umfangreiche Urne aus, der übrige Theil enthielt eine feine Dammerde. Bei den bedeckten Urnen war nun schwer zu entscheiden, ob die Knochen allein in derselben waren, oder ob der übrigbleibende Raum gleich mit Erde ausgefüllt wurde, weil die betreffenden Deckel durchwegs eingedrückt waren. Bei einigen Urnen liess sich jedoch der erste Fall dadurch nachweisen, dass die Scherben des Deckels unmittelbar über den Brandknochen lagen. Dieser thönerne

[1]) Siehe H. Br. Geinitz: Die Urnenfelder von Strehlen und Grossenhain, Cassel 1876. p. 2.

Es empfiehlt sich überhaupt, die Bezeichnung „Urne“ auf solche Gefässe zu beschränken, in welchen sich wirklich Menschenreste vorfinden und den ähnlich geformten Beigefässen etwa die Bezeichnung „urnenförmig“ zu geben.

[2]) Die Abbildung eines solchen Grabfundes siehe Fig. 65.

[3]) G. Berendt. Zwei Gräberfelder in Natangen. Königsberg 1873.

Deckel ist meist von der Form einer flachen Schüssel; manchmal vertrat dessen Stelle eine einfache Steinplatte.

Es kam wohl auch vor, dass die Graburne die Knochen von zwei Individuen enthielt. Dies ergab sich namentlich aus den unter den Knochen aufgefundenen Zähnen: fast immer waren es aber solche von einer erwachsenen Person und einem Kinde. Kindergräber fanden sich auch vor, man erkannte dieselben immer an den kleinen, zierlichen Beigefässen, die sich bei solchen vorfanden.

Die Graburne stand immer aufrecht, ist meistens das grösste Gefäss des ganzen Fundes und zeichnet sich durch die einfache Arbeit, sowie durch das Fehlen von Verzierungen aus. Die Beigefässe zeigen jedoch in den meisten Fällen eine weit sorgfältigere Arbeit; namentlich die kleineren unter ihnen haben oft sehr gefällige Formen und weisen manchmal einen Reichthum an Verzierungen auf, der in seltsamem Contrast zu der Einfachheit des ganzen Urnenfeldes steht. Die Anzahl der Beigefässe in einem Grabe war sehr variabel; sie schwankte zwischen 0 und 10 [1]) und betrug in der Regel 5—6.

Die Stellung der Beigefässe zu der Graburne war nicht immer eine regelmässige. Die grösseren von ihnen standen immer aufrecht; die kleineren dagegen fanden sich häufig umgewendet oder übereinandergestürzt, wohl auch in den grösseren Gefässen steckend. Namentlich fanden sich manchmal mehrere Schalen, die aufeinander standen. Auch die Beigefässe hatten häufig thönerne Deckel (in Form von flachen Schüsseln oder Schalen), in manchen Fällen fand sich derselbe ersetzt durch eine kleine Gneiss- oder Phonolithplatte.

Scheidewände fanden sich in keinem der Gefässe vor; auch fehlten die bei anderen Urnenfeldern vorkommenden Klappern aus Thon. Ebenso wurde nur in einem einzigen Falle eine Urne aufgefunden, welche ein künstlich gebohrtes, etwas über dem Boden derselben befindliches Loch besass, was an anderen Orten (wie z. B. in Strehlen) weit häufiger vorkommt. Zu erwähnen ist bei den Beigefässen noch ihr Inhalt. Derselbe bestand in den meisten Fällen aus reiner Erde, in der sich nur manchmal ein abgerundeter Kieselstein oder ein Thierknochen vorfand. Letzteres lässt darauf schliessen, dass in die Beigefässe auch Fleischstücke gegeben wurden, und wie die Bedeckung mancher derselben verräth, dass dieselben wahrscheinlich auch Flüssigkeiten enthielten (Speisen und Getränke für den Verstorbenen).

Ausser den Einzelngräbern — womit die Gräber mit nur einer Urne bezeichnet werden — kam in einem Falle (XIX) auch ein Doppelgrab und in einem anderen Falle (VII) sogar ein dreifaches Grab vor. Es sollen hier an diese beiden Fälle keine weiteren Deutungen geknüpft werden. Kinder wurden, wie schon oben erwähnt, mitunter auch mit Erwachsenen in einer Urne beigesetzt, was bei den betreffenden Funden erwähnt ist, soweit sich dies überhaupt constatiren liess. Die ganz kleinen Beigefässe scheinen immer auf ein mit beigesetztes Kind hinzudeuten, wenigstens ergab eine genaue Durchmusterung der Brandknochen in der Regel auch das Vorhandensein von Kinderknochen, namentlich von Milchzähnen.

Was bei den Gefässen auf den ersten Blick auffällt, ist ihr grosser Formenreichthum. Dies hat wohl hauptsächlich seinen Grund in der freien Handarbeit, denn von der Anwendung der Drehscheibe zeigt sich keine Spur, weshalb die Gefässe auch häufig Unregelmässigkeiten in der Form aufweisen. Es finden sich kaum zwei unter denselben, die einander vollkommen gleichen; doch lassen sich dieselben ihrer Hauptform nach in eine Anzahl Typen bringen, auf welche im nächsten Abschnitt näher eingegangen werden soll. Die Mündung der kleineren Gefässe ist nicht immer rund, sondern mitunter auch oval, was namentlich öfter bei den Henkelschalen vorkommt.

Das Material ist bei den grossen Gefässen ein mittelfeiner Thon, der namentlich bei den unverzierten grösseren Stücken mit einer geringen Menge kleiner, weisser Quarzkörner gemengt erscheint. Solche grosse Gefässe zeigen sich im Allgemeinen auch weniger sorgfältig gearbeitet, indem die äussere Fläche selten geglättet erscheint; innen sind jedoch alle Gefässe ohne Ausnahme glatt. Meist wurde bei denselben der noch feuchte Thon mit einem kantigen Instrument oder auch mit den Fingern gestrichen, entweder in verticaler, oder in horizontaler Richtung. Diese rohen Streifen zeigen sich bei den meisten grossen Gefässen, namentlich bei den fast immer ziemlich roh gearbeiteten Töpfen. Oft ist die obere Hälfte der Aussenseite geglättet, die untere rauh, namentlich in der vorhin angegebenen Art und Weise. Die mittelgrossen Gefässe sind meist sorgfältig gearbeitet, aussen geglättet und wohl auch mit einfachen Verzierungen versehen. Fein gearbeitet sind jedoch nur die kleinen Gefässe. Die Zierlichkeit der Ausführung ist bei manchen derselben geradezu be-

[1]) Die beiden Funde VII und XIX sind hier nicht in Betracht gezogen worden, weil dieselben nicht einfache Gräber darstellten.

wunderungswerth. Das Material ist ganz fein, wahrscheinlich geschlämmt, die Aussenfläche höchst sorgfältig geglättet; die Formen sind gefällig und verrathen einen gewissen künstlerischen Schwung. Eine grosse Rolle spielt bei den sorgfältiger gearbeiteten Gefässen der Graphit; ein Theil derselben, namentlich die kleineren unter ihnen, sind mit einem solchen Ueberzug versehen, der wohl vor dem letzten Brennen des Gefässes aufgetragen wurde. Es gibt das die Erklärung für den Umstand, warum sich der Graphit mit der obersten Thonschichte ziemlich fest verbunden hat, und sich darum nur schwer oder gar nicht wegwischen lässt.

Das Brennen der Gefässe geschah bei offenem Feuer oder in einem sehr primitiv gebauten Ofen, denn dieselben sind häufig auf einer Seite stärker gebrannt, als auf der anderen. Durchwegs sind sie jedoch schwach gebrannt, denn kein einziges von ihnen ist hart, oder gar klingend; von einer Glasur findet sich nirgends eine Spur. Bei der unregelmässigen Handarbeit, der verschiedenen Dicke der Wände, sowie bei der primitiven Art des Brennens musste viel Sorgfalt auf dasselbe verwendet worden sein, um nicht ein Verziehen oder Springen herbeizuführen. Das schwache Brennen zeigt sich schon daraus, dass ein kleines Gefäss nachträglich im Boden durch den blossen Erddruck aus seiner Form gebracht wurde, ohne zu zerbrechen, was nur in einem mehr oder weniger plastischen Zustande, der durch die Bodenfeuchtigkeit herbeigeführt wurde, möglich war. Die gröberen Gefässe sind häufig aussen roth oder gelblich gebrannt; bei feinerem Materiale ist jedoch die Farbe stets eine dunkle.

Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass bei den Ausgrabungen fünf Gefässe zum Vorschein kamen, die schon bei der Beisetzung unvollständig gewesen sein müssen. Es sind dies vorerst zwei Untertheile von topfförmigen Gefässen, die sich im Grabe XX vorfanden. Das eine, sehr niedere Stück (Taf. XVIII, Fig. 20 a) war als Urne verwendet, indem sich darin die Brandknochen vorfanden; das andere, im Osten vom vorigen gestandene Gefäss war höher. Bei beiden bildet der Rand unregelmässige, alte Bruchflächen in annähernd gleicher Höhe. Der Fund war sonst ganz ungestört; der Steinkreis war geschlossen und die Beigefässe standen in ungestörter Lage. Bei der Tiefe des Fundes (etwa 1·8 m.) ist an ein zufälliges Beschädigen bei irgend einem Anlasse nicht zu denken. Der zweite Fall betrifft zwei Deckel, und zwar zwei bei Fund XXII (der eine abgebildet auf Taf. XVIII, Fig. 22 a) und einen bei Fund XIII (Taf. XVI, Fig. 13 a). In allen drei Fällen scheinen es Untertheile von Nutzgefässen gewesen zu sein, die man in der Art zu Gefässdeckeln verwendete.

Zum Schlusse dieses Abschnittes noch einige Worte über die hier gefundenen Skelette. Dr. Födisch gibt in seinem schon einmal citirten Aufsatze[1]) an, dass die Gräber in Libochowan vorherrschend Brandgräber, seltener Skeletgräber sind. Leider fand sich bei unseren Ausgrabungen kein einziges ungestörtes Skeletgrab, das auf das Verhältniss zu den Brandgräbern irgend welche Beziehungen gezeigt hätte. Das einzige, was an menschlichen Knochenresten gefunden wurde, waren solche von einem halberwachsenen Individuum, die in dem weiten leeren Zwischenraum zwischen Fund XIII und XXIII (siehe Fig. 64) gefunden wurden. Dieselben sind unzweifelhaft sehr alt, da sie aller organischen Substanz beraubt sind; es war aber kein vollständiges Skelet, sondern nur einzelne, durcheinandergeworfene Knochen, über die sich gar nichts sagen lässt. Da leider bei den früheren Grabungen keine genaueren Beobachtungen über diese Verhältnisse gemacht wurden, und wir von ähnlichen Urnenfeldern in Böhmen keine Analoga für eine gemischte Bestattungsweise (wie solche z. B. in Hallstatt üblich war) kennen, so bleibt dieser Punkt, wenigstens für Libochowan, eine offene Frage. Vielleicht gehören die wenigen Skeletgräber einer anderen Zeitperiode an.

2. Beschreibung der einzelnen Gräber.

In der nachfolgenden Beschreibung sind die einzelnen Gräber ihrer Anordnung und ihrem Inhalte nach eingehend beschrieben; es ist daher dieser Abschnitt als das eigentliche Fundprotokoll zu betrachten. Die Gräber tragen fortlaufende Nummern, welche sich nach dem Zeitpunkte ihrer Aufdeckung aneinanderreihen; doch entsprechen diese Nummern durchaus nicht der räumlichen Aufeinanderfolge. Es liess sich nachträglich aus mehrfachen Gründen leider keine Umnummerirung mehr vornehmen, doch wird man sich mit Hilfe der beigegebenen Planskizze (siehe Fig. 64) immer leicht zurechtfinden.

Die meisten der beschriebenen ganzen Gefässe sind auch auf den Tafeln XV—XIX abgebildet und zwar bis auf einzelne näher bezeichnete Ausnahmen alle in $^1/_5$ natürlicher Grösse. Es ist auf die möglichst

[1]) Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XII. Jahrg. p. 234.

vollständige Abbildung besonders Rücksicht genommen, da nach des Verfassers Ueberzeugung gerade bei dieser Art von Funden die bildliche Darstellung weit wichtiger ist, als die eingehende Beschreibung, da dieselbe einen viel leichteren Ueberblick über die charakteristischen Formen, sowie über das Verhältniss der verschiedenen Formen zu einander in den verschiedenen Gräbern gibt. Es ist von der bisher üblichen Methode der Beschreibung der Funde von solchen Urnenfeldern Abstand genommen worden, welche meist darin besteht, einzelne, charakteristische Gefässformen herauszuheben und abzubilden. Es soll sich der Leser ein möglichst getreues Bild von dem Inhalte eines solchen Urnenfeldes machen, um sich daraus ein selbstständiges Urtheil über den Charakter desselben zu bilden. Aus dem Grunde ist in diesem Abschnitte die Form eines Fundprotokolls (mit Hinweglassung der unwesentlichen zeitlichen und anderer Momente) gewählt, mit einer eingehenden Beschreibung der einzelnen Objecte, welche die bildliche Darstellung zu ergänzen hat. Es sind einfache Thatsachen, ohne die sich daran knüpfenden Erörterungen und Schlussfolgerungen, die ja vielfach nur die persönlichen Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers wiedergeben.

Die Anzahl der aufgedeckten Gräber betrug 31, davon 16 im Längsgraben I, 12 im Quergraben IV und 3 in dem kleinen, südlich von den beiden vorigen gelegenen Graben VI. (Siehe Fig. 63.) An einigen Stellen zeigten sich bedeutende Lücken in der Aufeinanderfolge der Gräber, die wahrscheinlich von den früheren Ausgrabungen herrühren, da sich an verschiedenen Stellen Gefässscherben und Basaltsteine zeigten. Die Anzahl der zu Tage geförderten Gefässe betrug 221; von denselben waren ganz oder liessen sich ganz oder theilweise zusammensetzen circa 160; der Rest war nicht restaurirbar. (Siehe die Uebersicht am Schlusse dieses Abschnittes.)

Was die Bezeichnung der einzelnen Gefässtheile anbelangt, so haben wir drei Hauptabschnitte, 1. Boden, 2. Körper und 3. Hals zu betrachten. Der Boden ist manchmal recht undeutlich von dem Gefässkörper geschieden und nicht immer eben, sondern mitunter etwas concav geformt; in den meisten Fällen ist er im Verhältniss zu der Höhe des Gefässes schmal, was darauf hinweist, dass wir es hier kaum mit Nutzgefässen zu thun haben. Nur bei den immer roh gearbeiteten Töpfen ist derselbe relativ breit. Gefässe mit abgesetztem Fuss scheinen den Urnenfeldern dieser Art in Böhmen fremd zu sein. Der Körper des Gefässes zerfällt wieder in den Untertheil, den Bauch und den Obertheil; diese Theile gehen aber in einander über. Der Bauch ist mehr oder weniger gewölbt; bei der eigentlichen Napfform ist er durch eine scharfe Kante repräsentirt. Nicht alle Gefässe haben einen eigentlichen Hals; bei vielen ist die Scheide zwischen Körper und Hals nur durch eine sanfte Einschnürung unterhalb des Randes angedeutet, bei einigen fehlt auch diese Andeutung und die Seitenwände des Gefässes sind bis zum Rande gleichmässig gewölbt. Bei vielen Gefässen, bei denen der Hals scharf vom Körper getrennt erscheint, ist diese Grenze auch anderweitig, z. B. durch Verzierung, oder durch die dort sitzenden Henkel besonders markirt. Die obere Hälfte des Gefässkörpers ist auch in den meisten Fällen der Ort, wo die Verzierungen angebracht sind. Der Hals endlich hat die verschiedenste Form; er ist meist nieder und übergeht häufig ohne Absatz in den Rand; in manchen Fällen ist aber durch Herausbiegen des oberen Halstheiles, mitunter bis zu horizontaler Lage ein wirklicher Randtheil gebildet. Nur in wenigen Fällen wird der Hals so hoch, dass er dem Gefässe eine eigene Form gibt, wie z. B. bei den Halsurnen und Näpfen mit scharfer Bauchkante.

Für die Verzierungen ist die Bezeichnung für Länge in der Richtung der Höhe, und die für Quere in der Richtung der Breite gewählt.

Was die Bezeichnung der einzelnen Gefässe in Bezug auf ihre Form und sonstige Beschaffenheit anbelangt, so wurden eine Anzahl einfacher Ausdrücke gewählt, welche die einzelnen Gefässtypen nach dem am meisten charakteristischen Merkmal benennen. Wie schon eingangs erwähnt wurde, sind als „Urnen“ nur diejenigen Gefässe bezeichnet, welche Leichenbrand enthielten; die anderen sind als Beigefässe aufzufassen.

Unter den Urnen lassen sich fünf verschiedene Formen unterscheiden.

1. Die Henkelurne, die häufigste Urnenform, mit relativ schmalem Boden, weitem, immer verziertem Bauchtheil, der von dem niederen Halse scharf abgesetzt ist; diese scharfe Abgrenzungslinie wird von zwei kleinen, einander diametral gegenüberliegenden Henkeln überbrückt. Charakteristische Urnen dieser Art in Form und Verzierung siehe Taf. XV, Fig. 1a und 5a, Taf. XVI, Fig. 10a und und 11a, Taf. XVIII, Fig. 17a und Taf. XIX, Fig. 27a.

2. Die Halsurne, eine selten vorkommende Urnenform, der untere Theil wie bei der vorigen

gestaltet, ist besonders charakterisirt durch den hohen, sich konisch nach oben verjüngenden Hals; Henkeln und Verzierungen fehlen. (Siehe Taf. XVI, Fig. 13b und Taf. XVIII, Fig. 23a.)

3. Die Topfurne, eine einfache und schmucklose Urnenform, mit mehr oder weniger breitem Boden, meist hohem, konischem Untertheil, mässig hervortretendem Bauch und weiter Mündung. Der niedere Hals ist entweder scharf abgesetzt und dann nach oben erweitert mit herausgeschlagenem Rand (siehe Taf. XV, Fig. 2a und Taf. XVIII, Fig. 16a), oder nur durch eine mehr oder weniger starke Einschnürung vom Bauchtheil getrennt, wie auf Taf. XV, Fig. 6a und Taf. XIX, Fig. 24 ersichtlich. Letzteres Gefäss zeigt an Stelle der Henkel bei den gewöhnlichen Henkeltöpfen (Beigefässe) je zwei kleine, pyramidale Ansätze.

Eine besondere Form, die sich aber an die der zuerst erwähnten Topfurnen mit scharf abgesetztem Rande anschliesst, zeigt die grosse Urne auf Taf. XVIII, Fig. 22b. Dieselbe zeichnet sich durch ihren relativ sehr schmalen Boden und den sehr weiten Bauch aus; sie ist zugleich das grösste, bei diesen Ausgrabungen gefundene Gefäss von Libochowan.

4. Die Bauchurne, jedenfalls die einfachste, am wenigsten gefällige Urnenform, auf der sich auch nie Verzierungen finden. Urnen dieser Art siehe Taf. XV, Fig. 4a, Taf. XVI, Fig. 9a, Taf. XVII, Fig. 12a, sowie Taf. XIX, Fig. 26a und 28a. Das letztere Gefäss ist schon fast bombenförmig.

5. Die Napfurne, eine etwas häufiger auftretende Urnenform, mit Ausnahme eines Falles (siehe das Bruchstück auf Taf. XVII, Fig. 14a) unverziert. Der Boden ist relativ schmal, der untere Theil verhältnissmässig nieder mit meist geschweiften Begrenzungsflächen, die Linie des grössten Umfanges meist ziemlich gut markirt; der obere, hohe und weite Theil ist entweder fast cylindrisch oder verjüngt sich nur wenig nach oben. Urnen dieser Form siehe Taf. XVII, Fig. 19b und Taf. XIX, Fig. 25a.

In zwei Fällen, bei den Grabfunden VIIc und XXI, zeigte sich eine Abweichung von den hier angeführten Formen der Urnen. Es waren dies Kindergräber, in denen die weniger verbrannten Knochenreste in flachen, henkellosen Schalen (Taf. XVIII, Fig. 21a) beigesetzt waren.

Alle diese Urnenformen kommen auch unter den Beigefässen vor, nur sind bei letzteren in der Regel die Dimensionen geringer. Die Henkelurne ist hier vertreten durch ganz ähnliche, meist verzierte Formen von den verschiedensten Grössen bis hinab zum kleinsten Näpfchen. Es wurde daher für diese Form der Beigefässe die Bezeichnung „henkelurnenförmig“ oder einfach „urnenförmig“ gewählt, falls die Henkel fehlen. Der Uebergang von den Beigefässen dieser Art mit Henkel zu henkellosen vollzieht sich allmälig, indem bei manchen nur kleine Ansätze an Stelle der Henkel auftreten. (Siehe Taf. XIX, Fig. 26g und 31g.) Die kleineren Beigefässe von dieser Form sind meist sorgfältig gearbeitet und gehören sowohl in Form als auch in Verzierung zu den gefälligsten und schönsten Gefässen, welche die urgeschichtliche Keramik aufzuweisen hat. (Siehe Taf. XV, Fig. 5b, 5c und 5d.) Charakteristische Stücke der grösseren Art siehe Taf. XVI, Fig. 9b und 11b, sowie Taf. XVII, Fig. 12b).

An diese Form schliessen sich einige kleine Beigefässe an, deren Halstheil undeutlich abgesetzt und nur wenig schmäler ist, als der Bauch. (Siehe Taf. XV, Fig. 3a, Taf. XVII, Fig. 12c und 19m.)

Eine sehr häufige Form unter den Beigefässen ist der Topf, ein meist ziemlich hohes und mässig ausgebauchtes Gefäss mit breitem Boden und weiter Mündung, meist ohne besonders abgesetzten Halstheil; mitunter ist letzterer durch eine schwache Einschnürung unterhalb des Randes angedeutet. Es ist dies seiner Form nach das einfachste Gefäss der Urnenfelder; seine breite Basis, die derbe, schmucklose Arbeit — rohe Verzierungen finden sich sehr selten — charakterisirt es als Nutzgefäss. Je nach dem Fehlen oder Vorhandensein der Henkeln oder dem Vorkommen von Ansätzen kann man dreierlei solcher Töpfe unterscheiden. *a*) der einfache Topf ohne Henkel mit deutlich abgesetztem Hals (siehe Taf. XV, Fig. 4d und Taf. XVIII, Fig. 16c und 22c); sehr nieder ist der Topf Taf. XVIII, Fig. 16d. *b*) der Topf mit verschieden geformten Ansätzen am oberen Gefässtheile, häufig unmittelbar unterhalb des Randes, von welchen zwei und mehrere vorkommen (siehe Taf. XVI, Fig. 11d) und eine Variante mit zwei Henkeln (Taf. XIX, Fig. 31a) und *c*) der Henkeltopf mit zwei kleinen, einander diametral gegenüberliegenden Henkeln oberhalb des grössten Bauchumfanges (siehe Taf. XV, Fig. 5h, Taf. XVI, Fig. 9e und 10b, Taf. XVII, Fig. 12g und 19c, etc.).

Eine sehr häufige Form unter den Beigefässen ist der Napf mit allen möglichen Uebergängen. Die reinste Form ist jene mit schmaler Basis, niederem, stark konischem Untertheil und hohem, schwach konischem Obertheil, von dem ersteren durch eine

scharfe Bauchkante getrennt. Gefässe dieser Art siehe Taf. XV, Fig. 5i, Taf. XVII, Fig. 14g und 14h, sowie Taf. XVIII, Fig. 20f. Bei dem letzteren Gefässe ist die scharfe Bauchkante noch durch eine besondere Verzierung markirt. Die Näpfe haben gerade Begrenzungslinien; bei der grösseren Zahl ähnlicher Näpfe sind aber dieselben mehr oder weniger stark ausgeschweift und die scharfe Mittelkante ist nicht vorhanden, gleichen also mehr in der Form den vorhin beschriebenen Napfurnen. Mitunter besitzen die Beigefässe dieser Art auch die Grösse von Napfurnen. (Siehe Taf. XVIII, Fig. 23b). Kleinere Repräsentanten dieser Art sind ersichtlich auf Taf. XV, Fig. 1b, 2e und 2g; Taf. XVII, Fig. 15c; Taf. XVIII, Fig. 23c; Taf. XIX, Fig. 25c und 30c. Etwas grösser und auch eleganter in der Form, sowie zum Theil verziert sind die Näpfe auf Taf. XV, Fig. 2f: Taf. XVII, Fig. 14e und 19n; Taf. XVIII, Fig. 16e und Taf. XIX, Fig. 28b und 30a. Formen, welche die Verkleinerung der Bauchurnen repräsentiren, kommen sehr häufig vor; für sie ist die schraffirte Dreiecksverzierung besonders charakteristisch. (Siehe Taf. XV, Fig. 2b und 6c; Taf. XVI, Fig. 11g, h und i; Taf. XVII, Fig. 14f und 19t; Taf. XVIII, Fig. 20e und 22e und Taf. XIX, Fig. 26e und f.)

Eine weitere, sehr oft vorkommende Form unter den kleinen Beigefässen ist der Henkelbecher. Immer ist nur ein Henkel vorhanden; die Gefässe dieser Art sind daher als Schöpf- und Trinkgefässe aufzufassen. Es kommen zwei Formen vor: 1. der eleganter geformte Becher, immer verziert, mit meist scharf abgesetztem, verschieden geformtem Hals und grösserem Henkel (siehe Taf. XV, Fig. 4f; Taf. XVI, Fig. 9c und 11f; Taf. XVII, Fig. 14d, 15a, 19k und p und Taf. XVIII, Fig. 20c) und 2. der einfache Becher mit cylindrischem oder schwach konischem Obertheil, immer unverziert. (Siehe Taf. XV, Fig. 1c, 4e und 5e; Taf. XVII, Fig. 12d, 15b, 19l und s; Taf. XVIII, Fig. 18a und Taf. XIX, Fig. 27b.) Hieran schliessen sich die relativ grossen und weiten Formen mit schwacher Halseinschnürung (Taf. XVI, Fig. 11c; Taf. XVII, Fig. 14b und Taf. XVIII, Fig. 22d), von denen ein Stück (das mittlere) als Deckschüssel für ein anderes Beigefäss diente. Diese Formen bilden schon den Uebergang zu den grossen flachen Schüsseln. Von ganz aussergewöhnlicher Form und Grösse ist das auf Taf. XV, Fig. 6b abgebildete, einhenkelige Gefäss, das sich noch am besten hier unterbringen lässt.

Eine weitere, ungemein häufige Form sind die niederen oder flachen Schalen, meist von der Form einer Kugelkappe oder Halbkugel, mitunter auch höher und dann den Uebergang zu den Henkelbechern bildend. Sie sind immer unverziert und haben häufig einen schwach concaven Boden, der mitunter kaum merkbar von der anderen Gefässwandung abgesetzt erscheint. Es gibt zweierlei Arten: 1. ohne Henkel (siehe Taf. XVI, Fig. 9g; Taf. XVII, Fig. 12e und 14c; Taf. XVIII, Fig. 17d, 18b und 18c [letztere mit abgesetztem Hals], Fig. 21a und b; Taf. XIX, Fig. 31b, c, d und e); 2. mit Henkel (siehe Taf. XV, Fig. 5g; Taf. XVI, Fig. 9h; Taf. XVII, Fig. 12f und 19i; Taf. XVIII, Fig. 16b und 20d; Taf. XIX, Fig. 26d, 27c und 31f). In einem Falle befindet sich an Stelle des Henkels ein kleiner, länglicher Ansatz (Taf. XV, Fig. 2c).

Endlich gehören hieher die Schüsseln, meist flach, mitunter aber ziemlich tief, immer unverziert und immer mit einem kleinen Henkel in der Nähe des Randes versehen, der manchmal wegen seiner Kleinheit nur als ein durchbohrter Ansatz aufzufassen ist. (Taf. XVI, Fig. 9f, auf der Zeichnung ist der Ansatz nicht zu sehen.) In den allermeisten Fällen diente diese Schüssel umgestürzt als Deckel, entweder für die Urnen oder für die grösseren Beigefässe. Sie waren meist durch den Erddruck oder die daraufliegenden Steine zerdrückt und in den meisten Fällen nicht restaurirbar; Verzierungen finden sich auf denselben keine vor. Gefässe dieser Art siehe auf Taf. XV, Fig. 5f; Taf. XVI, Fig. 10d und 11e; Taf. XVII, Fig. 12h und 19a; Taf. XVIII, Fig. 16b und Taf. XIX, Fig. 26c.

Hieher ist auch zu zählen die in Grab XIX gefundene Schüssel, die auf beiden Seiten auf das Schönste verziert ist und wahrscheinlich auch als Deckel für eine Urne diente. (Die Abbildung beider Seiten dieses ideal restaurirten Gefässes siehe Taf. XVII, Fig. 19v und w.)

Ausser diesen Deckschüsseln finden wir, wie schon erwähnt, als künstliche Deckel aus Thon noch manchmal verwendet die unteren Theile grosser Gefässe, die in gleicher Höhe abgeschlagen, umgestürzt zu dem Zwecke verwendet wurden. Es sind dies die zwei auf Taf. XVI, Fig. 13a und Taf. XVIII, Fig. 22a abgebildeten Urnendeckel.

In dem durch seinen Reichthum an kleinen Gefässen ausgezeichneten Doppelgrabe XIX fanden sich auf drei kleinen Miniaturgefässen, die eine von allen anderen abweichende Form haben, kleine, stumpfkegelförmige Deckelchen. (Siehe Taf. XVII, Fig. 19d, g und o.)

Was schliesslich die Dimensionen der Gefässe anbelangt, so bedeuten die Buchstaben im Nachstehenden folgende Maasse:

H = Grösste Höhe.
B = Grösste Breite.
h_B = Höhe der grössten Ausweitung über dem Boden.
b = Breite des Bodens.
m = Weite der Mündung.

Bei vielen dieser Maasse (alle in Centimetern zu verstehen) sind zwei oft nicht unbedeutend von einander differirende Zahlen angegeben, was seinen Grund in der oft ziemlich unregelmässigen Form der Gefässe hat. Bei den Henkelschalen hat häufig der Rand eine mehr oder weniger elliptische Form, so dass die hiebei angeführten Maasse für m den kleinsten, respective den grössten, auf dem vorigen senkrechten Durchmesser angeben.

Funde in den Gräben I und IV.

Grabfund I.

(Taf. XV.)

Die Tiefe dieses Fundes betrug 1·6 m. Die Steine waren derart über die Gefässe gelegt, dass nur ein einziges derselben erhalten blieb. Alle anderen Gefässe waren zertrümmert, manchmal in so viele Scherben, dass ein Zusammensetzen derselben nicht möglich war. Es ergaben sich ausser einer theilweise zusammengesetzten Urne noch zwei kleinere Beigefässe (eines davon zusammengesetzt) und Bruchstücke von vier anderen Gefässen, im Ganzen also 7 Stück. Alle Bruchflächen sind alt, entweder unmittelbar beim Beisetzen [1]), oder später durch die Last der darauf liegenden Steine und Erde entstanden. Die Ausführung der Gefässe ist keine besonders sorgfältige, eine einfache Verzierung kommt nur bei der Urne vor.

Henkelurne (Fig. 1a). Boden fehlt, ebenso die zwei kleinen Henkeln; am Bauchumfange verziert durch vertical und diagonal angeordnete, aus drei nebeneinander liegenden flachen Furchen bestehende, bandartige Streifen, an der Grenze zwischen Bauch und Hals mit vier Querfurchen; Hals etwas geschweift. Das Material ist ein dunkler, feiner Thon, aussen mit schwachem Graphitüberzug versehen.

B = 22, m = 11.

Napf (Fig. 1b), einfach gearbeitet; in der Erde, die ihn ausfüllte, fanden sich einige unbedeutende Knochensplitter vor. Ganz erhalten.

H = 7, B = 9, h_B = 2·5—3, b = 2·7, m = 8.

[1]) Es scheint jedoch kaum, dass Gefässe absichtlich zerschlagen wurden, wie dies an anderen Orten, vielleicht als Opferbrauch, vorkam.

Henkelschale (Fig. 1c), von dunkelrothbrauner Farbe, mit schwachem Graphitüberzug. Mündung etwas oval, Form nicht ganz regelmässig. Aus Bruchstücken zusammengesetzt.

H = 7·5—8, b = 4, m = 10—11·5.

Henkeltopf, von roher Arbeit, aus rothgebranntem Thon, mit zwei kleinen Henkeln, mit rohen, durch Herabstreichen des noch plastischen Thones bei der Verfertigung entstandenen Längsstreifen. Nur zum Theil zusammengesetzt.

Ausserdem fanden sich hier noch die Bruchstücke verschiedener anderer Gefässe vor, darunter ein zweiter Topf, ähnlich gearbeitet wie der vorige; Bruchtheile einer kleinen flachen Schale, innen mit Graphitüberzug versehen, sowie eines kleinen Napfes, innen und aussen graphitirt.

Grabfund II.

(Taf. XV.)

Um eine grössere Urne standen gegen Norden in unregelmässigem Halbkreise fünf kleine Beigefässe, und zwar drei davon aufrecht, die zwei anderen in umgekehrter Lage. (Situation siehe Fig. 2 h.) Ausserdem fanden sich noch die Scherben von zwei grossen, flachen Schüsseln vor, wovon wahrscheinlich eine oder alle beide als Deckeln für die Urne dienten. Die Art und Weise der Ausführung der Gefässe ist keine besonders sorgfältige; Verzierungen fehlen vollständig. Es sind also vier ganze, zwei zusammengesetzte Gefässe und zwei in Scherben, im Ganzen acht Stück.

Topfurne (Fig. 2a), aus Bruchstücken zusammengesetzt und ergänzt; mit schwachem Bauche und 5 cm. hohem, gegen oben sich erweiterndem Halstheil. Das Material ist ein mittelfeiner Thon, bräunlichgelb gebrannt. Die Knochen rühren von einem erwachsenen Individuum her; es fanden sich unter denselben drei Zahnbruchstücke (2 Wurzeln und die Krone eines Backenzahnes). Die Zähne sind immer durch das Brennen stark eingegangen. Als Beigabe befand sich auf den Knochen ein 3 cm. langes Bruchstück einer Bronzenadel.

H = 23, B = 20·5, h_B = 13, b = 9, m = 18·5.

Napf (Fig. 2b), der obere Theil etwas geschweift, aus röthlichgebranntem Thon, welcher einzelne grössere Quarzkörner und kleine weisse Glimmerschüppchen enthält; befand sich umgestürzt in schiefer Lage.

H = 7·5, B = 10·3, h_B = 2·5, b = 3, m = 8—8·5.

Flache Schale (Fig. 2c), mit einem kleinen länglichen Ansatz versehen; befand sich in umgekehrter Lage.

H = 5—5·5, B = 10—11, b = 3.

Urnenförmiges Näpfchen (Fig. 2d), der obere Theil abgeschlagen.

B = 8, h_B = 3—3·5, b = 3.

Näpfchen (Fig. 2e), ziemlich roh gearbeitet, der Thon enthält, wie bei den vorhergehenden, Quarzkörner.

H = 4·5—5, B = 6·5, h_B = 1·8, b = 2, m = 5·5 — 6.

Napf (Fig. 2f), nur zur Hälfte vorhanden, der schmale Boden ist scharf markirt; das ganze Gefäss von etwas feinerer Arbeit als die vorhergehenden.

H = 7·7, B = 12, h_B = 2·5, b = 3·5, m = 10.

Ausserdem fanden sich noch zahlreiche Bruchstücke von zwei flachen Schüsseln vor, die, wie schon erwähnt, wahrscheinlich als Deckeln für die Urne dienten.

Anhang: Napf (Fig. 2g), im Verhältniss zur Breite ziemlich hoch, besser gearbeitet als die vorhergehenden Gefässe. Derselbe wurde etwa 0·75 m. südlich von Fund II einzeln in der Erde stehend aufgefunden.

H = 5·5, B = 8, h_B = 2·5, b = 4·5, m = 7—7·5.

Grabfund III.

(Taf. XV.)

Dieser Fund hatte nur zerdrückte Gefässe (5 Stück) mit meist alten Bruchflächen aufzuweisen. Nur ein kleiner, verzierter Napf konnte vollständig zusammengesetzt werden. Von den auf den Scherben vorhandenen Verzierungen ist besonders eigenthümlich die auf einigen, zu einem kleineren Doppelhenkelgefässe gehörigen Bruchstücken vorkommende Verzierung bestehend aus kreisförmig angeordneten, punktförmigen Vertiefungen; im Centrum dieses Kreises ist ebenfalls ein solcher Punkt vorhanden (Fig. 3b und c). Nach den Knochen in der Urne zu urtheilen, haben wir es hier mit einem Kindergrab zu thun, worauf schon die geringeren Dimensionen der Gefässe hinweisen.

Napfurne, nur theilweise zusammengesetzt, aus feinerem, rothgebranntem Thon gearbeitet; enthielt die Knochen eines jungen Individuums (Kindes von einigen Jahren), nebst einigen kleinen Bronzefragmenten. Neben der Urne lag ein kleines geschlagenes Feuersteinstück.

Bruchstücke eines urnenförmigen Gefässes, aus demselben Materiale und ähnlich gearbeitet, wie die vorige Urne; auf der Innenseite mit Graphitüberzug versehen.

Henkelnäpfchen (Fig. 3a), etwas über der Mitte mit zwei kleinen Henkelchen und mit (ziemlich verwischter) Verzierung, bestehend in drei parallelen Querfurchen an der kaum angedeuteten Halseinschnürung; über denselben eine Reihe quergestellter Kerben, unter denselben eine Querreihe von grösseren, punktförmigen Eindrücken.

H = 5·5, B = 6·4, h_B = 2·5, b = 2·5, m = 6.

Kleines, henkelurnenartiges Gefäss (Fig. 3b und c), in Bruchstücken, verziert durch drei parallel nebeneinanderlaufende Querfurchen und reihenweis gestellte, punktirte Kreise.

Ausserdem noch Scherben eines innen und aussen mit Graphitüberzug versehenen Gefässe, sowie ein unregelmässiges, gebranntes Thonstück.

Grabfund IV.

(Taf. XV.)

Die Anzahl der hier vorgefundenen ganzen, sowie ganz oder theilweise zusammengesetzten Gefässe betrug sechs, nebst Bruchstücken einer Schüssel. Um eine, die gewöhnliche Durchschnittsgrösse überragende Urne standen im Osten, Süden und Südwesten vier Beigefässe, in einer Henkelschale befand sich noch ein kleiner Henkelnapf in umgekehrter Lage. (Die Situation siehe Fig. 4i.) Die Art und Weise der Ausführung erhebt sich über das Mittelmässige, obzwar ziemlich beträchtliche Unregelmässigkeiten in der Form vorkommen. Die Verzierungen sind sehr einfach.

Bauchurne (Fig. 4a), stark ausgebaucht, von einfacher Arbeit; die untere Hälfte ist an der Aussenseite rauh, die obere geglättet. Enthielt viele Knochen, die einem erwachsenen Individuum angehörten (darunter etwa 10 Zähne) und auf denselben liegend eine 13 cm. lange, gut gearbeitete Bronzenadel mit rundlichem Knopf, der am grössten Umfang durch zwei parallele Querfurchen verziert ist. (Siehe Fig. 4g in ½ nat. Gr. Die daneben abgebildete Bronzenadel, Fig. 4h, mit kleinem, eirunden Kopf, stammt wohl auch von Libochowan, rührt aber von den Ausgrabungen Mennert's her.)

H = 23·5—24, B = 29, h_B = 12—13, b = 11, m = 23·5.

Henkelurnenförmiges Beigefäss (Fig. 4b), sorgfältig gearbeitet, oberhalb der Einschnürung mit zwei unregelmässigen Querfurchen; am Bauchumfange mit mehreren parallelen, bei 1 cm. von einander abstehenden, schwach angedeuteten Querkanten; der untere konische Theil gegen die Basis zu trägt rohe Längsfurchen.

H = 15·7, B = 16·6, h_B = 7—8, b = 7, m = 10.

Kleines henkelurnenförmiges Gefäss (Fig. 4c), dem vorigen ähnlich, nur im Verhältniss etwas breiter. Der Bauch trägt an vier Stellen eine Verzierung, bestehend aus sechs dicht aneinanderstehenden Längsfurchen, welche von der Einschnürung bis zum grössten Bauchumfange herablaufen. Das Material ist ein feiner Thon, die Arbeit eine ziemlich sorgfältige.

H = 9·5, B = 11·5, h_B = 4·5, b = 5, m = 9.

Topf (Fig. 4d), in der Form ähnlich der Urne vom Fund II (Fig. 2a), nur niedriger und breiter; der Rand herausgebogen. Zur Hälfte zusammengesetzt.

H = 20·5, B = 20·6, h_B = 12, b = 10, m = 19.

Henkelschale (Fig. 4e), der Henkel relativ klein.

H = 8, b = 5, m = 12.

Kleiner Henkelbecher (Fig. 4f), ausgebaucht; die undeutliche Halseinschnürung ist durch eine Querfurche markirt, und von dieser laufen kurze, dicht aneinanderstehende Längsfurchen gegen den grössten Bauchumfang herab. Der schmale Henkel fehlt zur Hälfte. Befand sich in umgestürzter Lage in der vorigen Henkelschale.

H = 6·5, B = 7·4, h_B = 2·5—3, b = 2·7, m = 5·7.

Ausserdem kamen Randbruchstücke einer grossen flachen Schüssel mit kleinem Henkelchen vor, die auf beiden Seiten mit Graphit überzogen sind. Dieselben gehörten wahrscheinlich einer als Deckel verwendeten Schüssel an.

Grabfund V.

Grab eines Kindes.

(Taf. XV.)

Dieser Grabfund, aus neun Gefässen bestehend, ist einer der schönsten der diesmaligen Ausgrabungen. Namentlich sind es drei kleine, mit Graphit überzogene, henkelurnenförmige Gefässe und Näpfe, welche durch die reichen Verzierungen, sowie die Feinheit

ihrer Ausführung zu dem Schönsten gehören, was in Gräbern dieser Art gefunden wurde. Mit Ausnahme eines grösseren Henkeltopfes und eines Napfes, welche weniger sorgfältig gearbeitet sind, zeigen alle anderen, aus feinem Thon verfertigten und ihren Dimensionen nach als klein zu bezeichnenden Gefässe einen Graphitüberzug. In der kleinen Urne befanden sich die Knochen eines Kindes. Die Kleinheit und Zierlichkeit der Gefässe soll mithin hier das Kindesgrab andeuten.

Kleine Henkelurne (restaurirt, Fig. 5a), mit hohem, etwas geschweiftem Hals; an der nur schwach angedeuteten Halseinschnürung mit zwei kleinen, dachförmigen Henkelchen. Die Verzierung besteht in bandartigen Streifen, die durch drei nebeneinanderlaufende Furchen gebildet werden. Ein solcher läuft als Querband an der Halseinschnürung um das Gefäss; von demselben laufen an sechs Stellen dieselben Verzierungen als Längsbänder gegen den Bauch des Gefässes, wo sie verschwinden. Zwei dieser Längsbänder sind kürzer als die anderen, und an dieselben schliessen sich ähnliche, jedoch halbkreisförmig angeordnete, nach unten offene Verzierungen an. Die Urne ist aussen mit Graphit überzogen und in ihrer Form etwas unregelmässig. Unter den Kinderknochen, die sie enthielt, befanden sich zwei Milchzähne. Auf den Knochen lagen einige kleine Bronzefragmente (Bronzeplättchen mit reihenweise angeordneten, kreisförmigen Eindrücken, die auf der anderen Seite als Erhabenheiten hervortreten, Fig. 5k) und Bruchstücke von Bronzenadeln.

H = 12, B = 14·5, h_B = 4—4·5, b = 4, m = 7—8.

Kleines henkelurnenförmiges Gefäss (Fig. 5b), in seiner Form dem vorigen ähnlich, der Halstheil ist jedoch niedriger; die Henkel sind nur durch zwei ganz kleine Ansätze markirt. Die Verzierungen sind auch ähnlich denen an der vorigen Urne, nur enthalten die bandartigen Streifen vier Furchen; auch in der Anordnung derselben macht sich die Vierzahl bemerkbar, indem vier solche halbkreisförmige Verzierungen und dazwischen vier Längsbänder vorhanden sind. Das Gefäss ist höchst sorgfältig gearbeitet und mit Graphit überzogen.

H = 8, B = 11, h_B = 3, b = 3, m = 7.

Ganz kleines henkelurnenförmiges Gefäss (Fig. 5c), gleicht in der Ausführung und den Verzierungen ganz dem vorigen; innerhalb des durch die bandförmigen Streifen gebildeten Halbkreises bemerkt man noch drei concentrische, rippenartige Erhöhungen, die durch kleine, quergestellte Kerben markirt sind. Ausserdem kommen am Halsgrunde punktförmige Vertiefungen vor.

H = 5, B = 7·4, h_B = 2, b = 2, m = 5.

Kleines henkelurnenförmiges Gefäss (Fig. 5d), den beiden vorigen gleichend, nur noch reicher verziert, leider fehlt der Rand; die Furchen sind noch von zu Linien angeordneten Kerben und Punkten begleitet; die Halbkreise sind flacher und werden von drei concentrischen, ziemlich scharf hervortretenden Rippen gebildet. Die Art und Weise der Ausführung ist eine sehr sorgfältige; die in dem Gefässe befindliche Erde enthielt einige kleine Bronzefragmente.

Höhe bis zur Einschnürung = 5·5, B = 10—10·5, h_B = 2·5, b_b = 2·5. Breite an der Einschnürung = 8.

Kleiner Henkelbecher (Fig. 5e), der Henkel theilweise fehlend; der eigentliche Rand durch kleine Einkerbungen verziert. Der Napf ist aussen und innen mit Graphit überzogen; enthielt einige kleine Bronzefragmente.

H = 4, B = 6·3, h_B = 1·5, b = 1·5.

Schüssel (wahrscheinlich Deckschüssel für den Henkeltopf, restaurirt, Fig. 5f), mit kleinem, länglichem Henkel, welcher schwach angedeutete Längsrippen trägt. Die Innenfläche mit Graphit überzogen.

H = 6, b = 5, m = 16—17.

Flache Henkelschale (Fig. 5g). Mündung etwas oval geformt; aussen und innen mit Graphitüberzug versehen. Der kleine Henkel überragt den Rand und trägt auf der oberen Aussenseite vier deutlich ausgesprochene Längsrippen als Verzierung.

H = 5·3, b = 2·8, m = 11—12·7.

Henkeltopf (theilweise restaurirt, Fig. 5h), aus röthlich gebranntem Thon, mit zwei kleinen Henkeln. Die Wandung ist rauh; das Gefäss überhaupt gegenüber den früheren wenig sorgfältig gearbeitet.

H = 16, B = 15·5—16·2, h_B = 8—9, b = 8, m = 16.

Napf (Fig. 5i), aus röthlichgebranntem Thon, einfach gearbeitet, unverziert.

H = 7, B = 10·6, h_B = 2—2·3, b = 3·5, m = 9·5—10.

Grabfund VI.

(Taf. XV.)

Dieser Fund ist bemerkenswerth durch die geringe Anzahl der Gefässe, die er enthielt. (3 Stück.) Es fanden sich nebst diesen nur einzelne unbedeutende Scherben. Aus den Knochen der Urne scheint hervorzugehen, dass wir es hier mit dem Grabe eines Erwachsenen und eines Kindes zu thun haben.

Grosse Topfurne (restaurirt, Fig. 6a), einfach gearbeitet, die Oberfläche rauh. Derselbe enthielt viele Knochen und unter denselben fanden sich etwa 30 Zähne und Zahnwurzeln eines erwachsenen Individuums, sowie ein halber Milchzahn eines Kindes.

H = 30—31, B = 2·6, h_B = 17—19, b = 12, m = 24.

Grosses Gefäss von der Form eines Henkelbechers (restaurirt, Fig. 6b); die Wandung steigt von der breiten Basis in sanft convex geschwungener Fläche bis zum Rande, wo das Gefäss seine grösste Breite hat. Der Henkel ist über 4 cm. breit.

H = 15·8—16·5, b = 11·5, m = 23—25.

Kleines, urnenförmiges Gefäss (Fig. 6c), mit relativ dicker Wandung, etwas unregelmässig in seiner Form; aus ziemlich feinem Thon gearbeitet und aussen etwas geglättet. Die Kleinheit des Gefässes deutet vielleicht auf das in der Urne mit beigesetzte Kind.

H = 5·5, B = 7, h_B = 2—2·5, b = 2·5, m = 5.

Grabfund VII.

Dieser Fund zeichnete sich dadurch aus, dass er nicht aus einem Einzelngrabe, sondern aus drei Gräbern (worunter das eines Kindes), welche sich unmittelbar aneinander schlossen und nicht durch

Steine von einander getrennt waren, bestand. Die wesentlichsten Gefässe des ersten, westlichsten Grabes sind eine grössere Henkelurne mit Knochenresten und ein napfartiges Gefäss, die des zweiten, östlich daranstossenden Grabes eine schön verzierte Buckelurne mit Knochenresten und die des dritten, einem Kinde angehörigen Grabes eine flache Schale, welche die wenigen kleinen Knochenreste desselben enthielt. Ausserdem gehören hieher noch zahlreiche Scherben, so dass die Zahl der Gefässe dieses Fundes etwa 15 betragen haben mag. Zu erwähnen ist bei diesem Funde noch eine kleine beschädigte Steinaxt, welche in einem der Gefässe gefunden wurde, das einzige auf diesem Urnenfelde gefundene Steinwerkzeug.

a) Westlicher Fund.

Grab eines Erwachsenen.

Henkelurne von bedeutender Grösse, auf einer Gneissplatte stehend; war in so viele Bruchstücke zerdrückt, dass sie sich nur theilweise zusammensetzen liess. Die Form ist die der gewöhnlichen Henkelurnen mit schmalem Boden, starker Ausbauchung und relativ niederem Halse, über der Halseinschnürung mit zwei kleinen Henkeln. Das Material ist ein feiner, graubrauner, erdiger Thon, ohne Beimengung von Quarzkörnern, aussen und innen sorgfältig geglättet; das Gefäss ist ziemlich schlecht gebrannt. Die Wanddicke ist beträchtlich, 9—10 mm.

H circa 24—25 cm., B = 27—28 cm.

Enthielt die Knochen eines erwachsenen Individuums. Auf denselben lag umgekehrt ein kleiner urnenförmiger Napf, sauber gearbeitet aus ziemlich feinem, röthlich gebranntem Thon von 6 mm. Wanddicke; derselbe enthielt einige unbedeutende Bronzeplättchen.

H = 5, B = 6·7, h_B = 2—2·2, b = 2·5, m = 4·5.

Im Norden von der Urne stand ein Beigefäss von bedeutender Grösse, ziemlich roh gearbeitet, von der gewöhnlichen Form einer Napfurne. Es liess sich nur theilweise aus den zahlreichen Bruchstücken zusammensetzen. Die untere Hälfte ist rauh, mit unregelmässigen Querrippen, die obere Hälfte jedoch geglättet. Das Material ist ein dunkler Thon, mässig mit grösseren Quarzkörnchen versetzt; ziemlich schlecht gebrannt. Das Gefäss enthielt einige Thierknochen und verräth sich dadurch am deutlichsten als Beigefäss, in das dem Verstorbenen Nahrungsmittel (Fleischstücke) mitgegeben wurden.

B = 30 cm., m = 21 cm., Wanddicke 7—8 mm.

In diesem Gefäss lag das schon erwähnte kleine Steinbeil aus grauem Thonschiefer, auf der einen Breitseite eben, auf der anderen erhaben geschliffen, am Rücken am schmälsten (3 cm.), an der Schneide am breitesten (5 cm.). Die beiden Enden sind stark beschädigt.

Länge = 8 cm., Grösste Dicke = 1·5 cm.

b) Mittlerer Fund.

Grab eines Halberwachsenen.

Oestlich von dem vorigen Grabfunde lagen auf einem breiten Streifen zahlreiche Scherben, welche verschiedenen Gefässen angehörten, die zusammen den im Folgenden zu beschreibenden Fund ausmachen. Vor allem sind zu erwähnen die Bruchstücke einer sehr schön verzierten Henkelurne. Die Verzierung besteht in vier Furchen oberhalb der Halseinschnürung; von diesen gehen an vier Stellen je zwei bandartige Streifen bis unter den grössten Bauchumfang herab, von denen jeder aus vier dicht nebeneinander liegenden, rinnenförmigen Furchen besteht. Zwischen diesen liegt gegen die untere Fläche der Urne die Verzierung, wegen der man diesen Gefässen die Bezeichnung „Buckelurnen“ beilegen kann[1]). Dieselbe besteht in einer warzenartigen, mehr oder weniger hervortretenden Erhöhung, welcher von zwei (in anderen Fällen auch mehreren) ziemlich scharfen (auch manchmal etwas abgerundeten) Rippen halbkreisförmig überwölbt ist; an dem äusseren Rande der obersten Rippe schliesst sich noch ein Furchenbündel von drei parallelen Rinnen an. Solcher Buckelverzierungen gibt es an unserer Urne vier. Aehnlich, jedoch ziemlich undeutlich wegen der Kleinheit der Gefässe, ist uns schon dieselbe Verzierung an den kleinen zierlichen Gefässen des Grabfundes V (Taf. XV, Fig. 5c und d) entgegengetreten. Deutlicher ist die ähnliche Verzierung auf Taf. XVI, Fig. 10a und Taf. XIX, Fig. 27a zu sehen. Bei der letzten Urne ist der Buckel von drei Rippen überwölbt. Die Urne war so beschädigt, und die Trümmer so schlecht erhalten, dass sich nur einzelne Theile zusammensetzen liessen. Das Material ist ein feiner Thon, welcher kleine Glimmerblättchen enthält; das Gefäss ist sorgfältig gearbeitet und geglättet; es erscheint auch etwas besser gebrannt, als die vorhergehenden. Der grösste Durchmesser beträgt beiläufig 30—31 cm. Es enthielt die Brandknochen von einem noch nicht vollkommen ausgewachsenen Individuum.

Bruchtheile einer grossen flachen Deckschüssel von 28—30 cm. Durchmesser, ziemlich roh gearbeitet; diente wahrscheinlich der vorigen Urne als Deckel.

Ausserdem noch Scherben einer anderen, flachen Deckschüssel (möglicherweise zu einem der grösseren Gefässe des westlich daranstossenden Fundes gehörig) und Bruchstücke eines kleinen, gut gebrannten, urnenförmigen Napfes. Zu bemerken ist noch ein kleiner, roher, bei 1 cm. dicker Scherbe, der an der äusseren Oberfläche ganz überschmolzen ist, sowie zwei unregelmässige Thonstücke, die ebenfalls durch starke Feuerwirkung auf einer Seite zu einer förmlichen Glasschlacke zusammengeschmolzen sind.

c) Oestlicher Fund.

Grab eines Kindes.

An diese zwei fast unmittelbar aneinanderliegende Gräber älterer Individuen schloss sich gegen Südosten, etwa 0·2 bis 0·3 m. von dem mittleren Funde entfernt, ein kleines Grab an, welches einem Kinde angehörte. Die Gefässe sind durchaus klein; in einer flachen, fast schüsselförmigen Schale befanden sich die wenigen, kleinen Knochenreste. Dieses Grabgefäss (nur bei Kindergräbern findet man Schalen anstatt Urnen zum Aufbewahren der Knochenreste) hat einen schmalen, etwas vertieften Boden und ist aus feinem Thon, welcher kleine Glimmerschüppchen enthält, zwar in der Form ziemlich

[1]) Obzwar diese Form des Buckels ziemlich stark abweicht von jener, welche auf den norddeutschen Buckelurnen vorkommt.

unregelmässig, sonst aber recht sorgfältig gearbeitet, aussen und innen geglättet.

H = 5—6, b = 3, m = 13·5—14.

Südwestlich von diesem schalenförmigen Grabgefässe stand ein Henkelbecher, ziemlich roh gearbeitet, mit breitem, ziemlich massivem Henkel.

H = 10, b = 5·5, m = 11—12.

Im Südosten des Grabgefässes, zwischen Steinen eingeklemmt, stand ein kleiner Henkelbecher mit elliptischem Randtheil; der wenig hervortretende Bauch und der Rand haben gleiche Weite, zwischen beiden liegt eine sanfte Einschnürung. Der (fehlende) Henkel war unten am Bauche, oben am Rande befestigt.

H = 5·3, b = 2·5, m = 7·6 und 8·6.

Bruchstücke eines kleinen verzierten Napfes. Die Verzierung am Bauchumfange besteht aus dreieckigen Feldern, welche zu einer Seite des Dreiecks parallele, streifenartige Rinnen zeigen; die Richtung der Streifen wechselt in den aneinanderstossenden Dreiecken. Gegen unten und oben sind die Dreiecke durch je vier parallele Querrinnen begrenzt. Der Halstheil ist glatt und zeigt an zwei einander diametral gegenüberliegenden Punkten ein etwa 2 mm. weites Loch.

Ferner die Bruchstücke eines sehr schlecht erhaltenen, kleinen urnenförmigen Gefässes, welches ähnliche Verzierungen zeigt, wie die oben beschriebene Buckelurne.

Bruchtheile eines kleinen urnenförmigen Napfes.

Endlich noch die Bruchtheile von zwei kleinen flachen Schüsselchen, das eine aus sandigem Thon, aussen und innen mit Graphit überzogen und der Boden etwas vertieft; die Scherben des zweiten sind dicker, aussen und innen stark mit Graphit überzogen.

Grabfund VIII.

Hier fanden sich nur die Bruchtheile von drei grossen Gefässen vor, von welchen sich keines vollständig zusammensetzen liess.

Am vollständigsten ist eine Napfurne, welche die Brandknochen enthielt. Der obere Theil ist geglättet, der untere jedoch rauh mit unregelmässigen Längsrippen. Das Material ist ein ziemlich feiner Thon, der mit kleineren und grösseren milchweissen Quarzkörnern untermengt ist. Die Dimensionen sind beiläufig folgende:

H = 16·5—17, B = 32—34, h_B = 9·5, b = 11·5, m = 30—31.

Diese Urne stand auf einer Basaltplatte; auf ihr lag ein abgerundetes, eisenschüssiges Sandsteinstück (Quadersandstein).

Bruchtheile eines grossen henkelurnenförmigen Gefässes, am Rande und Bauche glatt, auf der Unterseite mit rohen Längsrippen versehen. Das Material ist ein mit milchweissen Quarzkörnern untermengter dunkler Thon.

Beiläufige Dimensionen: H = 38—40, b = 12·5 cm.

Von dem dritten Gefässe sind nur zwei grosse Bruchstücke vom unteren Theile vorhanden; es muss nach diesen ebenso, wenn nicht noch grösser gewesen sein, wie die beiden vorhergehenden. Das Material ist ein sehr feiner dunkler Thon, mit wenigen Quarzkörnern und feinen Glimmerblättchen untermengt, auf der Innenseite sorgfältig geglättet, aussen rauh. Die Dicke der Gefässwandung beträgt über 1 cm.

Grabfund IX.

(Taf. XVI.)

Der Standort dieses Grabes schliesst sich an den Punkt an, wo beim Ausheben des Materialgrabens beim Eisenbahnbaue das Urnenfeld entdeckt wurde; es ist von diesem Graben 2·5 m. und ebenso weit von dem Grenzsteine Nr. 146 der Nordwestbahn entfernt. Die Tiefe ist hier eine sehr geringe und beträgt kaum 0·5 m. Dieser Fund gehört wieder zu den typischen Grabfunden, sowohl was die Anzahl als auch die Form und Vertheilung der Gefässe betrifft. Es sind deren im Ganzen 8; die beschädigten Stücke liessen sich alle vollständig zusammensetzen und ergänzen, so dass dieser Grabfund zu einem der vollständigsten unseres Urnenfeldes gehört. Vier von den Gefässen standen einzeln (siehe die Situation Fig. 9k), davon drei im Süden und Osten der Urne; die anderen vier waren in der Weise angeordnet, dass sich in dem Topfe zwei Schalen in umgekehrter Lage befanden, der selbst wieder von einer grösseren Schüssel überdeckt war; auf dem Ganzen lag eine Gneissplatte. Die Gefässe sind ziemlich sorgfältig gearbeitet, die vorhandenen Verzierungen einfach. Das Grab war von einem dicht schliessenden Kreise von Basaltsteinen umringt, welchem Umstande die gute Erhaltung der Gefässe zuzuschreiben ist.

Topfurne (Fig. 9a), von einfacher Form; die Basis ist relativ schmal, der Untertheil konisch und aussen rauh, die tiefliegende Mittelkante abgerundet, der obere Theil verjüngt sich nach oben, ist etwas geschweift und aussen glatt. Das Material ist ein ziemlich feiner, mit wenigen Quarzkörnern untermengter Thon; das Gefäss ist ziemlich schlecht gebrannt und etwas unregelmässig geformt.

H = 19·5—20·5, B = 28·5, h_B = 9, b = 9, m = 21—22.

Unter den Brandknochen, die einem erwachsenen Individuum angehören, befand sich ein kleines, kegelförmiges Stück aus einer weisslichen, abfärbenden Masse, das wohl als Amulet gedient haben mag. (In Fig. 9i in natürlicher Grösse abgebildet.) Gegen die Spitze ist dasselbe durchbohrt, und zwar ist die Begrenzung dieses kleinen Loches auf der einen Seite viereckig, auf der anderen kleiner und rundlich. Die Basis ist etwas nach aussen gewölbt, die Spitze abgerundet; die Höhe beträgt 11 mm., die Breite der Basis 9 mm.

Henkelurnenförmiges Beigefäss (Fig. 9b) mit relativ schmalem Hals. Die Verzierung besteht in vier Querbändern, von welchen jedes aus 3—4 parallelen Furchen zusammengesetzt ist. Das oberste Band läuft über der Halseinschnürung, das unterste unter dem grössten Bauchumfange; die beiden anderen liegen in gleicher Entfernung von einander dazwischen. Der untere Theil des Gefässes trägt scharfe Längsritzen. Das Material ist ein mittelfeiner Thon, untermengt mit kleinen dunklen Glimmerblättchen. Man sieht ganz deutlich, dass die Urne beim Brennen nur auf einer Seite

im Feuer stand, weil hier der Thon eine ockergelbe, von stärkerer Hitze herrührende Färbung angenommen hat; auf der anderen Seite ist das Gefäss nur wenig gebrannt.

H = 15·5, B = 19·5, h_B = 5—6, b = 8, m = 8.

Henkelschale (Fig. 9c), mit einer sanften Einschnürung unter dem Rande, trägt über dem Bauchumfange drei schwach markirte Querleisten als Verzierung; der Henkel besitzt eine vortretende Mittelkante. Das Gefäss lag umgekehrt und lehnte sich an die Urne an.

H = 8·5, B = 13·5, h_B = 4·5, b = 5, m = 13·5.

Napf (Fig. 9d), von ähnlicher Form wie die Urne, nur liegt der grösste Bauchumfang höher und ist schärfer als bei derselben und die Verjüngung gegen oben ist bedeutender. Der Boden ist ausserordentlich schmal und etwas vertieft.

H = 8·5, B = 12, h_B = 3·5, b = 2·3, m = 8·5.

Im Osten von der Graburne stand ein Topf, bedeckt mit einer grossen flachen Schüssel und auf dieser lag eine kleine Gneissplatte. In dem Topfe, der mit feiner Humuserde gefüllt war, befand sich zu unterst eine kleine Henkelschale und darüber eine etwas grössere flache Schale ohne Henkel, beide in verkehrter Lage.

Der Topf (Fig. 9e) ist roh gearbeitet mit etwas angedeuteter Halseinschnürung; die Aussenseite ist rauh, die Gefässwand von bedeutender Dicke (bis 12 mm.).

H = 18·5, B = 17·3, h_B = 11, b = 9, m = 15.

Die Deckschüssel (Fig. 9f) besitzt auf der einen Seite einen ganz kleinen Henkel (eigentlich durchbohrten Henkelansatz); derselbe überbrückt die schwache Einschnürung oberhalb des Randes. (Auf der Zeichnung nicht sichtbar.)

H = 9·6, b = 9, m = 26—27.

Kleine Henkelschale (Fig. 9h), fast halbkugelförmig, der Boden ist kaum markirt und etwas concav, die Mündung oval; der Henkel ist ziemlich breit und überragt den Rand.

H = 5·7, b = 3, m = 10—11·5.

Flache Schale (Fig. 9g) ohne Henkel mit schwach angedeutetem Boden.

H = 5—5·5, b = 3·5, m = 13.

Grabfund X.

(Taf. XVI.)

Dieser Fund befand sich etwa 2 m. nördlich vom Fund IX, ebenfalls am Rande des Materialgrabens. Er bestand aus 4 Gefässen, die sich in einer Tiefe von kaum 0·3 m. vorfanden, so dass es höchst merkwürdig erscheint, dass dieselben nicht beim Pflügen zerstört wurden. Neben einer schönen Henkelurne mit Buckelverzierung stand ein Topf, und neben diesem schief, mit der Mündung nach oben, eine sehr breite, niedere Henkelschale, bedeckt von einer flachen Schüssel. (Siehe die Situation Fig. 10e.)

Fig. 65.

Henkelurne (Fig. 10a), ober der Halseinschnürung mit drei Querrinnen als Verzierung; von diesen laufen Längsrinnen herab, immer drei beisammen und zwischen zwei solchen Bändern befindet sich am grössten Bauchumfang die schon wiederholt beschriebene Buckelverzierung. Die Urne ist ganz sauber aus feinem, etwas sandigem Thone gearbeitet.

H = 15·5, B = 19·3, h_B = 6·5, b = 8, m = 10.

Topf (Fig. 10b), von roher Arbeit, mit zwei kleinen Henkeln; beide sind jedoch abgeschlagen.

H = 15, b = 9, m = 15·5.

Grosse flache Henkelschale (Fig. 10c), nur zur Hälfte erhalten, mit sanfter Halseinschnürung, unter der 4 Querrinnen herumlaufen; von diesen gehen dicht nebeneinanderstehende kurze Längsrippen gegen den grössten Bauchumfang herab; der breite Henkel hat 4 Längsrippen.

H = 11, B = 19·6, h_B = 5, b = 6·5, m = 18·5.

Grosse flache Deckschüssel (Fig. 10d) für die vorige Schale, mit kleinem Henkel (abgebrochen).

H = 7, b = 8·5, m = 22.

Grabfund XI.

(Taf. XVI.)

Dieser Fund kann als der vollständigste Typus des Grabes eines Erwachsenen gelten. Die Gefässgruppe (eine vollständige Abbildung der Stellung der einzelnen Gefässe s. Fig. 65) war von einem dicht schliessenden Steinkreise umgeben und der ganze Fund so ungestört, dass von den neun Gefässen sieben fast ganz heraus kamen, während die zwei Deckschüsseln durch die darüberliegende Erdlast zerdrückt wären, sich aber nachträglich vollständig zusammensetzen liessen. Die normale Art und Weise des Vorkommens liegt ebensowohl in der Form, als auch in der Anzahl der Gefässe, obwohl dieselbe über die Durchschnittszahl hinaus geht. Zuerst in der Mitte die einfach verzierte, mittelgrosse Henkelurne, fast ganz mit Brandknochen gefüllt; im Südosten ein ähnlichgeformtes Beigefäss, sorgfältiger ausgeführt und verziert, bedeckt von einem hohen, schalenförmigen Gefässe; daneben, im Osten der Urne, ein ganz einfacher Topf, bedeckt von einer flachen Schüssel, enthaltend eine sorgfältig ausgeführte, reizende Henkelschale; endlich im Norden, Nordwesten und Westen drei kleine, einander ähnliche Näpfe mit der für Urnenfelder dieser Art so charakteristischen Dreiecksverzierung.

Henkelurne (Fig. 11a), mit vier parallelen Querfurchen an der undeutlichen Halseinschnürung, um den Bauch laufen vier schwach vorragende, kantige Rippen in gleicher Entfernung von einander herum. Enthielt die Brandknochen eines erwachsenen Individuums, auf welchen ein kleines, spiralig gewundenes Ringelchen aus Bronzedraht lag. (Fig. 11k.) [1])

H = 17·5, B = 23·5, h_B = 8, b = 10·5, m = 17.

Henkelurnenförmiges Beigefäss (Fig. 11b), von sorgfältiger Arbeit, im Umriss schärfer gezeichnet als das vorige; um die undeutliche Halseinschnürung laufen drei Querfurchen und von diesen diagonal herablaufend, diagonal gestellte Bänder, bestehend aus je vier parallelen, breiteren Furchen. Das Material ist ein dunkler, feiner Thon; an der Aussenfläche ist das Gefäss mit einem Graphitüberzuge versehen.

H = 15, B = 19, h_B = 5, b = 5·5, m = 9.

Grosse schalenförmige Deckschüssel (Fig. 11c), befand sich auf dem vorigen Gefässe in umgestürzter Lage; trägt an einer Seite einen kleinen Henkel.

H = 10·5 — 11·5, B = 18, b = 5, m = 17—18.

Topf (Fig. 11d), von einfacher Arbeit, aussen rauh, mit drei länglichen, quergestellten Ansätzen unter dem Rande.

H = 17·5, B = 17, b = 9, m = 16·5.

Flache Deckschüssel (Fig. 11e) mit einem kleinen Henkelchen; befand sich in umgekehrter Lage auf dem vorigen Topfe.

H = 9—10, b = 8, m = 24.

Henkelschale (Fig. 11f), von schöner Form, schmalem Boden und hohem Halse, sehr sorgfältig gearbeitet, aussen und innen mit Graphitüberzug versehen; am Bauchumfange verziert durch nach einer Richtung schraffirte Dreiecke (die Schraffirungen entstanden durch eingeritzte Furchen, die zu einer Seite des Dreiecks parallel sind). Befand sich in aufrechter Stellung im Topfe.

H = 8, B = 10·8, h_B = 2·5, b = 2·8, m = 11·5—12·2.

Napf (Fig. 11g), aussen mit Graphitüberzug versehen; besitzt oberhalb des grössten Bauchumfanges als Verzierung ein breites Querband, das nach oben und unten durch zwei Querfurchen begrenzt ist; der Raum zwischen den letzteren ist durch eine Zickzacklinie in Dreiecke abgetheilt, die abwechselnd parallel zu einer der diagonallaufenden Dreiecksseite durch eingeritzte Furchen schraffirt erscheinen.

H = 9—9·6, B = 13·5, h_B = 4, b = 5, m = 9·5.

Napf (Fig. 11h), oben breiter als der vorige, aussen mit Graphitüberzug versehen; ober dem grössten Bauchumfange mit derselben Dreiecksverzierung, wie beim vorhergehenden.

H = 9, B = 12·2, h_B = 3·5, b = 4, m = 10·5.

Kleiner Napf (Fig. 11i), die Dreiecke der den beiden vorhergehenden ähnlichen Verzierungen sind anders schraffirt, manchmal nach zwei Richtungen.

H = 7·3, B = 9, h_B = 2·5, b = 3·3, m = 7·5.

Schliesslich ist noch ein grosser biconvexer Kieselstein von kreisrundem Umriss und glatter Oberfläche zu erwähnen, der in der Nähe der Urne lag.

Grabfund XII.

(Taf. XVII.)

Dieser Fund ist dem neunten fast ganz gleich, sowohl was die Anzahl (8 Stück), als auch was die Form der Gefässe betrifft, nur die Anordnung derselben war eine etwas andere. (Siehe die Situation in Fig. 12l.) Die Gefässe standen nämlich alle einzeln, bis auf eine flache Schüssel, welche den Topf bedeckte. Die Tiefe des Fundes war die geringste, die gefunden wurde, nämlich 0·25 m. Die Gefässe waren theilweise zerdrückt, liessen sich jedoch alle wieder zusammensetzen.

Topfurne (Fig. 12a), ganz ähnlich derjenigen von Fund IX, nur grösser. Auf den Brandknochen lag eine lange, gegen die Spitze zu gebogene Bronzenadel mit rundlichem Kopf (siehe Taf. XVII, Fig. 12i), ferner ein kleiner, mehrfach spiralig gewundener Ring aus Bronzedraht (siehe Fig. 12k) und ein doppelt zusammengedrehter, kurzer Bronzedraht,

[1]) Die ebenfalls unter Fig. 11k noch abgebildeten drei Nadelköpfe aus Bronze gehören nicht hieher, sondern zu anderen Funden.

zusammen die grösste Anzahl von Bronzeobjecten, die bei den in Rede stehenden Ausgrabungen in einer Urne gefunden wurden.

H = 23·5, B = 29, h_B = 11—12, b = 11, m = 23.

Henkelurnenförmiges Beigefäss (Fig. 12 b), in der Form wieder ganz entsprechend dem gleichen von Fund IX, nur grösser; oberhalb der Halseinschnürung mit drei parallelen Querrinnen, der Bauch ist bis zum grössten Umfange durch fünf schwach markirte, in gleicher Entfernung von einanderliegende Querkanten verziert. Der untere Theil des Gefässes ist rauh und trägt rohe Längsrippen.

H = 18, B = 22, h_B = 7, b = 9, m = 10·5.

Kleines henkelurnenförmiges Gefäss (Fig. 12 c), sorgfältig gearbeitet; war bedeckt von einer kleinen Phonolitplatte.

H = 7·8, B = 9·7, h_B = 3, b = 3·4, m = 8·6.

Grosser Henkelbecher (Fig. 12 d), der Henkel besitzt drei schwach angedeutete Längsrippen; lag umgestürzt.

H = 9·4, b = 5·5, m = 14—14·5.

Flache Schale ohne Henkel (Fig. 12 e), lag schief an der vorigen angelehnt; hat eine sehr schmale, schwach angedeutete Basis; etwas unregelmässig geformt.

H = 5·3, b = 2, m = 13·5.

Kleine Henkelschale (Fig. 12 f) mit ziemlich dickem Henkel; wenig sorgfältig gearbeitet, aussen nicht geglättet, sondern rauh, die Mündung oval. Stand angelehnt an die Graburne.

H = 5·5, b = 4, m = 10—11·5.

Topf (Fig. 12 g), von sehr roher Arbeit, ziemlich unregelmässig geformt, aussen ganz rauh. Die beiden Henkel stehen nicht in gleicher Höhe, der eine ist abgebrochen, der zweite sehr stark hervortretend; die Gefässwände sind ziemlich dick, die Oberfläche stark abgeblättert und verwittert.

H = 17·5, B = 19, h_B = 9—10, b = 9·3, m = 15.

Flache Deckschüssel (Fig. 12 h), befand sich in umgekehrter Lage auf dem vorigen Topfe; hat einen etwas hereingebogenen Rand und auf der einen Seite einen kleinen Henkel.

H = 7—7·5, b = 6·5, m = 22·5.

Grabfund XIII.

(Taf. XVI.)

Hier fand sich blos eine einzige grosse Urne vor, von einem massiven Deckel überdeckt, welcher im Vereine mit den darüberliegenden Steinen die Urne völlig zerdrückt hatte; dieselbe wurde mit vieler Mühe zusammengesetzt und ergänzt.

Halsurne (Fig. 13 b) mit weitem Bauch und ziemlich markirter Bauchkante; auf dieser sitzt ein konischer, 13 cm. hoher, nach oben sich verjüngender Halstheil.

H = 31, B = 36. h_B = 9, b = 11·5, m = 18—19.

Auf dem Leichenbrande lag eine kleinere Bronzenadel, welche am oberen Ende eine Art Oehse besitzt, die durch das Zusammenrollen des hier flach gehämmerten Bronzedrahtes zu einem kurzen Cylinder entstanden ist. (Siehe Fig. 13 e.) Unter den, einem erwachsenen Individuum angehörigen Brandknochen befand sich ein kleines kegelförmiges Anhängsel (Fig. 13 c), ganz von derselben Grösse und Beschaffenheit wie das bei Fund IX. beschriebene.

Auf der Graburne lag ein sehr starker, grosser Deckel (Fig. 13 a), wahrscheinlich der untere Theil eines grossen Gefässes, das angebrochen war und dann zu einem Deckel hergerichtet wurde, denn die Bruchflächen des Randes sind alle alt. Die Basis ist 20 cm. breit; die Dicke der Gefässwandung beträgt 23·5 mm., die des Bodens 21·5 mm. Das Material ist ein mit Quarzkörnern gemengter Thon.

Ausserdem fanden sich noch einige rohe Scherben vor, worunter eines von ganz roher Arbeit mit einer charakteristischen Verzierung. (S. Fig. 13 d.)

In der Nähe dieses Grabes wurden einige Thierknochen aufgefunden, worunter ein Wirbel und ein Stück des Schädels mit einem Geweihzapfen vom Hirschen.

Grabfund XIV.

(Taf. XVII.)

Dieser Fund zeichnet sich durch eine über die Durchschnittsziffer herausgehende Anzahl von Gefässen aus. Es waren deren im Ganzen 11 Stück, wovon jedoch alle mit Ausnahme von zweien durch die darüberliegenden Steine zerdrückt waren; es liessen sich jedoch noch fünf vollständig zusammensetzen. Unter den Gefässen finden sich keine neuen Formen, vielleicht mit Ausnahme der Napfurne mit scharfer Bauchkante; die Ausführung ist eine ziemlich sorgfältige; die Verzierungen einfach.

Napfurne, liess sich nicht vollständig zusammensetzen (ein Bruchtheil derselben in Fig. 14 a abgebildet). Es ist die einzige verzierte Napfurne, die von Libochowan vorhanden ist. Der untere Theil der Wandung ist rauh, mit unregelmässigen, rohen Querrippen versehen, der hohe Halstheil dagegen glatt. An der scharfen Bauchkante sind quergestellte, grössere Kerben als Verzierung angebracht, über denselben laufen drei parallele Querfurchen. Das Material ist ein dunkler Thon mit milchweissen, mässig grossen Quarzkörnern gemengt. Die Brandknochen rühren von einem erwachsenen, jedoch nicht besonders kräftigen Individuum (vielleicht einem Weibe) her. Der grösste Durchmesser des Gefässes betrug beiläufig 34 cm.

Grosser Henkelbecher (Fig. 14 b), oben etwas elliptisch geformt, der Henkel zum Theile fehlend.

H = 10·5—11·5, B = 18·3, h_B = 7, b = 6, m = 16·5—18.

Flache Schale (Fig. 14 c), aus ziemlich gut gebranntem Thon.

H = 6·5—7·5, b = 5·5, m = 15·7—16.

Henkelbecher (Fig. 14 d). Die Basis ist schmal, der Untertheil bauchig; der Hals ist vom Körper des Gefässes scharf abgesetzt, ziemlich hoch und erweitert sich etwas nach oben. Der (abgebrochene) Henkel einerseits unter der Halseinschnürung, andererseits am Rande befestigt.

H = 10·5, B = 11·5, h_B = 3, b = 4, m = 10—11.

Napf von Mittelgrösse (Fig. 14 e), der obere Theil relativ hoch, gegen die Mündung sich verjüngend; am grössten Bauchumfange mit vier Querfurchen als Verzierung, auf welchen gleichseitige Dreiecke aufstehen, die zu einer Seite parallel schraffirt erscheinen. Das Material ist ein feiner Thon, mit grösseren Glimmerblättchen untermengt.

H = 8·4, B = 11·2, h_B = 2·5—3, b = 3·2, m = 9·2.

Kleiner Napf (Fig. 14 f). Unter dem grössten Bauchumfange laufen vier Querfurchen und 2 cm. unter dem Rande ebenfalls vier; der Zwischenraum ist durch die bekannte Verzierung mit den abwechselnd nach einer Richtung schraffirten Dreiecken ausgefüllt. Auf der obersten Querfurche stehen je drei kleine Dreiecke beisammen, die ebenfalls nach einer Richtung schraffirt erscheinen. Das Material ist ein feiner Thon, die Arbeit eine sorgfältige.

Zwei Näpfe (Fig. 14 g und h), in ihrer Form einander ähnlich, nur in der Grösse verschieden, mit konischem Untertheil und hohem, cylindrischem Halse. Sie standen beide umgestürzt, der grössere im Norden, der kleinere im Süden am östlichen Ende des Fundes. Die Arbeit ist bei beiden eine einfache; sie sind schlecht gebrannt, was sich bei dem grösseren auch darin ausspricht, dass er in dem feuchten Erdreich ganz weich wurde und seitlich ganz zusammengedrückt erscheint; auch zeigt der letztere mehrere Sprünge.

H = 7·5—8, b = 4·5.

H = 5·8, b = 3. m = 7.

Bruchstücke eines kleinen, henkelurnenförmigen Gefässes aus gut gebranntem Thon mit kleinen, dachförmigen Henkeln; die Verzierung besteht in je drei parallelen Rinnen, welche als Quer- und Längsbänder angeordnet sind.

Bruchtheil eines kleinen Topfes.

Bruchtheil einer Schale von ziemlich roher Arbeit.

Grabfund XV.

Grab eines Kindes.

(Taf. XVII.)

Dasselbe ist wieder ausgezeichnet durch die Kleinheit sämmtlicher Gefässe, fünf an der Zahl, davon jedoch nur drei ganz (restaurirt); alle sind von einfacher Arbeit.

Bruchtheile einer kleinen Urne mit den Brandknochen eines Kindes.

Kleiner Henkelbecher (Fig. 15 a), der Untertheil zusammengedrückt bauchig, unter der Halseinschnürung mit schiefstehenden Rippen als Verzierung, der Randtheil erweitert sich nach oben zu kelchartig, die Mündung ist etwas oval. Das Material ist ein ziemlich feiner Thon; das Gefäss ist roth gebrannt.

H = 6·5—7, B = 9·1, h_B = 2·4, b = 3·5, m = 8—9.

Kleine Henkelschale (Fig. 15 b), mit ovaler Mündung, der Henkel überragt den Rand bedeutend.

H = 5·5, b = 3·5, m = 7·8—9.

Kleiner Napf (Fig. 15 c) mit relativ hohem, sich gegen den Rand verjüngendem Obertheil; das Material ist ein etwas sandiger, mit kleinen Glimmerblättchen untermengter Thon.

H = 6, B = 8, h_B = 2, b = 2, m = 7·2.

Hälfte einer flachen Schale ohne Henkel, diente wahrscheinlich als Deckschüssel für eines der vorhergehenden Gefässe. H = 5·5, m = 10·5.

Grabfund XVI.

(Taf. XVIII.)

Dieser Fund lieferte nur Bruchstücke von sieben Gefässen, von welchen sich jedoch drei vollständig und zwei andere theilweise zusammensetzen liessen. Die Arbeit ist eine einfache, Verzierungen sind mit einer Ausnahme nicht vorhanden. Die Gefässe sind besser gebrannt als die der meisten anderen Funde.

Topfurne (Fig. 16 a) mit deutlich abgesetztem Hals und etwas herausgebogenem Randtheil; die Arbeit ist primitiv, das Gefäss in der Form ziemlich unsymmetrisch. Unter den Brandknochen scheinen sich solche von zwei Individuen, einem Erwachsenen und einem Kinde, zu befinden.

H = 18—19, B = 16·6, h_B = 10, b = 8·8, m = 14—14·5.

Flache Henkelschale (Fig. 16 b), mit etwas eingebuchtetem Boden, aus rothgebranntem Thon, untermischt mit Glimmerblättchen, befand sich in aufrechter Stellung auf dem Topfe.

H = 4·3—5, b = 3·5—4, m = 12.

Kleiner Topf (Fig. 16 c), ganz ähnlich der Topfurne aus rothgebranntem Thon; nur zur Hälfte erhalten.

H = 12, B = 10·5, h_B = 6, b = 6, m = 11.

Grösseres weites Gefäss (Fig. 16 d), mit niedrigem, gegen den Rand herausgebogenem Halstheil, aus feinem Thon, der mit Glimmerblättchen untermengt ist; gut gebrannt. Nur zur Hälfte erhalten; lag umgekehrt auf dem vorigen Topfe.

H = 10·5, B = 19, h_B = 5·5, b = 8·5, m = 19.

Napf von Mittelgrösse (Fig. 16 e), einfach gearbeitet, ober der ziemlich scharfen Mittelkante laufen drei rohe Querrinnen als Verzierung.

H = 7·2, B = 10·4, h_B = 2·6, b = 4, m = 8·7—9.

Bruchtheile eines Napfes, dem vorigen ähnlich, die Mittelkante abgerundet, ohne Verzierung.

Bruchtheil einer kleinen Schüssel von ziemlich roher Arbeit; beiläufiger Durchmesser oben: 19 cm. Gefässwanddicke 8 mm.

Ausserdem fand sich noch eine kleine, unregelmässige Steinkugel von etwa 4 cm. Durchmesser aus röthlichweissem Quarz.

Grabfund XVII.

(Taf. XVIII.)

Ausser der Urne befanden sich bei diesem Funde noch zwei flache Schalen von verschiedener Grösse (eine Schüssel und eine Schale), ferner ein kleineres, henkelurnenförmiges Beigefäss, sowie ein rohgearbeiteter Topf, letzterer vollständig zertrümmert und unzusammensetzbar.

Henkelurne (Fig. 17 a) von gefälliger Form; die Basis ist schmal, der Bauch stark hervortretend, der Hals verjüngt sich stark nach oben; leider ist der Rand vollständig abgeschlagen. An der Halseinschnürung befinden sich drei Querrinnen als Verzierung; von den zwei kleinen Henkeln sowie an zwei anderen Stellen laufen nach abwärts bündelförmig angeordnete, flache Längsfurchen bis unter den grössten Bauchumfang herab.

H = 20 (?), B = 25, h_B = 8·5. b = 8·5, m = 11 (?).

Henkelurnenförmiges Beigefäss (Fig. 17 b), an der Halseinschnürung befinden sich drei Querrinnen.

H = 13, B = 16·8, h_B = 5·5, b = 5·7, m = 10·2.

Kleine Henkelschüssel (Fig. 17 c), wahrscheinlich die Deckschüssel für den nur in Scherben vorhandenen Topf;

mit undeutlich abgesetztem, vertieftem Boden; trägt an der einen Seite einen kleinen Henkel.

H = 6·3, b = 3·3, m = 16·7.

Kleine flache Schale (Fig. 17 d) mit etwas vertieftem Boden.

H = 5, b = 3, m = 13.

Ausserdem fanden sich noch die Bruchteile eines rohen Topfes sowie Bruchstücke von zwei anderen Gefässen vor.

Von dem Funde XIII bis zu dem nächsten in derselben Reihe gegen Ost liegenden Fund XXIII betrug die Entfernung etwa 11·5 m. In diesem bedeutenden Zwischenraume fehlten die bisher mit grosser Regelmässigkeit sich aneinander schliessenden Gräber ganz; selbst Basaltsteine, welche sich stets in der Nähe der Gräber vorfinden und deren Vorhandensein verrathen, kamen nur stellenweise vor. Es scheint dieser Theil des Urnenfeldes durch die hauptsächlich südlich davon vorgenommenen Nachgrabungen des Herrn Dr. Lenz, sowie des schon erwähnten Aussiger Mineralienhändlers Mennert in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein, was schon aus dem Vorkommen einzelner Scherben und Thierknochen hervorgeht. Nur 2 m. westlich vom Fund XXIII lagen mehrere Scherben beisammen, darunter die eines mässig grossen, einfachen Napfes und solche von einem grösseren Napfe mit der schon öfter erwähnten Dreiecksverzierung. In der Nähe dieser Scherben kamen eine Anzahl schlecht erhaltener menschlicher Knochen zum Vorschein, die von einem halb erwachsenen Individuum herrühren und deren Vorkommen schon besprochen wurde.

Grabfund XVIII.

Grab eines Kindes.

(Taf. XVIII.)

Die hier aufgefundenen Gefässe waren alle, mit Ausnahme eines kleinen rohen Napfes, zerdrückt; es liessen sich jedoch noch drei Stücke ganz und eines zum Theil zusammensetzen. Die Kleinheit der Gefässe deutet auf das hier beigesetzte Kind.

Bruchtheile einer kleinen Urne mit zwei kleinen, durchbohrten Henkelansätzen, die Gefässwandungen relativ sehr dick, im Ganzen wenig sorgfältig gearbeitet; enthielt die Brandknochen eines Kindes.

Henkelschale (Fig. 18a), ziemlich roh gearbeitet, der massige Henkel ragt über dem oberen Rande hervor, die Gefässmündung ist etwas oval.

H = 6·5, b = 4·5, m = 11—12.

Flache Schale (Fig. 18 b) ohne Henkel, mit sehr schmalem etwas vertieftem Boden, mit Spuren eines Graphitüberzuges im Innern.

H = 5·5—6, b = 3, m = 12·5—13.

Flache Schale (Fig. 18c) aus feinem Thon mit dünnen Wänden, sehr sorgfältig gearbeitet; der schmale Boden ist vertieft, unter dem Rande zeigt sich eine Einschnürung; mit Spuren eines Graphitüberzuges.

H = 4·8, b = 2·1, m = 9·7.

Kleiner Napf (Fig. 18 d) von roher Arbeit, mit ziemlich scharf hervortretender Bauchkante.

H = 4·3, B = 6, h_B 2·2—2·5, b = 2·2, m = 4·8.

Scherben eines kleinen Napfes mit der bekannten Dreiecksverzierung zwischen den oberen und unteren Querfurchen; die äussere Fläche des Bodens zeigt eine ähnliche Verzierung (Fig. 18e), der einzige Fall einer Bodenverzierung unter den vielen, von Libochowan herrührenden Gefässen.

Grabfund XIX.

Doppelgrab.

(Taf. XVII.)

Dieser Fund gehört unstreitig zu den merkwürdigsten unseres Urnenfeldes. Er ist sowohl ausgezeichnet durch die ausserordentliche Anzahl der Gefässe (im Ganzen 33 Stücke, wovon 18 ganz oder restaurirt, 9 theilweise restaurirt und 6 in Scherben), als auch durch die Zierlichkeit und grosse Anzahl der meist sehr kleinen Beigefässe und die schöne Art und Weise der Gruppirung derselben um eine grössere Urne (die Situation dieses Fundes siehe auf Tafel XVII). Der Fund war gegen Westen und Norden durch zwei grössere Gneissplatten begrenzt, gegen Süden nur durch unregelmässig geformte Basaltsteine, gegen Osten jedoch vollkommen offen; da zwei Urnen vorkamen, so haben wir es hier mit einem Doppelgrabe zu thun. Das Hauptgrab ist im Westen. Hier stand eine grössere Napfurne, bedeckt von einer Schüssel, fast in vollem Kreise umgeben von einem grösseren und einer Anzahl von kleinen zierlichen Beigefässen, die aber fast alle unverziert sind. Bei der Kleinheit der letzteren liess sich vermuthen, dass hier auch ein Kind mit begraben liegt, was auch die Untersuchung der Brandknochen bestätigte, denn es fanden sich in der Urne solche von einem erwachsenen Individuum und einem Kinde (vielleicht Mutter und Kind). Im Südwesten, etwa 30 cm. von dem eigentlichen Funde entfernt, stand vereinzelt ein urnenförmiges Gefäss. Gegen Osten war der Fund nicht begrenzt; es lagen hier auf einem ziemlich breiten Streifen die Scherben von ganz zerdrückten Gefässen. Von diesen liessen sich theilweise restauriren eine sehr schöne Buckelurne mit zwei kleinen Henkeln und eine reizende, aussen und innen mit Graphit überzogene tiefe Schüssel (wahrscheinlich Deckschüssel für die vorige Urne) mit sehr reicher Verzierung.

a) Hauptgruppe.

Napfurne (Fig. 19b), von einfacher Arbeit, der obere Theil glatt, der untere Theil rauh, mit unregelmässigen Querrippen versehen. Die Gefässwandungen sind relativ dick (im oberen Theile circa 9 mm.), das Material ist ein etwas sandiger, mit Quarzkörnern gemengter Thon. Die Urne zeigt die Eigenthümlichkeit, dass die Gefässwandung an einer Stelle etwa 1·5 cm. über dem Boden künstlich durchbohrt ist, und zwar geschah die Bohrung in der an dieser Stelle fast 10 mm. starken Wandung von beiden Seiten her, so dass zwei trichterförmige Gruben gegen einander eingearbeitet sind. Dieser Fall kam in Libochowan nur einmal vor. Bei anderen, ähnlichen Urnenfeldern, wie z. B. dem von Strehlen, finden sich ähnliche Oeffnungen, auch im Boden der Urnen, ziemlich häufig. Wahrscheinlich hatten dieselben irgend eine rituelle Bedeutung. Bei häufigerem Vorkommen solcher Löcher an den Urnen wäre man geneigt anzunehmen, die Bestattenden hätten dieselben aus dem Grunde angebracht, damit der Geist des Verstorbenen mit der Aussenwelt communiciren könne, da diese Urnen fast immer von einer ziemlich dicht schliessenden Schüssel bedeckt sind. Das einzige Vorkommen dieser Art auf unserem Urnenfelde schliesst jedoch jede weitere Deutung aus. Unter den Knochen, welche einem Erwachsenen und einem Kinde (von letzterem sind vier Milchzähne vorhanden) angehörten, befanden sich einige Bronzespuren.

H = 15, B = 24·6, H = 8, b = 10, m = 23.

Diese Urne war bedeckt von einer ziemlich tiefen Schüssel mit Henkel; sie war ganz eingedrückt, liess sich jedoch restauriren (der Henkel fehlt). (Fig. 19a.) Der Boden ist ziemlich schmal, die Wandung geschweift, der Rand etwas hereingebogen; das Material ist dasselbe, wie bei der Urne. Die Form ist ziemlich unsymmetrisch.

H = 9—11, b = 7·5, m = 26—26·5.

Im Osten von der Urne, beiläufig 10 cm. entfernt, stand ein schmaler hoher Topf (Fig. 19c) von einfacher Arbeit mit zwei kleinen Henkeln; derselbe war zerdrückt, liess sich jedoch bis auf die Henkel vollständig restauriren.

H = 18·3, B = 12·7, H = 9—10, b = 6·7—7·3, m = 10·5.

In diesem Topfe befand sich ein ganz kleiner Napf (Fig. 19e), dem aber der Rand vollständig fehlte, aus stark mit Quarzkörnern gemengtem Thon gefertigt; derselbe war von einem kleinen stumpfkegelförmigen Deckel (Fig. 19d) überdeckt.

Napf: B = 6·2, h_B = 2·7, b = 2·5,
Deckel: H = 3·1, b = 2·4, m = 4·2.

Um die Graburne standen in einem ziemlich engen Kreise eine Anzahl kleinerer Beigefässe; nur im Norden war derselbe nicht ganz geschlossen.

Zuerst im Westen zwei kleine zierliche Gefässe.

Das eine derselben (Fig. 19f), hat die Form eines Kruges, ist unten bauchig und hat einen sehr hohen, fast cylindrischen Hals; der Rand ist stark herausgebogen und von ihm geht zur grössten Bauchweitung ein relativ langer, breiter Henkel herab.

H = 7, B = 5·9, h_B = 2, b = 2·4, m = 5·6—5·9.

Der zweite Napf (Fig. 19h) hat mehr die Form einer Vase ohne Henkel; der untere Theil hat einen stark hervortretenden Bauch, auf diesem sitzt ein ziemlich schmaler, cylindrischer Hals, der Rand ist herausgeschlagen und ragt in horizontaler Lage ziemlich weit über den Hals hervor.

H = 8, B = 6·8, h_B = 3, b = 2·5, Breite d. Halses = 3·5, m = 5.

Auf einem dieser beiden Näpfchen befand sich einer von den nur bei diesem Funde angetroffenen, kleinen, stumpfkegelförmigen Deckeln (Fig. 19g).

H = 3·8, b = 2·2, m = 5·4.

Weiter gegen Süden befanden sich einige kleine zerbrochene Gefässe, die sich zu drei Schalen und Bechern restauriren liessen, alle mit Henkel.

a) Eine grössere flache Henkelschale (Fig. 19i), aus feinem Thon, der ziemlich dicke Henkel ragt über den Rand hervor; der untere Theil ist fast kugelförmig, der Boden sehr schmal und nur schwach markirt.

H = 6·5, b = 2·2, m = 12—13.

b) Becher (Fig. 19k) mit kantigem Henkel; unter dem Rande eine schwache Einschnürung und an dieser Stelle verziert durch fünf Querfurchen. Das Gefäss ist namentlich an der Mündung stark oval, das Material ein feiner, mit kleinen Glimmerblättchen untermengter Thon.

H = 6·8, b = 3·8, m = 7·6—9·6.

c) Henkelbecher (Fig. 19l), der Henkel abgeschlagen, oben oval; das Material ist ein dunkler Thon mit grösseren Quarzkörnern untermengt.

H = 5·5, b = 3·8, m = 7—8.

Im Süden der Urne lag, mit der Mündung an dieselbe gelehnt, ein kleines henkelurnenförmiges Gefäss (Fig. 19m), in welchem sich ein kleiner Napf (Fig. 19n), in umgekehrter Lage befand. Das erste Gefäss ist von einfacher Arbeit; das Material ist ein sandiger Thon, gut gebrannt, der Napf aus ähnlichem Material.

H = 8, B = 8·8, h_B = 3, b = 4·2, m = 7·6.
H = 4·5, b = 3, m = 5·8.

Im Südosten, in einer Entfernung von etwa 15 cm. von der Graburne, lag ein ganz kleines cylindrisches Näpfchen mit zwei kleinen Henkelchen, bedeckt von einem kleinen stumpfkegelförmigen Deckel (Fig. 19o). (Dieser Deckel ist auf Taf. XVII über einem der folgenden kleinen Gefässe [Fig. q] gezeichnet.) Der Napf war so mürbe, dass er beim Herausnehmen ganz zerfiel; die Dimensionen des Deckels sind:

H = 3·2, b = 2·2, m = 4·7.

Im Südosten, aber ziemlich nahe der Graburne, stand schief, mit der Mündung gegen die erste gekehrt, ein kleineres verziertes Gefäss von der Form einer Henkelurne, das sich nachträglich theilweise restauriren liess; nur der obere Theil fehlt vollständig. Die Verzierung besteht in parallelen Querfurchen an der Halseinschnürung und in je vier beisammenliegenden, diagonal laufenden Furchen am Bauchumfang. Das Material ist ein sandiger Thon, untermengt mit kleinen Glimmerblättchen.

B = 13·2, h_B = circa 5, b = 5.

Im Osten stand schief, mit der Mündung gegen Süd, ein grösseres henkelbecherartiges Gefäss (Fig. 19p). Die Basis ist schwach markirt, der untere Theil bauchig mit hervortretender Bauchkante, der Hals sehr hoch und kelchartig; unter der Halseinschnürung setzt sich der ziemlich breite Henkel an und reicht bis zum Rande. (Derselbe fehlt zum grössten Theile). Von der Halseinschnürung laufen vier schwach markirte Längswulste bis zum grössten Bauchumfang herab.

(Auf der Abbildung nicht ersichtlich.) Das Gefäss ist sorgfältig gearbeitet; Material wie bei den vorhergehenden.

H = 10·2, B = 11·7, h_B = 3, b = 4·4,
Halsbreite unten = 8·8, m = 11.

In diesem Gefässe befand sich in umgekehrter Lage ein kleiner Napf (Fig. 19 q), unten bauchig mit hohem, fast cylindrischem Halse, der nach oben etwas schmäler wird; über der Halseinschnürung befinden sich zwei ganz kleine Henkelchen.

H = 7·4, B = 6·5, h_B = 3, b = 3, m = 3·7.

Im Osten (etwas gegen Nord) stand aufrecht in der Nähe der Urne ein kleiner vasenförmiger Napf (Fig. 19 r), der untere Theil schwach bauchig, der Rand stark herausgebogen, aus Thon, der mit Quarzkörnern untermengt ist.

H = 6·7, B = 6, h_B = 3·7, b = 2·6, m = 5·9.

Gleich daneben stand, etwas gegen Nordost, mit der Mündung gegen die Urne angelehnt, ein einfacher kleiner Henkelbecher (Fig. 19 s), mit etwas ovaler Mündung; Material wie beim vorigen.

H = 5, b = 3, m = 6·5—7.

b) Oestliche Gruppe.

Gegen Osten zog sich von der Hauptgruppe ein breiter Streifen von zerdrückten Gefässen hin, die einem andern Grabe angehörten, aber von dem vorigen durch keine Steine getrennt waren. Unter denselben sind besonders zu erwähnen die Bruchstücke einer Henkelurne mit Buckelverzierung und einer reizenden flachen Schale; beide liessen sich nur theilweise zusammensetzen.

Die Urne ist aus feinem, etwas sandigem Thon gearbeitet und gut gebrannt, im Allgemeinen etwas nieder, mit geschweiftem Rande und zwei kleinen Henkeln, die mit Längsrinnen versehen sind. Ueber der Halseinschnürung laufen Querrinnen; am Bauchumfange ist die Verzierung ganz wie bei der bei Fund VII beschriebenen Buckelurne. (Siehe auch Taf. XVI, Fig. 10 a.)

Die Schüssel, die möglicherweise als Deckschüssel für die vorige Urne diente, ist aussen und innen mit Graphit überzogen; die Verzierungen (auf beiden Seiten) gehören zu den geschmackvollsten in dieser Richtung. (Die Abbildung dieser ideal restaurirten Schüssel und die Verzierungen auf beiden Seiten siehe Fig. 19 u, v und w, letztere in $^1/_5$ nat. Gr.)

Aus den übrigen, zu diesem Funde gehörigen Scherben liessen sich noch folgende Gefässe ganz oder theilweise zusammensetzen:

Kleiner, einfacher Napf, ganz (Fig. 19 t).

H = 5, B = 6·7, h_B = 1·6, b = 3, m = 5·8.

Hälfte eines kleineren Henkeltopfes, mit rauher Aussenfläche, der Rand fehlt vollständig.

Bruchtheile von zwei Töpfen, einer mit zwei kleinen Henkeln.

Bruchtheile von drei kleinen Gefässen von der Form einer gewöhnlichen Henkelurne. Die zwei kleineren Stücke sind verziert durch diagonal laufende Furchen, von denen je drei eine Art Band bilden.

Bruchtheile eines grösseren Gefässes von der Form einer Napfurne.

Bruchtheile eines kleineren Napfes.

Bruchtheile von zwei Henkelschalen.

Südwestlich von der Hauptgruppe, in etwa 30 cm. Entfernung, stand vereinzelt ein kleineres henkelurnenartiges Gefäss von sehr mürber Beschaffenheit, von beträchtlicher Wanddicke (0·75—1·15 cm.). Der Rand ist nach aussen gebogen und liegt horizontal.

Die beiläufigen Dimensionen sind:
H = 15, B = 18, b = 6·5, Halsbreite = 10, m = 12.

Grabfund XX.

(Tafel XVIII.)

Die 9 Gefässe dieses Fundes charakterisiren sich sowohl durch die Einfachheit ihrer Formen und Arbeit, als auch durch die sparsame Anwendung der einfachsten Verzierungen. Ein einziger kleiner Henkelbecher zeigt eine etwas gefälligere Form. Als Behälter der Brandknochen, die von einem halberwachsenen Individuum herzurühren scheinen, wurde hier der unterste Theil eines Topfes benützt, von dem es höchst wahrscheinlich ist, dass derselbe schon in diesem Zustande als Ersatz eines ganzen Gefässes verwendet wurde, denn es fanden sich sonst keine dazugehörigen Bruchstücke vor. Auch der als Beigefäss vorhandene grössere Topf, der keine Knochen enthielt, geht nicht bis zur Halseinschnürung, sondern ist unterhalb derselben in beiläufig gleicher Höhe ringsum abgebrochen und kam jedenfalls schon in diesem Zustande in das Grab. Das Grab macht im Gegensatz zu anderen einen recht ärmlichen Eindruck. (Situation siehe Fig. 20 g.)

Untertheil einer Topfurne (Fig. 20 a), enthielt die Knochenreste; innen geglättet, aussen rauh, aus sandigem Thon.

H = 5·5—7, b = 10·6.

Topf (Fig. 20 b), in der Arbeit dem vorigen ähnlich, oberhalb des grössten Umfanges in gleicher Höhe abgeschlagen.

H = 14—15, B = 19·5, b = 10·5.

Becherförmiges Gefäss (Fig. 20 c), mit Henkel (letzterer fehlt zum Theil); der Boden ist schmal, der untere Theil bauchig, nieder, auf der sanften Einschnürung sitzt der sich kelchartig nach oben erweiternde, hohe Halstheil, so dass die Mündung die grösste Weite des Gefässes repräsentirt. Das Material ist ein feiner Thon; das Gefäss ist sonst äusserlich mehrfach beschädigt, die Form ziemlich unregelmässig.

H = 7·5, B = 7·8, h_B = 2, b = 3·5, m = 8.

Kleine flache Henkelschale (Fig. 20 d), der Boden ist sehr schmal und tief eingebuchtet; die Gefässmündung etwas elliptisch; der Henkel fehlt.

H = 4·5, b = 1·8, m = 8—9.

Napf von Mittelgrösse (Fig. 20 e), der Boden etwas eingebuchtet; der untere konische Theil ist sehr nieder, der obere, sanft sich nach oben verjüngende Theil dagegen hoch; das Gefäss ist gut gebrannt.

H = 8, B = 10·7, h_B = 2·8, b = 3·5, m = 9·5.

Napf (Fig. 20 f), ähnlich dem vorigen, oberhalb der scharfen Mittelkante mit etwas schief gestellten, tiefen Kerben und darüber mit drei rinnenförmigen Querfurchen als Verzierung.

H = 7·7, B = 10·5, h_B = 2·7, b = 4·3, m = 9·3—9·7.

Bruchtheile eines dem vorigen ähnlichen Napfes, kleiner als die beiden vorhergehenden, von ziemlich roher Arbeit, mit zwei undeutlichen Querfurchen über der Mittelkante als Verzierung.

H = 7. B = 9·8, h_B = 2·3, b = 3·6.

Bruchtheile einer grossen flachen Schüssel mit einem kleinen Henkel, Rand etwas nach einwärts gebogen; aussen und innen geglättet.

b = 8, m = 27—28.

Bruchtheile eines ziemlich roh gearbeiteten, nahezu cylindrischen, grösseren Topfes, unterhalb des Randes mit länglichen, quergestellten Ansätzen.

Grabfund XXI [1]).

(Tafel XVIII.)

Bildet für sich den kleinsten Fund. Es fanden sich nämlich neben einigen verzierten und unverzierten Scherben nur zwei flache Schalen; beide lagen umgestürzt in nordsüdlicher Richtung nebeneinander, in einer derselben befanden sich die Brandknochen von einem Kinde und auf denselben lagen zwei kleine Bronzepfeilspitzen.

Die eine Schale (Fig. 21 a) ist nieder, hat einen sehr schmalen, wenig hervortretenden, vertieften Boden, ist aussen von röthlich brauner Farbe, innen mit einem Graphitüberzug versehen und sorgfältig geglättet.

H = 5·4, b = 2·3, m = 12·5.

Die zweite Schale (Fig. 21 b), ist etwas höher, aber sonst ganz so gearbeitet, wie die vorige.

H = 6, b = 2·5, m = 12·5.

Unter den Scherben fanden sich auch solche von einem kleinen, henkelurnenförmigen Napf mit der bekannten Dreiecksverzierung, aber sehr fein ausgeführt.

Was die zwei kleinen Pfeilspitzen betrifft, die in Fig. 21 c und d abgebildet sind, so zeigen dieselben wegen des überschmolzenen Zustandes nicht ganz deutlich die ihnen ursprünglich zukommende Form. Letztere ist jedoch durch eine zierliche Pfeilspitze repräsentirt, welche im Orte Libochowan auf dem zum Forsthause gehörigen Grunde gefunden wurde, und die jedenfalls derselben Zeit angehört, aus der unser Urnenfeld stammt. Die Schaftröhre ist hohl und trägt auf der einen Seite ein kleines, längliches Loch, um mittelst eines kleinen Stiftes den Pfeil an den Schaft befestigen zu können. Der Körper der Pfeilspitze selbst ist relativ kurz, trägt zwei deutlich als Widerhaken ausgebildete, nach unten gekehrte scharfe Spitzen; die eigentliche Spitze, sowie die Seitenkanten sind ziemlich scharf. Bei unseren zwei Stücken sind die Spitzen und Kanten durch Ueberschmelzen abgerundet, was von der Hitze des Leichenbrandes herrühren mag; bei dem einen Stück ist die Schaftröhre abgebrochen.

Grabfund XXII.

(Taf. XVIII.)

Bei diesem Funde kam das grösste in Libochowan aufgefundene Gefäss zum Vorschein, eine Urne von 36 cm. Höhe und 123 cm. Umfang; dieselbe war von einem grossen, stumpfkegelförmigen Deckel überdeckt. Ausser diesen fanden sich noch drei andere Gefässe und Bruchtheile eines dem vorigen ähnlichen, jedoch kleineren Deckels. Alle diese Gefässe sind einfach gearbeitet und unverziert.

Grosse Urne (Fig. 22 b), auf einer Gneissplatte stehend, stark ausgebaucht, mit relativ niederem Halse, der einen stark herausgebogenen Rand besitzt. Die Aussenfläche ist nicht ganz glatt; die Urne war in viele Scherben zerdrückt und musste mühsam zusammengesetzt werden.

H = 36, B = 39·5, h_B = 19—20, b = 13, m = 31—32.

Auf der Urne lagen die Trümmer eines grossen stumpfkegelförmigen Deckels (Fig. 22 a), der gegen den Rand etwas nach innen gebogen erscheint. Derselbe liess sich nur theilweise zusammensetzen; er zeigt wieder die merkwürdige Erscheinung, dass er sich durch den Druck des Erdreichs nach einer Seite verzogen hat. Dieser Deckel scheint früher ein eigenes grosses Gefäss gewesen zu sein, das im beschädigten Zustande zu einem Deckel hergerichtet wurde, denn der Rand, welcher dem grössten Umfange eines stark ausgebauchten Gefässes entspricht, zeigt durchwegs alte Bruchflächen; es wurden aber ausser den zugehörigen Scherben keine mehr gefunden, welche ihn weiter ergänzen würden. In der Urne befand sich auf den vielen Brandknochen, die von einem erwachsenen Individuum herrühren, das untere Ende einer an der Spitze etwas gebogenen Bronzenadel 4·8 cm. lang, oben 0·38 cm. dick.

Im Osten von der Urne stand ein Topf (Fig. 22 c), mit breiter Basis, schwachem Bauche, cylindrischem Halstheil und etwas herausgebogenem Rande, ziemlich roh gearbeitet, mit durch das Herabstreichen des feuchten Thones bei der Fabrikation entstandenen unregelmässigen Längsstreifen. Das Material ist ein dunkler, mit Quarzkörnern untermengter Thon; das Gefäss ist unvollständig, es fehlt ein Theil des Bauches und der grösste Theil des Randes.

H = 23, B = 16·8, h_B = 10—12, b = 9·5.

Bruchtheile eines stumpfkegelförmigen Deckels, ähnlich aber bedeutend kleiner, als der vorige, wahrscheinlich zu dem vorigen Topfe gehörig.

Im Norden von der Urne stand eine grosse Henkelschale (Fig. 22 d) mit schwach angedeuteter Halseinschnürung, roth gebrannt.

H = 9, B = 13·2, h_B = 4·5, b = 4·5, m = 12—13.

Im Nordosten von der Urne stand noch ein kleiner Napf (Fig. 22 e) von einfacher Arbeit.

H = 6, B = 7·8, h_B = 2, b = 2·7, m = 7.

Ausserdem kamen hier noch zwei grössere Scherben eines sehr dickwandigen Gefässes (Wanddicke 2·25 cm.) von ziemlich roher Arbeit vor, welche die sehr charakteristische Schnurverzierung zeigen (Fig. 22 f).

Grabfund XXIII.

(Taf. XVIII.)

Hier fanden sich fünf Gefässe vor, von denen zwei durch ihre Grösse ausgezeichnet sind; es ist das nämlich die Urne, welche die Form einer Hals-

[1]) Auf der Planskizze Fig. 64 (p. 183) ist dieser nördlichste Fund im Graben I irrthümlicherweise mit der Nummer XXXI bezeichnet.

urne repräsentirt, und ein grosses, napfurnenförmiges Beigefäss. Beide waren vollkommen zerdrückt und mussten erst mühsam restaurirt werden; auf den Scherben der Urne stand ein mittelgrosser Napf. Ausserdem noch Scherben von zwei anderen Gefässen.

Halsurne (Fig. 23 a), der Hals ist vom Bauche weniger scharf getrennt, als bei anderen ähnlichen Formen (siehe die Graburne von Fund XIII.), der Halstheil relativ niedrig.

H = 29, B = 34, h_B = 11, b = 10·5, m = 18.

Napfurnenförmiges Beigefäss (Fig. 23 b), das grösste Gefäss von dieser Form von Libochowan; der untere Theil ist rauh, mit unregelmässigen Querstreifen versehen, der obere Theil etwas concav geschweift.

H = 20, B = 33, h_B = 10, b = 12, m = 31.

Napf (Fig. 23 c) von Mittelgrösse, der obere Theil relativ sehr hoch.

H = 11·2, B = 14·5, h_B = 4·5—5, b = 5·5, m = 12·5.

Ausserdem fanden sich noch Scherben von einem kleineren Beigefäss, durch schräg stehende Rippen verziert, und die eines roh gearbeiteten Topfes.

Grabfund XXIV.

Hier fand sich nur eine grosse zerfallene Topfurne (Taf. XIX, Fig. 24) vor, die aber restaurirt werden konnte, und ausserdem die Scherben eines Napfes von beiläufig 10 cm. Höhe. Die erstere ist das grösste in Libochowan gefundene Gefäss von dieser Form; es ist schwach bauchig und unterhalb des Randes sanft eingeschnürt; der Randtheil trägt an zwei gegenüberliegenden Stellen kleine Ansätze, bestehend aus je zwei nebeneinanderstehenden, warzenartigen Knöpfen. Das Material ist ein mit Quarzkörnern untermengter Thon, ziemlich gut gebrannt.

H = 26·5, B = 23, h_B = 15, b = 11·5, m = 22.

Grabfund XXV.

(Taf. XIX.)

Ein kleiner, einfacher Fund, bestehend aus vier unverzierten Gefässen. Auf einer Napfurne, die theilweise mit den Brandknochen eines jugendlichen Individuums gefüllt war, stand ein niederer Topf, der von einer Basaltplatte bedeckt war; südlich von der Urne befand sich ein ganz kleiner Napf und nördlich von der ersteren ein kleineres, henkelurnenförmiges Beigefäss, das aber ganz zerfallen war.

Napfurne (Fig. 25 a), der untere Theil mit rohen, unregelmässigen Querrippen, der obere Theil glatt, fast cylindrisch. Das Material ist ein etwas sandiger Thon, ziemlich schlecht gebrannt.

H = 15·8, B = 26, h_B = 6·4, b = 11, m = 25.

Auf der Napfurne lagen die Scherben eines Topfes, der sich aber restauriren liess (Fig. 25 b). Die Basis ist breit, die Wandung convex geschweift; die Arbeit ist eine ziemlich rohe.

H = 14·2, b = 10, m = 20.

Kleines Näpfchen (Fig. 25 c) von sehr zierlicher Form mit sehr schmaler Basis; der obere Theil etwas concav geschweift.

H = 4·5, B = 5·9, h_B = 2·5, b = 1·5, m = 5·6.

Grabfund XXVI.

(Taf. XIX.)

Hier befand sich eine grössere Bauchurne, welche ganz zerdrückt war, aber zum grössten Theile wieder restaurirt werden konnte. Im Osten von derselben stand ein Topf mit zwei Henkeln, welcher eine kleine Henkelschale enthielt; auf ersterem lagen die Scherben einer Deckschüssel. Im Südosten und Süden standen noch ein kleines henkelurnenförmiges Gefäss und zwei kleine Näpfe, eines davon verziert. Im Ganzen also 7 Gefässe, von ziemlich einfacher Arbeit.

Bauchurne (Fig. 26 a), theilweise restaurirt, ohne Henkel, mit relativ schmalem Boden und starker Ausbauchung, wodurch sie sich mehr schon der Form der Henkelurnen nähert, ohne jedoch die ausgesprochene Halseinschnürung derselben zu besitzen. Der obere Theil der Urne ist glatt, der grösste Theil des Bauches und der untere Theil hingegen rauh. Das Material ist ein ziemlich feiner dunkler Thon.

H = 18·8, B = 26, h_B = 9, b = 9·5, m = 16—17.

Henkeltopf (Fig. 26 b) von roher Arbeit, der Rand etwas herausgebogen, die Oberfläche rauh mit unregelmässigen Längsfurchen. Das Material ist ein mit Quarzkörnern gemengter Thon, ziemlich gut gebrannt.

H = 16·2, B = 17, h_B = 10, b = 10·5, m = 15·5—17.

Auf dem Topfe lagen die Scherben einer flachen Deckschüssel mit kleinem Henkel (Fig. 26 c).

H = 8, b = 7, m = 20.

In dem Topfe befand sich eine kleine flache Henkelschale (Fig. 26 d), oben etwas oval, mit schmalem, schwach abgesetztem Boden und relativ grossem, breitem Henkel, der ziemlich weit über den Rand hervorragt.

H = 4·3, b = 2·4, m = 8·5—9·5.

Von Osten gegen Süden standen um die Urne:

Ein kleiner Napf (Fig. 26 e), relativ hoch und schmal, von roher Arbeit und ziemlich unregelmässiger Form.

H = 6·9, B = 6·7, h_B = 2·5, b = 3, m = 5·7.

Weiter gegen Süden ein etwas grösserer Napf (Fig. 26 f) von wenig sorgfältiger Ausführung, mit der bekannten Dreiecksverzierung.

H = 7, B = 8, h_B = 3·5, b = 2·5, m = 6·8.

Im Süden von der Graburne stand ein kleines henkelurnenförmiges Beigefäss (Fig. 26 g), aber anstatt der zwei Henkel mit kleinen, niederen, pyramidenförmigen Ansätzen versehen, von gefälligerer Form, aus feinem Thone gefertigt und gut gebrannt.

H = 7·8, B = 10, h_B = 3·3, b = 3·2, m = 7—7·5.

Grabfund XXVII.

(Taf. XIX.)

Dieser Fund zeichnet sich von den zuletzt beschriebenen durch die sorgfältigere und gefälligere Ausführung seiner Gefässe aus. Es sind deren sechs,

davon jedoch nur drei vollständig. (Eines ganz und zwei restaurirt.) In der Mitte eine mittelgrosse Henkelurne mit der bekannten Buckelverzierung, im Nordosten die Bruchtheile eines schön gearbeiteten und verzierten, henkelurnenförmigen Beigefässes; im Osten eine grosse und im Südosten eine kleine Henkelschale (letztere ganz aufgefunden); ausserdem noch ein roh gearbeiteter Topf und die Scherben einer grossen Schüssel, die wahrscheinlich als Deckschüssel für den Topf diente.

Henkelurne (Fig. 27a) von Mittelgrösse, sorgfältig gearbeitet, mit der charakteristischen, schon wiederholt beschriebenen Buckelverzierung an vier Stellen des grössten Bauchumfanges.

H = 17·5, B = 20·8, h_B = 6, b = 7·5, m = 10·6—11.

Bruchtheile eines kleineren, henkelurnenförmigen Beigefässes, die Bauchkante tief stehend und ziemlich markirt; verziert durch vier parallele Querrinnen an der Halseinschnürung, fünf ebensolchen 2 cm. unterhalb derselben und weiteren fünf etwa 2 cm. oberhalb der Bauchkante; unterhalb der letzteren Querrinnen mit ganz kurzen, herablaufenden Längsrinnen. Das Material ist ein feiner dunkler Thon, ziemlich sorgfältig geglättet und aussen etwas mit Graphit überstrichen.

Grosse Henkelschale (Fig. 27b) mit ovaler Mündung, aus gut gebranntem, etwas sandigem Thon; der Henkel ragt über die obere Kante hervor.

H = 10, b = 5·5, m = 13—14.

Kleine, flache Henkelschale (Fig. 27c) aus feinem Thon, sorgfältig geglättet, Mündung etwas oval; der Henkel trägt oben 4 Längsfurchen.

H = 5·8, b = 3, m = 9·2—10·8.

Bruchtheile eines mittelgrossen, sehr roh gearbeiteten Topfes.

Bruchtheile einer grossen flachen Schüssel, mit etwas heraufgebogenem Rande, innen mit Graphitüberzug versehen; gehörte wahrscheinlich als Deckschüssel für den vorhergehenden Topf.

Beiläufige Dimensionen:

H = 7·5, b = 9·5, m = 27—28.

Grabfund XXVIII.

(Taf. XIX.)

Hier wurden neben mehreren Bruchstücken einer riesigen Napfurne noch die Bruchtheile eines grösseren, fast bombenförmigen Gefässes, welches sich grösstentheils zusammensetzen liess, sowie ein Napf von Mittelgrösse aufgefunden.

Die Bruchstücke der Urne deuten auf ein sehr grosses Gefäss (das grösste der Art von Libochowan) hin. Die Höhe des Halstheiles bis zur Bauchkante beträgt allein über 16 cm.; die Dicke der Gefässwandung ist 9 mm., das Material ein dunkler, mit Quarzkörnern untermengter Thon.

Das zweite Gefäss (Fig. 28a) ist ziemlich roh gearbeitet, aussen rauh; die Form ist fast bombenförmig, indem die Wände eine fast kugelförmige Wölbung darstellen, welche nur durch den flacheren Boden und den oberen, etwas gegen aussen geschweiften Theil der Gefässwandung von der Kugelform abweichen.

B = 27·5, h_B = 10, b = 13.

Napf (Fig. 28b), aus einem Quarzkörner enthaltenden Material ziemlich roh gearbeitet; besitzt oberhalb der Bauchkante drei rohe Querfurchen als Verzierung.

H = 8, B = 11·8, h_B = 2, b = 3·8, m = 10·7.

Funde im Graben VI.

Die hier aufgefundenen drei Funde Nr. XXIX, XXX und XXXI sind nicht bedeutend; nur der letzte weist eine grössere Anzahl von Gefässen auf. Dieselben sind mit Ausnahme von zwei kleinen feingearbeiteten Schalen meist von ziemlich roher Arbeit. Der Fund XXX hat insoferne eine grössere Bedeutung, als unter den Knochen der Urne ein kleines Eisenmesser — das einzig vollkommen sicher nachgewiesene Eisengeräth von Libochowan — aufgefunden wurde.

Grabfund XXIX.

Alle hier aufgefundenen Gefässe waren derart zertrümmert, dass sich auch nicht eines vollständig zusammensetzen liess. Zu erwähnen sind drei mittelgrosse urnenförmige Gefässe von ziemlich roher Arbeit; Bruchtheile einer feinen, aussen und innen mit Graphit überzogenen Schale und die Bruchstücke einer roh gearbeiteten Schale.

Grabfund XXX.

(Taf. XIX.)

Dieser Fund bestand aus sechs Gefässen von ziemlich einfacher Arbeit. Hervorzuheben ist hier noch die in Fig. 30f in halber natürlicher Grösse abgebildete Lanzenspitze aus Eisen, welche in geringer Entfernung von den Gefässen in derselben Tiefe wie letztere unter einer kleinen Gneisplatte liegend aufgefunden wurde. Sie gehört mit der grössten Wahrscheinlichkeit derselben Zeit an, in welche das ganze Urnenfeld zu versetzen ist, wenn dies auch nicht mit so vollkommener Gewissheit festgestellt erscheint, wie mit dem bei demselben Funde in der Urne gefundenen und in Fig. 30e in halber natürlicher Grösse abgebildeten kleinen Eisenmesser. Die Lanzenspitze ist nur wenig vom Roste angegriffen; bei dem Messer bemerkt man die Einwirkung von starker Hitze, die wahrscheinlich von dem Feuer herrührt, in welchem der Todte verbrannt wurde. Letzteres ist ausserdem durch die ausgewachsenen Rostpartien so verunstaltet, dass seine ursprüngliche Form nur in den allgemeinen

Umrissen kenntlich ist; die kleinen daran haftenden Splitter von Brandknochen, welche vom Roste förmlich eingeschlossen sind, beweisen deutlich das Jahrhunderte lange Liegen bei den Brandknochen.

Topfurne (in Bruchstücken) mit zwei Henkel, ganz ähnlich den gewöhnlichen Henkeltöpfen der früheren Funde, ziemlich roh gearbeitet, der äusserste Rand mit quergestellten Einschnitten verziert, Höhe beiläufig 19 cm.; in derselben befand sich das Eisenmesser.

Napf (Fig. 30a) mit stark vortretendem Bauch, mit eingeritzter Linienverzierung; ein Theil der Wandung fehlt.

H = 9, B = 14, h_B = 3·2, b = 3·8, m = 10.

Kleines Gefäss (Fig. 30b) aus feinem Thon, sehr sorgfältig gearbeitet. Die Basis ist kaum kenntlich, der Gefässkörper sehr nieder und weit ausgebaucht; der niedere Rand etwas geschweift.

H = 6·5, B = 11·8, h_B = 2·7, b = ?, m = 8·8.

Napf (Fig. 30c) von ziemlich roher Arbeit.

H = 7·5, B = 10·2, h_B = 3, b = 3·5, m = 8·8.

Bruchtheile einer kleinen Schüssel aus glimmerhältigem Thon; beiläufige Dimensionen:

H = 7·7, b = 6·6, m = 18.

Bruchtheile einer grösseren flachen, schüsselförmigen Schale mit dünner Wandung; beiläufige Dimensionen:

H = 6·2, b = 6·2, m = 14.

Grabfund XXXI.

(Taf. XIX.)

Derselbe befand sich im Osten von Fund XXIX, und ist nicht unbedeutend, da die Anzahl der hier aufgefundenen Gefässe 9 beträgt. Auffallend ist die grosse Anzahl von Schalen, nämlich fünf, davon vier ohne Henkel und eine mit Henkel.

In der Mitte stand eine mittelgrosse Henkelurne, die sich nur theilweise zusammensetzen liess; der obere Theil fehlte nämlich vollständig. Auf den Brandknochen lag eine 10·5 cm. lange Nadel ohne Kopf und ein Fingerring, beide aus Bronze.

Im Osten von der Urne stand ein besser gearbeiteter Topf (Fig. 31a) mit zwei Henkeln; derselbe trägt an zwei Stellen unterhalb des Randes je drei nebeneinander stehende, knopfförmige Ansätze. Das Material ist ein feiner, gut gebrannter Thon.

H = 14, b = 9·5, m = 16.

Auf letzterem lag, gewissermassen als Deckel, eine kleine schüsselförmige Schale (Fig. 31b).

H = 5·7, b = 3·3, m = 14·5.

Rund um die Urne standen noch drei andere, henkellose Schalen (Fig. 31c, d und e) von einfacher Arbeit; die Dimensionen derselben sind folgende:

Fig. 3, H = 7·2, b = 4·4, m = 14·2.
Fig. 4, H = 5·7, b = 3·2, m = 11·2.
Fig. 5, H = 6·6, b = 4, m = 10·7.

Ferner ein kleines Schälchen (Fig. 31f) mit grossem Henkel.

H = 4·5, b = 2·7, m = 7.

Kleines urnenförmiges Gefäss (Fig. 31g), die Henkel sind durch zwei kleine pyramidenförmige Ansätze angedeutet, verziert durch Querrinnen, wovon je drei beisammenstehen; oberhalb derselben eine Querlinie aus Kerben bestehend; von der untersten Querrinne laufen zu je vier beisammenstehende Längsrinnen bis zum grössten Bauchumfang herab. Der Rand ist fast ganz abgeschlagen.

H = circa 9·2, B = 9·7, h_B = 3·5, b = 3·6.

Endlich sind zu erwähnen die Bruchtheile eines sehr grossen roh gearbeiteten Gefässes von der beiläufigen Form einer Napfurne; der untere Theil ist konisch, der obere Theil nieder und die Wandung etwas concav geschweift. Die Höhe des Gefässes mag 16 cm., der obere Durchmesser 30 cm. betragen haben.

Zusammenstellung der Anzahl der Gefässe in den einzelnen Gräbern.

Grab I	7	Grab XVII	7
„ II	8	„ XVIII	6
„ III	5	„ XIX	33 [2]
„ IV	7	„ XX	9
„ V	9	„ XXI	2
„ VI	3	„ XXII	6
„ VII	15 [1]	„ XXIII	5
„ VIII	3	„ XXIV	2
„ IX	8	„ XXV	4
„ X	4	„ XXVI	7
„ XI	9	„ XXVII	6
„ XII	8	„ XXVIII	3
„ XIII	2	„ XXIX	5
„ XIV	11	„ XXX	6
„ XV	5	„ XXXI	9
„ XVI	7		Summe 221

Hievon sind etwa 140, welche entweder ganz erhalten wurden oder sich ganz zusammensetzen liessen; etwa 20 Gefässe konnten nur zum Theil restaurirt werden, während der Rest aus nicht restaurirbaren Scherben bestand.

Von Metallgegenständen wurden aufgefunden:

a) Bronze.

3 ganze Nadeln mit Kopf (Taf. XV, Fig. 4g; Taf. XVI, Fig. 13e und Taf. XVII, Fig. 12i).

1 Nadel ohne Kopf.

3 Nadelbruchstücke.

3 Nadelköpfe (Taf. XVI, Fig. 11k).

2 Pfeilspitzen (Taf. XVIII, Fig. 21c und d).

2 spiralig gedrehte Ringe (Taf. XVI, Fig. 11k und Taf. XVII, Fig. 12k).

1 geschlossener Ring (Fingerring?).

2 Bruchstücke eines verzierten Bleches (Gürtelblech?) (Taf. XV, Fig. 5k).

2 diverse kleine Stücke.

b) Eisen.

1 kleines Messer (Taf. XIX, Fig. 30e).

1 Lanzenspitze (Taf. XIX, Fig. 30f).

[1] Enthielt 3 Gräber. — [2] Doppelgrab.

Eine eingehende Vergleichung der Funde von Libochowan mit den Funden von anderen ähnlichen Urnenfeldern in Böhmen, sowie eine Untersuchung der Beziehungen der böhmischen Urnenfelder zu jenen der angrenzenden Länder bleibt einer späteren Arbeit vorbehalten. Zum Schlusse dieser Fundbeschreibung sei daher nur noch etwas über die Verzierungen der Gefässe gesagt. Es sind hiebei nur die bei diesen Ausgrabungen aufgefundenen Gefässe in Betracht gezogen.

Die Verzierungen der Libochowaner Gefässe sind, wenn wir die Buckelurnen, sowie die ähnlichen kleinen Gefässe und die eine Schale von Fund XIX ausnehmen, durchwegs sehr einfach. Sie bestehen zumeist in vertieften Ritzen, Rinnen oder Furchen, seltener in mehr oder weniger hervortretenden Kanten, Leisten und Wülsten. Was die Anzahl betrifft, so zeigen sich kaum 50, d. i. nicht einmal $^1/_4$ aller Gefässe verziert, unter diesen viele aber sehr dürftig. Nicht weniger als acht Gräber zeigten durchwegs unverzierte Gefässe; am meisten zeigen sich verziert jene der Funde V (5 verziert unter 9 Stück), XI (6 verziert unter 9 Stück) und XIX (7 verziert unter 33 Stück).

Am häufigsten finden sich verziert die Henkelurnen und die in der Form mit dieser verwandten Beigefässe. Von den ersteren ist keine einzige unverziert. Fast immer ist hier die meist ziemlich scharfe Grenze zwischen Hals und Körper noch markirt durch ein Querband, bestehend aus 2—4 parallellaufenden, dicht beisammenliegenden Furchen. Der Ursprung dieser Verzierung lässt sich nicht unschwer erkennen, da die Bänder immer in die hier kleinen Henkelöffnungen hineinlaufen; sie geben uns zum Theile im Anschluss an die anderen Verzierungen ein beiläufiges Bild, wie ähnliche Gefässe aufgehängt wurden. Wenn man annimmt, dass Gefässe von ähnlicher Form zu verschiedenem Gebrauche dienten — und darauf deuten ja die gleichgestalteten Beigefässe — so kann man sich ganz gut vorstellen, dass dieselben aufgehängt wurden; denn die meisten dieser Gefässe haben eine relativ sehr schmale Basis, was im Verein mit der starken Ausbauchung nur eine geringe Stabilität zulässt. Zudem haben die beiden kleinen Henkel an der Stelle, wo sie angebracht sind, sonst gar keinen Zweck, da man sie dort nicht anfassen kann. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass ähnliche Gefässe an einem durch beide Henkel hindurchgehenden, am Halsgrunde aufliegenden Bande aufgehängt wurden. Diese bandartige Rinnen- oder Furchenverzierung am Halsgrunde deutet daher auf die praktische Verwendung dieser Gefässe im Leben hin. Die einfachste Verzierung dieser Art finden wir bei dem kleinen auf Taf. XVIII, Fig. 17 b abgebildeten, henkelurnenförmigen Gefässe. (Siehe auch das kleine Gefäss auf Taf. XV, Fig. 3 a.) Es ist aber klar, dass diese einfache Befestigung für grössere Gefässe nicht ausreichte, da wohl die beiden Henkel die Last des möglicherweise gefüllten Gefässes kaum ausgehalten hätten. Bei der auf Taf. XV, Fig. 1 a abgebildeten Urne, sowie bei dem ähnlich geformten Beigefässe auf Taf. XVI, Fig. 11 b (es gehören hieher noch einige kleinere Beigefässe mit derselben Verzierung, die, weil unvollständig, nicht abgebildet wurden), finden sich auch an Gefässkörpern bis tief unter den grössten Bauchumfang hinablaufende, aus 3—4 parallelen Furchen zusammengesetzte Bänder, welche zickzackförmig angeordnet sind; bei dem ersten Stück überdies noch vier gerade herablaufende Bänder. Es wurde daher wahrscheinlich für den Gebrauch ein ganzes Netz solcher Bänder oder ein Geflecht um das Gefäss gezogen, wie wir das ja heute noch vielfach bei den Gefässen aus Thon und anderem Material bei den Naturvölkern finden, und an diesem das Gefäss aufgehängt.

Bei einer anderen Henkelurne (Taf. XVIII, Fig. 17 a) fehlen die diagonalen Bänder, und es sind nur an vier Stellen sehr breite, bis über den grössten Bauchumfang herablaufende, aus neun flachen Furchen zusammengesetzte Längsbänder angebracht. (Auf der Abbildung ist aus Versehen nur eines dieser Bänder dargestellt.) Ganz rudimentär, und ohne die vorigen Stücke geradezu unverständlich, ist die einfache Verzierung des kleinen Gefässes auf Taf. XV, Fig. 4 c. Hier laufen an vier Stellen aus je sechs Rinnen gebildete breite Bänder nur bis etwas unter den grössten Bauchumfang herab; das obere Querband fehlt. Das untere, zusammenhaltende Querband fehlt bei allen in dieser Art verzierten Gefässen; dasselbe wurde überhaupt weggelassen, da es wegen der weiten Ausbauchung beim Aufstellen des Gefässes nicht sichtbar war.

Etwas anderes ist die Verzierung bei dem henkelurnenförmigen Beigefässe von Grabfund IX (Taf. XVI, Fig. 9 b). Hier ist der Halsgrund markirt durch ein aus drei Rinnen gebildetes Querband; der obere Theil des Gefässkörpers bis zum grössten Bauchumfange ist dann durch drei in gleichen Abständen befindliche, aus je vier Rinnen bestehende Querbänder verziert. Die untere Wand des Gefässes ist mit dicht beisammenstehenden Längsritzen bedeckt.

Hier scheint nur das unterste der Bänder im Anschluss an die Verzierung des unteren Gefässtheiles auf die Art der Aufhängungsvorrichtung hinzuweisen, indem der untere Theil des Gefässes in einer Art Geflecht steckte, das mit dem untersten Bande zusammenhing; an diesem wurde es aufgehängt und durch das durch den Henkel hindurchlaufende Band besser fixirt. Die zwischenliegenden beiden Bänder wären dann als raumausfüllende Verzierung aufzufassen.

Eine Combination dieser Verzierung mit den zuerst erwähnten finden wir bei dem kleinen, henkelurnenförmigen Beigefässe des Grabfundes XXXI (Taf. XIX, Fig. 31 g). Dieses Gefäss stellt eine Verkleinerung der gewöhnlichen Henkelurne dar; die beiden Henkel sind nur durch ganz kleine, pyramidenförmige Ansätze angedeutet. Auch bei einem anderen, aber wegen der Unvollständigkeit nicht abgebildeten, henkelurnenförmigen Beigefässe fand sich eine der vorigen ähnliche, aber noch vollkommenere Verzierung (siehe Grabfund XXVII).

Eine weitere charakteristische Verzierung der Henkelurne, sowie der ähnlichen Beigefässe sehen wir bei den Gefässen auf Taf. XVI, Fig. 11 a (Urne) und auf Taf. XV, Fig. 4 b, sowie Taf. XVII, Fig. 12 b (Beigefässe). Wieder findet sich hier das durch die beiden kleinen Henkel durchgehende, aus 3—4 Rinnen bestehende Querband; der obere Theil des Gefässes ist bis zum grössten Bauchumfang oder bis etwas unterhalb desselben durch 4—5 in gleichen Abständen stehende Kanten in breite, umlaufende Querbänder abgetheilt. Bei einem dieser Gefässe ist der untere Theil des Gefässkörpers durch rohe Querrippen, bei dem anderen durch scharfe Längsritzen verziert.

Unstreitig die charakteristischeste Verzierung unter den Libochowaner Gefässen zeigen die sogenannten Buckelurnen und ähnlichen Beigefässe. Von diesen kamen bei den in Rede stehenden Ausgrabungen fünf zum Vorschein; davon sind jedoch nur zwei abgebildet (Taf. XVI, Fig. 10 a und Taf. XIX, Fig. 27 a). Hieher zu rechnen, aber keine Buckelurnen im strengen Sinne des Wortes, da die charakteristische centrale Warze fehlt, sind die Urne und drei kleine Beigefässe des Grabfundes V (Taf. XV, Fig. 5 a—d). Am Grunde des Halses verläuft wieder durch die beiden kleinen Henkel ein Querband, aus 3—4 Rinnen bestehend, und von diesem laufen gerade nach unten an verschiedenen Stellen ähnliche Längsbänder herab. Das Charakteristische ist jedoch die sich an diese Längsbänder anschliessende Buckelverzierung, die immer halbkreisförmig angeordnet ist, wobei das beiläufige Centrum durch eine erhabene Warze bezeichnet ist. Nur bei den vier kleinen Gefässen des Fundes V fehlt, wie schon erwähnt, dieser centrale Knopf. Ueber dieses Centrum wölben sich nun 2—3 schwach angedeutete Rippen und nach oben ist diese Verzierung durch ein parallel zu den letzteren laufendes Furchenband abgeschlossen. Das wiederholt sich an vier Stellen des Gefässkörpers in der Art, dass der Knopf an die Stelle des grössten Bauchumfanges zu stehen kommt. Bei den vier kleinen, überaus sorgfältig gearbeiteten Gefässen des mehrfach erwähnten Fundes V ist diese Verzierung in verschiedener Weise variirt.

Eine ganz eigenthümliche Verzierung zeigt ein kleines henkelurnenförmiges Beigefäss von Fund III (zwei Bruchstücke desselben sind auf Taf. XV, Fig. 3 b und c abgebildet). Unter dem wieder durch beide Henkel hindurchgehenden, queren Furchenbande sind in einer Reihe kleine Kreise angeordnet, dessen Peripherien und Centren durch eingedrückte Punkte markirt sind.

Uebergehen wir nun noch zu einer kurzen Betrachtung der Verzierungen an den anderen Gefässformen, so stellen sich dieselben etwa mit Ausnahme der Dreieckverzierung als sehr einfach dar. Bei den Näpfen ist mitunter die scharfe Mittelkante oder, wo eine solche nicht vorhanden ist, die Stelle des grössten Bauchumfanges durch ein aus drei Rinnen gebildetes Querband markirt. Die einzige verzierte Napfurne (siehe das Bruchstück auf Taf. XVII, Fig. 14 a) zeigt die scharfe Bauchkante durch schräggestellte, tiefe Kerben markirt und erst über denselben liegt das Furchenband. Aehnlich ist die Verzierung beim Napfe von Fund XX (Taf. XVIII, Fig. 20 f). Einfache Beispiele der ersteren Art sind die beiden Näpfe von Fund XVI (Taf. XVIII, Fig. 16 e) und Fund XXVIII (Taf. XIX, Fig. 28 b).

Verschiedene, jedoch meist recht einfache Verzierungen zeigen mitunter die Henkelbecher und die damit verwandten Gefässformen. Bei dem weiten Gefässe Taf. XVI, Fig. 10 c ist noch das Furchenband am Halsgrunde vorhanden; von demselben laufen am ganzen Umfange zahlreiche, ganz kurze Längsrippen gegen den grössten Bauchumfang herab. Bei dem kleinen Becher, Taf. XV, Fig. 4 f, ist die Verzierung ähnlich, nur fehlt das Furchenband. Letzteres tritt dagegen wieder allein für sich bei dem Henkelbecher, Taf. XVII, Fig. 19 k, auf, und

zwar besteht es hier aus nicht weniger als fünf Furchen. Schräg stehen die vorhin beschriebenen kurzen, herablaufenden Rippen (ohne queres Furchenband) bei dem Henkelbecher, Taf. XVII, Fig. 15a, und einem nicht abgebildeten Gefässe des Grabfundes XXIII. An eine Henkelurnenverzierung erinnert jene auf der Henkelschale Taf. XVI, Fig. 9e. Vereinzelt steht die Verzierung des grossen Henkelbechers von Fund XIX (Taf. XVII, Fig. 19p, aber auf der Abbildung nicht ersichtlich gemacht); dieselbe besteht aus vier schwachen Längsrippen, die vom Halsgrunde zum grössten Bauchumfange herablaufen.

Eine sehr häufige und in Libochowan mit einer Ausnahme nur an Näpfen vorkommende Verzierung ist die als Dreiecksverzierung bezeichnete. Dieselbe ist überhaupt für die Gefässe von böhmischen Urnenfeldern, sowie für jene vom Lausitzer Typus sehr charakteristisch; das Ornament selbst aber ist ein kosmopolitisches. Am reinsten ist diese Verzierung bei zwei Näpfen von Fund XI (Taf. XVI, Fig. 11g und h) ausgebildet. Hier besteht sie aus einem durch zwei Querrinnen begrenzten, breiten, am Bauche oder etwas oberhalb desselben um das ganze Gefäss herumlaufenden Bande, das durch Zickzacklinien in eine Reihe meist gleichseitiger Dreiecke zerlegt ist, wobei immer eines auf der Basis, die beiden unmittelbar daranstossenden auf der Spitze aufstehen. Diese Dreiecke sind nun parallel zu einer der aufstrebenden Seiten schraffirt, d. h. die Dreiecksfläche mit parallelen, eingeritzten Linien ausgefüllt. Diese Verzierung kommt nun in verschiedenen Variationen vor. Bei dem kleinen, auf Taf. XIX, Fig. 26f abgebildeten Napfe sind die begrenzenden Querfurchen durch ein, drei parallele Furchen bildendes, schmales Band ersetzt, ebenso bei dem Napfe auf Taf. XVII, Fig. 14f, nur bestehen bei letzterem die beiden Bänder aus je vier Furchen. Bei diesem Stücke stehen an mehreren Stellen noch je drei kleine, gleichseitige Dreiecke mit der Basis auf der obersten Furche des oberen Querbandes auf; dieselben sind nur nach der Richtung einer Seite parallel schraffirt. Diese letztere Verzierung führt uns zu der einfachen Dreiecksverzierung, wie sie bei einem grösseren Napfe desselben Fundes (Taf. XVII, Fig. 14e) dargestellt ist. Hier fehlt das obere Furchenband, und es fallen daher die auf der Spitze stehenden Dreiecke weg; die Flächen der auf der Basis stehenden Dreiecke erscheinen alle nur nach einer Richtung schraffirt. Aehnlich ist die Verzierung auf der schönen Henkelschale, Taf. XVI, Fig. 11f, nur fehlen hier die beiden begrenzenden, queren Furchenbänder; das obere ist durch die Einschnürung am Halsgrunde ersetzt. Etwas unregelmässig ist die Verzierung auf dem Napfe, Taf. XVI, Fig. 11i, indem hier nämlich ein Dreieck mitunter nach zwei verschiedenen Richtungen schraffirt erscheint.

Abweichend von allen anderen Verzierungen ist jene des grossen Napfes von Fund XXX (Taf. XIX, Fig. 30a). Dieselbe besteht aus einfachen Furchen, die sich in schräger Richtung symmetrisch an eine vom Halsgrunde bis zur grössten Bauchweitung herablaufende Längsfurche anschliessen; dies wiederholt sich viermal am Umfange des Gefässes.

Einzig in ihrer Art ist die Verzierung beider Seiten der schön geformten Schüssel von Fund XIX (Taf. XVII, Fig. 19u, v und w; die Umrissskizze Fig. u in $^1/_{15}$, die Ansichten von unten und oben Fig. v und w in $^1/_5$ n. Gr. abgebildet). Die Feinheit der Ausführung der geschmackvollen, reichen Verzierung stempelt im Vereine mit der sorgfältigen Arbeit des Gefässes und der Graphitirung beider Seiten desselben diese Schüssel zu einem wahren Prachtgefässe unter den keramischen Erzeugnissen der damaligen Zeit.

Die untere Fläche des Bodens zeigt sich nur ein einziges Mal verziert bei dem kleinen Gefäss auf Taf. XVIII, Fig. 18e. Dieselbe erinnert etwas an die vorhin beschriebene Dreiecksverzierung, indem die kreisrunde Fläche durch zwei sich rechtwinkelig kreuzende Rinnen in Viertelkreise zerlegt ist, die abwechselnd parallel in einem Radius schraffirt erscheinen.

Endlich sei noch zweier grösserer, roher Scherben gedacht, die auf Taf. XVI, Fig. 13d und Taf. XVIII, Fig. 22f abgebildet sind. Es sind nur Bruchstücke von topfförmigen Gefässen, bei denen der Halsgrund markirt ist durch ein rohausgeführtes, eine erhabene, umlaufende Seite bildendes Schnurornament, das in dieser Art, namentlich bei Gefässen, die Steinzeitfunden angehören, eine grosse Rolle spielt, aber auch weit bis in die jüngsten Perioden prähistorischer Zeit hineinreicht.

Der eigentliche Rand, sowie er als Abschluss des Gefässes nach oben die Wandstärke repräsentirt, zeigte sich nur in einem Falle durch kleine Kerben verziert bei der kleinen Henkelschale, Taf. XV, Fig. 5e. (Auf der Abbildung nicht ersichtlich.)

Ueber die verschiedenen Henkelformen wurde das Nöthigste schon bei der Beschreibung der Gefässformen gesagt. Zusammenfassend sei hier nur be-

merkt, dass in der Form und der damit zusammenhängenden Anordnung zwei Fälle zu unterscheiden sind. Der erste betrifft die zum Aufhängen des Gefässes, i. e. zur Befestigung eines Bandes dienenden Henkel, von denen immer zwei vorhanden sind, die einander diagonal gegenüberliegen. Solche kommen z. B. auf allen Henkelurnen und den ähnlich geformten Beigefässen vor und sinken da mitunter zu blossen kleinen Ansätzen herab. (Siehe die verzierten Beigefässe bei Fund V auf Taf. XV.) Es kommt hier thatsächlich zu einem Rudimentärwerden der Henkel; dasselbe ist aber nicht als eine natürliche Entwickelung, sondern als eine Art Atavismus aufzufassen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ging in der urgeschichtlichen Keramik das Anbringen der Ansätze an Gefässen dem Gebrauch des Henkels voraus; letzterer scheint sich aus den Ansätzen durch das Durchbohren derselben allmälig entwickelt zu haben. Nur bei den Henkeltöpfen finden sich die beiden Henkel an einer solchen Stelle, dass sie eventuell zum Anfassen, vielleicht mit einem primitiven Instrumente, dienen konnten. Der zweite Fall betrifft den eigentlichen Henkel zum Anfassen mit der Hand. Derselbe ist in Folge dessen immer relativ ziemlich gross, obzwar er fast immer nur an kleineren Gefässen, namentlich an Bechern und Schalen ausnahmslos in der Einzahl vorkommt. Das obere Ende dieses Henkels entspringt immer am Gefässrande und überragt dasselbe mitunter nicht unbeträchtlich. Alle diese Henkel sind aber höchst einfach und zeigen keinerlei Anklänge an die schwungvollen Henkelformen der keramischen Erzeugnisse des classischen Alterthums. Nur in wenigen Fällen erscheint die äussere Fläche des breiteren Henkels verziert durch 3—4 seichte Längsfurchen (oder schwache Rippen). Henkelgefässe dieser Art sind z. B. jene auf Taf. XVI, Fig. 10c, Taf. XVII, Fig. 12d, Taf. XIX, Fig. 27e u. s. w. (Auf den Abbildungen tritt diese Verzierung kaum hervor.) In einigen Fällen ist die obere Fläche des Henkels dachförmig gestaltet, aber mit einer scharfen Mittelkante versehen, wie z. B. bei dem Henkelbecher auf Taf. XVII, Fig. 19k u. s. w.

Der Vollständigkeit wegen sei hier ein Theil des ersten, schon mehrfach erwähnten Fundberichtes von Dr. J. E. Födisch aus dem XII. Jahrgange (1874) der „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", p. 234 f, hergesetzt. Derselbe lautet: „Die Gräber sind vorherrschend Brand- und seltener Skelettgräber. In den letzteren erscheinen die Skelette grösstentheils aufgelöst, selbst die Schädel zerfallen; wiederum erscheinen in den Brandgräbern einzelne Fragmente halbverbrannter Knochen, gewöhnlich durchaus calcinirt. Sämmtliche Gräber sind in wechselnder Tiefe muldenförmig in den Boden gegraben und, mögen sie nun Brand- oder Skelettgräber sein, je mit einer Schichte Basaltsteine überdeckt. In jedem Grabe fanden sich mehrere Beigaben, die im Grossen und Ganzen in zwei Gruppen zerfallen:

I. Thongegenstände, und zwar *a)* Urnen, theils gehenkelt, theils ungehenkelt. Die grösseren sind aus grauem, die kleineren aus sehr festem rothen Thon geformt. Charakteristisch für dieselben sind die kleinen Böden, knaufige Wülste an der Ausbauchung und kleine Henkel. Die Oehre der letzteren sind von so geringem Durchmesser, dass nur ein Bindfaden hindurchgezogen werden kann. Die grösste der in meinem Besitz gelangten Urnen hat bei einer Höhe von 26 cm. einen Umfang von 80 cm. Merkwürdig und in böhmischen Funden äusserst selten sind kleine niedliche Aschentöpfchen von nur 5 cm. Höhe und 17 cm. Umfang, die ungehenkelt, aber am oberen Rande an zwei entgegengesetzten Punkten mit einem spitzigen Werkzeuge durchbohrt sind, um einen Bindfaden hindurchziehen zu können. Sie sind theilweise mit parallelen im Winkel zusammenlaufenden geraden Linien verziert[1]). *b)* Näpfe, gehenkelt, und Schalen, ungehenkelt, aus schwarzem Thon roh gefertigt, mit Graphit geschwärzt und ebenfalls durch kleine Böden charakteristisch. *c)* Spinnwirtel, mit geraden Strichen ornamentirt. Sämmtliche Thongegenstände sind aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe geformt. Die gute Erhaltung derselben ist, abgesehen von dem trefflichen Materiale, aus dem sie gefertigt sind, durch den Umstand zu erklären, dass sie in sehr trockener, lockerer, stark aschehaltiger[2]) Erde standen oder lagen. Die stehenden Urnen kamen durchwegs unversehrt an's Tageslicht, während dagegen die liegenden meist an der Oberseite eingedrückt waren.

---

[1]) Bei den Ausgrabungen des Verfassers fanden sich bei Grabfund VII die Bruchstücke eines kleinen Gefässes mit der bekannten Dreiecksverzierung. Einer der Randscherben war etwa 13 mm. unterhalb des Randes an einer Stelle durchbohrt, möglicherweise war es auch der gegenüberliegende Theil der verloren gegangenen Gefässwandung, so dass diese Aussage des Dr. Födisch hiedurch bekräftigt wird.

[2]) Letzteres wohl ein Irrthum, da sich nirgends auch nur die geringsten Spuren von Asche zeigten.

II. Bronzegegenstände. Dieselben sind aus guter, lichter, aus 90 Proc. Kupfer und 10 Proc. Zinn legirter Bronze gefertigt. Sie zerfallen in *a)* Armspangen, aus je drei 1 Cm. breiten Windungen bandartiger Bronze bestehend und in primitiver Weise mit parallelen Strichen verziert. Der Durchmesser derselben im Lichten beträgt 5—6 Cm. *b)* Kleine Ringe von 1·5 Cm. Durchmesser aus spiralförmig gewundenem Bronzedraht verfertigt. *c)* Nadeln von 10—12 Cm. Länge, am oberen Ende mit Strichen und Wülsten ornamentirt. Waffen kamen nicht vor.“

„Von thierischen Ueberresten fanden sich in den Gräbern Knochenstücke (meist vom Schädel) und Zähne vom Rind, Hirsch, Reh, Wildschwein und Bären. Die Zähne der letzteren sind nicht durchbohrt.“

Dr. Lenz fand bei seinen Ausgrabungen im Jahre 1873 in wenigen Tagen 42 Gefässe, wobei zu bemerken ist, dass nur die ganzen oder wenig beschädigten Stücke gesammelt wurden. Acht derselben hat Dr. Felix v. Luschan im VIII. Bande dieser Mittheilungen (Taf. IV) abgebildet. Es sind die bekannten Formen. Etwas abweichend ist nur die Form des kleinen Henkelgefässes Fig. 1 mit dem hohen, cylindrischen Halse. Bei der Verzierung auf der Henkelurne, Fig. 4, fehlt die centrale Warze zur vollständigen Buckelverzierung; ganz allein treten vier solcher Warzen an der grössten Bauchweitung der Henkelurne, Fig. 5, auf. Ueber die Beigaben äussert sich Dr. v. Luschan (a. a. O. p. 83) folgendermassen: „Sehr bezeichnend ist die im Vergleiche mit der grossen Anzahl von Gefässen auffallend geringe Zahl der gefundenen Metallgeräthe. Neben einigen ganz unbedeutenden Fragmenten eiserner Geräthe enthält unsere Sammlung an Bronzen nur eine kleine Sichel, sechs 10—12 Cm. lange Nadeln mit plattgedrückten oder spiralig aufgerollten Köpfchen, zwei Pfeilspitzen und einige Stücke Bronzedraht, die einst vielleicht Armspangen und Fingerringe gewesen.“

Mittheilungen.

14.

Der Bronzehelm von Weisskirchen in Unterkrain.

Von *Carl Deschmann.*

Im Frühjahre 1882 wurde bei Weisskirchen in Unterkrain (Bezirkshauptmannschaft Rudolfswerth, eine kleine Stunde von St. Margarethen entfernt) am Fusse des wegen seiner Hügelgräber (Gomile) berühmten Vini vrch unter einem gefällten Obstbaume ein Bronzehelm gefunden, der in den Besitz des Gürtlermeisters Valentin Zadnikar in Laibach gelangt und von diesem an das krainische Landesmuseum verkauft worden ist.

Dieser Helm (Fig. 66) weicht von den bisher in Krain aufgefundenen antiken Helmen [1]) wesentlich ab und erhält durch eine an demselben befindliche Backenklappe, während die zweite fehlt, einen erhöhten Werth. Die Kappe wurde in zwei Fragmenten ausgehoben, aus denen Präparator Schulz mittelst Unterlegung einer Filzkappe und Imitirung der vorhandenen Lücken durch gefärbten Leim, den Helm in gelungener Weise restaurirte. Es fehlt nämlich in der Mitte am Hintertheile ein Querstück von beiläufig 6 cm. Breite in etwas mehr als dem halben Umfange, ebendaselbst befand sich der obere Streifen des Guilloche-Ornamentes, welches in der Fortsetzung im vorderen Theile zwar stark verwischt, jedoch noch immer erkennbar ist.

Auf dem abgerundeten Gupfe befindet sich ein mit der Bronze innig verbundener eiserner, stark oxydirter, schwach gewölbter Knopf von 3 cm. Durchmesser. Nach den vorhandenen Einkerbungen zu schliessen, scheint derselbe ornamentirt gewesen zu sein. Die Höhe des Helmes beträgt 18 cm., sein Längsdurchmesser an der unteren Oeffnung 22 cm., sein Querdurchmesser 19 cm. In der kürzeren Hälfte des Helmrandes verläuft ähnlich dem Schilde einer Kappe ein von beiden Seiten sich zu einer Breite von 3 cm. erweiternder, ziemlich steil abgesenkter Ansatz, der mit dem Helme ohne sichtbare Vernietung verbunden ist.

An diesem, sowie auch an der weiteren Umrandung des Helmes befindet sich ein dickerer Wulstrand, ein Strickgeflecht darstellend. Jener halbe Helmschild dürfte als Nackenschutz gedient haben, wofür auch der Umstand spricht, dass sich in dessen Mitte ein kreisrundes Loch im Durchmesser von 9 mm. befindet, worin nach dem daselbst vorhandenen Rostansatze zu schliessen ein eiserner Knopf zur Befestigung einer vom Gupfe herablaufenden Quaste (Raupe) gedient haben mochte. Dass dieser Ansatz unter dem Hinterhaupte zu stehen kam, ergibt sich ausser der kürzeren zwischen den Ohren gelegenen Umrandung, die er umfasst, auch daraus, weil wenn man den Helm mit dem Schilde ober der Stirne aufsetzt, dieses antike Rüstzeug zur Carricatur einer Jokeymütze herabsinken würde.

An der linken Seite des Helmes sitzt eine defecte Backenklappe mittelst eines Bronzeknopfes lose auf; an Stelle der zweiten abhanden gekommenen ist nur ein stark verrosteter eiserner Knopf vorhanden.

Die auf diesem Helme vorkommende Ornamentirung weicht von jener der bisher in Krain aufgefundenen vorrömischen Bronzen gänzlich ab.

Den Gupf nimmt unter dem Knopfe in strahlenförmiger Anordnung ein 5 cm. langes perlenartiges Ornament

[1]) Siehe F. v. Hochstetter: Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain. Denkschr. d. math.-naturw. Cl. d. kais. Akad. d. Wiss., Bd. XLVII. Wien 1883.

ein, bestehend aus oben schmal zulaufenden, nach unten eiförmig sich erweiternden eingravirten Doppellinien, deren untere Zwischenräume durch spitzwinkelige Doppellinien abgeschlossen sind.

Sowohl ober dem unteren Wulstrande, als auch quer über die Mitte verläuft in der ganzen Rundung ein 2·5 cm. breites Guilloche-Ornament, welches nur bei genauer Besichtigung wahrnehmbar ist. An der defecten Backenklappe kommen ausser den mehrfachen wulstigen Kreisen unmittelbar an der Einfügungsstelle des Knopfes drei eingefasste Palmetten, ferner als Umrandung der beiden äusseren Palmetten kleine Kreise mit Centralpunkt und unter der mittleren Palmette eine verticale Doppelreihe solcher Kreise, alles in getriebener Arbeit vor.

Das Blech ist nicht biegsam, in der oberen Partie des Helmes mag seine Dicke 0·5 mm., in der unteren 1 mm. betragen, daher auch dieser Helm viel leichter ist als der seinerzeit in Watsch gefundene von der Form der Negauer Helme

Fig. 66. Bronzehelm von Weisskirchen.

Höhe der Kappe 18 cm. — Querdurchmesser der Oeffnung 19 cm. — Längsdurchmesser der Oeffnung 22 cm. Der Knopf an der Spitze ist aus Eisen, stark verrostet. Die schraffirte Partie ist ergänzt.

aus Untersteiermark. Die Patina ist stellenweise ausgewittert, in einzelnen Partien matt glänzend, von lichtgrüner und bläulicher Färbung. Spuren von Eisenoxyd verleihen einzelnen Partien, namentlich an der Backenklappe, eine rostrothe Färbung.

Für die Bestimmung des Alters dieses Helmes ist der mit ihm gemachte Fund einer ziemlich gut erhaltenen Bronzefibel, der die Nadel fehlt (Fig. 67), bezeichnend. Sie stimmt im Charakter mit der La Téne-Form ziemlich überein, wovon bisher in Krain nur ein Stück aus Eisen zu Planina im Wippacher Thale und vier Stücke aus Bronze auf dem St. Magdalenenberge bei St. Marein gefunden worden sind, jedoch sind diese von einem etwas abweichenden Typus; erstere schliesst sich nämlich mit ihrem ausgehöhlten Bügel an den Typus der nachenförmigen Fibeln (Fibula à navicella) an.

Da seinerzeit in der Nähe von Weisskirchen auch römische Funde gemacht worden sind und die der Hallstätter Epoche angehörigen Hügelgräber (gomile) von St. Margarethen bis Weisskirchen reichen, so erscheint durch diesen höchst wichtigen Fund die in jener Gegend zwischen der Hallstätter Periode und der Römerzeit bestandene Lücke ausgefüllt.

Laibach, 3. Juni 1883.

Zusatz der Redaction:

Im Einverständnisse mit Herrn Deschmann übersandte Herr Hofrath v. Hochstetter die vorstehende Mittheilung im Manuscript an Herrn Th. Blell zu Tüngen bei Wormditt in Ostpreussen und erhielt in Folge dessen ddo. 26. Juni von diesem Kenner antiker Waffen ein längeres Schreiben, aus welchem wir bezüglich des Weisskirchener Helmes das Folgende entnehmen:

„Ich bin der Ansicht, dass der von Herrn Deschmann beschriebene Helm wahrscheinlich ein gallischer ist. Gerade den gallischen Helmen habe ich seit einem Jahre meine volle Aufmerksamkeit gewidmet und von dem schönsten und vollständigsten — dem bronzenen Helm von Gorge-Meillet (Marne) — von Fourdringier in Versailles im Jahre 1876 aus-

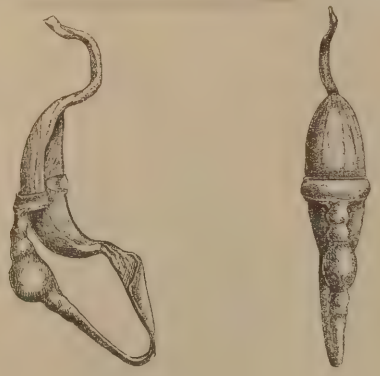


Fig. 67. ½ nat. Gr.

gegraben, eine Nachbildung aus einer 1·6 mm. dicken, im Längsdurchmesser 28 cm. und im Querdurchmesser 26 cm. haltenden Bronzeplatte in seiner vollen Höhe von 32 cm. ohne den geringsten Fehler in 12 Tagen zur richtigen Form getrieben. Die decorativen Arbeiten daran erforderten noch einige Wochen Zeit. Dafür ist es aber doch das schwierigste Werk, welches aus meiner Werkstätte bis jetzt hervorgegangen ist und zugleich das wohlgelungenste. Ich erlaube mir, einliegend Handzeichnungen von einigen dieser gallischen Helme mit dem Bemerken beizufügen, dass die hohen kegelförmigen Helme der älteren Zeit aus Bronze, aber auch aus Leder mit Bronzebeschlägen in Frankreich vorkommen; die jüngeren in gedrückter Form mit und ohne Spitze aus Eisen. Epochemachend und sehr entscheidend für die prähistorische Forschung sind gleich den Bronzefunden der sogenannten Hallstatt-Cultur in den österreichischen Ländern die Funde aus der sogenannten la Téne-Periode in Frankreich, besonders im Marne-Gebiet. La Champagne souterraine von Morel und die Fundergebnisse von Edouard Fourdringier, verbunden mit den gallischen Funden von Marin und Tiefenau haben uns ein umfangreiches und einheitliches Bild von gallischer Cultur gegeben, welches uns zweifellos erkennen lässt, dass diese Cultur, welche gleichzeitig mit der Hallstätter bestand, eine durchaus von derselben verschiedene war, und dass daher ihre einstigen Träger, die Gallier, sich ebenso

von den Kelten unterschieden, wie diese von den Germanen. Nicht die Gallier nahmen 390 Rom ein, sondern es waren dies, wie auch die älteren Historiker, besonders Polybius, mittheilen, die Kelten, von deren Cultur die herrlichen Bronzefunde Oesterreichs und Oberitaliens uns eine immer klarere Anschauung geben. Ein heilloser Wirrwarr ist daraus entstanden, dass die Römer das von Kelten bewohnte Land zwischen den Alpen, den Apenninen und dem Adriatischen Meer gallia cisalpina und darnach auch die Einwohner Gallier benannten. Die älteren Einwohner des heutigen Frankreich, wie die von ganz Mitteleuropa, waren Kelten, welche von den später vordringenden Galliern unterjocht und vorzugsweise auf den mittleren Theil Frankreichs beschränkt wurden, der noch zur Zeit Plinius des Jüngern vom Seguana bis zum Garumna reichte und das keltische Gallien oder Gallia Lugdunensis genannt wurde. In den Freiheitskämpfen unter Vercingetorix gegen Cäsar war die Hauptstadt der Kelten Bibraite, in welchem sie auch ihren Landtag abhielten und Vercingetorix 15.000 Reiter zum bevorstehenden Freiheitskampfe votirten. Dass allmälig zwischen den unterjochten Kelten und ihren Besiegern, den Galliern, im Laufe der Jahrhunderte nach jeder Richtung hin eine Verschmelzung vor sich ging, ist natürlich, und so erklärt es sich auch sehr leicht, dass man trotz einer grossen Verschiedenheit der keltischen und gallischen Cultur doch auch Dingen begegnet, welche wechselseitige Einwirkungen erkennen lassen. Nicht darf man aber wie so Viele annehmen, dass die sogenannte la Téne-Cultur nur eine Weiterentwicklung der Bronze-Cultur und somit eine Uebergangs-Cultur zur römischen war. Beide Culturen sind wohl ziemlich gleich alt und treten mindestens in Europa gleichzeitig auf. Jede der Culturen hat ihre Träger, die Bronze-Cultur die Kelten, die la Téne-Cultur die Gallier.

In der bekannten grossen Streitfrage, in welcher zur Zeit noch die Skandinavier den meisten Deutschen feindlich gegenüberstehen, befinde ich mich ganz auf Seiten der Skandinavier, ja, ich gehe noch weiter als diese in den von ihnen vertretenen Ansichten, und zwar bin ich zu diesem Standpunkt ganz auf eigenem Wege gelangt. Mein auf das ganze Gebiet der Waffenkunde, also auch der prähistorischen und ethnographischen ausgedehntes Specialstudium, sowie auch die Erforschung derselben in technischer Hinsicht waren dabei für mich vorzugsweise leitend. Ich folge nicht den deutschen Archäologen, welche im Allgemeinen ängstlich vermeiden, die bis dahin zur Erscheinung getretenen Culturen der vorgeschichtlichen Zeit schon jetzt bestimmten Nationen zuzuweisen und sich vorläufig noch darauf beschränken, mehr Material für die Forschungen herbeizuschaffen. Ich bin vielmehr der Meinung, dass wir bereits so viel Material besitzen, um von gewissen, in grossen Umrissen bekannten Culturen ihre Träger zu erkennen Dahin rechne ich ausser den bekannten alten Culturvölkern: die Kelten, Gallier, Gothen, Franken und Normannen. Ich glaube, bei diesen grossen Völkergruppen kann man schon ganz sicher festen Fuss fassen; und wird dann so von Stufe zu Stufe den Schleier der Vergangenheit ebenso lüften, wie dies z. B. bei sprachlichen Forschungen so glänzend gelungen ist.

Auch bin ich nicht der Meinung, dass in Europa und speciell Deutschland die Culturen des sogenannten Stein-, Bronze-, des älteren, mittleren und jüngeren Eisen-Zeitalters als eine fortlaufende Entwicklung aus sich selbst heraus, womöglich bei einer ursprünglichen, constant gebliebenen Bevölkerung (Lindenschmit) zu betrachten ist, sondern, dass jede Cultur einem besonderen Volke angehört hat, und dass in Folge von Einwanderungen aus dem Osten in Europa eine Cultur die andere abgelöst hat. Ein Volk wechselt aus sich selbst heraus die ihm eigene Cultur nicht so schnell, wie die Schlange die Haut, sagt mit Recht Hildebrand in seinem Buche (S. 18) „Das heidnische Zeitalter in Schweden", und so nur erklärt sich auch die Erscheinung, dass wir im Allgemeinen eine Cultur vor der andern sehr plötzlich verschwinden sehen. So starr wie bis in die neueste Zeit hinein die asiatischen Völker an ihren Culturen festhielten, dasselbe fand gewiss auch bei den in vorgeschichtlicher Zeit aus Asien nach Europa gewanderten Völkern statt. Bei dem damals herrschenden Kriegsrecht, welches ein jus infinitum war, waren die bella internecina. Es schwanden daher die besiegten Völker und mit ihnen ihre Cultur noch schneller dahin, wie heute die Wilden da, wo Europäer sich festsetzen. Denke man dabei nur an das mächtige Volk der Ostgothen. Eine solche Entwicklung von Culturformen und eine solche Uebereinstimmung darin, wie seit der romanischen Periode bei den meisten Völkern Europas wahrzunehmen ist, konnte erst dann stattfinden, als die durch endlose Völkerwogen in Europa sehr verwischten Bevölkerungen in ruhigeren Zeiten und in lebhafterem Verkehr sich mehr miteinander amalgamirt hatten.

Ich kann daher auch nicht der Ansicht des Herrn Deschmann beipflichten, die übrigens von Vielen getheilt wird, dass der Helm und die Fibula von Weisskirchen für Krain eine Lücke ausfüllt zwischen der Hallstätter Periode und der Römerzeit. Wenn bis dahin von gallischen Alterthümern in Krain noch nichts weiter gefunden worden ist, dann dürfte wohl schon jetzt mit Sicherheit anzunehmen sein, dass Gallier in Krain nie sesshaft gewesen, und dass die beiden gefundenen Gegenstände sich dahin nur verirrt haben, sei es als Beutestücke oder durch den Handel. Auch in Ostpreussen sind unter den vielen Tausenden von vorhistorischen Alterthümern ein paar gallische Gewandnadeln gefunden worden. Daraus kann aber doch nicht geschlossen werden, dass auch hier gallische Culturformen geherrscht haben.

Um nun auf den Helm von Weisskirchen wieder zurückzukommen, so halte ich denselben deshalb für einen gallischen, weil er, gleich den älteren gallischen Helmen, aus Bronze getrieben ist, Palmetten als Verzierungen zeigt, eine Verzierung, die besonders bei den gallischen Erzkannen (sehr ähnlich den etruskischen) und auch bei anderen specifisch gallischen Gegenständen vorkommt. Ausserdem ist für mich die Form des Helmes und besonders auch die Befestigungsart der Backenklappen, wie bei den gallischen Helmen, mittelst Knopf und kokardenartiger Verzierung, wie bei dem Helm von George-Meillet, massgebend. Würde die Klappe mittelst Charnier wie bei den römischen, den späteren gallischen eisernen und den dacischen befestigt sein, so würde man sich versucht fühlen, den Helm von Weisskirchen eher für einen dacischen zu halten, zumal der Eisen-Ueberrest auf der Kopfhöhe des Helmes gewiss dereinst in eine Spitze ausgelaufen ist. Was aber vollends bezüglich des gallischen Ursprungs keinen Zweifel lässt, das ist die mit dem Helm zusammen gefundene entschieden gallische Fibula und der

weitere Umstand, dass gallische Fibeln in Krain bisher sehr wenig zu Tage getreten sind.

Darin stimme ich Herrn Deschmann bei, dass der Schirm nicht nach vorne, sondern nach hinten getragen worden ist; aber aus ganz anderen Gründen, deren Ausführung mich hier jedoch zu weit führen würde. Es ist dies übrigens eine in Frankreich noch nicht zum Austrag gebrachte Streitfrage.

Dagegen darf man den Helm von Pass-Lueg nicht in die la Tène-Periode setzen und denselben dem Helm von Weisskirchen anreihen. Der Helm von Pass-Lueg scheint geradezu der Nationalhelm der Kelten in Frankreich und den deutschen Landen gewesen zu sein; denn von keiner anderen Helmart der Bronzezeit ist bis dahin eine grössere Anzahl gefunden worden. Aus Hylly (Normandie) haben wir neun, aus der Main-Rheinmündung einen, im National-Museum zu München einen, im Laibacher Museum einen (von Watsch), und endlich 20 aus Negau, im Ganzen also **33** wesentlich gleichgeformte Helme. Zu dem Helm von Pass-Lueg passt prächtig der Harnisch von Grenoble, das Seitenstück von dem Klein-Gleiner. Dass alle diese Helme der Bronzezeit und nicht der sogenannten la Tène-Periode angehören, ich glaube darüber besteht wohl keine Meinungsverschiedenheit.

Wenn ich in Folge Ihrer werthen Anregung meine Ansicht bezüglich des hochinteressanten Weisskirchener Helmes wieder weit über das beabsichtigte Mass entwickelt habe, so halten Sie es auch diesmal freundlichst dem Umstande zu gut, dass ich hier in meiner so sehr isolirten Lage gerne die Gelegenheit ergreife, dem den meisten Menschen eigenen Gefühle zu genügen, mittheilsam zu sein und über das gerne und viel zu sprechen, was an's Herz gewachsen ist."

15.

Nephrit aus dem Sannflusse, Untersteiermark.

Von ***Dr. Fritz Berwerth.***

Die folgenden Mittheilungen beziehen sich auf das interessante Stück Nephrit, über dessen Fund und Eigenschaften Herr Hofrath A. B. Meyer vorläufige Bemerkungen in der Wochenschrift „Ausland" Nr. 27, 1883, gebracht hat. Das Stück erhielt Herr A. B. Meyer durch Herrn F. Heger in Wien übermittelt. Als Finder und Ueberbringer des Stückes an das Münz- und Antiken-Cabinet des Joanneum in Graz wurde ein Händler genannt. Da nun die Erfahrung vorliegt, mit wie viel Leichtfertigkeit besonders von fahrenden Sammlern Fundortangaben gemacht und die dann wieder weitergegeben werden, so ist etwas Misstrauen in der Regel gerechtfertigt und im vorliegenden Falle empfiehlt sich eine Prüfung der Fundortangabe umsomehr, da über die Entscheidung einer principiellen Frage verhandelt wird. Ich erbat mir daher von Herrn Professor Dr. Fritz Pichler in Graz genaue Auskunft über die Provenienz des Stückes, welches er zuerst als Nephrit oder nephritähnlich erkannt und für das Museum im Joanneum erworben hat. Herr Prof. Pichler hatte die Güte, mir die gewünschten Mittheilungen zukommen zu lassen und ich sage ihm für das freundliche Entgegenkommen hiemit meinen besten Dank. Herr Prof. Pichler schreibt mir: „Der herumreisende Händler J. Warthol, jetzt wohnhaft Graz, Armenhausgasse 14, welcher eine Steinkohlengrube in Untersteier besitzt und meist in Untersteier und Croatien auf „alte Sachen" ausgeht, hat mir am 10. Nov. 1880 mehrere Scherben aus dem Leibnitzer Felde gebracht. Das „Steinplattl" packte er ganz nebenbei aus und weil es mir auffiel, so bot ich ihm 20 Kreuzer für das Stück und kaufte es auf die Vermuthung hin, dass es ein vorgerichtetes Geräth aus Nephrit sein könne. Der Finder sagt, er habe es beim Gehen zufällig liegen sehen, aufgehoben und mitgenommen; sonderbare Steinformen hat er oft bei uns im Museum gesehen. Von Mineralien versteht er nichts, er ist nicht Mineralienhändler." Herr Prof. Pichler bemerkt über die persönlichen Eigenschaften, dass der betreffende Händler auf absichtlichen Täuschungen nie betroffen worden sei. Ferner theilt er mir mit, dass der Nephritfund in der Sann bei Cilli zum erstenmale im gedruckten Jahresberichte des Joanneum 1880, S. 15 erscheint. Nach dem Amtsacte des Museum (1880, Nr. 117) wurde das Stück am 30. Juli von dem Händler J. Warthol im Schotter des Sannflusses am Ufer nächst St. Peter, etwa eine Stunde von St. Peter gegen die Sannbrücke zu, gefunden. Zum Orte bemerkt Herr Prof. Pichler: „St. Peter an der Sann liegt 2 Stunden oberhalb Cilli an der Poststrasse, neben Lehndorf, Neu-Cilli, Sachsenfeld, am linken

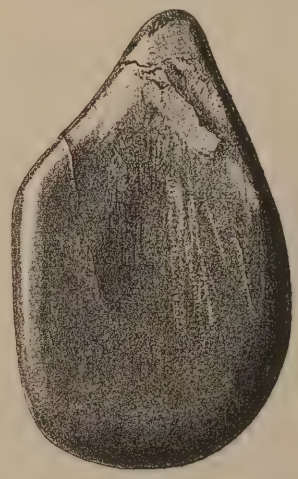


Fig. 68. ¾ nat. Gr. Fig. 69.

Sannufer, eine Stunde von Greiss (rechtes Ufer), eine Stunde von Neu-Cilli (linkes Ufer). Die erwähnte Brücke erscheint jene, welche zwischen St. Peter und St. Ruprecht liegt (westlich). Diese beiden Orte stehen aber nur 1 Stunde von einander ab. Ob bei Greiss oder St. Lorenzen eine Brücke steht, weiss ich nicht."

Diese ausführlichen Andeutungen der Beurtheilung jedes Einzelnen überlassend, will ich es versuchen, eine kurze Beschreibung des interessanten Fundstückes zu geben.

Das Stück (Fig. 68 u. 69) charakterisirt sich nach Form und Oberflächenbeschaffenheit sogleich als ein Geschiebe. Seine Gestalt ist lang birnenförmig, flach-plattig, auf einer Schmalseite wenig ausgebaucht, wodurch die nach dem Längsschnitte symmetrische Form etwas verschoben erscheint. Der grösste Durchmesser misst 80 mm., die grösste Breite 48 mm., die Dicke schwankt zwischen 9 mm. und 11 mm. Das Stück ist nach allen Dimensionen glatt abgerundet und besitzt im ganzen Umfange gleichmässige Ränder. Die stumpfe Spitze erscheint nach einer Seite schwach gebogen. Diese schnabelartige Krümmung des Stückes lässt sehr gut die Annahme einer unteren

und oberen Fläche am Stücke zu. Inwieweit die Annahme einer Unterfläche (welche wir mit der Fahrfläche eines flach gebauten Kahnes vergleichen können) nicht nur nach der Form, sondern auch nach der Oberflächenbeschaffenheit berechtigt ist, will ich bei Erörterung der letzteren wieder erinnern. Im Allgemeinen ist sonst an der Gestalt des Stückes noch jene Drehung zu erkennen, die wir uns so gedacht entstanden denken, als wäre das Stück an zwei diametral entgegengesetzten Enden mit zwei Fingern je einer Hand gefasst und in entgegengesetzter Richtung gedreht worden.

Die Farbe des Stückes ist licht lauchgrün und zwar in einer Nuance, durch welche das Stück ein täuschend ähnliches Aussehen mit der Nephritvarietät Kawa-Kawa von Neu-Seeland erhält. An den Rändern durchscheinend. Härte zwischen Feldspath und Quarz. Ausser der Geschiebefläche besitzt das Stück im jetzigen Zustande eine Schnitt- und Bruchfläche. Der Bruch ist schieferig-splittrig, hat ein sehr mildes Aussehen und verräth eine lang parallel-fasrige, geschichtete Structur des Stückes.

Obgleich die Oberfläche des Stückes im Allgemeinen als „glatt" bezeichnet werden muss, was sich auch in einer schwachen Spiegelung kundgibt, so gilt diese Bezeichnung doch nur mit einiger Beschränkung; denn trotz der grossen Härte unseres Geschiebes sind ihm dennoch jene Kennzeichen eingekritzt und eingebohrt worden, wie wir solche an allen Geschieben mehr oder weniger deutlich, je nach der Härte des betreffenden Körpers, wiederfinden. Unser Geschiebe ist nur glatt im Vergleiche mit anderen. Trotz seiner enormen Widerstandsfähigkeit gegen äussere Eingriffe und der verhältnissmässig kurzen Wanderung, die es zurückgelegt haben kann, sind ihm jene Schrammen und Kritzen beigebracht worden, die den Geröllcharakter mit charakterisiren helfen. Weil in diesem Falle eingeritzten Linien von archäologischer Seite viel Gewicht beigelegt werden könnte und dieses Stück bereits als „Beil" bezeichnet wurde, so will ich denselben einige Aufmerksamkeit zuwenden. Mit der Loupe betrachtet, ist die Oberfläche gänzlich uneben und lässt Erhöhungen und Vertiefungen erkennen, die aber sehr wenig in die Substanz eindringen. Am meisten rauh sind die beiden Flachseiten; auf der untern Fläche ist die Rauhigkeit auch mit den Fingern schwach tastbar. Die Rauhigkeit breitet sich in der Mitte der Fläche aus, dem entsprechend diese Stelle ein matteres Aussehen besitzt, und nimmt ab gegen die Ränder. Diese Unebenheiten sind die Folge unzähliger, als Punkte erscheinender Vertiefungen und kurzer, regellos gezogener Striche. Vereinzelt finden sich auch wenige schärfere, länger und tiefer eingeschnittene Linien, besonders auf der Unterfläche, auf welcher sie im Allgemeinen etwas divergirend von der Spitze aus gezogen erscheinen. Verhältnissmässig sind dieselben ebenfalls kurz und verrathen keinen continuirlich wirkenden, sondern mehr ruck- oder stossweisen Angriff. Auf der als untere Fläche bezeichneten Seite findet sich in der Mitte, welche die meisten Angriffspunkte dargeboten zu haben scheint, eine sanfte Einwölbung, deren Ränder den Contouren des Stückes folgen. Die Form des Stückes und die ihm eingekratzten Merkzeichen sprechen nun dafür, dass sich das Stück, wenn auch aus seiner Lage gebracht, immer wieder auf diese Fläche gelegt und auf derselben fortbewegt hat und daher diese Fläche bei dem Auf- und Ueberschieben über die anderen Gerölle, den grössten Widerstand zu überwinden hatte. Nach allen ihren Eigenthümlichkeiten müssen die vielen eingeritzten Striche und Linien als eine von der Natur selbst besorgte Arbeit angesehen werden. Fixe Anhaltspunkte für eine künstliche Zurichtung und Bearbeitung des Stückes, welche sich in irgend einer Weise äussern müssten, konnte ich nicht auffinden und muss am Geröllcharakter festhalten. — Kleine rundliche Eindrücke, die hie und da auftreten, sind als ursprüngliche Vertiefungen anzusehen, welche durch den Reibungsprocess nicht gänzlich zum Verschwinden gebracht wurden. Als äussere Merkmale muss ich noch einiger Sprünge erwähnen, deren zwei grössere unterhalb der Spitze auf der Unterfläche übereinanderliegen und fast parallel der Schichtung in die Masse einsetzen. Eine Folge der Sprünge sind jene hellen Flecken, wie wir solche ganz in gleicher Weise an Kawa-Kawa und an Tangiwai (Bowenit) wiederfinden.

Ausser den besprochenen Kennzeichen, die sich an der Oberfläche wahrnehmen liessen, zeigt dieselbe noch eine eigenthümliche Erscheinung, welche mit äusseren Einflüssen nur insoweit zusammenhängt, als dieselbe durch die glatte natürliche Politur zur deutlichen Erkennung vorbereitet ist. Wird nämlich die Oberfläche bei hellem, am besten im directen Sonnenlichte genau betrachtet, so tritt auf derselben eine sehr feine und zierliche Zeichnung hervor, die aus glänzenden und matter erscheinenden, wellig gewundenen Bändern besteht. Betrachtet man dieses Liniensystem etwas genauer, so beobachtet man, dass die einzelnen Bänder an den sehr flach gewölbten Stellen des Stückes ziemlich breit sind, gegen den Rand hin schwächer werden und an den Rändern dem Auge verschwinden. Diese zart gekräuselte Oberflächenzeichnung ist die Folge des feingeschichteten Aufbaues der Masse und ist diese Ursache auch dadurch begründet, dass die breiteren und schmäleren Bänder an bestimmte, gleichmässig gewölbte Stellen gebunden sind. Am besten vergleicht sich dieses Bild mit jener Zeichnung, die ein zartgefaserter Holzstamm auf einem, in einem schiefen Winkel gegen die Faserung geführten Schnitte zeigt.

Bei Betrachtung der Oberfläche erregt ferner die Aufmerksamkeit eine Gruppe schmaler, zum Theile an einem Ende sich auskeilender Leisten (s. Abbildung), die nahe der Oberfläche in der Masse selbst eingebettet liegen. Durch eine lichte Färbung heben sich dieselben aus der dunkleren Grundmasse deutlich ab. Ihre Länge beträgt zwischen 2—3 cm.; das grösste Leistchen misst in seiner Breite 1 mm. Die grössern Leisten liegen mehr nach der Mitte und die kleineren in der Nähe des Randes. Ihre Lage ist ziemlich parallel der Faserung. Quer auf die Längsrichtung sind sie durch zahlreiche Risse in kurze Stäbchen zergliedert. Zufolge dieser Merkmale lassen sich diese Leisten mit ziemlicher Gewissheit als Strahlsteinkrystalle bezeichnen.

Unter dem Mikroskope stellt sich im Dünnschliffe die Substanz als sehr frisch und rein dar. Die schiefrig-fasrige Structur ist sehr deutlich und ist hervorgerufen durch lange dickere und dünne Fasern, die in ihrer Hauptmasse streng parallel aneinanderlagern; nur ein ganz kleiner Theil derselben erscheint aus der parallelen Lage geschoben. Im polarisirten Lichte erscheinen die an der Oberfläche beobachteten Wellenlinien in farbigen Bändern. Interessant sind die Strahlsteinkrystalle, deren mehrere unregelmässig vertheilt im Präparate erscheinen. Sie liegen immer ziemlich genau parallel

der Faserung und erscheinen als verschieden lange und dicke Leisten mit Querspalten. Zumeist zeigen sie alle parallel der Hauptaxe eine sehr feine Faserung, die durch Zusammenlegung vieler einzelner Fasern zu einem Complex entsteht. Jede einzelne Faser stellt ein Subindividuum dar, das seine eigenen Querspalten besitzt. An den beiden Enden keilen sich die meisten Krystalle aus. Zwischen den Nicols geben sie keine einheitlichen Farbenbilder. Fremde Einschlüsse sind im vorliegenden Schliffe nicht vorhanden.

Im Laboratorium des Herrn Professor Skraup in Wien wurde auf dessen freundliche Veranlassung hin durch Herrn Otto Fischer eine neue Analyse ausgeführt, deren Resultate mit der von A. B. Meyer publicirten Analyse nicht ganz übereinstimmen. Zum Vergleiche führe ich auch diese von A. Frenzel am selben Materiale ausgeführte Analyse an:

	Fischer	Frenzel
Kieselsäure	54·49	55·14
Thonerde	3·46	—
Eisenoxydul	4·39	4·81
Manganoxydul	Spur	—
Kalk	14·19	13·12
Magnesia	19·53	22·92
Wasser	2·89	2·88
Fluor	?	—
	98·95	98·87

In der Analyse des Herrn O. Fischer wurde das Eisenoxydul massanalytisch bestimmt und als Wasser der Glühverlust gerechnet. Spuren von Fluor will Herr Fischer nicht mit Sicherheit constatirt haben. Wegen Mangel an Substanz musste die Bestimmung der Alkalien unterbleiben und erscheint durch deren Ausfall die Analyse unvollständig. — Ich kann noch hinzufügen, dass das Pulver von erwärmter Salzsäure stark zersetzt wird. Das specifische Gewicht wurde von mir an einem Bruchstücke mittelst der hydrostatischen Waage zu 3·02 bestimmt. Herr Frenzel fand 2·93.

Mit den mir bisher bekannt gewordenen Nephrit-Varietäten lässt sich der Nephrit aus der Sann nicht oder nur annähernd vergleichen. Unter den in Europa gefundenen Nephritstücken steht er, nach dem Vergleiche unter dem Mikroskope, dem Nephrit von Maurach am nächsten. Von demselben unterscheidet er sich aber hauptsächlich durch die vielfach eingeschlossenen Strahlsteinkrystalle. Mit den Pfahlbau-Nephriten aus der Schweiz hat er äusserlich sehr wenig gemeinsam; unter dem Mikroskope konnte ich wegen Mangel eines Dünnschliffes keinen Vergleich anstellen. Von dem Kawa-Kawa-Nephrit, mit dem er grosse äussere Verwandtschaft besitzt, trennt ihn die kurz-krummfasrige Structur desselben. Mit der tiefgrünen Varietät von Hokitika auf der Südinsel von Neu-Seeland hat der Nephrit aus dem Sannthale die Einschlüsse von Strahlsteinkrystallen gemeinsam. In der Art und Weise, wie dieselben in der Grundmasse vertheilt sind, und in der Structur der Masse sind dieselben jedoch so weit verschieden, dass sonst auch keine entfernte Aehnlichkeit zwischen beiden besteht. Eine Gruppirung der Nephrite im Sinne Arzruni's erscheint mir nicht durchführbar. Werden allmälig alle Nephrite in den Kreis der Untersuchung gezogen, so werden sich allerlei Distinctionen ergeben, auch unter den Funden an gleichnamigen Orten, wie z. B. zwischen turkestanischen Nephriten, so dass der wissenschaftliche Werth einer derartigen Gruppirung gewiss sehr problematisch ist. Ich behalte mir übrigens vor, anderorts gelegentlich darüber zu berichten, inwiefern es erlaubt ist, für ein Fundortgebiet auch gleiche Ausbildung des Nephrit vorauszusetzen.

Kurz vor Abfassung dieser Notiz erfahre ich, dass Herr Hofrath F. v. Hochstetter gelegentlich des Besuches der historischen Ausstellung in Graz unter den daselbst ausgestellten Steinwerkzeugen eines als ein natürliches Geröllstück von Nephrit erkannt hat. Dasselbe soll bei der Grundaushebung zu einem Hausbaue in Graz gefunden worden sein. Dieses zweite Fundstück aus der Steiermark ist gegenwärtig in den Händen von Herrn Hofrath A. B. Meyer in Dresden, der über dasselbe berichten wird, und wir müssen dessen Untersuchungen abwarten, um zu sehen, in welchen Beziehungen zu einander diese zwei Nephritstücke stehen.

Wien, October 1883.

16.

Das Jadeitbeil von Gurina im Gailthal (Kärnten).

Von *A. B. Meyer.*

Dieses Jadeitbeil hat Herr Fischer zuerst im Jahre 1881 (Corr. Blatt d. Deutschen Ges. für Anthropologie p. 35) mit folgenden Worten bekannt gemacht: „So lernte ich in der Zwischenzeit aus der Sammlung S. D. des Fürsten Ernst Windischgrätz in Wien ein 1871 in Döllach, Kärnten, N. O. Lienz gefundenes schönes Jadeitbeil durch Herrn Hofrath F. v. Hochstetter kennen", und desselben dann nochmals in einer Anmerkung (ibid. 1882, 22) Erwähnung gethan, indem er sagte: „Die neuesten Funde nach Osten hin, nämlich ein Jadeitbeil aus Döllach (Kärnten) . . . sind schon im Corr. Blatt 1881 Nr. 5 verzeichnet".

Es veranlassten mich diese Notizen in meinem Werke: „Die Jadeit- und Nephrit-Objecte etc." (1882 p. 26 a) die Heimat des Beiles im Möllthale zu suchen, weil in diesem „N. O. Lienz", wie Hr. Fischer bemerkt hatte, ein Kärntnerisches Döllach liegt; zwei andere Döllachs gibt es in Steiermark, ein viertes in Tirol. Ich beschloss auf einer diesjährigen Herbstreise in den österreichischen Alpen die Fundstätte aufzusuchen, um vielleicht dadurch der Frage nach der Herkunft des Beiles näher treten zu können. Gilt es doch auch im Möllthale eventuell dem Rohnephrite nachzuspüren, da dort Strahlstein und Serpentin vielfach vorkommen, worauf ich schon (l. c. p. 26 a, und p. 33 a auch für Salzburg und Tirol) im Anschluss an Herrn Berwerth hingewiesen hatte.

Am 1. September traf ich in dem nur wenige Hundert Einwohner zählenden Dorfe ein, konnte jedoch trotz mehrtägiger Nachforschungen (schliesslich wusste Jedermann im Dorf um meine Absichten) Nichts in Erfahrung bringen, so dass ich die Richtigkeit der Fundortsangabe bezweifeln musste. Ich wandte mich deshalb schriftlich an den Besitzer des Beiles und derselbe hatte die Güte mir mitzutheilen, dass es mit anderen Objecten im Jahre 1871 vom Forstverwalter Jaud in Mauthen acquirirt worden sei. Mauthen liegt jedoch im oberen Gailthale, wo ich dann am 10. September eintraf. Herr Jaud sagte mir nun, dass alle seiner Zeit dem Prinzen Ernst zu Windischgrätz gegebenen Objecte von der sehr er-

giebigen Fundstätte Gurina oberhalb Dellach, einem Dorfe am linken Gailufer, etwa 2 Stunden thalabwärts, stammten.

Dieses Dellach liegt südöstlich von Lienz. Dellachs gibt es (nach Rudolf's Orts-Lexicon, Zürich 1868) nicht weniger als 13 in Kärnten, ausserdem ein Dorf in Croatien und ein Dorf Dölsach in Tirol, von welchem aus man den Iselberg überschreiten kann, wenn man vom Drauthal in's obere Möllthal nach Winklern gehen will. Del, döl, dola heisst Thal im Slavischen, ach ist Endung des locat. plur., daher dellach, döllach = Thäler; dolica = Thälchen, wdellach = in den Thälern (w = in) u. s. w.

Ich fand die Aussage des Herrn Jaud Ende September in Wien insofern bestätigt, als in der Sammlung Seiner Durchlaucht (III. Bezirk, Strohgasse 11) das betreffende Beil nebst den anderen dazu gehörigen Objecten unter folgender Bezeichnung liegt: „Alterthümer aus dem Funde in Dellach Kärnten im Jahre 1871". Auf dem Beil selbst fand ich das specifische Gewicht mit 3·34 angegeben; von wem diese Bestimmung herrührt, ist mir unbekannt. Herr Frenzel fand 3·42, allein erst eine chemische oder mikroskopische Untersuchung würde Aufschluss darüber geben, ob Jadeit vorliegt oder ein Gemenge, welche letztere Annahme nicht unwahrscheinlich ist. Farbe: grasgrün, 2; Uebergang nach Blaugrün, 15 n, nach der Radde'schen Farbenscala, jedoch mit vielen graulichen, gelblichen und schmutzig bräunlichen Einsprengungen und Streifen, der Spitze zu an den Breitseiten besonders unrein und weniger grün; an der ganzen Schneide in einer Ausdehnung von 2 bis 3 mm. schön bläulichgrün durchscheinend. Länge 71·0 mm., Breite 41·0 mm. (die grösste Breite liegt am Beginne der Schneide), Dicke 21·8 (die grösste Dicke liegt ungefähr in der Mitte des Beiles). Die Schneide ist scharf und bildet, von einigen Unregelmässigkeiten abgesehen, fast das Segment eines Kreises. An der einen Breitseite ist die Nutzfläche scharf umgrenzt und erstreckt sich bis 36 mm. in der Richtung nach der Spitze zu, an der anderen ist sie weniger umgrenzt und kürzer. Von der Schneide an verjüngt sich das Beil zu einer circa 14 mm. breiten abgerundeten Spitze; die Entfernung von den seitlichen Enden der Schneide bis zur Spitze beträgt circa 60 mm. Besonders an den Nutzflächen ist die Politur eine schöne. An mehreren Stellen ist Geröllcharakter vorhanden.

Das Beil ist wie alle bis jetzt gefundenen österreichischen, deutschen und französischen Jadeitbeile undurchbohrt; durchbohrte kennt man von Spanien (s. A. B. Meyer l. c. p. 18). Durchbohrte Nephritstücke (Amulette?) sind neuerdings aus den Pfahlbauten der Westschweiz zu Tage gefördert worden (s. „Antiqua" 1883 p. 39 Nr. 19 und p. 40 Nr. 21, Tafel 11, Fig. 147 und Fig. 150).

Was nun den Fundort Gurina anlangt, so möchte ich schliesslich, fussend auf meinen kurzen Besuch, nur dieses beibringen: Wenn man die dicht hinter dem Dorfe Dellach liegenden Hügel circa 1/4 Stunde lang ansteigt, so erreicht man einen kleinen, die „Schmeisse" genannten Bauernhof, und 10 Minuten weiter, ziemlich stark bergan, einen zweiten, Namens Gurina. Die beiden, mehrere hundert Meter langen und breiten, von Wiesen und Getreide bestandenen und nur hier und da mit Gesträuch besetzten Grundstücke sind stark coupirt und machen den Eindruck, als seien sie künstlich terrassirt worden; die Gurina gipfelt in einem circa 12 bis 15 Meter hohen und circa 50 Meter langen Hügel, welcher eine Hochwiese krönt und nach hinten zu steil und tief abfällt; von ihm aus geniesst man eine weite Aussicht über das Thal. Auf dem ganzen Terrain, von der Schmeisse bis zu dem letztgenannten Hügel, werden Alterthümer verschiedener Art gefunden. Herr Pichler in Graz hat einige derselben in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler (Vol. VI. N. F. 1880) in einer „Etruskische Reste in Steiermark und Kärnten" betitelten Abhandlung (p. 52—54) beschrieben und auf einer Tafel in Fig. 1—4 und 6—7 („Schrifttäfelchen ausgesprochen etruskischen Charakters" p. 53) abgebildet. Herr Pichler sagt über die Fundstätte (p. 52): „Hier ergrub man Alterthümer, römisch und vorrömisch, keltisch (wie man annimmt), etruskisch, Gebäudereste anscheinbar eines völligen Dorfes, die Mauernlänge 9—20 Klafter (17·68 bis an 38 m.), Heizziegel, Fussböden" u. s. w. Schon 1864 hat Herr Levitschnig in seiner Arbeit: „Baudenkmäler des Gailthals" (l. c. vol. IX, 123) Gurina erwähnt, und zwar heisst es dort: „Gurina (Bergel)" und „wann Gurina fiel, ist auch unbekannt". Herr Pichler stellt (l. c. p. 39 Anm. 9) Gurina (rasenisch) sprachlich zusammen mit Carna, Garina u. A. Nicht weit von Gurina, auf der Plöcken, hat Herr Th. Mommsen im Jahre 1857 eine „nordetruskische" Inschrift entdeckt (siehe Monatsber. d. k. Preuss. Akad. d. W. 1857, 454). Herr Pichler (l. c. p. 54 fg.) hält die etruskischen Reste für über 1900, möglicherweise über 2000 Jahre alt und älter als die einheimischen keltischen Denkmäler (p. 60). Dass es sich dabei nicht um eine „Etrusker Bevölkerung" handelt, und was in diesem Falle unter „etruskisch" zu verstehen sei, das möge der sich dafür interessirende Leser l. c. p. 35 in dieser nach vielen Richtungen hin lehrreichen Abhandlung einsehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir in der Gurina eine Fundstätte vor uns haben, welche dringend einer systematischen Durchforschung von kundiger Hand bedarf, damit die vielen hier noch verborgenen Schätze nicht weiter, wie bisher, traurigerweise nach allen Richtungen hin verzettelt werden und damit der Wissenschaft verloren gehen!

Dresden, October 1883.

17.

Ein zweiter Rohnephritfund in Steiermark.

Von *A. B. Meyer.*

(Mit 3 Zinkogravuren.)

Nachdem ich in Nr. 27 des „Ausland" vom 2. Juli d. J. über ein im Sannthal unweit Cilli gefundenes Nephritgeschiebe, den ersten Rohnephritfund in den Alpen, einen kurzen vorläufigen Bericht erstattet hatte, erhielt ich am 6. August eine Mittheilung des Herrn v. Hochstetter aus Graz vom 4. desselben Monats, folgendermassen lautend:

„In der prähistorischen Abtheilung der Grazer Ausstellung culturhistorischer Gegenstände liegt unter den Steingeräthen als Nr. 5, ‚Schabstein aus grünem Stein (Lazarethgasse Graz)' [1]), ein grösseres Nephritgeschiebe, welches die Etiquette des Joanneums 39/1875 trägt. Da von den betreffenden Herren Niemand in Graz ist, konnte ich weitere Recherchen nicht anstellen."

[1]) Seite 1 des Katalogs der Ausstellung, 1. Section unter A Steingeräthe.

Nachdem ich vom 14. bis 18. September d. J. das Sannthal besucht hatte, um nach dem dort gefundenen Nephritgeschiebe nähere Nachforschungen anzustellen — deren Resultate ich gleichzeitig mit diesem Berichte über einen zweiten Rohnephritfund in Steiermark in den Sitzungsberichten der Gesellschaft „Isis“ zu Dresden mit einer Tafel Abbildungen veröffentliche — begab ich mich nach Graz, um das von Herrn v. Hochstetter dort entdeckte Nephritgeschiebe selbst in Augenschein zu nehmen. Herr Pichler vertraute mir in nicht genug anzuerkennender Liberalität das besagte Stück zur Untersuchung an, und unterstützte mich weiter, nachdem es sich als aus echtem Nephrite bestehend erwiesen hatte, in der liebenswürdigsten Weise durch gründliche Recherchen nach dessen genauer Herkunft.

Das Nephritgeschiebe ist hier in einer Vorder-, in einer Rücken- und in einer Seiten-Ansicht in natürlicher Grösse

Fig. 70—72.

abgebildet (Fig. 70—72). An einem Ende liess ich in Wien in Uebereinstimmung mit den Herren v. Hochstetter und Szombathy ein Stückchen absägen, nachdem vorher ein Gypsabguss genommen worden war, welcher später wiederum diente, um das abgesägte Stückchen durch Gyps zu ersetzen, so dass die unvermeidliche Beschädigung hierdurch etwas weniger empfindlich gemacht ist.

Herr Berwerth hatte die Freundlichkeit, mir folgende Bemerkungen zur Verfügung zu stellen:

„Das übermittelte Stück Nephrit besitzt eine sehr massige Form, welche durch folgende Dimensionen bedingt ist: es misst nach seiner grössten Länge 9·5 cm., nach seiner grössten Breite 5·2 cm. und nach seiner grössten Dicke 2·8 cm. Hiernach bietet es zwei Flachseiten dar, deren eine sattelförmig gekrümmt ist und sich gleichmässig zu den beiden Enden neigt, die andere Fläche ist ziemlich eben und nimmt nur gegen die Ränder eine ausgesprochenere Wölbung an. Sämmtliche Kanten sind stark abgerundet. Sechs derselben verlaufen parallel der längsten Axe, so dass sich an den Schmalseiten des Stückes noch je zwei Flächen unterscheiden lassen, welche eine sehr geringe Zuschärfung an den beiden Schmalseiten hervorrufen. Diese Flächen sind sich in der Form sehr ungleich und unterscheiden sich von den beiden flachen Seiten auch durch die von einer Veränderung der Substanz herrührende schmutziggrüne Farbe mit einem Stich in das Gelbe, während die Hauptmasse des Stückes eine dunkle, tief lauchgrünartige Farbe besitzt. Es hat ferner eine seitlich gerückte, sehr stumpfe Spitze. An dem Ende gegenüber ist es durch eine Schnittfläche begrenzt. Gegenwärtig ist der fehlende Abschnitt mittelst Gyps nachgeformt und in dieser hergestellten Originalform lässt sich erkennen, dass dieses Ende eine schmale, nach einer Schmalseite geneigte Fläche besass. Das Stück zeigt in seinem ganzen Habitus den Geröllcharakter. Ausser den abgerundeten Kanten bestimmen auch die über die ganze Oberfläche verbreiteten Schrammen und eingekritzten Linien, welche ganz regellos gezogen erscheinen, den Charakter des Flussgerölles. Sprünge und im Zusammenhange damit hellere lichte Flecken treten an diesem Stücke ebenfalls wie fast an allen andern Nephritstücken auf und erlauben in einzelnen Fällen eine schieferige Structur zu prognosciren. Die Härte beträgt wenig mehr als Feldspathhärte.“

In Bezug auf die Farbe füge ich noch das Folgende an: Dieselbe ist grüngrau, 37 h nach der Radde'schen internationalen Farbenscala, hier und da heller grün aus der Tiefe schimmernd, aber weder im Ganzen noch an den Rändern durchscheinend; an den Seitenflächen heller grün und in's Gelbliche ziehend (gelbgrüngrau 36 m Radde), vielleicht Zeichen

einer Verwitterungsrinde. Der zum Zweck der Analyse abgelöste kleine Abschnitt war, gegen das Licht gehalten, in einer trüb-grünlichgrauen Nuance durchscheinend.

Das Gesammtgewicht bestimmte Herr Szombathy am 21. September auf 232·672 gm., das specifische Gewicht (mit der hydrostatischen Wage) auf 3·023. Herr Frenzel fand letzteres (mit Hilfe des Pyknometers) 3·00, und die von demselben in bereitwilligster Weise angestellten Analysen ergaben:

SiO_2	55·48 . .	56·40
$Al_{32}O$	0·31 . .	0·81
FeO	6·27 . .	5·75
MnO	Spur . .	Spur
CoO	12·88 . .	12·42
MgO	22·55 . .	21·70
H_2O	2·65 . .	2·52
Summa . .	100·14 . .	99·60

Hiernach liegt ein echter Nephrit vor, was die mikroskopische Untersuchung weiterhin bestätigte. Herr Berwerth bemerkt über den von mir dem k. k. Hof-Mineralien-Cabinet übergebenen, in Wien angefertigten Dünnschliff:

„An dem mir zur Ansicht überlassenen Dünnschliff-Präparate ist schon mit unbewaffnetem Auge eine schieferige Structur zu erkennen, welche bei Betrachtung mit der Loupe gut kenntlich und besonders durch ein System paralleler Risse angedeutet ist. — Im mikroskopischen Bilde tritt die Schieferstructur deutlich hervor. Der schieferige Typus ist hauptsächlich durch schmälere oder dicke langgestreckte Faserbündel bedingt, welche untereinander vorherrschend parallele Lage haben und der Richtung der zahlreichen, auch makroskopisch sichtbaren Risse folgen. Von diesen langgestreckten, aus feinen Fasern zusammengesetzten Bündeln sind selten einige aus der parallelen Lage gerückt. Im gewöhnlichen Lichte wasserhell erscheinende, nach der Längsrichtung zartgefaserte Partien löschen zwischen den Nicols häufig einheitlich aus unter einem Winkel von ungefähr 17°. Strahlstein-Individuen mit ihren charakteristischen Querspalten, welche letztere meines Wissens mikroskopischen Strahlsteinkryställchen in Schiefern nie fehlen, konnte ich nicht auffinden. Die Hauptmasse des Schliffes machen jedoch kurzfaserige, oft gewundene Faserbündel aus, welche mehr oder weniger regellos zwischen den langfaserigen Bündeln liegen. Durch diese kurzfaserigen und gekrümmten Büschel erreicht das mikroskopische Bild dieses Schliffes ausserordentlich viel Aehnlichkeit mit dem mikroskopischen Bilde jener Varietät des Nephrit von Neu-Seeland, welche auf ihren polirten Flächen eine prächtige, tiefgrüne Farbe besitzt. Die Verschiedenheit beider Bilder beruht vornehmlich nur darin, dass die Fasern im Nephrit von Neu-Seeland kürzer und zu einem feineren Filze vereinigt sind, als in der vorliegenden Probe. Abgesehen von den langfaserigen Partien des untersuchten Schliffes, kann daher das Bild desselben als eine Copie in vergrössertem Massstabe von der betreffenden Neu-Seeländer Nephrit-Varietät betrachtet werden. Zur mikroskopischen Vergleichung können auch der Nephrit von Neu-Caledonien und eine Varietät des turkestanischen Nephrits herangezogen werden, welche beiden in der Hauptsache mit dem Nephrit von Neu-Seeland übereinstimmen. — Fremde Einschlüsse fehlen gänzlich im Präparate.“

Herr Arzruni, welchem ich einen zweiten, ebenfalls in Wien angefertigten Dünnschliff übermittelte, sagt über denselben das Folgende:

„Das mir vorliegende Präparat des Grazer Nephrit wurde in zwei Theile getheilt, von denen der eine möglichst dünn geschliffen wurde und daher ein deutlicheres Bild lieferte, indem dasselbe nicht durch oberhalb, resp. unterhalb der zur Beobachtung gelangenden Ebene liegende Schichten gestört wurde. — Wenn schon im dickeren Theil des Schliffes die schiefrige Structur deutlich hervortrat, so war es in noch höherem Grade beim dünneren der Fall. Die in beiden fast parallel zueinander verlaufenden Risse sind eben bedingt durch die Schieferstructur. Im dünneren Schliff sieht man auch zum Theile parallel verlaufende längere Faserbündel, die oft einheitlich auslöschen und vielleicht auf eine Zerfaserung ursprünglich einheitlich gewesener Krystalle hinweisen. Der Auslöschungswinkel dieser längeren Fasern ist kein constanter und hängt natürlich von der Richtung ab, in welcher die einzelnen Faserbündel vom Schnitt getroffen worden sind. Immerhin ist die Schwankung dieses Winkels keine grosse, indem dessen Maximum blos 12° erreicht, während das Minimum, welches, beiläufig bemerkt, bei Weitem in den meisten Fällen beobachtet wurde = 0° ist, die Auslöschungsrichtung demnach mit der Längserstreckung der Fasern zusammenfällt, resp. zu ihr senkrecht steht. Die Hauptmasse des Schliffes besteht aber nicht aus diesen längeren oder kürzeren, zu Bündeln gruppirten oder auch einzeln sich abhebenden geraden Fasern, sondern aus kürzeren, gekrümmten, unregelmässig einander durchkreuzenden, dicht aneinandergedrängten Faserbündeln. — Von den anderen Nephrit-Varietäten unterscheidet sich vorliegende in Folgendem: Es fehlt ihr das flaumige Aussehen, die ausschliesslich langfaserige Structur der Schweizer Pfahlbaunephrite und des Stückes von der Sann; die hier vorhandenen längeren Faserbündel mit einheitlicher Auslöschung treten bei den Neu-Seeländer Varietäten nicht auf, wo lediglich kürzere und viel stärker gekrümmte, viel gröbere, zugleich eine Art Fluidalstructur hervorbringende beobachtet wurden; mit Neu-Caledonien (dunkelgrün) ist eine gewisse Aehnlichkeit nicht zu verkennen, jedoch sind in diesem die ebenfalls zahlreichen Bündeln aus längeren Fasern niemals gerade gestreckt, sondern wellig, gebogen, und nehmen einen langspindelförmigen Habitus an; auch sind die einzelnen Faserbündel bei Neu-Caledonien verschieden gerichtet, während sie beim Grazer Stücke fast genau einander parallel verlaufen, die deutliche Schieferstructur bedingend. Auch vom Turkestaner Typus ist das Grazer Stück zu unterscheiden, da in den mir vorliegenden Schliffen des turkestaner (Gulbashiner) Nephrit selbst die Hauptmasse nicht kürzere, verworren liegende Faserbündel aufweist, sondern mehr eine körnig-schiefrige Structur. Mit den übrigen Nephrit-Varietäten ist ein Vergleich nicht angebracht, weil sie alle entweder Pyroxen- oder grössere Amphibol-Krystalle führen, oder auch andere, fremde Einschlüsse, welche dem Grazer Stücke gänzlich zu fehlen scheinen, wodurch die Identificirung des letzteren mit den anderen nicht durchführbar ist.“

Allen genannten Herren spreche ich meinen verbindlichsten Dank für ihre Mithilfe zur Eruirung des Thatbestandes aus.

Wenn hiernach ebensowenig wie bei dem Sannthaler Stücke ein gegründeter Zweifel darüber aufkommen konnte, dass es sich auch beim Grazer Funde um ein von Menschen-

hand unberührt gebliebenes, echtes Nephritgeschiebe handelt, so musste doch, um die Bedeutung desselben für die Frage nach dem alpinen Vorkommen des Nephrites zu verwerthen, ein bis dahin fehlender genauer Fundbericht ausgeforscht werden. Zwar fallen Nephritgeschiebe nicht vom Himmel, wie Meteorite, und es lässt sich daher ein in Graz gefundenes Nephritgeschiebe auch ohne näheren Fundbericht als Beweisstück für die alpine Heimat des Nephrits verwenden. Denn wer diese in Abrede stellen wollte, müsste weit unwahrscheinlichere Erklärungsversuche machen, wie: „auf Handelswegen verschleppt", „zufällig verloren", „in prähistorischer Zeit aus Asien importirt", und was dergleichen ähnliche, mehr oder weniger phantastische, durch keine positiven Gründe zu stützende Annahmen noch sein könnten. Da dem Grazer Stücke zudem nach Herrn Arzruni's obiger Beschreibung der Mikrostructur ein besonderer Charakter zukommt, welcher von dem „alpinen" Charakter des Sann-Nephrites und der Schweizer Nephrite abzuweichen scheint, so fragt sich nur: „Von woher aus der näheren oder ferneren Umgebung ist derselbe nach Graz gelangt", und weiter: „Wo steht dieser Nephrit an", eine Frage, welche, nachdem zwei Nephritgeschiebe in Steiermark gefunden worden sind, gelöst werden wird, wenn die hierzu Berufenen den vorhandenen Spuren nachgehen, bis sie an's Ziel gelangt sind. Findet man Geschiebe eines Minerals, dessen Anstehen noch unbekannt, so ist unter den obwaltenden Umständen der nächste und einzig erlaubte Schluss der, dass das Anstehende zu suchen und zu finden sei, nicht der — dass jene Geschiebe aus Asien stammen (!). Wenigstens hiesse dieses: obscurum per obscurius erklären wollen. Dennoch möchte ich die eventuelle Wichtigkeit eines genauen Fundberichtes nicht in Abrede stellen.

Derselbe, soweit er zu eruiren war, und die sich aus ihm ergebenden Schlüsse sind die folgenden:

Der Maler und Händler Johann Nepomuk Majon fand das Stück im Jahre 1875, vor dem 23. April, am Ausgange der Lazarethgasse (in dem südlichen, V. Stadtbezirk Gries), jenseits der Kaserne, wo die „alte Mauth" war, ehe man in's Grätzer Feld hinauskommt, auf der rechten Strassenseite beim Hinausgehen auf (oder etwas neben) einem zur Strassenbeschüttung herbeigeführten Schotterhaufen[1]). Jetzt steht an dieser Stelle ein Privathaus mit grossem Garten. Der betreffende Act des Museum Joanneum in Graz, Münzen- und Antiken-Cabinet, Nr. 39 vom 23. April, sagt darüber: „Majon gibt zu Kauf einen abgerollten Stein, grünlich, in Form eines Serpentinhammers, gefunden am Ausgange der Lazarethgasse", und Herr Pichler bemerkt dazu: „Majon brachte mir das Steinstück, weil er wusste, dass ich auf geräthähnliche Stücke von auffallender Farbe ausgehe."

So lag denn dieser „Serpentinhammer" seit dem J. 1875 ruhig neben anderen ähnlichen Stücken in der prähistorischen Sammlung des Joanneum, bis Herr v. Hochstetter auf der Durchreise denselben mit scharfem Blicke als „Nephritgeschiebe" erkannte.

Der genannte Händler hat übrigens noch mehrere äusserlich ähnliche Stücke in's Grazer Museum geliefert, wie folgende Angaben, welche ich der Güte des Herrn Pichler verdanke, beweisen. Ich reproducire dieselben, weil sie die Glaubwürdigkeit des Nephrit-Fundberichtes erhöhen. Bei Act Nr. 39 1875 steht noch: „Majon gibt Nachricht von einem Serpentinhammer im Besitze eines hiesigen Dr. med. Kohlfürst, gefunden bei Grätz um 1873, Sandgrube hinter den Papiermühlen an der Wiener Linie." Act Nr. 58 vom 2. Juli 1875: „Joh. Nep. Majon schenkt: 1 Stein, Geräthform, gefunden bei der neuen Strasse gegen die Allthaler Wiese, unter der Schiessstätte, Schottergrube, 6. Juni 1875." Act Nr. 2, October 1882: „J. Majon schenkt einen Steinbeil-ähnlichen Serpentin (?), gefunden in der Wäschergasse, anlässlich der Grätzbach-Ueberwölbung, ausgegraben 3 m. tief."

Da der Schotterhaufen in der Lazarethgasse, von (?) welchem Majon das Nephritgeschiebe im Jahre 1875 genommen, herbeigefahren worden ist, so war zu eruiren, wo derselbe herstammen kann. Herr Pichler pflog hierüber im Stadtbauamte genaue Erhebungen, welche, da das Datum des Fundes fast auf den Tag bekannt war, sehr wohl angestellt werden konnten, und fand, dass die Schotterfuhren herbeigekommen waren „entweder vom Koppbichl bei St. Martin, von der Einöde links, oder vom Gaisberg, rechts, unweit des Gasthauses Honek". Die Einöde liegt westlich von Graz, nach der Generalstabskarte (Zone 17, col. XIII.) etwa 2 km. von dem Ausgange der Lazarethgasse entfernt; St. Martin bei Webling liegt am östlichen Fusse des 659 m. hohen Buchkogels, etwa 3 km. vom Ausgange der Lazarethgasse entfernt, in südlicher Richtung von der Einöde; der 646 m. hohe Gaisberg liegt westlich von Graz, etwa 3 km. von dem Ausgange der Lazarethgasse entfernt, nördlich von der Einöde. Koppbichl und Gaisberg liegen also beide im Westen von Graz, ersterer südlich von letzterem, etwa 4 km. von einander, und beide je 3 km. vom Ausgange der Lazarethgasse entfernt.

Hält man sich an die amtliche Erhebung, so müsste die Linie Gaisberg-Buchkogel näher in's Auge gefasst werden. Herr Pichler wirft aber die Frage auf, ob das durch seine Farbe abstechende Stück nicht auch aus einer der Sandgruben nächst der Lazarethgasse stammen könne, oder ob es nicht aus der Mur (welche ungefähr 1 km. östlich vom Ausgange der Lazarethgasse in südlicher Richtung fliesst) sei, da des Finders Neffe, der Maurer Josef Kerth, welcher öfters bei den Strassenbauten verwendet gewesen und als Maurer das Material zu beurtheilen verstehe, aussagt, der gelbe Schotter sei aus der Mur herbeigeschafft worden.

Ich wandte mich an Herrn Hörnes in Graz mit der Bitte, zu untersuchen, welcher Natur der Strassenschotter am Ausgange der Lazarethgasse sei, um auf diesem Wege vielleicht eine Entscheidung herbeizuführen, und derselbe hatte die Güte mir mitzutheilen, dass die Lazarethgasse auf alten Mur-Alluvionen liege und die Ebene westlich von Graz aus postglacialen Alluvionen bestehe; weiter im Speciellen: „Da in der Lazarethgasse sowohl, als auch in allen gleichgelegenen Stadttheilen mit ungepflasterten Strassen alternirend Schlägelschotter und Flussschotter in Anwendung kam, Rinnsale immer mit den berüchtigten ‚Murnockerln' gepflastert werden, und aller Wahrscheinlichkeit nach Haufen von beiderlei Material seinerzeit in der Lazarethgasse lagen, so ist es heute nicht mehr möglich, die Provenienz des Nephritgeschiebes festzustellen. Nur aus Wahrscheinlichkeitsgründen möchte ich die Angabe, dass es sich um Murschotter handle, für richtig halten, und die Behauptung des Stadtbauamtes, es sei damals nur Schotter vom Plawutschzuge zur Anwendung gekommen, als sehr unwahrscheinlich

[1]) Hiernach ist Hrn. Berwerth's Notiz (Diese „Mittheilungen" 1883, XIII, p. 215), dass das Stück „bei der Grundaushebung zu einem Hausbaue" gefunden worden sei, zu rectificiren.

bezeichnen. . . . . Die Lösung dieser heiklen Frage würde durch weitere Nachforschungen gewiss nur erschwert werden . . . . Es ist aber auch ein weiterer Anhaltspunkt vorhanden, welcher die Annahme, als stamme unser Nephritgeschiebe aus der nächsten Nähe von Graz, als sehr unwahrscheinlich erkennen lässt. Die offenbare Geschiebenatur des Stückes deutet auf einen längeren Transport auf dem Grunde eines Flusses, welcher allein im Stande sein konnte, das zähe Gesteinstück durch Reibung an anderem, gleich hartem oder härterem Materiale zu einem normalen Flussgeschiebe zu machen. Auch aus diesem Grunde möchte ich das Nephritgeschiebe als durch die Mur von ihrem Oberlaufe herabtransportirt betrachten. Die Provenienz aus älteren, Geschiebe führenden Ablagerungen, wie sie gerade in der Umgebung von Graz in ziemlicher Ausdehnung auftreten (obermiocäner Flussschotter), ist deshalb unwahrscheinlich, weil gerade auf dem rechten Murufer, zwischen dem devonischen Plawutschzuge und dem Flusse, solche Ablagerungen fehlen. Wäre das Nephritgeschiebe innerhalb der Bezirke Geidorf oder Jakomini gefunden worden, so würde ich jedenfalls zunächst daran denken, dass es aus den benachbarten Belvedereschotter-Lagern des Rosenberges oder Ruckerlberges stammen möchte. Glücklicherweise ist durch die Lage der Lazarethgasse auf dem rechten Murufer eine solche Vermuthung ausgeschlossen."

Hiernach sprächen Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, dass der anstehende Nephrit Mur-aufwärts zu finden wäre; wo, das werden die vortrefflichen Kenner jener Gegenden zu beurtheilen wissen; eventuell in Frage kommende Gesteine gibt es dort hinlänglich [1]).

Die Funde im Mur- und im Sann-Thale ergeben schon, dass Nephrit an mehreren Stellen der Steiermark vorkommt, und die Verschiedenheit dieser beiden Funde in Bezug auf ihren äusseren Habitus und ihre Mikrostructur spricht ferner mit Wahrscheinlichkeit für eine local differente Provenienz. Der Sann-Nephrit ist schön hellgrün, schillernd und durchscheinend, der Mur-Nephrit dunkelgrün, matt und wenig durchscheinend. Die mikroskopischen Differenzen hat Herr Arzruni namhaft gemacht (siehe oben). Die specifischen Gewichte:

Sann: 2·93 (Frenzel), 3·02 (Berwerth).

Mur: 3·023 (Szombathy), 3·00 (Frenzel) scheinen nicht wesentlich zu differiren, ebensowenig die chemischen Analysen nach Frenzel:

	Sann	Mur	
SiO_2 . . .	55·14	55·48	56·40
Al_2O_3 . . .	—	0·31	0·81
FeO . . .	4·81	6·27	5·75
MnO . . .	Spur	Spur	Spur
CaO . . .	13·12	12·88	12·42
MgO . . .	22·92	22·55	21·70
H_2O . . .	2·88	2·65	2·52
	98·87	100·14	99·60

Aehnliche locale Differenzen sind auch an nicht weit von einander entfernt gefundenen Steinbeilen beobachtet worden.

[1]) Ueber Hornblendegesteine siehe z. B. Stur: Geologie der Steiermark 1871 p. 29, 32, 54, 67, 72; über Amphibol-Serpentine, welche besonders seit Hrn. Arzruni's Nachweis, dass Nephrite in serpentinähnliche Gesteine übergehen können (Z. f. Ethn. 1883 p. 180, 181, 183, 189) in Betracht kommen, siehe z. B. Hussak in Tschermak's Min. Mitth. N. F. V. 77 1882, auch Stur l. c. p. 30, 54 fg.; über die nächste Umgebung von Graz schrieb z. B. Peters: Boden von Graz (1875), speciell nachzusehen wären p. 21, 44, 52, 54, an welchen Hinweisen es an dieser Stelle genügen möge.

So theilt z. B. Herr Messikommer [1]) neuerdings mit, dass „nach Herrn Zintgraff in St. Blaize die Chloromelanitbeile aus dem Neuenburger See insoweit von denjenigen aus dem Bieler See verschieden sind, als die letzteren im Allgemeinen eine grössere Durchsichtigkeit zeigen, was Herrn Zintgraff vermuthen lässt, die Beile dieser verschiedenen Seen würden auch von verschiedenen Blöcken oder Felsen stammen". So fand Herr de Mortillet [2]), dass der Charakter der Jadeitbeile in den verschiedenen Gegenden Frankreichs constant differirt, und meint, dass jeder dieser Varietäten ein gesonderter Fundort im Lande entspricht.

Seitdem ich in meiner Anfang dieses Jahres erschienenen Abhandlung: „Die Jadeit- und Nephrit-Objecte etc." entschieden gegen die Import-Hypothese Front gemacht und im Anschluss an andere Forscher die locale Herkunft des Nephrit und Jadeit urgirt habe, ist durch eine Reihe unabhängig von einander gemachter Entdeckungen der letzteren Ansicht fast schon der Sieg gesichert. Die Entdeckungen sind die folgenden [3]):

1. Die Entdeckung von Rohmaterial in Nordwest-Amerika („Ausland", 4. Juni, 2. und 16. Juli 1883). Weitere, eingehendere Mittheilungen hierüber lasse ich gleichzeitig mit dem vorliegenden Berichte a. a. O. folgen.

2. Die Entdeckung eines Nephritgeschiebes in dem Sannthale bei St. Peter („Ausland", 2. Juli, Sitzungsberichte der „Isis" 25. October 1883 und diese „Mittheilungen" XIII. p. 213. Berwerth).

3. Die Entdeckung „der typischen constanten structurellen Unterschiede der einzelnen Nephrit- und Jadeit-Varietäten, welche sich meist mit einer Provenienz derselben aus räumlich getrennten Localitäten in Einklang bringen lassen, was die Annahme eines exotischen (und gemeinschaftlichen) Ursprungs aller über die ganze Erde verstreuten verarbeiteten Objecte überflüssig, ja unhaltbar macht" (Arzruni in Z. f. Ethnol. 1883, p. 190).

4. (last, not least) Die Entdeckung eines Nephritgeschiebes im Murthale bei Graz (s. oben).

Wer nicht eher das europäische und amerikanische Vorkommen des Rohmaterials gelten lassen will, als er das anstehende Mineral an Ort und Stelle vor Augen hat, übersieht, dass die Naturwissenschaft eine inductive Methode besitzt, mittelst welcher sie Thatsachen und Gesetze erschliessen kann, und, wie bekannt, tausendfältig auch erschlossen hat.

Dresden, October 1883.

18.

Depôt-Fund bei Derčolo im Nonsberge.

Von Dr. ***Fr. Wieser.***

Im heurigen Frühjahre stiess man beim Umgraben eines Grundstückes in der Nähe von Derčolo, am Eingange in den Nonsberg, auf eine, nach unten konisch sich verjüngende Situla aus dünngewalztem Bronzeblech. Das 27 cm. hohe, mit einem einfachen Bügelhenkel versehene Gefäss barg in seinem Innern eine grosse Anzahl kleinerer Bronce-Objecte. Darunter befanden sich nicht weniger als 78 Fibeln

[1]) „Antiqua" 1883 Nr. 5, p. 35.

[2]) C. R. du Congr. intern. d'Anthrop. à Bruxelles (1872), 1874, 354.

[3]) Ich sehe hier ab von den nicht so wesentlichen Funden von Nephrit in Barma, von wo man bisher nur Jadeit kannte (Sitzgsber. „Isis" 1883 Juli, p. 75) und von einem Rohnephritstücke von Suckow in der Uckermark (ibid).

(76 gleich grosse vom Certosa-Typus (Fig. 73), eine halbkreisförmige, mit geripptem Bügel, wie sie z. B. von Golasecca bekannt ist (Fig. 74) und eine zweigliedrige Armbrust-Fibula mit Mittelpauke), weiter 64 Hohlknöpfe mit tiefstehenden Oesen, 14 flache Doppel-Zierscheiben (bullae?), verschiedenartiger Ketten- und anderweitiger Behang-Schmuck, mannigfache, zum Theile reich ornamentirte Zierstücke, Ringe, Spiralen, Berlocken etc.

Der Fund ist nach der Technik und dem ganzen Charakter sämmtlicher Artefacte ein einheitlicher und gehört offenbar der älteren Hallstätter Periode an. Mit Rücksicht auf den Umstand, dass mehrere Typen in zahlreichen Exemplaren vertreten sind, werden wir in dem Funde ein Waaren-Depôt zu erblicken haben. Die Fibeln und Knöpfe waren ursprünglich auf Schnüre gereiht; Spuren derselben haben sich in den Spiralen und Oesen häufig erhalten.

19.

Ein Grabfeld zu Roggendorf,

Bezirkshauptmannschaft Ober-Hollabrunn (Niederösterreich).

Von P. ***Lambert Karner.***

Es war im Sommer des Jahres 1878 — also schon ziemlich lange her — als auf einem Felde südlich von Roggendorf, Parcelle 115, im Raffelfelde, in nächster Nähe des Dorfes durch Zufall ein Grabfeld entdeckt wurde.

Ziegelschläger, die beschäftigt waren, Lehmziegel, sogenannte Quaderstücke, zu machen, stiessen beim Ausheben der Erde auf mehrere Skelete. Ich war zur Zeit der Entdeckung zufällig verreist, erfuhr aber bald nach meiner Rückkunft von dem Funde der Menschengebeine, von „Goldfunden", von der Gendarmerie-Commission, die da gewesen etc. Mein Erstes war, mich auf den Fundplatz zu begeben, und da erkannte

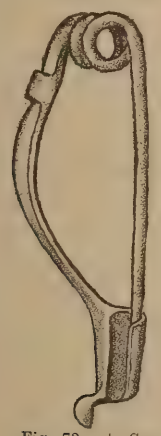


Fig. 73 nat. Gr.

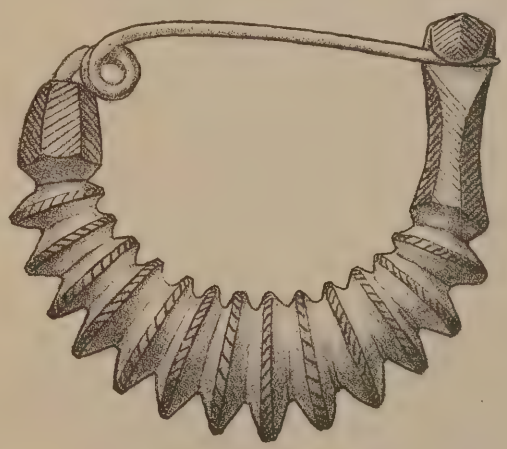


Fig. 74 nat. Gr.

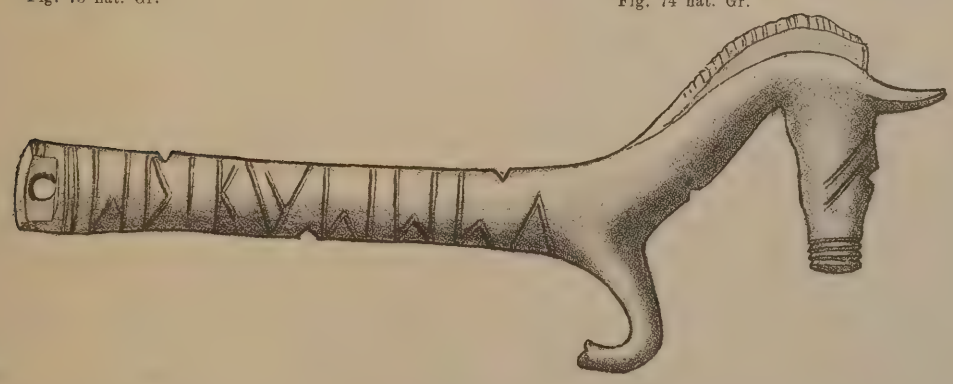


Fig. 75 nat. Gr.

Die wissenschaftliche Bedeutung des Fundes wird wesentlich dadurch erhöht, dass sich auf einem Geräthe, einem in einen Pferdekopf endenden stabförmigen Zierstücke (Fig. 75) eine „rhätische" Inschrift befindet. Die Buchstaben stimmen mit denen anderer in Tirol gefundenen rhäto-etruskischen Inschriften genau überein; z. B. der Situla von Cimbra, der Statuette von S. Zeno etc[1]). — Ohne mich auf eine linguistische Deutung einzulassen, lese ich: PIRIKANISNV.

Sämmtliche Fundgegenstände sind vor Kurzem durch Kauf in den Besitz des Museums in Innsbruck übergegangen.

[1]) Vergl. u. A.: Chr. Schneller; „Ueber die s. g. rhäto-etruskischen Inschriften" (Archiv f. Geschichte und Alterthumskunde Tirols, III. p. 175 ff.), Th. Mommsen; „Die nord-etruskischen Alphabete auf Münzen u. Inschriften" (Mittheilungen der antiquar. Gesellsch. in Zürich, VII. p. 197 ff.) und G. A. Oberziner; „I Reti in relazione cogli antichi abitatori d'Italia". Roma 1883.

ich alsbald aus den herumliegenden Schädel- und Urnen-Fragmenten, dass ich vor einem antiken Grab- und Urnen-Felde stehe. Von den Ziegelschlägern erfuhr ich, dass sie bis jetzt drei Skelete ausgegraben, die Lage war nach ihrer Angabe folgende:

1. Zwei Skelete, das eine mit dem Kopfe gegen Süden, den Oberarm der rechten Hand gegen Ost, den Unterarm gegen den Kopf zurückgeneigt; zu dessen Füssen, mit den Beinen in Form eines rechten Winkels zusammen liegend, das andere, mit dem Kopfe gegen West (?).

2. Ein Skelet, mit dem Kopfe gegen Süd, nordwestlich von den beiden andern gelegen, in der Entfernung von einigen Metern. Bei einem Skelete war der Schädel und der Unterkiefer vollständig erhalten, wurde aber leider von dem hiesigen

Todtengräber — vermuthlich im Gefühle seiner Amtswürde — mit dem Fusse weggeschleudert, so dass er gänzlich zerbrach. Ich habe die Rudera gesammelt, und es erwies sich derselbe, sowie die später aufgefundenen als ausgesprochener Langschädel mit niedriger Stirne und ausserordentlich starkem Stirnbeine. Die herumliegenden Gefässreste wiesen auf grössere und kleinere Urnen hin, und es gelang mir hernach, freilich mit grosser Mühe, mehrere Urnen zusammenzufügen. Auch ein Stück Bronze, in Ringform, das für Gold gehalten wurde, war gefunden worden, kam aber nicht mehr zum Vorscheine; angeblich war es weggeworfen worden. Auf diese Funde hin gab ich den Leuten die gemessene Weisung, beim Ausheben der Erde sehr vorsichtig vorzugehen und mich über allfallsige Funde alsbald zu verständigen. Ich förderte nun zu Tage:

3. Zwei Skelete, ein grösseres, den Schädel zertrümmert, mit dem Gesichte nach unten, und unmittelbar neben, ja fast über demselben, ein kleines, vermuthlich von einem Kinde, mit dem Kopfe zur Brust des grösseren reichend, beide mit dem Kopfe gegen Süd, das kleinere östlich von dem grösseren liegend. Die wenigen Gebeine, die noch vorhanden waren, erwiesen sich als so morsch, dass sie alsbald zerbröckelten. Bei jedem der ausgegrabenen Skelete stand unmittelbar südlich vom Kopfe eine kleine, schalenförmige, zierliche Urne (Fig. 76 und 77). Sie waren beide

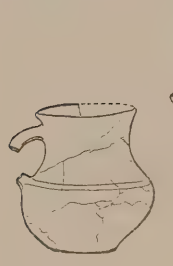


Fig. 76. 1/5 n. Gr.

Fig. 77. 1/5 n. Gr.

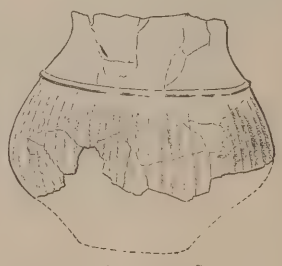


Fig. 80. 1/10 n. Gr.

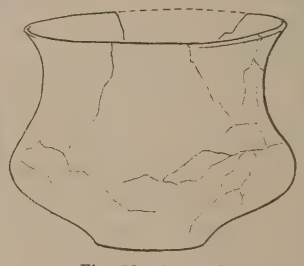


Fig. 78. 1/5 n. Gr.

Fig. 79. 1/5 n. Gr.

zertrümmert, doch gelang es mir, sie bis auf einige abgängige Stücke vollständig zusammenzusetzen.

4. Bei einem weiteren, sehr defecten Skelete, in derselben Lage wie die früheren, gelang es mir, die südlich vom Kopfe stehende Urne vollständig erhalten zu Tage zu fördern. Zu beiden Seiten des sehr morschen Schädels lagen, an der Stelle der Ohren, merkwürdig aus Bronzedraht gewundene Ringe — Ohr- oder Lockenringe; auch ein Fingerring von Bronze fand sich vor.

Da die Ziegelschläger ihre Arbeit einstellten, so setzte ich die Ausgrabung fort und fand dieselbe schliesslich durch den interessantesten Fund belohnt. Ich fand nämlich ein Skelet in folgender Lage: der Körper lag auf der rechten Seite, mit dem Haupte gegen Süd, mit dem Antlitz gegen Ost, die Füsse im Knie eingebogen. Die rechte Hand war gegen Ost ausgestreckt und unmittelbar vor derselben stand eine schön gearbeitete, chocoladbraune Schüssel (Fig. 79), von dem bei 20 cm. im Durchmesser fassenden Rande, gegen die verhältnissmässig sehr kleine Basis in elegant gerundeter Schweifung sich verjüngend. Die Wände dieser Schüssel erwiesen sich 2 mm. dick, innen und aussen glatt; nur am äusseren oberen Rande verlief eine Rinne, die in regelmässigen Zwischenräumen mit vier dornartigen Erhebungen verziert war. Mehr gegen den Körper zu, in der Nähe der Brust, stand eine grössere, ganz glatte Urne, innen und aussen schwarz-graphit-glänzend, von der schmalen Basis sich unmittelbar stark ausbauchend, in der oberen Hälfte sich verjüngend und dann gegen die Mündung zu sich wieder erweiternd. Der Durchmesser dieser Urne beträgt in der Ausbauchung bei 18, die Höhe bei 14 cm. (Fig. 78).

Sind schon diese Gefässe und ihre Lage von grossem Interesse, so noch mehr die dabei gefundenen dick mit Patina überzogenen Bronzegegenstände. Auf der Brust des Skeletes nämlich lag eine 10 cm. lange, in Form eines türkischen Säbels gekrümmte Bronzenadel, rund und das obere Ende in eine Spirale gewunden, eine Art Oehr formend; dann eine zweite Nadel, etwas kürzer, in der Mitte abgeplattet und in Folge dessen rhomboïdförmig zwei stumpfe Ecken bildend und von diesen gleichmässig gegen beide Enden hin spitz zulaufend. Ferner eine stabförmige Bronzespirale aus gehämmerter Bronze, 5 mm. im Durchmesser fassend und das Gewinde im engsten Anschlusse sich verlaufend. Zu beiden Seiten des Kopfes, an der Stelle der Ohren, befanden sich Ohr- oder Lockenringe von derselben Form, wie schon oben erwähnt, nur etwas grösser und viel schöner als die zuerst gefundenen, und in ihrer Totalität unversehrt erhalten[1]). Der millimeterdicke Bronzedraht ist doppelt zusammengelegt und an seinem Ende zu einer Spitze zusammengelöthet. Von dieser beginnend ist der nun parallel laufende Draht in Kreisform gewunden, und läuft dann, einen zweiten Kreis beginnend, bis zur Mitte des ersten Kreises, genau gegenüber der beginnenden Spitze. Von da ist der Doppeldraht zurückgebogen und läuft, abermals einen Halbkreis bildend, zurückkehrend bis nahezu zur beginnenden Spitze, wo er das Ende der Spirale bildet. Es besteht hiemit der eine Halbkreis der Spirale aus einfachem Doppeldrahte, während in dem gegenüberliegenden Kreise der Draht sechsmal hin- und zurückläuft. In dem, den Schädel ausfüllenden Erdreiche fand ich nachträglich noch eingebettet ein kurzes Stück stabförmige Bronzespirale, wie solche auf der Brust lag, und einen vierkantig geformten Feuerstein, bis 4 cm. lang, am dickeren Ende 1 cm. im Quadrat, gegen das andere sich in etwas verjüngend und beiderseits abgeplattet. — Ein anderer Feuerstein, von gerundeter Form, etwas kleiner als ein Vierkreuzerstück, war von den Ziegelschlägern in der Nähe eines Skeletes allein liegend gefunden worden.

Am südlichen Ende des Grabfeldes, soweit die Untersuchung möglich war, stiess man auf einen mächtigen, bei 2 m. langen, 1 m. breiten, 0·3 m. dicken Stein. Obwohl ich den Besitzer des Ackers ersucht hatte, er möge mich ver-

[1]) Diese Ringe befinden sich abgebildet in diesen „Mittheilungen“ IX. Band, Nr. 4–6, „Baugen und Ringe“ von Dr. Much, sub Fig. 8.

ständigen, wenn er den Stein entferne, so that er es doch nicht, und er fand wirklich unter demselben eine bei 15 cm. lange Bronzenadel, rund, mit künstlich gewundenem Drahtgewinde am oberen Ende und zwei Bronze-Lockenringe. Er verheimlichte mir den Fund, da er vermeinte, Gold gefunden zu haben; er befreite die Gegenstände, so gut als thunlich, von aller Patina, und erst dann, als Herr Graf Heinrich Wurmbrand, dem er sie zum Kaufe anbot, ihm zu verstehen gab, dass mir, als Erforscher des Grabfeldes, der erste Anspruch gebühre, gab er sie mir, leider in einem ganz derouten Zustande. Der Mann behauptete zwar, unter dem Steine keine Gebeine gefunden zu haben; doch halte ich es für sehr unwahrscheinlich, dass man diese Bronzegegenstände allein mit dem mächtigen Steine zugedeckt habe.

Herr Dr. Much, der nachträglich an Ort und Stelle Grabungen vornahm, fand noch Fragmente von zwei Schädeln, von denen einer auf einem Steine lag, dann eine kleine Urne und einen einfachen Bronzering. Die Lage der Skelete war nicht tiefer als 0·5—0·55 m. unter der Oberfläche, in schwarzem, von Lehm begrenztem Erdreiche.

Später fand ein Weib am Grabfelde beim Düngerstreuen einen Bronzering. Sie reinigte ihn von der Patina und trug ihn nun selbst als Fingerring. Doch siehe da, in einer Nacht hatte sie von diesem Ringe einen Traum, den sie dahin deutete, dass der einstige Träger des Ringes ihr übel nehme, dass sie nun das Kleinod so profanire; und es überfiel sie eine gewaltige Furcht, sie streifte den Ring vom Finger und — verkaufte ihn an einen Juden und — der Jude verkaufte ihn wieder mir. Dieser Ring aber ist nicht weniger merkwürdig als seine Geschichte. Er besitzt die Form der Ringe, die wir mit dem Namen „Schlangenring“ bezeichnen, und er ist es in der That; denn, während das Ende sich verjüngend zuläuft, findet sich am Beginne, an der gerundeten Aussenseite, die Gravirung eines Schlangenkopfes, ein Umstand, der für die Archäologie gewiss nicht ohne Interesse ist.

Die kleineren Gefässe hatten, wie schon erwähnt, Schalenform, und waren drei von gleicher Grösse und Form mit kleiner, runder Basis, in der unteren Hälfte stark ausgebaucht, und zwar die Ausbauchung im Durchmesser gleich der Höhe des Gefässes, nämlich 6 cm., sämmtlich mit Graphitüberzug und mit einem Henkel versehen, und an der Ausbauchung befanden sich drei, gleich weit von einander abstehende kleine Dornen. Eine kleinere, zierliche Schale hatte statt dieser Buckeln oder Dornen zwei parallellaufende Streifen ober der Ausbauchung rings herum laufend. Ein anderes, etwas grösseres Gefäss als sub Fig. 78 hatte mehr gerundete Form und war ebenfalls mit einem Henkel versehen. — Das grösste Gefäss war leider ganz zertrümmert; es wurde mit den zuerst gefundenen Gegenständen herausgeworfen. Doch auch da gelang es mir, mit Ausnahme des fehlenden Bodens das ganze Gefäss zusammenzufügen. Nach und nach entstand aus den 1 cm. dicken, mit zahlreichen Sandkörnern vermengten Stücken ein mächtiges, bei 30 cm. hohes und 35 cm. im Durchmesser fassendes Gefäss (Fig. 80). Die nach oben zu einem Halse sich verengende Ausbauchung war auf der Aussenfläche rauh und vom Halse selbst durch einen dreikantigen Falz abgegrenzt; der Hals selbst erwies sich als glatt und schwarzgraphitglänzend.

Sämmtliche Gegenstände, auch die Schädel, befinden sich zur Zeit in der Privatsammlung des Herrn Dr. Much in Wien.

20.

Ein Fund antiker Bronzeschwerter.

Von *J. Spöttl.*

Endlich ist es uns gegönnt, einen erfreulichen Bericht in die Fundchronik der Zips einzutragen; nämlich über die am 11. October 1883 erfolgte Ausgrabung einer Anzahl prächtig erhaltener Bronzeschwerter, welche einmal nicht, wie das leider so häufig geschieht, in alle Winde zerstreut wurden, sondern in dem neuen, tüchtig und regsam emporstrebenden Felkaer Tatra Museum für alle Zeiten gut geborgen wurden, so dass sie dem Forscher zum Studium dienen können und auch den Laien ein Bild aus alter Zeit geben.

Vor drei Jahren wurde ein ähnlicher, noch weit grösserer Bronzefund von etwa 80—90 Pfund im Gewichte, gemacht, wanderte aber leider in den Schmelztiegel. Etwa im Herbste 1880 fand ein Bauer auf dem Matzdorfer Gebiete, also höchstens eine Viertelstunde von der neuen Fundstelle, auf dem Südabhange eines Hügels beim Erdäpfelausgraben nahe unter der Erdoberfläche Topfscherben und im Umkreise eines Meters eine Anzahl Bronzereife oder Goldringe, Nadeln und Theile eines Schmuckgürtels, sowie auch grosse Ringe. Manche sollen bis nahe an ein Kilo schwer gewesen sein. Der Fund verscholl. Erst im heurigen Frühjahre beschlossen die Herren L. und C. Krompecher auf diesem Felde Nachforschungen anzustellen. Sie waren auch so glücklich, noch zwei sehr hübsch ornamentirte Bronzeringe, 500—800 gm. schwer, zu finden. Selbe sind sehr hübsch, fast blau patinirt und abwechselnd mit 5—7 senkrechten Linien geziert, an denen sich in gleicher Breite schiefe, einander gegenüberstehende Linien anreihen. Die Reifen haben 6—8 cm. Durchmesser und mehr als 1 cm. Dicke. Auch wurden noch etliche einfache Bronzenadeln gefunden. Diese sind 10 cm. lang und haben am oberen Ende ein etwa 1½ cm. im Durchmesser haltendes Scheibchen, das wieder ein Oehr als Aufsatz hat. Ich halte diese Nadeln für Schmuckanhängsel an einen Gürtel oder ein Pferdegeschirr, ebenso wie auch die noch gefundenen 18 schlüsselförmigen, etwa 3 cm. langen Bronzen, die gewiss einem Gürtel angehörten, wie man aus den umgebogenen Endhäckchen leicht ersieht. Ich halte dafür, dass dieser Fund mit dem Schwertfunde aus einer und derselben Zeit stammt und fast wäre ich veranlasst zu glauben, dass beide Funde seinerzeit als Weihgeschenk in einem heiligen Haine verscharrt wurden; beide lagen ja genau nach Süden, beide nur etliche Zoll unter der Erde, nicht fern von einander, überall schwarze, rohe Scherben als Beigaben. Die Gegenstände sind nicht im Mindesten abgenützt.

Ich will nun den Schwertfund einfach und so weit mir möglich, genau beschreiben. Wie schon oben bemerkt, wurde er am 11. October d. J. auf Felkaer Terrain in der Ried Hike, also keine 5 Minuten ober der Stadt, auf einem den Herren L. und C. Krompecher, Kaufleuten und Gutsbesitzern, gehörigen Felde gemacht. Beim Pflügen warf die Pflugschar am 10. ein Schwert aus. Der Arbeiter war ehrlich und intelligent genug, es allsogleich den Eigenthümern zu übergeben; diese, in ihrer Eigenschaft als Ausschüsse des Felkaer Museums, liessen im Vereine mit dem Director dieses Museums, dem bekannten Botaniker A. W. Scherfel, sogleich

umfassende und vorsichtig ausgeführte Grabungen anstellen. Am 10. fand man nichts als kleine Scherbenfragmente und erst am 11. fand man 25 cm. unter der Oberfläche und etwa 6 m. von der ersten Fundstelle, sieben der herrlichsten Schwerter. Sechs Stücke hatten Griffe, das siebente dürfte in anderer Form gefasst gewesen sein und weist nur die Klinge.

Fig. 81.

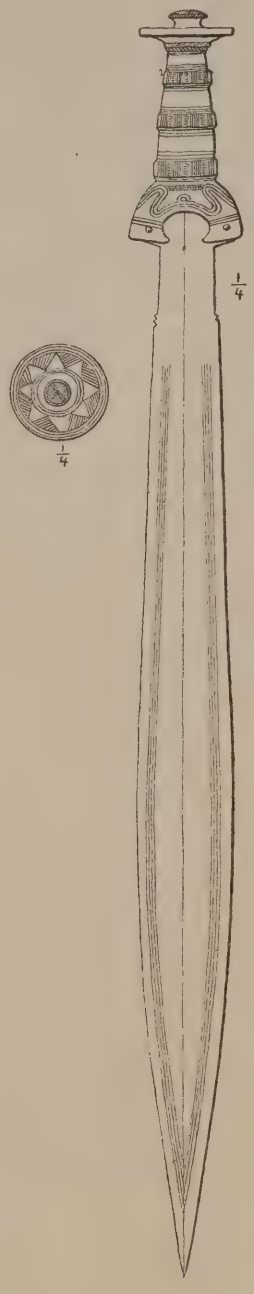


Fig. 82.

Ich glaube, nur einmal in früherer Zeit wurde in Ungarn eine solche Anzahl von Schwertern gehoben, etwa 12—13 Stück, doch sind dies — wie ich Gelegenheit hatte, im Ungarischen National-Museum zu sehen — bei Weitem keine so schönen.

Die Schwerter stacken nicht in Scheiden, sondern lagen auf einer Holzunterlage. Das Holz ist nach Scherfel's Bestimmung Eibenholz. Er hält diese Holzreste für Brettchen zum Schutze der Schwerter, ich hingegen halte sie für die Reste der dicken Scheiden.

Wie schon oben bemerkt, sind die Schwerter aus gleicher, sehr guter Bronze gefertigt und sehr schön blaugrün patinirt, die Patina ist sehr dick und spiegelblank, die Schneiden haarscharf, die Spitzen tadellos. Auch ihre Form ist eine auffallend gleiche, edle, einem in der Mitte stark ausgebauchten Schilfblatte vergleichbar und gegen das zweite Drittel hin am breitesten. Die Klingen variiren in der Länge zwischen 56 und 59 cm. Die grösste Breite der Klingen beträgt $4^1/_2$—5 cm., die Dicke in der Mitte $^1/_2$ cm. Am oberen Ende verjüngen sich die Klingen plötzlich auf etwa $2^1/_2$—3 cm. und zwar vom oberen Ende der Klinge aus in einer Länge von 5—6 cm. Diese obere Schmalfläche ist bei den kürzeren ganz glatt, doch an der Schneidenseite bei allen mit 20—25 Zähnen geziert, die am Ende auf einer Seite in einen grossen Zahn enden, auf der zweiten Seite deren zwei zählen. Diese Zahnung scheint mir sehr beachtenswerth; ich halte sie nicht für eine blosse Zier, sondern als Einkerbung zum Befestigen eines Bandes oder einer Scheide bestimmt. Die längeren Schwerter (Fig. 81) sind an den von den Zähnchen begrenzten Flächen in folgender Weise verziert: Die ganze Breite ist in 10—12 Felder der Länge nach getheilt, von denen auf jeder Seite drei mit entgegengesetzten, schiefliegenden Kurzstrichen geziert sind, dann folgen gegen innen zwei Felder mit entgegenstehenden Halbbogen, die senkrecht stehen und zwar so, dass der erste immer fast in der Mitte des zweiten beginnt. Die Mitte der Klinge ist von zwei Feldern eingenommen, die wieder mit kleinen, einander entgegenstehenden Schieflinien ausgefüllt sind. Den Abschluss gegen unten bilden drei Halbbogen-Linien. Alle diese Ornamente sind mit der Punze gemacht und sehr präcise ausgeführt.

Diese längeren und zugleich breiteren Schwerter haben auf jeder Seite von der Spitze gegen aufwärts 3—4 dicht neben einander haarscharf gezogene Linien, die etwa 22 cm. gegen aufwärts reichen. Diese Linien dürften mit einem sehr scharfen Instrumente und mit einer Zugvorrichtung gemacht worden sein. Die kürzeren Schwerter (Fig. 82) haben ebenfalls dieselbe Verzierung auf den Klingen, nur reicht diese von der Spitze gemessen 47 cm. gegen aufwärts.

Der Griff ist sammt dem Knopfe 11—$11^1/_2$ cm. lang. Die obere runde Platte hat einen Durchmesser von 4—6 cm. Dieselbe, sowie der Knopf haben eine Dicke von 1 cm. Der Knopf ist mit einem gestrichelten Dreieckornamente verziert, ebenso die Platte, bei der um zwei Kreislinien 16 Dreiecke situirt sind und zwar so, dass immer eines schief und dicht gestrichelt ist, das andere glatt. Der eigentliche Schwertgriff misst 6—7 cm. und ist in 6 Bänder getheilt, von denen die 3 schmäleren $^3/_4$ cm. breit und etwas erhoben sind. Sie haben der Länge nach ein Ornament von 5—6 senkrechten Strichen, auf dieses folgt der Breite nach eine Verzierung von 6—9 Halbbogenlinien in selber Breite, wie die Längenstriche. Als Uebergang von den Schmalbändern sind Linien eingravirt, und zwar gegen oben 2, gegen unten 3. Striche und Bogen sind mit der Punze gemacht. Das eigentliche Blatt, in dem die Klinge befestigt ist, bildet einen nach abwärts gerichteten Bogen. An seinem unteren, schief abgestutzten Ende befindet sich auf jeder Seite ein Nietloch zum Befestigen der Klinge.

Dieses Blatt ist bei allen Klingen 4 cm. hoch, am unteren Ende 5—6 cm. breit. Der Innenkreis ist bei den längeren rein halbbogig, bei den kürzeren ähnelt er einem gedrückten maurischen Bogen.

Bei den längeren Schwertern ist die Blattfläche sowohl nach aussen wie nach innen mit 2—3 Halbbogenlinien begrenzt und unten gegen die Nieten zu mit 3—4 Strichen abgeschlossen. Den Raum zwischen diesen Halbbogenlinien füllt wieder das oben beschriebene Dreieckornament aus.

Bei den kürzeren Schwertern sehen wir am Blatte ein aus 3—4 Linien bestehendes geschlungenes Ornament, dessen Seitentheile in Bogen enden. Wir finden dieses Ornament häufig an altetruskischen und an Hallstätter Funden. In der Mitte dieses Ornamentes gegen unten stehen 2 Halbkreise. Dem Griff zu hingegen verbindet ein Fiederornament die nach aufwärts gerichteten Schlingen in geschmackvoller Weise.

Diese Waffen machten auf mich vermöge ihrer musterhaften Ausführung eher den Eindruck einer guten Goldschmiedearbeit, als den grober Industrie für Kriegszeug. Man wird es mir wohl gestatten, den Ausdruck „Industrie“ zu gebrauchen, dort, wo mit Raffinement Stichel, Punze und Zug angewendet wurden.

Wahrlich, es muss ein Mann mit hoch entwickeltem Geschmacke gewesen sein, der diese Bronzen fertigte und das Land, in dem sie gefertigt wurden, war gewiss kein Barbarenland! Ich halte dafür, dass diese Schwerter mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung und im Lande selbst gefertigt wurden. Ist es doch zur Evidenz bewiesen, dass die Mehrzahl der ungarischen Bronzen just dieselben Beimetalle enthalten, die dem ungarischen Kupfer anhaften.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, den Herren L. und C. Krompecher, sowie dem Herrn Director des Felkaer Tatra Museums, Aurel W. Scherfel, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die Ueberlassung der Mittheilungen und der genauen Zeichnungen der Schwerter. Möge es diesen eminent patriotischen Herren bald wieder gelingen, einen so wahrhaft schönen Fund zu heben und der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Literaturberichte.

Ferdinand von Hochstetter. Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter Periode. Denkschriften d. mathem. naturw. Cl. d. kais. Akad. d. Wiss. B. XLVII. Wien, 1883.

Die grossartigen Funde auf dem prähistorischen Gräberfelde am Salzberg bei Hallstatt bilden das bekannteste Zeugniss einer für Mitteleuropa hochwichtigen Culturperiode. Seit der epochemachenden Arbeit des verstorbenen Directors des k. k. Münzen- und Antiken-Cabinets Freiherrn von Sacken (Das Grabfeld von Hallstatt, Wien, 1868) hat man daher diese ganze Culturperiode als Hallstätter Periode bezeichnet. Lange Zeit blieben die Hallstätter Funde in den Alpen vereinzelt, so dass man zum Vergleich mit ihnen nur ausseralpine Funde zur Verfügung hatte. Darum war es auch nicht möglich, zu einem vollkommen richtigen Urtheil über dieselben zu gelangen.

Baron Sacken (l. c. p. 132—143) hat wohl in der eingehendsten Weise alle Momente hervorgehoben, welche die Hallstätter Funde nur als einen Zweig der einst in ganz Mitteleuropa verbreiteten Bronzecultur, und die Bronzetechnik als Gemeingut der ganzen mitteleuropäischen Völkergruppe, einschliesslich Italiens, erscheinen lassen. Ebenso hat er die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit nachgewiesen, dass an der Herstellung der in den Alpen und diesseits der Alpen gefundenen Bronzen sich die nördlichen Völker direct betheiligt haben. Nichtsdestoweniger betrachtete er aber, der früher herrschenden Ansicht gemäss, gerade die ausgezeichnetsten und vorzugsweise charakteristischen Erzeugnisse der Hallstatt-Cultur, die kunstvoll genieteten und getriebenen Bronzegefässe, die Helme, die Bogenfibeln u. s. w. als importirte Erzeugnisse etruskischen Ursprungs. Für die Hallstätter Funde gewann diese Ansicht eine Unterstützung in dem Umstande, dass man in dem Hallstätter Salze einen werthvollen Handelsartikel für die Erwerbung dieser vermeintlich etruskischen Erzeugnisse hatte. Es wurde aber diese Ansicht ohne ähnliche Anhaltspunkte auf alle in Mitteleuropa gemachten Funde aus der Hallstätter Periode ausgedehnt und sie zählt heute noch eine grosse Anzahl von Archäologen (allen voran den Altmeister Lindenschmit) zu ihren Vertretern.

Die letzten fünf Jahre haben nun mit einem Male eine grosse Anzahl neuer und zum Theil sehr umfangreicher, der Hallstätter Periode angehöriger Funde aus den österreichischen Alpen und aus Italien und auch einige von der Balkanhalbinsel geliefert, welche uns wesentlich neue Gesichtspunkte darbieten. Hofrath von Hochstetter, dessen verdienstvollem und förderndem Einflusse als Obmann der prähistorischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften und als Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wir die Mehrzahl der betreffenden Ausgrabungen verdanken und der einen grossen Theil derselben persönlich geleitet hat, entwickelt nun in der vorliegenden Abhandlung diese neuen Gesichtspunkte in überzeugender Weise und rectificirt die über die

Hallstätter Funde bisher herrschend gewesenen Ansichten.

Die grosse Wichtigkeit der in dieser Abhandlung besprochenen Funde und der in derselben dargelegten neuen Anschauungen hat den Referenten bestimmt, den Lesern dieser „Mittheilungen“ eine eingehendere Besprechung derselben vorzulegen, die um so eher willkommen sein dürfte, als Herr Hofrath von Hochstetter uns die wichtigsten seiner Illustrationen, welche das Verständniss wesentlich erleichtern, freundlichst zum Abdrucke überlassen hat (siehe Tafel XX bis XXIV).

Der Autor schliesst mit dieser epochemachenden Abhandlung an seine vor vier Jahren erschienene grössere Mittheilung über die urgeschichtlichen Funde in Krain[1]) an und beschreibt zunächst die wichtigsten der seit dem Jahre 1880 auf dem Grabfelde von Watsch gemachten Funde. Die Ausgrabungen wurden dort von der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, dem Laibacher Landesmuseum und dem Fürsten Ernst zu Windischgrätz betrieben und auch einzelne Arbeiter förderten in der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Grabungen auf eigene Rechnung namhafte Funde zu Tage. Umfangreiche systematische Nachgrabungen in Watsch wurden auch im Sommer 1883 im Auftrage der anthropologischen Gesellschaft in Wien von dem Referenten durchgeführt. So kommt es, dass drei Sammlungen sich in die Hauptmasse der Funde theilen: das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien, das Krainerische Landesmuseum in Laibach und die Privatsammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz.

Bekanntlich sind die Gräber von Watsch so wie jene von Hallstatt Flachgräber und enthalten theils Skelete, theils Leichenbrand. Im Allgemeinen sind die Skeletgräber reicher an Beigaben, als die Brandgräber.

Die Gräber von St. Margarethen sind Tumuli von mässiger Grösse mit Leichenbrand in Urnen.

Von Hochstetter sagt: „Durch diese neueren und neuesten Funde haben die Nekropolen von Watsch und St. Margarethen eine solche Bedeutung gewonnen, dass man sie mit vollem Recht an die Seite des berühmten Gräberfeldes von Hallstatt setzen darf.

„. . . . Zugleich werfen diese Nekropolen im Zusammenhange mit den übrigen Fundorten derselben Periode in Krain (die Hügelgräber von Landstrass in Unterkrain, die Urnengräber von Zirknitz, die Hügelgräber von St. Veit bei Vier und Sittich, die Hügelgräber am Magdalenenberge bei St. Marein, die Urnengräber von Lepenze bei Feistritz in der Wochein, die Gräber bei Sta. Lucia bei Görz u. s. w.), Steiermark (Mariarast, Purgstall bei Wies und Klein-Glein), Kärnten und Tirol ein ganz neues Licht auf jene Periode, welche durch den Bimetallismus von Bronze und Eisen charakterisirt ist und von den Archäologen als die jüngste Bronze- oder älteste Eisenzeit bezeichnet wird.“ (Hallstätter-Periode.)

„Nach der Entdeckung des Gräberfeldes am Salzberge von Hallstatt war man geneigt, den Reichthum an den mannigfaltigsten Producten einer hoch entwickelten Bronze-Industrie, welche dieses Gräberfeld auszeichnet, das damals in den österreichischen Alpen ganz vereinzelt dastand, aus einem einträglichen Salzhandel zu erklären und alle feiner gearbeiteten Bronze-Gegenstände als eingeführte Handelswaare aus dem Süden, aus Oberitalien und namentlich aus Etrurien zu betrachten, während nur die roher gearbeiteten und gewöhnlichen Bronzen und die Gegenstände aus Eisen ein Erzeugniss der einheimischen Bevölkerung, der keltischen Volksstämme der alten Taurisker und Noriker sein sollten. Durch die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in den österreichischen Alpenländern wird man jedoch mehr und mehr zu der Ansicht gedrängt, dass die gesammte Bronze-Industrie ebenso wie die Eisen-Industrie eine einheimische war, und in den Alpenländern ebensogut wie in Italien und Griechenland ihre eigene Entwicklung hatte und dass überhaupt die Metalltechnik der Hallstätter-Periode ein gemeinsames Eigenthum aller damaligen Völker Mitteleuropas gewesen.“

Zur Begründung dieser Anschauung folgt nun eine vergleichende Besprechung der einschlägigen Hauptfundobjecte in unseren Alpenländern und in Italien.

Das wichtigste Object in dieser Beziehung ist eine im Frühjahre 1882 in Watsch gefundene einhenkelige Situla aus Bronze (Taf. XX, Fig. 1 u. 2) mit figuralen Darstellungen in getriebener Arbeit, welche im Besitz des Laibacher Museums ist[1]). Ihr

[1]) Deschmann und von Hochstetter, Prähistorische Ansiedlungen und Begräbnissstätten in Krain. Erster Bericht d. prähistor. Comm. d. kais. Ak. d. Wiss. — Denkschr. d. math. naturw. Cl., XLII. B., Wien, 1879.

[1]) Siehe C. Deschmann, ein Kunstwerk altetruskischer Metalltechnik. Mitth. der k. k. Centralcommission für Kunst- und histor. Bau-Denkmale. 1883, Heft 1—3; und Dr. Tischler, Die Situla von Watsch. Corresp.-Blatt der deutschen anthropolog. Ges. Dec. 1882.

Mantel ist aus zwei Bronzeblechstücken von 0·2 mm. Dicke zusammengenietet, bildet einen geraden Kegelstutz von 245 mm. Höhe, 200 mm. oberem und 130 mm. unterem Durchmesser und ist durch schmale, horizontale Wülste in drei Zonen getheilt, welche vollständig mit Figuren bedeckt sind. Das Bewunderungswürdige an dem Stücke liegt nach v. Hochstetter „in der weit vorgeschrittenen Metalltechnik, in der Erzeugung des dünnen, biegsamen und geschmeidigen Bronzebleches und in der mühevollen Ausführung der Figuren durch Herausschlagen derselben von der inneren Seite mit eigens dazu hergestellten Stempeln und in der Punzirung oder Ciselirung von der äusseren Seite mittelst des Meissels oder der Graffitnadel, also in der vollendeten Metallarbeit, welche die Kunsthistoriker als Toreutik oder toreutische Kunst bezeichnen (Oeuvre repoussé der Franzosen)". „In den vollkommen naturalistischen Darstellungen selbst" sieht von Hochstetter „nur volksthümliche Scenen und Bilder aus der Naturgeschichte, denen man keine tiefere hieratische oder gar mythische und symbolische Bedeutung unterlegen darf". In der oberen Zone ist ein festlicher Aufzug dargestellt: Voraus zwei von je einem Mann geleitete, gezäumte Pferde, dann weiter nach rechts zwei Reiter auf ungesattelten Pferden, hierauf zwei zweirädrige, einspännige Wägen, auf denen vorne je ein Wagenlenker sitzt, während hinter demselben auf dem ersten Wagen ein Mann steht und auf dem zweiten eine hochbusige Frau sitzt. Den Schluss des Zuges bildet wieder ein Reiter. Das Ganze dürfte einen Hochzeitszug darstellen [1]). Die zweite Zone enthält die primitive Darstellung eines Festgelages, von welchem für uns die Gruppe der Faustkämpfer am wichtigsten ist. Zwei nackte Männer, mit Lendengürteln und Armringen geschmückt und mit den Cesti bewaffnet, stehen einander im Faustkampf gegenüber. Zwischen ihnen steht auf einem dreifüssigen Stativ ein Helm mit nach hinten lang auslaufender Helmquaste; hinter einem jeden von ihnen stehen zwei Zuschauer. Die dritte Zone enthält 10 Thierfiguren: Ein reissendes Thier, charakterisirt durch einen aus dem Rachen herausragenden Schenkel, sieben theils gehörnte, theils ungehörnte Pflanzenfresser und zwei kleine Vögel.

Es ist vor Allem wichtig, dass die dieser Situla am nächsten stehenden Funde gleichfalls in den österreichischen Alpenländern gemacht wurden.

[1]) Tischler, welcher die auf dem zweiten Wagen aufrecht sitzende Frauengestalt für einen Leichnam hält, betrachtet diese Zone als einen Leichenzug.

Hieher gehören in erster Linie die Fragmente einer Bronze-Situla, welche 1845 auf dem Urnengräberfelde von Matrei am nördl. Abhange des Brenners in Tirol gefunden wurden (Taf. XX, Fig. 3, 4 und 5). Diese Situla war etwas grösser als jene von Watsch, aber ebenfalls in drei Zonen mit figuralen Darstellungen verziert. „Die völlige Gleichheit in der technischen Ausführung, im Stil, in der Zeichnung bis in die kleinsten Details und in den Compositionsmotiven ist so frappant, dass man annehmen möchte, es seien beide Objecte aus einer und derselben Hand hervorgegangen. Die nackten, bart- und haarlosen Zweikämpfer (Pugiles) der mittleren Zone mit ihren Cesti, die um einen auf einem Dreifuss stehenden Helm mit nach hinten lang auslaufender Helmquaste kämpfen" und auch einige der übrigen Figuren und Ornamente „auf den Fragmenten von Matrei und auf der Situla von Watsch sind nach einer und derselben Schablone gearbeitet, wenn auch in der Ausführung der Massstab nicht ganz der gleiche ist. Nur der Helm zwischen den beiden Faustkämpfern ist auf den beiden Darstellungen etwas verschieden, indem der Helm auf dem Fragmente von Matrei einen halbmondähnlichen Aufsatz mit einer lanzenähnlichen Spitze in der Mitte zeigt, der auf der Watscher Darstellung, ebenso wie die Lanze neben dem Helme, fehlt. Die grosse Kammquaste ist auf beiden Objecten dieselbe." Nebenbei sei bemerkt, dass auch der übrige Inhalt der Gräber von Matrei mit Watsch übereinstimmt.

Ein zweites, nahe verwandtes Stück ist die 1868 am Fusse des Tschegglberges bei Bozen in Südtirol, allerdings auch nur in Bruchstücken gefundene Ciste von Moritzing [1]). Die figuralen Darstellungen auf diesen Fragmenten sind zwar einförmiger als die eben beschriebenen, zeigen aber denselben Stil und Charakter.

Von Hallstätter Funden gehört die von Baron Sacken auf Taf. XX und XXI seines Werkes über Hallstatt abgebildete Situla aus Bronze, deren Deckel vier getriebene Thiergestalten zeigt, hieher.

Ein neuer Fund, der sich hier anschliesst, ist ein Bronzeblech-Fragment aus einem Hügelgrab am

[1]) P. Flav. Orgler, Archäologische Notizen aus Südtirol. Progr. d. k. k. Gymnas. zu Bogen 71, mit 1 Taf.

Conze, Frammenti di Vaso di Bronzo, trovati nel Tirolo meridionale. Anm. Inst. di corrisp. Archeol. B. 46, Roma 1874. Die dazu gehörige Tafel in Mon. dell' Inst. Vol. X, Tav. VI.

St. Magdalenenberge bei St. Marein, SO. von Laibach (siehe Taf. XX, Fig. 6). Die auf demselben in getriebener Arbeit abgebildeten Krieger sind mit Schild und Lanze bewehrt und tragen schüsselförmige, mit runden Scheiben verzierte Helme auf dem Kopfe, deren später noch Erwähnung gethan werden wird.

Von den hieher gehörigen italienischen Funden ist der wichtigste die berühmte Situla von der Certosa bei Bologna (siehe Taf. XXI), welche Zannoni[1]) für ein altitalisches, d. h. umbrisches Erzeugniss hält. Sie wurde im Grabe 68 am w. Rande der 1. Gruppe der Certosagräber gefunden, war mit einem Steine bedeckt und enthielt Leichenbrand; zwischen den Knochenresten lagen zwei schlecht erhaltene Fibeln, scheinbar vom Certosatypus, über denselben eine Schale und ein Henkelkrug mit Mäanderverzierung. Diese Situla hat die auffallendste Familienähnlichkeit mit derjenigen von Watsch, nur dass sie etwas grösser ist (Höhe 320 mm., oberer Durchmesser 23 mm., unterer Durchmesser 13 mm.) und 4 Figurenzonen trägt. Die in diesen Zonen dargestellten Scenen sind allerdings andere, als jene auf der Watscher Situla, aber beide Gefässe stimmen darin überein, dass die untere Zone nur Thierfiguren zeigt. Auch in den Details finden sich zahlreiche Aehnlichkeiten, und unverkennbar ist derselbe conventionelle archaische Stil auf beiden Situlen.

Besonders wichtig ist der in der obersten Zone der Situla der Certosa dargestellte militärische Aufzug. An der Spitze des Zuges befinden sich zwei Reiter. Jeder hat einen Helm auf dem Haupte und trägt einen mit Streifen und Zickzack-Verzierungen reich geschmückten Leibrock, sowie über die linke Schulter, an eine Epaulette angelegt, einen zurückgekrümmten Schaft, an welchem ein Palstab befestigt ist. — Nun folgen fünf Fusssoldaten. Jeder trägt am linken Arme und beinahe horizontal einen elliptischen Schild. Die Rechte hält eine Lanze von ausserordentlicher Länge, zu Boden geneigt. Die Helme, welche sie am Kopfe tragen, sind halbkugelig, am grössten Durchmesser mit vier Blechen in der Form von Kugelabschnitten geziert und von einer Spitze überragt. — Dahinter kommen vier andere Fusssoldaten; ihr Schild ist ebenfalls elliptisch; der Helm ist gross, mit einer Krämpe versehen und mit einem hohen und rückwärts herabwallenden Helmbusche geschmückt. Die Lanze ist ebenfalls nach abwärts geneigt. — Die vier folgenden Fusssoldaten haben ganz gleiche Helme und Lanzen, nur tragen sie am linken Arme einen runden, am Umfange mit einem Zickzackbande gezierten Schild. — Den Schluss des Zuges bilden vier Fusssoldaten, deren Leibrock sehr reich mit Streifen und Zickzacklinien geziert ist. Jeder trägt über der linken Schulter einen Schaft, an welchem ein Palstab befestigt ist. Ihre Kopfbedeckung ist der Form nach nicht deutlich zu erkennen, scheint aber eine kegelförmige, an die kegelförmigen Hüte der Chinesen erinnernde Gestalt zu haben.

„Wir haben also in diesen Darstellungen der Krieger vier verschiedene Formen von Helmen oder Kopfbedeckungen, und es ist gewiss im höchsten Grade merkwürdig, dass alle diese Formen aus den Gräbern von Watsch und St. Margarethen in Krain durch die Ausgrabungen der letzten Jahre wieder auferstanden sind“ und dass einzelne dieser Formen bereits in einer grösseren Anzahl von Exemplaren aus unseren Alpen bekannt sind.

Ausser dieser Situla von Bologna kommen hier noch die Situlae von Este bei Padua, die Situlae von Sesto Calende und Trezzo am Lago Magiore und endlich der Spiegel von Castelvetro in der Emilia, also durchaus Funde von cisapenninischen Localitäten in Betracht [1]).

Zannoni, der in seinem grossen Werke alle mit der Situla der Certosa verwandten Funde auf's eingehendste bespricht, theilt dieselben (l. c. p. 139) in zwei Gruppen: in solche, welche keinerlei orien-

[1]) Antonio Zannoni, Gli Scavi della Certosa di Bologna. Disp. Nr. 6. 1876, p. 101—102 und Tafel XXXV, Fig. 7.

[1]) Ein höchst merkwürdiger Fund, der zur Beurtheilung dieser Situla-Funde von grosser Wichtigkeit ist, wurde im Sommer 1883 in Watsch während der von der Anthropologischen Gesellschaft veranstalteten Ausgrabungen gemacht. Es ist dies ein Gürtelblech, auf welchem in derselben Art der Arbeit, wie wir sie an den Situlen von Watsch, Matrei und Bologna sehen, die Figuren von zwei kämpfenden Kriegern zu Pferd dargestellt sind, die von je einem Fusssoldaten als Schildträger begleitet werden, während eine fünfte, von der Scene abgewandte Figur in langem Mantel mit einem grossen, zweigespitzten „Jesuiten-Hut“ erscheint. Die Krieger sowohl wie die Figur im Mantel stimmen vollkommen mit den entsprechenden Figuren auf der Situla von Bologna überein. Das merkwürdige Stück befindet sich im Besitze des Fürsten E. zu Windischgrätz.

Zur Vervollständigung des Ueberblickes wären hier noch die breiten Gürtelbleche und Gefässfragmente von Klein-Glein in Steiermark anzuführen, welche mit ähnlichen, in derselben Methode ausgeführten Figuren verziert sind, wie die Situlen von Trezzo und Sesto Calendo.

talischen Einfluss zeigen, die er für älter erklärt (Matrei, Trezzo, Sesto Calende und Castelvetro) und in solche, die mehr oder weniger einen orientalischen Einfluss verrathen und jünger sein sollen (Situla der Certosa, Moritzing, Este). Aber wichtig ist, dass er die Situla der Certosa selbst durchaus nicht für ein etruskisches Erzeugniss, sondern für ein altes Erbstück aus voretruskischer (umbrischer) Zeit hält (l. c. p. 142).

„Es ist eine verhältnissmässig geringe Anzahl von Bronzegefässen, welche ähnliche Darstellungen, wie die Watscher Situla tragen [1]) und es ist gewiss bemerkenswerth, dass mit Ausnahme der Situla von Bologna, alle diese Funde Gebieten innerhalb der Alpen angehören, während einfache Situlen und gerippte Bronzecisten allerdings überhaupt weit verbreitet, sowohl in den südlichen, wie in den nördlicheren Gebieten der Hallstatt-Cultur und in einzelnen Exemplaren selbst in Norddeutschland vorkommen. Nachdem aber selbst solche einfache Situlen und Cisten aus genietetem Bronzeblech, obgleich sie aus den Gräbern von Bologna ziemlich häufig vorliegen, im eigentlichen Etrurien bisher (nach Tischler und Undset) noch nicht gefunden wurden, so ist an einen Import solcher Gefässe aus Etrurien, wie man früher annahm (Sacken, Hallstatt, S. 143), nicht zu denken."

Ebensowenig ist v. Hochstetter mit der Ansicht einverstanden, „dass diese Art von Bronzegefässen oder wenigstens die gerippten cylindrischen Bronzecisten aus Griechenland importirt seien". Er sagt: „Ich betrachte diese Bronzegefässe vielmehr als ureigenstes Product der in jenen alpinen und subalpinen Gegenden, wo die Funde gemacht wurden, einst ansässig gewesenen Völker. Dafür spricht auch die grosse Anzahl solcher Gefässe, die bereits in diesen Gegenden gefunden sind, eine Anzahl, welche die in Italien und Griechenland gefundenen weitaus übertrifft."

Was aber speciell die Situla von Bologna betrifft, so ist sie in dieser Gegend ein vereinzelnter Fund, und die Besprechung der Helmfunde von Watsch und St. Margarethen wird zeigen, dass solche Krieger, wie wir sie auf ihr abgebildet finden, mit denselben Helmen und Waffen in Krain begraben liegen.

Der erste Helm, welcher bei Watsch 1878 gefunden wurde und sich im Besitze des Laibacher Museums befindet, ist ein Helmhut mit einfacher Schneide nach der Länge des Kopfes [1]). Seine Abbildung geben wir auf Taf. XXII, Fig. 1. Diese Form ist schon aus früheren, in den österreichischen Alpen gemachten Funden bekannt, denn das Watscher Exemplar stimmt fast vollkommen mit den 1812 bei Negau in Untersteiermark gefundenen 20 Helmen, mit ihren nicht etruskischen Inschriften, mit einem vor etwa 50 Jahren bei Ternawa in Krain gefundenen Helmbruchstück und mit dem von Sacken (Taf. VIII, Fig. 6) beschriebenen Helme von Hallstatt überein [2]).

Der zweite Helmhut (Taf. XXII, Fig. 2) wurde in Watsch im Jahre 1880 von Hofrath v. Hochstetter gefunden. Er ist aus Bronzeblech getrieben, trägt einen doppelten Kamm und stimmt in seiner ganzen Form sehr nahe mit dem zweiten in Hallstatt gefundenen Helm [3]) überein. Er lag zu Füssen eines Skeletes, dessen Schädel erhalten ist. Daneben fanden sich zwei eiserne Lanzenspitzen, bei der linken Hand eine eiserne Axt, auf den Lenden ein Gürtelblech aus Bronze, zur Seite ein thönerner Spinnwirtel und ein kleiner geschnitzter Cylinder aus Hirschgeweih. Merkwürdig ist, dass bei dem Hallstätter Helm fast genau dieselben Gegenstände gefunden wurden. Beide Gräber sind also durch die Beigaben als Kriegergräber charakterisirt.

Der dritte Helmhut wurde in Watsch im Winter 1882—1883 von einem Arbeiter gefunden (siehe Taf. XXIII, Fig. 1). Er hat einen kuppelförmigen Obertheil und ist aus fünf getriebenen Bronzeblechstücken zusammengesetzt, von welchen eines die Krämpe und den unteren Theil des Gupfes, drei den Obertheil und eines (Fig. 1 d) die untere Ausfütterung der Krämpe bilden. Auf dem Scheitel waren links und rechts kleine Helmzierden angebracht, welche eine kleine Figur mit Menschengesicht und mit halbkreisförmig nach oben gebogenen Flügeln darstellen (Fig. 1, c). Der zweite und dritte Helm waren mit einer Helm-Raupe verziert. Hierauf deuten die zur Befestigung derselben geeigneten kleinen Ansätze an der Vorder- und Rückseite der beiden Helme.

[1]) Die neuen, von Prosdocimi beschriebenen Funde von Este, sowie die neue Situla von Bologna konnten dem Verfasser noch nicht bekannt sein.

[1]) Deschmann u. Hochstetter, l. c. p. 18 und Taf. XII.

[2]) Andere Fundorte für diese Helmform sind angeführt in der Notiz des Herrn Blell zu Tüngen; in diesen „Mittheilungen" B. XIII, p. 213.

[3]) Sacken, das Grabfeld von Hallstatt, p. 42 und Taf. VIII, Fig. 5. Von ähnlichen Helmen findet sich einer im Museum von St. Germain, ein zweiter (von Steingaden in Baiern) im Museum von Augsburg und ein dritter im Museo Gregoriano zu Rom.

Eine vierte und zwar die eigenthümlichste Form ist der schüsselförmige Helm von St. Margarethen (Taf. XXIII, Fig. 2). Derselbe ist aus einem feinen und festen, mit Leder überzogenen Holzgeflechte gebildet. Am Umfang trägt er sechs convexe Bronzescheiben, am Gipfel aber eine zweimal gewölbte Bronzescheibe, über welcher sich eine eiserne Spitze erhob. Der Zwischenraum zwischen den Bronzescheiben ist mit kleinen Bronzenägeln vollkommen ausgefüllt. Ausser einem im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien und einem im Laibacher Museum befindlichen Exemplare wurden noch mehrere schlechter erhaltene Stücke dieser Art in den Tumulis von St. Margarethen gefunden. Auch in Hallstatt wurden in 18 Gräbern derartige Scheiben, welche man früher für Schildbuckel hielt, gefunden.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Helme zu den ältesten Helmformen gehören, die wir kennen, verschieden von den etruskischen und griechischen Helmen der classischen Zeit.

Das Allerwichtigste ist es nun aber, dass wir allen diesen Helmformen, die innerhalb der Alpen in einer zum Theil grossen Anzahl von Exemplaren gefunden wurden, in den Darstellungen auf den oben besprochenen Gefässen wieder begegnen.

Die erste Helmform ist jene, welche die beiden Reiter auf der Situla von Bologna tragen. Die zweite Form mit Helmquaste finden wir bei der dritten Gruppe von Fusssoldaten auf der Situla von Bologna und als Kampfpreis zwischen den beiden Faustkämpfern auf der Situla von Watsch. Die dritte Form ist diejenige, welche unter allen bis jetzt bekannten Helmen der Darstellung des Helmes auf den Fragmenten von Matrei am nächsten kommt. Die vierte Form endlich ist diejenige, von Zannoni besonders hervorgehobene, welche die fünf, als zweite Gruppe auf der Situla von Bologna angebrachten Fusssoldaten tragen und welche wir auch in der unvollkommenen Darstellung auf dem Fragmente von St. Marein wieder erkennen.

Aber auch von jenen kegelförmigen Kopfbedeckungen, wie sie die vier letzten, mit Palstäben bewaffneten Fusssoldaten der Situla von Bologna tragen und von den Tellermützen, wie sie auf der Situla von Bologna, bei den Hirschträgern der 3. Zone, dann auf der Situla von Watsch, auf den Bronze-Fragmenten von Moritzing und Matrei in Tirol und endlich auf dem Spiegel von Castelvetro dargestellt sind, wurden in Watsch und St. Margarethen Exemplare, die leider nicht ganz zu erhalten waren, gefunden.

Auch die Häufchen von Bronzenägeln, die so oftmals in Hallstatt mit vermoderten organischen Resten durchmengt vorkamen, mögen ursprünglich solchen Helmen oder Mützen angehört haben.

Wir stehen also vor der ebenso zweifellosen, wie interessanten und wichtigen Thatsache, dass die neuesten Funde in Krain so vollkommen, wie nur denkbar, auf die Darstellungen der Situlen von Bologna und von Watsch passen, und dass jene Darstellungen daher der unmittelbaren Anschauung des einheimischen Volkslebens entsprungen sein müssen.

Hochstetter hat daher gewiss vollkommen Recht, wenn er sagt: „Nach diesen Auseinandersetzungen über die bei Watsch und St. Margarethen gefundenen Helme und Kopfbedeckungen dürfte wohl kaum Jemand noch zweifeln können, dass Krieger, wie sie auf der Situla der Certosa dargestellt sind, und Menschen, wie sie auf der Situla von Watsch gekleidet erscheinen, auf krainerischem Boden thatsächlich gelebt haben und in den prähistorischen Gräbern wirklich begraben liegen.“ Und an anderer Stelle: „So lange ähnliche Funde nicht auch an den italischen Localitäten und speciell bei Bologna gemacht werden, liesse sich mit viel mehr Recht schliessen, dass die Situla von Bologna ein altes, aus Krain nach Italien importirtes Stück sei, was ich freilich nicht geradezu behaupten will und was auch ziemlich gleichgiltig ist“, da ja die alten Umbrer und die Bewohner der Südalpen zur Hallstätter Zeit wenn nicht dasselbe Volk, so doch nächste Stammverwandte waren und jedenfalls einem und demselben Culturkreis angehörten, und setzen wir noch hinzu, da es ja eine österreichisch-italienische Grenze in den Alpen oder am Fusse der Alpen in jener alten Zeit nicht gegeben hat.

Nach den Helmen bespricht von Hochstetter noch die Gewandnadeln, an welchen die Gräber von Watsch und St. Margarethen ganz ausserordentlich reich sind. Die Fibeln der krainerischen Fundorte durchlaufen die ganze Formenreihe, wie sie aus den vorrömischen Gräberstätten in Oberitalien bekannt ist, und zeigen ausserdem noch manche locale Form. Besonders häufig in Watsch ist die halbkreisförmige Fibel, theils ganz aus Bronze oder Eisen, theils mit geknotetem Bügel aus Bronze und mit eiserner Nadel und eisernem Fusse. Letztere Form (Taf. XXIV, Fig. 4) ist fast sämmtlichen krainerischen Fundorten eigenthümlich und wurde von Deschmann

und Tischler „Watscher Fibel“ genannt. Diese Halbkreis-Fibeln, die bisher für eine specifisch altitalische Form galten, sind nun auch aus Hellas und aus der Troas und in grosser Zahl aus dem Gräberfelde bei Koban im Kaukasus bekannt. In Krain hat man ihrer schon weit über hundert gefunden. Sie haben demnach ein sehr grosses Verbreitungsgebiet, aber es ist nicht daran zu denken, dass sie aus irgend einem der Hauptfundgebiete nach den anderen importirt worden wären, schon darum nicht, weil sie in jedem derselben in gewissen typischen Variationen erscheinen.

Neben der halbkreisförmigen Fibel findet sich fast ebenso häufig die Kahnfibel und die Schlangenfibel in allen Varietäten, und die Certosafibel. Aber auch Bogenfibeln mit gläsernem Bügel, Thierfibeln, kleine Paukenfibeln, die ältesten Formen der Armbrustfibel und sogar Formen, welche der La Téne-Fibel nahe kommen, sind unter den krainerischen Funden vertreten. Verhältnissmässig selten ist in Krain die brillenförmige Spiralfibel, welche in Hallstatt so häufig war, dass man sie mit Recht „Hallstätter Fibel“ genannt hat.

Die krainerischen Fundorte geben aber bisher keine Anhaltspunkte zur Bekräftigung der Ansicht von Dr. Tischler, dass die Formenreihe der Fibeln zugleich eine chronologische Ordnung derselben von den älteren bis zu den jüngeren Formen repräsentirt. Im Gegentheil kommen sämmtliche Formen in den Gräbern von Watsch und St. Margarethen, in denen sich bis jetzt kein Altersunterschied nachweisen lässt, bunt neben einander vor. So enthielt z. B. der Tumulus, in welchem der oben erwähnte Schüsselhelm gefunden wurde, halbkreisförmige, kahnförmige, Schlangen-, Thier-, Pauken- und Armbrust-Fibeln neben einander.

Von Hochstetter bespricht nun die den Gräberstätten der Hallstätter Periode gemeinschaftlichen charakteristischen Merkmale und die Verbreitung derselben in den österreichischen Alpen.

Alle diese Funde ergeben, dass die Alpen während der Hallstätter Periode eine zahlreiche, durch Jahrhunderte an denselben Orten ansässig gewesene, Ackerbau, Viehzucht und mannigfaltige Gewerbe treibende Bevölkerung hatten, die überall dieselbe Cultur an sich trug und mit wenigen localen Abweichungen an denselben Sitten und Gebräuchen festhielt, soweit sich diese aus dem Inhalt der alten Begräbnissstätten erkennen lassen.

Wir müssen es uns an dieser Stelle wegen der Knappheit des uns zugemessenen Raumes versagen, die geistreichen und treffenden Vergleiche, welche von Hochstetter in einem eigenen Schlusskapitel zwischen den Funden aus unseren Alpen und jenen aus Italien und Griechenland einerseits und aus Nordeuropa andererseits anstellt, anzuführen. Es ist nicht möglich, dieses Detail mit wenigen Worten wiederzugeben. Wir müssen uns damit begnügen, die wichtigsten Resultate, wie sie v. Hochstetter am Schlusse dieses Capitels zusammenfasst, zu citiren:

„Der Begriff der Hallstatt-Cultur hat sich uns erweitert zu dem Begriffe einer arischen Cultur, welche ihren Ausdruck in einer bereits hoch entwickelten Metalltechnik in Bronze und Eisen, und in einem selbstständigen, mit wenigen dem orientalisch-asiatischen Culturkreis der semitischen Völker entnommenen Kunstelementen vermischten Kunststil findet. Diese Cultur war Gemeingut aller arischen Völker in Mitteleuropa. Sie erstreckte sich von den Alpenländern einerseits über ganz Oberitalien und in einzelnen Ausläufern selbst bis nach Mittelitalien, anderseits beherrschte sie das Donaugebiet, das südliche und südwestliche Böhmen, Theile von Mähren und Schlesien, Südwestdeutschland, (Württemberg, Baden und Baiern), die Schweiz und grosse Gebiete von Frankreich bis zu den Pyrenäen, im Osten aber reichte sie bis in die Balkanländer, nach Griechenland und bis in den Kaukasus und nach Kleinasien.“

„Diese Cultur hat nichts gemein mit der specifisch etruskischen Cultur“, d. h. mit jener Kunst, welche auf italischem Boden durch orientalische und besonders griechische Einflüsse um die Mitte des Jahrtausends v. Chr. eine so glänzende Meisterschaft erreichte, . . . „ebensowenig als mit der classischen griechischen oder römischen Cultur. Sie trägt diesen jüngeren und weiter vorgeschrittenen Culturen gegenüber einen archaischen, oder wie die Kunsthistoriker so gerne sagen, barbarischen Charakter an sich, begreift aber in sich die altgriechische und altitalische Cultur, und schliesst sich auf's engste an die gleichzeitige Cultur der nordischen Bronzezeit an, welche als ein coordinirtes Glied einer allgemein europäischen Culturbewegung erscheint, deren Anfänge bis weit in das zweite Jahrtausend v. Chr. zurückreichen.“

„Den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht die Hallstatt-Cultur in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr., am deutlichsten in den Ostalpen und in Oberitalien, und ihre längste Dauer hat sie

im österreichischen Alpengebiet, wo sie erst gegen das Ende des Jahrtausends v. Chr. vom Norden her durch die La Téne-Cultur der „Kelto-Germanen und Kelto-Gallier“ und von Süden her durch die Cultur der Römer zur Zeit des römischen Kaiserreiches allmälig verdrängt wird.“

„In dem weiten Gebiete der alt-mitteleuropäischen Cultur lassen sich allerdings viele einzelne coordinirte Gruppen in gewissen hervorragenden Eigenthümlichkeiten, welche den anderen fehlen, sowohl in der Metalltechnik, wie namentlich in der Keramik erkennen und unterscheiden; nichtsdestoweniger war die Cultur im Allgemeinen eine einheitliche, ebenso wie die moderne europäische Cultur.“ — „Die Kunst der Metalltechnik war ohne Zweifel eine über das ganze Gebiet gleichmässig verbreitete, wenn auch an einzelnen Orten einzelne Künstler sich besonders hervorgethan haben mögen und der oder jener Zweig dieser Technik eine besondere Vollendung erreicht haben mag. Nicht blos unsere Watscher und Hallstätter Fibeln sind daher autochthones, einheimisches Product, sondern auch unsere Helme, Cisten und Situlen und wir haben den Fabriksort unserer Bronze- und Eisensachen nirgends anderswo, als bei den alpinen Völkern zu suchen, in deren Gräbern wir sie finden, wenn auch noch so viele Formen vorkommen, die mit den Producten der gleichzeitigen altitalischen und altgriechischen Völker übereinstimmen.

„Wo der Ursprung dieser mitteleuropäischen oder arischen Cultur zu suchen ist, ob in Europa oder in Asien, diese Frage hängt zusammen mit der Frage der Herkunft der arischen Völker überhaupt. Ehe diese Frage durch die Historiker und Ethnologen in überzeugender Weise gelöst ist, wird es ein vergebliches Bemühen sein, das Centrum ermitteln zu wollen, von welchem die arische Kunstübung sich über Europa verbreitete und zu den verschiedenen Gliedern und Gruppen entwickelt hat, welche wir kennen gelernt haben.“

Wir glauben mit dem Vorstehenden die wichtigsten Züge dieser Abhandlung wiedergegeben zu haben. Mögen auch spätere Funde vielleicht die Veranlassung sein, dass einzelne Schlussfolgerungen Hochstetter's modificirt werden müssen, die Hauptresultate — 1. dass die Hallstatt Cultur in unseren Alpen, sowie in anderen Theilen Mitteleuropa's mit allen ihren Producten einheimisch ist, 2. dass sie eine Schwester und nicht eine Tochter der altitalischen und archaisch-griechischen Cultur ist und 3. dass sie nicht von der etruskischen Cultur abstammt, welche einer späteren Entwicklungsperiode angehört — scheinen uns durch die gegebenen Thatsachen fest begründet.

Es ist bemerkenswerth, dass diesen weittragenden, den bisherigen Anschauungen widersprechenden Resultaten bereits jetzt, unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung, von mehreren Gelehrten zugestimmt worden ist. Wir glauben von den hieher gehörigen Aeusserungen wenigstens die des bekannten italienischen Archäologen Paolo Orsi, die auf selbstständigen Studien fussen, anführen zu sollen. Derselbe bespricht in einer soeben erschienenen Abhandlung[1]) die Ansichten Hochstetter's in eingehender Weise und schliesst die Arbeit mit folgenden Worten:

Ich gebe nun in Kürze, was ich glaube, dass von der Situla in Watsch zu halten sei:

1. Dieselbe ist gleich allen anderen bereits angeführten, mit Figuren versehenen Bronzen aus einer ziemlich späten Zeit, indem sie gleichzeitig ist mit der Periode des Leichenfeldes von Bologna (? d. Ref.) und der 3. Periode von Este. Die alphabetartigen Zeichen am Rande erinnern beim ersten Anblick an italienische Schriftzeichen, die wir eben in der 3. Periode von Este auftauchen sehen.

2. Obgleich sie nur den Stil der angeführten Werke besitzt und sogar in einigen Details ihnen bis zur Identität ähnlich ist, kann sie doch in Krain verfertigt worden sein, allwo man jetzt allmählich eine Civilisation aufzufinden den Anfang macht, welche, obgleich brillant, bisher unbekannt war. —

3. Das Volk, welches die krainischen Necropolen und die Situla hinterliess, gehörte einem der vielen Zweige der Indo-Europäer an und scheint ohne Zweifel ein Theil jenes Armes zu sein, welcher damit endete, sich im Venetianischen festzusetzen, wo er seine prachtvollen Monumente und einen wahren Mittelpunkt der Kunst in den Euganeischen Hügeln hinterliess.

Vielleicht haben sich dort, wo heute Völker leben, gründlich und allseitig verschieden in Bau, Sprache und Sitten, einige Jahrhunderte vor unserer Zeit die Tribus einer und derselben grossen Familie ausgebreitet, welche lange durch Bande der Nationalität, gemeinschaftliche Sitten und Künste verbunden waren; nachdem sie aber aus verschiedenen Ursachen getrennt wurden, jeder in seiner eigenen Richtung sich entwickelte.

Dem zweiten und dritten Punkte dieser Schlussfolgerungen stimmen wir vollkommen zu; bezüglich des ersten aber glauben wir, dass die Zeitbestimmung unzutreffend ist und erlauben uns auch zugleich die Bemerkung, dass sie in Betreff des Leichenfeldes von Bologna ungenau ist, da zwischen der

[1]) Paolo Orsi: Cenni sulle necropoli Carniche e sulla situla figurata di Watsch. Estratto dagli Atti e Memorie della R. Deputazione di Storia Patria per le Provincie di Romagna. III. Ser. vol. I. Fasc. V. Modena 1883.

Stadt Bologna und der Certosa bekanntlich mehrere Gruppen verschieden alter Gräber aufgedeckt wurden.

Wir können jedoch dieses Referat nicht schliessen, ohne auch auf die gewichtige Rede Rücksicht zu nehmen, mit welcher Herr Geheimrath Virchow die XIV. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Trier (9. August 1883. Siehe Corresp. Bl. XIV. Nr. 9, Septbr. 1883, p. 75—85) eröffnet und in welcher er die vorliegende Abhandlung zum Gegenstande seiner Betrachtungen gemacht hat.

Virchow möchte „Jeremias-Klagelieder singen, ... denn während er das Reich immer mehr vergrössert sehen möchte, muss er es oft genug constatieren, wie ein Jahr das vernichtet, was das vorige aufgebaut hat". Aber wir glauben, dass Jeremias-Klagelieder dort nicht recht am Platze sind, wo man, um mit Virchow zu sprechen, „das Ungenügende der alten Auffassung durch neue Aufstellungen zu ersetzen versucht", welche „mit recht bedeutenden Thatsachen hinter sich auftreten". Da sollten doch die Meister tüchtig mithelfen, um alten Schutt zu beseitigen und das neu Gebaute zu stützen, oder so lange es an der Zeit ist, den neuen Grundriss zu corrigiren. Aber Virchow stellt sich den Ansichten Hochstetter's einfach ablehnend gegenüber, sich vollkommen auf Lindenschmit stützend. „Herr Lindenschmit hat, als er seinen grossen Krieg in Bezug auf die Bronze führte, geglaubt, von der Mehrzahl der Hauptstücke den Nachweis liefern zu können, sie seien etruskischen Ursprungs. Herr von Hochstetter stellt mit einem Mal diese ganze Argumentation in Frage." — Und wir glauben, mit Recht. Ist es denn nicht eine allzu gewagte Argumentation, wenn Lindenschmit z. B.[1]) betreffs der für die Hallstätter Periode charakteristischen Schwertgriffe, deren Vorkommen er von Ungarn bis England mit Ausnahme Italiens nachweist, sagt: „Wenn gleichartige Schwertgriffe bis jetzt auch in Italien selbst nicht nachgewiesen wurden, so lässt die unverkennbare Uebereinstimmung ihrer fühlhörnerartig sich ausstreckenden Enden mit der Form einer gewissen Classe von Bronzespangen (Schlangenfibel mit Hörnchen? D. R.), deren Verbreitung vom südlichen und nördlichen Deutschland über Hallstatt bis Italien nachgewiesen ist, einen Zweifel an dem italienischen Ursprunge der in Rede stehenden Waffen füglich nicht aufkommen."

[1]) Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. IV. Band, I. Heft, Mainz 1883, Text zu Tafel 2.

Virchow erklärt Hochstetter's Ansichten für „extreme Ketzerei". Aber es ist schwer, seine Entgegnungen unmittelbar auf die Abhandlung Hochstetter's anzuwenden; da er erstens den Hauptpunkten derselben gewissermassen aus dem Wege geht, oder sie wenigstens nicht direct widerlegt und dafür sein Hauptaugenmerk den Völker- und Handels-Wegen, welche einerseits von Asien, andererseits von Griechenland nach Mitteleuropa geführt haben mögen, widmet; und da er zweitens wiederholt Citate aus dem Gedächtnisse bringt und bespricht, die consequent über Hochstetter's eigene Worte hinaus schiessen und dann von dem grossen norddeutschen Meister als ein Fehlschuss seines Wiener Collegen behandelt werden, wie z. B.: (l. c. p. 80) „ . . . sondern es ist die arische Cultur überhaupt, die aus Asien stammt . . ." (p. 81:) „Folglich, sagt Herr von Hochstetter, ist die Hallstätter Cultur identisch mit der Certosa-Cultur"; (p. 83:) „Einmal nimmt er an, dass die Hallstätter Cultur bis auf zwei Jahrtausende v. Chr. zurückreicht" u. s. w. Alle diese Citate entsprechen nicht den von Hochstetter in der vorliegenden Arbeit entwickelten Ansichten, und wir können daher Herrn Virchow nur dankbar zustimmen, wenn er sie theilweise widerlegt.

Aber auf die wichtigsten Punkte der Rede Virchow's wollen wir uns doch mit wenigen Worten einzugehen erlauben.

Wir glauben, dass es zur Entscheidung der Frage, ob die Bewohner Norikum's ihre Kunstproducte selbst erzeugen konnten oder ob sie sie von auswärts kaufen mussten, vorerst gar nicht unbedingt nothwendig ist festzustellen, auf welchem Wege sie ihre Kenntnisse in der Metalltechnik erlangt haben mögen. Diese Frage kommt in zweiter Linie in Betracht. Zuerst handelt es sich darum, zu entscheiden, ob die Bewohner unserer Alpen in der Hallstätter Periode wirklich jene halbnackten Barbaren waren, die wir aus den römischen Geschichtschreibern kennen gelernt, oder ob sie jene ziemlich hoch cultivirten Menschen waren, deren reiche Waffen und Schmuckgegenstände wir in den alten Gräbern finden, ob sie z. B. — um einen speciellen Fall herauszugreifen — in der Metalltechnik so weit vorgeschritten waren, als man nach den Gräberfunden schliessen kann. Wenn wir da die vollendeten Erzeugnisse der Textilindustrie, wie wir sie aus den Pfahlbauten und an den im Brauneisen erhaltenen Geweberesten von Watsch und St. Margarethen kennen, in's Auge fassen:

wenn wir der einheimischen alten Kupferbergbaue, wie Dr. Much[1]) einen solchen bei Bischofshofen in Salzburg nachwies und wie wir sie auch von Prettau in Tirol, Matterberg in Oberösterreich u. a. O. kennen und ferner der reichen Eisenerzvorräthe unserer Alpen gedenken; wenn wir ausserdem Grabfunde sehen, welche auch die Existenz einer einheimischen Blei-Industrie in Kärnten[2]) während der Hallstätter Periode erweisen: so müssen wir in der Ansicht Hochstetter's bestärkt werden, dass auch die alte Bronze-Industrie und die mit ihr verknüpfte Kunst in unseren Alpen einheimisch waren. Diese Ansicht wird wesentlich durch die Thatsache unterstützt, dass bei jenen besonderen Fundstücken, die man früher mit Sicherheit für importirt hielt, alle Details (das Blech, die Stäbe, die Fälze, die Nieten, Punzirungen, Ciselirungen u. s. w.) ganz gleich sind mit jenen an den gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen und an den häufigen Flickarbeiten, deren einheimische Erzeugung niemals in Zweifel gezogen worden ist.

Dem gegenüber kommt es gar nicht in Betracht, ob man für einzelne wenige Stücke die Frage eines möglichen Importes offen lässt oder nicht. Aber selbst wenn wir für alle Fälle einzelne Vorkommnisse von Import einräumen, so glauben wir nicht, dass derselbe ausschliesslich über Italien stattgefunden haben kann.

Virchow will z. B. einen Einfluss Griechenlands auf unsere Cultur nur auf dem Wege durch Italien zugestehen. „Für mich geht der Weg, abzusehen von Massilia, immer durch Italien". Er kann sich einen directen Import aus Griechenland nicht vorstellen, weil stets eine ethnologische Differenz zwischen dem Norden und Süden der Balkanhalbinsel bestand und wir „am allerwenigsten in der Lage sind nachzuweisen, dass die Griechen nach ihrer Einwanderung in den Peloponnes wieder rückwärts einen Handelsverkehr getrieben hätten, der über den Balkan und die Donau bis in unsere Gegenden gegangen wäre". Dem gegenüber geben wir zu, dass wir „über den Norden der Balkanhalbinsel im Ganzen schlecht unterrichtet sind", aber wir müssen doch bemerken, dass die bisherigen spärlichen prähistorischen Funde aus Illyrien durchaus nicht geeignet sind, Virchow's Ansichten zu unterstützen. Ich erinnere beispielsweise nur an den Fund von Glasinac in Bosnien[1]), welchen man geradezu als eine Etappe auf dem Wege von Griechenland nach Hallstatt oder umgekehrt bezeichnen könnte, oder an die schönen Bronzefunde von Gradac in der Herzegowina, welche unlängst von Pfarrer P. Augustin Zubac in Mostar an die k. k. Central-Commission eingeschickt wurden und sich gegenwärtig in der Privat-Sammlung des Herrn Dr. Much befinden.

Wir sehen also, dass es für die alt-griechischen Kunstproducte ausser den Wegen über Massalia und durch Italien wirklich Wege durch Illyrien nach Mitteleuropa gegeben haben kann und der jüngst von Furtwängler beschriebene hochinteressante Goldfund von Vettersfelde in der Lausitz zeigt uns für diese Producte noch einen östlicheren Weg, nämlich jenen durch die Küstengegenden des Pontus Euxinus.

Virchow hat Recht, wenn er sagt: In Italien „haben wir bestimmte Nachweise frühester Verbindung. Jede Phase der altgriechischen Entwicklung hat nach kurzer Zeit in Italien gewissermassen ihre Reproduction gefunden. Wir können jetzt . . . nicht blos nachweisen, welche griechischen Städte ihre besonderen Importartikel geliefert haben, sondern auch, wie diese einzelnen Culturen zonenweise sich ausgebreitet und dabei allmählich den Charakter der altitalischen Cultur geändert haben". Das Alles kann man aber in den Alpen keineswegs. Und darum müssen wir wiederum Herrn von Hochstetter Recht geben, wenn er meint, dass die Hallstatt-Cultur ihren alt-italischen und archaisch-griechischen Schwestern gegenüber ein gewisses Beharrungsvermögen gezeigt habe. Freilich sagt Hochstetter ausdrücklich nur: (l. c. p. 42 [202]): „Wenn die ältesten Gräber in Oberitalien nach den neueren Ansichten der italienischen Archäologen bis an den Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. zurückzuversetzen sind, so müssen wir dies wohl auch für die analogen ältesten Gräber der Hallstätter Periode in den Alpen thun. Die Consequenz davon ist aber, dass wir dann der Hallstätter-Culturperiode in unseren Alpen die lange Dauer von wenigstens 1000 Jahren zuerkennen müssen." (Also 1000 Jahre, und nicht, wie Virchov dreimal citirt, 2000 Jahre.) „Wenn aber

[1]) Dr. M. Much. Das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mittelberg. Mitth. der k. k. Central-Comm. N. F. Bd. V. Wien, 1879.

[2]) In den Tumulis bei Rosegg in Kärnten wurden im Sommer 1883 durch die vom Kärntnerischen Geschichtsverein gepflogenen Ausgrabungen zahlreiche aus Blei gegossene Reiter und andere Figuren, und auch ein vierräderiger Wagen aus Blei gefunden, deren Metall die für das Jungfernblei von Bleiberg in Kärnten charakteristische chemische Reinheit aufweist.

[1]) Von Hochstetter. Ueber einen Kesselwagen aus Bronze, aus einem Hügelgrab von Glasinac in Bosnien. Mittheil. d. Anthrop. Ges. in Wien. B. X. 1881, p. 289.

diese Culturperiode das ganze Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung umfasst, so hat sie lange vor der specifisch etruskischen Culturentwicklung begonnen und ohne von derselben wesentlich beeinflusst worden zu sein, dieselbe auch überdauert."

Wenn Virchow nun dieses „Stehenbleiben" der Hallstatt Cultur in den Alpen anzweifelt und „als eine unzulässige Voraussetzung bezeichnet bei einem Volke mit ausgedehnten Handelsbeziehungen bis Bologna, Posen und Lüttich": so müssen wir erwidern, dass 1. diese „Handelsbeziehungen" sicherlich eine „Voraussetzung" sind und zwar eine Voraussetzung Virchow's, die noch ihrer Bestätigung bedarf, dass aber 2. jenes „Stehenbleiben" keine blosse „Voraussetzung" ist. Die Ausgrabungen des Referenten in den Tumulis bei Mantrach nächst Klein-Glein und Wies in Steiermark[1]) zeigen deutlich einen unmittelbaren Uebergang der Hallstätter Cultur in die römische. Wenn nun ein solcher unmittelbarer Uebergang besteht, so kann man ihn doch nur in jene Zeit versetzen, in welcher den historischen Nachrichten zufolge der römische Einfluss in Noricum anfing, sich geltend zu machen und man darf nicht sagen, die Fortdauer der Hallstatt-Cultur bis zu diesem Zeitpunkte ist „unzulässig".

Wir haben uns diese letzten Auseinandersetzungen erlaubt, um unseren Standpunkt und — wenn wir richtig urtheilen — wohl auch von Hochstetter's Standpunkt gegenüber den gewichtigen Angriffen Virchow's festzustellen, ohne die Gründe und Gegengründe nach irgend einer Richtung hin erschöpfen zu wollen. Die hier berührten Fragen gehören zu den wichtigsten der Urgeschichte Europa's und werden wohl noch öfter besprochen werden.

Wir nehmen mit unseren prähistorischen Forschungen in den Alpen eine, ich möchte sagen verbindende Stellung ein zwischen dem Norden und dem Süden unseres Continentes — die Funde der Hallstätter Periode illustriren gewissermassen diese Stellung — und jeder Fortschritt in der archäologischen Erforschung unserer Länder ist für Nord und Süd von weittragender Bedeutung. Daher halten wir eine eingehende und gründliche Kritik unserer neuen Ansichten — die wir aber in den Virchow'schen Betrachtungen bei allem schuldigen Respect vor dem Meister nicht in dem gewünschten Masse finden können — nur für höchst wünschenswerth.

J. Szombathy.

[1]) Siehe den vorläufigen Bericht in den Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, B. XII. 1882, p. 176—178.

Ferdinand von Hochstetter. Ueber mexicanische Reliquien aus der Zeit Montezumas mit 5 Tafeln. Vorgelegt in der Sitzung der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften am 5. Dec. 1883; zur Aufnahme in die Denkschriften.

Dieselbe bezieht sich auf ein Prachtstück altmexicanischer Federnschmuckarbeit, welches in der Ambraser-Sammlung schon seit dem Jahre 1596 inventirt, aber bis jetzt fast unbeachtet geblieben ist und auch unrichtig gedeutet wurde. In den ältesten Inventaren ist dasselbe als ‚mörischer Huet', später als ‚indianische Schürze' und zuletzt in der Beschreibung der Ambraser-Sammlung von Baron v. Sacken als ‚mexikanischer Hauptschmuck' bezeichnet.

Das Stück hat im Allgemeinen die Form eines sehr grossen ausgespannten Fächers und ahmt gleichzeitig die Gestalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln nach, dem nur der Kopf fehlt, der jedoch, nach einer Bemerkung des ältesten Inventars zu schliessen, in welchem von einem ganz goldenen Schnabel die Rede ist, ursprünglich vorhanden gewesen sein muss. Der untere oder innere Theil des Fächers besteht aus concentrischen Farbenbändern, welche aus blauen, rothen, grünen und braunen weissgespitzten Federn zusammengesetzt und mit mehreren Reihen von Goldplättchen besetzt sind. Diesem inneren Farbensaum ist ein Mittelstück aufgesetzt, mit denselben farbigen Bändern und in gleicher Weise mit Goldblechen besetzt. Von diesen Farbenbändern strahlen dann lange, in metallischem Goldgrün schimmernde Federn (Schwanzfedern vom Prachttrogon oder Paradies-Suruku, Pharomacrus Mocinno Gray, dem von den Azteken heilig gehaltenen und ‚Quetzal' genannten Vogel) aus, gegen 500 an der Zahl, und bilden einen Fächer, dessen grösste Breite 170 cm. hat, während die grösste Länge im Mittelstück 110 cm. beträgt.

Die aus dünnem geschlagenem Goldblech geschnittenen Goldplättchen sind auf die verschiedenfarbigen Bänder des Fächers aufgenäht und theils halbmondförmig (37 Stück), theils kreisförmig (188 Stück), theils schuppen- oder dachziegelförmig (gegen 1400 Stück). Die meisten der grösseren Goldplättchen waren freilich im Laufe der Zeiten abgefallen und mussten bei der Restaurirung des Stückes durch vergoldete Bronzeplättchen ersetzt werden. Die Rückseite zeigt, dass Holzstäbchen das Gerippe des Fächers bilden, zwischen welchen ein aus feinen Fäden sehr schön gearbeitetes Netz ausgespannt ist, an welches sämmtliche Federn befestigt erscheinen.

Die früheren Ansichten bezüglich der Deutung des Stückes als Kopfschmuck, Schürze oder Mantel sind schon durch die Art der Construction desselben widerlegt, da es für keinen dieser Zwecke passt. Dagegen lässt sich aus den Beschreibungen spanischer Schriftsteller, sowie aus den gemalten Darstellungen aztekischer Krieger, wie sie in alten mexicanischen Manuscripten vorkommen und in dem berühmten Werke über mexicanische Alterthümer von Lord Kingsborough reproducirt sind, nachweisen, dass solche Fächer, auf eine Stange aufgesetzt, als Standarten oder Banner im alten Mexico von den Grossen des Reiches, namentlich von grossen Heerführern getragen wurden. Geradezu beweisend für diese Auffassung ist aber ein gegen 200 Jahre altes, in Mexico angefertigtes Oelbild eines altmexicanischen Kriegshelden in voller Ausrüstung, der eine solche Standarte, welche mit derjenigen

der Ambraser-Sammlung die grösste Aehnlichkeit hat, trägt. Das Bild stammt aus der Bilimik'schen Sammlung mexicanischer Alterthümer, welche für das k. k. naturhistorische Hofmuseum acquirirt wurde.

Derartige Banner oder fächerförmige Standarten waren es wohl auch, welche nach einem vom 16. Juli 1519 datirten Briefe von Cortez an Kaiser Karl V. unter den kostbaren Gegenständen erwähnt werden, welche Cortez von Montezuma als Geschenk erhalten und dem Kaiser nach Antwerpen übersandt hatte, ja man darf mit einiger Wahrscheinlichkeit sogar annehmen, dass das Prachtstück altmexicanischer Kunstindustrie, welches in der Ambraser-Sammlung glücklich die Wechselfälle dreier Jahrhunderte überdauert hat, jenes Banner ist, welches in Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico unter den Geschenken des Eroberers von Mexico an Kaiser Karl V. als „Fächer aus verschiedenfarbigem Federnschmuck mit 37 Strahlen (das ist die Anzahl der halbmondfärbigen Goldplättchen an dem Stück der Ambraser-Sammlung) und mit Goldplättchen besetzt" erwähnt ist und nebst anderen mexicanischen Merkwürdigkeiten, wie Schilde, Mäntel, Kopfschmuck u. s. w., die in den alten Inventaren noch erwähnt, aber in der Sammlung nicht mehr vorhanden sind, später dem kunstsinnigen und sammeleifrigen Erzherzoge Ferdinand von Tirol, dem Gründer der Ambraser-Sammlung, verehrt wurde.

Das seltene Stück, welches in ausserordentlich defectem Zustande vorgefunden wurde, wurde von der verstorbenen Frau Christine v. Luschan auf's Sorgfältigste restaurirt und ist jetzt in die ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums eingetheilt, welche eine reiche Sammlung der werthvollsten mexicanischen Alterthümer enthält.

Hofrath v. Hochstetter bespricht in derselben Abhandlung noch ein zweites Stück aus der Ambraser-Sammlung, die berühmte angeblich von Montezuma herrührende Streitaxt, von welcher die Inventare sagen, dass sie von Cortez dem Papst und von diesem dem Erzherzog Ferdinand verehrt worden sein soll, „wie dies ein früher dabei gewesener Zettel enthält".

Diese Streitaxt besteht aus einer halbmondförmigen Steinklinge aus Syenit, die mittelst eines Zapfens in einen langen Holzstiel eingelassen ist, der an der Verbindungsstelle eine ausserordentlich sorgfältig und elegant ausgeführte Verschnürung von gedrehten Baumwollfäden trägt. In der Ambraser-Sammlung fand sich, jedoch ohne Etikette, noch eine zweite, dieser ganz ähnliche Streitaxt mit etwas kürzerem Stiele und einer Verzierung von Federquasten an der Verbindungsstelle der Steinklinge und des Stieles. Da Steinäxte mit halbmondförmiger Klinge unter den altmexicanischen Steinwaffen sonst nicht vorkommen, dagegen ziemlich häufig in Brasilien gefunden werden, und dort selbst heute noch bei einzelnen Indianerstämmen im Gebrauche sind, wie ein von Dr. Pohl auf seiner brasilianischen Reise (1817—1821) bei den Poracramecrans am Rio Tocantins erworbenes Exemplar erweist, welches im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums ist, so ist es wahrscheinlich, dass die ursprüngliche Heimat dieser beiden Streitäxte ebenfalls Brasilien ist, und dass das dem Kaiser Montezuma zugeschriebene Exemplar, wenn die Angabe des Inventars richtig ist, entweder als Geschenk oder als Kriegsbeute von einem brasilianischen Volksstamme in die Hände des Aztekenfürsten gelangt ist.

(Aus dem akademischen Anzeiger.)

Protokoll der Conservatoren-Conferenz in Klagenfurt 1883.

Herausgegeben von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Wien, 1883. 8°.

An dieser Conferenz, welche am 29., 30. und 31. März 1883 in Klagenfurt abgehalten wurde, betheiligten sich die Conservatoren von Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain und Tirol und mehrere Mitglieder der Central-Commission. Der Conferenz lagen 13 Fragen zur Berathung vor und es wurde über eine jede derselben nach eingehender Besprechung eine Resolution gefasst. Bei der grossen Wichtigkeit, welche diese Fragen für die heimische Kunst- und Urgeschichts-Forschung haben, scheint uns eine Wiedergabe sämmtlicher, sehr beachtenswerther Resolutionen an dieser Stelle gerechtfertigt, umsomehr, als gewiss auch viele Mitglieder unserer Gesellschaft aus denselben Anregung und Fingerzeige schöpfen werden.

Die Resolutionen lauten:

I. Der Conservatorentag erklärt sich einstimmig für die Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit der Pflege des archäologischen Unterrichtes an den theologischen Facultäten und Lehranstalten und zwar insbesonders über allgemeine Stylgeschichte, über kirchliche Kunst-Archäologie und über Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Malerei und Sculptur, und ersucht die Central-Commission, in dieser Beziehung die erforderlichen Schritte mit Einflussnahme der kaiserlichen Regierung einzuleiten.

II. Der Conservatorentag erklärt es für dringend wünschenswerth, dass die alten Grabsteine vor Abnützung und Zerstörung thunlichst bewahrt und dass dieselben insbesonders durch zweckmässige Aufstellung für die Zukunft erhalten werden. Es wird daher die Central-Commission ersucht, in geeigneter Weise, insbesonders mit Intervention der Ordinariate und Kirchenvorstehungen, auf die Wahrung und Erhaltung der Grabsteine hinzuwirken.

III. Der Conservatorentag empfiehlt die Pflege der Forschung nach dem Zusammenhange christlicher und vorchristlicher Cultusstätten mit besonderer Rücksicht auf die Patrone der Mutterkirchen und deren Filialen.

IV. Der Conservatorentag spricht den Wunsch aus, die Central-Commission möge dahin wirken, dass durch die Besitzer von alten Kirchenbildern das Material zur Eruirung der Maler in geeigneter Weise, insbesondere durch Erforschung von Marken und Namen, durch Kirchenrechnungen und andere Acten beschafft werde.

V., VI., VII. und VIII. Im Interesse der vaterländischen Kunst und Kunstgeschichte ist es dringend nothwendig, dass der immer zunehmenden Gefährdung und Verschleppung von archäologischen und Kunstgegenständen durch das Zusammenwirken und die Sorgfalt aller staatlichen und kirchlichen Factoren, sowie der zur Kunstpflege berufenen Corporationen und Vereine nachdrücklich entgegengewirkt werde.

Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles empfehlen sich:

1. Bezüglich der kirchlichen Gegenstände die Verpflichtung der Kirchenvorsteher zu genauer Inventarisirung und Evidenzhaltung derselben unter Mitwirkung der Conservatoren, sowie zur Einholung der Veräusserungsbewilligung, welche von der Kirchenbehörde nur nach Anhörung des Conservators oder Landesmuseums ertheilt werden möge;

Abgabe der kirchlich nicht mehr verwendbaren Kunstgegenstände an die Landesmuseen unter Wahrung des Eigenthumsrechtes; in beiden Richtungen Einwirkung der Central-Commission auf die Ordinariate, Klostervorstände etc.

2. Bezüglich der im Privatbesitz befindlichen Objecte: Mitwirkung der Landesmuseen und deren möglichste moralische und materielle Kräftigung zur Erwerbung und Erhaltung von Kunst- und archäologischen Gegenständen;

Erwirkung vermehrter Staatsdotationen für die Central-Commission und die Landesmuseen;

Geltendmachung des gesetzlichen Aufsichts- und Veräusserungsbewilligungs-Rechtes bezüglich der im Besitze von Gemeinden und Corporationen befindlichen Kunst- und Alterthums-Gegenstände;

strenge Handhabung des bestehenden Ausfuhrverbotes und Erwirkung der noch erforderlichen Schutzbestimmungen.

IX. Die Conservatoren-Conferenz erklärt es für wünschenswerth, dass Nachgrabungen nach Alterthumsgegenständen nur in systematischer Weise und durch Fachkundige vorgenommen werden.

Der sogenannten Raubgräberei nach solchen Gegenständen soll hauptsächlich durch die Mittel der Belehrung und des patriotischen Sinnes im Wege der Geistlichkeit, Schullehrer und der Localbehörden entgegengewirkt und der Bevölkerung nachdrücklich die Anzeigepflicht eingeschärft werden.

Vorkommende Funde sollen von Jedermann, insbesondere den Aufsichtsorganen zur Kenntniss der Behörden, der Conservatoren und Landesmuseen gebracht, von letzteren beschrieben und mit Bekanntgabe der Fundorte und allfälligen verdienstlichen Leistungen öffentlich aufgestellt werden.

X. Die Conservatoren-Conferenz spricht den Wunsch aus, die Central-Commission wolle im Wege sämmtlicher Conservatoren erheben lassen, ob Steingeräthe aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit in ihren Rayons gefunden wurden und ob diese Mineralien auch im österreichischen Alpengebiete natürlich vorkommen. Es ist wünschenswerth, dass die Conservatoren dieser Angelegenheit ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden und sich zu diesem Zwecke mit wissenschaftlichen, besonders naturhistorischen Vereinen und Anstalten in Verbindung setzen.

XI. Zur Ausbildung einer österreichischen Glockenkunde und deren Verwendung für wissenschaftliche Zwecke wird die Central-Commission ersucht, die geeigneten Erhebungen über das Alter, die Beschaffenheit und die historisch und archäologisch wichtigen Merkmale der Kirchenglocken mittelst Hinausgabe von Fragebogen einzuleiten und die Conservatoren zu beauftragen, sich zu diesem Behufe auch mit den Glockengiessern des Landes in Verbindung zu setzen.

XII. Die Central-Commission wird ersucht, bei der hohen Regierung auf die Pflege des Archivwesens, namentlich auf die Errichtung von staatlichen Provinzial-Archiven mit fachmännisch gebildeten Archivbeamten, auf die Abgabe der sogenannten alten Registraturen der Behörden an die bestehenden Archive, auf die Beiziehung der Conservatoren bei behördlichen Actenscartirungen, insbesonders aber auch darauf hinzuwirken, dass die in der Regel grosser Verwahrlosung ausgesetzten alten Urbar-, Grund- und Verfach-Bücher, Gerichtsprotokolle u. dgl. in den Archiven der Landeshauptstädte gesammelt und dadurch für weitere Benützung erhalten werden.

XIII. Vorbereitende Schritte zur Inangriffnahme archäologischer Karten Oesterreichs. Ein diesbezüglicher Antrag des Conservators Dr. Jenny wurde leider abgelehnt.

Wir zweifeln nicht daran, dass viele unserer Mitglieder, welche zur k. k. Central-Commission nicht in unmittelbarer Beziehung stehen, Gelegenheit haben werden, die eine oder die andere der vorstehenden Resolutionen als Richtschnur zur Förderung unserer Wissenschaft zu benützen. Es dürfte dies besonders bezüglich der Resolutionen III, V—IX und der in der Resolution X berührten rein naturwissenschaftlichen Nephritfrage der Fall sein. Allein wir können einige Bemerkungen nicht unterdrücken, die sich auf die in diesen Resolutionen namhaft gemachten Behörden, Anstalten, Museen und Vereine beziehen.

Mit keinem Worte sind in diesen Resolutionen die k. k. Hofmuseen erwähnt, welche in erster Linie hätten genannt werden sollen, mit keinem Worte ist in den ganzen Verhandlungen der kais. Akademie der Wissenschaften und der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gedacht. Es ist doch den meisten Mitgliedern der k. k. Central-Commission bekannt, dass die kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses (für welche das neue kunsthistorische Hofmuseum an der Babenbergerstrasse bestimmt ist) eigene Abtheilungen für Denkmäler des classischen Alterthums, des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit besitzen und dass das k. k. naturhistorische Hofmuseum (an der Bellariastrasse) eine eigene Abtheilung, die anthropologisch-ethnographische Abtheilung, besitzt, in welcher den prähistorischen Alterthümern der ihnen gebührende Platz angewiesen ist. Diese beiden Museen sind ja doch die eigentlichen Central-Institute des Reiches für die Aufbewahrung und wissenschaftliche Bearbeitung der Kunstschätze des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, sowie der archäologischen Schätze der vorgeschichtlichen Perioden, welche der heimatliche Boden uns liefert. Die Prachtsäle, in welchen diese Sammlungen zur Aufstellung gelangen sollen, bieten reichlichen Raum zur Aufnahme dieser Schätze.

So sehr wir auch den Werth der Landesmuseen zu schätzen wissen und so hoch wir auch die Wissenschaftlichkeit und den Eifer der Custoden dieser Museen, wie er sich namentlich in der jüngsten Zeit zu erkennen gibt, achten, so sollten doch über diesen Landesmuseen die mit kaiserlicher Munificenz ausgestatteten Centralmuseen der Hauptstadt des Reiches nicht vergessen werden. Nur in diesen Museen ist es möglich, das archäologische und urgeschichtliche Material aus allen Theilen des Reiches zu vergleichenden Studien nutzbar zu machen. Dazu kommt noch, dass diese Museen durch ihre Dotation und ihre für den speciellen Zweck geschulten wissenschaftlichen Kräfte weit mehr als die Landesmuseen oder gar als die Localmuseen, die sich allenthalben zu bilden anfangen, die Mittel besitzen, bei wichtigen Funden rasch zu interveniren, dieselben den Händen von Speculanten und Händlern zu entziehen und der wissenschaftlichen Bearbeitung zuzuführen.

Die vollständige Ignorirung der Hofmuseen und ihrer Zwecke und Ziele von Seite der Conservatoren-Conferenz scheint uns daher keineswegs sachlich begründet zu sein und muss uns umsomehr auffallen, als unseres Wissens die k. k. Central-Commission in früherer Zeit wiederholt die k. k. Kunstsammlungen um die Aufnahme von Funden ersucht

hat und auch heute noch zu denselben in gewissen Beziehungen steht.

Aber auch die kais. Akademie der Wissenschaften ist eine Centralstelle, die eine Erwähnung verdient hätte, wo es sich um archäologische und prähistorische Funde handelt. Im Schosse der naturwissenschaftlichen Classe der Akademie besteht nämlich seit dem Jahre 1878 eine prähistorische Commission. Die Mitglieder dieser Commission sind die Hofräthe v. Hauer, Langer, Schmarda und Prof. Suess, Obmann derselben ist Hofrath v. Hochstetter. Gewiss Jedem, der sich für prähistorische Forschungen interessirt, ist aus den in den Akademieschriften publicirten Berichten dieser Commission bekannt, von welch' glänzendem Erfolge die von dieser Commission eingeleiteten Untersuchungen und Ausgrabungen in Höhlen und auf alten Begräbnissplätzen in Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain begleitet waren und welche ausserordentliche Anregung durch diese Erfolge der prähistorischen Forschung in Oesterreich überhaupt gegeben wurde. Dieser Anregung verdanken auch die Landesmuseen in Laibach und Klagenfurt, sowie das Joanneum in Graz manche umfangreiche und wichtige Funde der letzten Jahre. Die bei den Ausgrabungen der prähistorischen Commission gemachten Funde werden von der kais. Akademie der Wissenschaften dem Hofmuseum überlassen, doch sollen die Doubletten, die bei der bevorstehenden Aufstellung der Sammlungen ausgeschieden werden können, an die Landesmuseen und öffentlichen Lehranstalten abgegeben werden. Gerade diese prähistorische Commission hat durch rasches und energisches Eingreifen schon manche neue Fundstätte, die entdeckt und zu ihrer Kenntniss gebracht wurde, vor der unwissenschaftlichen, sogenannten Raubgräberei gerettet.

Endlich hat auch die Anthropologische Gesellschaft in Wien sich um die prähistorische Wissenschaft sehr grosse Verdienste erworben dadurch, dass sie schon seit mehreren Jahren Fonds sammelt, welche sie zu umfangreichen systematischen Ausgrabungen verwendet, deren Resultate wissenschaftlich bearbeitet in den Mittheilungen der Gesellschaft veröffentlicht werden, während die Funde selbst den Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums einverleibt werden.

Wir sind also der Ansicht, dass es durchaus sachgemäss und am Platze gewesen wäre, wenn in der Resolution IX der Conservatoren-Conferenz neben den Behörden, Conservatoren und Landesmuseen, denen Funde zur Kenntniss gebracht werden sollen, auch die kaiserlichen Hofmuseen, die prähistorische Commission der k. Akademie der Wissenschaften und die Anthropologische Gesellschaft in Wien empfohlen worden wären. Wir erlauben uns daher, diese Resolution dahin zu ergänzen, dass wir alle Freunde prähistorischer Forschung und vor Allem die Herren Conservatoren der k. k. Central-Commission selbst ersuchen, sich bei der Entdeckung neuer Fundstätten prähistorischer Alterthümer an eine der letztgenannten Stellen zu wenden, welche gewiss stets bereit sein werden, mit ihren Mitteln und ihrem Einflusse für die Rettung und fachgemässe Bergung wichtiger Funde einzutreten.

Mit diesen bescheidenen Bemerkungen glauben wir auch dem Interesse der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale selbst, die heute schon Dank ihrer glücklichen Leitung und Organisation auf eine sehr segensreiche Wirksamkeit zurückweisen kann, deren Hauptthätigkeit aber doch immer „der Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ zugewendet bleiben wird, einen guten Dienst zu erweisen.

J. Szombathy.

Bosančice. Crte, pjesme, priče i pripovjesti iz života bosanskoga. Sabrao ih Vjekoslav Livadić. U Zagrebu 1883. Tisak dioničke Tiskare. (Bosnische Kleinigkeiten, Züge, Lieder, Sagen, Märchen und Erzählungen aus dem bosnischen Leben.) Gesammelt von V. L. Agram 1883. Druck (und Verlag) der Actien-Gesellschaft.

Das hübsch ausgestattete Buch ist hauptsächlich eine Sammlung von Feuilletons, die während der bosnischen Occupation in verschiedenen kroatischen Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Abgesehen von dem rein literarischen Werthe dieses Buches, enthält es mancherlei werthvolle Nachrichten über das Volksleben der Bosnjaken, und so hat es auch für den Culturhistoriker und den Ethnographen einen nicht geringen Werth. Interessant sind die Abschnitte Komanje (das Maisrüppeln), Božić (Weihnachten), Uskrs (Ostern, das Auferstehungsfest), Na teferiću (Bei der geselligen Zusammenkunft) und Iza žetve (nach der Ernte). Ein Thiermärchen, das uns auf S. 139 mitgetheilt wird, verdient besondere Beachtung. Es ist eine Variante des Märchens vom Zlatumbeg, das sich im ersten Bande meiner südslavischen Sagen und Märchen auf S. 69—80 vorfindet. Letztere Fassung, die gleichfalls aus Bosnien stammt, lehnt sich enge an die russische Ueberlieferung an (vrgl. Goldschmidt, russische Märchen, W. Friedrich, Leipzig, 1882), während ersteres bei Livadić einem griechischen, bei Hahn den albanesischen Märchen vollkommen entspricht. Nur ist hier der Erzähler um einen Schritt weiter gegangen, indem er das Märchen zu einer regelrechten Fabel mit einer Moral umgestaltet hat, während im Russischen, Griechischen und auch bei mir das Märchen um seiner selbst willen als Märchen erzählt wird. Das Märchen bei Livadić lautet:

Es war einmal ein Müller, zu dem kam eine Füchsin. Sprach zu ihm die Füchsin: „Guten Tag, Müller!“ Entgegnete er ihr: „Dess walte Gott!“ Sie zu ihm: „Geh' Müller, ich will Dich verheirathen.“ — „Soll mich freuen,“ meinte der Müller, „verheirathe mich.“ Da führte sie ihn in des Priesters Haus und versteckte ihn daselbst. Dann ging die Tante (dies der Ehrenname der Füchsin in den südslavischen Märchen) zum Priester in's Haus und sprach zu ihm: „Guten Tag, Priester.“ — „Guten Tag,“ erwiderte der Priester und die Füchsin fragte: „Möchtest Du für meinen Sohn ein Gewand hergeben — möchtest Du ihm ein Pferd und Waffen geben?“ Der Priester versprach es — er ging ihr auf den Leim. Er gab das Pferd, die Waffen — hätt' er's noch wem Rechten gegeben, so hätt' es ihm gar nicht Leid gethan — er gab es aber einer Füchsin aus dem Gebirge. Und sie nahm ihren Sohn und kleidete ihn um. Darauf begab sie sich zum König von Zara und hielt um die Hand seiner Schwester Helene an. Sprach der König von Zara: „Schau, dass Du dich forttrollst, Füchsin aus dem Gebirge! Meine Schwester ist nicht für's Gebirge. Marsch fort!“ Doch die Füchsin lässt sich nicht

wegjagen, sondern entgegnet: „Mein Sohn ist ja nicht aus dem Gebirge, sondern er ist ein grosser Herr und wackerer Held.“ Hierauf liess die Füchsin ihren Sohn unter die Fenster der Burg reiten, damit ihn der König sehen kann. Und als ihn der König von Zara gesehen, gab er ihm das Schwesterchen Helenchen sogleich zur Frau. Zugleich rüstete er eine gewaltig grosse Schaar Hochzeitsleute aus, die Schwesterchen Helenchen das Geleite geben sollten. Die Füchsin war vorausgeeilt, und wen sie auf dem Wege traf, dem schärfte sie ein: „Wenn Du einem ungeheuer grossen Heere begegnest, wenn Dich das ungeheuer grosse Heer frägt: „Was führst Du, womit handelst Du, wem gehörst Du, wer bist Du und wie stehst Du Dich?“ — Da antworte jedesmal: „Alles gehört dem Sohne der Füchsin.“

Und es kam die Füchsin zum Hause des Priesters und beschwor ihn schon aus weiter Ferne bei Gott: „Flieh, Pfäfflein, aus Deinem Hause, da rückt ein Heer gegen Dich heran!“ Der Priester erschrak und verkroch sich im Brunnen. Indessen trafen die Hochzeitsleute ein und betraten das Haus. So viel Leute mit Flinten da waren, zu Jedem sprach die Füchsin: „Richtet mir keinen Schaden an, sondern schiesst in den Brunnen hinab.“ Und als das Fest schön begangen worden war, entliess die Füchsin alle Gäste, ihr aber blieb das Haus — ja, so ist's geschehen, ihr und ihrem Sohne und der jungen Hausfrau. Und so wäre denn Alles schön und Alles gut gewesen. Nun ja, es war ja Alles in Hülle und Fülle da, wie es ja der Fall ist bei grossen Herrschaften, die schwer in die Wagschale fallen. Nun aber wurde die Füchsin krank und die junge Frau musste sie auf ihrem Schosse halten. Einmal kam der Sohn nach Haus, und als er dies sah, packte er die Füchsin und warf sie in den Hof hinaus. Das schmerzte die Füchsin und ingrimmig schalt sie ihren Sohn: „Pack Dich von da — Du Wicht von einem Müller! Du Unmensch! Dich hat keine (hochgeborene) Frau geboren, Dich hat . . . eine Müllerin geboren. Du bist nicht von edlem Herrenstamme, kannst, Du Wicht, weder sprechen, noch handeln wie ein Edelgeborener.

Und sie ging zum wackeren König, sammelte ein ungeheuer mächtiges Heer und tödtete den Müllerssohn. Hierauf nahm sie die junge Frau, führte sie zum König zurück — und lebte daselbst mit der jungen Frau bis an ihr seliges Ende.“

Diese Fassung erinnert im Wesentlichen auch an das bekannte indische Märchen vom undankbarsten Geschöpfe. Auch dort entlohnt der Mensch übel den Liebesdienst, den ihm Meister Reinecke erwiesen und muss dafür schliesslich mit seinem Leben büssen.

Auf eine unzweifelhaft uralte Ueberlieferung aus der Heidenzeit weist die Sage hin, der wir auf S. 29 begegnen. Vielleicht befand sich dort in alten Zeiten eine Cultusstätte einer slavischen Gottheit, wo jetzt der Name des berühmten Helden der südslavischen Volkspoesie, Kraljević Marko (der Königssohn Markus) für einen längst entschwundenen Heros eintritt. Auf dem Wege nach Podmilačje bei Raševik befindet sich eine Wiese, die im Volksmunde den sonderbaren Namen „ladja“ (das Schiff) trägt. In der Nähe sieht man einen steilen Felsen „oštra stina“ — „die steile, eigentlich die scharfe Wand“ genannt. Auf dieser „oštra stina“ zeigt man einen kleinen Ort, auf welchem Kraljević Marko seinen Schimmel zu besteigen pflegte. Eine rein historische Reminiscenz kann hier unmöglich vorliegen. Es ist ja durchaus nicht Brauch in der Welt, dass ein Held, wenn er auf sein Pferd aufreiten will, zuerst mit demselben einen steilen Felsen erklimmt. Livadić erschien die Sache wohl auch recht räthselhaft und darum begab er sich mit seinem Gewährsmann auf den Felsen, und der Bauer zeigte ihm die Stelle, wo des Marko Trinkbecher und das kupferne Waschbecken (bakren sahan) gestanden. Offenbar ist dies eine Vertiefung im Felsen, wie man dergleichen in der Regel an alten Opferstätten sehen kann. Es wäre wohl für einen Archäologen eine sehr lohnende Aufgabe, alle ähnlichen Stätten in Bosnien, und überhaupt im slavischen Süden, die von Ortssagen verherrlicht werden, einer genauen Untersuchung zu unterziehen [1]).

Der enge Rahmen dieser Besprechung reichte nicht aus, wollten wir im Einzelnen das reiche Material dieses Buches

[1]) Es sei mir gestattet, in der Anmerkung einen weiteren Beleg für die Treue der Volksüberlieferung vorzubringen. Auf der Halbinsel Pelešće (Promuntorio Ratanea) in Dalmatien stehen auf dem höchsten Gipfel der Halbinsel, dem s. g. Monte Vipera, der sich 966 m. über der Meeresfläche hoch erhebt, oberhalb Orebiće, dem alten Oppidum Hyellense (Oeneum?) die Ruinen eines von häufigen Blitzschlägen zerstörten Tempelchens des hl. Elias. Vor dem Kirchlein erblickt man zwei Standbilder, die der Volksmund als die des hl. Elias und des hl. Panteleimon bezeichnet. (Vgl. „Slovinac“ Nr. 21, Jahrg. VI, p. 327.) Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir auch hier auf eine uralte Cultusstätte stossen. Die friedliche Art, wie das Christenthum unter den Südslaven eingeführt wurde, brachte es mit sich, dass alte heidnische Anschauungen sich weiter forterben konnten und auf christliche Heilige übertragen wurden, statt dass die alten einheimischen Gottheiten, wie es z. B. in Deutschland eingetreten, zu Dämonen böser Art umgestaltet worden wären. So nahmen Besitz von den alten Cultusstätten auf den Höhen der Berge Gromovnik Ilija (der Donnerer Elias, Gromovna Marija (die Donnerer Maria), Dimitrija (der hl. Demetrios), Pantelija (Panteleimon), Nikolaus, die hl. Petka, die vollkommen der germanischen Lichtgöttin Freya (Freitag) entspricht und überall dort gefeiert wird, wo nachweislich einst ein Tempel der Venus gestanden. So heisst z. B. noch heutigen Tags in der Nähe der Kirche von Gruž bei Ragusa eine Anhöhe Petka und die Sage erzählt, dass hier in alten Zeiten ein Aphroditetempel und in christlicher Zeit eine Capelle der hl. Petka gestanden. Diese Heiligen werden auch in den ältesten südslavischen Legenden häufig erwähnt. Ich besitze in meiner noch ungedruckten Sammlung südslavischer Sagen und Märchen eine ganze Reihe hochinteressanter solcher Legenden, hier will ich der Kürze halber nur auf zwei aufmerksam machen, die Vuk Karadžić mitgetheilt und auch deutsch von Talvy und Kapper gegeben wurden.

Bei Talvy I. S. 59 (Vuk Karadžić II, 22):

„Lieber Gott, o übergrosses Wunder!
Schaut ein Wunder, vorher nie gesehen!
In Sanct Pauli, in dem heiligen Kloster,
Steh'n von Golde Tische aufgestellt,
Woran Heilige sitzen nach der Reihe.
Obenan der Donnerer Elias,
In der Mitte Sava und Maria
Untern Endes Petka und Nedelja“ u. s. w.

Sv. Nedelja ist die hl. Sonntag.

Bei S. Kapper S. 352 f.:

„Zu ihm spricht der Vojevod,
Friedenspender Ilija:
„Steh' Du auf St. Nikola!
Lass' uns geh'n zur Oberwelt,
Dort die Kähne rüsten aus,
Und die Seelen führen uns
Dieser zu aus jener Welt!“
Drauf zurück Sanct Nikola:
„Geh' von hinnen Vojevod,
Friedenspender Ilija!
Lichter Sonntag ist es heut',
Nichts gethan wird an dem Tag,
(Danas jeste Nedjela
U njoj ništ se ne djela)
Als getauft nur und getraut
Und gekämmt das blonde Haar
Und gepflegt die weisse Wang'“ u. s. w.

auch näher besprechen. Wir behalten uns aber vor, gelegentlich in den Spalten dieser Berichte noch einmal auf dieses Buch zurückzukommen, und rechtfertigen uns dafür im Vorhinein mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit des Verständnisses, das die Lectüre dieses in specifisch bosnischem Dialecte geschriebenen Buches bei dem grossen Mangel an zuverlässigen sprachlichen Führern Jedermann bieten muss, der nicht mit bosnischer Ausdrucksweise speciell genau vertraut geworden. Wir können es uns aber nicht versagen, noch auf eine Kleinigkeit hinzuweisen. Von besonderer Schönheit sind die vielen Volkslieder, die Livadić in seine Erzählungen einflicht. Er hat sie alle selbst gehört und selbst aufgezeichnet. Unter den vielen zieht eines in besonderem Grade unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil es in seiner Art zu den Seltenheiten der südslavischen Volkspoesie gehört. Es ist dies eine regelrechte Traumdeutung, die vollständig mit den Principien der Traumauslegung übereinstimmt, die der Grieche Artemidoros aus Daldis (eine neue deutsche Uebertragung von dem Recensenten veranstaltet, erschien Wien 1881, Hartleben) in seiner Symbolik der Träume entworfen hat. Artemidoros lebte im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und war von Beruf Traumdeuter. Kann man ihn nach seinen eigenen offenmüthigen Mittheilungen, die er im IV. Buche seines genannten Werkes seinem Sohne gegenüber macht, nicht von dem Vorwurfe verwerflicher Geschäftspraxis des geflissentlichen Uebervortheilens lossprechen, so darf man sich andererseits auch der Thatsache gegenüber nicht ablehnend verhalten, dass er viele seiner Nachrichten aus der einschlägigen Literatur — er selbst nennt bei siebenzig Vorgänger — zum grössten Theil aber auf seinen ausgebreiteten Reisen unmittelbar aus den Volksüberlieferungen geschöpft hat. Ueberraschend ist auf jeden Fall die merkwürdige Erscheinung, auf die mich bei der Ausarbeitung dieses Buches mein verehrter Lehrer, Herr Prof. Friedrich Müller wiederholt aufmerksam gemacht hat, dass nämlich zahlreiche Stellen in den heiligen Schriften der alten Inder und Perser in Bezug auf Traumauslegungen dieselbe Methode zeigen, die auch Artemidoros befolgt. Ich selbst gedenke einmal diesen überaus interessanten Gegenstand vom vergleichenden Standpunkte der Wissenschaft aus des Näheren zu erhellen. Wir sind ja wohl berechtigt, nach vorliegenden Daten für diese „Disciplin“ eine viel ältere Quelle als das Griechenthum in seiner geschichtlichen Entwicklung anzunehmen. Hier theilen wir nur das erwähnte Volkslied aus Livadić's Buch mit und fügen eine wortgetreue Prosaübersetzung bei, damit man sich genauer orientiren kann.

Dragi dragu s pendjera doziva
Draga mu se srdito odziva.
„Što se draga srdito odzivaš?“
Ne zovem te, da ti lice ljubim,
Već te zovem da ti sanak kažem.
Strašan sam ti san usnio draga:
Nama draga, voda do koljena,
Sam se djogo po mejdanu voda,
A sam fesić pliva po Vrbasu.
Moje puške na petero pukle,
Sablja mi se preko razciepila.
Tvoje rešme po putu posute“ . . .
Draga mu je sanak tumačila:
Što je dragi voda do koljena,
To su suze i moje i tvoje.
Što se djogo po mejdanu voda,
To će drugi mene priprositi.
Što li fesić pliva po Vrbasu,
To je naše težko zastajanje.
Što li puške na petero pukle,
To će naše srdce izpucati.
Što se sablja preko razciepila —
Što su rešme po putu posute,
To su naše izprazne beside.“

„Der Geliebte ruft die Geliebte vom Fenster. Zornig meldet sich ihm die Geliebte. „Warum meldest Du Dich so zornig, Geliebte? Ich rufe Dich nicht, um Dein Angesicht abzuküssen, sondern rufe Dich, um Dir meinen Traum zu berichten. Einen furchtbaren Traum habe ich geträumt, o Geliebte. Uns, Geliebte, reichte das Wasser bis zu den Knieen. Allein geht der Schimmel auf dem Platze herum und allein schwimmt mein kleiner Fez auf dem Vrbas. Meine Flinten sind in fünf Stücke zerfallen, mein Säbel zerspaltete sich in die Quere, Deine Korallen lagen verstreut auf dem Wege . . .“ Die Geliebte legte ihm den Traum aus: „Das, o Geliebter, dass das Wasser bis zu den Knieen reichte, dies sind Thränen, die meinen und die Deinen. Dass der Schimmel (allein) auf dem Platze herumgeht, (bedeutet) dass ein Anderer um mich werben und mich erlangen wird. Dass der kleine Fez auf dem Vrbas schwimmt, dies ist unsere schwere Trennung. So wie die Flinten in fünf Stücke zersprungen, so werden unsere Herzen (vor Gram nämlich) zerspringen. Dass der Säbel in die Quere sich gespaltet — dass die Korallen auf dem Wege verstreut lagen, dies sind unsere leeren (d. h. verlorenen) Reden.“

Nach Artemidoros Auseinandersetzungen in den einleitenden Capiteln des ersten und vierten Buches gehörte dieser Traum mit seinen Auslegungen in die Kategorie der allegorischen Träume, von welchen er im fünften Buche mehr als fünfzig Beispiele mittheilt.

Für diesmal mögen diese wenigen Bemerkungen über das Livadić'sche Buch genügen. Eines aber wollen wir doch nicht verschweigen. Livadić stammt eigentlich von deutschen Eltern ab und trug bis vor nicht Langem den biederen deutschen Namen „Wiesner“. Er hat es indessen vorgezogen, sich zu slavisiren. Im Grunde genommen ist er auch ein echter Slave, wie es ja die herrliche und wirklich vollendete Sprache zeigt, deren er sich in seinen Aufsätzen befleissigt.

Friedrich Krauss.

Mudri Ćoso. Po pučkoj predaji ukitio za praznike Vid Vuletić-Vukasović. U Dubrovniku 1883. Naklade knjižare Dragutina Pretnera. (Der weise Ćoso. Nach der Volksüberlieferung für die Ferien ausgeschmückt von V.V.V. Ragusa 1883 D. Pretner.)

Einen bekannteren alten Bekannten als den weisen Ćoso gibt es in der Welt nicht. Ćoso, der Bartlose, ist niemand anderer, als der gute Freund Till Eulenspiegel, der unter den Südslaven ganz dieselben und noch eine andere Unzahl loser Schalkstreiche verübt, die sein Andenken für alle Zeiten sichern. Der Pfaffe Ameis und Till sind in der deutschen Volkspoesie im Grunde genommen eine und dieselbe Gestalt. Es sind Doppelgänger, die auf eine uralte indogermanische Ueberlieferung zurückführen, wie schon längst die Forschung dargethan. In das südslavische Volk sind dem Ćoso mit der

Zeit drei Rivalen gegenübergestellt worden. Durch die Türken der Schalk Nasreddin (Hodža Nasarajdin), durch die Griechen der Schalk Aesop, der aber ganz in Ćoso aufgegangen ist, und dann Till, der im vorigen Jahrhundert durch die Ueberarbeitung eines Mönches unter dem Namen Petar Kerempuh seinen Einzug im Süden gehalten und sich dauernd unter den Slaven eingebürgert hat. Die Ueberlieferung im Volke gibt uns die zuverlässigsten Anhaltspunkte über die Verbreitung der drei genannten importirten Schalke. Hodža Nasarajdin ist fast ausschliesslich dort zu Hause, wo die Türken festen Fuss im Volksthume gefasst haben, also in Bosnien und der Hercegovina. Vrgl. „Bosanske narodne pripovjedke". U Sisku 1870. („Bosnische Volksmärchen." Sissek, 1870), p. 25—33: „Nasarajdin odža postao kadijom" (N. h. wird Kadi); p. 56—60 und p. 80—84. Wo Nasarajdin zum Helden jenes bekannten Märchens gemacht wird, in welchem der arme Mann durch List allen Schabernack, den ihm seine Nachbarn spielen, zu seinem Glück zu wenden weiss und schliesslich, als man ihn in einen Sack bindet, um ihn in den Fluss zu werfen, er einen vorübergehenden Viehtreiber beschwätzt, für ihn in den Sack zu kriechen. Als Nasarajdin mit der Heerde nach Hause kommt, erzählt er, er habe die Heerde aus dem Fluss herausgeholt, worauf alle Dorfbewohner in's Wasser springen und elend umkommen. (Vrgl. Schleicher, Lithauische M.: Vom Bauer, der ein grosser Schelm war.) Eine weitere Reihe von Streichen des Nasarajdin finden sich in den verschiedenen Jahrgängen der Ragusaer Zeitschrift „Slovinac", in dieser Fundgrube für Nachrichten aus dem südslavischen Volksleben. In eben dieser Zeitschrift war auch voriges Jahr zum erstenmal vorliegendes Büchlein publicirt worden. Es ist im Grunde nichts Anderes, als eine neue Auflage der bekannten Lebensgeschichte Aesops, die im 12. Jahrhundert von einem Byzantiner zusammengestellt wurde. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass Vukasović aus dem Volksmunde direct seine Fassungen empfangen. Zu tadeln ist nur, dass er sich, ich weiss nicht recht wodurch, dazu verleiten liess, die sonst durch ihre Schmucklosigkeit recht gefällige Darstellung durch einige gelehrte Fälschungen zu entstellen. So lässt er auf S. 6 Leute den Ćoso beschwören, er möge ihnen um des Daždbogs willen den rechten Weg zeigen. Einen Daždbog kannten weder die Südslaven, noch die Slaven überhaupt jemals. Es ist dies der noch jetzt gebräuchliche Ausruf „daj bog" oder „daj bože" (gib Gott)[1]) in alter Form, die in alter Zeit von Demjenigen missverstanden wurde, der darüber berichtet[2]). Wenn aber dennoch vor einigen 15 Jahren ein Fälscher in der serbischen Zeitschrift „Vila" eine Sage von Daždbog zum Besten gibt, und der berüchtigte M. S. Milojević in seinen angeblichen Volksliedern zu wiederholten Malen diesen Gott producirt, so ist es durchaus nicht nothwendig, daraufhin dem ganzen Volke etwas zu imputiren, wovon es gar keine Ahnung hat. Dasselbe gilt von der Göttin Svijetlana (die Lichte). Selbst diese Wortbildung ist zur Bezeichnung einer Göttin im Serbisch-Kroatischen unzulässig. Vuletić gibt noch zum Ueberfluss in der Anmerkung die triviale Erklärung: „Ova je božica dijelila ljudima svako dobro." (Diese Göttin hat den Menschen alles Gute zuertheilt.)

Der eigentliche südslavische Ćosa wird uns hier nicht vorgestellt. Bisher fehlt es noch an einem Volksbuche, das seine Streiche gesammelt enthielte. Der wahre Ćosa wird sonst kurzweg auch Ero (d. h. Hero-Herzegovac) der Herzegoviner par excellence genannt. Eine Reihe seiner Streiche theilte Vuk Vrčević im „Slovinac" und in der vor zwei Jahren eingegangenen „Srpska Zora" mit, einige andere finden sich bei Karadžić in den „Srpske narodne pripovijetke". Wien, 1870. — N. 44, bei Karadžić, S. 159—163 ist der deutschen Welt durch die Uebersetzung der Wilhelmine Karadžić (Volksmärchen der Serben, Berlin, 1854) S. 238 bis 244 zugänglich geworden. Eine recht hübsche Variante, die im J. 1837 in der ehemaligen slavonischen Militärgrenze aufgezeichnet wurde, liest man bei Mijat Stojanović in den „Pučke pripoviedke i pjesme", Agram 1867. p. 210—214. Eine andere Variante erhielt ich diesen Sommer von einem Freunde aus Montenegro. In allen drei Fällen ist der Bauernjunge derjenige, der den Ćosa im Lügen bemeistert und das strittige Object, das dem zufallen soll, der am besten lügen kann, als Sieger davonträgt. Ich werde in den Erläuterungen zu meinen südslavischen Sagen und Märchen gelegentlich das Verhältniss dieser Varianten ganz genau festzustellen suchen.

Als echt südslavisch halte ich die zwei Streiche Ero-Ćosa's, die wir bei Karadžić auf S. 301 ff. u. S. 304 ff. lesen. „Ero von jener Welt" und „Ero und der Türke". Die dritte Erzählung auf S. 305 ist die wohlbekannte Anekdote, die Veranlassung zum deutschen geflügelten Worte „Aha, Bauer, das ist etwas ganz Anderes" gewesen. Darüber gab Büchmann eine recht hübsche Zusammenstellung. Zuerst kommt das Geschichtchen in der Mitte des 16. Jahrhunderts in einem deutschen Buche vor und von dort aus scheint es die Reise um die Welt gemacht zu haben. Auch bei den Südslaven, speciell bei den Herzegovzen, ist die Wendung „kad neš mojoj u ćitap[1]), lje neš ni tvojoj" = willst Du nicht für meine (in das Gesetzbuch schauen), sollst du's wohl auch nicht für Deine — zum geflügelten Wort geworden. Vielleicht ist es nicht überflüssig, das Geschichtchen nochmals zu erzählen. Das Stück lautet: „Ero weidete des Kadi Rinder, unter welchen er (Ero) auch seine eigene, einzige Kuh hatte, die er regelmässig mit den Rindern des Kadi auf die Weide trieb. Nun geschah einmal, dass sich eine Kuh des Kadi mit der Ero's herumstiess und dabei von dieser todtgestochen wurde. Ero rennt da, so schnell ihn die Beine tragen, zum Kadi: „Hochmögender Efendi! Deine Kuh hat die meinige niedergestochen." — „Wer ist denn Schuld daran, Du Trottel? Hat sie jemand aneinander getrieben?" — „Gar Niemand. Selbst rannten sie gegeneinander los." — „Bei Gott, schau, dass Du fortkommst, für Thiere gibt's kein Gericht." — „Aber hör' mich doch an, Efendi, was red' ich für einen Unsinn, meine Kuh hat der Deinigen den Garaus gemacht." — „So, so, Du Hallunke. Wart ein Weilchen, ich will doch 'mal nachschauen, was der Koran in diesem Falle meint." Dabei langte er nach dem Buche. Ero packte ihn aber rasch bei der Hand und rief aus: „Willst Du nicht für meine nachschauen, sollst Du's wohl auch nicht für die Deine."

Friedrich Krauss.

[1]) Man denke an das griechische δός θεός, woraus der Name Dositheos gebildet wurde, oder erinnere sich, dass der heilige Schwärmer Franz von Assisi seine Gemeinde „mea portiuncula" (sein Antheil nämlich im ewigen Leben) genannt und wie daraus der Frauenname Portiuncula in Brauch gekommen.

[2]) Vrgl. die Chronik des Joannes Malala von Antiochien.

[1]) arab.: Kitâb, das Buch.

Srbi u Ugarskoj, njihova povesnica, povlastice, crkva, političko i društveno stanje. S franzuskoga preveo i popravama dopunio Dr. Stevan Pavlović. Prvi deo. U Novom Sadu. Nakl. L. Jocića i druga. 1883. (Die Serben in Ungarn, ihre Geschichte, Privilegien, ihre Kirche und ihre politische und sociale Stellung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Berichtigungen ergänzt von Dr. Stefan Pavlović. Neusatz, 1883. L. Jocić und Comp.) I. Theil.

Es ist gewiss beschämend für ein Volk, wenn es in seiner eigenen Sprache nicht seine eigene Geschichte kritisch dargestellt, besitzt. Um so grössere Anerkennung verdient es, wenn ein Fremder, ein Angehöriger einer ganz fremden Nation, die Hand an's Werk legt und das Fehlende ersetzt. Emile Piqueau, ein gebürtiger Franzose, der eine Zeit lang als Professor für rumänische Sprache an der orientalischen Akademie in Paris wirkte, ist der eigentliche Verfasser des vorliegenden Werkes. Die „Matica srpska" in Neusatz fand dasselbe so vorzüglich, dass sie sich bewogen fand, einen Preis auf eine serbische Uebersetzung dieses Buches auszusetzen. Dies geschah im Jahre 1874. Lange wollte Niemand sich der Arbeit unterziehen, bis sich Dr. Pavlović, ein gründlicher Kenner seines Volkes, daran machte, nicht blos das Piqueau'sche Werk zu übersetzen, sondern auch allseitig seinen Mängeln abzuhelfen, deren das Original nicht wenige aufweist, da es dem Verfasser nicht möglich war, die reichhaltige, einschlägige Literatur einer genauen Durchschau zu unterziehen. Pavlović beschränkte sich nicht blos auf die heimische Literatur, er zog auch die hieher bezüglichen russischen, čechischen und deutschen Hilfswerke zu Rathe, zog ferner bei noch lebenden Zeugen der bedeutsamen Vorgänge der Revolutionsjahre 1848 und 1849 Erkundigungen ein und benützte, was wir ihm als nicht geringes Verdienst anrechnen, auch die reichen Volksüberlieferungen, die in den Heldenliedern des Volkes erhalten sind. So durfte er mit einigem Recht auf dem Titelblatte den Namen des eigentlichen Verfassers übergehen und den seinigen allein anführen, denn es ist zum grossen Theil ein selbstständiges Werk, das er uns bietet. Indem wir uns vorbehalten, ausführlicher darüber zu berichten, sobald es uns ganz vorliegen wird, geben wir hier kurz die Capitelüberschriften an. In der bibliographischen Uebersicht, die dem Buche vorausgeschickt wird, werden dreiundvierzig Werke namhaft gemacht, darunter einige überaus seltene. Dass sie Pavlović alle wirklich benützt hat, davon legt die starke Umzäunung von Anmerkungen, die fast auf jeder Seite vorkommen, ein deutliches Zeugniss ab.

Das I. Capitel S. 18—30 handelt von den Serben in Ungarn von der Mitte des 7. Jahrhunderts bis zu den ersten Zusammenstössen mit den Türken.

Das II. Cap. S. 31—47 enthält die Geschichte der ungarischen Serben von den ersten Türkenkriegen ab bis zum Ableben des letzten Sprosses der Familie Branković (Johanna Branković, † 1521). An dieses Capitel schliesst sich von S. 48—63 ein genealogisches Bild der Familie Branković. Als Grundlage zu dieser Untersuchung diente Pavlović: Vecéslav Křížek's „Dějiny národu slovenskyh v préhledu synchronistickem". Tabor 1871, und: „Slike iz srpske istorije" von Stanoje Bošković, Belgrad 1882. Zu diesem Excurs gehört noch die genealogische Tabelle, die dem Hefte am Ende beigefügt ist.

III. Cap. S. 64—90. Geschichte der Serben in Ungarn vom Aussterben der Linie Branković ab bis zur Einwanderung des Patriarchen Čarnojević (1521—1694). Die ersten Privilegien des Kaisers Leopold.

IV. Cap. S. 91—140. Enthält die Geschichte vom J. 1694, von der Einwanderung der Serben bis zum Jahre 1751, als Hrvat und Teköly nach Russland ausgewandert. — Neue Privilegien Leopold I., Josef I., Karl VI. und Maria Theresia's.

V. Cap. S. 141—179. Von der Auswanderung Teköly's und Hrvat's nach Russland bis zu dem Zeitpunkte, wo den Serben das Bürgerrecht in Ungarn verliehen wurde (1751 bis 1791).

VI. Cap. S. 180—222. Die Geschichte der Serben in Ungarn bis zum Revolutionsjahr 1848. — Die Kriege gegen Frankreich. — Die illyrische Bewegung. — Der Nationalitätenkampf in Ungarn (1791—1848).

VII. Cap. S. 223—279. Der serbische Aufstand im J. 1848 und 1849.

VIII. Cap. S. 280—288 (Fortsetzung im nächsten Hefte) bietet ein Bild der neuesten Geschichte der Serben in Ungarn. (Die Folgen des österreichisch-ungarischen Dualismus [1849 bis 1873] für die ungarischen Serben.)

Da das Werk noch nicht vollständig ist, möchten wir Dr. Pavlović noch auf einen Uebelstand aufmerksam machen, der einer grösseren Verbreitung des Buches unter den Südslaven nur hinderlich sein muss. Es werden nämlich seitenlange lateinisch verfasste Documente mitgetheilt, ohne aber eine Uebertragung hinzuzufügen. Eine solche ist aber unumgänglich nothwendig, weil ja das Buch doch im Grunde mehr für das Volk als für den Historiker und Ethnographen von Fach bestimmt ist. Das Buch ist mit cyrillischen Lettern gedruckt. Die Ausstattung ist eine gediegene.

Friedrich Krauss.

Contes arabes modernes. Recueillis et traduits par Guillaume Spitta-Bey. Leide 1883. E. I. Brill.

Sowohl der Sprachforscher, als der Folklorist wird dieses Buch mit grosser Freude begrüssen. Da ich selbst zu meinem Leidwesen des Arabischen nicht mächtig bin, wandte ich mich an meinen verehrten Lehrer, Prof. Friedrich Müller und bat ihn um sein Urtheil über den Werth des linguistischen Theils dieses Werkes. Prof. Müller sprach sich darüber äusserst günstig aus und bezeichnete die Texte, die uns hier geboten werden, als das zuverlässigste Material zur Kenntniss der arabischen Volkssprache. Spitta berichtet im Vorworte über die Grundsätze, die er bei der Aufzeichnung dieser Volksmärchen befolgt, und wir können ihm nur in Allem beistimmen. Er nahm die Erzählungen mit phonographischer Treue auf, änderte nicht das Geringste am Stil, vermied es sorgfältig, selbst auffällige Widersprüche und Unsinnigkeiten auszumerzen, so dass es uns selbst bei der wortgetreuen und unfranzösischen Uebertragung bedünkte, als hörten wir unmittelbar den Mann aus dem Volke erzählen. Mit Recht eifert Spitta gegen das Bestreben so vieler Grammatiker,

welche orthographischen und sogenannten sprachlichen Gesetzen zu Liebe Alles, was in ihren Kram nicht hineinpasst, zu nivelliren suchen, um so eine Gleichheit, oder wie sie es nennen, Eleganz in die Darstellung hineinzubringen. Hübsch bemerkt dagegen Spitta: „Certes, ses lois, prises et appliquées dans leur sens général, ne sont jamais negligées entièrement, elles fournissent les règles fondamentales au couleur; mais celui-ci, toujours inconscient de ce point d'appui, laisse prédominer naivement sa manière à lui de raconter et de sentir, suivant en cela l'impulsion irrésistible de la nature vivante, qui incite chaque individu à vivre de sa vie propre et à faire de la langue commune une langue personell où dominent librement les inflexions particulières, les constructions spéciales et les tours singuliers, enfin les phrases toutes faites et qui, devenant habituelles à chacun, sont la marque de son génie propre; et cette interprétation individuelle est d'autant plus grande chez les peuples barbares ou peu civilisés que l'influence des grammaires et des académies ne s'y fait pas encore sentir."

Im Ganzen enthält das Buch zwölf Märchen. Da sie aus Aegypten (Kairo) stammen, sollte man recht viele echt ägyptische Züge in ihnen zu finden glauben dürfen. Indessen sind kaum einige Spuren vorhanden, die auf einen Einfluss altägyptischer Anschauungen hinweisen. Im zweiten Märchen, dem Märchen vom Küchenbären, sagt ein Sklave, sein Leben stecke in einem Käfer. Als dieser Käfer getödtet wird, stirbt gleich der Sklave. Bei den alten Aegyptern war der Käfer das Symbol des Lebens. Eine nahe verwandte Anschauung begegnet uns auch in indogermanischen Märchen. Das Leben eines Menschen ist gebunden an das Gedeihen eines Baumes, einer Pflanze, oder auch an die Reinheit irgend eines leblosen Gegenstandes. In der Regel steckt die Lebenskraft des Drachen, den ein Held bekämpft, in irgend einem Thiere, einem Hasen, einem Fuchse oder Vogel. Erst wenn man das betreffende Thier, das im wilden Gebirge irgendwo haust und die verschiedensten Gestalten annehmen kann, glücklich gefangen hat, wird man Herr des Drachen. Das elfte Märchen hat wohl einen Berührungspunkt mit dem Mythos vom Sonnengott Ra, doch ist es durchaus nicht nothwendig, mit Spitta dasselbe in directe Verbindung mit letzterem zu bringen. Gerade der Sonnenmythos ist ein hervorstechender Grundzug der meisten echt arabischen Märchen. Nur das dritte, sechste und achte Märchen dieser Sammlung, zum Theile auch schon aus „Tausend und eine Nacht" bekannt, tragen ein echt arabisches Gepräge, sind Erzeugnisse arabischer Phantasie, alle übrigen berühren sich vielfach mit dem Märchenschatz der indogermanischen Völkergruppen. Besonders interessant ist ein Vergleich mit den südslavischen Märchen, die zweifelsohne durch das Medium der Türken unter den Slaven Verbreitung gefunden haben. Ich hebe nur einige frappirende Züge der Verwandtschaft hervor. S. 7 u. ff. Vrgl. mit dem Märchen „Škular" bei M. Stojanović p. 75—81. Vergl. auch „Bosanske pripoviedke: zanat kojega nitko na svietu ne zna". p. 97—102; das zweite Stück bei Spitta zu vergleichen mit dem bei Karadžić, p. 229—233 und p. 233—236. Es ist eine eigene Fassung des Aschenputters, der hier Küchenbär heisst. Mit dem vierten Stück „Histoire du pêcheur et de son fils" ist zusammenzuhalten, „Laž za opkladu" bei Karadžić p. 159 bis 161 und in meinem Werke („Südslavische Sagen und Märchen", W. Friedrich, Leipzig 1883) „der Jüngling und das Vilapferd", p. 341—351. Im arabischen Märchen ist ein Fisch, im südslavischen ein Pferd der gute Genius des armen bedrängten Jungen. — Der Anfang des fünften Stückes stimmt vollständig überein mit dem Bruchstück, das ich in meinem Werke auf S. 279 u. f. mittheile. — Stück VII „Histoire du prince qui apprit un metier", hat schon längst seinen Einzug unter den Südslaven gehalten. Vrgl. Karadžić p. 173—174: „Sve, sve, ali zanat." — Mit Stück IX. vergl. bei mir p. 187 bis 189 und p. 372—373. — Stück XI. gehört zu den unter den Südslaven am häufigsten erzählten Märchen, ja, es hat noch in der bosnischen Fassung („Bosanske pripoviedke" p. 4—6: „Tri sultanije i sultan"), ich möchte fast sagen, den Localton der afrikanischen Heimat bewahrt. — Das zwölfte und zugleich letzte Stück dieses Buches „Histoire du prince et de son cheval" stimmt im Wesentlichen ganz überein mit dem Märchen vom „wunderbaren Pferd", das man bei mir auf S. 221—223 liest.

Wenn wir einen Tadel, der zugleich ein Wunsch wäre, noch aussprechen dürfen, so ist's der, dass es uns sehr leid thut, dass uns Spitta nicht noch mehr Märchen aus seiner reichen Sammlung mittheilt [1]). — Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr gefällige und gereicht der Verlagshandlung zur grossen Ehre.

Friedrich Krauss.

Památky archaeologické a místopisné (Archäologische und topographische Denkmale). Bd. XI, Prag 1880. (Fortsetzung.)

Heft 8.

Wer hat über Funde aus vorgeschichtlicher Zeit in Böhmen im XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert geschrieben? von Jos. Smolik. Unter den besprochenen Schriften, die sich mit prähistorischen Studien in Böhmen befassten, sind besonders zu nennen: J. Mathesius: Bergpostilla oder Sarepta 1578; gleichzeitig einige polnische Gelehrte: Bohusl. Balbin: Miscellanea historica regni Bohemiae. Prag, 1679. Karl Jos. von Bienenberg: Versuche über einige merkwürdige Alterthümer im Königreiche Böhmen II. 1779, III. 1786, mit Abbildungen. Jos. Dobrovský: Literarisches Magazin von Böhmen und Mähren 1786; Aufsätze in den Abhandlungen der königl. böhm. Ges. d. Wiss. — Reihengräber bei Unětic, zweite Gruppe, mit zwei Tafeln, von C. Ryzner. Diese Gruppe, 100 m. östlich von der ersten gelegen und aus 29 Gräbern bestehend, hat der Verfasser ebenfalls systematisch ausgegraben und beschreibt jedes Grab im Detail. Die meisten Funde, besonders der reiche Bernsteinschmuck, sind abgebildet. Einzelne Gräber waren mit einem grossen Steine, die übrigen mit groben Steinen bedeckt, unter denen das Skelet auf der Seite liegend sich befand, mit dem Kopfe nach Südost, mit dem Gesichte nach Osten gekehrt.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an prähistorischen Stein-, Bernstein-, Bronze-, Gold- und Thonobjecten. — Die zehnjährige Wirksamkeit des archäologischen Vereines „Vocel" in Kuttenberg. — Bericht über die Thätigkeit des archäologischen Vereines „Včela čáslavská" für das Jahr 1879.

[1]) Leider wird der Wunsch schwerlich je in Erfüllung geben; denn der hochverdiente Gelehrte ist vor Kurzem einem langwierigen Leiden in Kairo erlegen. Er bekleidete dort die Stelle eines Bibliothekars.

Heft 9.

Der diluviale Mensch Mitteleuropas, von J. N. Woldřich. Ein Ueberblick mit besonderer Berücksichtigung österreichischer Funde. — Opfersteine an der Schwarzawa, mit einer Tafel, von K. Adámek. Beschreibung und Abbildung einiger Granitblöcke mit schüsselförmigen Vertiefungen, welche sich an den schwer zugänglichen Gipfeln des Bergrückens „Perničky", so genannt nach dem altslavischen Ausdruck „pernice" = Schüssel, Pfanne, unweit des Karlsteins an der böhm. mähr. Grenze befinden. Interessant erscheint die Sage dieser Gegend, derzufolge sich die Bevölkerung bald in den Hussiten-, bald in den Schweden-Kriegen an die obigen Orte geflüchtet, hier in den Schüsseln Getreide zerrieben und Brod gebacken haben soll. Unter einer Baumwurzel wurde hier ein flacher, zugeschliffener Stein gefunden. — Ueber das Münzwesen in den westlichen Ländern überhaupt und über die Begründung des böhmischen Münzwesens insbesondere, von Jos. Smolik. Es wird darauf hingewiesen, dass die sogenannten „Regenbogenschüsseln", die in Baiern gefunden wurden, nicht identisch sind mit den in Böhmen bei Podmokel und am Hradiště bei Stradonitz gefundenen, da sie ein anderes Korn und einen anderen Feingehalt besitzen, sondern dass die böhmischen einheimischen Ursprunges sind, gleich den ähnlichen „stummen Silbermünzen" vom Hradiště bei Stradonitz. Ferner wird die Vermuthung ausgesprochen, dass die verschiedenen „barbarischen" Münzen, die in Mähren, Böhmen und anderwärts in grösserer Menge gefunden werden, nicht mit hinreichenden Zeichen oder Buchstaben versehen sind und gegenwärtig den Quaden zugeschrieben werden (Numismat. Zeitschr. Wien 1880 p. 108), in die Zeit des grossmährischen Reiches und in Böhmen in die Zeit vor Boleslav d. I. fallen. Die ersten sicher bestimmbaren Münzen Böhmens mit Namen und Ort stammen von Boleslav I., aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. Hierauf folgt die Beschreibung und Abbildung böhmischer Münzen, Fortsetzung.

Kleinere Mittheilungen. Archäologische Ausstellung in Časlau (darunter viele urgeschichtliche Objecte). — Zwei neue Hradiště am Quaderberg am rechten Ufer der Elbe und bei Lžovic unweit Elbeteinitz.

Heft 10.

Ueber das Münzwesen etc., von Jos. Smolik. Schluss. — Hradiště bei Podskal unweit Vorlik, vom Friedrich Fürsten Schwarzenberg. Dasselbe liegt am linken Ufer der Moldau, und hat, wie der gelungene Holzschnitt zeigt, die Form eines Dreieckes, das auf zwei Seiten durch natürliche steile Abfälle geschützt ist; die Wälle sind bis 2 m. hoch und aus Stein (Schiefer und Granit) aufgeführt. Funde sind nicht gemacht worden. — Einiges über die Hradiště, besonders über das Hradiště am Schlaner Berg, mit zwei Tafeln, von Jos. Smolik. Unter den in Böhmen über 120 bekannten Hradiště (= befestigter Platz bei den Westslaven, = Ort, wo eine Stadt liegt oder gelegen ist bei den Ostslaven) werden solche unterschieden, welche nicht ausgedehnte Städte waren, z. B. bei Stradonitz, dann solche, die bei ebenfalls ausgedehnterer Fläche nicht stabil bewohnt waren, sondern nur als Refugium dienten und keine Funde ergaben, und endlich solche, die einen geringen Umfang zeigen, kaum 100—150 m. im Durchmesser und deren Zweck nicht bekannt ist. Dem Alter nach werden die Hradiště Böhmens in vier verschiedene Gruppen zusammengestellt ohne bestimmte Zeitangabe. Hierauf folgt die Beschreibung des grossen Hradiště am Schlaner Berge, welches im Süden und Osten von einem Steinwall begrenzt wird und das schon Kalina von Jähtenstein beschreibt. (Böhmen's heidn. Opferplätze.) Es folgt die kurze Besprechung der Funde der Herren Holweg und W. Michl, welche in den ausgedehnten Aschenlagen dieser Ansiedlung gefunden wurden; auf Taf. XIX sind die wichtigsten polirten Steinartefacte und Thongefässe der Holweg'schen Sammlung und auf Taf. XX die Beinartefacte abgebildet. Aus Bronze fand bekanntlich Kalina von Jähtenstein neben Bein- und Steinartefacten nur einige Nadelfragmente. Diese Reste zeigen, dass das Schlaner Hradiště von einem sesshaften, von Ackerbau lebenden Volke bewohnt war.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an Thon-, Stein- und Knochenartefacten aus verschiedenen Orten. Bronzeobjecte vom Hradiště bei Lžovic unweit Elbeteinitz, darunter ein kelt. Bronzearmring aus hohlen Halbkugeln zusammengesetzt von einem Skelete eines Flachgrabes bei Bilan unweit Chrudim. Aus einem Grabhügel von Ober-Metelská bei Bischofteinitz: Drei lange Haarnadeln mit flachem Kopf, Dolch, Armspange, an beiden Enden in je eine Rose umgebogen, ein Fingerring, alles aus Bronze, ferner ein Golddraht. Ein Bronzeschwert von Slatina bei Zvolenoves. Zwei Menschenschädel.

Heft 11. 1881.

Slavische Gräber in Oberbaiern, von Jos Smolik. Auf Grundlage der Vergleichung von Form, Inhalt und Beigaben der Reihengräber Oberbaierns, welche brachycephale Skelete bergen, mit einer Reihe solcher ganz gleichen Gräber in Böhmen, die ebenfalls in das VI.—VIII. Jahrhundert fallen dürften, auf Grundlage der alten Ortsbeschreibungen Baierns, aus dem Gleichklange vieler ursprünglicher Ortsnamen Baierns mit solchen Böhmens, und auf Grundlage der bekannten Freisinger Handschrift wird in eingehender Art nachzuweisen versucht, dass mindestens die Reihengräber zu Oberhechingen (im II. Jahrhundert noch „Vinidum" genannt) und die Gräber um den Starenberger See und Würmsee (nach E. Forstemann noch im IX. Jahrhundert „Winidouva" d. h. windischer See genannt) slavischen Ursprungs sind. — Ueber Paalstäbe und Celte Böhmens, mit 2 Tafeln, von Jos. Smolik. Verbreitung derselben, sowie der diesbezüglichen Gussformen in Europa. In Böhmen können sechs Formen unterschieden werden, dazu noch Bronzekeile und Meissel. Es werden 36 Fundorte angeführt, darunter besonders wichtig Massenfunde, die neben anderen Bronzeobjecten auch Paalstäbe enthielten; nicht unwichtig erscheint ein flacher Paalstab aus Stein.

Heft 12.

Ueber grössere Steinartefacte Böhmens, mit zwei Tafeln, von Jos. Smolik. Allgemeine Bemerkungen über die neolitische Zeit Böhmens, deren selbstständige Existenz daselbst bezweifelt wird. Beschreibung und Abbildung von 47 der wichtigsten Formen von Beilen, Aexten, Hämmern und Kugeln.

Kleinere Mittheilungen. Steinbeil aus Elbeteinitz, Gefässfragmente aus verschiedenen Orten. Bronzeobjecte: Armringe, Messer, Haarnadeln, Draht, Pfeilspitze, Knöpfe mit Oese, aus Korunka Jelení. Bronzedolch aus Dakeš bei Kladno.

Gürtelfragment aus Leder mit Nieten verziert aus einem Grabhügel bei Deutschbrod. Zwei Paalstäbe und eine Nadel von Böhmisch Aicha. Bericht des archäologischen Vereines „Včela čáslavská" 1881 (Čermák). Ringe, Lanzenspitze, Paalstäbe, Sichel, Meissel aus Bronze, mit Bronzekuchen vom Plešivci (Lüssner). Bronzefunde bei der Burg Zvikov (Lüssner). Aschengräber mit Scherben, Reibsteinen und Steinbeilfragment nebst Thierknochen bei Velké Horky (Schmidt). Bericht über das Museum in Pilsen. Opfersteine in der Umgebung von Jablonec bei Reichenberg (Lüssner).

Heft 13.

Ueber böhmische Münzen, besonders über den Fund von Chotzen an der stillen Adler (4200 Stücke) und ihre Eintheilung, mit 1 Tafel, von Jos. Smolik. — Gräber bei der Eisenbahnstation Korunka Jelení bei Chotzen, mit 1 Tafel, von Jos. Smolik. Urnen und Thongefässe mit und ohne Henkel, meist verziert, mit kleinen Böden; von freier Hand gemacht, die kleineren gut gebrannt; wenig Bronzen: einfache Armringe, Draht, Haarnadeln mit flachen, kegel- und kugelförmigen Köpfen, Pfeilspitze, Knopf. Aehnliche Thongefässe mit ähnlichen Beigaben kommen nicht nur anderwärts in Böhmen vor, sondern in Schlesien, in der Lausitz, in Brandenburg, in Pommern, in Mecklenburg, in Hannover und in Sachsen bei Strehlen und Grossenhain, dagegen fehlen sie im Museum von Kopenhagen und in Schweden.

Kleinere Mittheilungen: Reihengräber bei Hřince unweit Jičín mit Eisen- und Bronzeschmuck (Eisenfibel, Bronzeschlangenfibel). Golddraht aus Libřic an der Strasse bei Josefstadt, wahrscheinlich aus einem Grabe.

Heft 14.

Ueber einen Fund böhmischer Münzen, Fortsetzung, von Jos. Smolik. Nicht unwichtig ist die aus dem 13. Jahrhunderte stammende Urne, in welcher die Münzen verwahrt waren. Dieselbe zeigt am Boden ein Zeichen, bestehend aus einem erhabenen Kreise mit zwei sich kreuzenden Durchmessern (Rad). Aehnliche Zeichen befinden sich auf böhmischen Urnen aus dem 9. und 10. Jahrhunderte, so in den Reihengräbern von Zakolan. — Zwei Hradiště, mit 1 Tafel, von Břet. Jelinek und zwar bei Beraun „na Kotýsi" und auf der „Otrnická Hora" bei Lochovic. — Diverse Bronzefunde aus Böhmen, mit 1 Tafel, von Jos. Smolik. Zwei Fibeln, Armringe aus Gräbern von Pliškovic bei Mirovic. Grosser Armring aus acht Halbhohlkugeln, Zierring aus einem Grabe bei Bylan. Haarnadel, Spirale, offene Ringe aus Chrašťan bei Rakovnik. Drei Stücke Pferdezaum (wie in den Pfahlbauten), eilf Knöpfe mit Ohr (wie in Hallstatt), Buckel mit Ohr, Knopf von der Form eines Helms, ein Celt aus einem Tumulus in Záboří bei Elbeteinitz. Ein Schwert aus einem Grabe (?) im Welwarner Walde bei Slatina.

Kleinere Mittheilungen: Steinbeil von Minkovic, zwei Steinäxte aus Citolib, zwei andere aus Kobyliš; ein kleines Steinbeil vom Felde bei Popovic unweit Jičín. Zwei beschnittene Geweihe von Unter-Kšel. Thongefässe, darunter ein durchlöcherter Rauchtopf aus der Šarka. Thongefässe aus dem Gräberfeld bei Třebochovic und aus Korunka Jelení. Thongefässe mit Wellenornament und zwei Thonwirtel und Glaskorallen aus Reihengräbern bei Zakolan. Golddraht aus Meseritz. Nadel, Messer, Ohrringe von Bronze aus den Gräbern von Třebochovic. Sieben Ohrringe mit Sförmigem Ende, blaue Glaskorallen nebst einer Münze Vratislav II. aus Reihengräbern bei Hořovic, unweit Otenik. Bronze- und Eisenobjecte aus Reihengräbern bei Křinec. Kleines Glasgefäss aus einem Grab bei Kladno. Steingräber bei Lobositz mit je einem Skelete: einfache Bronzearmringe, Blecharmring und ein Dolch in einem Grabe; 60 Bernstein-Perlen und ein Golddraht im zweiten; zwei Haarnadeln, Dolch und Celt aus dem vierten Grabe; das dritte enthielt keine Beigaben (Weinzierl).

Woldřich.

Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift von Rudolf Falb. Leipzig, 1883. J. J. Weber.

Wo die Wissenschaft langsam und bedächtig vorwärts schreitend allmälig einen festen Boden zu weiteren Forschungen zu gewinnen sucht, da überspringt kindliche Naivetät die Schranken von Zeit und Ewigkeit, lässt der Phantasie freien Spielraum und ergötzt sich gerne am eingebildeten Erfolge. Insolange ein solches Treiben lediglich Unterhaltungszwecken dienen will, um in müssigen Stunden zu zerstreuen und zu erheitern, insolange sind wir weit davon entfernt, dagegen ein Wort des Tadels laut werden zu lassen, im Gegentheil, wir sind immer gerne bereit, einem gelungenen Phantasiestücke unseren vollen Beifall zu zollen; sobald aber ein Luftschlösserverfertiger darauf Anspruch erhebt, als Gelehrter und Fachmann „im Rathe der Männer" Sitz und Stimme zu haben, und zugleich durch seine „Leistungen" in einem gewissen Sinne im Stande ist, wissenschaftliche Methode und Forschung in den Augen der Welt in's Lächerliche und Niedrigkomische zu ziehen, da erheischt es gebieterisch das Interesse der Wissenschaft selbst, solch' frevelhaftes Spiel rückhaltslos aufzudecken und den Spassmacher in die gebührenden Schranken zu verweisen.

Wir enthalten uns selbstverständlich eines Urtheils über Falb's geologische Forschungen, weil wir davon nicht mehr verstehen als er selbst, wenn wir anders den Widerlegungen Falb'scher Leersätze von Seiten eines bedeutenden Geologen (derselbe ist Universitätsprofessor in Graz) einigen Glauben beimessen dürfen, als Philolog aber muss ich Falb entschieden als einen schlechten Spassmacher bezeichnen, da ich durchaus in ihm das Wunderkind nicht erblicken kann, als das er sich in anspruchslosester Weise hinzustellen beliebt.

Wenn ein gewöhnliches Menschenkind, das sich zum Berufe die Sprachforschung erwählt hat, über irgend eine Sprache schreiben will, so pflegt es zuvor die eingehendsten Vorbereitungen zu treffen. Ganze Berge der einschlägigen Literatur werden bis auf's i-Pünktchen durchstöbert, der Betreffende bemüht sich, womöglich tiefer als irgend einer seiner Vorgänger die Geschichte der Sprache und diese selbst zu ergründen, und dann erst wagt er es, schüchtern hervorzutreten, wenn er wirklich glaubt, etwas Neues erforscht zu haben. Ganz anders Falb. Im Jahre 1877, so erzählt er ganz naiv im Vorworte, trat er eine Reise nach Südamerika an, um sich „über die Vertheilung der Erdbeben der südlichen Hemisphäre zu erkundigen". Ruhig fährt er fort zu erzählen: „Es waren dabei keinerlei andere Untersuchungen in das Programm aufgenommen und daher auch keine Vor-

studien über südamerikanische Sprachen gemacht worden.“ Und trotzdem er gar keine Vorstudien gemacht, so sammelte er doch über die Indianersprachen ein Material, das über zwei tausend Folioseiten umfasste! Er scheint es aber doch gefühlt zu haben, dass man seine Genialität einem leisen Zweifel unterziehen werde, und darum beeilt er sich schon auf der nächsten Seite eine natürliche Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung zu geben. Sie lautet: „Da ich in meiner Jugend — vom elften bis zum zwanzigsten Lebensjahre — mich eifrig dem Studium der Sprachen, und zwar nach den classischen Idiomen (so!) vorzugsweise der semitischen Dialecte gewidmet hatte, bevor ich zur Naturwissenschaft überging, so konnte ich hier von alten Reminiscenzen zehren.“

Man merkt gleich aus diesem Ausspruche, dass Falb nicht die entfernteste Vorstellung von wissenschaftlicher Sprachforschung besitzt. Man pflegt mitunter zu sagen, dieser oder jener Unsinn habe eine Methode, in Falb's Sprachenforscherei fanden wir keine. Der Holländer Lennep führte im vorigen Jahrhundert die ganze griechische Sprache auf einige Laute zurück. Er entfaltete dabei eine ganz aussergewöhnliche Kenntniss dieser Sprache, und machte doch mitunter trotz aller Ungeheuerlichkeiten recht treffliche formelle und syntaktische Bemerkungen, die in der griechischen Grammatik noch heutigen Tags ihren Platz finden, Falb dagegen hat gar keine Kenntniss von den Sprachen, über die er sich auslässt. Einmal behauptet er, „Konak“ sei ein serbisches Wort und heisse „Königsschloss“. Nun ist „Konak“ ein Lehnwort aus dem Türkischen und bedeutet „Herberge“. Er behauptet ferner, Vorlesungen in spanischer Sprache gehalten zu haben. Das muss wirklich spanisch gewesen sein. Falb versteht ja gar nicht spanisch, wie z. B. seine Bemerkung auf S. 279 klar an den Tag legt. Da heisst es: „Der Titicaca-See hiess ehedem der „See von Tschu-cuitu“ nach einer alten, an seinen Ufern gelegenen Stadt, von welcher auch die Pampas-Indianer Tschi-Kito, die „Tauben-Kinder“, den Namen trugen. Das Land der Taube aber ist Peru.“ Tchi-Kito, oder wie es richtig geschrieben werden muss, Chiquitos ist gar nicht der einheimische Name der Pampas-Indianer, er wurde ihnen vielmehr wegen ihrer kleinen Körpergestalt von den Spaniern gegeben. Chiquito, lat. Digitus, heisst der Finger. Der Chiquito spielt in spanischen Märchen dieselbe Rolle, wie in deutschen der Däumling und in slavischen der Palčec (Aršin brade, pedalj čovjeka, der daumlange Hansel). Chiquitos sind demnach die Däumlinge, worüber man sich leicht genauer belehren kann. Ich bringe es nicht über mich, eine Anmerkung Falb's als eine weitere Curiosität nicht zum Besten zu geben: „Holub“ (böhm.) Taube, wovon das lateinische „columba“, das spanische „paloma“. Die Grundform ist hua-la-hua (huala-lahua) identisch mit hua-rah-hua. Dem „curuc“ und „holub“ gegenüber ist das slavische „Kure“ (Huhn, als Speise!!!) ebenso zu deuten, wie γόνη (so betont!!!) aus ΓΥΝΑΙΚ und γάλα aus ΓΑΛΑΚ, nämlich als ein Theil des Paares, was offenbar auf das Flügelpaar bezogen werden muss (weshalb ala aus huala).“ Es gibt aber noch viel grössere Merkwürdigkeiten in diesem Buche.

Eine grosse Rolle in Falb's Träumereien bilden die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile. Was er in dieser Richtung für Unsauberkeiten gelassen ausspricht, übersteigt die Grenzen des Anstandes. Ein kleines Citat wollen wir uns doch nicht versagen. S. 309 heisst es: „Das naturgemässe Abbild des Berges △ besteht aus den drei Zeichen $< \wedge >$, es sind dies die drei Winkel des Dreiecks: tres anguli (tri-angulus). Diese werden zu tres angeli, d. i. drei Könige.“ Dazu die Anmerkung: „Wenn die hohen Gipfel der Berge in den ältesten Erinnerungen der Menschheit das Signal des Meeres tragen, so kann man darüber nicht gedankenlos hinweggehen. Dies signalisirt auch die geschlechtlichen Attribute der Frau. Die Meereswoge: Zwei Giebel und die dazwischenliegende Vertiefung erklärt uns das linguistische Räthsel der Meerfrau, die Gleichung: „Mädchen“ = „Meer“ = „θάλαττα“, welches auch in vulva = valva = deleth liegt, gleichzeitig mit der dreieckigen Form der Thore in Aegypten und bei den Inca-Bauten in Peru.“ — „Das Unzulängliche hier wird's Ereigniss“, möchten wir mit Goethe im „Faust“ ausrufen. Es hält unendlich schwer, über dieses Buch ernst zu sprechen, Falb ist ein arger Spassmacher. Hat er sich doch in der Leipziger „Ill. Zeitg.“ in einem langmächtigen Artikel als einen der bedeutendsten, wo nicht als den bedeutendsten Sprachforscher beloben lassen. Jammerschade nur um die wahrhaft kostspielige Ausstattung, die der Verleger auf dieses Pasquill auf die Wissenschaft verschwendet hat.

Friedrich Krauss.

Eingelangte Schriften.

1. August — 31. December 1883 [1]).

A. Erwerbungen auf dem Wege des Schriftentausches.

Evangelisches Missions-Magazin in Basel. Jahrg. XXVII. 5 Hefte. (August-December.) Basel 1883. 8°.

K. Preussische Akad. d. Wissensch. zu Berlin. — Sitzungsberichte. Jg. 1883. Hft. XXII—XXXVII. Berlin 1883. 8°. — Hft. XXV/XXVI. Johannes Schmidt: Bericht an die Kgl. Akad. der Wissensch. zu Berlin, über die im Auftrage derselben im Winter 1882/83 ausgeführte epigraphische Reise nach Algier und Tunis. p. 607—616. — Hft. XXXI. Dr. Humann: Bericht über dessen Reise nach Angora zum Zwecke der Abformung des Monumentum Ancyranum. p. 736—737. — Heft XXXV/XXXVI. K. Müllenhoff: Ueber den südöstlichen Winkel des alten Germaniens. p. 871—883. — Hft. XXXVII. Rudolf Virchow: Ueber die Zeitbestimmung der italienischen und deutschen Hausurnen. p. 985—1026.

Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin. Verhandlungen. Redig. von R. Virchow. (Sitzungen, Januar-Juni 1883.) Berlin 1883. 8°.

Januar-Sitzung. — A. B. Meyer: Ueber ein alterthümliches Haus im Pfertschthal (Tirol) p. 11—13 u. 1 Taf. — Handelmann: Thongefässe u. Haselnüsse im Moor. p. 13—18. — Vorgeschichtliches Burgwerk und Brückwerk in Dithmarschen. p. 18—33. — Brückner: Bericht über eine Excursion nach denjenigen Uferpunkten der Tollense und Lieps, an welchen die Lage von Rethra gesucht worden ist. p. 34—48. — Jentsch: Vorgeschichtliches aus dem Kreise Guben. p. 48—54. — Friedel: Pferdeschädel als Schlitten. p. 54—55. — Schulenburg: Ueber Brahmoer Schlossberg und den wendischen König. p. 55—66. — Topfscherben mit Radverzierung und prähistorische Erbsen von Müschen, Spreewald. p. 66—67. — Uebereinstimmung deutscher und kaukasischer Sagen. p. 67—68. — F. Jagor: Neuer Bericht über die Andamaesen. p. 69—72. — O. Flesch: Ueber eine neue Microcephalen-Familie. p. 72—77. — Behla: Bericht über den Gehrener Opferherd bei Luckau. p. 84—86. — Olshausen: Ueber Zinngeräthe aus Gräbern und über den Belag der Griffzunge eines Bronzeschwertes mit Bleiweiss. p. 86—111. — E. Friedel: Silberberg bei Wollin als Stätte der Jomsburg. — Michendorfer Fund. — Vorgeschichtliche Gefässtrichter. — Depot-Fund von Carlsstein. p. 111—117. — L. Schneider: Bemerkungen zu Undset's Buch „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa", soweit es Böhmen betrifft. p. 119—126. — Freih. v. Ramberg: Bericht über prähistorische Funde von Kl. Ladebow bei Greifswald. p. 127—129. — Bastian: Ueber den Goldfund von Vettersfelde bei Guben. p. 129—141.

Febr.-Sitzung. — Dr. Dreising: Patagonier von Punta-Arenas. p. 143—145. — E. Friedel: Ueber symbolische Kröten und Verwandtes. p. 145—148. — v. Bönigk: Schale und entsprechendes Töpfchen von der Feldmark Loitz. p. 148—149. — M. Hollmann: Gräberfunde bei Tangermünde. p. 150—153. — Virchow: Ueber die von Hollmann vorgelegten Knochen. p. 153—156. — G. Müller-Beeck: Geschichte der Liukiu-Inseln nach japanischen Berichten. p. 156—164. — Dr. Köhler: Bronzegefäss von Unia. p. 164—165. — v. Erckert: Ueber Kurgane bei Stawropol. p. 171—177 u. 1 Taf. — Beschreibung des Costüms einer Kabardinerin und Ossetin. p. 177—179. — Brauns: Die Ainos der Insel Yezo. p. 179—183. — Fritsch: Ueber die Porträtcharaktere der altägyptischen Denkmäler. p. 183—189. — R. Virchow: Ueber die Australier in Castans Panopticum. p. 190—193.

März-Sitzung. — Ingvald Undset: Ueber altitalische Bronzewägen. p. 197—201. — Dr. Pinder: Gräberuntersuchungen in Hessen 1881—82. p. 202—203. — Fried. Bayern: Ueber transkaukasische Alterthümer. p. 203—205 — A. Krause: Ueber die Dörfer der Tlingit-Indianer. p. 205—208. — Lepkowski: Bronzereif aus der Mleczka, Ostgalizien. p. 208.

April-Sitzung. — Treichel: Ueber prähistorische Funde um Brünhausen, Kreis Neustadt. p. 217—220. — Krug: Das Urnenfeld von Jüritz. p. 220—224. — A. Krause: Die Bevölkerungsverhältnisse der Tschuktschen-Halbinsel. p. 224—227. — Grünwedel: Ueber den Fussstapfen des Buddha. p. 227—231. — Dr. Müller: Bronzenachguss einer sogenannten Bronzekrone. p. 232. — Messikommer: Sämereien und Früchte auf der Pfahlbaute Robenhausen. p. 233—236.

Mai-Sitzung. — Dir. Weineck: Bronzefund von Straupitz. p. 244—246. — Dr. A. G. Meyer: Das Urnenfeld von Dergischow bei Zossen. p. 249—250. — H. Siehe: Das Gräberfeld von Ragow und einige benachbarte Plätze p. 250—251. — Virchow: Scherbenproben aus dem Burgwall Waldstein im Fichtelgebirge. p. 252—253. — V. Gross: Ein gespaltener Schädel von Oefeli und eine Nadelbüchse von La Tène. p. 253—254. — Virchow: Bemerkungen über den Schädel von Oefeli. p. 254—255. — F. Bayern: Kaukasische Gräberfelder. p. 256—264. — von Erckert: Körpermessungen russischer Völker. p. 264—265. — Kofler: Hügelgräber bei Lorsch und prähistorische Wohnstätten bei Holzhausen v. d. Höhe. p. 267—268. — Pred. Senf: Beschreibung des Laugwitzer Fundes. p. 269—272. — Voss: Pfahlbauten bei Schussenried und im Olzreuther-See, Württemberg. p. 272—275. — Nehring: Prähistorische Funde aus der Gegend von Oschersleben. p. 275—276. — Virchow: Ueber den Stand der prähistorischen Forschungen in Italien. p. 276—284.

Juni-Sitzung. — Jentsch: Prähistorisches aus den Kreisen Guben, Sorau, Crossen und den Namen Heinchen. p. 286—288. — Dir. Weineck: Funde aus dem Kreise Lübben. p. 288—292. — Handelmann: Ueber einige Thongefässe vom Borgstedterfelde. p. 294—295. — Dr. Köhl: Funde in Rheinhessen. p. 296—298. — Bastian: Sammlungen aus Adamaua und Südcentralafrika, vom Amazonas, der Osterinsel und den Agomes. p. 301—302. — Dolbeschew: Eine Bronzegussform von Koban (Kaukasus). p. 305—306. — F. Bayern: Neue Ausgrabungen in Samthawro. p. 303—305. — Virchow: Die Rasse von La Tène. p. 306—317. — Ueber italische Prähistorie. p. 317—327.

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen. Bd. X. Nr. 5—7 und Extra-Nummer. Berlin 1883. 8°.

— Nr. 5 u. 6. — Dr. Stolze: Persepolis. Bericht über meine Aufnahmen achämenidischer und sâsânidischer Denkmäler in Fârs. p. 251—267. — Geographische Notizen. — Aus einem Briefe des Herrn Weisser an Bord Sr. Maj. Kbt. „Hyäne" an Herrn Bastian, hinsichtlich der von ihm gewonnenen ethnographischen Erfahrungen auf den Samoa-Inseln, Neu-Britannien, Anachoreten, Hermit-Inseln, Neu-Irland etc. p. 289—296. — Literatur-Notizen. Ref. Dr. R. Schleppig: A. Bastian, Die Vorgeschichte der Ethnologie. — A. Bastian, Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. p. 299—314.

— Nr. 7. — Literatur-Notizen. W. Tomaschek: Zur Kunde der Hämus-Halbinsel. (Topographische, archäologische und ethnologische Miscellen.) p. 370—373. — Dr. H. Hofmeister: Völkerkunde oder Ethnographie und Ethnologie. p. 375—376.

Naturforschende Gesellschaft in Bern. Mitthlgn. Jg. 1882. Hft. II. Nr. 1040—1056. Bern 1883. 8°. — Dr. Th. Studer: Die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bielersee's. p. 17—115. Mit 5 Taf.

— Mitthlgn. Jg. 1883. Hft. 1. Nr. 1057—1063. Bern 1883. 8°.

[1]) Wir bitten die geehrten Schwestergesellschaften und Spender, die Aufführung ihrer Schriften in diesem Verzeichnisse als Empfangsbestätigung betrachten zu wollen. *Das Secretariat.*

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Jahrbücher. Hft. LXXIII/LXXIV. Bonn 1882. Hft. LXXXV. Bonn 1883. 8°.

— Hft. LXXIII. — Prof. Jac. Schneider: Neue Forschungen über die Römerstrassen zwischen Maas und Rhein. p. 1—6 u. 1 Taf. — Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers. p. 7—9 u. 1 Taf. — Prof. H. Düntzer: Die Legionen am Rhein vom Kampfe Caesar's gegen Pompeius bis zur Erhebung des Vitellius. p. 10—48. — Prof. H. Heydemann: Minerva-Statuette. p. 51—52 u. 2 Taf. — Rector Schwörbel: Die jüngsten Funde auf dem Boden des römischen Castrums zu Deutz. p. 53—61 u. 2 Taf. — Dr. J. Klein: Römische Inschriften aus Bonn. p. 62—76. — C. Christ: Ruphiana nicht Eisenberg, sondern Altripp. p. 77—80. — Die Civitas Nemetum bei Heidelberg-Ladenberg. p. 80—83. — Dr. F. Schneider: Ein römischer Goldring. p. 84—86. — Literatur. Dr. C. Mehlis: Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz, IX. und Katalog der historischen Abtheilung des Museums zu Speier. p. 149—153. Miscellen. E. aus'm Weerth: Römische Inschriften des Achener Münsters. p. 154. — Militärische Grabsteine. (Andernach.) p. 155. — Thongewichte. (Waldorf.) p. 174. — van Vleuten: Münzfund. (Andernach.) p. 154. — W. Fussbahn: Römische Badeeinrichtungen (Cues). p. 156. — J. Schneider: Trier-Metzerstrasse (Düsseldorf). p. 157. — Dr. C. Mehlis: Eisenschmelzöfen (Eisenberg). p. 159. — Römische Fundamente (Karlsruhe). p. 168. — Römischer Grabsarg (Mainz). p. 168. — Const. Koenen: Römergrab bei Norf (Neuss). p. 169. — Römischer Grabfund im Gnadenthale (Neuss). p. 171. — Jenny: Pfahlbauten (Steckborn). p. 173. — Fr. Schneider: Römische Goldringe zu Seite 84. p. 174. — Schaaffhausen: Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. vom 14. bis 16. Aug. 1882. p. 175—188.

— Hft. LXXIV. — J. Naeher und K. Christ: Die neuesten germanischen Vertheidigungsbauten am Oberrhein. p. 1—31 u. 1 Taf. — B. Liesen und F. Schneider: Die Bertichildis-Inschrift zu Kempten bei Bingen. p. 32—51 u. 1 Taf. — Naeher: Die Ausgrabungen der röm. Niederlassung, genannt die Altstatt bei Messkirch. p. 52—56 u. 1 Taf. — E. aus'm Weerth: Röm. Gläser. p. 57—68. — Dr. C. Mehlis: Funde von Eisenberg-Rufiana. p. 68—75. — A. de Ball: Bericht über die Ausgrabungen auf der alten Burg zu Xanten. p. 76—80. — Literatur. C. Friedrich: W. Frochner, La Verrerie antique. p. 164—180. — Miscellen. C. Koenen: Germanische Gräberfunde bei Düsseldorf. p. 183—185. — Jenny: Münzfund bei Tanterbach bei Bregenz. p. 185. — E. aus'm Weerth: Gräberfunde bei Kreuznach und Lorsch. p. 186. — v. Vleuten: Röm. Münzfund bei Mehrhoog (Düsseldorf). p. 190. — C. Christ: Zur Kenntniss des Mithras. p. 191—193. — C. Koenen: Gräberfunde im Castellbereiche Nouaesium (Neuss). p. 193. — Aldenkirchen: Funde bei Odenkirchen und Odilienberg bei Roermond. p. 195. — Jenny: Funde von Schaan (Fürst Liechtenstein) und Uiberlingen (Bodensee). p. 196. — Dr. Steiner: Münzfund von Weeze (Kr. Geldern). p. 196—198.

— Hft. LXXV. — Von Veith: Die Römerstrassen Cöln-Reims und Reims-Trier. p. 1—30 u. 1 Taf. — J. Schneider: Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers. h. Von Worms bis Basel. p. 30—38 u. 1 Tafel. — C. Christ: Beiträge zur vergleichenden Mythologie. Maja-Rosmerta, Nerthus, die Matronen und Nymphen. p. 38—50. — F. van Vleuten: Ringsheimer Münzfund. p. 51—53. — Literatur. K. Zangenmeister: C. Bone, Anleitung zum Lesen, Ergänzen und Datiren römischer Inschriften. p. 138—142. — Miscellen. F. Schneider: Römisches Schwert im Museum zu Mainz. p. 152. — C. Koenen: Neue römische Gräberfunde zu Neuss und ihre Bedeutung. p. 158. — Dr. Esser: Grabhügel bei Alster (Kr. Malmedy). p. 161. — Römische Verschanzungen auf „Wendgesknepp" bei Wirtzfeld (Kr. Malmedy). p. 165. — Der „Burghügel" bei Weywertz (Kr. Malmedy). p. 168. — Hügelgräber bei Neidingen (Kr. Malmedy). p. 170. — E. aus'm Weerth: Der Godesberg und der Tomberg. p. 176. — Römische Villa im Probsteinwalde zu Stolberg (Kr. Aachen). p. 178. — Römischer Münzfund zu Cattenes a. d. Mosel. p. 179. — Römische Fundamente bei der Genovefakirche zu Nieder-Mendig. p. 182. — Römische Baureste zu Winterswick bei Rheinberg. p. 182. — R. Pick: Römische Alterthümer zu Winterswick und Stromoers. p. 182. — Germanisches und Römisches aus Eschweiler und seiner Umgebung. p. 184.

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau. Jahresbericht 60. Jg. 1882. Breslau 1883. 8°. — Kunisch: Diluviale Säugethierreste aus Schwenz (Schlesien). p. 124. — Dr. Schadenberg: Forschungen auf Mindanao. p. 161—168.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrg. 1883. (Jänner bis Juni.) Dresden 1883. 8°. — Sitzungsb. — Ref. Dr. Deichmüller: H. Credner, Ueber die Herkunft der norddeutschen Nephrite. (Corresp.-Bl. Jg. XIV.) p. 23. — A. Engelmann: Bronze- und Eisenfunde in den Lettengräbern des wendischen Kreises, Lievland. p. 31. — B. Geinitz: Ueber einen taubenförmigen Feuerstein von Dinan in der Bretagne. p. 30. — Steingeräthe aus Indien p. 31—32. — Abhandlungen. — D. v. Biedermann: Ein gallisches Doppelgrab bei La Gorge-Meillet (Marne). p. 28—30. — W. Osborne: Ueber den prähistorischen Wohnsitz am Hradischt bei Stradonic in Böhmen. p. 31—36. — H. Vater: Das Klima der Eiszeit. p. 51—64.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akad. der Naturforscher in Halle a. S. Hft. XIX. Nr. 11—22. Halle a. S. 1883. 4°. — Nr. 11—12. — Ref. Dr. O. Fraas: Die 13. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Frankfurt a. M. am 14., 15. und 16. August 1882. p. 105—107. — Nr. 21—22. — J. R.: Die 14. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte zu Trier den 9., 10., 11. und 12. August 1883. p. 198—200.

Naturwissensch. Verein für Schleswig-Holstein in Kiel. Schriften. Bd. V. 1. Hft. Kiel 1883. 8°.

Museum Francisco-Carolinum in Linz. 41. Bericht nebst 35. Lief. d. Beitr. z. Landesk. von Oberösterr. Linz 1882. 8°.

Kgl. Baier. Akd. der Wissensch. in München. Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Classe. Jg. 1883. Hft. I—II. München 1883. 8°.

Germanisches Museum in Nürnberg. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Jg. XXX. 1883. Nr. 7—12. — Nürnberg 1883. 4°.

Oldenburger Landesverein f. Alterthumskunde in Oldenburg. Bericht über die Thätigkeit. IV. Hft. Oldenburg 1883. 8°. — Dr. E. Schnippel: Ueber einen merkwürdigen Runenkalender des Grossherzogl. Museums in Oldenburg. p. 1—126. — Dir. Wiepken: Ueber Säugethiere der Vorzeit im Herzogthume Oldenburg. p. 127—136.

Gesellschaft für Landeskunde in Salzburg. Mittheilungen. XXIII. Vereinsjahr 1883. Salzburg 1883. 8°.

Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin. Jahrbücher. 48. Jg. Schwerin 1883. 8°. — Ludwig Krause: Alterthümer in der Umgebung von Rostock. p. 285. — Dr. R. Beltz: Untersuchungen zur Bronzezeit in Meklenburg. — Kegelgräber von Tessenow. p. 314. — Kegelgräber von Bollbrücke. p. 320 u. 1 Taf. — Bronzefund von Pölitz. p. 330. — Moorfund von Pampow. p. 332. — Moorfund von Lage. p. 332. — Dr. Brückner: Alte Wohnplätze bei Fünfeichen. p. 333—338.

K. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- u. historisch. Denkmale in Wien. Mittheilungen. Bd. IX. Hft. II—IV. Neue Folge. Wien 1883. 4°.

— Hft. II. — K. Deschmann: Ein Kunstwerk alt-etruskischer Metalltechnik. II. p. 51—58. — Dr. Fr. Kenner: Eduard Freih. v. Sacken. p. 71—82. C. Čermák und J. Hendrich: Die Leichenbrandstätte bei Ksin. p. LIII—LIV. — Conserv. Majonica: Gräberfunde an der Colombara bei Aquileja und die Ausgrabungen an der Beligna. p. LIV—LVII. — Notizen.

Dr. Pichler und Radimský: Prähistorische Funde bei Wies (Steiermark). p. LXVIII. — Trapp: Grabfund bei Tlumatschau. p. LXX. — Dudik: Funde zwischen Gross-Latein und Luttein. p. LXX. — Makovsky: Noria-Becher aus Loschitz. p. LXX. Roith: Römerstein bei Molzbücheł (Kärnten). p. LXXI. — Römische Funde zu Lava bei Cilli. p. LXXII. — Dr. Ilg: Römischer Grabfund bei Mödling. p. LXXXVI. — Rollet: Prähistorische Funde im Helenenthal nächst Baden. p. LXXXVIII. — Berger: Reste eines römischen Hauses bei Maxglau. p. LXXXIX.

— Hft. III. — K. Deschmann: Ein Kunstwerk alt-etruskischer Metalltechnik. III. (Schluss). p. 99—103. — Notizen. — Richly: Prähistorische Tumuli bei Homolka (Neuhaus). Klenau u. Gross-Taxen und über Opfersteine an der österreichisch-böhmisch-mährischen Grenze. p. CX. — K. k. Handels-Ministerium: Prähistorische Funde bei Völs (Arlberg-Bahnbau). p. CXI. — Jenny: Funde aus der Bronzezeit in Vorarlberg. p. CXX. — Pervanoglu: Griechischer Inschriften-Fund zu Rovigno (Istrien). p. CXXIII. — Jenny: Ueber das Epona-Denkmal in Bregenz. p. CXXIV.

— Hft. IV. — Notizen. v. Hauser: Kelten-Gräber bei Trög (Kärnten). p. CXLVI. — Schramm: Römische Gräberfunde am Monte Zaro bei Pola. p. CXLVI. — Dr. M. Much: Der Bronze-Helm aus dem Passe Lueg bei Salzburg. p. CLV—CLVII. — Melnitzky: Ueber die angebliche Aufdeckung eines röm. Grabes bei Schwanenstadt. p. CLVII. — J. Schmidt: Grabungs-Ergebnisse am Bauernhügel bei Pinsdorf. p. CLVIII. — Dr. M. Much: Prähistorische Webstuhl-Gewichte. p. CLXI.

Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Schriften. 23. Bd. Jg. 1882—1883. Wien 1883. 8°. — Dr. M. Much: Die Frauen in der Urgeschichte. p. 143—187 u. 2 Taf. — Dr. E. Reyer: Stein und Metall als Mittel der Cultur. p. 355—380. — J. Szombathy: Die Höhlen und ihre Erforschung. p. 487—526 u. 1 Taf.

K. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen. 1883. Nr. 9—13. Wien 1883. 8°. — Nr. 9. — Dr. J. W. Woldřich: Diluvialbildungen mit Mammuthresten bei Jičin. p. 139—140. — Nr. 11. — Prof. G. Téglás: Eine neue Knochenhöhle in dem siebenbürgischen Erzgebirge in der Nähe von Toroczko. p. 180—181.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. Jg. IV, Nr. 9—12. Jg. V. Nr. 1. Wien 1883. 8°.

Physikalisch-Medicin. Gesellsch. zu Würzburg. Verhandlungen, Neue Folge, XVII. Bd. Würzburg 1883. 8°.

Rad Jugoslavenske Akad. znanosti i umjetnosti in Agram. (Sitzungsberichte der südslavischen Akad. der Wissenschaften.) Band LXVII. Philologisch-historische und philosophisch-juridische Abtheilung, V. Zagreb 1883.

— Band LXVI. — Mathematisch-naturhistorische Abtheilung, III, 2. Zagreb 1883. 8°.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva in Agram. (Vierteljahrschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft) Band V, Heft 3—4. Zagreb 1883. 8°. — Nr. 3 — S. Ljubić: Arkeologička izkapanja na petrovačkoj gradini u Sriemu, gdje tobož starorimska Bassianis. (Archäolog. Ausgrab. auf der Ruine von Petrovac in Syrmien, wo angeblich das alte römische Bassianis gestanden haben soll.) Fortsetzung u. Schluss. p. 65—70. — S. Ljubić: Rimski novei carski zem. muzeja u Zagrebu, kojih nema u Cohenu ili se u čem od njegovih razlikuju. Fortsetzung. (Röm. Münzen des kaiserl. Landesmuseums zu Agram, die sich bei Cohen nicht finden, oder doch bemerkenswerthe Abweichungen zeigen.) p. 83—88. — Nr. 4. — S. Ljubić: Rimski nadpis u Sućuru. (Röm. Inschriften bei Sucuru. p. 99—102.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Verhandelingen. Deel XLII. 2. Stuck. Leyden 1882. 4°. — J. M. de Groot: Jaarlijksche Feesten en Gebruiken van de Emoy-Chineezen 2. Deel. p. 243—644.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXVIII. Aflevering 2, 3 u. 4. Batavia 1883. 8°. — Afl. 2. — H. Sundermann: Kurze Formenlehre der Niassischen Sprache nebst einem syntaktischen Anhange. p. 93—157. — K. T. H. v. Langen: Atjeehsche Taalstudiën. p. 176—183. Afl. 3 u. 4. — E. Ketjen: Bijdrage tot de Geschiedenis der Kalangs op Java. p. 185—200.— C. A. v. Ophuijsen: Eenige Bataksche Raadsels p. 201—215. — C. F. Campen: Het Eiland Halemahera. p. 240—313. — Nalezingen op het opstel over de godsdienstbegrippen der Halemaherasche Alfoeren. (Deel XXVII. p. 438 en volg.) p. 337—348.

— Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Batav. Genootsch. v. Kunst. en Wetensch. Deel XX. Nr. 3 u. 4. 1882. Batavia 1882. 8°.

Acad. Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique in Brüssel. Bulletins, 52me Année, 3me Série T. V. Bruxelles 1883. 8°. — Ed. van Beneden: La découverte d'ossements humains préhistoriques dans la commune de Sprimont (Province de Liège). p. 610—611.

— Annuaire de l'Acad. Royale des Sciences, de Lettres et des Beaux-Arts. 49me Année. Bruxelles 1883. 8°.

— Tables générales du recueil des Bulletins de l'Acad. Royale. 2me Série. Tome XXI—L. (1867 à 1880) Bruxelles 1883. 8°.

Revista pentru Istorie, Archeologie şi Filologie in Bukarest sub Directiunea lui G. G. Tocilescu. Anul. I. Vol. II. Fascicula I. Bukaresci 1883. 8°.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta. — Proceedings Nr. II—VI. February—June 1883. Calcutta. 1883. 8°.

— Nr. II. — E. V. Westmacott: On a Kutila inscription from Monghyr. p. 45—46. — A. C. Carlleyle: Notes on lately discovered sepulchral mounds, cairns, caves, cave-paitings and stone implements, (Abstract). p. 49.

— Nr. III. — Dr. R. Mitra: Reading and translation of Sanskrit inscription. p. 59.

— Nr. IV. J. Gibbs: Notes on some gold Ramtinkis (coins). p. 77—79. — H. Rivett-Carnac: Some Geological specimens received from Dr. Fischer Freiburg. p. 79—80.

— Nr. V u. VI. — J. W. Parry: Notes on the Nángées: a Religious Sect. 100—105. — Ref. D. Ibbetson: S. G. Singh, Memorandum on the superstitions connected with birth and precautions taken and rites performed on the occasion of the birth of a child among the Jats of Hushyárpur in the Paniab. p. 104. — H. Rivett-Carnac: Memorandum on the Cromlech of Er. Laming in the Gulf of Morbihan, Brittany, France by the Comte de Limur. p. 110—112.

— Journal of the Asiatic Society of Bengal edited by the Philological Secretary. New Series. Vol. L. Extra Nr. tu Part. I. for 1882. Calcutta 1882. 8°. — G. A. Grierson: An introduction to the Maithilí language of North Bihár containing a Grammar, Chrestomathy and Vocabulary. Part. II. p. 1—207.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Edited by Rev. S. D. Peet. Vol. V. Nr. 13. Chicago, 1883. 8°. — W. Matthews: A part of the Navajos Mythology. p. 207—224. — S. D. Peet: Village defenses or defensive Architecture in America. p. 225—254. — L. P. Gratacap: Ancient Mexican civilization. p. 225—270. — J. Owen Dorsey: The Religion of the Omahas and Ponkas. p. 271—275. — Correspondence. Lach-Szyrma: Antiquarian intelligence from Cornwall (England). p. 276—277. — W. E. Woodward: Frands found in North Carolina. p. 278—279. — Editorial. The Migration of the Indian races and the origin of the Moundbuilders. p. 280—283.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab in Christiania. Udgivet af Sophus Lie, Worm Müller og G. O. Sars. Bd. 8. Hft. 1, 2. Christiania 1883. 8°.

Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicologia comparata. Pubblicato dal Dr. P. Mantegazza. Vol. XIII. Nr. 1, 2. Firenze 1883. 8°.

— Nr. 1. — Prof. G. Sergi: Un cranio della necropoli di Villanova presso Bologna. p. 1—12. — Carlo Beni: Il Pulque (Neutli) dei Messicani. Cenni etnografici. p. 13—24. — G. Amadei: Studii sopra alcuni cranii d'assassini. p. 25—36. — Prof. E. Ferri: Studii di Antropometria su criminali, pazzi e sani. p. 37—48. — Prof. E. H. Giglioli: Alcuni cenni intorno cani Dajak a proposito di un viaggio recente nell' interno di Borneo di C. Bock. Nota. p 49—56. — Dott. G. Bellucci: Su taluni utensili litici rinvenuti nel Perugino. Memoria. p. 57—66.

— Nr. 2. — G. Sergi: Liguri e celti nella Valle del Po. p. 117—175. — Dr. P. Mantegazza: Studii sull' etnologia dell' India. p. 177—243. — Dr. R. Livi: Sulla statura degli Italiani. Studio statistico antropologico. p. 243—290 u. 3 Taf. — Dr. G. Amadei: La capacità del cranio in rapporto alla statura. p. 291—315.

Le Globe, Journal Géographique. Organe de la Société de Géographique de Genève, Tome X. 1871. Nr. 4—9; Tome XI. 1872. Nr. 1—6; Tome XII. 1873. Nr. 1—3; Tome. XIV. 1875. Nr. 4—6; Tome 22. Serie 4me, Tome II. Bulletin Nr. 2. Genève 1883. 8°.

— Memoires. Tome 22. Serie 4me, Tome II, Nr. 1—3. Genève 1883. 8°. — Henry Trouchin: Voyage en Indo-Chine, les ruines d'Angcor. p. 71—120.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. Zesde Deel — 3e Stuk. 'SGravenhage 1883. 8°. — Dr. Snouck Hurgronje: Nieuwe Bijdragen tot de Kennis van den Islām. p. 357—421. — Dr. A. W. T. Juynboll: Bijvoegsel bij de „Kleine Bijdragen over den Islam op Java". p. 422—429.

— Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië uitgegeven ter Gelegenheid van het zesde internationale Congres der Orientalisten te Leiden. Land- en Volkenkunde S'Gravenhage 1883. 8°. — G. A. Wilken: Het Strafrecht bij de Volken van het Maleische Ras. p. 85—153. — Dr. L. Serrurier: Scènes tirées du Wayang Pourwâ. Chromolithographies faites et exposées à l'occasion du sixième congrès des Orientalistes, tenu à Leiden en 1883. p. 246—253.

— Bijdragen uitgegeven ter Gelegenh. van het sesde internat. Congres der Oriental. te Leiden. Taal- en Letterkunde. S'Gravenhage 1883. 8°. — Dr. Juynboll: Lijst van Javaansche en Sundaneesche Woorden uit het Arabisch of het Perzisch afstammende. p. 25—82. — R. v. Eck: Losse Opmerkingen over het Balineesch. p. 144—160. — A. L. vom Hasselt: De Pidatŏ bij de Feesten der Manangkabo-Maleiers p. 228—336. — G. v. Gabelentz u. A. B. Meyer: Einiges über das Verhältniss des Mafoor zum Malayischen. p. 242—252.

Finska Vetenskaps-Societeten in Helsingfors. Bidrag till Kännedom af Finlands Natur och Folk. Hft. 37, 38. Helsingfors 1882. 8°. — A. O. Heikel: Kertomus Pirkkalan Kihlakunnan muinais jäännöksistä. p. 1—104 u. 26 Taf.

— Öfversigt af Förhandlingar. XXIV. 1881—1882. Helsingfors 1882. 8°.

— Observations Météorologiques publiées par la Société des Sciences de Finlande. Vol. VIII. Année 1880. Helsingfors 1883. 8°.

Kongelige Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen. Oversigt over det Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbejder i Aaret 1883. Nr. 2, 3. Kjøbenhavn 1883. 8°.

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Jg. 1882. Hft. Nr. 4. Kjøbenhavn 1882. 8°. — Dr. Sophus Müller: Den Europaeiske Bronzealders Oprindelse of første Udvikling oplyst ved de aeldste Bronzefund i det sydøstlige Europa. p. 279—356.

— Aarbøger. Jg. 1883. Hft. Nr. 1. Kjøbenhavn 1883. 8°.

Société Royale des Antiquaires du Nord in Kopenhagen. Mémoires. Nouvelle série 1882—83. Copenhague. 8°. — Dr. G. Stephens: Prof. S. Ruggès. Studies on Northern Mythology. p. 289—414.

— Memoires. Nouvelle série 1884. Copenhague. 8°. — Dr. R. Stephens: Prof. S. Buggès, Studies on Northern Mythology. p. 1—55.

Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowéj wydawany staraniem komisyi Anthropologicznéj Akedamii Umiejetności w Krokowie. (Sammlung der Beiträge zur vaterländischen Anthropologie, herausgegeben von der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau.) Tom VII. Krakowie 1883. 8°.

— Dział archeologiczno - anthropologyczny. (Archäologisch-anthropologische Abtheilung.) — Dr. Kopernicki: Czaszki i kości z trzech starożytnych cmentarzysk zdobione kółkami kabłączkowémi (Schädel und Knochen aus 3 alterthümlichen Friedhöfen, die Schädel mit Hakenringen geschmückt). p. 3—40 u. 3 Taf. — T. Ziemięcki: Sprawozdanie z wycieczki archeologicznéj do Podhorzec w r. 1882 dokonanéj. (Bericht über die archäologische Reise nach Podhorzec im Jahre 1882.) p. 41—50. — A. H. Kirkor: Sprawozdanie i wykaz zabytków złożonych w Akademii umiej. z. wycieczki archeologicznéj w r. 1882. (Bericht über die auf der archäologischen Reise im J. 1882 gemachten und der Akad. der Wissenschaften in Krakau übergebenen Funde.) p. 51—65. — G. Ossowski: Czwarte sprawozdanie z badań antropologiczno-archeologicznych w jaskiniach okolic Krakowa, dokonanych w r. 1882, oraz rozpoznanie przygotowawcze do badań jaskiń tatrzańskich. (4. Bericht über die im Jahre 1882 ausgeführten anthrop.-archäolog. Forschungen in den Höhlen der Umgebung von Krakau und die Vorbereitungsarbeiten zur Erforschung der Höhlen im Tatragebirge.) p. 66—88 u. 2 Taf. — Bol. Podczaszyński: Wykopalisko z grobu nieciałopalnego pod wsią Dworaki-Pikoty w Łomżyńskiem. (Ueber die Aufdeckung eines Grabes mit menschlichen Ueberresten in der Nähe des Dorfes Dworaki-Pikoty.) p. 80—92 u. 1 Taf.

— Dział Antropologii (Anthropol. Abthl.) — Dr. A. Janiszewski: Trawanie życia w Glinianach obliczone przez Dra J. Majera na zasadzie wykazów śmiertelności. (Die Lebensdauer der Menschen in Kiniany berechnet auf Grund der von Dr. Majer verfassten Sterblichkeitstafel. p. [3]—[24].

— Materyjały etnologiczne. — Dr. Wład. Kośiński: Materyjały do etnografii Górali Bieskidowych. (Materialien zur Ethnographie der Beskidenbewohner.) p. (3)—(105).

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 3, Nr. 9—12. — Lisboa 1882. 8°.

— Boletim. Serie 4. Nr. 1—3. — Lisboa 1883. 8°.

Royal Society in London. Abstracts of the Philosophical Transactions. Vol. I, Jg. 1800—14; Vol. II, Jg. 1808—30; Vol. IV, Jg. 1837—43.

— Proceedings of the Royal Society in London. Vol. III, Jg. 1830—37; Vol. V, Jg. 1848—50; Vol. VI, Jg. 1850—54; Vol. IX, Jg. 1857—59; Vol. XI, Jg. 1860—62; Vol. XII, Jg. 1862—63; Vol. XIII, Jg. 1863—64; Vol. XVI, Jg. 1867—68; Vol. XVII, Jg. 1868—69; Vol. XIX, 1870. Nr. 123.

— Proceedings of the R. Society in London. Vol. XXXIV. Nr. 221—223. London 1882. — Vol. XXXV. Nr. 224—226. London 1883. 8°.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London. Journal. Vol. XIII. Nr. 1 u. 2. London 1883. 8°.

— Nr. 1. — A. B. Colquhoun: On the aboriginal and other tribes of Yünnan and the Shan Country. p. 3. — Dr. J. G. Garson: Note on photographs illustrating cases of hyperstrichosis. p. 6—7. — H. O. Forbes: On the Ethnology of Timor-laut. p. 30—32. — Prof. G. Oppert: On the classification of languages in conformity with Ethnology. p. 32—50. — J. G. Garson: On the Osteology of the ancient inhabilants of the Orkney Islands. p. 54—86. — J. P. Harrisson: Note on photographs of inhabitants of Britain, of Jutisch type. p. 86—87. — M. Flinders Petrie: On the mechanical methods of the ancient Egyptians. p. 88—115. — F. C. J. Spurrel: On some Paleolithic knapping tools, and modes of using them. p. 109—118. — Miscellanea. Rivett Carnac: Stone implements from India. p. 119—120.

— Nr. 2. — Frederic Bonney: On some customs of the aborigines of the River Darling, New-South-Wales. p. 122—136. — Godwin Austen: On the discovery of some worked flints, cores, and flakes from Blackheath, near Chilworth and Bramley, Surrey. p. 137—142. — F. S. Tremlett: Notes on stone circles in Brittany. p. 143—148. — Staniland Wake: The nature and origin of group-marriage. p. 151—161. — H. W. Feilden: Notes on stone implements from South Africa p. 162—172. — James Sibree: Notes on relics of the sign and gesture language among the Malagasy. 174—182. — A. W. Horwitt: On some Australian beliefs. p. 185—198. — A. H. Keane: On the Botocudos. p. 199—213. — Henry Howorth: The Ethnology of Germany. (Part VI.) The Varini, Varangians, and Franks. — Section II. p. 213—237.

— List of Members of the Anthropological Institute of Great Britain and Irland. London 1883. 18pp. 8°.

Société d'Anthropologie in Lyon. Bulletin Tome I, Nr. 2. 1882. Lyon 1883. 8. — Chantre, Paulet, Cauvet, Arloing, Lagassagne: Discussion sur la communication de Lacassagne „les Tatouages". p. 113—116. — Cornevin: Concordance de l'usage du bronze et de la domestication du cheval. p. 116—134. — E. Chantre: Crânes macrocéphales trouvés à Marseille. p. 151—152 u. 1 Taf. — M. Morel: Epée en bronze d'Orange. p. 155—156. — L. Rérolle: Note sur les Galibis. p. 159—165. — E. Chantre: Aperçu sur les caractères ethniques des Anshariés et des Kurdes. p. 165—185 u. 1 Taf. — de Milloué: Le Svâstîka ou croix gammée symbole religieux. p. 189—197. — Faure: Les variations du trou occipital chez les mammifères. p. 198—202. — E. Chantre: Dessin d'un crâne ancien du Mexigue. p. 206. — L'âge de la pierre et l'âge du bronze dans l'Asie occidentale. p. 206—217 u. 1 Taf. — Dr. A. Lacassagne: Rapports de la taille et de la grande envergure. Etude Anthropologique sur 800 hommes criminels. p. 219—225 u. 1 Taf. — Dr Milloué: Sur une Diane d'Ephèse du Musée Guimet. p. 226—227. — G. de Mortillet: Origine des animaux domestiques p. 232—233. — Dr. Rau: Le rochers sculptés et les pierres a bassins de l'Amérique. p. 234—235. — Dr. S. Arloing: Caractères ostéologiques différentiles de l'âne, du cheval et de leurs hybrides. p. 236—282. — Dr. Charvet: Armes et autres objets Gaulois trouvés au plan de Rives (Isère) en 1873. p. 289—205 u. 1 Taf. — Avant-bras droit avec des bracelets en bronze trouvé a Ornon en Oisan (Isére). p. 296—299.

Società Italiana di Scienze Naturali in Mailand. Atti. Vol. XXIV. Nr. 1—4. Milano 1882. — Vol. XXV. Nr. 1—2. Milano 1883. 8°. — Nr. 1. — Prof. Pellegrino Strobel: Studio comparativo sul teschio del porco delle Mariere. p. 21—85. — Nr. 2. — P. Strobel: Studio comparativo sul teschio del porco delle Mariere (continuazione e fine). p. 163—237. u. 3 Taf.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. XVI. Fasc. XIII—XVIII. 1883. Milano, Napoli, Pisa 1883. 8°.

— Rendiconti. Serie II. Vol. XIV, Milano, Napoli, Pisa 1881. 8°.

Société Impériale de Naturalistes in Moskau. Bulletin, publié sous la Rédaction du Dr. Renard. Année 1882. Tome LVII. Moscou 1883. 8°.

— Bulletin de la Société Imp. d. Natural. Année 1883. Tome LVIII. Nr. 1—2. Moscou 1883. 8°.

— Nouveaux Mémoires de la Société Imp. d. Natural. — Tome XIV. (XX. der Collection). Nr. 4. Moscou 1883. 4°.

Revue internationale des Sciences biologiques in Paris. Dirigée par J. L. de Lanessan. Année 6. Nr. 7—11. Paris 1883. — Nr. 7. — Huxley: Les organismes vivants e la manière de les étudier (suite). p 24—63. — Élie Reclus: Études sur le populations primitives. Le Khouds et autres Kolariens du Bengale (suite). p. 1—23. — Nr. 9. — de Quatrefages: Remarques et observations sur le Traité d'anatomie comparée pratique de C. Vogt et Emile Yung. p. 258—161. — Nr. 10. W. S. Duncan: Sur la région probable de l'évolution de l'homme. p. 285—299. — Dr. Parker: La population e la langue de Madagascar. p. 344—351. — Nr. 11. — J. L. Lanessan: Buffon. Ses idées, son rôle dans l'histoire des sciences; son oeuvre et le développement des sciences naturelles depuis son époque. p. 381—441.

Société d'Anthropologie in Paris. Bulletins. Tome VIme (IIIe série). Nr. 2. 3. Paris 1883. 8°.

— Nr. 2. — Discussion. Lagneau: Sur les fléches empoisonnées des Indiens de l'Amérique du Nord (suite). p. 209—213. — Oll. Beauregard et Ujfalvy: Sur la polyandrie en Asie, Kachmir et Tibet, étude d'ethnographie ancienne et moderne. p. 213—238. — L. Testut: Signification anatomique du chef huméral du muscle biceps. p. 238—245. — Cauvin: Sur les races de l'Océanie (analyse). p. 245—256. — G. de Mortillet: Crâne trépané de Quiberon. p. 258. — M. Duval, Chudzinski et Hervé: Rapport sur le cerveau de Louis Asseline. p. 260—274. — Description morphologique du cerveau d'Assézat. p. 328—336. — Description morph. d. cerv. de Coudereau. p. 377—389. — Prat, de Mortillet: Discussion sur les flèches empoisonnées des Indiens de l'Amérique du Nord. p. 274—278. — E. de Ujfalvy: Les traces de religion anciennes en Asie centrale et au sud de l'Hindou-Kouch. p. 278—291. — Gaillard: Fouilles des dolmens du Port-Blanc (Saint-Pierre-Quiberon). p. 292—312. — Dr. Bernard: Sur un cas préhistorique d'hétérotopie dentaire. p. 316—319. — F. Voulot: Sur quelques osselets néolithiques. p. 320. — G. Glosmadeuc: Dolmen de Quiberon. p. 322. — R. Blanchard: Sur le tablier et la stéatopygie des femmes Boschimanes. p. 348—358. — C. Bock: Sur la population du Laos occidental (Analyse par Mondières). p. 360—366. — Vinson, Royer, Lagneau, Reclus: Discussion sur la couvade chez les Basques. p. 366—372. — Dr. Ten Kate: Les Indiens de la presqu'île de la Californie et de l'Arizona. p. 374—375. — Chauvet: Lasso préhistorique. p. 390—392. — A. Nicaise: Découverte d'ossements humains associés à la faune quaternaire et à des silex taillés dans les alluvions quaternaires de la vallée de la Marne, à Châlons-sur-Marne. p. 393—400. — E. Hamy: Note sur une inscription chronographique de la période artèque du musée du Trocadéro. p. 400.

— Nr. 3. — E. Hamy: Note sur une inscription chronographique de la période aztèque, au musée du Trocadéro (fin). p. 400—408. — C. Lombroso: La fossete aymarienne chez les criminels et dans la race humaine. p. 409—410. — Royer, Prat, Topinard: Discussion sur le transformisme de Lanessan. p. 415—420. — R. de Rochebrune: La grotte des Cottés. p. 423—426. — Dr. Tommasini: Gisement chelléen de Ternifine, en Algérie. p. 426—429. — de Nadaillac: Les nouvelles découvertes préhistoriques aux États-Unis. p. 431—440. — C. Ikow: Sur la classification de la couleur des yeux et des cheveux. p. 440—453. — Dr. Beddoe: Méthode d'observation sur la couleur des yeux et des cheveux. p. 456—457. — Mortillet: Homme à six mamelles. p. 458. — Gaillard: Er Fousen (les fosses ou les tombeaux). p. 459—462. — Dr. R. Collignon: Etude anthropométrique élémentaire des principales races de France. p. 463—526. — Dr. Manouvrier:

Etude craniométrique sur la plagiocéphalie. p. 526—553. — Letourneau: Fléches polynésiennes. p. 554. — Testut: Les anomalies musculaires chez l'homme. — La nécropole préhistorique de Nauthéry. p. 556. — Delisle: Note sur quelques pièces ethnographiques du haut Ogowé. p. 557—560. — G. Lagneau: La décroissance de la population. p. 571—573. — Prat: Questinnaire de sociologie et d'ethnographie. p. 578—597. — Dr. Delisle: Deux crânes trouvés dans le département de la Drôme. p. 600—601. — Dr. Testut: Carte préhistorique du département de la Dordogne. p. 607—609. — Dally: Dangers de la prématuration intellectuelle et militaire. p. 602—603. — E. Hamy: Pratiques et croyances populaires de l'Artois et de la basse Picardie relatives aux abeilles. p. 609—614. — Deniker: M. Apostolidès, quelques mesures sur le vivant prises en Grèce p. 614—616. — Delisle: Dr. Hyades, Observations sur les Fuégiens. p. 617—621. — E. de Ujfalvy: Les Kafirs-Siapochs. p. 621—624.

Revue d'Anthropologie fondée en 1872 par Paul Broca. Directeur de la Rédaction Dr. P. Topinard. Année 12. 2me Serie, Tome 6me, Nr. 3. Paris 1883. 8°. — P. Broca: Description élémentaire des circonvolutions cérébrales de l'Homme d'après le cerveau schématique (suite). p. 385—405. — M. Duval: Le transformisme. Cours d'Anthropologie zoologique a l'école d'Anthropologie (suite). p. 406—463. — L. Tetust: Recherches sur quelques muscles surnuméraires de la région scapulaire antéro-interne. p. 464—479. — Dr. Bérenger Feraud: La Maye de Provence. p. 480—483. — Revue critiqué: Deniker: Le Papous de la Nouvelle-Guinée et les voyages de Miklouho-Maclay. p. 484—501. — Revue préhistorique: Ref. par Mérejkowsky: Inostranzeff, L'homme préhistorique de l'âge de la pierre sur les côtes du lac Ladoga. p. 502—506. — Mortillet: Ph. Salmon, Dictionnaire paléo-ethnologique du département de l'Aube. p. 506—509. — Testut: La nécropole préhistorique de Nauthéry. p. 517. — Narèle: J. Péroche, l'homme et le temps quaternaires au point de vue des glissements polaires et des influences précessionnelles. p. 518—519. — Revue étrangères. Ref. par Manouvrier: Les crânes du cimetière du Sablon, à Bruxelles (Dr. V. Jacques). p. 527. — P. Riccardi, Bibliographie anthropologique italienne. p. 529. — G. Nicolucci, le crânes des Marses (Extr. vol. IX. Atti della Accad. delle scienze fisiche et mat. di Napoli). p. 531. — G. Nicolucci, Crania pompeiana. p. 533. — C. Giacomini, des variations des circonvolutions. p. 535. — Dr. Ph. Rey: J. R. Peixoto, craniologie des Betocudos. p. 537. — Mérejkowsky: A. Bogdanow, étude sur les crânes et ossements de l'homme de l'âge de la pierre du lac de Ladoga. p. 540. — G. Hervé: Rüdinger, contribution à l'anatomie du centre cérébral du langage. p. 545. — Contribution à l'anatomie de la fente occipitale du singe et du sillon interpariétal chez l'homme, suivant la race, le sexe et l'individu. p. 552. — Deniker: Welcker, les asimétries du nez et du squelette nasal. p. 556. — Ten Kate, contributions à la craniologie des Mongoloïdes. p. 559.

Revue d'Ethnographie publiée sous la direction de M. le Dr. Hamy à Paris. Tome II. Nr. 1—4. 1883. Paris 1883. 8°. —
— Nr. 1. — Dr. A. Corre: Les Sérères de Joal et de Portudal, côte occidentale d'Afrique. p. 1—20. — H. Tarry: Excursion archéologique dans la vallée de l'Oued Mya. p. 21—34. — A. Bertrand: Les Troglodytes. p. 35—64. — D. Charney: Exploration des ruines d'Aké, Yucatan. p. 65—74. — F. Riedel: Le Ponor ou l'ordre de la jarretière a Timor. p. 75—76. — Revues et Analyses. E. Hamy: J. Harmand. Les Races indochinoises. p. 77—85. — A. Raffray: Les Églises monolithes de la ville de Lalibela (Abyssinie). p. 85.
— Nr. 2. — A. de Quatrefages: Étude sur quelques monuments et constructions préhistoriques, à propos d'un monument mégalithique de l'île de Tonga-Tabou. p. 97—136. — C. E. de Ujfalvy: Les Aryens au nord et au sud de l'Hindou-Kouch. p. 137—153. — T. Maler: Notes sur la basse Mixtèque. p. 154—161. — H. Duveyrier: La confrérie religieuse de Sîdi Mohammed ben Ali es-Senoûsi. p. 162—169. — Revues et Analyses. J. Montano: Carl Bock, the Head-hunters of Borneo. p. 173—175. — Réponses. D. E. Schmeltz: Les armes en os des Nouvelles-Hébrides (Question 10) p. 181—183.

Revue d'Ethnographie publiée sous la direction de M. le Dr. Hamy à Paris. Tome II. Nr. 1—4. 1883. Paris 1883. 8°. —
— Nr. 3. — E. T. Hamy: Note sur une inscription chronographique de la fin de la période aztèque, appartenent au Musée du Trocadéro. p. 193—202. — Duveyrier: Isedraten et le schisme ibadite. p. 203—212. — G. Duloup: Huit jours chez les M'Bengas. p. 213—230. — A. Bertrand: L'introduction des Métaux en occident. p. 231—255. — Revues et Analyses. Duveyrier: E. Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. p. 256—262. — Em. Duhousset: E. de Ujfalvy, L'art des cuivres anciens au Cachemire et au Petit-Thibet. p. 262—268. L. Biart: Marq. Nadaillac, L'Amérique préhistorique. p. 270—273. — Correspondance. Rivett Carnac: Ages de pierre de Banda. p. 281. — Dr. Nèls: Touilles a Stung-Treng. p. 282.
— Nr. 4. — J. Deniker: Les Ghiliaks d'après les derniers renseignements. p. 289—310. — Dr. A. T. de Rochebrune: Le l'emploi des mollusques chez le peuples anciens et modernes. II. Mollusques des sépultures de l'Equateur et de la Nouvelle Grenade. p. 311—320. — Dr. Ten Kate: Quelques observations ethnographiques recueillies dans la presqu'île Californienne et en Sonora. p. 321—326. — L. de Vaux: Les Canaques de la Nouvelle-Calédonie. p. 327—354. — Revues et Analyses. E. Hamy: J. Moura, Le royaume de Cambodge. p. 355—362. — Ed. Heckel: Des Rolas africains. (Bull. d. la Soc. de Geogr. de Marseille.) p. 362—364. — J. Montano: L. de Milloué, Catalogue du Musée Guimet. 1. P. Inde, Chine et Japon. p. 367—369. — Nécrologie. C. de Fondouce: Carlos Ribeiro. p. 380—381.

Bulletino di Paletnologia Italiana diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Anno 9. Nr. 6—10. Reggio dell' Emilia. 1883. 8°. — Nr. 6 e 7. — Pigorini: Le spade e gli scudi delle terremare dell' età del bronzo e delle necropoli laziali della 1a età del ferro. p. 81—108 e 2 Tav. — Notizie. Pigorini: Helbig, La necropoli di Este, lettera al prof. Prosdocimi. p. 110—111. — Nr. 8, 9 e 10. — Strobel: Oggetti di silice macrolitici del Parmigiano. p. 113—115. — G. Foderaro: Armi ed utensili di selce scheggiata rinvenuti presso Squillace nel Catanzarese. p. 115—125. — C. Marchesetti: Recenti esplorazioni di antichità nell' Istria. p. 125—127. — Pigorini: Terramara detta La Gatta nel comune di Noceto in provincia di Parma. p. 129—131. — Undset: Se la fibula esista nelle terremare. p. 131—135 e 1 Tav. — Antichità laziali in musei fuori d'Italia. p. 135—141 e 1 Tav. — Chierici: Scavo su Monte Castagneto nella provincia di Reggio dell' Emilia. p. 141—169 e 1 Tav. — Notizie. — Programma dell' esposizione d'Antropologia, Preistorica e di Paletnologia in Torino nel 1884. p. 175—176.

American Philosophical Society in Philadelphia. Proceedings. Vol. XX. Nr. 112. Philadelphia 1882. 8°.

Academy of Natural Sciences in Philadelphia. Proceedings. Part. I. — January—May 1883. Philadelphia 1883. 8°. — Lewis, H. Carvill: On a supposed Human implement from the Gravel at Philadelphia. p. 40—48. — T. Cresson: Note on a drilled mall in the Haldeman collection of Antiquities. p. 43—44. — Notes on prehistoric copper implements. p. 55—56. — Aztec music. p. 86—94 u. 2 Taf.

Archivos do Museu Nacional in Rio de Janeiro. Vol. IV. Nr. 1—4. 1879. Rio de Janeiro 1881. 4°. — Dr. Lacerda: Craneos de Maracá, Guyana, Brasileira. Contribuições para o Estudo Anthropologico das Raças Indigenas do Brasil. p. 35—45 u. 1 Taf.

— Archivos. Vol. V. Nr. 1—4. 1880. Rio de Janeiro 1881. 4°.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti, Anno 1882—83. Serie terza. Transunti. Vol. VII. Nr. 11—15. Roma 1883. 4°.

L'Académie Impérial des Sciences in St. Petersburg. Bulletin. Tome XXVIII. Nr. 3, 4. St. Pétersbourg 1883. 4°.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva in St. Petersburg. (Berichte der kaiserl. russischen geograph. Gesellschaft.) Bd. XIX. 1883. Nr. 2—3. St. Petersburg 1883. 8°. — Nr. 3. — A. Adrianov: Doistoričeskija mogili bliz Minusinska. (Vorhistorische Mogilen bei Minusinsk.) p. 246—251.

Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien in Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige. 7. Bd. Nr. 1—3. Stockholm 1883. 8°.

Matériaux pour l'Histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée dirigée par Emile Cartailhac in Toulouse. Année 17me 2e Série. — Tome XIII. 1882. Nr. 8—11. Toulouse 1883. 8°.

— Nr. 8—9. — de Nadaillac: Empreintes de pieds humains découvertes dans une carrière auprès de Carson (Nevada). p. 313—320. — Dr. V. Gross: Une hutte de l'époque de la pierre découverte à Schussenried (Württemberg). p. 321—322. — C. A. Piètremont: Les chevaux dans les temps préhistoriques et historiques. p. 323—335. — F. A. Forel: Essai sur les variations périodiques des glaciers. p. 336—348. — G. Chauvet: Exposition préhistorique de la Rochelle. p. 349—355. — Ed. Fuchs: Station préhistorique de Som-Rou-Sen, au Cambodge. p. 356—364.

— Nr. 10—11. — Dr. de Closmadeuc: Le cromlech d'Er-Lanic et le golfe du Morbihan à l'époque dite celtique. p. 409—420. — Ch. Piot: Signification des silex trouvés dans un cimetière nervoromain à Jumet (Belgique). p 421—425. — W. de Schurer von Waldheim: Antiquités de l'âge de la pierre trouvées en Uplande jusqu'à la fin de 1879. p. 426—427. — O. Montelius: Les fibules de l'âge du bronze et du premier âge du fer. p. 427—433. — A. Locard: Etudes malacologiques sur les dépôts préhistoriques de la vallée de la Saône. p. 435—438. — Dr. L. Testut: La nécropole préhistorique de Nauthery. p. 440—443 — Dr. E. Houzé: Les indices céphaliques de Flamands et Wallons. Bibliographie préhist. de la Belgique. p. 444—447. — M. Stokes: La distribution des principaux dolmens d'Irlande. p. 449—455. — L. Martinet: Les monuments préhist. de Banyuls et environs (Pyrénées-Orientales). p. 456 463 — P. du Chatellier: Tumuli de Run-Aour et de la Torche en Plomeur, et kjoekenmoedding de la Torche (Finistère). p. 464—469. — Lépée: Recherches archéologiques dans les environs de Montbéliard. p. 270—271. — A. Zannoni: Les fouilles de la Chartreuse de Bologne. p. 272—275. — Dr. Collignon: Description de crânes et ossements préhistoriques et de crânes de l'époque mérovingienne trouvés en Alsace. p. 482—485. — R. de Rochebrune: Les Troglodytes de la Gartempe, fouilles de la grotte des Cottés. p. 485—487. — V. Gross: Station des Corcelettes, époque du bronze. p. 487—488.

Cosmos. Comunicazioni sui progressi più recenti e notevoli della Geografia e delle Scienze affini di Guido Cora. Vol. VII. 1882—83. VII—IX. Torino 1883. 8°. — Nr. VII—VIII. — Viagii di G. Nachtigal nel Sahara e nel Sudan (1869—74). VII. I Tedâ. p. 207—215. — La Spedizione Italo-Platense in Patagonia, diretta da Giacomo Bove. 7. Raccolta di vocaboli della lingua dei Fuegini-Jagan. p. 237—240.

B. Geschenke.

Gozzadini Giovanni: Di due statuette etrusche e di una inscrizione etrusca, dissotterrate nell' Apennino bolognese. Sep. aus Atti R. Acd. dei Lincei. Roma 1833. 9 pp. 2 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Royal Dublin Society: The scientific Transactions. Vol. II. (Series II.) Dublin 1882. 4°.

— The scientific Proceedings. Vol. III. (New Series.) August 1882. Part V. Dublin 1882. 8°. (ded. R. Dublin. Soc.)

Phillips Henry: A brief account of the more important Public Collections of American Archaeology in the United States. Read before the Americ. Philosoph. Society, May 4, 1883 and the Congress of Americanists held at Copenhagen, August 21, 1883. 9 pp. 8°. (ded. Aut.)

Colini G. A., Dr.: Collezione Etnografica degli indigeni dell' Alto Amazzoni acquistata dal Museo Preistorico-Etnografico di Roma. Sep. aus Bollettino della Società Geografica Italiana, Aprile-Maggio, 1883. Roma 1883. 56 pp. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Zpráva archaeologického spolku „Včela Čáslavská" za rok 1882—83. (Jahresbericht des archäologischen Vereines „Die Časlauer Biene".) Čáslau 1883. 8°. — Klim. Čermák, Žarový hrob nad Ksinami u Žlebů (Leichenbrandstätte bei Ksin). p. 16—18, 1 Taf. (ded. Archäologischer Verein in Čáslau.)

Penka Carl: Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der Arischen Völker und Sprachen. Wien u. Teschen 1883. VII+214 pp. 8°. (ded. Aut.)

Ministère de la Marine et des Colonies in Lissabon: Droits de patronage du Portugal en Afrique. Memoranda. Lisbonne 1883. 54 pp. 8°. (ded. Minist. de la Marine et de Colonies.)

Ignatius K. E. F.: Le Grand-Duché de Finland. Notice statistique. Traduit du Suédois par G. Biaudet. — Exposition universelle de 1878 à Paris. Helsingfors 1878. 140 pp. 7 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Society for Psychical research in London: Proceedings. Vol. I. Part. II. III. London 1883. 8°. (ded. Soc. f. Psych. res.)

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen: Catalogus der Numismatische Afdeeling van het Museum. Tweede druck, Batavia 1877. 148 pp. 8°. (ded. Batav. Genootsch. v. Kunsten en Wetensch.)

Dokoupil W.: IX. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz in Siebenbürgen. Bistritz 1883. 64 pp. 8°. (ded. Aut.)

Lukas, Dr. J.: X. Jahresbericht des niederösterr. Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt 1883. 90 pp. 8°. (ded. Aut.)

Chervin, Dr. A.: Sur un annuaire démographique international. Ext. des Annales de démographie internationale. Paris 1882. 191—194 pp. 8°. (ded. Aut.)

Chervin, Dr. A.: Étude des résultats généraux du dénombrement de la population de 1881. Ext. des Annales de démographie internationale. Paris 1882. 25—35 pp. 8°. (ded. Aut.)

Chervin, Dr. A.: Sur le défauts de prononciation et leur traitement. Ext. des association scientifique de France. Bulletin hebdomadaire Nr. 170. Paris 1883. 183—208 pp. 8°. (ded. Aut.)

Chervin. Dr. A.: Mémoire présenté de Commission consultative pour le dénombrement de la population. Ministère de l'intérieur. Paris 1880. 44 pp. 8°. (ded. Aut.)

Chervin, Dr. A.: Rapport présenté au nom d'une Sous-Commission chargée d'examiner une proposition d'envoi aux municipalités françaises d'un questionnaire de statistique démographique. Commission de statistique municipale. Paris 1883. 8 pp. 8°. (ded. Aut.)

Nehring, Dr. A.: Faunistische Beweise für die ehemalige Vergletscherung Norddeutschlands. Sep. aus „Kosmos" VII. Jg. 1883. 173—185 pp. 8°. (ded. Aut.)

American Oriental Society: Proceedings at New-York, October 1882. 16 pp. 8°.

— Proceedings at Boston, May 24th. 1882. 16 pp. 8°.

— Proceedings at Boston, May 2d. 1883. 28 pp. 8°.

— Proceedings at New-Haven, October 1883. 21 pp. 8°. (ded. American Orient. Society.)

Gross Victor, Dr.: Les Protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et Neuchatel avec préface de le Prof. Virchow. Berlin 1883. 114 pp. u. 33 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Mestorf J.: Aus der skandinavischen Literatur, Referate. — Sep. aus d. Archiv für Anthropologie. 14. Bd. 3. u. 4. Hft. Braunschweig 1883. 391—411 pp. 4°. (ded. Aut.)

Schwartz W.: Der Zauber des „rückwärts" Singens und Spielens. Sep. aus d. Zeitschrift für Ethnologie in Berlin. Jg. 1883. 113—122 pp. 8°. (ded. Aut.)

Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier: Festschrift zur Begrüssung der XIV. allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft. — Eugen Bracht: Die Ausgrabungen des Buchenlochs bei Gerolstein in der Eifel und die quaternären Bewohnungsspuren in demselben. p. 1—35. — Dr. A. Nehring: Die Fossil-Reste aus dem Buchenloch. p. 36—43. — Trier 1883. 43 pp. u. 8 Taf. 4°. (ded. Gesellsch. f. nützl. Forsch. in Trier.)

Simson James: The Gipsies as illustrated by John Bunyan, Carlyle, and others and do snakes swallow their young? New-York 1883. 39 pp. 8°. (ded. Aut.)

Observatoire Impérial de Rio de Janeiro: Bulletin astronomique et météorologique. 1883. Nr. 6—9. Rio de Janeiro 1883. 4°. (ded. kais. Sternwarte in Rio de Janeiro.)

Henriques, Dr. J. A.: Expedição scientifica á Serra da Estrella em 1881. Secção de Botanica. Sociedade de Geographia de Lisboa 1883. 133 pp. u. 1 Taf. 4°. (ded. Socied. de Geogr. de Lisboa.)

United States Geological Survey: Dutton E. Clarence, Tertiary history of the Grand Cañon district with Atlas. Washington 1882. 264 pp. u. 42 Taf. 4°.

— Atlas to accompany the tertiary history of the Grand Cañon district. Washington 1882. 23 Taf. gr. Folio. (ded. United States geological survey.)

Schwartz, Dr. F. W. L.: Prähistorisch-anthropologische Studien. Mythologisches und Culturhistorisches. Berlin 1884. VIII + 520 pp. 8°. (ded. Aut.)

Lehmann, Dr. R.: Bericht über die Thätigkeit der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Im Namen der Commission auf dem 3. deutschen Geographentage erstattet. Sep. aus dem „Ausland" Nr. 29. Jg. 1883. München 1883. 34 pp. 8°. (ded. Aut.)

K. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmale: Protokoll der Conservatoren-Conferenz in Klagenfurt 1883. Wien 1883. 67 pp. 8°. (ded. k. k. Central-Comm.)

Kaltenegger Ferd., Prof.: Die geschichtliche Entwicklung der Rinderracen in den österr. Alpenländern. Prag 1881. 28 pp. 8°. (ded. Aut.)

Meyer A. B. und Uhle M.: Zur Dippil-Sprache in Ost-Australien. Sep. a. d. XVIII., XIX. u. XX. Jahresber. d. Vereins für Erdk. zu Dresden. 1882. 8 p. u. 1 Taf. 8°. (ded. A. B. Meyer.)

Matthes, Dr. B. F.: Eenige proeven van Boegineesche en Makassaarsche poëzie, door Dr. B. F. Matthes. Uitg. ter Gel. v. h. zesde internat. Congres der Orientalisten te Leiden. Haag 1883. 62 pp. 8°. (ded. K. Inst. v. d. Taal-, Land- en Volkenk. van Nederl. Indië.)

Niemann J. K.: Geschiedenis van Tanette. Boeginesche Tekst met Aanteekeningen. Feestgave ter Gelegenheit v. h. zesde internat. Congres der Orientalisten te Leiden. Haag 1883. 172 pp. 8°. (ded. K. Inst. v. d. Taal-, Land- en Volkenk. v. Nederl. Indië.)

Luciano Cordeiro: La question du Zaire. Suum cuique. Lettre à M. Behaghel. Lisbonne 1883. 9 pp. 8°. (ded. Soc. d. Géogr. d. Lisbonne.)

Stanley H. M. u. Luciano Cordeiro: Stanley's first opinions. Portugal an the slave-trade. Lisbon 1883. 9 pp. 8°. (ded. Soc. d. Géog. d. Lisbonne.)

Beyer A. u. Pressel Friedr.: Münster-Blätter. Herausgegeben im Auftrage des Münster-Comités. 3. u. 4. Hft. Ulm 1883. 174 pp. mit 20 Holzschn. u. 2 Taf. 8°. (ded. Ver. f. Kunst und Alterth. in Ulm u. Oberschwaben.)

Torres, Dr. Leonardo u. Medina, Dr. Jac. Aug.: Expedição scientifica á Serra da Estrella em 1881. Secção de Medicina Sub. Sec. de Hydrologia minero-medicinal. Relatorios. Sociedade de Geographia de Lisboa 1883. 34 pp. u. 1 Karte. 4°. (ded. Soc. de Geog. de Lisboa.)

Čermak Kliment: Filip Maximilian Opiz. Nástin životopisný. Vydáno výborem „Včely Čaślavské" za příležitosti zasazení desky památné na rodný dům oslavencův. Čáslavi 1883. 8 pp. u. 2 Taf. 8°. (ded. Arch. Ver. in Časlau.)

Museum Francisco-Carolinum: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes des Museum Francisco-Carolinum in Linz. Herausgegeben vom Verwaltungsrathe. Linz 1883. 62 pp. 4°. (ded. Mus. Francisco-Carol. in Linz.)

Institut Archéologique Liégeois: Bulletin. Tome XVII. Nr. 1. Liége (Lüttich) 1883. 8°. — Ph. de Limbourg: Cimetière Belgo-Romain découvert à Theux. p. 1—12 u. 1 Karte. (ded. Inst. Archéol. Liégeois.)

N. Wang.

Vereins-Nachrichten.

Mittheilungen aus den Ausschuss-Sitzungen und den Monatsversammlungen.

Ausschuss-Sitzung am 13. November 1883.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Vicepräsident Hofrath Professor Dr. Karl Langer.

Der Vorsitzende gedenkt des Ablebens des correspondirenden Mitgliedes Ernst Marno, welcher am 13. August 1883 in Chartum dem Fieber erlegen ist.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Dr. Valtazar Bogišić, Conseiller d'Etat actuel, Professeur de droit à l'université d'Odessa.

Sigmund Brief, Philologe in Wien.

Karl Gröber, k. k. Hauptmann in Wien.

Gustav Adolf Heintz, Fürst Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz.

Dr. Moriz Hörnes, Archäologe in Wien.

Franjo Koščal, Gymnasialprofessor in Pošega.

Philipp Löw, Advocatursconcipient in Kreuz.

Franjo Milićevic, in Mostar.

Dr. L. Karl Moser, Gymnasialprofessor in Triest.

Rikardo Ferdinando Plohl-Herdvigov, in Warasdin.

Mathia Valjavec, Professor in Agram.

Vid Vuletić Vukasović, Professor in Curzola.

Eduard Alexandrowitsch Wolter, in St. Petersburg.

Anton Zitný, Fürst Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal.

Der Secretär-Stellvertreter legt ein Einladungsschreiben des Museum Francisco-Carolinum in Linz zur Jubelfeier seines 50jährigen Bestandes am 19. November d. J. vor. Es wird nach kurzer Debatte beschlossen, dem Museum Francisco-Carolinum die herzlichen Glückwünsche der Anthropologischen Gesellschaft zu übersenden.

Der Secretär-Stellvertreter theilt mit, dass er in Folge der in der Ausschuss-Sitzung vom 10. April d. J. erhaltenen Ermächtigung mit dem Buchhändler Alfred Hölder, bei welchem die „Mittheilungen" der Gesellschaft im Commissionsverlag sind, Berathungen über den Ladenpreis des erscheinenden XIII. Bandes der „Mittheilungen" gepflogen und denselben mit 2 fl. per Heft oder 8 fl. per Band festgesetzt habe. Nach eingehender Begründung und Besprechung dieser Massnahme wird dieselbe zur genehmigenden Kenntniss genommen.

Nach Erledigung mehrerer kleinerer Anträge legt der Secretär-Stellvertreter einen vorläufigen Rechenschaftsbericht über den Ausgrabungsfond des Jahres 1883 vor.

Die durch die Subscription erzielten Einnahmen belaufen sich auf	fl. 1900·—
Die bisher für die Ausgrabungen gemachten Ausgaben betragen	„ 1627·07
so dass vorläufig ein Cassarest von	fl. 272·93

bleibt, von welchem aber noch Posten im Betrage von mehr als 150 fl. zu bezahlen sind. Der endgiltige Rechnungsabschluss wird in der Jahresversammlung zur Vorlage gelangen.

J. Szombathy.

Monatsversammlung am 13. November 1883.

Der Vorsitzende Dr. ***Karl Langer*** bringt den Tod Ernst Marno's zur Kenntniss der Versammlung, welche das Andenken des berühmten Forschungsreisenden durch Erheben von den Sitzen ehrt.

Herr Prof. ***K. Penka*** spricht

Ueber den physischen Typus und die Urheimat der Arier.

Der Vortragende weist zunächst auf die Thatsache hin, dass sich innerhalb des arischen Sprach- und Völkerkreises nicht weniger als fünf wohlcharakterisirte Typen unterscheiden lassen: 1. der indische, 2. der iranische (in Asien), 3. der blonde dolichocephale, 4. der dunkle dolichocephale, und 5. der dunkle brachycephale Typus Europas; es sei daher unstatthaft, aus der ursprünglichen Einheit der arischen Sprachen auf die ursprüngliche Einheit der diese Sprachen redenden Völker — Germanen, Kelten, Italiker, Griechen, Litauer, Slaven, Iranier, Inder — zu schliessen. Da die Ergebnisse der lexikalischen Forschung, die historischen Analogien, sowie linguistisch-geographische Erwägungen auf Europa als Heimat der Arier hinweisen, so kann von dem indischen und iranischen als nur Asien zukommenden Typen abgesehen werden, ebenso auch von dem dunklen dolichocephalen Typus Europas (d. h. keltisch-miletischen), da er mit dem iberisch-hamitischen, also dem Typus nichtarischer Völker identisch ist. Gegen die etwaige Annahme, dass der dunkle brachycephale (keltisch-slavische) und der blonde dolichocephale (germanisch-skandinavische) Typus auf eine gemeinsame Grundform zurückgehen, wird geltend gemacht, dass für eine Reihe von Rassen der Nachweis geführt werden kann, dass ein Zeitraum von 4000 bis 5000 Jahren nicht ausreicht, den Racentypus irgendwie kenntlich zu modificiren, ein Umstand, dessen Bedeutung sofort einleuchtet, wenn man bedenkt, dass Fr. Müller das Jahr 3000 v. Chr. als dasjenige fixirt, an welchem arische Stämme vom Grundstocke zuerst sich getrennt haben sollen und sich andererseits auch nachweisen lässt, dass zur selben Zeit der germanisch-skandinavische Typus in Europa schon existirt hat. Dazu kommt noch, dass der brachycephale Typus sowohl im Norden wie im Süden, im Gebirge wie in der Ebene auftritt, also der Gedanke, dass die Umbildung aus dem dolichocephalen durch äussere, z. B. orologische Einwirkungen zu Stande gebracht worden sei, im Vorhinein ausgeschlossen ist.

Daraus folgt, dass nur der eine dieser beiden Typen der eigentliche arische Typus sein könne und dass die zu dem andern gehörenden Völker zu irgend einer Zeit arisirt worden sind. Es werden nun eine Reihe von Thatsachen angeführt, aus denen hervorgeht, dass der germanisch-skandinavische Typus derjenige sei, den man als den eigentlichen arischen Typus zu betrachten habe. Dieser Typus lässt sich in allen Ländern nachweisen, in welchen arische Sprachen gesprochen werden; er findet sich zumeist unter den höheren Gesellschaftsschichten, den Nachkommen der altarischen Eroberer; es fehlen charakteristischer-

weise alle Spuren der Thätigkeit, durch die die Herrschaft der Eroberer in einem fremden Lande geschützt werden muss, im alten Germanien, dem Ausstrahlungscentrum der blonden Dolichocephalen; ebensowenig lassen sich im Lautinventar der altarischen Grundsprache die Lautgewohnheiten der heutigen Nordgermanen verkennen; dasselbe gilt von dem morphologischen Charakter des Urarischen im Vergleiche zu dem der nordgermanischen Sprachen. Auch die Bedeutung des Wortes Âŕja — weiss — spricht für diese Annahme.

Als Urheimat der Arier wird Skandinavien zu erweisen gesucht. In diesem Lande ist der germanisch-skandinavische Typus von der Steinzeit bis zur Gegenwart ununterbrochen vertreten und gelangt daselbst noch jetzt zu seiner vollen körperlichen Entwicklung, die den alten Germanen nachgerühmt wird. Auf Skandinavien passt das Bild, das wir uns auf Grund der Zeugnisse der Sprache und der Literatur von der Urheimat der Arier entwerfen: ein kaltes, vom Meer umflossenes Land, dessen Bewohner, wie die Odysseus-Orendel-Sage zeigt, sich schon früh den Gefahren des Seelebens aussetzten. Daselbst lernten sie auch die in der Odyssee erwähnten kurzen Nächte von 2—3 Stunden und das Gegentheil dieser Erscheinung, die andauernden Nächte, kennen. Skandinavien galt übrigens schon im Alterthum als Heimat der Völker. Von den Gothen, Longobarden und Burgunden wird ausdrücklich bezeugt, dass sie aus Skandinavien gekommen sind; dasselbe berichten Florus und die druidischen Traditionen von den Galliern; Ordanis nennt es geradezu eine officina gentium, eine vagina nationum. Dazu kommt, dass die auf linguistischem Wege erschlossene altarische Cultur mit der aus den Funden bekannt gewordenen ältesten Cultur Dänemarks, Schwedens und Norwegens (der sog. neolithischen Periode der Archäologen) genau übereinstimmt.

Im weiteren Verlaufe seiner Auseinandersetzungen gelangt der Vortragende zu dem Schlusse, dass die arische Rasse — mit der fossilen Cannstatt-Rasse de Quatrefages identisch — als das Product der klimatischen Einwirkungen der sogenannten Eiszeit zu betrachten sei, diesen Einwirkungen ihre hohe Statur, die blauen Augen, blonden Haare und die weisse Hautfarbe verdanke und dass sie nach dem Ausgange der Quaternär- oder Eiszeit aus Mitteleuropa, ihrem damaligen Hauptverbreitungsgebiete, zugleich mit dem Kern nach dem skandinavischen Norden ausgewandert sei und dass sich diese Wanderung archäologisch-faunistisch noch genau verfolgen lasse. In das nun frei gewordene Mitteleuropa seien turanische Elemente aus Asien eingezogen, welche dann später von den vom Norden her vordringenden Ariern zum grössten Theile arisirt worden seien. Mit dem Hinweise darauf, dass die arische Rasse als eine eminent nordische Rasse in südlicheren Ländern nicht acclimatisationsfähig sei, sondern allmälig den Einwirkungen des wärmeren Klimas erliege, dass sich aus diesem Umstande die innerhalb der arischen Welt so zahlreichen social-politischen Umwälzungen erklären, schliesst der Vortrag.

Herr Hofrath Dr. ***Ferd. v. Hochstetter*** spricht über

Funde von Bleifiguren in den Hügelgräbern von Frögg bei Rosegg in Kärnten

und legt die diesbezüglichen Stücke aus dem Klagenfurter Museum vor. Der ausführliche Bericht über diese Funde wird in einem der nächsten Hefte erscheinen.

Herr ***Ignaz Spöttl*** zeigt

Urgeschichtliche Funde, Pläne und Ansichten aus dem Waag- und Hernad-Thale.

Dieselben betreffen folgende Localitäten:

1. den Schlackenwall auf dem Burgberg bei Trencsin;
2. die Liskowetzer Höhle und den Ringwall auf dem Berge bei Liskowetz;
3. den grossen Tumulus mit einem Walle im Walde bei Poprad;
4. die prähistorische Ansiedlung auf der „Burg“ bei Schlaggendorf;
5. den Tumulus bei Neu-Wallendorf;
6. die prähistorische Ansiedlung bei Ganócz und
7. den Schlackenwall bei Kesmark.

Ausschuss-Sitzung am 11. December 1883.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Der Präsident, Hofrath Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Nikolaus v. Kubinyi, Oberfiscal der Herrschaft Arva in Ungarn.

Dr. Alois Morawitz, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien.

Nikola Tordinac, Capellan in Ivankovo in Slavonien.

Dr. Ingvald Undset, Conservator am archäolog. Museum in Christiania; unter ausdrücklicher Aufrechterhaltung seiner Eigenschaft als correspondirendes Mitglied der Gesellschaft.

Der Vorsitzende gedenkt des Ablebens des wirklichen Mitgliedes Herrn Alfred Breindl, Stations-Vorstandes in Nabresina, eines um die wissenschaftliche Erforschung des Karstes vielfach verdienten Mannes.

Der Secretär-Stellvertreter theilt mit, dass die „Missouri Historical Society“ in St. Louis zum Zwecke des Tausches eine Sendung von altindianischen Steinwerkzeugen eingeschickt habe und dass er dieselben an die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zum Vollzuge eines Tausches übergeben habe.

Der Secretär-Stellvertreter legt eine Einladung des „naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark“ in Graz zur Festversammlung am 15. December d. J. vor. Herr Dr. Wahrmann stellt den Antrag, dass das in Graz domicilirende Mitglied Herr Prof. Dr. E. Zuckerkandl um die Vertretung der Gesellschaft bei dieser Festfeier ersucht werde. Dieser Antrag wird angenommen.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Osborne in Dresden übersandte eine grössere Anzahl von Separat-Abdrücken seiner Abhandlung „Ueber den prähistorischen Wohnsitz am Hradischt bei Stradonitz in Böhmen“ zur Vertheilung an die Mitglieder. Dieses Geschenk wird mit dem Ausdrucke des Dankes entgegengenommen.

Der Secretär-Stellvertreter legt ein von dem Broca-Denkmal-Comité in Paris übersendetes Bildniss Broca's vor. Dasselbe wird nach kurzer Debatte an die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zur Aufbewahrung übergeben.

Einem eingetretenen Bedarfe entsprechend, wird die Anschaffung neuer Abzüge der Mitglieder-Diplome nach längerer Debatte beschlossen.

Hofrath von Hochstetter beantragt, die beiden folgenden Institute zum Schriftentausch einzuladen: 1. Deutsches archäologisches Institut in Rom (Bulletino, Annali, Monumenti dell' istituto di corrispondenza archeologica), 2. Reale deputazione per la storia patria delle provincie della Romagna in Bologna (Atti della . . .). Dieser Antrag wird nach kurzer Debatte angenommen. **J. Szombathy.**

Monatsversammlung am 11. December 1883.

Herr Hofrath Prof. Dr. ***Otto Benndorf*** bespricht

den Goldfund von Vettersfelde in der Niederlausitz

an der Hand der soeben erschienenen Abhandlung „A. Furtwängler, der Goldfund von Vettersfelde. Dreiundvierzigstes Programm zum Winkelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft in Berlin; mit 3 Tafeln, Berlin 1883".

Der Ort Vettersfelde liegt 1¼ Meile SSO. von der Kreisstadt Guben.

Der kostbare Fund, welcher ein Seitenstück zu dem Silberfunde von Hildesheim bildet, fand sich auf einem mit einer Lehmschichte bedeckten, ⅛ Meile NW. von Vettersfelde gelegenen Acker des A. Lauschke.

Er wurde beim Ziehen eines Wassergrabens in einer Tiefe von 30 cm. entdeckt. Neben den Goldsachen wurden die Scherben eines grossen Thongefässes gefunden, in welchem wahrscheinlich der Schatz geborgen war.

Fig. 83. ¼ nat. Gr.

Fig. 84. ⅛ nat. Gr.

Die Hauptstücke des Fundes, die leider durch Feuer beschädigt sind, sind folgende:

1. Ein Fisch aus getriebenem Goldblech, 608·5 gr. schwer, 41 cm. lang, 15 cm. breit. (Fig. 83.) Der Leib des Fisches ist durch die Brustflosse in 2 Längshälften getheilt und mit Figuren verziert, die bis zu einer Reliefhöhe von 5 mm. herausgehämmert sind und deren Innenzeichnung mit feinen scharfen Punzen eingeschlagen ist. In der oberen Reihe sind, von links beginnend, ein gefleckter Panther, der einem Eber in den Rücken fällt und dann ein Löwe, der einen fliehenden Hirschen erhascht, abgebildet. Der (jetzt stark verletzte) Theil des Fischleibes über dem Löwen ist mit der Figur eines Hasen ausgefüllt. In der unteren Reihe sind Wasserwesen abgebildet. Voran ein Triton mit langem Haare und Barte, dessen Leib gleich unterhalb der Brust in den Fischkörper übergeht. Er hält den linken Arm nach vorwärts, während er in der hocherhobenen Rechten einen (beschuppten!) Delphin über dem Schwanze gefasst hält. Der Raum hinter dem Triton ist mit einem zweiten Delphin und mit 4 Fischen ausgefüllt. Das Ende des Fischkörpers ist mit dem Bilde eines fliegenden Adlers gefüllt worden. Die Enden des Fischschwanzes liess der Künstler sich zurückbiegen und in Widderköpfe auslaufen.

2. Eine Zierplatte, 282·5 gr. schwer, 17 cm. hoch und breit, aus vier grösseren und einer kleineren mittleren kreisrunden Scheibe gebildet. (Fig. 84.) Auf der Randzone der vier grösseren Kreise hat der Künstler je vier Thierfiguren, mit den Füssen gegen die Peripherie gerichtet, angeordnet, und zwar: *a*) Ein Löwe stürzt sich auf einen Hirsch; ein Hund verfolgt einen Hasen. *b*) Ein laufender Stier und ein Löwe im Ansprunge einander gegenüber; ebenso ein Panther im Ansprung und ein laufender Eber. *c*) Zwei Widder einander gegenüber; ebenso ein Steinbock und ein Schakal. *d*) Zwei im Ansprunge liegende Panther, einander gegenüber, zweimal. Die Technik ist dieselbe, wie bei dem vorigen Stück.

Fig. 85. ⅛ nat. Gr.

3. Der Beschlag einer Scheide, 13 cm. hoch, 19 cm. lang. Ebenfalls getriebenes Goldblech mit Figuren. (Fig. 85.) Der obere breitere Theil ist mit zwei Augen verziert und seine seitliche Ausbauchung trägt einen laufenden Löwen. Der untere Theil ist durch eine Mittelrippe in zwei Streifen

zerlegt und in der oberen Reihe mit einem Eber, einem Panther und einem Fisch, in der unteren Reihe mit einem Hirsche, einem Löwen und einem Fische geziert.

Ausserdem fanden sich noch ein goldener Hängezierrath, ein goldenes Ohrgehänge, ein goldener Armring, eine Kette aus Golddraht, von 71 cm. Länge und 212 gr. Gewicht, eine goldene Dolchscheide, ein eiserner Dolch, ein massiver Goldring von 608·5 gr. Gewicht und 21 cm. Durchmesser, ein eisernes Schwert mit goldbelegtem Griff, ein serpentinartiger Steinkeil, ein Schleifstein und mehrere kleinere Blechstücke.

Bis auf den aus 23karätigem Golde gearbeiteten „Hängezierrath" sind alle Goldsachen aus silberhältigem, 18karätigem blassem Gold. In dem ganzen Funde kommt kein gezogener Draht vor.

Für Mitteleuropa steht dieser überaus reiche Fund ganz vereinzelnt da. Bisher kennen wir solche Schätze hauptsächlich aus den grossen Tumulis der Krim, einen kleineren Goldfund ähnlicher Art auch von Turnu-Magurele in Rumänien.

Aus der Untersuchung Furtwängler's geht nun hervor, dass der ganze Fund die zusammengehörige Prachtausrüstung darstellt, die für das Grab eines kriegerischen Häuptlings und zwar eines Skythen in Südrussland bestimmt war und dass sie aus einer altgriechischen Werkstatt in den nordpontischen Colonien hervorgegangen ist. Zu dieser Ausrüstung gehörten der Schild mit dem Fisch, die Zierplatte auf der Brust oder dem Brustpanzer, das kurze Schwert an der rechten Seite, der Dolch, die grosse Kette um den Leib, ein schwerer Halsring, ein Armring, verschiedene Anhängsel und ein Schleifstein. Bei einer Reihe von diesen Dingen wies Furtwängler die Bestimmung für einen Skythen mit voller Sicherheit nach. Ebenso sicher erkannte er den altgriechischen Charakter aller Kunstarbeit an dem Funde, so dass derselbe eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniss der altionischen Kunst im Speciellen ist, wie wir dies von Werken aus den pontischen Colonien, wo das Milesische Element das herrschende war, wohl nicht anders erwarten durften.

Den Zeitpunkt der Anfertigung des Fundes setzt Furtwängler an das Ende des 6. oder in die ersten Decennien des 5. Jahrhunderts v. Chr. In Betreff der Frage, wie aber dieser skythische Fund in die Lausitz gekommen sein mag, erinnert er daran, dass gerade um das Ende des 6. Jahrhunderts ein mächtiger Strom pontischer Skythen sich nach Norden und Nordwesten wälzte. „Vom Heere des Darius von der Donau her bedroht, und um denselben von der Küste weg in's Innere zu locken, zogen die Skythen ja damals mit allem, was sie hatten, nordwestlich, und rissen die benachbarten Stämme mit sich. All' ihre Habe und die Kinder und Frauen schickten sie mit den Wagen voran und ihnen selbst scheint es gelungen zu sein, die Perser sogar bis in die Gegend des Quellgebietes von Dnjepr und Bug zu locken. Liegt hier nicht vielleicht ein Fingerzeig, wenn wir den Skythen selbst wenigstens auf halbem Wege nach Vettersfelde begegnen, und war unser Fund die neue Prachtausstattung eines Häuptlings, die er zu retten suchte?"

Herr Prof. Dr. ***J. N. Woldrich*** bespricht seine Ausgrabungen im südlichen Böhmen während des verflossenen Sommers und legt die betreffenden Funde vor. Eine ausführliche Beschreibung derselben ist in Vorbereitung.

Herr Dr. ***Friedrich S. Krauss*** spricht über

die Wahlbruderschaft (pobratimstvo) bei den Südslaven.

Dr. Krauss beginnt mit einer kurzen völkerpsychologischen Auseinandersetzung über die Wahlbruderschaft bei Naturvölkern, betont dieselbe bei den Griechen im Alterthume und bespricht eine Stelle über die Wahlbruderschaft bei J. Grimm (Geschichte d. d. Spr. I. B. 1848. S. 131). Besondere Aufmerksamkeit erregt der historische Nachweis, dass seit zweitausend Jahren auf der Balkanhalbinsel die Wahlbruderschaft als allgemeine Volkssitte ununterbrochen in hoher Blüthe steht. Der Vortragende citirt Ovid, Lukian, Skylitzes, Demetrius von Hum und eine Reihe altslavischer Documente, durch welche die Thatsache über alle Zweifel erhoben wird.

Die verschiedenen Benennungen für Wahlbruder, Wahlschwester u. s. w. belegt er regelmässig mit einigen Stellen aus Volksliedern und Volkssagen, soweit zuverlässige Quellen überhaupt vorliegen. Hierauf bespricht er das Verhältniss zwischen Wahlbruder (pobratim) und Wahlschwester (posestrima), sowie die sogenannte ererbte Wahlverwandtschaft und schildert unter Anführung einiger Volkslieder das Leben und Weben von Wahlschwestern. Die Wahlbruderschaft unter Männern findet einen charakteristischen Ausdruck in zahlreichen Sprichwörtern, welche im Munde des Volkes häufig sind. Die Arten der Wahlbruderschaft und die Weise, auf welche sie geschlossen werden, sind sehr mannigfaltig. Bei der Schilderung des družičalo nimmt er Gelegenheit, viele unrichtige Angaben des Milojević zu widerlegen.

Nach Betonung der bedeutenden Rolle, welche die sogenannte grosse Wahlbruderschaft im politischen Leben der Südslaven spielt, werden noch zwei Fälle von Treulosigkeit unter Wahlbrüdern besprochen und schliesslich ein Volkssprichwort angeführt, welches dem leiblichen Bruder vor dem Wahlbruder den Vorrang einräumt.

Herr ***J. Szombathy*** legt die von der „Missouri Historical Society" eingesendeten

nordamerikanischen Steinwerkzeuge vor.

Diese Sammlung enthält 557 Pfeilspitzen aus Feuerstein und Hornstein von verschiedenen Formen. Davon sind

65 Flints von d. Cole County, Missouri,
15 Flints von d. Osage-County, Missouri,
9 Flints von d. Maries-County, Missouri,
230 Flints aus dem Grenzgebiet von Adams-County und Haucock-County in West-Illinois,
15 Flints aus der Gegend von Chester, Illinois,
37 Flints aus der Gegend von Virginia, Illinois,
18 Flints von New-Albany, Indiana,
113 Flints von Mr. Spanglers Land, bei Madison, Jefferson-County, Indiana (die Hälfte eines Fundes),
19 Flints von d. Montgomery-County, Pennsylvania

und weitere 36 Flints von verschiedenen Einzelnlocalitäten.

Ferner liegen vor:

4 steinerne Hammeräxte und 2 „Hand Pestles" von New-Albany, Indiana, 5 Stein-Tomahawks aus d. Hancock-County in Illinois, dann Stein-Tomahawks aus d. Adams-County, Illinois, und den Franklin-County und Hannibal-Lewis-County in Missouri, und endlich ein sehr hübsch verziertes kleines Töpfchen aus einem Mound in S.O.-Missouri.

Fig. 2
Fig. 3
Fig. 5
Fig. 6
Fig. 14.
Fig. 8.
Fig. 9a.
Fig. 9b.
Fig. 11.
Fig. 13.
Fig. 12.
Fig. 7.
Fig. 19c.
Fig. 4.
Fig. 15.
Fig. 19b
Fig. 19a.
Fig. 16.
Fig. 17.
Fig. 12.
Fig. 21.
Fig. 22.
Fig. 23.
Fig. 18.
Fig. 20b.
Fig. 20a.
Fig. 25.
Fig. 24.

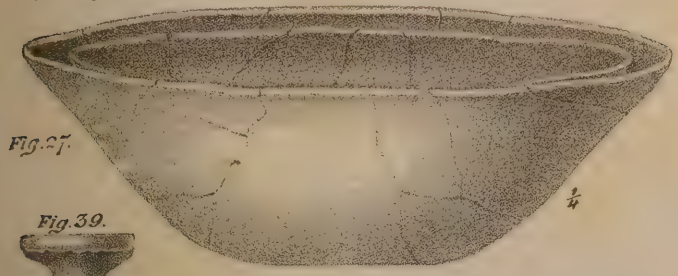


Fig. 27.
1/4

Fig. 26.
1/1

Fig. 29.
1/1

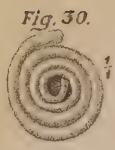


Fig. 30.
1/1

Fig. 36a
1/8

Fig. 39.
1/1

Fig. 37.
1/2

Fig. 36b
1/8

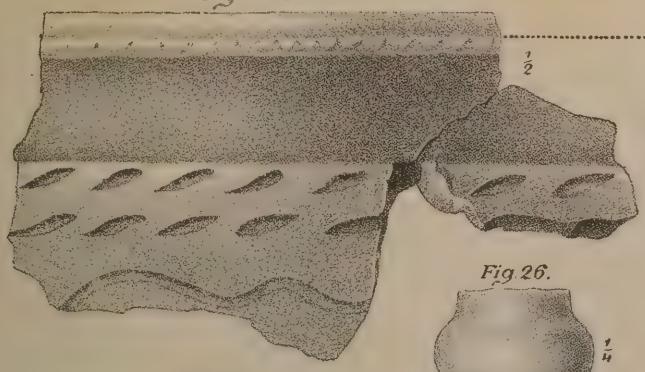


Fig. 35a.
1/2

Fig. 35b.

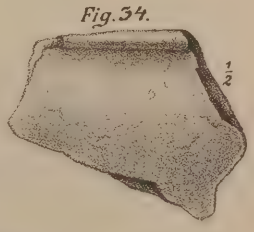


Fig. 34.
1/2

Fig. 26.
1/4

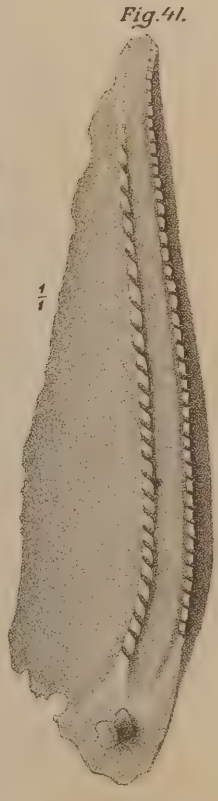


Fig. 41.
1/1

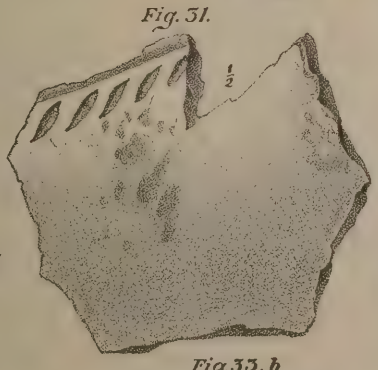


Fig. 31.
1/2

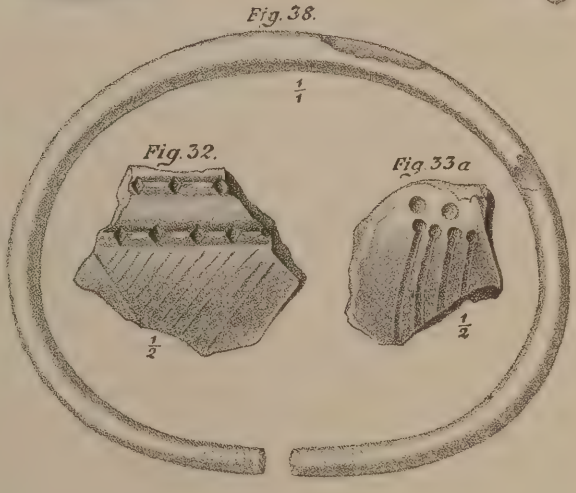


Fig. 38.
1/1
Fig. 32.
1/2
Fig. 33a
1/2

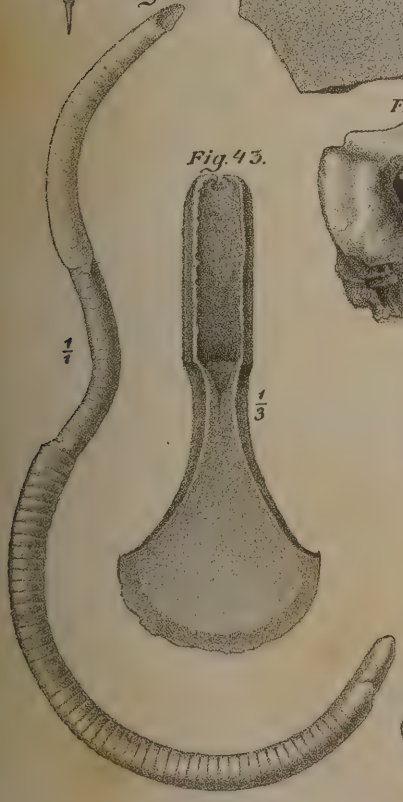


Fig. 40.
1/1

Fig. 33b.
1/2

Fig. 43.
1/3

Fig. 42.
1/3

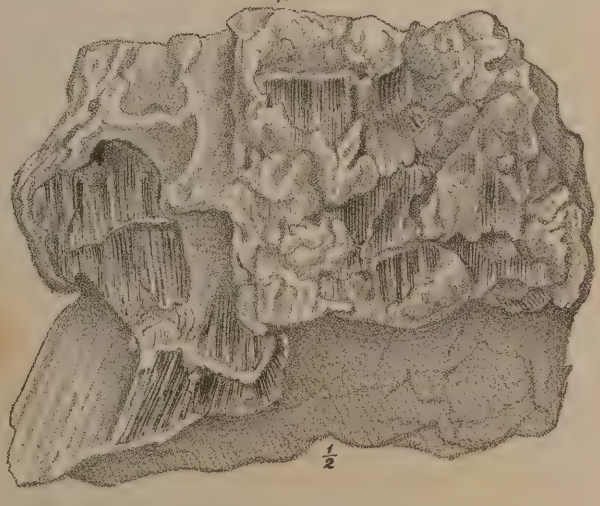


Fig. 46.
1/2

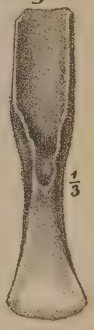


Fig. 45.
1/3

Fig. 44.
1/3

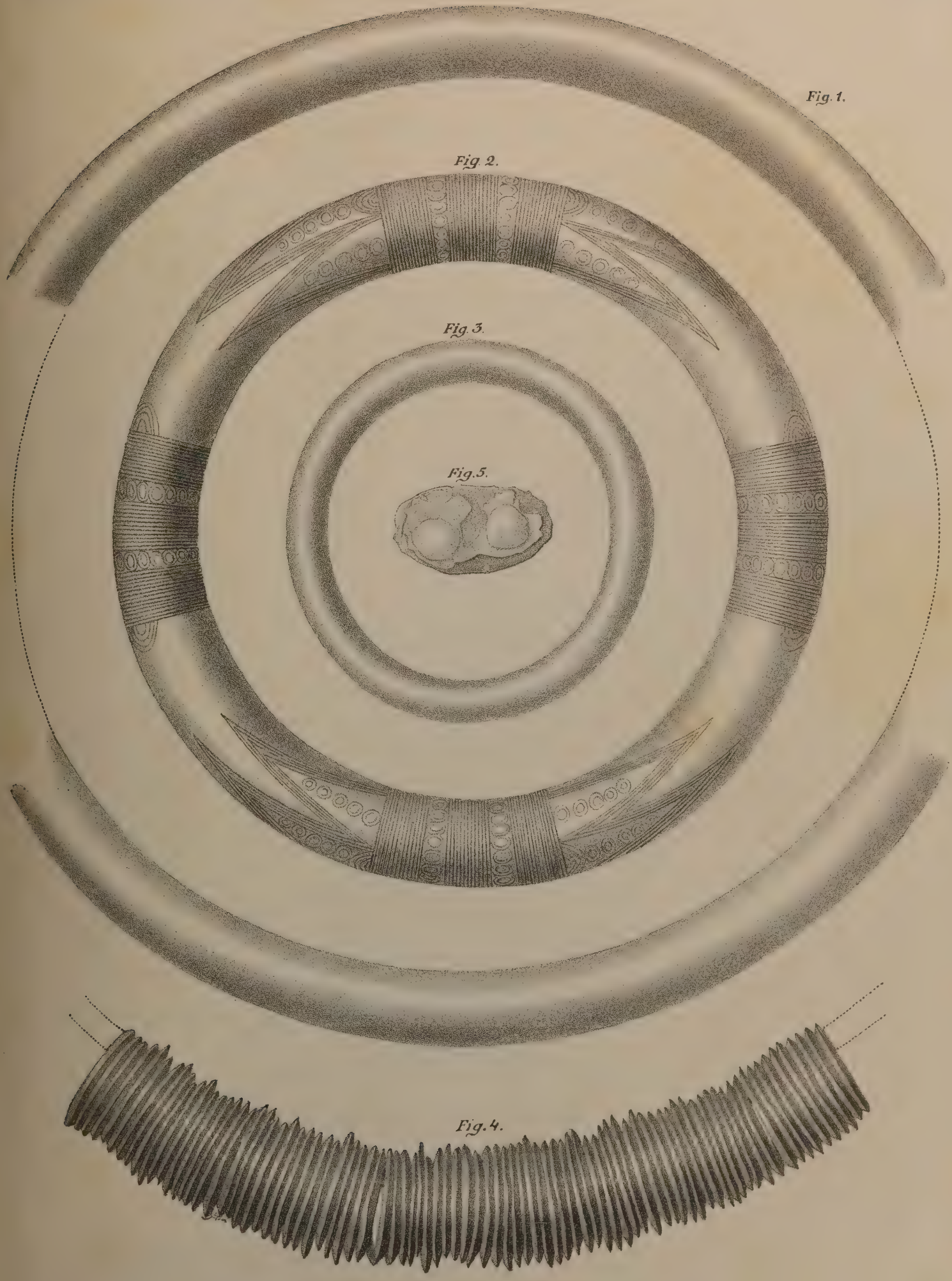


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 5.
Fig. 4.

Fig. 10.

Fig. 14.

Fig 12.

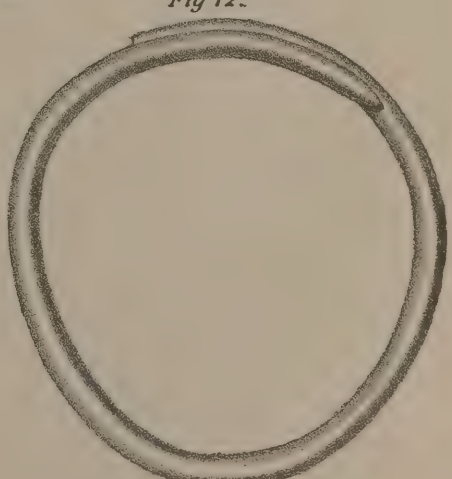


Fig. 15.

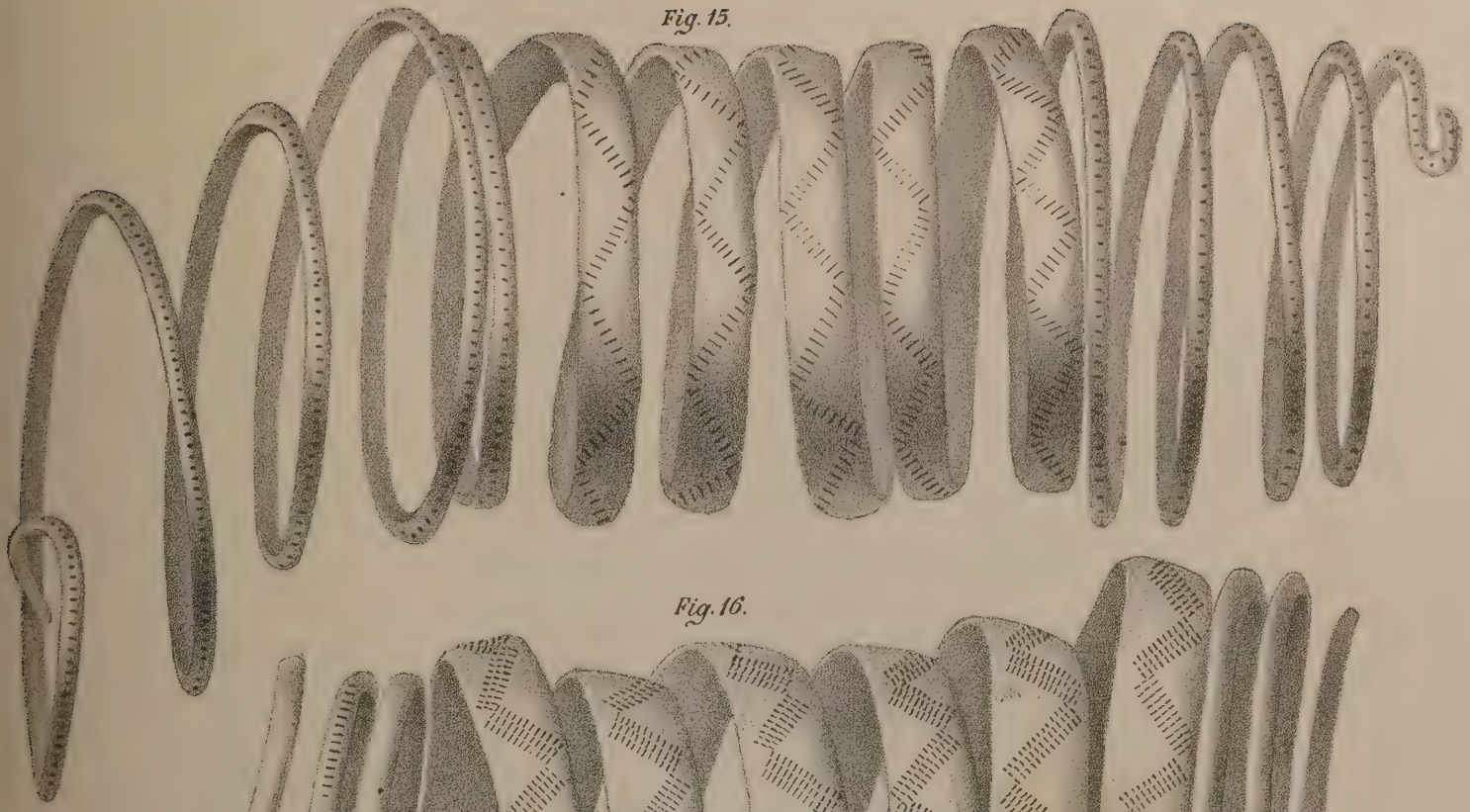


Fig. 16.

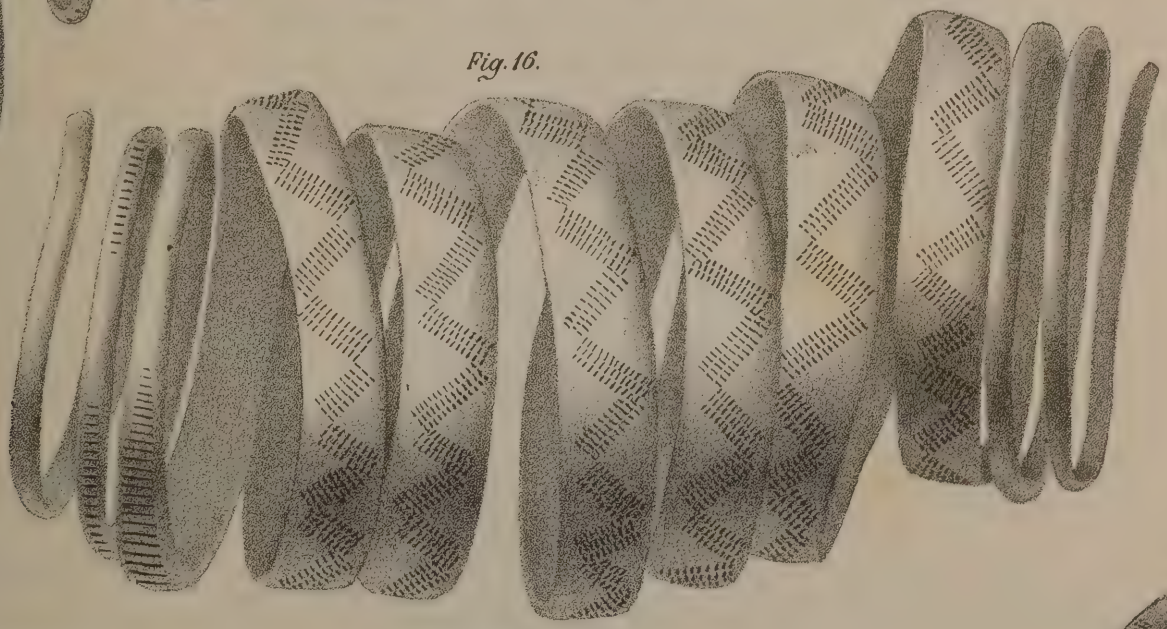
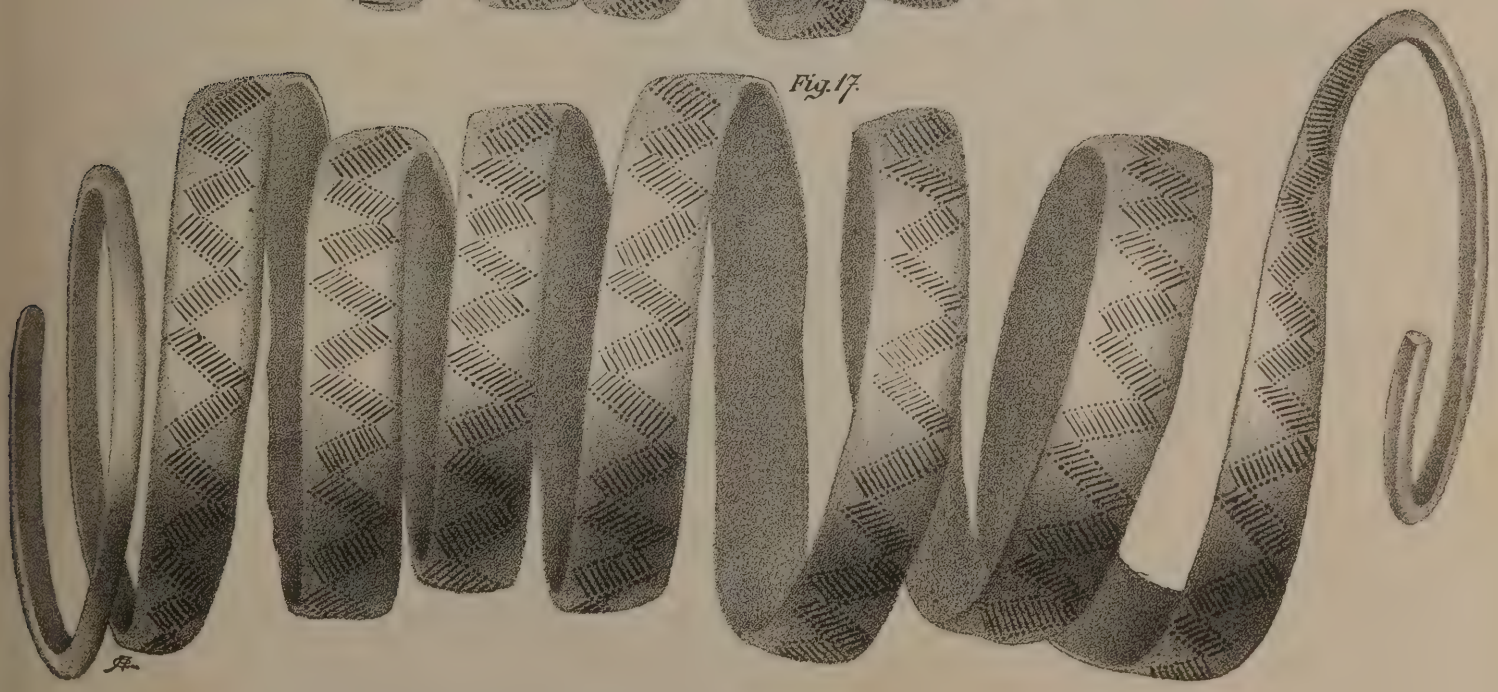


Fig. 17.



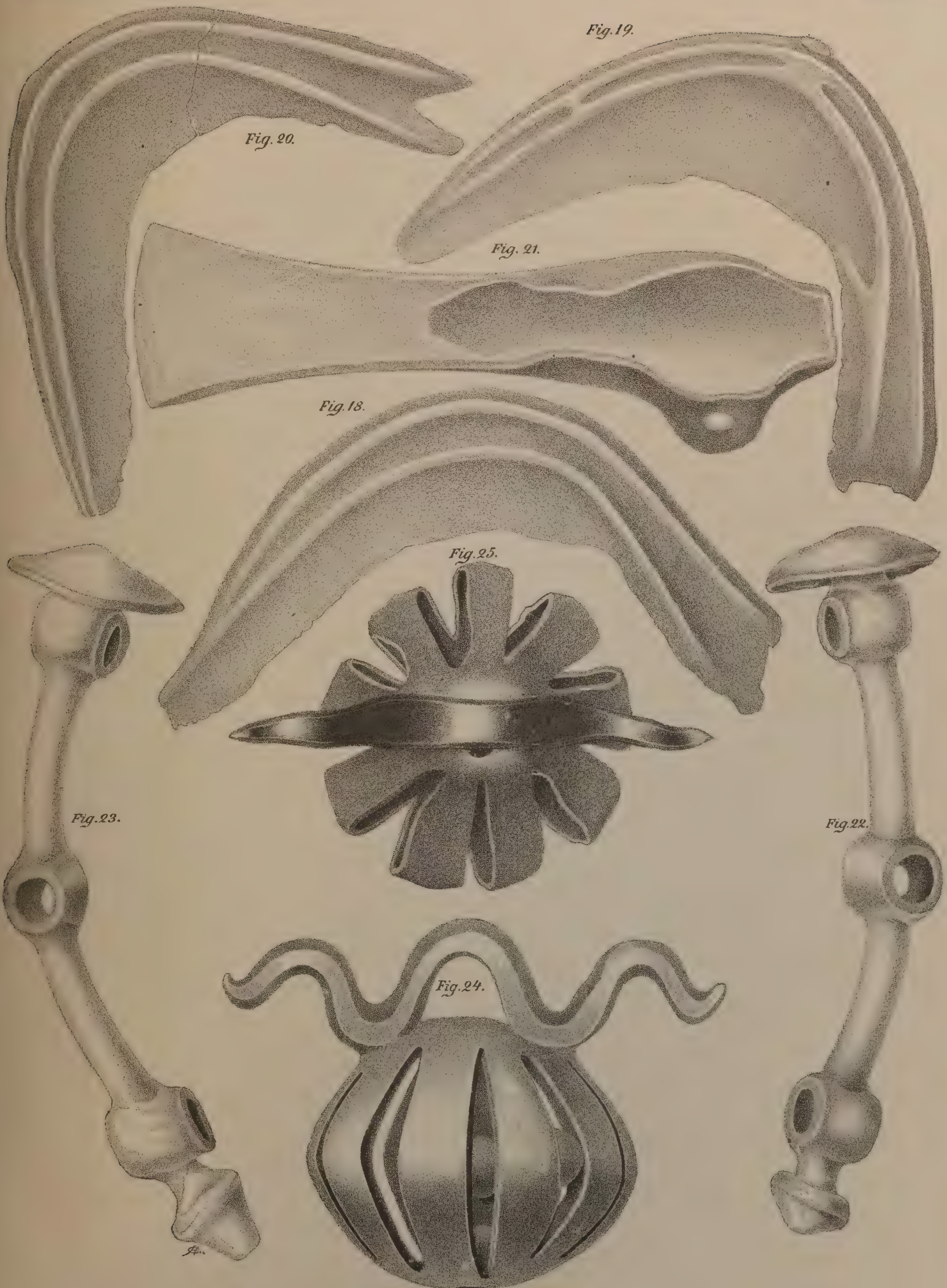


Fig. 19.
Fig. 20.
Fig. 21.
Fig. 18.
Fig. 25.
Fig. 23.
Fig. 22.
Fig. 24.

Fig. 26.

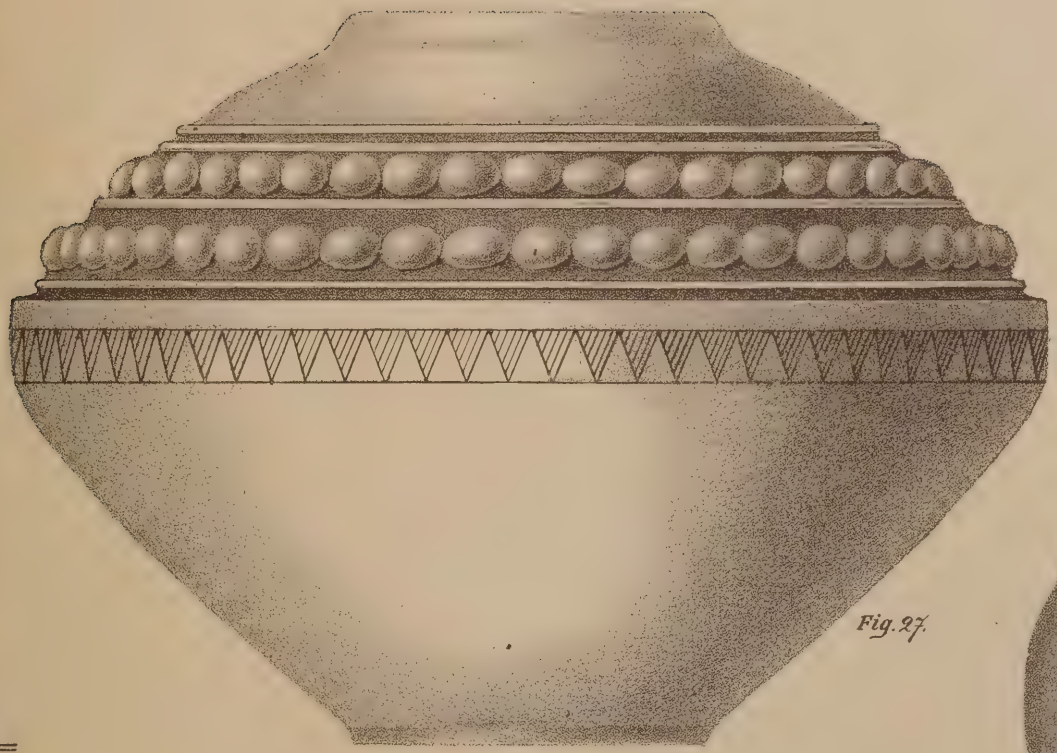


Fig. 27.

Fig. 29.

Fig. 30.

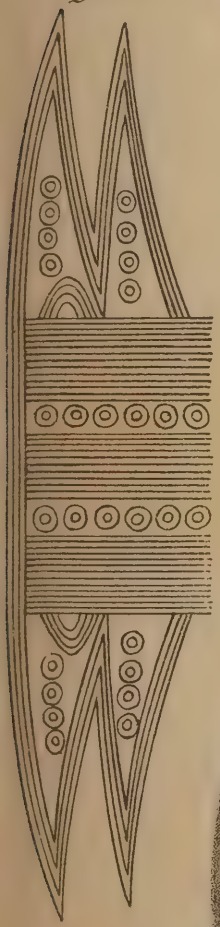
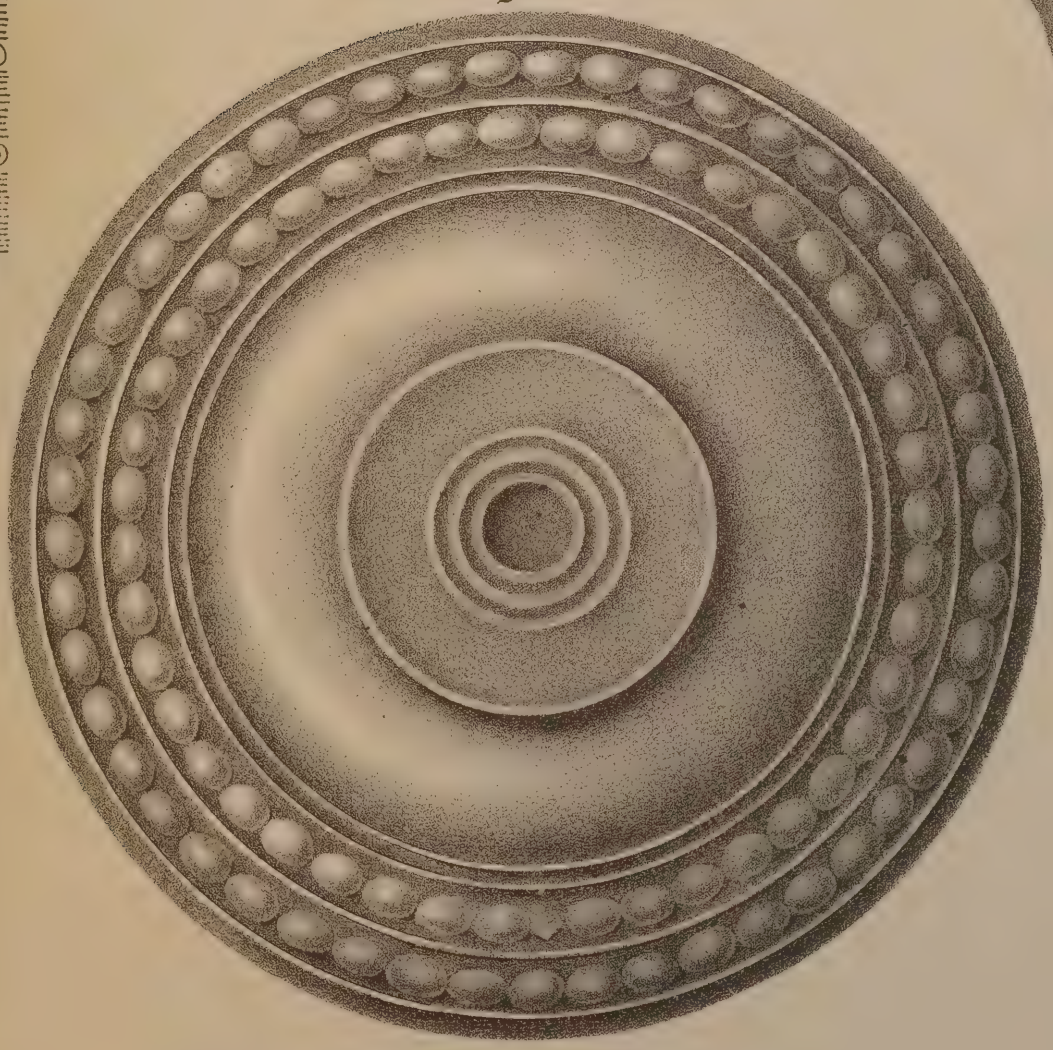
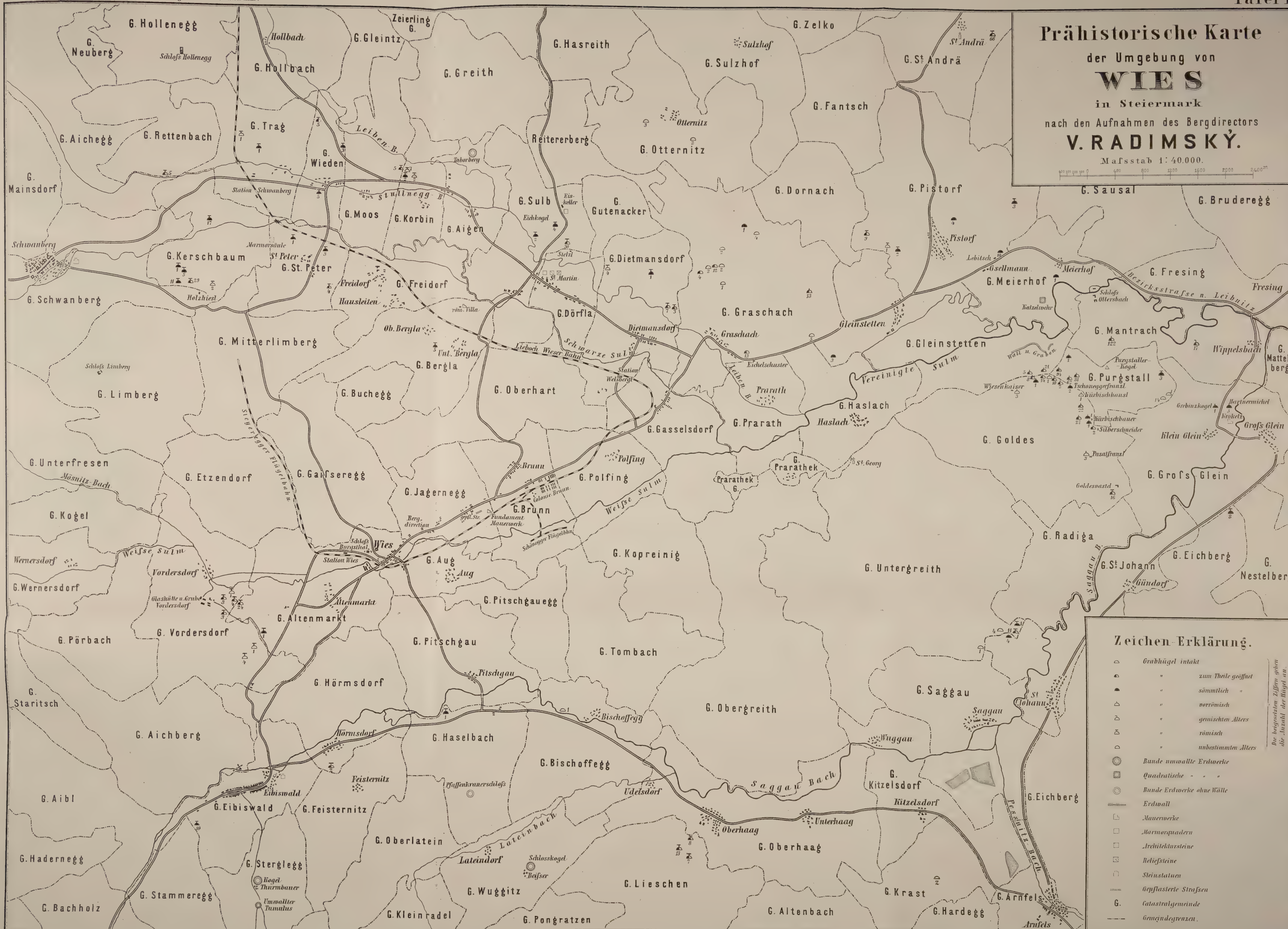


Fig. 28.





Prähistorische Karte
der Umgebung von
WIES
in Steiermark
nach den Aufnahmen des Bergdirectors
V. RADIMSKÝ.
Mafsstab 1 : 40.000.
Zeichen-Erklärung.
Grabhügel intakt
" zum Theile geöffnet
" sämmtlich "
" vorrömisch
" gemischten Alters
" römisch
" unbestimmten Alters
Die beigesetzten Ziffern geben die Anzahl der Hügel an.
Runde umwallte Erdwerke
Quadratische " " "
Runde Erdwerke ohne Wälle
Erdwall
Mauerwerke
Marmorquadern
Architektursteine
Reliefsteine
Steinstatuen
Gepflasterte Strafsen
G. Catastralgemeinde
Gemeindegrenzen.
G. Hollenegg
G. Neuberg
Schlofs Hollenegg
Hollbach
G. Hollbach
Zeierling G.
G. Gleintz
G. Hasreith
G. Zelko
Sulzhof
G. Sulzhof
St. Andrä
G. St. Andrä
G. Greith
G. Fantsch
G. Trag
G. Aichegg
G. Rettenbach
Leiben B.
G. Wieden
Reitererberg
Otternitz
G. Otternitz
Taborberg
G. Mainsdorf
Station Schwanberg
Stullnegg B.
G. Moos
G. Korbin
G. Sulb
Eichkogel
G. Gutenacker
G. Dornach
G. Pistorf
G. Sausal
G. Bruderegg
G. Aigen
Pistorf
Schwanberg
Marmorsäule
St. Peter
G. Kerschbaum
G. St. Peter
Freidorf
G. Freidorf
Stelzl
St. Martin
G. Dietmansdorf
Lebitsch
Osellmann
Meierhof
G. Meierhof
G. Fresing
Fresing
Bezirksstrafse n. Leibnitz
Holzhiesl
G. Schwanberg
Hausleiten
röm. Villa
G. Dörfla
Dietmansdorf
G. Graschach
Graschach
Gleinstetten
Schlofs Ottersbach
Katzelwehr
G. Mantrach
Ob. Bergla
Unt. Bergla
G. Mitterlimberg
Schwarze Sulm
Eichelschuster
G. Gleinstetten
Wall u. Graben
Wippelsbach
G. Mattelsberg
Schlofs Limberg
G. Bergla
Station Welsbergl
Vereinigte Sulm
Purgstaller Kogel
G. Purgstall
G. Limberg
G. Buchegg
G. Oberhart
Prarath
Wiesenkaiser
Tschaneggerfranzl
Kürbischhansl
Haslach
G. Haslach
Gebinzkogel
Hartnermichel
Kophelz
Gross Glein
G. Prarath
G. Gasselsdorf
Kürbischbauer
Silberschneider
Klein Glein
G. Goldes
Polfing
Pasatfranzl
G. Unterfresen
Mösnitz Bach
G. Etzendorf
Stainzer Flügelbahn
G. Gaiseregg
Brunn
G. Polfing
Colonie Brunn
Prarathek
G. Prarathek
St. Georg
G. Gross Glein
Goldesnastel
G. Jagernegg
G. Brunn
Weisse Sulm
G. Kogel
Berg direction
Fundament Mauerwerk
Schönegger Flügelbahn
G. Radiga
Schlofs Burgstall
Wies
Station Wies
G. Aug
Aug
G. Kopreinig
G. Untergreith
G. St. Johann
G. Eichberg
G. Nestelberg
Gündorf
Wernersdorf
Weisse Sulm
Vordersdorf
G. Wernersdorf
Glashütte u. Grube Vordersdorf
Altenmarkt
G. Altenmarkt
G. Pitschgauegg
G. Pörbach
G. Vordersdorf
G. Pitschgau
G. Tombach
Pitschgau
G. Staritsch
G. Hörmsdorf
Bischoffegg
G. Obergreith
G. Saggau
St. Johann
Saggau
Saggau B.
G. Aichberg
Hörmsdorf
G. Haselbach
Wuggau
G. Bischoffegg
Saggau Bach
Feisternitz
Pfaffenkranerschlofs
Eibiswald
Udelsdorf
G. Kitzelsdorf
G. Aibl
G. Eibiswald
G. Feisternitz
Kitzelsdorf
G. Eichberg
Oberhaag
Unterhaag
Lateinbach
G. Oberlatein
Pesnitz Bach
G. Haderegg
G. Sterglegg
Lateindorf
Schlosskogel
Beisser
G. Oberhaag
Kogel Thurmbauer
G. Stammeregg
Umwallter Tumulus
G. Wuggitz
G. Lieschen
G. Krast
G. Arnfels
G. Bachholz
G. Kleinradel
G. Pongratzen
G. Altenbach
G. Hardegg
Arnfels

Fig. 1—4. Subdolichocephaler Schädel aus Hallstatt.

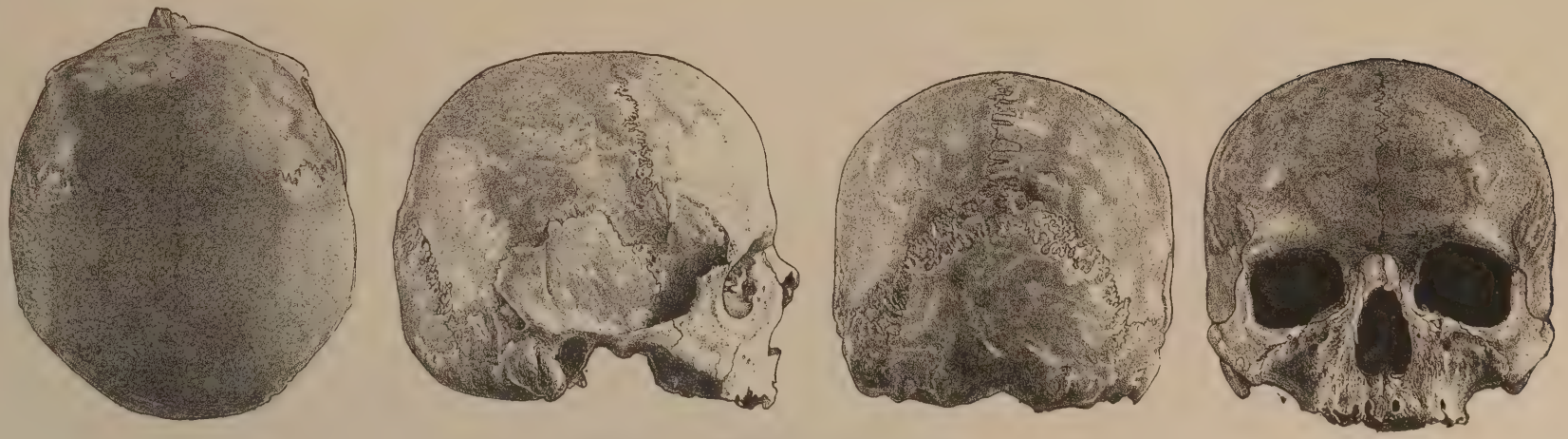


Fig. 5—8. Brachycephalus aus Hallstatt.

Fig. 9—12. Brachycephalus aus Hallstatt.

Fig. 13—16. Brachycephalus aus Hallstatt. (Seltenere Form.)

Fig. 17—19. Mesaticephaler Schädel aus Altmünster.

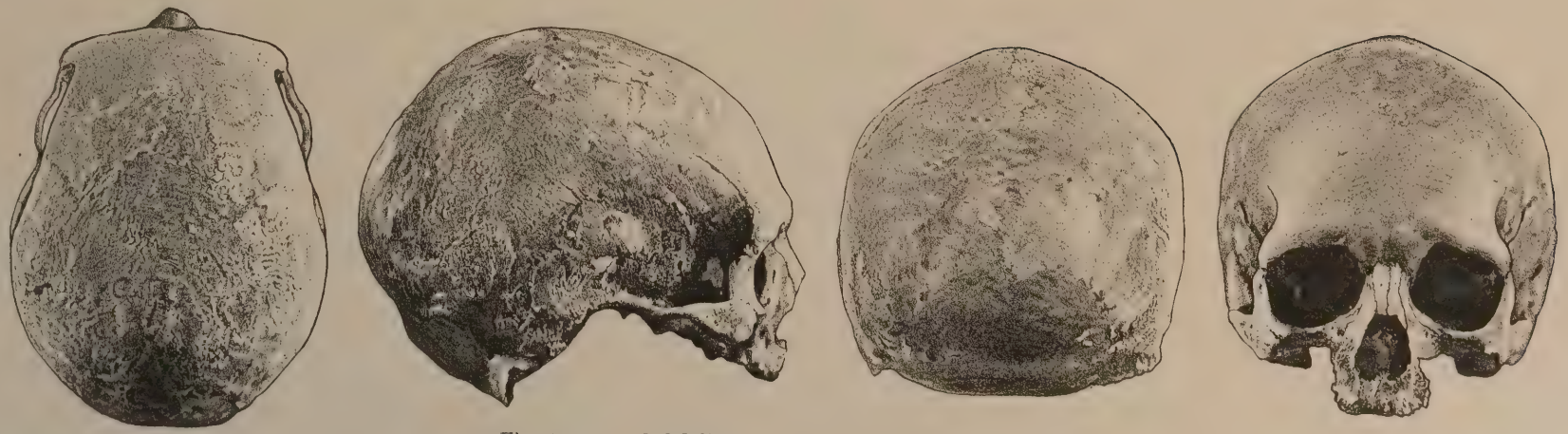


Fig. 20—23. Subdolichocephaler Schädel aus St. Andrä.

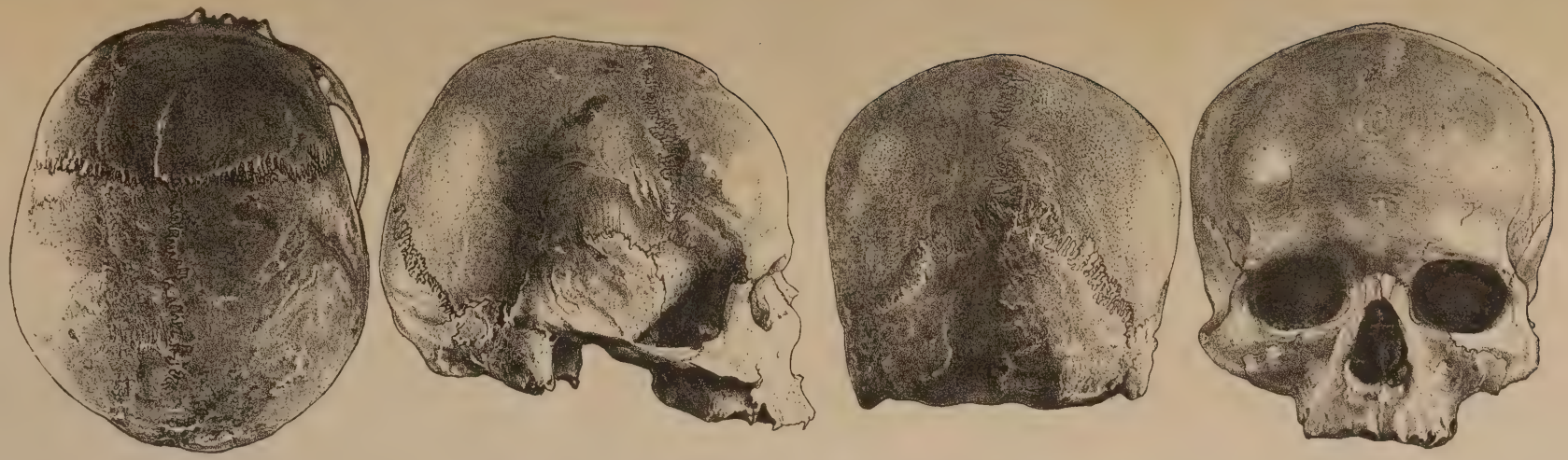


Fig. 24—27. Brachycephalus mit enger Orbita aus Mödling.

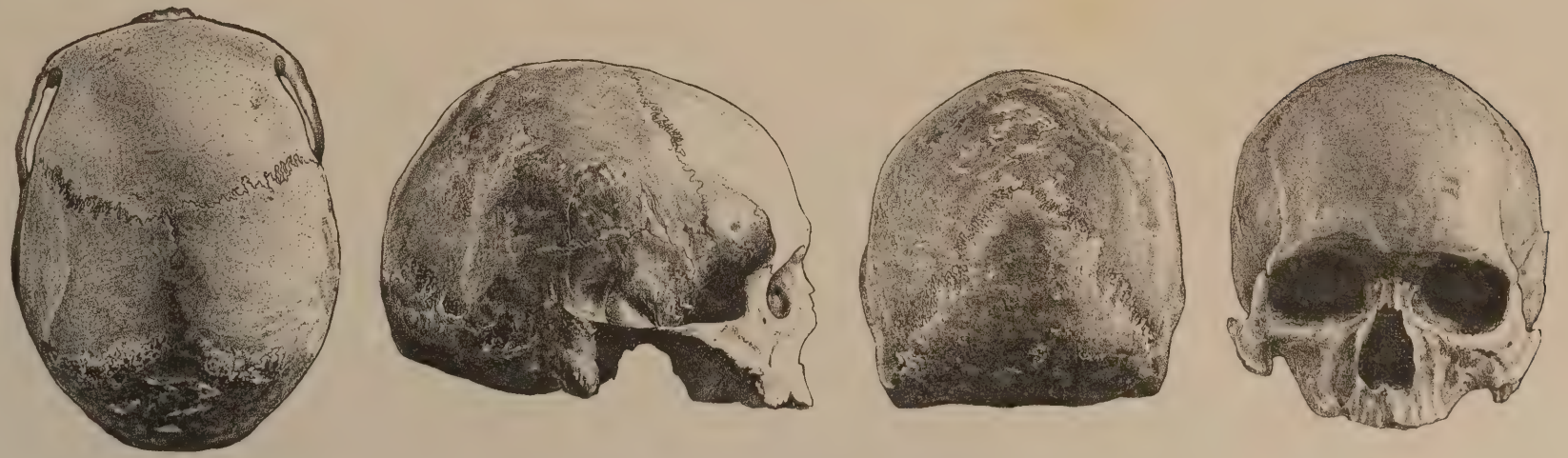
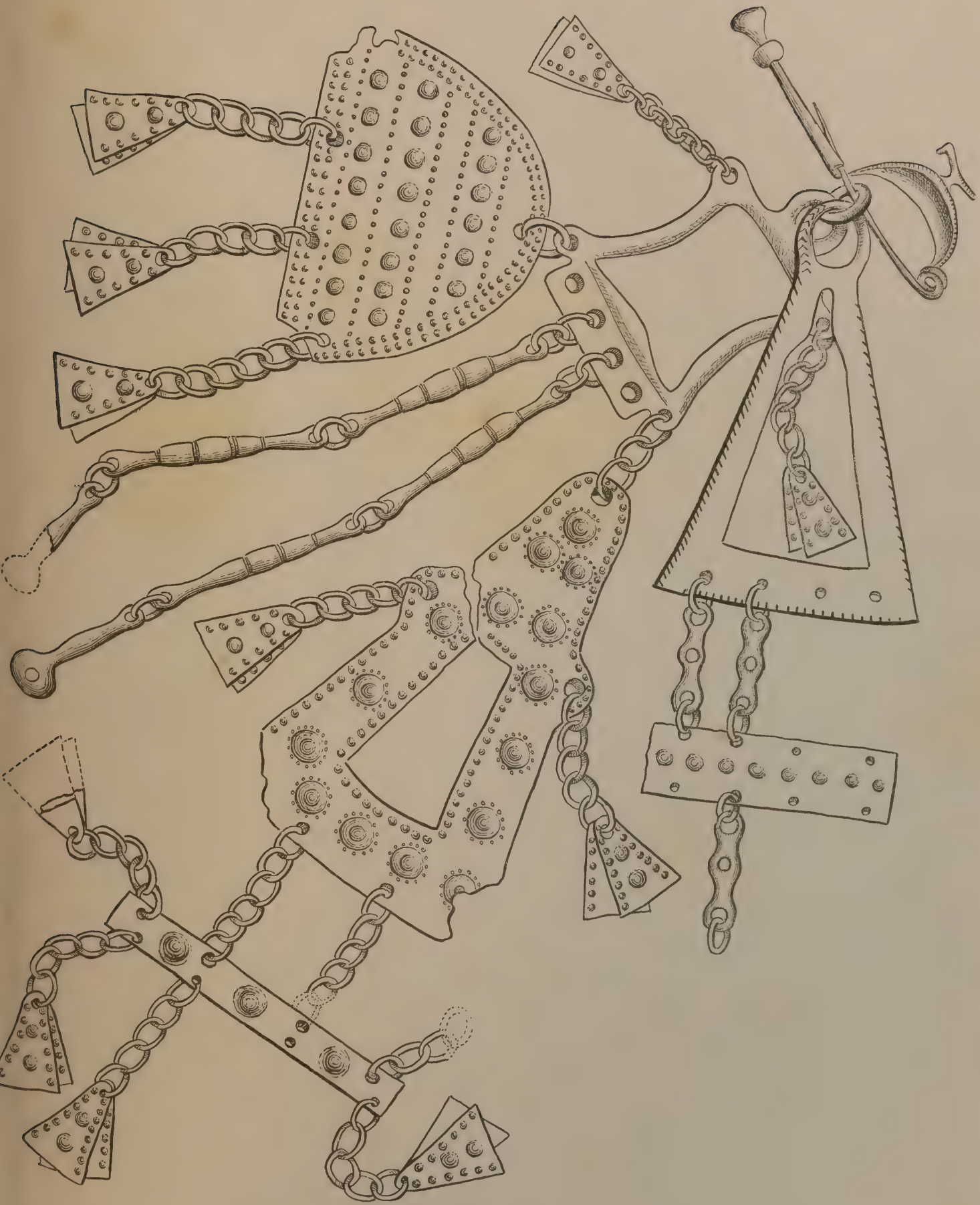
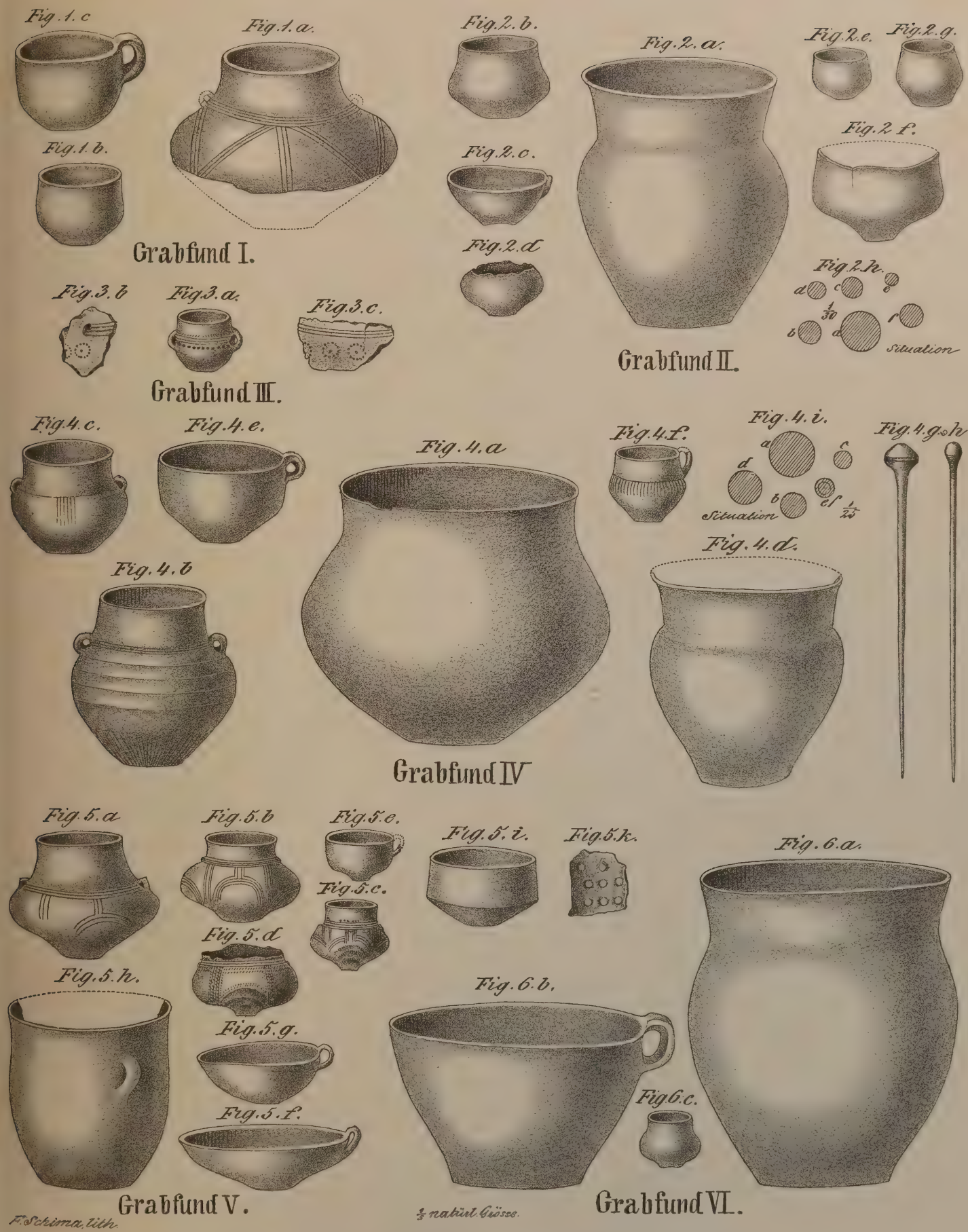


Fig. 28—31. Dolichocephalus aus Mödling.



Natürl. Grösse.

Deschmann: Grabfeld von Zwetesch.



Franz Heger: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen.

Franz Heger: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen.

Franz Heger: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen.

Franz Heger: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen.

Franz Heger: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen.

Fig. 2. 1/2 nat. Gr.

Fig. 1. 1/3 n. Gr.

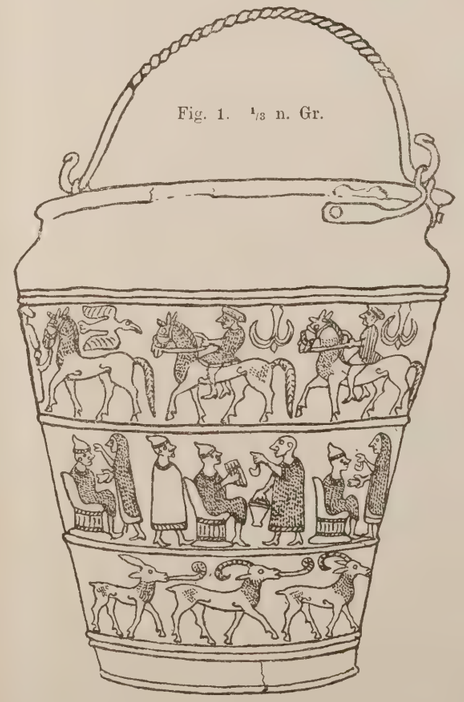


Fig. 6. 1/2 n. Gr.

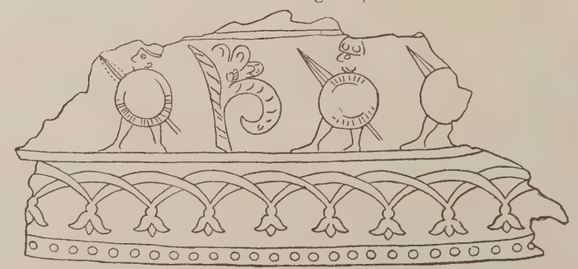


Fig. 3. 1/2 n. Gr.

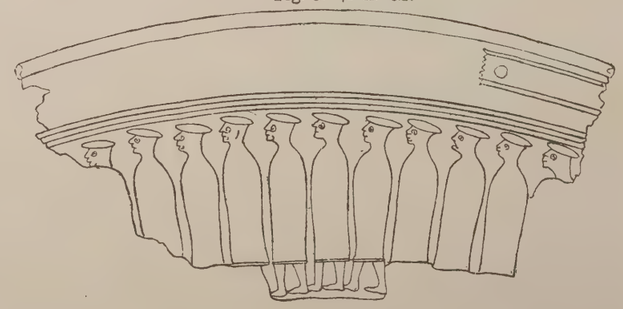


Fig. 4. 1/2 n. Gr.

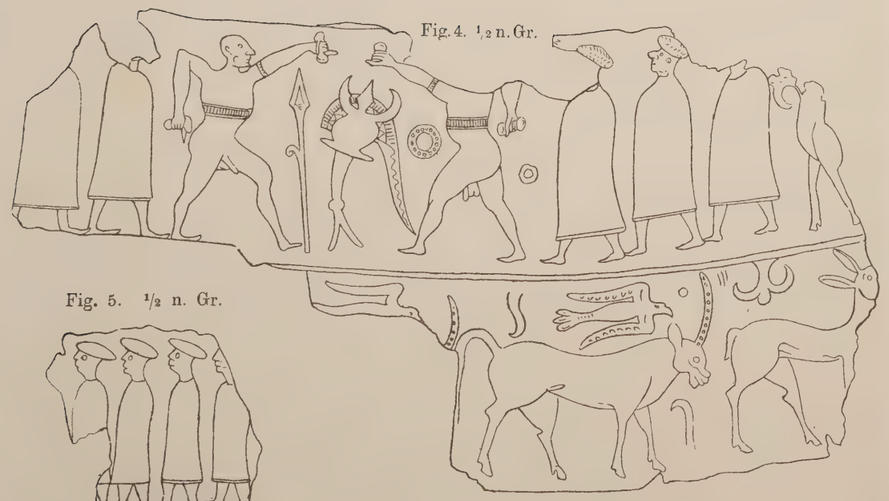
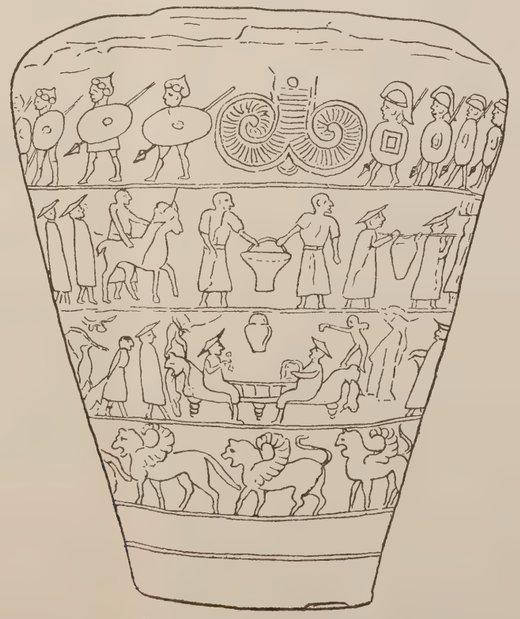


Fig. 5. 1/2 n. Gr.

Fig. 1 und 2, Situla von Watsch, Fig. 3, 4 und 5, Fragmente von Matrei, Fig. 6, Fragment von St. Marein.

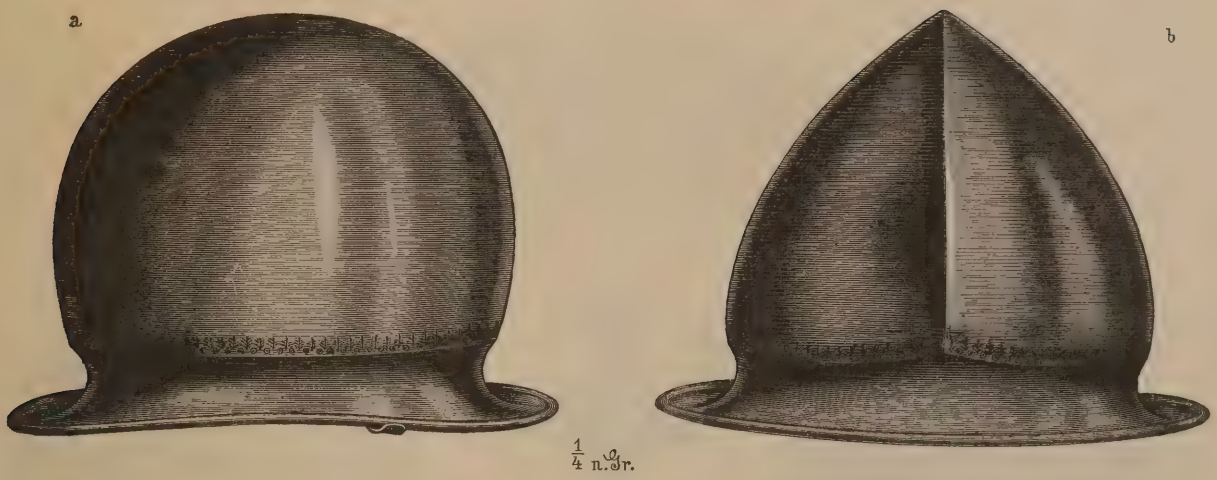
Fig. 2. ½ nat. Gr.

Fig. 1. ⅓ nat. Gr.



Situla der Certosa di Bologna.

Fig. 1.



$\frac{1}{4}$ n. Gr.

nat. Gr.

Helmhut aus Bronze ohne Kamm, von Watsch.

Fig. 2.

$\frac{1}{4}$ n. Gr.

$\frac{1}{2}$ n. Gr.

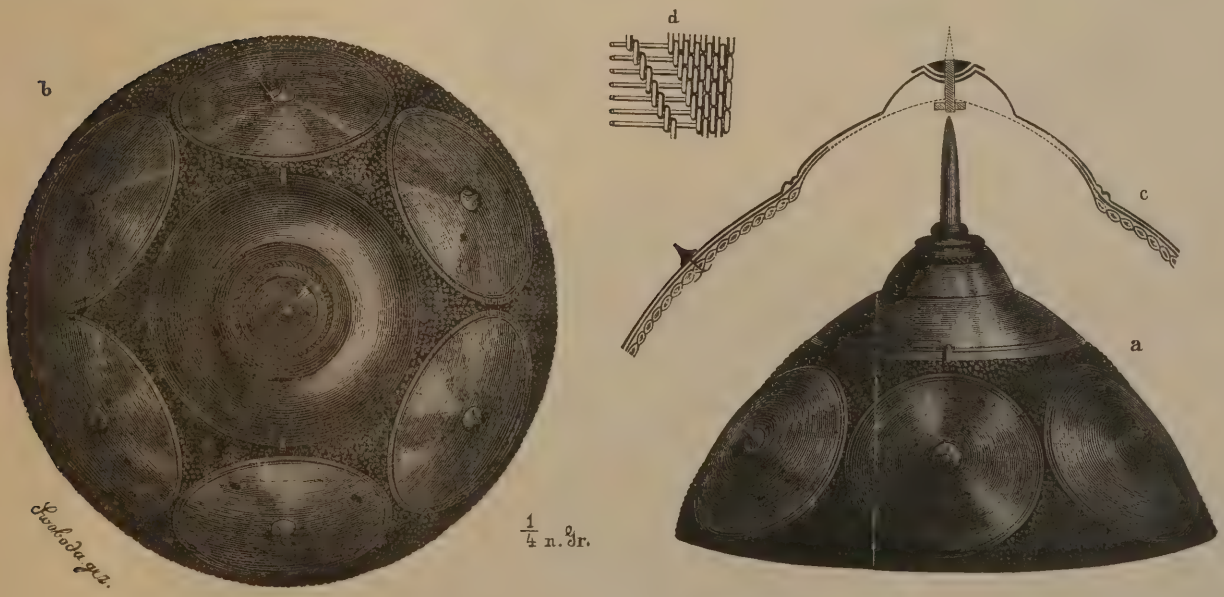
Swoboda gez.

a, b, Helmhut aus Bronze mit doppeltem Kamm, c, d, e, zwei Lanzenspitzen und ein Kelt aus Eisen, f, verzierter Cylinder aus Hirschgeweih von Watsch.

Fig. 1.

Genieteter Bronzehut von Watsch. e, f, die mit demselben gefundenen Waffen aus Eisen

Fig. 2.



Schüsselhelm von St. Margarethen.

Fig. 1. 1/2 nat. Gr.

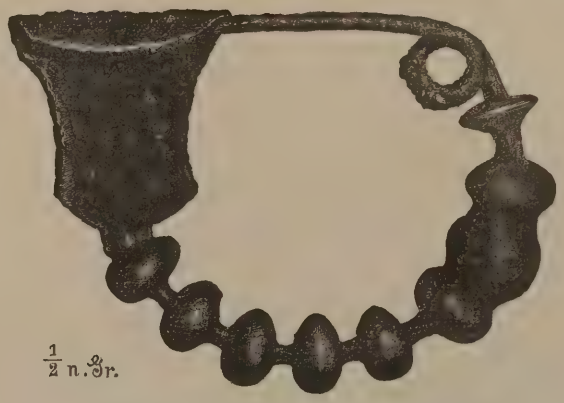
Fig. 2.

1/1 n. Gr.

Fig. 3.

1/2 n. Gr.

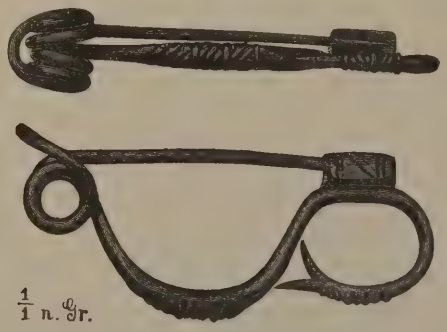
Fig. 4.



1/2 n. Gr.

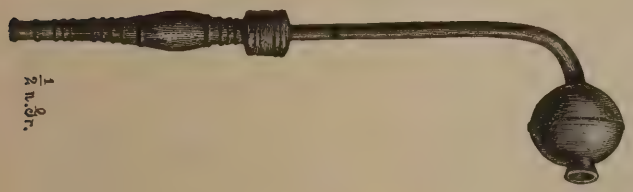
Knotenfibel von Watsch, durch Guss reparirt.

Fig. 5.



1/1 n. Gr.

Fig. 6. 1/2 nat. Gr.



1/2 n. Gr.

Fig. 7.

1/2 n. Gr.

Lanzenspitze aus Bronze, durch eine Brauneisensteingeode verwachsen mit einem eisernen Palstab, von Watsch.

v. Hochstetter: Gräberfunde von Watsch etc.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITTER v. HAUER, CARL LANGER RITTER v. EDENBERG, M. MUCH,
FRIEDRICH MÜLLER, S. WAHRMANN, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

JOSEF SZOMBATHY.

XIV. BAND.

(Der neuen Folge IV. Band.)

Mit 8 Tafeln und 170 Abbildungen im Texte.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1884.

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Prinzinger d. Ä., Dr. Die Markmannen - Baiern - Wanderungen 1

Krauss, Friedrich S., Dr. Südslavische Hexensagen . 13

Deschmann, Carl. Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882. (Mit 8 Text-Illustrationen) . . 49

Holl, M., Dr., Professor der Anatomie in Innsbruck. Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen. (Mit 13 Maasstabellen und 2 Tafeln) 77

Zuckerkandl, E., Prof. Dr., in Graz. Craniologische Untersuchungen in Tirol und Inner-Oesterreich. Erster Bericht, vorgelesen in der Sitzung am 8. April 1884 117

Kaltenegger, F., Prof., in Brixen. Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen 129

Kanitz, F. Der prähistorische Bleiwagen aus den Tumuli zu Rosegg in Kärnten. (Mit 2 Figuren im Texte und 1 Tafel) 141

Hacker, Leopold, P. Die Gudenus-Höhle, eine Renthierstation im niederösterreichischen Kremsthale. (Mit 18 Text-Illustrationen) 145

Jelinek, Břetislav. Aus den Gräberstätten der liegenden Hocker. (Mit 1 Tafel und 37 Text-Illustrationen) 175

Kubinyi jun., Nikolaus v. Das Urnenfeld von Felsö-Kubin. (Zweite Mittheilung.) (Mit 21 Text-Illustrationen) 195

Woldřich, Johann N. Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. Zweiter Theil. (Mit 1 Tafel und 22 Text-Illustrationen) 200

Literaturberichte.

Bastian, Adolf. Amerikas Nordwestküste. Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. [Franz Heger] . . 57

Berghaus, Heinrich, Dr. Der Sprachschatz der Sassen. [Friedrich S. Krauss] 60

Borucki, Maksymilian. Ziemia kujawska. [Konr. Majewski] 227

Brinton's Library of Aboriginal American Literature. [Friedrich Müller] 223

Castelfranco, P. Gruppo lodigiano della I. età del ferro. [Sr.] 228

Colquhoun, Archibald, R. Quer durch Chryse. [Friedrich Müller] 55

Cust, Robert Needham. A sketch of the modern languages of Afrika. [Friedrich Müller] 222

De Stefani Stefano. Sopra gli scavi fatti nella palafitta centrale del golfo di Peschiera ed in quella del Mincio. [Sr.] 228

Fronius, Fr. Fr. Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. [Friedrich S. Krauss] . 60

Gouin, L. Sur une grotte sepulcrale néolithique dite de S. Orreri, près de Fiumini maggiore en Sardaigne. [Sr.] 229

Seite

Hercegovački, Bosiljak. List zabavni, za puk i književnost. [Friedrich S. Krauss] 62

Hochstetter, Ferdinand v. Siebenter Bericht der prähistorischen Commission der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten im Jahre 1883 155

Hunfalvy, Paul. Die Rumänen und ihre Ansprüche. [Franz Heger] 61

Johnston, H. H. Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. [Friedrich Müller] 221

Lenhossék, Joseph Edler von. Die Ausgrabungen zu Szeged - Öthalom in Ungarn, namentlich die in den dortigen urmagyarischen, alt-römischen und keltischen Gräbern aufgefundenen Skelette, darunter ein sphenocephaler und katarrhiner hyperchamaecephaler Schädel, ferner ein dritter und vierter künstlich verbildeter makrocephaler Schädel aus Ó-Szöny und Pancsova in Ungarn. [Szombathy] 163

Lenz, Oskar. Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. [Friedrich Müller] 221

Liebrecht, Felix. Zur Volkskunde. [Friedrich S. Krauss] 59

Marchesetti, C. Recenti esplorazioni di antichità nell' Istria. [Sr.] 67

— Il Castelliere di Cattinara. [Sr.] 160

— La Necropoli di Vermo presso Pisino nell' Istria. [Sr.] 160

Milchhöfer, A., Dr. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. [Franz Studniczka] 68

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. [Szombathy] 157

— **der Riebeck'schen Niger-Expedition.** I. Ein Beitrag zur Kenntniss der fulischen Sprache in Afrika von Gottlob Adolf Krause. II. Proben der Sprache von Ghât in der Sahara mit haussanischer und deutscher Uebersetzung von Demselben. [Friedrich Müller] 221

Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr von. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. [Friedrich Müller] 54

Orsi, Paolo. Note di paletnologia trentina. [Sr.] . . . 161

Pamiętnik fizyjograficzny. [Konrad Majewski] 66

Památky archaeologické a místopisné (Archäologische und topographische Denkmale). [Bŕt. Jelínek] 153, 224

Penka, Carl. Origines Ariacae. [Friedrich Müller] . . 59

Pigorini, L. Liguri nelle tombe della prima età del ferro di Golasecca, provincia di Milano. [Sr.] . . . 162

— Sul costume nell' età neolitica di seppelire le sole ossa umane già scarnite. [Sr.] 163

Seite

Pigorini, L. Analisi chimiche di alcuni oggetti di rame e di bronzo trovati nelle stazioni lacustri del Rinaco. [Sr.] 163
— Il Museo nazionale preistorico ed etnografico di Roma. [Sr.] 161
Rad jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti. [Friedrich S. Krauss] 61
Report upon United States Geographical Surveys west of the 100th. meridian. [N. Wang] 55
Reuleaux, F. Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881. [Dr. M. Haberlandt] 224
Roepstorff, P. A. de. A dictionary of the Nancowry dialect of the Nicobarese language, in two parts: Nicobarese-English and English-Nicobarese. [Friedrich Müller] 223
Sachau, Eduard. Reise in Syrien und Mesopotamien. [Friedrich Müller] 55
Schröter, Paul. Anthropologische Untersuchungen am Becken lebender Menschen. [Szombathy] . . . 165
Stefani, De. Scoperte di antichità in Breonio veronese. [Sr.] 68
Stoll, Otto. Zur Ethnographie der Republik Guatemala. [Friedrich Müller] 222
Tröltsch, E. Freiherr von. Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. [J. Szombathy] 229
Tschudi, J. J. von. Organismus der Khetšna-Sprache. [Friedrich Müller] 222
Turin. Anthropologische und paläoethnologische Ausstellung. [Bull. di paletn. ital. Reggio. N. 8, 9, 10 de 1883] 76
Ujfalvy, Karl Eugen von. Aus dem westlichen Himalaya. [F. Müller] 153
Undset, Ingvald. Se la fibula esista nelle terramare. [Sr.] 67
Vierter Congress der polnischen Aerzte und Naturforscher in Posen am 2. bis 5. Juni 1884. [Konr. Majewski] 155
Weisbach, Dr. A. Die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer. [Szombythy] 164
Zbiór wiadomości do antropologii krajowej wydawany staraniem komisyi antropologicznéj akademii umiejętności w Krakowie. [Konrad Majewski] . 63

Eingelangte Schriften . . 166, 230

Verhandlungen.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft nach dem Stande der Jahresversammlung am 12. Februar 1884 . . . . . [1]
Ausschusssitzung am 8. Jänner 1884 . . . . . [6]
Monatsversammlung am 8. Jänner 1884 . . . . . [6]
1. Prof. Dr. **Fr. Wieser.** Vorläufiger Bericht über die im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft ausgeführten Ausgrabungen in Hötting bei Innsbruck . . . . . [6]
2. Prof. Dr. **Fr. Wieser.** Der Burgwall auf dem Kürnberge. (Mit 1 Text-Illustration) . . . [7]
3. Dr. **M. E. Weiser.** Tumuli und prähistorische Funde auf der Insel Lesina . . . . . [8]

Seite

4. Prof. Dr. **Carl Moser.** Notizen über Funde aus prähistorischer und römischer Zeit im Küstenlande und in Istrien . . . . . [9]
5. Prof. Dr. **M. Wilckens.** Ueber den Einfluss der Lebensweise auf Formveränderungen des Gebisses und des Mittelfusses bei einigen Hausthieren. (Mit 18 Text-Illustrationen) . . . [11]
6. Dr. **Friedrich S. Krauss.** Ueber slavische Reminiscenzen in Brandenburger Sagen . . . [14]
7. Pfarrer P. **Lambert Karner.** Prähistorische Funde aus Niederösterreich (V. U. M. B.) . [16]
Ausschusssitzung am 14. Jänner 1884 . . . . . [16]
Ausschusssitzung am 12. Februar 1884 . . . . . [16]
Jahresversammlung am 12. Februar 1884 . . . . . [17]
1. Jahresbericht . . . . . [17]
2. Bergdirector **V. Radimsky.** Vorläufiger Bericht über die Untersuchungen von Tumulis in der Umgegend von Wies in Steiermark im Jahre 1883 [21]
3. Pfarrer P. **Lambert Karner.** Zwei neue Burgstallberge in Niederösterreich . . . . . [22]
4. Prof. Dr. **Fr. Wieser.** Gräberfund bei Sterzing [23]
5. Prof. Dr. **Fr. Wieser.** Bronzefund bei Dercolo [24]
6. Dr. **Joh. B. Dworschak.** Die Gedächtnisshügel des Lassnitzthales in Steiermark . . . . . [24]
7. Hofrath Dr. **Ferdinand von Hochstetter.** Zwei neu angefertigte neuseeländische Mere aus Nephrit . . . . . [25]
8. Dr. **J. E. Polak.** Ueber prähistorische und ethnographische Objecte aus Persien. (Mit 13 Text-Illustrationen) . . . . . [27]
9. Custos **Heger.** Ethnographische Gegenstände von den Feuerländern. (Mit 5 Text-Illustrationen) [31]
10. Custos **Heger.** Gefässe der Somali. (Mit 5 Text-Illustrationen) . . . . . [33]
11. Graf **Adalbert Dzieduszycki.** Prähistorische Funde in Ostgalizien . . . . . [34]
12. **J. Szombathy.** Eine paläolithische Fundstätte im Löss bei Willendorf in Niederösterreich. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [35]
13. **J. Szombathy.** Depôtfund bei Ungarisch-Brod in Mähren . . . . . [36]
Ausserordentliche Versammlung am 8. März 1884 . . [37]
1. Baron **Stillfried.** Japan und seine Bewohner . [37]
2. Graf **Gundaker Wurmbrand.** Ueber ein Gürtelblech aus Watsch . . . . . [40]
3. Discussion: Hofrath Prof. Dr. **Otto Benndorf** . [43]
4. Hofrath **von Hochstetter** . . . . . [44]
5. Graf **Adalbert Dzieduszycki** . . . . . [45]
6. Fürst **Ernst zu Windischgrätz** . . . . . [46]
Ausschusssitzung am 11. März 1884 . . . . . [46]
Monatsversammlung am 11. März 1884 . . . . . [46]
1. Pfarrer **Senf** in Laugwitz bei Brieg. Wiener Legionsziegel und Wellenornament. (Mit 4 Text-Illustrationen) . . . . . [47]
2. Dr. **R. Andree** in Leipzig. Neue Forschungen über die nordamerikanischen Mounds . . . [50]
3. Prof. Dr. **Ferdinand Blumentritt.** Gaddanen, Ilongoten, Ibilaos und Negritos des Valle de Cagayán (Luzon) . . . . . [52]

Seite

4. Prof. Dr. **Joh. N. Woldřich.** Zur Abstammung und Domestication des Hauspferdes . . . . [55]
5. Dr. Graf **Adalbert Dzieduszycki.** Vortrag über die Ruthenen . . . . . [57]
6. **J. Szombathy.** Depôtfund bei Saletz . . . . [57]
7. **J. Szombathy.** Verzeichniss der bei Völs in Tirol gefundenen prähistorischen Objecte . . [58]

Ausschusssitzung am 8. April 1884 . . . . . [58]

Monatsversammlung am 8. April 1884 . . . . . [58]

1. und 2. Vereinsangelegenheiten . . . . . [58]
3. Dr. **O. Finsch.** Gesichtsmasken von Melanesiern [58]
4. Hofrath Dr. **A. B. Meyer** . . . . . [58]
5. Staatsrath **von Schrenk** . . . . . [59]
6. Dr. **Felix Ritter von Luschan** . . . . . [59]
7. **J. Szombathy.** Grabfunde von Kunewald in Mähren. (Mit 6 Text-Illustrationen) . . . . [59]
8. Prof. Dr. **J. N. Woldrich.** Funde aus der jüngeren Steinzeit in Böhmen . . . . . [60]
9. Prof. Dr. **Emil Zuckerkandl.** Craniologische Untersuchungen in Tirol und Innerösterreich [60]
10. Dr. **Richard Andree** in Leipzig. Besessene und Geisteskranke, ethnographisch betrachtet . . [60]
11. Dr. **Richard Andree** in Leipzig. Der Baum als Mitgift . . . . . [62]
12. **F. Radic** in Curzola. Alte Gräber in Bosnien und der Herzegowina . . . . . [63]

Ausserordentliche Versammlung am 15. April 1884. . [83]

1. Hofrath Dr. **A. B. Meyer** aus Dresden. Ueber das Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa . . . . . [83]
2. Staatsrath Dr. **Gustav Radde** aus Tiflis. Ueber die christlichen Bergvölker an der Südseite des grossen Kaukasus . . . . . [83]

Ausschusssitzung am 13. Mai 1884 . . . . . [68]

Monatsversammlung am 13. Mai 1884 . . . . . [68]

1. Vereinsangelegenheiten . . . . . [68]
2. Freiherr **Ferdinand v. Andrian-Werburg.** Ueber das Vorkommen von Nephrit im Zobtengebirge . . . . . [68]
3. Freiherr **Ferdinand v. Andrian-Werburg.** Untersuchungen über die Feuerländer . . . . . [69]
4. Dr. **M. Much.** Bericht über den Besuch einiger prähistorischer Museen in Oberitalien . . . [69]
5. Bergdirector **V. Radimsky.** Karte der Nekropole von Purgstall . . . . . [69]
6. Ingenieur **Ferdinand Brun.** Funde aus der Gudenushöhle . . . . . [70]
7. Dr. **Felix Ritter v. Luschan.** Photographien kleinasiatischer Rassentypen . . . . . [71]
8. Hofrath Prof. Dr. **Otto Benndorf.** Römisches Krüglein von Aussig in Böhmen . . . . . [71]
9. Prinz **Roland Bonaparte.** Collection anthropologique . . . . . [71]
10. Prof. Dr. **Carl Moser.** Leonhardsberg bei Nabresina im Küstenland. (Mit 1 Text-Illustration) [71]
11. Dr. **M. E. Weiser,** k. k. Bezirksarzt in Lesina. Tumuli und prähistorische Funde auf Lesina [71]
12. Dr. **Gottfried Ossowski.** Ueber die Knochenschnitzereien aus den Mnikower Höhlen . . [72]

Seite

13. Dr. **Gottfried Ossowski.** Forschungen in den Höhlen zu Ojców (bei Krakau) im Jahre 1883 [74]
14. Programm für die anthropologischen Vorträge an der Universität in Paris im Wintersemester 1884/85 . . . . . [76]

F. Freiherr v. Andrian. Ferdinand von Hochstetter . . [77]

Ausschusssitzung am 11. November 1884 . . . . . [83]

Monatsversammlung am 11. November 1884 . . . . [84]

3. Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck. Feuersteinmesser aus St. Martin im Gnadenwald. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [84]
4. Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck. Fragment eines Gürtelbleches mit getriebenem Thierornament aus dem Pusterthale. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [84]
5. Ingenieur **Ferdinand Brun** in Kottes. Schalensteine bei Arbesbach in Niederösterreich . . [85]
6. **J. Spöttl.** Eine Metallschmelze aus prähistorischer Zeit in der Tatra . . . . . [85]
7. Dr. **Michael Haberlandt.** Sind die Indogermanen in Europa eingewandert? . . . . . [86]

Discussion: Prof. **K. Penka** . . . . . [90]
Dr. **Haberlandt** . . . . . [90]
Prof. Dr. **Wilhelm Neumann** . . [90]
Prof. **Penka** . . . . . [90]
Prof. **Neumann** . . . . . [90]
Dr. **J. E. Polak** . . . . . [90]

8. Custos **Fr. Heger.** Timbuktu von Dr. Oskar Lenz [90]

Discussion: Dr. **Oskar Lenz** . . . . . [91]
Custos **Heger** . . . . . [91]

9. **J. Spöttl.** Bronzefunde von St. Margarethen in Krain . . . . . [94]
10. **J. Spöttl.** Bronzen aus Kroatien . . . . . [95]

Discussion: **J. Szombathy.** (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [95]

11. Staatsanwalts-Substitut **Edmund Schmidel.** Bronzedolch aus Tirol . . . . . [96]

Ausschusssitzung am 9. December 1884 . . . . . [96]

Monatsversammlung am 9. December 1884 . . . . [97]

1. Dr. **Richard Andree** in Leipzig. War das Eisen im vorcolumbischen Amerika bekannt? . . [97]
2. Hofrath Dr. **A. B. Meyer** in Dresden. Ausgrabungen am Zollwirthshause bei Sterzing in Tirol. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [99]
3. Dr. **Moriz Hoernes.** Bosnische Kunst und Cultur im Mittelalter . . . . . [106]
4. Baronesse **Stella Wattmann.** Funde bei Ruda Różaniecka in Galizien. (Mit 4 Text-Illustrationen) . . . . . [111]
5. Fürst **Ernst zu Windischgrätz.** Eisenschwert von St. Michael in Krain . . . . . [112]
6. Prof. Dr. **J. N. Woldřich.** Ueber den Lagerplatz des diluvialen Mammuthfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren . . . . . [112]

Discussion: Graf **Gundaker Wurmbrand** . . . [113]
Prof. **Woldřich** . . . . . [113]

7. **Szombathy.** Schädel aus Peru und Ecuador . [113]
8. **Szombathy.** Bronze-Flachkelt aus Oberitalien. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [114]

Autoren-Register.

	Seite
Andree. Nordamerikanische Mounds	[50]
— Besessene und Geisteskranke	[60]
— Der Baum als Mitgift	[62]
— Das Eisen im vorcolumbischen Amerika	[97]
Andrian-Wërburg. Nephrit im Zobtengebirge	[68]
— Feuerländer	[69]
— F. v. Hochstetter	[77]
Benndorf. Gürtelblech aus Watsch	[43]
— Römisches Krüglein von Aussig	[71]
Blumentritt. Gaddanen, Ilongoten etc.	[52]
Bonaparte, Prinz Roland. Collection anthropologique	[71]
Brun. Gudenushöhle	[70]
— Schalensteine bei Arbesbach	[85]
Deschmann. Prähistorische Nachgrabungen in Krain	49
Dworschak. Gedächtnisshügel des Lassnitzthales	[24]
Dzieduszycki. Funde in Ostgalizien	[34]
— Gürtelblech von Watsch	[45]
— Die Ruthenen	[57]
Finsch. Gesichtsmasken von Melanesiern	[58]
Haberlandt. Indogermanen	[86, 90]
Hacker. Gudenushöhle	45
Heger. Gegenstände von den Feuerländern	[31]
— Gefässe der Somali	[33]
— Timbuktu	[90, 91]
Hochstetter. Zwei Mere aus Nephrit	[25]
— Gürtelblech von Watsch	[44]
— Nekrolog	[77]
Hörnes. Bosnien im Mittelalter	[106]
Holl. Schädelformen in Tirol	77
Jelinek. Liegende Hocker	175
Kaltenegger. Iberisches Hornvieh	129
Kanitz. Bleiwagen von Rosegg	141
Karner. Funde aus Niederösterreich	[16]
— Burgstallberge in Niederösterreich	[22]
Krauss. Südslavische Hexensagen	13
— Slavisches in Brandenburger Sagen	[14]
Kubinyi. Urnenfeld von Felsö-Kubin	195
Lenz. Timbuktu	[91]
Luschan. Kleinasiatische Reise	[59]
— Kleinasiatische Rassen	[71]
— Aleppo-Knoten	[71]
Meyer. Gesichtsmasken von Melanesiern	[58]
— Nephrit und Jadeit	[83]
— Ausgrabungen bei Sterzing	[99]
Moser. Funde im Küstenland	[9]
— Leonhardsberg	[71]
Much. Oberitalische Museen	[69]
Neumann. Indogermanen	[90]
Ossowski. Mnikower Höhlen	[72]
— Höhlen bei Ojców	[74]
Penka. Indogermanen	[90]
Prinzinger. Markmannen-Baiern-Wanderungen	1
Polak. Objecte aus Persien	[27]
— Indogermanen	[90]
Radde. Kaukasus	[83]
Radic. Alte Gräber in Bosnien	[63]
Radimský. Tumuli bei Wies	[21]
— Karte von Purgstall	[69]
Schmidel. Bronzedolch aus Tirol	[96]
Schrenk. Völker des Amurlandes	[59]
Senf. Wellenornament	[47]
Spöttl. Metallschmelze in der Tatra	[85]
— Funde von St. Margarethen	[94]
— Bronzen aus Kroatien	[95]
Stillfried. Japan	[37]
Szombathy. Lössfunde bei Willendorf	[35]
— Depôtfund bei Ungarisch-Brod	[36]
— Depôtfund bei Saletz	[57]
— Funde bei Völs	[58]
— Gräber von Kunewald	[59]
— Bronzen aus Kroatien	[95]
— Funde bei Ruda Różaniecka	[111]
— Schädel aus Peru	[113]
— Bronze-Flachkelt	[114]
Wattmann. Funde bei Ruda Różaniecka	[111]
Weiser. Tumuli auf Lesina	[8, 71]
Wieser. Ausgrabungen in Hötting	[6]
— Burgwall auf dem Kürnberge	[7]
— Gräber bei Sterzing	[23]
— Bronzefund bei Dorcolo	[24]
— Feuersteinmesser aus St. Martin	[84]
— Gürtelblech aus dem Pusterthale	[84]
Wilckens. Gebiss und Mittelfuss bei einigen Hausthieren	[11]
Windischgrätz. Gürtelblech aus Watsch	[46]
— Eisenschwert von St. Michael	[112]
Wurmbrand. Gürtelblech aus Watsch	[40]
— Diluviale Funde in Oesterreich	[113]
Woldřich. Abstammung des Hauspferdes	[55]
— Funde aus der Steinzeit in Böhmen	[60]
— Diluviale Funde bei Prerau	[112]
Zuckerkandl. Craniologische Untersuchungen in Tirol	[60]

Die Markmannen-Baiern-Wanderungen.

Von

Dr. Prinzinger d. Ae.

Die Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns (V. B. I. Heft, 1882) bringen eine Abhandlung über diesen Gegenstand mit der Ueberschrift: „Markomannen und Bajuwaren, eine Studie zur Geschichte der deutschen Völkerwanderung“ von Dr. C. Mehlis.

Nachdem Band XII dieser Mittheilungen im Auszuge jenen Vortrag enthält, welchen ich auf der zweiten Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher in Salzburg gehalten habe, und obige Abhandlung zusammenfasst, was bisher zur Begründung der Zeuss'schen Wanderlehre des baierisch-österreichischen Volksstammes angeführt worden ist, mit Anfügung der eigenen Beweisgründe des Herrn Verfassèrs, so ist mir durch diese Abhandlung die Gelegenheit geboten, meine frühere Beweisführung für die Uransässigkeit des Volksstammes zu ergänzen und die Widerlegung auch jener Einwendungen gegen meine Ansicht zu versuchen, welche ich bisher unberührt gelassen habe. Es mögen daher auch die nachstehenden Zeilen hier geneigte Aufnahme finden!

Die lang und vielbestrittene Frage nach der Herkunft der Baiern bezeichnet der Verfasser der Abhandlung als „eine rein locale Frage der grossen Völkerwanderung, welche bei ruhiger und sachlicher Betrachtung ganz leicht zu lösen gewesen wäre“ (S. 25). Er geht dabei von der Ansicht aus, dass die alte Grenze zwischen dem Volkslande der Germanen und Gallier von dem breiten Zuge des Hercynischen Waldgebirges gebildet worden sei, „welcher nach den ältesten griechischen Quellen noch von keltischen Stämmen bewohnt gewesen“, und versteht unter dem Hercynischen Waldgebirge das waldige Hochland Mitteleuropas vom Odenwalde bis zu den Sudeten, besonders aber das Böhmen umschliessende Waldgebirge (S. 34). Jenseits dieses waldigen Hochlandes, an der Mittelelbe, lässt er die „Hermunduren“ und die „Sueben“, deren vorderstes Kampfvolk die „Markomannen“ gewesen seien, diesseits des Hochlandes die keltischen Helvetier und Bojer wohnen (S. 34, 35, 37, 49).

Die „Markomannen“ sollen nun vier grosse Wanderungen unternommen haben, welche in folgender Weise erzählt werden:

Erste Wanderung.

Im 2. Jahrhunderte v. Chr. — vor dem Cimbern-Einfalle oder unmittelbar darnach (S. 30, 38, 49) — sind sie durch das Vogtland nach Böhmen, woraus sie die Bojer vertrieben, und gleichzeitig mit ihnen die „ebenfalls suebischen Quaden“ durch die Oderspalte nach Mähren und in das Marchfeld eingedrungen. Den Cimbern hatten die Bojer in Böhmen noch widerstanden [1]), den Markomannen aber mussten sie das Land überlassen und sich in das Obermaingebiet und Donauland werfen. Bruchtheile der vertriebenen Bojer verloren sich in Pannonien und Gallien (S. 26, 30, 35, 38, 41, 49).

Zweite Wanderung.

In der historischen Zeit sind die „Markomannen mit anderen Sueben [2]) unter Ariovist's Führung“ aus ihrer Heimat Böhmen nach Südwest, längs dem Main- und Neckarlande, in die Rheinebene, indem sie die Bojer und die Helvetier vor sich hertrieben, ausgewandert und so mit den Römern (unter Julius Cäsar) in feindliche Berührung gekommen, „welche sich diese Barbaren vom Leibe halten mussten“.

Dritte Wanderung.

Theils von Cäsar, vollständig aber von Drusus geworfen, sind die Markomannen (i. J. 9 auf 8 vor Christus) unter Führung des „Marboduus“ wieder in ihre Heimat Böhmen zurück-

[1]) 113 v. Chr.

[2]) Der Verfasser verwendet also den Volksnamen der „Sueben“ schon in jener Zeit nicht nur für den einzelnen Volksstamm, sondern als Gesammtbezeichnung mehrerer deutscher Völkerschaften.

gewandert (S. 26, 29, 30, 34, 37, 38, 49). Im zweiten Jahrhunderte n. Chr. kehren sich die Markomannen, von germanischen und slavischen Völkern bedrängt, nach Südost und führen dort, mit „Quaden, Vandalen und Sarmaten“ vereint, den fünfzehnjährigen Angriffs- und — wie die Abhandlung sagt — Eroberungskrieg wider die Römer (S. 26, 33, 38, 39, 50).

Allein schon im folgenden 3. Jahrhunderte nach Christus richten sie, von den Vandalen, welchen sie Niederösterreich und Südböhmen einräumen mussten, gedrückt, im Bunde mit „Alamannen und Juthungen“ ihren Angriff nach Südwest gegen das römische Vindelicien und Rhätien und dringen sogar bis nach Oberitalien vor. „Theile der Oberpfalz und des baierischen Waldes bleiben seither in ihrem Besitze.“ (S. 26, 39, 40.)

Vierte Wanderung.

Von den „Langobarden“ und nachrückenden Slaven gedrängt, verlassen die Markomannen schliesslich in der Zeit vom Anfang bis Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. nach mehrhundertjährigem Aufenthalte in Böhmen[1]), wo sie sich zum eigenartigen Volksstamme entfaltet und ausgebildet hatten, diese ihre Heimat abermals und für immer, und wandern „im Vereine mit einzelnen suebischen Colonistenschaaren“ über den Böhmer- und Baierwald in die herrenlosen, entvölkerten und menschenleeren südwestlichen Donaulande, ihren jetzigen Wohnsitz ein (S. 27, 38, 43—46, 51). Sie werden von nun an in der Abhandlung als „Markomannen-Bajuwaren“ bezeichnet. In die von ihnen verlassenen Länder rücken sodann um die Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. die Czechen nach (S. 43, 44).

Den Grund dieser stetigen Wanderungen des Volkes findet die Abhandlung in der Kriegs-, Wander- und Beutelust der „nomadisirenden Sueben“, in ihrer Uebervölkerung und dem Drucke der Nachbarvölker; den Grund zur Aenderung ihres Namens von Markomannen in Bajuwaren in dem Umstande, dass der erstere vielleicht niemals officiell gebraucht worden sei (S. 27—33, 38, 47).

Als ein Hauptbeweis für die Einwanderung der „Markomannen-Bajuwaren“ über den Böhmer- und Baierwald wird angeführt, dass die Reihengräber in Baiern einem germanischen Stamme angehören und dass die neuesten Schädelmessungen in der Richtung von Chammünster im nördlichen Baiern gegen das bairische Innthal und bis zum Ritten eine stetige Zunahme der Kurzköpfigkeit aufweisen. Doch soll sich dieser Process, welcher aus der Mischung des Volkes mit Slaven und Romanen erklärt wird, erst auf bairischem Boden vollzogen haben (S. 46, 47).

In die Untersuchung über Namen, Heimat und Wanderung der Markomannen wird die seit Zeuss vielerörterte Frage über Namen und Lage jener Gegenden eingeflochten, welche von den „Langobarden“ auf ihrem Wanderzuge aus dem Norden berührt worden sind — Mauringa, Golanda, Anthaib, Banthaib, Burgundhaib und das Land der Beowinidi. Die Abhandlung folgt darin der Ansicht Müllenhoff's, dass Mauring-a, Maurung-ani, das Land der Marving-i, das Myrging-aland des Beowulf und der pagus Morang-anus am Harze gelegen sei und dass diese Namen einen und denselben Landstrich bedeuten; sie geht jedoch über diese Gleichstellung Müllenhoff's noch hinaus, indem ausser diesen Namen auch noch der Name Marciana (Silva, Schwarzwald) mit dem Namen Markomannen zusammengehalten, und dieselben sammt und sonders auf den Wortstamm Marca, gothisch Grenze zurückgeführt werden. Markinge oder Markingas soll daher der ursprüngliche deutsche Name des Volkes, der Name Markomannen aber eine gallische, den Römern überlieferte Wortbildung sein!

Mauringa an Harz, Saale und Mittelelbe wird sohin als die ursprüngliche Heimat der Markinge erklärt (S. 35—37, 42)[1]). Auch in der Deutung von Banthaib folgt die Abhandlung der Ansicht Müllenhoff's, dass es verdorben sei statt Bajnaib, Bajina aib (Bajas, Bojorum Regio, Bojohemum). Damit stimme die Nachricht des Chronicon Gothanum, dass die Langobarden auf ihrem Zug in das Gebiet der Beowinidi (Wenden in Bajas),

[1]) Wie der Verfasser beifügt, als ein zahlreiches Volk bis zu einer halben Million Menschen (S. 44 u. Anm. S. 76)! Nach Anderen sollen es gar nur Hunderttausend gewesen sein.

[1]) Ich vermag nicht einzusehen, dass Marking eine bessere, oder aber eine deutsche Bezeichnung wäre, welche sich in dem Wortsinne vom Namen Markmann unterschiede. Die Abhandlung hält den Namen „Markomannen“ selbst für gleichbedeutend mit Mark- oder Grenzmänner; in diesem Falle hat aber Marcomannus ganz denselben Sinn wie Marking und ist die einfachste Latinisirung des Namens Markmann, die es geben kann. Warum also hinter dem Namen Markmannen, dessen eine und andere Hälfte nicht deutschthümlicher sein könnte, gallische Herkunft und Ueberlieferung suchen?

worin ihr König Wacho (vor d. J. 490 n. Chr.) zeitweilig seinen Sitz aufschlug, und sodann nach Pannonien gelangten (S. 42, 43).

Mit dieser Arbeit erklärt der Verfasser nicht neue Ansichten aufstellen, sondern „lediglich die Schichten, welche von den bisherigen epochemachenden und definitiv klärenden Abhandlungen über die Baiernfrage auf der Arena der Wissenschaft abgelagert worden sind, feststellen und selbe mit einigen neuen und klärenden Momenten als Ferment für den ganzen Process versehen zu wollen“ (S. 26).

Ungeachtet dieses, auch schon von anderen Seiten an die Zweifler gerichteten Winkes, sei es mir erlaubt, dennoch diese Schichten der Baiernfrage in ihrer Richtigkeit anzuzweifeln und eine andere Meinung zu äussern; denn auf wissenschaftlichem Gebiete, Rechenkunde ausgenommen, kann und soll sich meines Erachtens Niemand rühmen, einen unfehlbaren und endgiltigen Wahrspruch gethan zu haben [1]).

Schon die Ansicht, welche die Erzählung der Markmannen-Wanderung einleitet und durch die Nachricht eines Dionys' von Halikarnass und Plutarch bewiesen werden will — dass die alte germanisch-gallische Grenze vom hercynischen Waldgebirge gebildet und darunter, sowie bei Tacitus (Germ. 28 und 30), so auch überall in den älteren Quellen, das waldige Hochland Mitteleuropas vom Odenwalde bis zu den Sudeten verstanden worden sei — scheint mir eine irrige zu sein. Dionys v. H. sagt (XIV, 1 und 2) [2]]: „Das Keltenland reiche von den Pyrenäen bis zu den scythischen und thracischen Volksstämmen und werde in der Mitte vom Rhein geschieden; das Land von den Pyrenäen bis zum Rhein heisse Gallien, jenes vom Rheine bis Scythien, Thracien und zum hercynischen Wald heisse Germanien.“

Nach dieser Beschreibung konnte unter dem hercynischen Walde nicht jenes Hochland, welches am Mittelrhein anhebt, sehr weit von Thracien und Scythien bereits zu Ende läuft und noch dazu Thracien vorliegt, sondern wohl nur der am Oberrhein beginnende Zug der Alpen als südliche Grenze des Germanenlandes verstanden sein, als dessen westliche der Rhein, als dessen östliche Grenze Scythien und Thracien genannt sind.

Plutarch berichtet an der in der Abhandlung berufenen Stelle (Marius 11) [1]): „Einige meinen, dass das keltische Land vom äusseren (atlantischen) Meere bis zur maötischen See und zu den pontischen Scythen sich ausdehne und dass die Cimbern von da ausgegangen, dass sie also keine Germanen vom nördlichen Ocean seien. Andere dagegen meinen, dass es nur ein Theil der Cimmerier war, welcher die entferntesten Gegenden am äussersten Meere zum Wohnsitze gehabt habe — ein Land ganz schattig und der Sonne fast unzugänglich wegen der vielen und dichten Wälder, die landeinwärts bis zum hercynischen Gebirge sich erstrecken.“

Auch diese Nachricht, welche die griechische Geographie und Ethnographie selbst noch zu Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. ziemlich tief stellt, ist nichts weniger als geeignet, die Wagschale zu Gunsten des mehrgedachten Hochlandes zu neigen. Die Eigenschaft walderfüllten Landes trug und trägt das Land zwischen dem Hochlande und den Alpen mehr noch als die niederdeutsche Ebene an sich.

Dass aber gerade die älteren griechischen Quellen unter dem hercynischen Walde nichts anderes als den Alpenzug begriffen haben, geht unzweifelhaft aus der Beschreibung des Jul. Cäsar (in s. gall. Krieg VI. 24, 25) hervor, denn er bezieht sich bei dieser Beschreibung ausdrücklich auf die älteren griechischen Quellen und begreift darunter ganz unverkennbar den Zug der Alpen vom „Waatland und Aargau in der Richtung der Donau bis hinab nach Dacien, wo derselbe links (in das banatisch-siebenbürgische Erzgebirge) abbiegt“ [2]).

---

[1]) Zeuss selbst, der Urheber der Wandergeschichte, bekannte noch bei allem Selbstgefühle, mit welchem er schrieb, dass er nur eine einzige Quelle für sich habe, eine sehr trübe zwar, aber doch besser als das öde Nichts. (Zeuss, Herkunft der Baiern, S. 32.)

[2]) Dionys v. Halikarnass geb. 55 v. Chr.

[1]) Plutarch, geb. zu Cheronea in Bäotien i. J. 49 n. Chr. Beide Griechen haben also später, der letztere sogar mehr als ein Jahrhundert später, als Cäsar gelebt und geschrieben. Diesem ist aber, wie weiter unten näher gezeigt wird, die gallisch-germanische Grenze überall der Rhein. Das mitteldeutsche Hochland nennt er röm. Bacenis.

[2]) Jak. Grimm, Spr. Gesch. I 199: „Nach Cäsar erstreckt sich die Hercynia der Donau entlang.“ Ebenso Rhode's alter Atlas, Glogau 1861, S. 10.

Die Angaben der späteren röm.-griech. Schriftsteller über die Lage des hercynischen Waldes sind sehr verschieden und unklar. Mit der Verschiebung der südlichen Marken des Germanenlandes durch die römische Eroberung des Landstrichs zwischen Alpen und Donau kam ihnen das Verständniss der älteren Berichte über die Lage des Waldgebirges abhanden und mit den Marken des Germanenlandes rückten sie auch den hercynischen Wald nordwärts bis zum mitteleuropäischen Hochlande hinauf.

Die Angabe der griechischen Quellen, dass der hercynische Wald von Kelten bewohnt sei, würde auch dann, wenn darunter das gedachte Hochland zu verstehen wäre, von gar keiner Bedeutung sein, weil die Griechen in älterer Zeit, wie allgemein bekannt ist und aus den angeführten Schriftstellen erhellt, mehr als halb Europa unter ihrem Keltenlande begriffen haben.

Die Ansicht der vorliegenden Abhandlung, welche aus den griechischen Quellen gefolgert und der ersten, von der Nordseite des Hochlandes her ausgeführten Markmannen-Wanderung zu Grunde gelegt werden will, hält daher nicht Stich. Aber auch die römisch-griechischen Nachrichten, besonders eines Cäsar und Tacitus, welche die erste Wanderung stützen und die beiden weiteren Auszüge der Markmannen darthun sollen, sind dazu keineswegs geeignet. Aus dem Umstande, dass Cäsar auf die Markmannen im Kriegsgefolge eines „suevischen" Fürsten Ariovistus am Rheine, auf die Helvetier und Boier im Schweizerlande stiess (60—50 v. Chr.), folgt nicht, dass die Markmannen aus Böhmen — wo selbe überdies erst später genannt werden! — hergekommen seien und die auf der Zwischenstrecke wohnenden Helvetier und Boier vor sich hergetrieben haben; und aus dem Umstande, dass die Markmannen zu Anfang unserer Zeitrechnung in Böhmen unter König Maroboduus (Merbot) ein Reich gegründet, kann noch nicht geschlossen werden, dass dieselben Markmannen unter Führung des Maroboduus vom Rheine wieder nach Böhmen müssen zurückgewandert sein. Von einer solchen Hin- und Herwanderung steht nicht ein Wort in den Quellen; es lässt sich daraus vielmehr auf das Gegentheil schliessen.

Die Grenze des Germanenlandes gegen Gallien sowohl als gegen Helvetien wurde nach Jul. Cäsar [1]) (60—50 v. Chr.) durch den Rhein gebildet. An der Südwestecke desselben, zwischen den Vogesen und dem helvetischen Juragebirge, dort also, wo noch heute das Wohngebiet der Schwaben-Allemannen anhebt, traf er auf eine Völkerschaft, die grösste und kriegerischste der Germanen, wie er sich ausdrückt. Er nennt sie in seiner Sprache Suevi —

Auf die Angaben des Tacitus komme ich später noch zu sprechen.

Strabo versteht unter dem hercynischen Walde bald den Schwarzwald, bald das Böhmen einschliessende Waldgebirge, bald auch dessen Fortsetzung in das ungarische Erzgebirge, bald aber wie es scheint richtig den Zug der Alpen mit ihren Ausläufern nach Südosten (IV. 6, VII. 1—3).

Plinius begreift darunter das obengenannte banatisch-siebenbürgische Erzgebirge (IV. 25). Ich lese und erkläre die Stelle wie folgt:

„Weiter Donau aufwärts zwischen dieser (linkes Ufer, denn rechts liegt Pannonien, III. 28) und dem Erzgebirge bis hinauf zu dem pannonischen Winterlager Carnunt und der dortigen germanischen Grenze (Deutsch-Altenburg-Theben) haben die sarmatischen Jazygen Felder und Ebenen, das Gebirge aber bis zur Theiss (d. i. zwischen Theiss und Erzgebirge) die von ihnen zurückgedrängten Dacier inne; die Basterner (Wester-Göthen) und weiterhin andere Germanen haben die entferntern Gegenden angefangen von der March oder Tyrna, welche sie von den Suebi (Schwaben) und dem Reiche des Vannius trennt (bis zu den Daciern hinüber), inne." Diese meine Auslegung wird von einer nachfolgenden Stelle des Plinius (IV. 28) bestätigt, wo es heisst: „Der fünfte germanische Hauptstamm sind die Basterner, welche an die obengenannten Dacier grenzen". (Man vergl. Tac. Ann. II. 63; XII. 29, 30; Hist. III. 5, 21.)

Die Auslegung der Stelle bei Bachmann (Einwanderung der Baiern 1878, S. 30) blieb mir unverständlich.

Im Verfolge (IV. 28) weist Plinius dem hercynischen Bergrücken seinen Platz wieder im Inneren des Germanenlandes an und scheint ebenfalls das mitteldeutsche Hochland damit zu meinen. Die Karpathen konnte er keinesfalls darunter verstehen.

Für meine Auslegung sprechen auch die, bis in die Gegenwart hereinreichenden Völker- und Namens-Verhältnisse, indem das oberungarische Bergland (ungarische Erzgebirge) noch guten Theils von deutschen Abkömmlingen bewohnt und mit einer Menge deutscher, nun allerdings in Magyarisirung begriffener Ortsnamen besäet ist.

In merkwürdiger Uebereinstimmung mit der Nachricht des Plinius über die Bewohner des ungarischen Berglandes befindet sich auch die noch fortbestehende nordgermanische Bauweise Oberschlesiens und Oberungarns — nach einem sehr anziehenden Aufsatze der „M. Allg. Zeitg.", Beil. Nr. 164 v. 14. Juni 1883, von Dr. A. Peez.

Aus der Nachricht des Plinius ergibt sich aber auch deutlich, dass das Gebiet des Vannius nicht — wie Quitzmann, Bachmann und Andere glauben, zwischen March und Theiss, sondern zwischen March (o. Waag) und Gusen (Marus und Cusus bei Tacitus Ann. II, 63) gelegen war und die beiden Mannhartviertel Niederösterreichs und noch einen Theil des oberösterreichischen Mühlviertels umfasste. Daher könnten auch noch die vielen Ortsnamen allemannisch-fränkischer Art, besonders in dem Viertel ob dem Mannhart (dem sogenannten Waldviertel) stammen. Vergl. Tac. Ann. II. 26, 62, 63; XII. 29.

Die Angaben des Ptolomäus über die Lage des hercynischen Waldes (II. 11) sind ganz dazu angethan, den Leser in gelinde Verzweiflung zu bringen. Wahrscheinlich versteht er darunter das ungarische Erzgebirge.

[1]) Gall. Krieg I, 1, 2; IV, 16. Die Rheingrenze spuckte also in dem Kopfe des Feldherrn und Geschichtsschreibers schon vor 2000 Jahren, ungeachtet nach demselben dies- und jenseits Deutsche wohnten und sich fühlten (IV 16, V 2, VI 32), und am linken Rheinufer auch später noch Germania I und II gelegen war.

ein Name, dem deutschen Namen der dort sesshaften Schwaben oder Schwäbischen zum sprechen ähnlich[1]). Ihr Machtgebiet reichte nördlich bis zum Odenwalde, Spessart, Rhön- und Thüringerwalde, also bis zum oftgenannten Hochlande, welches die Marken zwischen dem Wohn- und Herrschaftsgebiete der Ober- und Niederdeutschen — namentlich der Suevi und Cherusci gebildet hat. Cäsar nennt es Bacenis. Oestlich lag Noricum (Noreich) an, dessen König dem Fürsten der Suevi befreundet und verschwägert war; und westlich reichte es bis zu den Vogesen und darüber hinaus bis in das spätere Burgund, dessen Bewohner im Kriege von ihnen besiegt und zinsbar gemacht worden waren (I. 31 bis 37, 44, 51; VI. 10, 12; Tac. Hist. IV. 70, Ann. X. 27, Germ. 28). Ihre Herrschaft erstreckte sich aber, wenigstens zeitweilig, auch weiter rheinabwärts über die Usipeti (Usipii — Wiesbadener, Grimm, Spr. Gesch. I. 535), Tenchteri und Ubii (IV. 1. 16, 19, I. 37, V. 2, 3; Strabo IV. 3; Germ. 28). Land und Völkerschaft der Suevi war in hundert Gaue getheilt[2]); das Volk wohnte in Häusern und Ortschaften und trieb Viehzucht und Ackerbau. Dem Fürsten und Heerführer, welchen Cäsar in seinem Idiom Ariovistus nennt, hatte der römische Senat die Bezeichnung eines Königs der Germanen und eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volkes beigelegt. Von seinen Frauen (zur Erhaltung des Stammes hatte er deren zwei genommen — vergl. Germ. 17) war die eine eine Landsmännin, die andere eine Norin, die Schwester des norischen Königs (in röm. Munde Vocio genannt), welche er während seines Aufenthalts in Gallien geehlicht hat. Wegen dieses seines Aufenthalts und Herrschaftsbereiches in Gallien, und infolge langjähriger Uebung war er auch der gallischen (keltischen) Sprache kundig (IV. 1. 19, I. 31, 35, 40, 42—44, 47, 53).

Aus diesem Berichte Cäsar's geht also unverkennbar hervor, dass die Völkerschaft der Suevi nicht ein unstetes (nomadisirendes) Wandervolk, sondern die wenigstens zur Zeit bedeutendste Völkerschaft der Germanen und in der Südwestecke Deutschlands sesshaft war, dass deren Fürst und Heerführer sich auch bei den Nachbarfürsten und Staaten in grosses Ansehen zu setzen und sein Herrschaftsgebiet weit rheinabwärts und seit geraumer Zeit auch bis nach Gallien hinein auszudehnen vermochte. Im Gefolge dieses Fürsten auf dessen Heeres- und Wanderzug nach Gallien befanden sich auch die Markmannen, welche der fränkischen Bevölkerung am Südabhange des mitteldeutschen Hochlandes — der oben erwähnten Marke zwischen den ober- und niederdeutschen Stämmen, von Cäsar als Bacenis bezeichnet, angehört und den Zug im pflichtigen Heerbanne mitgemacht zu haben scheinen. Cäsar führt dieselben mit den anderen Zugsgenossen (aus dem jetzigen Elsass und der Pfalz) neben seinen Suevi nicht als andere Suevi, sondern als eine von diesen verschiedene Heeresabtheilung auf (I. 51). Cäsar kennt ferner ostwärts vom Rhein keine Gallier oder Kelten, sondern nur Germanen; er weiss auch nichts davon, dass die Markmannen oder andere germanische Volkstheile zu den Suevi gezählt oder mit diesem Namen bezeichnet würden.

Ist es richtig, dass Cornelius Sisenna schon im 2. Jahrhunderte v. Chr. der „Suevi" erwähnt (Brande's „Verhältniss der Kelten und Germanen" S. 193), so würde auch diese Nachricht auf die damalige Nachbarschaft des Volkes zum römischen Reiche, nicht aber auf einen entfernten Wohnsitz desselben im deutschen Nordosten hinweisen.

Anders stellen sich die Grenzen des Germanenlandes und dessen Bewohnerschaft hundertfünfzig Jahre später nach dem Berichte des Tacitus (in seiner Germania Abs. 1.) dar. Die Südwestecke Deutschlands war zum römischen Zehndlande, wenn auch noch in sehr bestrittenem Besitz und Umfang (Germ. 10), und das Land zwischen

[1]) Andere röm.-griech. Schriftsteller haben Suebi und Suavi. Es ist nun nicht blos lateinisch gebildeten Deutschen, sondern bei dem jetzigen Völkerverkehre wohl auch männiglich bekannt, dass der Wälsche den deutschen Laut Sch, Schw in S, Su verweiche; er spricht suack für schwach, Swaiss für Schweiss und Schweiz. Schlesien wird entgegen mittellateinisch in Silesia, Schwabach in Suabacum, Schwatz in Sevacium umgebildet. Der Römer musste daher den deutschen Namen Schwabe, Schwäbischer mit Suavus, Suevus oder Suebus geben. Das ganze Mittelalter hindurch war man von der Gleichheit der beiden Namen überzeugt und gab darum Schwabe mit Suevus und Schwabenland mit Suevia (Augsb. Chr. in Grimm's Myth. S. 269; „Pillung der Schwabe, Suevus" 1118 — Ekkehard v. Scheffel 441). Eine Namenbildung „Suebe" und andere derlei Rückbildungen offenbar verwälschter Namen aus Deutschland, mit blosser Aenderung des Suffixes, sind daher ein Kauderwälsch, womit unsere ältere deutsche Geschichte entstellt und dem Volke entfremdet zu werden pflegt.

[2]) Tac. überträgt diese Eintheilung von Land und Volk (Germ. 39) auf seine Suebi im germanischen Nordosten; er verwechselte sie also wohl mit den Suevi des Jul. Cäsar.

Alpen und Donau als Pannonia, Noricum und Vindelicia dem römischen Reiche einverleibt worden. Die Donau, das Zehndland und der Rhein, dieser jedoch nur unterhalb des Zehndlandes, bildeten nunmehr die Marken des Germanenlandes. Vom Zehndlande sagt er (Abs. 29): „er möchte dessen Bewohner nicht zu den germanischen Völkerschaften zählen, denn es haben sich in diesem zweifelhaften römischen Besitze die unansehnlichsten und wegen ihrer Armuth waghalsigsten Leute aus Gallien niedergelassen“ [1]). Zwischen das Zehndland und die Naristi (Narisci — im Narkau, Nordgau, d. i. in der Oberpfalz), also in das heutige Mittelfranken versetzt er das Staatswesen der deutschen Hermunduri, welche den Römern befreundet und welchen allein von den Germanen gestattet war, des Handels wegen nicht nur bis an das Donauufer, sondern unbewacht selbst in Rhätiens blühendste Pflanzstadt (Augsburg) heranzukommen (Germ. 41, 42). Neben dieser Völkerschaft und dem Nordgau schafften die Markmannen in Böhmen, und weiterhin die Quadi, beides nach Tacitus germanische Völker (Germ. 42, 28). Vor dem haben, wie er beifügt, zwischen Rhein, Main und hercynischem Walde die gallischen Helvetier und weiterhin die gallischen Boier gewohnt, welche letzteren in Böhmen den Markmannen hatten weichen müssen (Abs. 28). Tacitus erstreckt also das ältere Wohngebiet der Helvetier, im Widerspruche mit Cäsar über den Rhein herüber bis an den Main, und begreift unter hercynischem Walde den Böhmerwald, oder, was wahrscheinlicher ist, die Sudeten und das mährische Gebirge; er lässt ferner ehedem Gallier hier gehaust haben, während uns Cäsar den Rhein als Grenze auch Helvetiens gegen das Germanenland und die Alpen als das hercynische Waldland und als germanisches Wohngebiet bezeichnet [2]). Wem da mehr Glauben beizumessen sei — dem aus eigener Erfahrung sprechenden Feldherrn und Zeitgenossen der Thatsache, oder dem späteren und in Länder- und Völkerkunde vielfach übel berathenen Procurator in Belgien, das kann doch kaum zweifelhaft sein. Wenn man übrigens annehmen dürfte, dass unter den Helvetiern des Tacitus die den Bewohnern der nördlichen Schweiz stammverwandten Schwaben-Allemannen zu verstehen seien, so hätte Tacitus rücksichtlich des Wohngebietes der Helvetier und Boier immerhin das Richtige getroffen und, was bei ihm nicht Wunder nehmen könnte, nur einen ethnographischen Irrthum begangen [1]).

Das Gebiet der Suebi erstreckt sich nach Tacitus (Germania) vom Lande der Cherusci und der meeranwohnenden Cimbern angefangen ostwärts über den grössten Theil des Germanenlandes bis hinter Götland und Schweden, Est- und Finnland, und bis zu den „Sarmaten“ und Daciern (Abs. 1, 38—46). Er nennt darum auch die Ostsee das „suebische“ Meer (Abs. 45). Tacitus bemerkt jedoch hiezu ausdrücklich, dass der Name Suebi nicht der Name einer einzelnen Völkerschaft, sondern die Gesammtbezeichnung, der Sammelname der vielen, in obigem Umfange wohnenden und verschieden benannten germanischen Stämme sei (Abs. 38), zu welchen er insbesonders die Semnones, Langobardi, die Markmannen (Ann. II. 26, 62, XII. 29), die Marsigni und Buri rechnet. Von anderen Schriftstellern werden auch die Hermunduri (Hermodori), Quadi, Angili, Teutones (Teutonari), Alemanni und Juthungi als Suevi bezeichnet. Bei Cäsar bezeichnete also der Name nur den im Südwesten Deutschlands wohnenden germanischen Stamm, später aber gebrauchten die Römer [2]) den Namen als Gesammtbezeichnung mehrerer germanischer Völkerschaften, gleichwie noch jetzt Franzosen, Italiern und Spaniern der Name der Allemannen zur Bezeichnung sogar sämmtlicher Deutschen dient. Der Name Schwaben wird auch in frühmittelalterlichen Urkunden Italiens (v. 942) noch für ganz Deutschland angewendet [3]); im Südosten Europas heissen noch zur Stunde alle Deutschen Schwaben. Will also die Angabe der römisch-griechischen Quellen, dass das Wohngebiet der „Sueben“

[1]) Der Grundstock der schwäbischen Bevölkerung kann sich nicht geändert haben; eine grosse Völkerschaft fegt man nicht so leicht hinaus, und nur zu bald versetzte sie das römische Reich wieder in Schrecken. Vergl. auch Ann. I. 44.

[2]) Tacitus glaubte den von Cäsar (VI. 24, 25) erwähnten gallischen Wanderzug hier unterbringen zu sollen, was mit ihm auch die vorliegende Abhandlung und die Mehrzahl der Alterthumsforscher anzunehmen scheint. Vrgl. Quitzmann, Heid. Rel. d. B. S. 70.

[1]) Diese Ansicht gewinnt dadurch einige Wahrscheinlichkeit, dass Tacitus die Suebi (Schwaben) in den Nordosten Deutschlands versetzt.

[2]) Auch Strabo gebraucht ihn als Sammelnamen und zwar auch für die diesseits des mehrgedachten Hochlandes und für die südöstlich bis nach Siebenbürgen wohnenden Germanen (VII, 1, 3, IV, 6). Gleiches gilt von Ptolomäus (II., 11). Zeuss, die Deutschen und die Nachb. St. S. 119, 120, 365: „Schon zur Römerzeit wird die Bezeichnung Suevi für die Deutschen im Osten gebraucht.“

[3]) Zeitschrift des „Deutschen Alpenvereins“ 1877, S. 164.

im Nordosten des Germanenlandes sich befand, als Beweis der Wanderung der „Markomannen-Sueben“ von dort nach Süden und Westen verwendet werden, so beruht der Schluss auf einer Verwechslung des Einzel- und Gesammtnamens der „Sueben“. Der Verfasser bemerkt selbst an einer Stelle seiner Abhandlung (S. 43, Anm. 69): „Dass seit Cäsar“, also seit dem Auftreten der Suevi am Rhein, „nach dem Grundsatze pars pro toto der Name Sueben abwechselnd als Totalname für Markomannen, Quaden, Langobarden, Alemannen und Juthungen gebraucht worden“ — dass also der Name seither im Munde der Römer vom Rhein nord- und ostwärts gewandert sei. Dennoch kehrt die Abhandlung den Hergang hier geradezu um, und lässt Volk und Namen von Norden nach Süden und Westen ziehen; die spätere Erscheinung — „Sueben“ im Norden und Osten des Germanenlandes — will zur Erklärung der um vieles früheren — „Sueven“ im Südwesten des Landes verwendet werden! —

Schwaben-Allemannen und Baiern-Oesterreicher bilden die beiden oberdeutschen Volksstämme, welche sich in Geistes- und Gemüthsanlage zunächst stehen, näher als den mitteldeutschen und näher noch als den niederdeutschen Stämmen. Auch ihre beiden Mundarten stehen in nächster Verbindung, näher unter einander als mit den anderen deutschen Mundarten verwandt; sie haben sich, wie anderswo dargethan wurde[1]), in den südlichsten Theilen des deutschen Sprachgebietes sogar derart ineinandergeschoben, dass daselbst eine Mischung der beiden oberdeutschen Stämme in unvordenklicher Zeit angenommen werden muss. Man wird daher auch einzuräumen haben, dass die beiden Volksstämme schon seit unvordenklicher Zeit in Oberdeutschland und nebeneinander gewohnt, keineswegs aber ehedem eine und dieselbe Völkerschaft („Sueben - Markomannen“) ausgemacht und im Norden Deutschlands gehaust haben. Die Spuren so bedeutender und eigenartiger Volksstämme hätten sich der angeblichen norddeutschen Heimat auch unverkennbar aufgeprägt, wären diese Stämme je dort einheimisch gewesen. Und wären beide zusammen als eine und dieselbe Völkerschaft daselbst gesessen, wie käme es wohl, dass sie nun schon seit Jahrtausenden, wenn auch nächstverwandte, doch verschiedene und oberdeutsche Mundarten reden?[1]) Erklärt mir doch, Graf Örindur, diesen Zwiespalt der Natur!

Die Abhandlung geht über diese Schwierigkeit mit der kurzen Bemerkung hinweg, „das Volk der Markomannen habe sich während des mehrhundertjährigen Aufenthalts in Böhmen (also vom Anfang unserer Zeitrechnung bis 500 nach Chr.) zum eigenartigen Volksstamme entfaltet und ausgebildet“, d. h. seine eigenartige Mundart sich gebildet und seine besonderen Sitten und Gebräuche angenommen, ja selbst in seiner Geistes- und Gemüthsanlage sich verändert. Wie das zugegangen sein soll, ist leichter gesagt als erklärt und bewiesen. Gleichwie der einzelne Mensch Sprache und Sitte nur in fremder Umgebung umbildet, sonst aber derselbe bleibt, so wird auch ein geschlossenes Volk bei seinem Mutterlaute, bei althergebrachter Sitte verharren. Ein Volksstamm schafft insbesonders seine Mundart nicht ab, um sich eine andere Mundart zu bilden.

Grosse Völkerschaften, wie Schwaben-Allemannen, Markmannen und Boier, welche so bedeutende und fruchtbare Länderstrecken innehatten und erfolgreiche Kriege gegen mächtige Staaten führten, mag man ferner wohl in der Studierstube und auf dem Papier hin- und herschieben und gleich einer Heerde von Anderen vor sich hertreiben lassen; in der Welt und Wirklichkeit aber pflegt es anders herzugehen. Auch pflegen selbst Wanderschaaren grösserer sesshafter und ackerbautreibender Völkerschaften wohl Bruchtheile der Bewohnerschaft aus dem Lande fortzuführen; sie pflegen aber nicht weite Länder völlig zu entvölkern und zu entleeren[2]). Es widerspricht

[1]) Mitth. d. Ges. für Salzb. Landeskunde B. XXII. von 1882, S. 178 ff.

[1]) Was J. Grimm, Ges. d. d. Spr. II. 609 bemerkt: „Die grössere Verwandtschaft der Stämme ist durch ihre Sprache bedingt und die derselben Mundart zugethan, wohnen auch seit uralter Zeit unmittelbar nebeneinander“ — wird auch von nächst verwandten Mundarten und ihren Trägern zu gelten haben.

Ueber die oberdeutschen Mundarten und ihr Verbreitungsgebiet war Zeuss nach seiner Schrift „Herkunft d. B.“ S. 20—24 nicht besonders unterrichtet. Er hätte sich schon damals aus der Vorrede zu Schmeller's b. Wb. eines Besseren belehren können. Die erste und unerlässlichste Bedingung, über die Herkunft eines Volksstammes zu entscheiden, ist denn doch die genaueste Kenntniss der Volkssprache und ihrer Verbreitung.

[2]) Ich behalte bei dieser Behauptung die Wander- und Eroberungszüge der Normannen, Göthen (Gothi, Getae), der Angelsachsen und der niederdeutschen Gefolgschaften der Langobardi und Vandali aus dem germanischen Norden ganz wohl im Auge, deren Stammgenossen noch heutigen Tages im germanischen Norden sesshaft sind.

also die Behauptung, dass die Markmannen mit Kind und Kegel spurlos aus dem Norden nach Süden überwandert, dass sie die Boier aus Böhmen hinausgefegt und Helvetier und Boier im deutschen Südwesten vor sich hergetrieben haben, dem natürlichen Hergang der Dinge [1]). Tacitus sagt zwar (Germ. 28, 42): „dass die Markmannen einst kräftig und ruhmreich die Boier vertrieben und deren Heimat besetzt haben, und dass diese Heimat ungeachtet des Wechsels der Bewohner, noch in dem Namen Boihemum (Boierheim) das Andenken an den vorigen Zustand bewahre". Allein er spricht hier nicht von einem eigenen Erlebnisse oder von einer gleichzeitigen Thatsache, sondern von einem einstigen Ereignisse in fernem, unbekanntem Lande, seit welchem nahezu zwei Jahrhunderte verflossen waren, von einem Ereignisse, das er nur nacherzählt und in besagter irriger Weise aufgefasst hat. Diese seine Nachricht ist ebenso wenig buchstäblich zu nehmen, wie jene vom einstigen Wohnsitze der Helvetier diesseits des Rheins und von der Lage des hercynischen Waldgebirges. Aus dem vorne aufgeführten Grunde kann das Ereigniss und die Nachricht des Tacitus nicht wohl anders aufgefasst werden, als dass die Boier, bisher die Herren Böhmens, aus dieser ihrer herrschenden Stellung von den Markmannen verdrängt, und dass allenfalls — wie es in solchen Fällen des Kampfes um die Herrschaft zu kommen pflegt — die mächtigeren Persönlichkeiten des Widerstandes mit ihrem Anhang aus dem Lande vertrieben worden, dass also die Herrschaft über die Böhmen bewohnenden Stämme von den Boiern (Baiern), welche den westlichen und südlichen Theil des Landes bewohnten und bewohnen, an die Markmannen fränkisch-thüringischer und obersächsischer Herkunft, welche den nördlichen und nordöstlichen Theil besassen, übergegangen, nicht aber dahin verstanden werden, dass die Bewohnerschaft Böhmens eine völlig verschiedene geworden sei. Neben den beiden deutschen Volksstämmen war, wie ich später zeigen werde und die Namentafel des mittleren und östlichen Landes darthut, auch der slavische Volksstamm der Tschechen — Beowinidi oder Boierwinden — schon damals und ursprünglich im Lande sesshaft [1]).

Die Aufstellung der drei ersten Markmannen-Auszüge von Nord nach Süd, von Ost nach West und von Westen zurück wieder nach Osten widerstrebt daher dem natürlichen Hergang und dem wirklichen Bestand der Dinge; sie widerstrebt den aus der Beschaffenheit des Volksstammes der Baiern entnommenen Beweisen; ja sie widerstrebt sogar der geschriebenen älteren Geschichte, namentlich eines Jul. Cäsar, welchen auch Tacitus den grössten Gewährsmann nennt.

Den unmittelbaren Beweis der Herkunft der Baiern von den Markmannen und ihrer endlichen (vierten) Ueberwanderung aus Böhmen in den heutigen Wohnsitz wollte schon Zeuss (Herkunft d. Baiern S. 1—32) in dem Namen Bajuwar, welchen die Markmannen sofort angenommen haben sollen, und in dem jetzigen Namen Baiern gefunden haben; denn beide sollen, nach den Gesetzen der deutschen Sprachwissenschaft zergliedert, die Herkunft aus dem Lande Baja angeben, dessen Benennung nichts anderes als das abgekürzte Baioheim, Baiheim (röm. Bojohemum) sei. Dazu komme, dass der Geograph von Ravenna (aus dem 9. Jahrh.) das Land ausdrücklich Bajas nenne und es als einen Theil von Albis, Elbeland bezeichne. Allein Bajuwar und Baja oder Bajas sind augenfällig keine deutschen Laute [2]). Bajuwar ist nur das verstümmelte mittel-

[1]) Nach Cäsar (I. 29) zählten die Boier, welche er in der Schweiz traf und nach Gallien versetzte, 32.000 Köpfe, und das sollte mit dem kleinen, in der Abhandlung erwähnten Bruchtheile der Boier in Pannonien die Bevölkerung von ganz Böhmen (und Mähren?) gewesen sein!

Die Ansicht, welche in der Abhandlung ausgesprochen ist, dass die Cimbern in Böhmen eingefallen und dort auf den Widerstand der Boier gestossen seien, scheint der mit Zeuss getheilten Vorstellung entsprungen, dass der Wohnsitz der Boier damals nur in Böhmen (u. Mähren) gewesen, und daher die betreffende Stelle bei Strabo (VII. 2) auch nur auf Böhmen zu beziehen sei. Die gewöhnliche Meinung geht jedoch dahin, dass die Cimbern auf Widerstand, und zwar der Römer in Steiermark, nicht in Böhmen getroffen sind.

[1]) Dagegen ist die Behauptung, dass die Deutschen in Böhmen blosse „Colonisatoren" des Landes seien, eine der neueren tschechischen Ueberhebungen, welche durch die älteste Geschichte selbst widerlegt ist.

[2]) Wenn Bajuwar und Baja oder Bajas von einem Lehrer in Serbien oder Rumänien für sein Vaterland in Anspruch genommen würde, so könnte es nicht Wunder nehmen. Dass aber ein deutscher Sprachlehrer denselben Anspruch auf diese Laute für seine Heimat stellt, ist wahrhaftig verwunderlich, umsomehr, als die deutschen (ahd.) Urkunden den Namen Baier mit Paigiri, Peiari, Peier, und Baiern mit Peigirolant, Beirelant geben. — Der Auslaut „er" in Volksnamen muss nicht immer Ableitungssilbe, sondern kann auch einem Fremdworte nachgebildet sein, wie in Berber, Neger, Unger. Derselbe Fall tritt auch bei Boier (Baier) ein. Und wenn schon Baja der eigentliche Landesname der Heimat der Baiern ist und sogar schon im Namen Baier liegt, wie kam man wohl zur Hypertrophie des Landesnamens Baiern? Hatte das Volk Lethe getrunken?

lateinische Bajuvarius, welches dadurch noch nicht deutsches Wesen annimmt, dass man ihm blos den Wedel abhaut. Bai in Baiheim (das übrigens nicht einmal urkundlich vorkömmt, urkundlich ist nur Beheim, Mundart für Böheim, Boiohemum) könnte nur auf die Bewohner Beziehung haben und für Baier oder baierisch stehen, denn als Landesname würde es (in Bai-heim) gleich einem Norwegenheim, Oesterreichheim oder Spanienheim platten Unsinn geben. Es kann auch nicht richtig sein, dass der Name Albis (oder wie Andere lesen Albes und Alpes) bei dem Ravenner Geographen das Elbeland, und der Name des darin liegenden Bajas das Land Böhmen bedeute; denn derselbe beschreibt (I., 11 und IV. 14, 18, 19) Albis als ein Bergland, welches weithin ostwärts bis an Siebenbürgen (Dacien) sich ausdehnt und an Südungarn (Pannonien) anliegt, und wovon Bajas einen Theil bildet. Der wälsche Geograph kann daher mit seinem Albis nicht wohl etwas Anderes als das Alpenland, mit seinem Bajas nichts anderes als das baierische Wohn- und Sprachgebiet, das Baierland gemeint haben, welches zum grossen Theile in und an den Alpen gelegen war. Derselbe nennt zwar einen Fluss des Landes abermals Albis, mit welchem Namen die älteren lateinischen Schriftsteller die Elbe zu bezeichnen pflegen. Allein es ist sehr fraglich, ob der Ravenner Geograph, welcher in seinen Benennungen sehr häufig von denjenigen der älteren römischen Schriftsteller und Urkunden abweicht, mit diesem Namen die Elbe und nicht vielmehr einen anderen Fluss in den Alpen (es gibt darin auch mehrere Alben-Achen) bezeichnen wollte; und möglich wäre es immerhin, dass er zum Baierlande (Bajas) auch das alte Zugehör Böhmen (Boier- oder Baierheim) rechnete [1]).

Aeusserst verwunderlich erscheint es ferner, dass der grosse Volksstamm der Markmannen seinen alten Namen, welchen er ungeachtet des häufigen Wohnungswechsels durch Jahrhunderte, selbst in Böhmen, beibehalten, nach seinem völligen Auszuge aus der Heimat Böhmen auf einmal abgelegt und sich einen Namen ohne Rücksicht auf die neuen Verhältnisse, welche zu einer Namensänderung bestimmt haben konnten, beigelegt haben soll — als Leute des Böhmerlandes (Bajuwaren), die sie doch nicht einmal mehr waren [1]).

Die vorliegende Abhandlung bezieht sich auf Reihengräber und Schädelmessungen als Hauptbeweis für die germanische Abstammung und Wanderung der „Markomannen-Bajuwaren“ über den Böhmer- und Baierwald. Doch über die germanische Abstammung der Baiern besteht jetzt kaum noch ein Zweifel. Wie aber die Reihengräber auf baierischem Boden und wie die, durch Schädelmessung ermittelte Kurzköpfigkeit seiner Bewohner für die erwähnte Wanderung Zeugniss geben sollen, ist nicht wohl zu begreifen, zumal der Verfasser der Abhandlung selber beifügt, dass der Process der Kurzköpfigkeit erst auf baierischem Boden, also erst nach der Zeit der Wanderung, sich vollzogen habe. Auch der angegebene Grund dieser Erscheinung — die slavische Nachbarschaft im Norden und die Mischung mit den zurückgebliebenen Romanen im Süden Baierns — will nicht recht einleuchten, da die Zahl der in die Oberpfalz eingedrungenen Slaven und der Leibeigenen windischer Abkunft, welche dem benachbarten Böhmen mögen entnommen worden sein, sowie auch jene der Romanen, welche nach „Odoakers“ (Otgers) Abzug im südlichen Baiern verblieben sind, denn doch viel zu gering erscheint, um die bedeutende, in der Abhandlung angegebene Verhältnisszahl der baierischen Kurzschädel daraus zu erklären. Der Grund dieser Erscheinung wird wohl in der einstigen grossen Verbreitung des baierischen Volksstammes nach Osten und Süden, wovon noch gesprochen werden muss, zu suchen sein.

Als neues „Ferment“ zum Beweise der erwähnten Wanderung werden in der Abhandlung die gleichen und zahlreich auf ing ausgehenden Ortsnamen im westlichen Böhmen und im Nordgau, die Reste starker Grenzbefestigungen und die Reihe von Schlössern, Burgen und Burgtrümmern daselbst, ferner die Volksüberlieferung in der Stammessage der Baiern und in uralten Liedern — von der Wanderung des Volkes unter Führung „Ariovists“ und ihrer Rückkehr, dann von der Führung desselben durch die beiden Herzoge Diet aus dem Nordgau über die Donau um das Jahr 508 — genannt (S. 45, 46) [2]).

[1]) Uebrigens wäre ein geographischer Irrthum bei einem Geographen, den Zeuss selbst nur zu schwarz macht (Herkunft der Baiern S. 31, 32), gerade keine Seltenheit. Derselbe führt unter den italischen Städten auch ein Bajas auf; vielleicht nahm dieser Anklang Einfluss auf die Wahl des Landesnamens Bajas für Baierland.

[1]) Der Anachronismus eines officiellen und nichtofficiellen Volksnamens ist für jene Zeit allzu augenfällig, als dass er weiter erörtert werden müsste.

[2]) „Peregrinatio Bojorum sub duce Ariovisto et rursus reditus a Maeondis paludibus ad Amerothalos, Amerobergomum, Noreiabergam, Adelgersburg.“ „Die zwei Herzoge Diet haben die Baiern ab dem Norkau über die Donau geführt.“

Doch die gleichen und zahlreich auf ing endigenden Ortsnamen diesseits und jenseits des Böhmer- und Baierwaldes sind wohl ein Beweis gleichartiger Bewohnerschaft hier und dort; diese Namen setzen sich ebenso durch das ganze Wohngebiet des baierischen Volksstammes fort, und sind besonders häufig in Oberbaiern, im Salzburggau und in Oberösterreich, dann in der Umgebung von Wien. Sie sind also, gleich den sehr zahlreichen Ortsnamen auf „ingen“ im Schwabenlande, und den häufigen Ortsnamen auf „ingen“ und „ungen“ des fränkisch-thüringischen Sprachgebiets, nicht ein Beweis der Wanderung und Verschiebung des Volkes, sondern vielmehr ein sprechender Beleg der Bodenständigkeit dieser drei Volksstämme in ihren Wohn- und Sprachgebieten. Wer die alten Befestigungen in der Oberpfalz und zu welcher Zeit angelegt, und ob es Grenzfesten waren, wir wissen es nicht, und können also keine Schlüsse, wie sie in der Abhandlung gemacht sind, daraus ziehen. An Schlössern, Burgen, Burgtrümmern und Burgställen hat auch Oberbaiern, haben die Alpenthäler und das Donauthal die Fülle, so dass ich zweifeln möchte, der Nordgau habe deren noch mehrere. Ich vermag auch nicht einzusehen, wie diese Herrensitze insgesammt sollten auf die Urzeit zurückgeführt werden und für die Wanderung des Volkes sollten beweisen können. Was ferner die baierischen Stammsagen betrifft, wozu auch die Anmerkung der Chronik Baierns z. J. 508 zu rechnen wäre: „Das Baierngeschlecht sei in sein Vaterland zurückgekehrt“ [1]), — so sprechen dieselben ausdrücklich und wiederholt von der Rückkehr des Volkes und zwar in den Nordgau (Amberg, Nürnberg, Algersburg) und in jene Theile des Vaterlandes südlich der Donau, insbesondere in den Ammergau, welche unter der Römerherrschaft gestanden waren. Diese Stammsagen widerlegen also geradezu die Behauptung einer erst im 6. Jahrhunderte stattgehabten Einwanderung der Baiern in ihren jetzigen Wohnsitz und führen zum Schlusse, dass wohl ein beträchtlicher Bruchtheil des Stammes infolge und während der römischen Herrschaft flüchtend, geächtet oder aus freien Stücken abziehend — das Vaterland verlassen habe und in den Nordgau und weiterhin ausgewandert, dass jedoch die Nachkommen unter Führung ihrer angestammten Herzoge alsbald wieder in das Vaterland zurückgekehrt seien, nachdem die Fremdherrschaft an der Donau und in den Alpen ihr Ende erreicht hatte [1]). Mit dieser Auffassung der Stammsagen sind auch die Nachrichten der römisch-griechischen Quellen über die Wohnsitze und Schicksale des Boiervolkes, damit sind die späteren Völkerverhältnisse und selbst die gegenwärtigen Zustände in vollem Einklang. Die römischen Berichte und Denkmäler benennen zwar die Bewohner des eroberten Alpen- und Donaulandes, nach dessen Einverleibung in den römischen Staatsverband, vermöge ihrer Zugehörigkeit zur norischen Provinz, regelmässig nur mehr als Noriker. Doch Strabo, welcher sein geographisches Werk wohl 33 Jahre nach dieser Eroberung geschrieben, aber noch die früheren Volksbezeichnungen beibehalten hat, nennt als Bewohner Noreichs die Boier und die gleichfalls dem Noreich angehörigen Täurer. „Die Boier“, sagt er, „wohnen von den Grenzen Rhätiens und Vindeliciens und vom Bodensee bis hinab in die pannonische Ebene [2]).“

Die Boier Oberitaliens ziehen sich nach ihrer gegen die Römer erlittenen Niederlage (186 v. Chr.) nicht über die See- oder Westalpen in ihre vermeinte gallische Heimat, von wo sie hergekommen sein sollen, sondern über die Nordalpen zu den Täurern und gegen die Donau, wohin ihre Verbindungen gingen, zu ihren Landsleuten und in das Land zurück, von welchem sie in der That auch ausgegangen waren [3]). Boier und Täurer hausen schon mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeit-

[1]) DVIII: „gens Bavarorum in patriam revertit“.

[1]) So wird die baierische Stammsage auch von Schmeller aufgefasst, b. Wb. I. 162.

[2]) Strabo IV. 6 (Kärcher S. 387, 388); VII. 1, 5 (das. S. 552, 553, 586). Vergl. Plinius III. 20, 24 (Külb 24, 27). Zeuss (die Deutschen u. die N. St. 231, 232 und Herkunft der Baiern, S. 37) kann die Boier nur in Böhmen brauchen und muthet dem sonst königlichen Geographen zu, „dass er die Lage und Ausdehnung Rhätiens und Vindeliciens nicht gekannt, dass er den Plattensee mit dem Bodensee verwechselt und sich gerade an dieser Stelle um nicht weniger als zwei Längengrade und die volle Breite Mitteleuropa's geirrt habe“.

Die Worte Strabo's „Einöde der Boier“, welche mit dem Ausdruck „Ebene der Boier“ abwechseln, erklären sich durch die baierische Gehöfte-Wirthschaft. Wessofontana: „deserta, in quibus habitant Boi“ (Mon. boica VII. 375). Ein kleines Beweisstück bildet auch die Passauer Feste zwischen Inn und Donau nach dem Anton. Reise-Handbuche — die Boierburg — Bojoduro. Selbstverständlich versucht Zeuss diesen unbequemen Namen anders zu erklären, um ihm die Bedeutung zu benehmen (Herk. d. B. S. 38).

[3]) Strabo IV. 1, VII, 2, 3, 5, (Kärcher S. 355, 358, 371 u. 387). Rücksichtlich der einschlagenden Stellen der anderen röm.-griech. Geschichtsbücher berufe ich mich der Kürze halber auf Muchar's celt. Norikum.

rechnung auch an den Marken Daciens, mit anderen Völkern vermischt in Illyrien und Thracien und dehnen als „Tolistoboier“ mit anderen deutschen Gefolgschaften ihre Streifzüge und Siedlungen (279 v. Chr.) sogar bis nach Kleinasien aus [1]). An versprengte Boier aus der Niederlage gegen die Markmannen (um 100 v. Chr.) ist hier schon nach der Zeitlage nicht zu denken. Alle diese weiten Verzweigungen des Boiervolkes — nördlich in Böhmen, östlich in Pannonien, Illyrien und Thracien, südlich in Oberitalien — und der Rückzug der letzteren in Folge ihrer Niederlage weisen auf einen Stammsitz inmitten dieser Länder, in den Alpen und an der mittleren Donau, und auf ein zahlreiches und kräftiges Stammvolk hin, wie es das baierisch-österreichische ist [2]). Die Ueberzeugung von dieser geschichtlichen Vergangenheit und das Bewusstsein der Gleichheit von Namen und Volk der Boier und Baier pflanzte sich auch durch das frühe und spätere Mittelalter fort; und gleichwie dieses, von ähnlicher Ueberzeugung geleitet, den Namen Schwabe lateinisch mit Suevus gab, so gebrauchte es für den Baiernamen, neben den vielen verzopften Latinitäten jener Zeit, auch den klassischen Ausdruck Boius. Die vorliegende Abhandlung bringt selbst diesen Ausdruck in der oben angeführten Stammsage der Baiern. Ludwig der Deutsche nennt sich abwechselnd „rex Noricus und rex Boiorum“ (829). Die leges portoriae Boiorum (v. 906) nennen die Bewohner des Ostlandes Boi. Die Wessobrunner Urkunden bezeichnen die westlichen Nachbarn Pannoniens als Boi und Carni (Mon. boic. VII. 375). Aventin nennt (nach einer Quelle des 8. Jahrh. [3]) den Herzog Utilo regulum Boiorum. Grätz in Steiermark ist urkundlich Graecium Boiorum (Aventin Annal. 1519). Der bekannte Kanzler Gewold (1619) nennt sich Cons. ducis Boiorum u. s. w. Beide Namensformen Boier und Baier wechseln auch in den deutschen Mundarten für ein und dasselbe Volk [1]) und sind zu allem Ueberflusse auch noch von einer Aehnlichkeit, dass man nur staunen muss, wie sich die deutsche Gelehrtenwelt, wenigstens zum grossen Theile noch, vor derselben und deren Gewicht verschliessen kann [2]). Der Ausspruch von ein paar römisch-griechischen Schriftstellern über die keltische Abstammung der Boier ist wahrlich den tausendsten Theil des Eifers und Zeitaufwandes nicht werth, welcher mittel- und unmittelbar für diesen Ausspruch eingesetzt wird.

Mit der frühzeitigen und weiten Verbreitung des Baiervolkes nach Südosten hängt vielleicht auch jener Theil der Stammsage zusammen, welcher dasselbe aus Armenien stammen lässt, und in welchen auch biblische Vorstellungen und die Thatsache hineinzuspielen scheinen, dass die Kreuzfahrer auf ihren Zügen in Kleinasien noch auf eine Bewohnerschaft gestossen sind, welche die baierische Mundart sprach. An die mythischen Herminones des Tacitus oder die Hermiones des Plinius ist dabei wohl nicht zu denken; ausser der geringen Aehnlichkeit der Namen spricht weiter nichts dafür [3]).

---

[1]) Tolistobojus aus Dolisko-Bojar = Thalboier. Aehnliche Wortbildungen sind Teurista neben Tauriscus, Istaevones u. Iscaevones, Naristi neben Narisci.

[2]) Die Beweise des Stammsitzes und der Verbreitung des bair.-östr. Volksstammes liessen sich noch vervielfältigen. Nur anmerkungsweise sei noch beigefügt, dass gleichzeitig und neben den Boiern auch die Täurer (Taurisci) in Oberitalien wohnten, und dass jetzt noch Turin (Taurinum) nahe der Ausmündung der beiden Tauernthäler und Taurachen (Dora Baltea und Dora Ripeira) diesseits der Gebirgskette und eine Iser jenseits derselben Zeugniss von den einstigen Bewohnern gibt. Man s. auch meinen Vortrag u. einen parallel laufenden Vortrag Drs. Much in diesen Mitth. Bd. XII, v. 1882.

[3]) Man sehe auch Zeuss, die Deutschen u. die N. St. S. 379, u. Herk. d. B. S. 34; dann Schmeller b. Wb. I. 163. Sitz.-Ber. der kb. Akad. d. Wiss. v. 1881, S. 252 uff.

[1]) Firmenich, Germ. Völkerstimmen II, S. 439. Der Schwabe u. Oberpfälzer spricht Boier. Es wäre ja recht wohl möglich, dass die Römer den Volksnamen aus solchem Munde zuerst gehört, oder dass sie das dunkle å des Namens mit o gegeben haben, wie es selbst in unseren mundartlichen Schriften geschieht. Vergl. Cäsar I 5, 25, 28, 29, VII 9, u. s. w.

[2]) Zeuss sucht (Herkft. d. B. S. 2) sprachwissenschaftlich darzuthun, dass und wie aus röm. Boihemum ein deutsches Baiheim werden musste, ungeachtet es ein solches weder gibt, noch gegeben hat; denn Beheim ist nur Mundart für Böheim (die bair.-östr. MA. spricht Bem (Behm) für Böhme, und hat Beham als häufigen Ortsnamen). Allein diese seine Sprachgrundsätze werden wohlweislich nicht auf römisch Boius und deutsch Baier angewendet, ungeachtet diese beiden Namen wirklich bestehen und bestanden haben; es käme da eine Gleichheit der Namen und der Träger derselben heraus, und dagegen muss nach Zeuss im Namen der Geschichts- und Sprachwissenschaft feierliche Verwahrung eingelegt werden! (Zeuss, die Deutschen u. d. N. St. S. 378 u. Herkft. d. B. S. 13, 32 uff., dann Einleitung VI—XI u. s. w.)

[3]) Die beiden genannten Schriftsteller geben den mythischen Namen der Abstämmlinge und auch die Wohnplätze derselben verschieden an; denn während Tacitus (Germ. 2) die Herminones als die mittleren bezeichnet, rechnet Plinius (IV. 28) zu den Hermiones auch nördliche (Cherusci) und südliche Völkerschaften (Suevi). Ein bestimmtes Land derselben — ein Herminonien oder Armenien — kennt keiner von Beiden. Es ist daher sehr kühn, in Armenien, der baierischen Stammsage ein Herminonen-Land vorauszusetzen.

Der Verfasser vorliegender Abhandlung glaubt schliesslich mit anderen Geschichts- und Alterthumsforschern einen sprechenden Beweis für die „Markomannen-Wanderungen“ auch in der Wandergeschichte der „Langobarden“ zu finden. Nach der Erzählung des Geschichtschreibers derselben Paul Warnefried (I, 7, 11, 13, 16, 19) zog diese Wanderschaar aus dem germanischen Norden[1]) nach Bestand harter Kämpfe durch die Länder Mauringa, Golanda und Banthaib und, wie die gothische Chronik erzählt, auch durch das Wohngebiet der Beowinidi und durch Pannonien, in welchen Gebieten sie zeitweiligen Aufenthalt genommen, nach Oberitalien. Ihr Weg führte sie also durch einen Theil von Böhmen und durch Mähren, das Marchland, Morava, Moravorum terra. Der Name Morava liegt sprachlich dem von P. Warnefried gebrauchten Namen Mauringa, der nur deutsch umgebildet ist, wenigstens ebenso nahe wenn nicht näher, als der Name pagus Mauranganus und die andern Namen, welche nach Müllenhoff und der vorliegenden Abhandlung darin vermuthet werden. Es liegt aber nicht blos der Name des Landes nahe, das Land selbst liegt am Wege der „langobardischen“ Wanderschaft, während der pagus Mauranganus (Moringen, Morungen) am Harz ziemlich weit davon abliegt. Aus Mähren ging es nämlich weiter durch Niederösterreich — damals unter gothischer Herrschaft (Golanda) — nach Pannonien oder Banthaib, in das heutige Ungarn[2]). Den Namen des Landes Banthaib in Bajnaib oder Bajina aib zu verändern, wie Müllenhoff thut, um einen Anklang an den Namen Bajas, den angeblichen Namen von Böhmen, zu schaffen, kann in aller Welt nicht angehen. Es wäre damit auch nichts gewonnen, denn wie ich vorne gezeigt, kann mit dem Namen Bajas des Ravenner Geographen Böhmen nicht gemeint sein. Es lässt sich demnach auch aus den Namen Mauringa und Banthaib kein Beweismittel für die Markmannen-Wanderungen herausschlagen.

Die „Langobarden“ sind nach dem Chronikon Gothanum auch durch das Land der Beowinidi (Boierwinden) gekommen und haben sich zeitweilig da niedergelassen[1]). Wenn sie nun bereits um 490 n. Ch. auf ihrer weiteren Wanderung in Niederösterreich sich befanden (S. 43), so müssen die Windischen vor dieser Zeit schon in Böhmen sesshaft, und wie ihr Name beweiset, den Boiern unterthänig gewesen sein. Es kann also auch die Behauptung der Abhandlung nicht richtig sein, dass die Tschechen erst nach Abzug der „Markomannen-Bajuwaren“ um die Mitte des 6. Jahrhunderts von Osten her in Mähren und Böhmen eingerückt seien. — Mit den Kreuz- und Querzügen der Markmannen entfallen auch die Gründe, wodurch sie nach der Abhandlung zu dieser Wanderschaft bestimmt worden sein sollen — die Kriegs-, Wander- und Beutelust, die Uebervölkerung der Heimat und das Völkergedränge von aussen her. Auch die beiden Kriegsunternehmungen der Markmannen, welche zwischen deren behauptete Wanderung hineinspielen, der Kriegszug gegen die Römer im Südosten und im Südwesten ihres Reiches, treten in ein völlig anderes Licht, wenn man bedenkt, dass zu jener Zeit die Heimat des fränkischen und schwäbischen Volksstammes bis zum Pfahlgraben — von der Mündung der Abens in die Donau über Hanau bis in die Gegend von Linz und Hönningen am Rhein, und dass die Heimat des baierischen Stammes bis zur Donau und (in Niederösterreich) sogar noch darüber hinaus von den Römern unterjocht und damit die Grenze des Markmannen-Staates wenn nicht überschritten, so doch auf's Aeusserste bedroht war. Wenn also die Markmannen und die zwischen March und Waag an den südwestlichen Ausläufern der Karpathen wohnende deutsch-slavische Bevölkerung (von diesem ihrem Wohnsitze Chorwati oder Chrobati genannt), und wenn die aus ihrer Heimat vertriebenen Allemannen-Schwaben gemeinschaftlich mit den Markmannen (oder Südfranken) angriffsweise wider die Römer vorgehen, so war es nicht um neues Land zu erobern, oder auch nur den fremden Eroberer sich vom Leibe zu halten. Es galt den Markmannen, Krobaten und Allemannen-Schwaben (auch

[1]) Aus Scandinavien, sagt Paul Warnefried, dem er gleich wie der Ravenner Geograph seinem Dänemark, eine grosse Ausdehnung nach Süden gibt.

[2]) Eine Erklärung des Namens Banthaib (Anthaib und Burgundhaib) konnte ich bisher nirgends finden. Ich halte das angehängte „haib“ für das deutsche Umstandswort halb (Mundart hàib), halben, welches gleichbedeutend ist mit: auf Seite, seits, gegen — hin, wie in sonn- und schatthalb, ausserhalb, allenthalben, baierhalb, schwabhalb. Vergleiche Schmeller, b. Wb. „Baijer, halb, halben“ I, 161, II. 175. Banthaib heisst demnach soviel, als: auf Seite Pannoniens (Banhalben), Anthaib und Burgundhaib soviel als gegen die Anten und Burgund hin. Das t ist (euphonisch) vor dem Hauchlaute eingeschaltet, wie in allenthalb, meinethalb, unserthalben (in bair.-östr. MA. mei˜thàiben, unserthàiben).

[1]) Wie Beheim (Beham) zu Boihemum und Boi-o-hemum, so verhält sich auch Be-o-winidi zu Boi-o-winidi. Ein Name Baiowinidi ist ebenso unbegründet und blos eingebildet, als ein Name Baiohemum.

Boiern, die aus ihrer Heimat gewichen und ohne Zweifel zahlreich im Kriegsgefolge der Markmannen und Allemannen vertreten waren) vielmehr die verlorene Heimat wieder zu gewinnen und von der Fremdherrschaft zu befreien.

Durch diese etwas weitläufig gewordene Ausführung glaube ich meine Zweifel an den Wanderungen der Baiern und ihrer Abstammung von den Markmannen gerechtfertigt zu haben. Die von Zeuss eingeleitete Stamm- und Wandergeschichte des Baiervolkes will aber auch in Baiern selbst nicht überall mehr verfangen, denn wie im oberbaierischen Archive (B. 41) zu lesen, hat man dort neuestens wieder andere Stammeltern als die Markmannen — die „alamannischen“ Juthungen entdeckt.

Salzburg, im März 1883.

Südslavische Hexensagen.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Ueber den Hexenglauben bei den verschiedensten Völkern, hauptsächlich aber bei den Deutschen, besteht schon eine ungeheure Literatur, nur über den südslavischen ist so gut wie nichts, oder ganz genau ausgedrückt, gar nichts in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Aber auch die Südslaven können sich nicht berühmen, dass in ihrer weitverbreitetsten Schriftsprache, der serbisch-kroatischen, eine eigentliche Untersuchung über diesen Gegenstand je geschrieben worden wäre. Im Nachfolgenden will ich diesem Mangel abhelfen, indem ich mich dazu umsomehr berechtigt fühle, als mir erstens aus meinen Jugendjahren nicht wenig Erinnerungen an Hexenglauben haften geblieben, und zweitens, weil mir eine Reihe höchst werthvoller, bisher noch nirgends publicirter privater Mittheilungen von wackeren Freunden zur Verfügung gestellt wurde, wodurch ich in die Lage versetzt bin, ein ziemlich anschauliches Bild vom südslavischen Hexenglauben entwerfen zu können.

Den grössten Theil des vorliegenden Stoffes verdanke ich der Güte des Herrn Prof. M. Valjavec, der im Jahre 1859 eine Sammlung kroatischer Sagen und Märchen veranstaltete; an zweiter Stelle bin ich zu grossem Danke meinem Freund F. R. Plohl Herdvigov, Notar in Warasdin, verpflichtet, der einen ganzen Stoss nicht zu unterschätzender Notizen über Volksglauben niederschrieb und mir einschickte; besonders dankbar aber bin ich meinem Freunde Philipp Löw, derzeit Advocaturspraktikanten in Kreuz in Kroatien, der es so meisterhaft versteht, sich in das Volksthum hineinzuleben und noch meisterhafter das Gehörte mit phonographischer Treue zu Papier zu bringen. Vorzügliche Belege bietet mir auch eine ungedruckte Sammlung von tausend Volksliedern aus Slavonien, die mir jüngst von Herrn Nikola Tordinac, einem vielversprechenden jüngeren südslavischen Folkloristen, behufs einer kritischen Würdigung des reichen Stoffes zugesandt wurde. Mehrere Parallelen zu anderweitig schon beglaubigten Nachrichten erzählte mir mein verehrter Freund Hauptmann C. Gröber, der bekannte Interpret der Lieder vom Königssohn Marko. Einige Nachrichten über bulgarischen Hexenglauben theilte mir brieflich mit ein Freund Plohl's, Herr Bruno Dürrigl, jetzt Finanzbeamter in Agram. Im abgelaufenen Winter forschte er einen damals gerade in Agram weilenden Bulgaren über bulgarische Weihnachtsgebräuche aus und dabei entfiel Einiges auch auf Hexen, wie diese um die Mitternachtsmette in der Kirche ihren Unfug treiben. Dieser Glaube, von dem später die Rede sein wird, ist im ganzen slavischen Süden derselbe, wie denn überhaupt die Bulgaren sich kaum in einer Hinsicht in Volksglaube, Sitte und Brauch durch besonders augenfällige Eigenthümlichkeiten von den Bruderstämmen der Serben, Kroaten und Neuslovenen unterscheiden, wovon ich mich durch eingehendes Studium des südslavischen Volksthums täglich mehr überzeuge.

I. Der Name.

Der eigentliche slavische Name für Hexe ist vještica, bulg. vješćirica, für den Hexenmeister vieštac. Die Etymologie des Wortes ist klar. Es bedeutete ursprünglich die Wissende, der Wissende, die Kundige und hat in Nebenformen noch in der gegenwärtigen Sprache diese Bedeutung beibehalten; veda neuslovenisch: das Wissen; neveda ein Unwissender; vedavica Kartenaufschlägerin (Russ.

viedma die Hexe); vedovin fatidicus, viest Wissen, Nachricht, Bewusstsein; viestnik der eine Nachricht bringt, Bote; vještina peritia, Findigkeit; vještak peritus, ein Kundiger, ein Wissender = vještac, diese Nebenform für Hexenmeister, sowie vještka und vještica zur Bezeichnung einer Hexe dient; nago-vještati zu errathen suchen; izviedjavati in Erfahrung zu bringen suchen, auskundschaften; vještati zaubern, hexen. Vještica bezeichnete ursprünglich eine weise Frau. (Vgl. über diese Benennung Grimm, D. M. 987.) In vielen Gegenden, namentlich ist dies für Dalmatien bezeugt, scheut man in Gegenwart von Kindern vještica zu sagen und gebraucht dafür die Euphemismen krstača oder rogulja (auch roguša) [1]). Krst bedeutet Kreuz [2]) und Krstača (von χριστός) ist wohl die mit einem Kreuz Gezeichnete, die Hexe [3]). Rogulja nennt man eine Hexe zweifelsohne deshalb, weil man sie sich zuweilen, wohl anknüpfend an die Vorstellung vom gehörnten Teufel der christlichen Kirche, gehörnt denkt. In Slavonien hörte ich öfters Kühe, die recht grosse Hörner hatten, mit dem Namen „Rogulje“ rufen. Im kroatischen Küstenlande scheint das Wort vještica vollständig von dem italienischen Lehnworte štriga verdrängt worden zu sein [4]). Unter den Slovenen und den Kaj-Kroaten hat das deutsche Wort Zauberin in der verhunzten Form copernica (masc. coprnjak, inf. coprat, zacoprat, partic. zacopren) volles Bürgerrecht erlangt. Man gebraucht das Wort auch in Slavonien, doch ganz in dem Sinne, in welchem man es in Deutschland gebraucht. In Bosnien, der Hercegovina, in Serbien und Bulgarien ist es unbekannt. Die Ausdrücke coprati, coprija, copernik und coprnica finden sich schon in den ältesten slovenischen und provinzialkroatischen Wörterbüchern und Texten (Bjelostijenec, Jambrešić, bei Glavinić, vrgl. die Worte bei Daničić srps. ili hrv. riečnik Agr. 1882). Daraus ergibt sich, dass sie frühzeitig, wohl schon im Mittelalter, dem Deutschen entlehnt wurden. (Vrgl. V. Jagić, Die südslavischen Volkssagen von dem Grabancijaš dijak und ihre Erklärung. Archiv f. slav. Philologie II. S. 481.) Nach einer privaten Mittheilung des Herrn Prof. Valjavec an mich, scheuen sich die Kaj-Kroaten und Neuslovenen coprnica für Hexe zu sagen, sondern gebrauchen dafür in mildem Tone die Bezeichnung ‚hmana žena‘ (gemeines Weib); hmana ist das deutsche gemein; nach slavischem Lautgesetze wandelt sich g in h (žena = γυνή, Snskst. gan. erzeugen, hervorbringen). „Man nimmt Anstand, sich des Wortes ‚coprnica‘ zu bedienen, weil sonst die Hexen darüber so sehr in Zorn gerathen, dass sie den Betreffenden nächtlicher Weile heimsuchen, ihn in vier Stücke reissen, jedes Stück nach einer anderen Weltgegend schleudern und hierauf alle Zuchtschweine, Kühe und Pferde aus dem Hause forttragen.“ In Dalmatien bis tief noch in Serbien hinein wendet man häufig an zur Bezeichnung einer Zaubererin den Ausdruck maćionica, eines Zauberers: maćionik, einer Zauberei: maćija. Man erkennt auf den ersten Blick das italienische magia, die Magie. Zlokobnica (etwa: böse Begegnerin) heisst jedes alte Weib, dem man in aller Frühe, wenn man das Haus verlässt, begegnet, ehe man einen anderen Menschen noch gesehen. Eine classische Stelle [1]), die hier im Wortlaute angeführt zu werden verdient, gibt eine nähere Beschreibung der Hauptmerkmale, an welchen man eine vještica, maćionica und zlokobnica ohne Weiteres von einander unterscheiden kann: „Slušao sam od starih adjija i kadija, da svaka vlahinja kad predje 40 godina preda se nečastivome te postane vještica ili dajbudi zlokobnica ili maćionica. Prava vještica ima krst pod nos [2]), svaka zlokobnica po nekolko brčnih dlaka [3]),

[1]) Im „Gorski vijenac“ (der Gebirgskranz) des Petrović Njeguš heisst es an einer Stelle:

Ima kneže, takovih roguša
Pod oblak će ustrielit orla.
Ja, o Fürst, es gibt wohl solcher Hexen.
Selbst in Wolken trifft den Aar ihr Bolzen.

[2]) Vergl. Vuk Karadžić im Wörterbuche unter krstača und rogulja.

[3]) Ueber die Etymologie von Hexe vgl. Grimm, Deutsche Mythologie S. 991 ff.

[4]) Vrgl. „Narodne pripoviedke i pjesme iz hrvatskoga primorja pobilježio ih Ivan Mikuličić“. U Kraljevici 1876. S. 130.

[1]) Im „Niz srpskih pripoviedaka Vuka vit. Vrčevića“. Pančevo 1881. S. 93.

[2]) Im „Gorski vijenac“ heisst es gleichfalls an einer Stelle:

„Lasno ti je poznati vješticu,
Siedih kosa, a krst iz pod nosa.“
Leicht erkennbar ist Dir jede Hexe
An dem weissen Haar (auf ihrem Haupte)
Und dem Kreuz, das unter ihrer Nase.

[3]) Als ein weiteres Erkennungszeichen gelten zusammengewachsene, buschige Augenbrauen. Wenn eine solche Person, es mag auch ein Mann sein, ein Kind anschaut und es gar bewundert, so ist dieses schwer beschrieen. Mein ehemaliger Lehrer in der Elementarschule zu Požega in Slavonien, P. Kosta Horvatić erzählte mir als Knaben einmal, es hätten einen hausirenden Zinzaren, dem die Brauen zusammengewachsen waren, die Bauern in einem serbischen Dorfe mit Ruthenbesen aus dem Orte herausgejagt, weil er ihnen alle ihre Kinder arg beschrie.

a maćionica namrskana čela i krvave pečate po obrazu.“ (Ich habe von alten Hodža's und Kadi's öfters gehört, dass sich jede Walachin, sobald sie das 40. Lebensjahr überschritten, dem Gottseibeiuns (nečastivomu) überliefert und eine Hexe (vještica), oder zum mindesten eine zlokobnica oder maćionica wird. Eine echte Hexe trägt ein Kreuzeszeichen unter der Nase, jede zlokobnica hat einige Barthaare und eine maćionica hat die Stirne voll finsterer Falten und Blutflecken im Gesichte.)

Die vještica hat auch den Namen „mora“ (die Mar oder Trut), je nachdem sie als solche auftritt [1]).

Für Zaubern ist der Ausdruck čarati am gebräuchlichsten [2]).

Sktst. kar machen, thun; lit. kėrėti, kirti (zaubern); ahd. karawan, ags. gearvjan. čarati für hexen und zaubern (incantare, ueneficium facere) kommt schon in den ältesten südslav. Wörterbüchern vor. Im Volkssprichwort: čarala baba da ne bude mraza a s jutra snieg do koljena. (Das alte Mütterchen hexte, damit kein Frost eintrete, in der Früh aber lag der Schnee knietief.) Načarati verzaubern; začarati Jemand durch Zauberei verblenden. čâr incantatio, altsl. čaratl; čara strigamento, Zauberei; pl. čari, Zaubermittel; čarnik Zauberer, čarnica Zaubererin; čarovnik magus; čarobija magia; čaralija, čarolija Zauberei als Begriff, čarka Zauberei in einem besonderen Falle, der vorliegt, etwa Verzauberung (čaratan und čarataonik Zauberer, čaratanija Hexerei, sind Lehnworte aus dem Italienischen ciarlatano, frz. charlatan). Nicht minder häufig gebraucht man für zaubern činiti. Der Grundbegriff ist derselbe wie in čarati, der des Thuns, Machens, Snskst. či, sammeln. Občiniti, počiniti, učiniti bezaubern; učiniti se sich in etwas verzaubern, verwandeln; začiniti incantare; čîn, počin, Zauberei, Verzauberung, pl. čini. (Nachweise des Vorkommens der angeführten Ausdrücke bei Schriftstellern vergl. Kurelac und Daničić a. a. O.) Thun, machen bedeutete ursprünglich auch vračati (vrgl. griech. Εργ) hexen, wahrsagen, heilen, vračiti, medicari, izvračiti herstellen, gesund machen; vrač Wahrsager, Hexenmeister; noch vor hundert und fünfzig Jahren allgemein in der Bedeutung medicus; die Neuslovenen gebrauchen noch gegenwärtig für Arzt den Ausdruck vračar; vračlja, mulier, quae sanat, im Wtb. bei Stulić; vračilja sanatrix i. W. bei Habdelić; vračitelj medicus bei Belost. vračnik medicus. Stul. vračara, vračarica, Wahrsagerin; eine Frau, die Krankheiten zu heilen versteht. Vračba, vračtvo medicina, Heilmittel; adj. vračan; vračljiv medicabilis; nevračljiv immedicabilis (Belege bei Kurelac). Von derselben Wurzel auch vrag der Teufel, eigentlich der Arbeitende (vrgl. d. Werk). Die Vorstellung von einem Teufel kam den Südslaven, sowie den Slaven überhaupt erst durch die christliche Lehre; vražati so viel als čarati, ueneficia adhibere, magicam artem exercere, vražalac, vražalica, vraževnik Zauberer, fascinator; vragoduh malogenio agitatus; vragometan a daemone obsessus, Habdelič.

Für Zaubern gibt es eine ganze Reihe von Ausdrücken; am gebräuchlichsten ist bajati (Sskst. bha sprechen, griech. φα, vrgl. φάναι lat. fama); izbajati durch Zauberei bewirken; obajati behexen; zabajati incantare; bajiti einen Kranken pflegen; bajac, bajač, Zauberer, incantator; bäsma, Zauberspruch. Nur bei Miličević im Glasnik XXII. und bei Vuk im W. nachweisbar; daneben bäsna Zauberspruch, Fabel, bajka fabella; bahati colere artem magicam; bahalica maga; bahoriti fascinum depellere; bahoriti se sich heilen, curiren; bahor, bahorac, bahorica, bahornik, bahornica Beschwörer und Beschwörerin; bahorija, bahorstvo Beschwörung.

Für Amulett ist der echtslavische Ausdruck zapis, das Verschriebene. Skst. pis ritzen, kratzen; hamalija, welches gleichfalls Amulett bedeutet und weit gewöhnlicher als das W. zapis gebraucht wird, ist ein Lehnwort aus dem Italienischen ammaliamento, lat. amuletum, frz. amulette. (Vrgl. Kurel. a. a. O. S. 49.) Alle in der Sprache vorkommenden Ausdrücke für Zaubern sollen in einem besonderen Capitel über Aberglauben und Zauberei angeführt und besprochen werden. Hier schien es räthlich, die gewöhnlichsten Ausdrücke für Hexe und Zauberei anzuführen und darzulegen, dass, wie es sich aus dem weiteren Verlauf dieser Abhandlung noch ergeben wird, ursprünglich diesen Bezeich-

[1]) Zeuge für die Crnagora G. Medaković in „Život i običaji Crnogoraca“. U Novom Sadu 1860. S. 183.

[2]) Eine ergiebige Zusammenstellung älterer und neuerer südslavischer Ausdrücke zur Bezeichnung von Hexen- und sonstigem Aberglauben lieferte der bekannte kroatische Gelehrte und Stilist Fran Kurelac in den Sitzungsberichten der Südslavischen Akademie. B. XXIV. S. 57—79. Die Einleitung S. 49—56 gereicht ihrem Verfasser zu keiner besonderen Ehre; denn sie ist unwissenschaftlich.

nungen durchaus keine schlimme, sondern vielmehr eine gute Bedeutung zukam. Die Wandlung erfolgte erst durch den Einfluss des Abendlandes.

II. Begriffsverwirrung in der Auffassung von Hexen (Vještice) und Waldfrauen (Vile [1]).

Je tiefere Wurzeln ein geläutertes Christenthum und abendländische Cultur unter den Südslaven schlagen, desto mehr wird der alte Volksglaube verdrängt, geräth allmälig in Vergessenheit; die alten Vorstellungen von den Gottheiten verblassen oder es tritt eine Verwirrung ein, die es dem Forscher zuweilen recht erschwert, die ursprüngliche Fassung herauszufinden. In unserem Falle ist dies indessen noch nicht eingetreten. Wir können noch ganz deutlich den Weg verfolgen, auf welchem der alte Glaube an die „Vile", die südslavischen Waldfrauen, diese hehrsten Gestalten des südslavischen Volksglaubens, zu bösen Dämonen umgewandelt wurde. Die Vile stellt man sich vor, wie es aus den älteren Volksliedern ersichtlich ist, als den Inbegriff aller Frauenschönheit und Vollendung. Sie sind die segenspendenden Huldinnen der Fluren und Berge, sie sind die Genien der Helden, denen sie mit Rath und That jederzeit beistehen, sie lehren die Kleinen Gottesfurcht und fromme Sitte und sind frei von jeder Arglist und Tücke [2]). Sie sind aber unversöhnlich, wenn man ein Gelübde, das man ihnen gelobt hat, nicht erfüllt [3]) und wissen Diejenigen hart zu bestrafen, die frech ihren Reigen, den sie in hellen Sommernächten im Mondenschein aufführen, zu stören wagen, oder die sie belauschen. So entstand die Redensart:

„Naišo je na vilinsko kolo"
Er traf auf einen Vilenreigen,

wodurch man sich die plötzliche Erkrankung eines gesunden Menschen zu erklären sucht. Gewöhnlich wird solch' sträflicher Vorwitz durch dauernde Brachlegung der Verstandeskräfte bestraft, mitunter begnügen sich aber die Vile, den Betreffenden gehörig durchzubläuen. Von dieser Auffassung ist nur ein kleiner Schritt zu der Umwandlung der Vile in Plagegeister. Ein Hirte war so unglücklich, eine Vila zur Unzeit zu überraschen und musste für das unglückselige Ungefähr jahrelang büssen. Doch theilen wir die Sage ganz mit:

Es war einmal ein Hirte, der verstand so ausgezeichnet auf der einfachen und doppelten Hirtenflöte zu spielen, wie kein Zweiter nah und fern. Eines Abends, als es zu dämmern anfing, ging er seiner Heerde voran nach Haus. Er flötete so süss und mild, so hoch und so tief auf seiner kleinen Flöte, wie ein Schwälblein in Lenzessonne nur singen kann. Eben tönte aus dem Dorfe der Glocke Ave Maria-Geläute zu ihm herüber, doch Stanko — so hiess der Aermste — betete nicht mit, sondern blies auf seiner Flöte das Ave Maria-Gebet her. Gerade als er damit fertig geworden, erreichte er auch den Zaunsteg vor dem Dorfe, und siehe da! Auf dem Zaune sitzt da ein Frauenzimmer, ganz in Weiss gehüllt — eine Vila. Stanko nähert sich dem Zaunstege, die Vila stösst einen feinen, markdurchdringenden Schrei aus, ganz nach Vilenart, und fährt auf in die Höhe. Ein heisser Windhauch umweht Stanko, er sinkt auf die Erde nieder, das Trittbrett auf dem Stege springt entzwei. Er rafft sich auf, eilt nach Hause, die Vila immer hinterdrein, er setzt sich zum Tische, um zu nachtmahlen, die Vila setzt sich an seine Seite neben seinem Knie nieder, er in's Bett, die Vila zu ihm in's Bett, er aus dem Bett, sie gleichfalls, er zur Arbeit, sie folgt ihm auf Schritt und Tritt.

Als nun Stanko merkte, dass die Vila durchaus von ihm nicht weichen will, beklagte er sich bei seinen Hausleuten und der ganzen Sippe. Man berief Zauberer und Zaubererinnen, Beschwörerinnen und Wahrsagerinnen — alle Mühe verloren, die Vila liess von Stanko nicht ab, der war überdies kein Recke, sondern ein schwächliches Männchen. So währte dies volle drei Jahre und während dieser Zeit trübte sich allmälig Stanko's Geist, Stanko wurde verrückt. Oft brach er in ein Geschrei und Gejammer, in ein wüstes Lärmen und Toben aus, als ob ihm Jemand die Haut zu einem Weinschlauche abzöge; er warf sich auf die Erde, als schleuderte ihn

---

[1]) Die südslavischen Vile, Samovile, Samodivi und Vilovnjaci gehören in dieselbe Sippe der Wald- und Feldgeister, wie die Holz- und Moosleute in Mitteldeutschland, Frankreich und Baiern, die wilden Leute in der Eifel, Hessen, Salzburg, Tirol, die Waldfrauen und Waldmänner in Böhmen, die Tiroler Fanggen, Fänken, Nörgel und selige Fräulein, die romanischen Orken, Enguane, Dialen, die dänischen Ellekoner, die schwedischen Skogsnufvaz und die russischen Lješje. Andererseits deckt sich die Vorstellung von den Vile nahezu vollständig mit der germanischen von den Walkyrien.

[2]) Man vergleiche zur Bestätigung des Gesagten in meinem Buche: „Sagen und Märchen der Südslaven" (Leipzig 1883) Nr. 31: „Fuhrmann Tueguts Himmelswagen"; Nr. 33: „Die Glucke"; Nr. 84: „Die Vile, des Knaben Hort"; Nr. 85: „Der Vilaberg" u. A.

[3]) Ebendaselbst. S. 436—8. „Vom Mariechen, das den Vile gelobt war."

Jemand zu Boden, und gleich darauf zeigten sich auf seinem Körper blaue Striemen, als hätte ihn Einer mit einem Stock durchgebläut. Fragte man ihn: „Was fehlt Dir, Stanko?“, so antwortete er, dass ihn Vile deshalb prügeln, weil er sich weigere, mit ihnen durch die Welt zu ziehen. Oft fand man ihn in der Früh gefesselt, kreuzweis mit Bastwinden gebunden, und wieder erzählte er, dass es die Vile gethan, weil er sich ihnen nicht füge und ihre Worte nicht beachten mag. Eines Morgens erblickte man Stanko auf dem Wipfel einer Weisspappel in der Nähe seines Meierhofes. Keine lebende Seele vermochte ohne ausserordentliche Zu- und Ausrüstungen auf den himmelanragenden Stamm der Pappel hinaufgelangen. „Wer hat Dich, Stanko, auf die Pappel hinaufgeschafft?“ fragte man ihn, und er rief hinab: „Die Vile.“ Die Leute sahen sich genöthigt, lange Nägel in den Stamm hineinzuschlagen, und so klommen sie zu Stanko hinauf, der oben an der Spitze im Geäste mit Lindenbast angebunden war. Mit Müh und Noth hat man ihn losgelöst, denn so fest war er angebunden; dann liess man ihn mittelst eines Seiles hinab.

Mehr als fünfzehn Jahre lang ertrug Stanko derartige Qualen durch die Vile, bis man ihn schliesslich eines Morgens in der Nähe der Hütte in einer Grube fand, in der er im Kothe erstickt war [1]).

Fasst man das Gesagte zusammen, so begreift man leicht den Uebergang der Vile in vještice oder copernice.

[1]) Ein alter Messner in Šamac, in der ehemaligen slav. Militärgrenze, erzählte im J. 1834 diese Sage M. Stojanović, der sie in sein Buch „Pučke pripoviedke i pjesme“ (Agram 1867) aufnahm. S. 203—204. Mit der Vila in dieser Sage ist die rauhe Else in der Wolfdietrichssage zu vergleichen. Wolfdietrich weigert sich, die rauhe Else zu minnen und dafür macht sie ihn zum Thoren, so dass er ein halbes Jahr ohne Besinnung im Walde „wild laufen“ muss und Kräuter von der Erde als Speise aufrafft. Ausführlicher bei Mannhardt: „Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme.“ S. 108 f. Genauer stimmt mit unserer Sage eine dänische überein, die gleichfalls Mannhardt mittheilt: „Auf der Insel Möen ging Margarethe Per Mikaels als kleines Mädchen einmal durch den Buchenwald bei Stevns, da begegnete ihr ein grosses Weib mit schwarzer Haube und langen Fingern, die wurde grösser und grösser. Margarethe lief von ihr, spürte aber bald ihre langen Finger auf der Schulter, das Laub wirbelte in den Baumwipfeln, das Kind fiel um und blieb liegen. Margarethe war von da an drei Jahre verstörten Geistes. Margarethe blieb immer verstört; im Walde empfand sie stets einen unwiderstehlichen Zug zu der Stelle, wo jenes Weib ihr begegnet war. Einst, als sie schlief, kam ein Els und wollte das Kind mit sich fortnehmen, da sie aber fest schlief, konnte er ihr nichts anhaben.“

Aus dem Dörfchen Vidovec in Kroatien rührt folgende Notiz her, in welcher die übliche Dreitheilung der Vilenarten fast ganz auf die Hexen übertragen ist.

Es gibt drei Arten von Hexen. Zur ersten Art gehören die Lufthexen (sonst „zračne vile“ [1]). Diese sind von sehr böser Gemüthsart; sie sind den Menschen feindlich gesinnt, jagen ihnen Schreck und Entsetzen ein und stellen ihnen auf Weg und Steg überall nach. Nächtlicher Weile pflegen sie dem Menschen aufzupassen, und ihn so zu verwirren, dass er das klare Bewusstsein vollständig verlieren muss. Zur zweiten Art gehören die Erdhexen (sonst „pozemne vile“). Diese sind von einschmeichelndem, edlem und zugänglichem Wesen und pflegen dem Menschen weise Rathschläge zu ertheilen, damit er dieses thun und jenes lassen möge. Am liebsten weiden sie Heerden. Die dritte Art bilden die Wasserhexen (sonst „povodne vile“), die höchst bösartig sind, doch, wenn sie frei auf dem Lande herumgehen, mit den ihnen begegnenden Menschen sogar gut verfahren, Wehe und Ach aber Demjenigen, den sie im Wasser oder in der Nähe desselben erreichen; denn sie ziehen und wirbeln ihn so lange im Wasser herum, oder reiten ihn der Reihe nach so lange, bis er jämmerlich ertrinken muss.

Nun ist uns auch die Entstehung folgender Redensarten verständlich geworden, durch die man böse Weiber kurz und treffend zu bezeichnen sucht: „To je vila“ (das ist eine Vila), oder: „To je vila ljutica“ (das ist eine ingrimmige, eine bissige Vila, d. h. ein böses, heimtückisches und rachsüchtiges Weibsstück), oder man sagt zu einem Frauenzimmer, das man nicht gerne um sich sieht: „Idi vilo!“ (Troll' Dich, Vila) ganz in der Bedeutung von: arge Hexe.

III. Die Hexe im Sprichwort.

Ako i je baba, nije vještica.
Wenn sie auch ein altes Weib ist, so ist sie doch keine Hexe,

sagt wohl ein Mann in launiger Stimmung von seiner Alten, gewissermassen, um sie wegen ihres Alters, das leicht den Verdacht der Hexenkunst erwecken könnte, zu entschuldigen, worauf in der Regel das Weib in demselben Tone entgegnet:

Svaka baba vještica a djed vještac.
Jedes alte Mütterchen ist eine Hexe und (jeder) Alte ein Hexenmeister.

[1]) Vrgl. „Arkiv za povjestnicu jugoslovensku“, herausgegeben von Kukuljević. B. II. 380—383.

Biži ko vištica od biloga luka.
Sie eilt davon wie eine Hexe vor weissem Lauch.

Mit weissem Lauch vertreibt man Hexen.

Uzkostršila se ko vištica.
Ihre Haare sind wirr und zerzaust wie bei einer Hexe.

Izgleda kao da su ga coprnice doniele sa Ivanjščice [1]).
Er sieht aus, als hätten ihn die Hexen von der Ivanjščica (Johannisnacht) hergebracht.

Svaka vračara s vražje strane.
Jede Hexe ist von des Teufels Partie,

d. h. sie hat ihre Seele dem Teufel verschrieben und steht mit ihm im Bunde.

Kud će vještica do u svoj rod?
Wohin wendet sich eine Hexe, als zu ihrer Sippschaft?

Jaše ga vještice.
Es reiten ihn Hexen.

Diese Wendungen werden durch die späterhin mitgetheilten Sagen verdeutlicht.

Vračarice, coprnjice, kuko ljeskova!
Zauberin, Hexe, Haselstockhacken! [2])

Eine Beschimpfung für ein Frauenzimmer, das auf Zauberei und Hexerei viel hält und sich damit abgibt.

Vielleicht ist unter die Reihe der volksthümlichen Redensarten auch folgender Vergleich im „Gorski vijenac" zu rechnen:

„A eto si udrijo vladiko
U nekakve smućene vjetrove,
Ko u marču što udre vještice!

„Aber siehe da, Du hast Dich, o Vladika, hineinverschlagen in irgendwelche trübe Winde, wie Hexen, die in's liebe Vieh sich hineinverschlagen." Wenigstens spricht für meine Annahme der Umstand, dass der gewiegteste Kenner des südslavischen Volkslebens, Vuk Vrčević keinen Anstand nahm, diese Stelle in diesem Sinne gelegentlich einmal anzuführen.

Nebenbei mag noch des Fluches „izjele te vještice!" (Hexen sollen Dich ausfressen) Erwähnung geschehen.

[1]) Diese Redewendung entnehme ich aus R. F. Plohl's Büchlein: „Hrvatske narodne pjesme". Svezka II. U Varaždinu, 1869. S. 86.

[2]) In dieser Bezeichnung liegt noch eine uralte Erinnerung an die Hexe als Waldgeist, der in der Haselnuss seinen Wohnsitz hat. Im Canton St. Gallen ruft man den Kindern zu, um sie vom Pflücken der noch unreifen Haselnüsse abzuhalten: „'s Haselnussfräuli chumt!" Es ist dies nur eine besondere Personification der Waldfräulein. Vrgl. Mannhardt, Der Baumcultus etc. S. 106 ff.

IV. Versammlungsorte der Hexen.

Regelmässig versammeln sich die Hexen in der St. Johannis- und der St. Georgsnacht [1]), Weihnachten und zu Pfingsten auf Pusten (weiten Ebenen), an Kreuzwegen und brauen dort ihre Zaubertränklein.

In der vorchristlichen Zeit fielen auf die genannten Tage die Hauptfeste des Volkes. Jung und Alt zog zu Georgi, zu Pfingsten und am Johannistage hinaus in Wald und Flur, brachte den Gottheiten bei Tanz und Spiel Opfer dar und feierte das Fest der erwachenden und blühenden Natur. Wie vor tausend Jahren, so feiert noch jetzt der schlichte südslavische Landbewohner diese Feste, die nun ein christliches Gepräge erhalten haben, nebenher geht aber noch eine Unzahl altheidnischer Gebräuche mit. Ich werde dieselben zu schildern und zu deuten versuchen im Schlussbande meines Werkes über die südslavischen Sagen und Märchen, hier kann nur auf diejenigen Gebräuche Bezug genommen werden, die mit dem Hexenglauben in Verbindung stehen. Warum gerade an diesen Tagen den Hexen eine grosse Rolle zugewiesen wird, erklärt sich einfach daraus, dass vor Zeiten an diesen Tagen die heidnischen Priesterinnen die Opferzüge leiteten und mancherlei „Zaubereien", die damals von der Naturreligion gebilligt wurden, zum Wohle Aller und Einzelner veranstalteten. Bei einem einfachen, unverdorbenen Volke, wie die Südslaven, das sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte und noch beschäftigt, wurden selbstverständlich die meisten Opfer den Gottheiten dargebracht, um für das liebe Vieh und die Felder den himmlischen Segen zu erflehen. Zu Ehren der Gottheiten wurden die Wohnungen der Menschen und die Nutzthiere mit Blumen und Kränzen geschmückt. Die weisen Frauen, welche die Aufsicht über die Festzüge führten, trugen besondere Zweige in der Hand, beräucherten Menschen und Thiere und sprachen dazu Segensformeln. Die neue christliche Lehre musste, um sich behaupten zu können, theilweise die alten Bräuche zu den ihrigen machen, diejenigen aber, die sich mit ihrem Geiste nicht vertrugen, als das Gaukelspiel böser Geister hinstellen. So wurden die alten Priesterinnen, die wohl mancherlei Kenntniss von heilkräftigen Kräutern besassen, böse Hexen, die dem lieben Vieh nachstellen und

[1]) Eine Aufzählung und Schilderung der am Georgitag gebräuchlichen altheidnischen Verrichtungen des serbischen Landvolkes bietet der Artikel „Gjurgjev dan" bei Vuk im Wörterbuche S. 151 *a*, *b*. Die oben mitgetheilten Nachrichten kamen mir aus Kroatien zu.

den Menschen nur Schaden bereiten. In Folge dieser Wandlung in der Volksanschauung fing man an, den nicht mehr verstandenen Brauch des Bekränzens und Schmückens der Nutzthiere als Abwehrmittel gegen den Einfluss der Hexen auszulegen. Die Vorstellung von dieser Art von Hexen hat mit der Vorstellung von den Vile nichts gemein als den Namen, insoferne man in manchen Gegenden die Bezeichnungen vještica (coprnica) und vila nicht mehr auseinanderhält.

Am Georgitage schmücken im ganzen slavischen Süden die Hirten mit Blumenkränzen die Hörner der Kühe, um jeden Hexenzauber fernzuhalten. Die unbekränzten Kühe sind den Hexen preisgegeben. Die Kränze befestigt man Abends an der Stallthüre, wo sie das ganze Jahr über hängen bleiben. Wenn es ein Hirte unterlässt, eine Kuh zu bekränzen, so erhält er vom Eigenthümer der Kuh nicht nur nicht das übliche Trinkgeld, sondern setzt sich noch der Gefahr aus, durchgebläut zu werden. (Die Zeugnisse für den angeführten Brauch sind sehr zahlreich.) (Vrgl. über diesen Brauch bei a. Völkern. Mannh., Bk. S. 295.)

Am Georgstage Früh, wenn der Hirte die Kühe aus dem Stalle lässt, nimmt die Schaffnerin in die eine Hand Salz, in die andere einen Scherben mit Feuerbrand. Das Salz reicht sie der Kuh, die nun über die Gluth hinwegschreitet. In dem Feuer brennen allerlei Rosenarten. Dadurch bricht man die Macht der Hexen über die Kuh. (Aus Warasdin, von Prof. Valjavec.) In der Umgegend von Karlstadt begnügen sich die Hausfrauen, Morgens beim Austreiben der Kühe blos ein Kreuz über dieselben zu schlagen, um die Hexen fernzuhalten. (V. Lorković, Arkiv, Kukulj. 1863, VII, S. 239.) (Ueber die symbolische Bedeutung dieser Bräuche vrgl. Mannh. Bk. Cap. VI, Vegetationsgeister, Sonnenzauber S. 497—566.)

Am Vorabend von Georgi, an manchen Orten am Georgstage früh Morgens, schneiden alte Weiber Distelzweige und bringen dieselben an den Thüren des Gehöftes an; ferner machen sie Kreuze aus Kuhdreck sowohl an den Hof- als an den Stallthüren, damit die Hexen den Kühen keinen Schaden anthun können. (Aus Warasdin. Zweimal bei Valjavec in der Handschrift bezeugt.) Manche schlagen aus demselben Grunde grosse Nägel in die Stallthüre ein, doch glaubt man, dass diese kein so zuverlässiges Abwehrmittel gegen Hexenzauber wie Distelzweige bilden (Valjavec). In Vinica und dessen Umgebung schneidet man vor Sonnenaufgang die Distelzweige ab. Man legt sie einander auf den Kopf, ferner legt man solche Zweige auf die Umzäunung des Gehöftes, die Fenster und Thüren des Hauses und ebenso in Kranzform den Kühen um den Nacken, damit die Hexen dieses Jahr über Mensch, Thier und Haus keine Macht erlangen können. Gelingt es einer Hexe trotz Alledem durch's Hinterhaus über den Gartenzaun in den Stall zu dringen, so verendet das ganze Vieh in dem betreffenden Hause.

Es war einmal ein Mann, der wollte keine Disteln an der Stallthüre anbringen, ja er verspottete sogar die Leute, die es thaten. Dafür kamen aber das ganze Jahr allabendlich Hexen zu ihm und melkten seine Kühe aus. Er dachte sich: „Ich muss doch aufpassen, wer denn das ist, der regelmässig meine Kühe ausmelkt.“ Er verbarg sich im Heu, lauschte und hielt scharf Wache. Auf einmal, es war um die elfte Stunde, erschien ein Melkkübel und die Kuh fing an ganz von selbst die Milch in diesen Kübel hineinrinnen zu lassen. Er fährt rasch aus seinem Versteck hervor, ergreift den Kübel und schlägt ihn mit aller Kraft zur Erde. Der Kübel aber verwandelt sich in eine grosse Kröte, und eben diese Kröte macht Miene auf ihn zu springen. Er hurtig fort und in's Haus hinein. Das war sein Glück. Eine Woche darauf war Georgi. Am Vorabende befestigte er an der Stallthüre Distelzweige und die Kuh gab fortan reichlich Milch. (Aus dem Dörfchen Vidovec bei Warasdin.)

Am Georgstage kann man die Hexen leicht erkennen und ihr Treiben beobachten, nur muss man Folgendes thun: Zeitlich Morgens vor Sonnenaufgang begibt man sich auf die Weideplätze der Kühe, zieht sich vollständig aus, wendet seine Kleider ganz um und legt sie so an. Dann muss man ein Stück grünen Rasen herausschneiden und sich auf den Kopf legen. (Aus Warasdin. Nach Prof. Valjavec' handschriftlicher Aufzeichnung.) Als Beleg für die Wahrheit erzählt man sich die Geschichte von den zwei Schmiedlehrjungen und ihrer Meistersfrau, die nächtlich auf einem der Burschen, nachdem sie ihn in ein Pferd verwandelt, zur Hexenversammlung reitet. Es wird dies als eine Strafe für seinen Vorwitz hingestellt. Die Hexe wird schliesslich auf dem Kapuzinerplatz in Warasdin verbrannt.

Die Hexen kann man ferner am Georgstage auch daheim beobachten. Man stellt sich in der Frühe, wann die Kühe ausgetrieben werden, mit einem Rasenstück auf dem Kopfe hinter die Stallthüre, oder duckt sich daselbst nieder. Dadurch wird man für die Hexen unsichtbar, denn sie glauben, man befinde sich unter der Erde. (Aus Warasdin. Prof. Valjavec.)

Am Georgitage in aller Früh vor Sonnenaufgang steigen die Hexen in den Kirchthurm hinauf, um Schmierfette[1]) von den Glockenarmen und ein Stück vom Glockenstrick sich zu holen; denn dieser Gegenstände bedürfen sie zum Hexen. (Plohl.)

In der Johannisnacht schleicht die Hexe auf den geflochtenen Zaun hinauf, der das Gehöft umschliesst und spricht: „Zu mir der Käse, zu mir das Schmalz, zu mir die Butter, zu mir die Milch, euch aber (geb' ich) die Kuhhaut." (K meni sir, k meni maslo, k meni puter, k meni mleko a vam pak kravsku kožu.) Da wird nämlich die Kuh verenden, das Fleisch wird man vergraben, die Haut verkaufen müssen. Um solchen Zauber zu Nichte zu machen, geht man zeitlich früh am Johannistage auf die Wiese, sammelt in einen Mantel Morgenthau und trägt ihn heim. Zu Hause angelangt, bindet man die Melkkuh an den Stützbalken (tram) an und wäscht die Kuh mit dem eingesammelten Morgenthau; sodann stellt man den Melkkübel unter ihre Euter und melkt die Kuh. Thut man so, so kann man mindestens vier volle Kübel Milch melken. (Aus St. Elisabeth [Jalžabeta], Prof. Valjavec.)

Zur Abwehr gegen die Entziehung der Milch durch Hexen bedient man sich auch des Wachholders. Folgende zwei Angaben darüber aus Toplice lieferte mir Prof. Valjavec. „Will man es verhindern, dass Hexen zu den Kühen kommen, so nimm in der Weihnachtsnacht einen Wachholderzweig und warte im Stalle, bis die Hexen kommen, um die Kühe zu melken. Sobald sie zu melken anfangen, tritt hin zur Kuh und versetze der Hexe drei Streiche. Das musst du schweigend thun und ebenso schweigend dich sogleich entfernen." Das zweite Mittel lautet: „Will man die Hexen von den Kühen vertreiben, so geh' Weihnachten um die Mitternachtsstunde hin, gib Wachholder in einen Topf (in welchem Gluthkohlen liegen) und räuchere damit dreimal deine Kühe, dann wird das ganze Jahr keine Hexe zu ihnen kommen. Dies musst du aber an jedem Weihnachtsabend thun, wenn du willst, dass niemals Hexen zu dir kommen sollen und deine Kühe ausmelken[2])."

Nicht geringe Schwierigkeit bietet die Erklärung des Glaubens an die Kerstniki (bei den Neuslovenen), die in der Johannisnacht mit den Hexen kämpfen. Die Ethymologie des Wortes Krstnik ist unzweifelhaft. Es ist ein Lehnwort aus dem Griechischen. Im Bulgarischen und Neuslovenischen bedeutet Krstnik so viel als Täufling, der Getaufte (Kumče, wie man im Serbisch-Kroatischen sagt). Wie lässt sich das Wort in dieser Bedeutung in unserem Falle rechtfertigen? Sehen wir uns vor Allem die wenigen Stellen an, aus welchen man etwas Näheres über die Kerstniki erfährt. Die älteste Nachricht ist auch sehr jung; sie datirt aus dem Jahre 1854. Stiepan Cociančić erzählt im Kuk.'schen Arkiv B. III. S. 281 Folgendes:

„In der Johannisnacht, so glauben die Slovenen um Görz, führen die Hexen mit den Kerstniki einen heftigen Kampf. Die Kerstniki sind zwölf Brüder. Wenn in einer Familie zwölf Söhne von einem Vater sich befinden, so ist der Zwölfte unter ihnen ein Kerstnik. In der Johannisnacht schweben diese Kerstniki in grosser Gefahr, denn sie werden da von den Hexen mit Ueberresten von Steckpfählen und Stumpfen überfallen. Gerade deshalb gräbt man im Herbste die Steckpfähle und die Stumpfen, die in der Erde zurückbleiben, sorgfältig aus und schafft sie heim, damit die Hexen keine Waffen haben sollen, um mit den Kerstniki zu kämpfen. Diejenigen Stücke, die sich nicht leicht herausziehen lassen, werden noch fester in die Erde eingerammt."

Den Widerspruch, der darin liegt, dass zuerst alle zwölf Brüder Krstniki genannt werden und dann trotzdem der zwölfte erst der Krstnik sein soll, fand weder der Erzähler Kociančić, noch dieser letztere selbst heraus. Man merkt es diesem Bericht gleich an, dass die mythische Zwölfzahl nur herangezogen wird, um etwas nothdürftig zu erklären, was man nicht mehr versteht.

Nicht viel mehr als den blossen Namen bietet S. Milinović (Arkiv Kukulj, 1859, V, S. 217), wenn er sagt: „Die Krstnici beschützen zumeist die Welt vor Hexen." Einen sicheren Anhaltspunkt zur Deutung der Gestalt des Krstnik gewinne ich erst durch eine Notiz, die Miklošić in seinem Vocabular s. v. anführt: „Krstnik, človek kterega vile obljubiju." „Krstnik ist ein Mann, den die Vile liebgewonnen." Diese dritte Nachricht rührt aus dem Jahre 1860 (Veglia glasn. II. 8).

Die Classe von Gottheiten, untergeordneteren Ranges, zu welcher man die Vile zählen muss, liebt

[1]) In dem uns vorliegenden handschriftlichen Texte wird Schmierfette mit „švierc" bezeichnet. Auf den ersten Blick erkennt man darin die entstellte Form der deutschen „Schwärze".

[2]) Ueber denselben deutschen Brauch vrgl. Mannhardt, Baumcultus, S. 272 f. „Es soll Lebens- und Wachsthumskraft durch die (Wachholder-) Ruthe mitgetheilt, jedes dem entgegenwirkende feindliche Gespenst vertrieben werden." S. 279. M. verweist noch auf Kuhn, Herabkunft des Feuers, S. 191.

es, wie es die Mythen aller Völker erzählen, mit dem Menschen in die vertrauteste Verbindung zu treten. Wenngleich die Vila ein göttliches Wesen ist, sucht sie doch den Umgang des Menschen. In der Heidenzeit betrachtete man es als eine aussergewöhnlich glückliche Auszeichnung für einen Sterblichen, wenn er von einer Waldfrau geliebt wurde, in christlicher Zeit verschoben sich die Anschauungen. Die Waldfrau erscheint nur als ein armes, verlassenes Wesen, das des ewigen Heils unmittelbar nicht theilhaftig werden kann und wenigstens mittelbar durch die Berührung mit Getauften Erleichterung erhofft und findet. In einer Sage (Sdsl. S. u. M. Stück 90, S. 413) wird erzählt, dass Vile an einem Jüngling solches Wohlgefallen fanden, „dass sie ihn zu sich in die Baumhöhle mitnahmen, und d'rum waren sie in ihn verliebt, weil sie durch ihn nach der Taufe dufteten" („da su po krstu dišale". Nar. prip. Valj. S. 32). Vile entführen auch Kinder, die schon getauft sind und ziehen dieselben gross. Solche Auserwählten darf man im Gegensatze zu den nichtgetauften Vile, als die Getauften, d. h. Krstniki κατ' ἐξοχήν benennen. Die Günstlinge der Vile konnten wohl auch als Fürsprecher für ihre Mitmenschen gelten; diese Auffassung wird durch eine ganze Reihe Vilensagen bekräftigt. Die Krstniki erscheinen demnach im Volksglauben als die Beschützer der Menschen. Man war aber gewohnt, die Krstniki immer in einem nahen Verhältniss zu den Vile zu denken. Sobald nun die Vile zu coprnice gemacht wurden, musste nothwendigerweise das alte Verhältniss als ein feindliches hingestellt werden. Die Krstniki beschützen nicht mehr die Welt durch ihre Fürsprache, sondern durch offenen Kampf, den sie mit den Vile (= copernice) auszufechten haben. — Nach dieser Deutung ist die Sage, die uns Kociančić mittheilt, sehr jungen Ursprungs, und mir steigen in Folge dessen Bedenken auf, ob das Ausreissen der Stoppeln und Stümpfe, die nach der Ernte im Boden zurückgeblieben, in irgend einen Zusammenhang mit den Krstniki überhaupt gebracht werden darf, oder ob wir nicht vielmehr einen traditionellen Zug vor uns haben, der auf einen alten Bodenzauber hinweist. Dies würde ich aber nur dann annehmen, wenn die Stoppeln verbrannt würden. Ich will dem Herrn Kociančić nicht nahetreten, ich muss aber die Wahrhaftigkeit seines Berichtes doch bezweifeln. 1. ist's doch sonderbar, dass nur die Slovenen um Görz, nicht aber auch die übrigen Südslaven diesen Brauch üben, 2. scheut sich der Südslave zufolge eines allgemeinen Aberglaubens, selbst eine abgestorbene Pflanze mit der Wurzel auszureissen, denn man reisst dadurch, glaubt man, seiner verstorbenen Mutter oder Grossmutter im Grabe die Haare aus. (In Maisfeldern werden z. B. im Savelande nach der Ernte die Stöcke, sobald sie vollständig getrocknet sind, unten an der Wurzel abgeschnitten; man benützt die trockenen Stangen zur Feuerung.) 3. Wer den Charakter des südslavischen Bauernvolkes kennt, der weiss auch, dass der Bauer nur so viel arbeitet, als er muss, um nicht mit den Seinigen zu verhungern. Zu solchen überflüssigen Arbeiten, wie das Ausziehen der Stoppeln und Stumpfen, kann ihn nicht einmal die Furcht vor Hölle und Teufel bewegen. Kociančić's Bericht zeichnet sich auch sonst nicht besonders aus. Schier will es mir bedünken, als wäre er um jeden Preis etwas Neues und Merkwürdiges zu bieten bestrebt gewesen, als er an Kukuljević berichtete.

Ausser bei den erwähnten Gelegenheiten versammeln sich die Hexen noch regelmässig in hellen Mondnächten auf Kreuzwegen, um dort zu spinnen [1]). Nie aber ist es rathsam, zur Nachtzeit dort vorüberzugehen, denn die Hexen behexen Einen und senken über ihn einen tiefen Schlaf. Ihre Zusammenkünfte finden auf Bäumen, besonders auf Ahorn-, Eschen- [2]), Nuss- und Lindenbäumen statt, deren Aeste folgender Art verwachsen sind:

[1]) Aus Selno in Kroatien. — Vrgl. über den Elfentanz im Mondenschein: Mannhardt, Baumcultus S. 125.

[2]) Ueber die „Eschenfrau und ihre Sippe in Nordschleswig und Dänemark" vrgl. Mannh. Bc. S. 10 f. Unter Eschenbäumen wachsen auch zauberkräftige Wurzeln. Darauf bezieht sich das Bruchstück eines Volksliedes in der mir vorliegenden Sammlung des H. Tordinac. Wenn man einem Mädchen vorhält, dass ihr der Geliebte untreu geworden und sich von ihr abwendet, so entgegnet sie:

Ima trave u okolo Save
I korenja okolo jasenja.

„Es gibt Kräuter um die Save, und Wurzeln um Eschenbäume herum"; sie meint damit nämlich, dass sie am Saveufer Kräuter sammeln und Wurzeln unter Eschenbäumen graben wird, um daraus Liebestränklein für den Ungetreuen zu brauen.

Aufenthaltsorte der Hexen sind nebst dichten Wäldern und Schluchten noch Düngerhaufen, Lauge- und Ascheablagerungen, Gestrüpp und dichtes Gehölz. Sobald die Sonne untergegangen ist, versammeln sich die Hexen in Zwetschkengärten und alten Ruinen; in Sommernächten treiben sie ihr Unwesen in Scheunen, alten hohlen Bäumen, dunklen Hainen und unterirdischen Höhlen. (B. Modrušić aus Lonja in Kroatien, im Arkiv za povjestnicu Jugoslavensku von J. Kukuljević, Sakcinski VII, 1863, S. 296.) Die Hexen werden ferner als wohnhaft gedacht in der Grotte Kleinhäusel (u velki jami pod malim gradom) bei Postojna in Krain, ferner tanzen sie auf zwei grossen Felsen in der Nähe der Grotte. (L. M. Kranic. Arkiv Kukulj. VII, 316.) Die Hexen haben Affenköpfe mit rothen Mützen auf denselben. Der Bauer hütet sich sorgfältig, in der Dämmerung an einem Düngerhaufen vorüberzugehen, oder gar über denselben zu schreiten, namentlich thät er dies nicht barhaupt; denn man ist vollkommen überzeugt, dass Einen die Hexen, die auf dem Düngerhaufen hausen, auf der Stelle durchbohren würden. Unser Gewährsmann Modrušić erzählt eine Geschichte, um diesen Glauben zu belegen, und gesteht freimüthig ein, dass er früher wohl an der Existenz von Hexen gezweifelt habe, doch Angesichts der sich so oft wiederholenden Thatsache nicht umhin könne, seinen Unglauben zu bereuen. „Ich sah", berichtet Modrušić, „einen Handwerker (der Mann lebte noch 1863), der verliess um Mitternacht das Wirthshaus, wurde von den Hexen überfallen und dreimal furchtbar in's Dorngestrüpp zu Boden geschleudert. Zuletzt, nachdem sie ihn derart zugerichtet, versetzten sie ihm einen so wuchtigen Hieb in den Brustkorb, dass man noch jetzt, also mehrere Jahre nach diesem Ereignisse, ein faustgrosses Loch an der betreffenden Stelle sehen kann. Der Aermste erzählte mir selbst, dass er wohl sterben, aber niemals der alten Bara, seines Nachbars Weibe, verzeihen werde; denn sie habe er ganz deutlich von Angesicht im Mondlicht erkannt." Modrušić erzählt noch eine ähnliche Geschichte auf S. 297, doch so confus, dass ich wenigstens trotz wiederholtem Lesen nicht darauf kommen konnte, wer was gethan hat, wer von denen, die sich balgen, der Hexenmeister, wer die Hexe sei. Zum Verständniss des erwähnten Stückes ist wohl eine erklärende Mimik unerlässlich.

Wenn ein heftiger Wind weht, da lieben es die Hexen, zu tanzen. Vor Vergnügen drehen sie sich im Wirbel, und lagern an Orten, wo Menschen gerne verweilen und ruhen, ihren Schweiss vom Tanze ab. Wer an einen solchen Ort geräth, mit dem ist's schlimm bestellt; er verliert die Sprache, oder wird an Hand oder Fuss gelähmt. Man glaubt auch, dass wenn einer eine Lungenentzündung bekommt, oder es rührt ihn der Schlag, dass er auf Hexenschweiss getreten sei. (G. S. Deželić, Arkiv Kukulj. VII, 1863, S. 219.)

Man muss sich hüten, den Ort zu betreten, wo sich eine Hexe aufgehalten, denn man verfiele sogleich in Wahnsinn und bliebe daselbst so lange liegen, bis man vom Hunger heimgetrieben würde. Man erkennt eine solche Stelle ohneweiters an den Fussabdrücken im Staub oder Sand. Eine Hexe hat nämlich blos vier Zehen am Fusse, die wohl nicht anders aussehen als bei jedem Menschen, nur fehlt die grosse Zehe (der Daumen). (Aus Warasdin. Prof. Valjavec, Hndschrft.) Die räthselhaften vier Zehen, deren Eindrücke im Boden den Abergläubischen in Schrecken versetzen, rühren wohl von Wildgänsen, Schwänen oder Wildenten her. Der Bauer kennt freilich die Spuren dieser Thiere, doch er glaubt auch, dass Hexen ihre Gestalt annehmen. Auch die ruhelosen Seelen von Kindern, die vor der Taufe gestorben, treiben nächtlicher Weile ihren Spuk in Gestalt von Gänsen auf Weideplätzen. Das sind die Móvje, klr. movići (vor der Wz. mar).

Stösst der Mensch durch Zufall auf eine Hexenversammlung, so muss er sich rasch den Kopf bedecken, ein Kreuz schlagen, drei Schritt nach rückwärts treten, dann einen vierten Schritt nach vorwärts machen, denn sonst tritt er den Hexen in die Schüssel hinein. Beobachtet er dies, so können ihm die Hexen gar nichts anthun. (Aus Vinica. Prof. Valjavec, Hndschrft.)

Wenn Einer an seinem Gartenzaune irgend etwas wahrnimmt, was ihm eine Hexe hingelegt hat, so darf er das Ding um keinen Preis in die Hand nehmen, denn er würde im selben Jahre schwer erkranken, und wenn er gar mit dem Dinge spielte, so müsste er gewiss sterben. (Aus Warasdin. Prof. Valjavec, Hndschrft.)

Hexen halten sich auch in Gewässern auf. In einem solchen Wasser muss man sich hüten zu baden, denn man würde unfehlbar darin ertrinken. Auch fänden die Leute niemals den Leichnam des Ertrunkenen. Einen solchen verdächtigen Ort erkennt man leicht daran, dass auf der Oberfläche des Wassers ein todter Kater schwimmt. Zuweilen ist an solchen Stellen das Wasser von einer sehr bedeutenden Tiefe,

trotzdem aber von einer solchen Klarheit und Durchsichtigkeit, dass man bis auf den Grund hinab sieht. Häufig ist ein Wasser, das zum Aufenthalt der Hexen dient, ein sehr trübes stehendes Gewässer, dem man nicht näher als bis auf sieben Schritte kommen darf, weil der Mensch schon am blossen Dunst ersticken müsste. (Aus Warasdin. Prof. Valjavec.)

Näher auf die Wasserhexen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Dies soll aber geschehen in einem besonderen Aufsatz über die Vile. Der Ausdruck Hexe ist hier nur Stellvertreter eines anderen.

Drei Sagen mögen das früher Gesagte erläutern. Die erste ist aus Bednje, die zweite aus Biškupec, die dritte aus Warasdin in Kroatien (alle drei aus der Handschrift des Herrn Prof. Valjavec).

I.

Es war einmal ein junger Mann, der sich in ein Mädchen verliebte, das eine Hexe war. Es fiel ihm öfters auf, dass sich das Mädchen immer zu gewisser Zeit zu entfernen pflegte, ohne Jemand mitzutheilen, wohin; darum befragte er sie, wohin sie gehe, und sie gab ihm zur Antwort: „Mein Liebster, ich gehe auf einen gar schönen Ort; komm' Du auch mit, Du wirst die Freude in vollen Zügen geniessen." — Er willigte ein und sie führte ihn auf einem ihm bis dahin unbekanntem Wege, bis sie an einen Kreuzweg gelangten, wo sie zu mehreren solcher Mädchen und Frauen stiessen. Mit diesen zusammen traten sie sodann in eine wunderherrliche Burg, die sie urplötzlich herhexten, darin glänzte aber alles in lauterem Golde und eine grosse Tafel war mit köstlichen Speisen vollbedeckt. Man fing an, die mannigfaltigsten Speisen zu essen, wie ihrer der Jüngling nicht einmal im Traume je welche gesehen. Wie es überall zu sein pflegt, so geschah es auch hier; der Wein erhitzte die Gemüther der Gäste und der Jüngling ergriff lusterfüllt seinen Pokal und brachte einen Trunk zu Ehren des heiligen Geistes aus. Da schien es ihm auf einmal dunkel um die Augen zu werden, und er ergriff, als wenn er untersänke, schnell etwas über sich. Wie er die Augen öffnete, sah er sich auf einem Lindenbaume und mit der Hand hielt er sich an einem Aste fest.

II.

Es war einmal eine Hexe, die ging zum Dorfpfarrer zur Beichte; der Pfarrer aber wusste, dass er eine Hexe vor sich habe und bat sie, sie möge ihm den Ort ihrer Zusammenkünfte zeigen. Die Hexe erwiderte: „Ich will Ihren Wunsch, Herr Pfarrer, erfüllen und Ihnen den Ort zeigen. Kommen Sie mit mir auf den Düngerhaufen." — Als sie auf den Düngerhaufen kamen, hiess die Hexe den Pfarrer, ihr auf den Fuss treten. Kaum trat er ihr auf den Fuss, flogen Beide hoch in die Luft und gelangten in einen wundervoll schönen Palast, wo Hexenmeister mit Hexen im vollsten Sinnentaumel herumtanzten und sich mit Speise und Trank ergötzten. Auf einmal erschien in ihrer Mitte der Teufel selbst in der Gestalt eines Kalbes, das Feuer aus dem Maule spie. Nun gingen die Hexen der Reihe nach dem Kalbe den Hintern küssen, und so kam die Reihe auch an den Pfarrer, der ohne weiteres das Beispiel der Hexen nachahmen wollte, doch der Teufel herrschte ihn an: „Was hast, Du Stinkthier vor? — Willst Du in unsere Genossenschaft aufgenommen werden, so musst Du Deinen Namen mit eigenem Blute in dieses schwarze Buch einschreiben!" — Der Pfarrer forderte ihn auf, das Buch ihm vorzulegen, er sei bereit, sich zu unterzeichnen. Der Teufel reicht ihm das Buch und der Pfarrer schreibt ein den süssen Jesunamen. Im selben Augenblicke erdröhnte der Palast und zerfiel in Trümmer, Teufel und Hexen verschwanden und der Pfarrer sah sich auf dem Gipfel der uralten Linde vor der Kirche und zitterte vor Entsetzen am ganzen Leibe. Als in der Früh der Messner läuten kam, rief ihm der Pfarrer von der Linde herab zu: „Heda, nimm' mich herab!" und der Messner entgegnete kopfschüttelnd: „Der Teufel selbst muss Sie da hinauf gesetzt haben", stieg auf den Baum, holte den Pfarrer herab und trug ihn in den Pfarrhof zurück.

III.

Ein Bauer ging mit einem Sacke Frucht in die Mühle und der Weg führte ihn an einem grossen Baume vorüber, wo er schon früher zu hunderte Malen vorübergegangen war. In der Mühle sah er sich genöthigt bis zur Dämmerung zu warten, ehe an ihn die Reihe kam, und als die Frucht gemahlen war, trat er den Heimweg an. Wie erstaunte er aber, als er an der Stelle, wo der Baum stand, einen grossartig schönen, drei Stockwerke hohen Palast erblickte, aus welchem ihm ein Jubel entgegenscholl, als wenn hundert Paare daselbst Hochzeit feierten. Verwundert legte er den Sack ab, setzte sich darauf, und sann nach, wo er sich befinde und wieso er hieher gelangt sei. Auf einmal traten aus diesem Palaste über goldene Stufen zwei schöne Frauen heraus, fassten ihn jede an einer

Hand und führten ihn in den Palast hinauf. Oben traf er Leute aller Art, unter welchen eine unaussprechlich grosse Lustbarkeit herrschte. Man bot ihm sogleich Speise und Trank an und schliesslich tanzte er in bester Stimmung mit ihnen mit. Als er sich endlich verabschiedete, um zu den Seinen zurückzukehren, reichte ihm die eine ein grosses Stück Braten und die andere ein herrliches Kopftuch mit den Worten: „Dein Weib wird es mit grossem Vergnügen tragen.“ — Er sprach ihnen seinen Dank dafür aus, worauf sie ihn wieder an der Hand hinabgeleiteten. Unten angelangt, lud er wiederum seinen Sack auf den Rücken auf und schlug den Heimweg ein. Zu Hause rief er vor Freude seinem Weibe zu: „Errath' mal Weib, was ich Dir Neues und Schönes mitbringe?“ — Noch etwas benebelt und in vergnügtester Laune griff er in seine Ledertasche nach dem Fleische und zog heraus — einen Pferdehuf. „Ich habe noch etwas, für Dich, Du“, sagte er, griff in die Tasche nach dem Kopftuche und brachte einen — schmierigen Abwaschfetzen zum Vorschein. Beide geriethen darüber in Verwunderung, und der Bauer suchte schnurstracks den Pfarrer auf und theilte ihm das sonderbare Abenteuer mit, aber der Pfarrer lachte ihn nur aus. Nun kam bald wiederum der Zeitpunkt, wo die Hexen ihre Versammlung abzuhalten und der Freude sich hinzugeben pflegten, und da schickten sie zum Pfarrer, der eben an diesem Tage zwei Paare traute, eine vergoldete Kutsche mit vier Rossen, einem Kutscher und zwei Herren mit der ergebenen Einladung, er möge sie beim Festmahl durch seine Gegenwart beehren. Der Pfarrer nahm wirklich die Einladung an, stieg in die Kutsche, und schnell wie der Donner ging es zu jenem Palaste hin. Die ganze lustige Gesellschaft kam ihm unter Musikbegleitung entgegen und führte ihn über die goldenen Stufen hinauf in den Saal. Sogleich räumte man ihm den Ehrenplatz oben an der Tafel ein. Doch die Freude war von kurzer Dauer, wenngleich sie sehr gross war; Alles trank der Reihe nach und zuletzt kam der Pfarrer d'ran, der in Gottes Namen den Pokal ansetzte; kaum war aber dieses Wort über seine Lippen gekommen, verschwand alle Herrlichkeit um ihn herum und er sah sich auf einem schwachen Aste auf dem Gipfel jenes Baumes sitzen, von dem ich zuvor gesprochen. Die ganze Nacht bis zum helllichten Tag sass er da oben auf der schwachen Ruthe und getraute sich nicht zu mucksen, vor Furcht, hinabzufallen und sich das Genick zu brechen, bis ihn endlich vorüberziehende Leute aus seiner peinlichen Lage befreiten. Diesen Streich spielten ihm die Hexen nur deshalb, weil er an sie nicht glaubte.

Als Hauptversammlungsort der Hexen von Syrmien wird ein alter Nussbaum [1]) bei dem Dorfe Molovina bezeichnet (Vuk im Riečnik unter vještica). Auch in einem sicilianischen Zauberspruch (vrgl. Ausland 1875, St. 3) ist von den Geistern des Nussbaumes die Rede. Sie heissen diavuli di nuci. „Die neapolitanischen streghe versammeln sich unter einem Nussbaum bei Benevent: das Volk nennt es die Benevent'sche Hochzeit; gerade an diesem Ort stand ein heiliger Baum der Longobarden.“ (Grimm. D. M. S. 1005.) Die älteste Nachricht über diesen Glauben bei den Südslaven findet sich bei dem Ragusaer Dichter J. Gundulić (1588—1638). Im II. Gesange seines Epos „Osman“ (zuerst erschienen 1621) sucht der Vezir Dilaver den jungen türkischen Kaiser Osman zu überreden, er soll die Mutter seines vom Throne gestürzten Vorgängers, eine gefährliche alte Hexe, die ihm, dem Osman, nach dem Leben trachtet, baldigst aus dem Wege räumen. Der Dichter schildert das Treiben der Hexe nicht getreu nach dem südslavischen Volksglauben, denn aus Strophe 36 und 37 geht hervor, dass er mit dem abendländischen, oder genauer italienischen Hexenglauben wohl vertraut ist. In der ersteren Strophe, die ich gleich anführen will, ist der Zug, dass die Hexe Nachts auf einem Bock durch die Lüfte reitet, dem südslavischen Volksglauben ganz und gar fremd. Die Stelle, die für uns in Betracht kommt, lautet (Strophe 38 und 39, „Osman“, II. Aufl. Agr. 1854, S. 20 f.):

„Glas je, da ona od djetinje
Mliečne puti pomas kuha,
I na ovnu prieko sinje
Noći leti vragoduha,

Na kom leti svedj bez straha
K planinskomu vilozmaju,
Gdje vještice podno oraha
Na gosbe se strašne staju.“

[1]) Da der Nussbaum und seine Früchte Perun geheiligt waren (Vrgl. J. Erben: Prostonárodní české písně a říkadla, Prag 1864, S. 39, und Hanuš im Bajeslovný kalendář slov. Prag 1860, S. 21), so liegt der Gedanke nahe, dass bei dem syrmischen Dorfe Molovina, dort wo der alte Nussbaum steht, eine uralte Cultusstätte des Perun oder einer ihm verwandten Gottheit zu suchen sein dürfte. In dem neueren, durch heidnische Erinnerungen versetzten Volksglauben der Südslaven ist der „gromovnik Ilija“ an die Stelle Perun's gerückt. Bemerkenswerth ist der Aberglaube des slavonischen Landvolkes, dass der Blitz (grom, eigentlich Donner) nie in einen Nussbaum einschlage.

„Man sagt sich, dass sie eine Salbe aus zartem (wörtlich: milchigem) Kinderfleisch koche und vom Teufel besessen auf einem Bocke durch die schwarze Nacht dahinfliege."

„Auf welchem (nämlich Bocke) sie ohne Scheu allezeit zum vilenartigen Drachen der Hochalpe reitet, wo Hexen unterhalb eines Nussbaumes zu grausigen Mahlzeiten ein Stelldichein sich geben."

Weitere Belege von Milinović aus Lovreć in Dalmatien und P. Kadčić Peka aus derselben Gegend im Arkiv za pov. jugosl. des Kukuljević V. S. 332. Unsere Gewährsmänner führen einen und denselben Zauberspruch der Hexen an, die im Begriff fortzufliegen, zu sagen pflegen: „nach Pola unter die Nussbäume" (u Pulju pod oraje).

In einer Sage, die G. S. Deželić mittheilt (Arkiv, VII, S. 218), wird ein Mädchen von Hexen unter einem Nussbaume zerrissen und in Oel abgesotten.

Dagegen finden sich die Hexen von Kroatien auf dem Berge Klek bei Ogulin zusammen. (Vuk, a. a. O.) M. Kombola, Pfarrer in Selac im Küstenlande, berichtet über diesen Volksglauben im Arkiv des Kukuljević VII, 328. Zweifelsohne haben wir auf dem Klek eine vorchristliche Cultusstätte zu suchen. Kombola ergänzt seine Nachricht mit der Bemerkung: „Wüsste der hl. Elias, wann sein Tag sei, er würde sie (die Hexen) alle vernichten und umbringen." Unser Gewährsmann nimmt auf eine allgemein verbreitete Sage Bezug, die sich an den Heiligen knüpft. Wie wir in der Anmerkung hervorheben, ist der hl. Elias an Stelle des Donnergottes der vorchristlichen Zeit getreten, der sich in einem gewissen Sinne mit der neuen Ordnung abfand, doch immer noch hofft, dass er wieder einmal die Herrschaft erlangen wird. Dieser Zeitpunkt ist herangenaht, sobald sein alter Cultus wieder vollkommen hergestellt sein wird, oder wie es in der Sage heisst, sobald er erfährt, wann man sein Fest feiert. Es wird aber alljährlich begangen, nur weiss er den Tag nie bestimmt. Fragt er Gott, so erhält er immer zur Antwort, der Tag sei schon vorüber, oder er werde erst kommen. Der hl. Elias verschläft nämlich immer sein Fest. Wenn er aber einmal wachbleiben wird, dann geht die ganze Welt zu Grunde. (Wurde mir erzählt von einem Bauer aus Kamensko bei Požega in Slavonien. Die Vorfahren des Erzählers sind Einwanderer aus der Herzegovina. Eine Variante bringt V. V. Vukasović in einer der ersten Nummern des Ragusaer Slovinac.)

Die Hexen reiten auf Menschen, die sie mittelst einer Zauberhalfter in Pferde verwandeln. Auf ihrem Versammlungsorte wird herumgetanzt. Die heiteren Festtänze beim alten Opfercultus, die frohe Sitte, die sich noch bis in die Gegenwart erhalten hat, dass sich das Volk an Festtagen vor der Kirche versammelt und Tänze aufführt, wurden mit der Zeit durch den Einfluss der Geistlichkeit zu gräulichen Hexentänzen gestempelt, die unter Aufsicht des Teufels ausgeführt werden. Der Teufel wird übrigens höchst selten in unmittelbarer Verbindung mit Hexen gedacht. Seine Gestalt ist der südslavischen Mythologie ursprünglich ganz fremd. Weist doch schon der Umstand darauf hin, dass die Sprache keine besondere Bezeichnung für Teufel aufweist (djavol [diabolus], sotona [Satan] sind Fremdworte, vrag bedeutet den Verderber überhaupt). An ihren Versammlungsorten vergnügen sich die Hexen nicht blos durch Tanz, sondern auch durch Mahlzeiten. Ihre Gefässe sind Pferdehufe und Eierschalen. Pferde wurden beim alten Cultus gewöhnlich als Opfer dargebracht. Noch heutigen Tags befestigt der südslavische Bauer am First seines Hauses einen Pferdekopf zur Abwehr von Zauber. Eier als Sinnbilder des Werdens in der Natur wurden gleichfalls den Gottheiten geopfert. Wie es bei Hexenmahlen zugeht, darüber geben uns die Sagen vielfachen Aufschluss. Hier mögen vor Allem zwei angeführt werden. Die erstere ist aus Kreuz in Kroatien, die letztere, eine Variante der ersteren, aus Slovenisch-Feistritz.

I.

Am Abhange des Klek lebte ein reicher Wirth mit seiner Frau, der Wirthin. Der Wirth war hager und mager, die Wirthin aber gut genährt, wie ein Mastschwein. Kam eine Zigeunerin zum Wirth, um ihm wahrzusagen. „Hör' mal, Du gutmüthiger Tropf" (more), sprach die Zigeunerin, „weist Du, weshalb Dein Weib so dick und Du so abgezehrt bist?" — „Weiss nicht?" — „Mein guter Freund, Dein Weib ist eine Hexe. Jeden Freitag im Neumond (mladi petak) reitet sie auf Dir auf den Klek hinauf zum Teufelsreigen" (Vražje kolo). — „Wie denn das?" — „Ganz einfach. Sobald Du einschläfst, schleicht sie zu Dir hin, wirft Dir eine Zauberhalfter über den Kopf, Du verwandelst Dich augenblicklich in ein Pferd und sie reitet dann auf Dir fort. Geh', gib 'mal ein Bischen Acht den nächsten Freitag im Neumond."

Am nächsten Freitag Abend that der Wirth, als schliefe er. Näherte sich ihm die Wirthin mit den Halftern in der Hand. Sprang der Wirth vom Lager auf und warf ihr die Halfter über den Kopf. Sie stand im selben Augenblicke vor ihm als Stute, er

bestieg sie und im Nu befanden sie sich oben auf dem Klek. Dort band er (der Wirth) die Stute an einen Baum und schaute dem Teufelsreigen zu. Zuerst tanzten die Hexen alle zusammen im Reigen, dann jede allein um ihren Topf herum. Diese Töpfe aber waren nichts Anderes als Eierschalen. Kam zum Wirth herangeflogen eine alte Hexe, diese war seine alte Godin. „Was suchst Du da?“ — „Ich habe diese meine Stute bestiegen und wurde von ihr hieher auf den Klek getragen.“ — „Weh, flieh' von hier, so schnell Du kannst. Wenn Deiner die Hexen gewahr werden, dann ist's um Dich geschehen. Wisse, dass wir noch auf Eine warten (auf sein Weib nämlich), ohne die wir eigentlich gar nichts anfangen können.“ Da hat sich freilich der Wirth aus dem Staub gemacht, kam nach Haus, stellte die Stute im Stalle ein und legte sich schlafen. Fragten ihn die Diener in der Frühe: „was ist das für eine Stute?“ „Mir gehört sie“, antwortete der Wirth, liess dann einen Schmied kommen und die Stute an allen vier Hufen beschlagen. Hierauf ging er fort, um eine gerichtliche Commission zu holen. Diese kam, er erzählte den Herren ganz genau was er gesehen, nahm dann von der Stute die Zügel herab und sie verwandelte sich wieder in das Weib von ehedem zurück; doch war sie an Händen und Füssen beschlagen. Fing sie an zu jammern. Die Richter verstanden aber keinen Spass. Sie liessen sie in eine Grube voll ungelöschten Kalk werfen und dort musste sie elendiglich verbrennen. (Löw.)

Seit dieser Zeit zerbröckelt das Volk immer die Eierschalen, damit die Hexen sich daraus keine Töpfe verfertigen können.

In Slavonien begnügt man sich mit dem Zerbröckeln der Eierschalen allein nicht, sondern man wirft sie, ebenso wie Nägelabschnitzel und ausgekämmtes Haar sogleich in's Feuer, um jede Hexerei mit diesen Dingen unmöglich zu machen. Wenn die Hexen über's Meer fahren, benützen sie Eierschalen als Fahrzeuge (Vuk, a. a. O.). Derselbe Volksglaube findet sich noch gegenwärtig in Deutschland. A. Wuttke berichtet darüber in seinem Werke „Der deutsche Volksaberglaube d. Gegenwart“. 1869. II. Aufl. S. 676, wie folgt: „Wenn man gekochte Eier gegessen hat, muss man die Schalen zerdrücken oder verbrennen, sonst legen die Hühner nicht mehr, oder sonst kommen die Hexen über sie.“ Genau stimmt mit dem Zuge in der mitgetheilten Sage die Nachricht überein, die sich bei J. W. Wolf in den „Niederländischen Sagen“ (Leipz. 1843) St. 248, 515 und 572 findet: „Wenn man Eier gegessen, muss man die Schalen zerbrechen, damit sie von den Hexen nicht als Böte gebraucht werden.“ Nach Choice (Notes from Notes and Queries. London, 1859, S. 7) herrscht in Holland der Aberglaube, dass die Hexen in Eierschalen nach England zu fahren pflegen. Der berührte Volksglaube ist auch auf der Pyrenäischen Halbinsel heimisch. Darüber findet sich nebst den angeführten eine weitere Nachricht bei Felix Liebrecht (Zur Volkskunde. Heilbronn, 1879, S. 375), der aus Leitão Garret's Schrift „Donna Branca ou a Conquista do Algarve (Paris, 1826) Folgendes entnommen hat: „Auf dem Lande ist es ein gewöhnlicher Aberglaube, die Schalen der genossenen Eier zu zerdrücken, aus Furcht, dass die Hexen sich derselben bedienen möchten, um darin durch die Luft nach Indien oder andern fernen Ländern zu schiffen, woselbst sie das Blut ungetaufter Kinder auszusaugen oder einen andern ihrer gewöhnlichen Streiche auszuführen pflegen. Jedoch ist es unerlässlich, dass sie rasch und vor dem Krähen des schwarzen Hahnes (d. h. vor Mitternacht) nach Hause zurückkehren; zu dieser Stunde nämlich geht ihre Zauberkraft zu Ende und daher sind schon viele in jenen Meeren ertrunken.“

Sagen über Hexenfahrten über's Meer können sich selbstverständlich nur bei Völkern, die an Meeresküsten wohnen und besonders Handel und Schifffahrt betreiben, reicher entwickeln. Nur ein schmaler Saum der Adria wird von Slaven bewohnt. Wenngleich sich die slavischen Küstenbewohner vorzüglich auf das Schiffshandwerk verstehen, so überlassen sie doch lieber als ackerbautreibendes Volk den Handel auf dem Meere anderen Nationen. Daher erklärt es sich, warum man bei den Südslaven auf keinen weitverbreiteten Glauben an Hexenfahrten über's Meer begegnet. „Wenn die Hexen über's Meer fahren wollen“, sagt P. Kadčić Peke (Arkiv Kukulj. B. V. S. 333), „so lösen sie das erstbeste Schiff vom Anker und schiffen sich ein. Mit jedem Stoss legen sie ihre hundert Meilen zurück.“ Es ist die Windsbraut, die in rasender Wuth dahinstürmende Bora, wenn sie das Meer von unterst zu oberst aufwühlt, Schiffe vom Anker federleicht losreisst und dieselben mit Blitzesschnelle in die weite See, weiter als das Auge reicht, hinausschleudert, die der verzagende Mensch als die Hexe auf der Meerfahrt betrachtet [1]).

[1]) Eine ausführliche Zusammenstellung über Mantel- und Luftfahrten von Hexen findet man in den Jahrb. f. roman. Literatur III, S. 147.

II.

Es war einmal ein Schmied, dessen Weib eine Hexe war. Er hatte auch zwei Lehrjungen, von welchen der eine sehr dick, der andere aber zaundürr war. Einmal fragte der Dicke den Mageren: „Wie kommt's denn, dass Du so mager bist? — Beide verrichten wir dieselbe Arbeit und einer bekommt so viel zu essen, als der andere." — Darauf entgegnete ihm der Magere: „Leg' Du Dich 'mal auf mein Bett eine Nacht schlafen und Du wirst es schon selbst erfahren, warum ich so mager bin." — Wirklich schlief der Dicke eine Nacht in des Anderen Bett, und in der Früh fragte ihn der Magere: „Na, wie ist's Dir ergangen?" — „S'ist gar nichts vorgefallen." — „Ich bitt' Dich, schlaf' noch eine Nacht auf meinem Bette." — „Warum nicht?" — In dieser Nacht aber trat die Hexe an's Bett, gab mit dem Zaume dem Jungen einen Streich, und im selben Augenblicke verwandelte er sich in ein Pferd. Sie ritt es bis zum Morgengrauen die ganze Nacht hindurch, und als sie nach Haus geritten kam, nahm sie den Zaum ab und sofort stand er wiederum in menschlicher Gestalt da. In der Früh fragte ihn der Andere, wie es ihm ergangen und erhielt zur Antwort: „Schlimm genug. Ist die Hexe an's Bett getreten, hat mich in ein Pferd verwandelt und ist die ganze liebe Nacht auf mir herumgeritten." — Nun weisst Du, warum ich so ausgemergelt ausschau." — „Weisst Du was", versetzte der Dicke, „lass mich noch einmal in Deinem Bette schlafen, ich glaube, ich werde ihr das Handwerk legen, denn ich weiss, sie hat nichts Anderes gethan, als mir blos mit dem Zaume einen Streich versetzt, worauf ich im selben Augenblicke mich in ein Pferd verwandelte. Ich will schauen, irgendwie den Zaum abzustreifen und ihr einen Schlag zu versetzen, damit sie sich in eine Stute verwandle."

Gesagt, gethan. Er schlief also die dritte Nacht in des Kameraden Bett; die Hexe stellte sich wiederum ein, versetzte ihm mit dem Zaume einen Schlag und im selben Augenblicke verwandelte er sich in ein Pferd. Eine Weile ritt sie auf ihm herum, dann band sie ihn an einen Baum und entfernte sich irgendwohin. Diesen Augenblick benützte er, um sich den Zaum abzustreifen, dann liess er ihn lose an einem Ohr hängen und wartete auf ihre Rückkehr. Kaum war sie zur Stelle, streifte er vollends den Zaum ab, verwandelte sich wieder in einen Menschen und gab ihr einen Streich mit dem Zaume, worauf sie sogleich die Gestalt einer weissen Stute annahm. Er bestieg sie und ritt nach Hause. Zu Hause angelangt, band er sie an einen Pflock und weckte seinen Kameraden auf, er soll hurtig aufstehen, eine Stute müsse beschlagen werden. Der Magere liess sich dies nicht zweimal sagen, sprang vom Lager auf und im Handumdrehen war die Stute beschlagen. Hierauf nahmen sie ihr den Zaum ab, sie verwandelte sich in ihre vorige Gestalt und wankte in ihr Zimmer hinein, wo sie sich auf's Bett legte. In der Früh kam der Schmied, ihr Mann, sie wecken, damit sie das Frühmahl zubereite. Sie entschuldigte sich, sie könne nicht aufstehen, weil sie durch und durch sich krank fühle. — „Was fehlt Dir denn?" fragte er, und sie antwortete: „Ich bin beschlagen worden." — „Was? Wer hat Dich beschlagen?" — „Wer Anderer als Deine zwei Lehrjungen." — Sogleich ging er zu den zwei Burschen und fragte sie, wie sie sich unterstanden, die Frau zu beschlagen. Sie stellten sich darüber ganz erstaunt und meinten, sie hätten niemand Anderen als nur einer weissen Stute Hufeisen angenagelt. Da erkannte der Meister sofort, sein Weib sei eine Hexe, d'rum liess er Dornen auf einen Haufen zusammentragen, legte sein Weib darauf und sie musste elendiglich verbrennen [1]).

Hexen zu sehen, wann sie zu ihrem Reigen ausziehen, gilt als sehr schwer. Fährt eine Hexe zum Hexenreigen, so erhebt sich ein Sturm und ein arger Wirbelwind [2]). Besonders wirbeln dann Federn im Wirbel und man muss sich wohl in Obacht nehmen, dass man nicht in einen solchen Wirbel hineingeräth. Will man sich wirklich überzeugen, dass Hexen

[1]) Dies ist eine der weitaus bekanntesten Hexensagen. Andere Fassungen, die gar nicht wesentlich von den angeführten sich unterscheiden, liegen auch gedruckt vor. Z. B. bei Stojanović in den „Narodne pripoviedke", S. 196—198: „Vještica podkovana", aufgezeichnet im J. 1836, in Velika Kopanica in der ehemaligen slavonischen Militärgrenze. Dieselbe Sage einigemal im Arkiv des Kukuljević, vrgl. auch Valjavec. „Narodne pripoviedke", S. 244—45.

[2]) Der Wirbelwind als Teufel personificirt. Vrgl. Krauss, Sag. u. M. der S. 104. Die Mutter: „Ihr verruchten Rangen, dass Ihr nimmer Ruh' gebt! Alle zwölf seid verflucht; zwölf Teufel sollen euch holen. Ich überliefere euch ihnen!" — Auf einmal entstand ein Gebrause, ein Wirbelwind drang in die Stube und im Nu waren die Söhne entschwunden. S. 141: „Als sich der Zug auf dem Weg zur Kirche befand, brauste plötzlich ein Wirbelwind daher und im Wirbel kam eine Schlange (zmaj, ažđaja, der Drache) geflogen, ergriff die Braut und führte sie mit sich fort" und so öfters. Vilensko kolo, Vilenreigen, dann Hexentanz, nennt der Dalmatiner die Windhose. Ital. scione. Vrgl. den Schluss dieser Abhandlung.

im Wirbel dahin fahren, so braucht man nur ein langes und scharfes Messer in den Wirbel hineinzuwerfen [1]). Die Hexen können dies nicht leiden, sie gerathen in Streit um den Besitz des Messers, und schneiden sich. So wird das Messer ganz und gar blutig.

Ueberrascht man die Hexen bei ihrem Reigen, so schonen sie Niemand, auch nicht ihren nächsten Anverwandten. Auf irgend eine Art muss es der Lauscher immer büssen. Davon erzählen drei Sagen bei Valjavec in den „Narodne prip." S. 246:

I.

Es war einmal eine Mutter, die eine Hexe war. Sie hatte einen erwachsenen Sohn, den sie zu einem Herrn in Dienst gab. Einmal ging der Bursche auf Fuhrlohn und gerieth, als er Nachts heimkehrte, in die Hexenversammlung, in welcher sich auch seine Mutter und Tante befanden. Kaum wurde die Mutter seiner gewahr, rief sie aus: „Wir müssen ihm die Zunge herausschneiden, sonst erzählt er der ganzen Welt, wir seien Hexen." — Schon traf die Mutter Anstalten, um ihm die Zunge herauszuschneiden, als sie von der Tante, d. h. ihrer Schwester daran verhindert wurde. „Was fällt Dir nicht ein", rief diese aus, „Du wirst doch Deinem eigenen Sohne nicht die Zunge herausreissen wollen!" — Da stand sie ab von ihrem Vorhaben, dafür schlugen die Hexen insgesammt auf den Burschen los, bis ihn die Kräfte verliessen. Er hielt sich an den Strängen fest, so dass ihn die Pferde nach Hause schleiften. Nach Haus gekommen, war er vom überstandenen Schreck so gelähmt, dass er kein Wörtchen sprechen konnte. Indessen kam sein Herr sogleich auf den Gedanken, der Bursche müsse unter die Hexen gerathen sein, nahm einen Besen zur Hand und schlug um ihn herum. Endlich, mit grosser Müh' und Noth gewann der Arme wiederum die Sprache und erzählte dem Herrn, wie er unter die Hexen gekommen und wie arg sie ihm mitgespielt. Am nächsten Tag in der Früh verfügten sich Beide zu den Nachbarn und erzählten ihnen die ganze Geschichte. Hierauf versammelten sich alle Männer, gingen zu seiner Mutter und Tante in's Haus, banden sie fest und verbrannten sie auf einem Scheiterhaufen.

[1]) Im Gouvernement Archangel gilt der Wirbelwind als der Tanz des Lješi mit seiner Braut. Die Lešje rauben Kinder, nehmen sie in ihre unterirdischen Höhlen mit und entlassen sie ganz verwildert erst nach Jahresfrist. Vrgl. Afanasiev, „Poetičeskia vozrienia Slavjan na prirodu". Moskau. S. 303—313.

II.

Es waren einmal zwei Freunde, die reisten als Kaufleute durch die Welt. Sie reisten lange, lange Zeit mitsammen, bis sie einmal sich trennten und einer von dem andern nichts mehr erfuhr. Der eine ging und ging und kam in einen Wald. Dort stand ein verdorrter Baum, wo der Teufel jeden Samstag die Hexen in Beichte zu nehmen pflegte (de je vrag copernice vsake subote spovedaval). Der Mann wusste nichts davon, sondern stieg auf den Baum hinauf, um auf ihm zu übernachten, denn die Nacht war herangebrochen. Als sich der Kaufmann oben bequem gemacht, kam der Teufel unter den Baum und wartete auf die Hexen. Die Hexen kamen und der Teufel forschte sie über ihr Thun und Lassen aus. Die eine erzählte, dass sie vornehmlich Kühen die Milch entzogen, eine zweite gestand, dass sie Menschen das Herz herausgerissen, die eine erzählte dies, die andere jenes, jede etwas, nur eine, das war die jüngste, hielt sich für die verschlagenste und schwieg. Fragte sie der Teufel: „Na, was hast denn Du inzwischen getrieben?" Antwortete sie: „Ich habe es der Prinzessin angethan, dass sie zehn Jahre keinen Schritt wird machen können." Fragte der Teufel, was es für Gegenmittel für diese Verzauberung gebe. Sie sprach: „Es müsste ein braver Jüngling zu Pferde kommen, der Jüngling müsste so lange auf dem Pferde reiten, bis es ganz von Gischt bedeckt wäre, dann sollte er das Pferd mit einem weissen Mantel bedecken, so dass der Mantel von dem Gischt ganz nass würde und zuletzt die Prinzessin in diesen Mantel hüllen."

Der Mann auf dem Baume hatte dies Alles belauscht, und als es tagte, stieg er vom Baume hinab [1]). Er reiste mit seiner Waare weiter durch die Welt, und es traf sich, dass er gerade in jenen Ort gelangte, wo die Prinzessin krank lag. Er fragte die Diener, ob sie etwas kaufen wollen. Sie darauf: „Was und wozu sollten wir was kaufen? Unsere Prinzessin ist ja krank." Er: „Könnte ich nicht da

[1]) Es ist ein häufig wiederkehrender Zug der Sage, dass ein Sterblicher die Geister bei ihren Zusammenkünften belauscht und durch das, was er hört, Heilung für eine Krankheit findet. Vrgl. Krauss, Südslav. Sagen u. M. I. S. 432 ff. In dem Märchen „Pravda i Krivda" (Recht und Unrecht) bei Vuk Karadžić Srpske nar. prip. 1870, St. 16, S. 86 f. erkennt man das obige Stück als Variante. Bei Vuk sind es Vile, deren Gespräch belauscht wird. Der Genosse des Glücklichen wird als ein verworfener Mensch dargestellt. Er wird aber mit Recht von den Vile zerrissen, weil er die Ungerechtigkeit über Alles stellte.

helfen?“ Sie ihm: „Ei, was könnten Sie helfen? Das ganze Haus wimmelt von Aerzten und die vermögen nicht zu helfen, da sollten Sie helfen?“ Antwortete er: „Ich kann helfen.“ Sie erwiderten: „Na, also helft, wir geben Ihnen, was Sie immer verlangen mögen!“ Er bat, dass man ihm einen braven Jüngling zu Rosse zur Verfügung stelle. Diesen Wunsch erfüllten ihm die Leute. Er kurirte die Prinzessin und bekam sie zur Frau, denn sie wollte niemand Anderen haben, als nur ihn. Und so wurde er glücklich und Herr des ganzen Königreiches.

Einmal stand er am Fenster und erblickte seinen ehemaligen Genossen mit einer Waarenkrücke des Weges kommen. Er liess ihn rufen und warf ihm einige Ducaten aus dem Fenster zu. Auch erzählte er ihm, auf welche Weise er in diese Stellung gelangt sei. Das liess sich der nicht umsonst gesagt sein, sondern begab sich gleichfalls auf jenen Baum, wo der Andere gelauscht hatte. Als dem Teufel alle gebeichtet hatten, kam auch an die Jüngste die Reihe und er machte ihr den Vorwurf: „Aha, das bist Du, die Du Dich berühmt hast, dass Niemand der Prinzessin wird Heilung bringen können.“ Sie kam gleich auf den Gedanken, dass sie von Jemand belauscht worden sein mochte, schaute auf den Baum hinauf, gewahrte den Mann oben und machte ihn im Verein mit ihren Genossinnen zu Staub und Asche. (Arkiv za povj. jugosl. od Z. Kukulj. Sakc. VII, S. 253 f. von Valjavec.)

III.

Es war einmal eine Hausfrau, die eine Hexe war und einen Diener bei sich in Diensten hatte. Die Hexe bestrich sich einmal mit ihrem Zauberfette und murmelte dabei: „Weder an Bäume, noch an Sträuche.“ Der Diener belauschte sie, vernahm die Worte: „Weder an Bäume, noch an Sträuche“ und begab sich nach ihrem Fortgehen in ihre Stube. Während er sich mit dem Fette einrieb, sprach er irrigerweise die Formel unrichtig: „An Bäume und an Sträuche.“ Als er sich eingerieben, flog er hinaus, rannte an jeden Baum und jeden Stein an, so dass er ganz zerschlagen und zerschunden in der Hexenversammlung anlangte. Dort durfte das Wort „Gott“ bei Leibe nicht ausgesprochen werden, er aber vergass daran beim Anblick des herrlichen Saales und rief entzückt aus: „O Gott, wie schön ist's hier!“ — Im Nu stoben die Hexen auseinander und liessen ihn allein zurück. Drei Tage lang blieb er dort, bis ihn irgend Jemand aus seiner unfreiwilligen Haft befreite, und drei Jahre lang dauerte es, bis er wiederum in seine Heimat zurückkam [1]).

V. Hexenzauber. Verwandlungen. Wie erfährt man, ob ein Weib eine Hexe sei. Wodurch macht man Hexenzauber zu nichte.

Im Allgemeinen hält man die Hexen für schwarze, kraus- und weisshaarige, alte, arg zerlumpte Weiber. Ein schmuckes und stattliches Frauenzimmer wird selten für eine Hexe angesehen, doch kommt auch dergleichen vor, wie wir aus einer der zuvor angeführten Sagen ersahen. Man stellt sich die Hexen als bösartige alte Weiber vor, die aus dieser Welt nicht scheiden können, sie hätten denn eher ihren Nebenmenschen recht viel Leids zugefügt. (Lorković aus Karlstadt im Arkiv Kukulj. VII. 1863. S. 241.) Gewöhnlich glaubt man, dass ein Frauenzimmer, ehe sie zur Hexe wird, jahrelang als „Mora“ (Trut oder Mar) junge Leute beschläft und ihnen das Blut abzapft.

In jeder Hexe haust ein teuflischer Geist, der sie zur Nachtzeit verlässt, sich in eine Fliege, einen Schmetterling, eine Henne, einen Truthahn oder eine Krähe, am liebsten aber in eine Kröte verwandelt [2]). Will die Hexe Jemand einen besonders schweren Schaden anthun, so verwandelt sie sich in ein reissendes Thier, gewöhnlich in einen Wolf. (Pogled u Bosnu. Zgr. 1842. S. 44.)

Ist der böse Geist aus der Hexe draussen, so liegt ihr Körper völlig wie leblos da und wenn einer die Lage der Hexe derart veränderte, dass der Kopf dort zu liegen käme, wo die Füsse liegen, und umgekehrt, so würde die Hexe nimmer zum Bewusstsein gelangen, sondern bliebe für ewig todt. Wenn man Abends im Hause einen Schmetterling herum-

[1]) Vrgl. nach Vuk im Wörterbuch unter „vještica“ S. 212, in „Život i običaji naroda srpskoga“, Wien, 1867. In der Vuk'schen Variante verwandelt sich der Nachbar, welcher die Hexe belauscht, nachdem er sich mit dem Fette eingerieben, in irgend ein Wesen, und gelangt dann auf den Nussbaum in der Nähe des Dorfes Malovina. Als er die Pracht des Hexenmahles sah, konnte er sich nicht enthalten, in den Fluch auszubrechen: „anate vas mate bilo!“ „Anate vas mate“ ist das griechische Wort ἀνάθημα, der Fluch, das durch die Kirche in die Volkssprache eingedrungen ist und sich eingebürgert hat. Deutsch würde der Fluch lauten: „Dass euch doch der Fluch treffen möge!“

[2]) Mannhardt, Baumcultus, S. 13, sagt bei Erörterung der Baum-, Menschenleib- und Krankheitsdämonen: „Man warf dieses Gewürm mit den bösen Geistern in Wurmgestalt zusammen, welche nach einer uralten, schon bei den Indern im Atharvaveda und in den Grihyasutras ganz ähnlich wie

fliegen sieht, so hält man ihn für eine Hexe, sucht ihn wo möglich zu fangen, brennt ihn dann ein wenig an der Kerzenflamme oder am Lichte an und lässt ihn wieder frei mit den Worten: „Komm' morgen zu mir, damit ich Dir Salz gebe!“ Fügt es nun der Zufall, dass am nächsten Tage ein Weib aus der Nachbarschaft in dieses Haus kommt und Salz oder sonst irgend etwas ausborgen will, und wenn sie noch zum Ueberfluss zufälligerweise am Körper irgendwo ein Brandmal hat, so ist man vollends der Ueberzeugung, dass sie die Hexe von gestern sei.

Hexen können nach Belieben einem Menschen die Besinnung rauben und ihn auf einen beliebigen Ort schaffen.

Hexen können sich, wie es schon aus einigen früher mitgetheilten Sagen hervorging, in eine Kröte verwandeln.

Eine Mutter gerieth in Streit mit zwei alten Weibern, die als Hexen berüchtigt waren. Sie schwuren dem Weibe Rache. Es starben ihr in der That alle Kinder, die bei ihr daheim waren, nur ein Mädchen von acht Jahren blieb am Leben. Aber auch dieses wäre nicht am Leben geblieben, hätte es sich nicht bei seinem Grossvater in einem anderen Dorfe aufgehalten. Einmal führte eine Hausgenossin der Mutter das Mädchen heim. Als sie über eine grosse Wiese hinschritten, sprangen vor sie zwei grosse Kröten. Jede dieser Kröten hatte blos zwei Füsse. Die Kröten überschlugen sich dreimal kopfüber und verwandelten sich in Weiber, die der Hausgenossin und dem Mädchen wohl bekannt waren. Sie nahmen ihre Kopftücher ab und steckten dieselben zwischen die Füsse, als wären es Pferde. Wirklich verwandeln sich die Tüchel in Pferde, die Hexen ergreifen das Mädchen, fliegen mit demselben spurlos über Wiese und Wald fort und machen erst an einem Kreuzwege Halt, wo sie das Mädchen in Oel kochen liessen. Hier stand ein Nussbaum; unter diesem fand man des Mädchens Tüchel und eine Schussweite davon entfernt ihr kahles Gerippe. (G. S. Deželić, im Arkiv Kukulj. VII, S. 218.) Ursprünglich war die Vorstellung, dass in der Kröte ein den Menschen wohlwollender Geist stecke, die vorherrschende. In den Sagen der indogermanischen Völker erscheinen häufig Prinzen, Prinzessinnen und selbst Gottheiten in der Gestalt einer Kröte oder eines Frosches. In Tirol wird es vom Volke als ein grosses Vergehen betrachtet, eine Kröte zu tödten[1]). In Norwegen schreibt man einer Kröte die Macht zu, sich an Demjenigen zu rächen, der ihr Böses thut, indem sie z. B. Nachts ihm auf die Brust sich legt (vrgl. Fel. Liebrecht. Zur Volkskunde. S. 333). Dass ehedem auch die Südslaven die Kröte als ein höheres und zugleich gutes Wesen betrachteten, dafür zeugt folgender Brauch. Wenn ein Weib in den Wehen liegt, so streicht sie ein Bekannter mit einem Stocke sachte über den Rücken. Mit diesem Stocke muss er aber einmal eine Kröte vor den Angriffen einer Viper gerettet haben. Man glaubt nämlich, dass ein solcher Stock sowohl bei einer Frau als bei einem weiblichen Thiere die Geburtswehen bedeutend erleichtere. (Aus der Gegend von Šabac. Miličević im Glasnik srpskog uč. dr. B. XXII, S. 156.) Zu vergleichen ist damit der schwedische Volksglaube in Wärend, über den G. O. Hyltén-Cavallius in seinem Werke „Wärend och Wirdarne“ (Stockh. 1868. I, S. 332) berichtet: „Scheidet Jemand eine Schlange und einen Frosch, so dass beide leben bleiben, dann gewinnt er die Kraft, dass wenn er eine in Kindsnöthen befindliche Frau umspannt, die rasch entbinden wird.“ Der Glaube, dass der Gegenstand, mit dem man eine Kröte von der Schlange befreit, eine höhere Zauberkraft erlangt, steht nicht vereinzelt da. In einer Handschrift aus dem Ende des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die Bartsch in der Ztschrft. f. d. Myth. III, S. 318 ff. mittheilt, heisst es auf

unter den Germanen entwickelten Vorstellung sich als Schmetterlinge, Raupen, Ringelwürmer, Kröten u. s. w. in den menschlichen oder thierischen Körper einschleichen und darin als Parasiten verweilend die verschiedensten Krankheiten (z. B. Schwindsucht, Kopfweh, Magenkrampf, Zahnweh, besonders nagende und bohrende Schmerzen u. s. w.) hervorbringen sollten.“ Hexe ist übrigens eine auch in Deutschland noch allgemein übliche Bezeichnung für die ganz kleinen Schmetterlinge Tineadae, Schaben, unter deren verschiedenen Arten die Pelzmotte oder Haarschabe, Tinea pellioneila L. und die Kleidermotte T. sarcitella L. wegen ihres Zerstörungswerkes als Raupen die berüchtigsten sind. In deutschen Hexenprocessen heissen die Elbe (Hexen) bald die kriechenden Raupen, bald die Puppen, bald die entfliegenden Insecten. Vrgl. Grimm, D. M. S. 431. Ueber Hexen als Schmetterlinge, Raupen und Würmer, vrgl. Simrock, Handb. d. D. M. III. Aufl., S. 456.

[1]) In Altbaiern am Starnberger See betrachtet das Volk die Kröte als Sinnbild reichlicher Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit. Hardtmann meint (in der 20. Anm. seines Buches „Neue Sagen aus der Mark Brandenburg“, Berlin 1883, S. 247), der Haselstock mit dem Krötenzeichen in der Rinde, mit dessen Hilfe man nach dreimaligem Zustossen in die Milch eitel Butter gewinnen kann, wie das Volk glaubt, sei aus Altbaiern nach der Priegnitz importirt. Diese Vermuthung lässt sich nicht vertheidigen, da es sich ja um einen allgemein, sowohl unter Slaven als Germanen heimischen Volksglauben handelt.

S. 322: „Wan du dartzu kömbst das eyne krötte vnd eyne schlange oder natter mytteynander streitten, so zyhe dein schwerdt aus vnd thue der krötte eynen beystandt, vnd erschlage die natter, vnd dis schwertt behaltt alsdan. so du dan siehst das ein vnfride ist vnd sich mit bloszen schwerdtten eynander schlagen wöllen, so gehe hinzu vnd zeuch dein schwerdt auch aus, vnd gebeutt ihnen den friede, so balden werden vnd müssen sie friede halten.“ (Weitere Nachweise bei Liebrecht a. a. O.)

In der Gegenwart glaubt das Volk im slavischen Süden in der Kröte nur mehr eine Hexe zu erblicken, die man, wo es nur angeht, tödten müsse. Folgende Sage, die aus Slavonien stammt, mag diesen Volksglauben erläutern. So war einmal ein Weib, das Weib fuhr täglich über die Drau, um ihre Kuh, die auf dem andern Ufer weidete, zu melken. Als sie einmal hinüberkam, sah sie eine grosse Kröte an dem Euter der Kuh saugen. Das Weib hielt gerade eine Ruderstange in der Hand, durchstach damit den vorderen Fuss der Kröte und warf sie hinaus. Auf der Rückfahrt, wo sie noch mit anderen Weibern fuhr und ruderte, sah sie, dass die Hand der Lenkerin am Steuerruder durchstochen ist; es war dies nämlich eine Hexe. (Prof. Valjavec.)

Eine verwandte Sage aus Schweden theilt Hyltén-Cavallius a. a. O. I. 272 mit (vrgl. Liebrecht a. a. O. S. 333).

Eine andere Sage aus Vidovec in Kroatien hat gleichfalls die Verwandlung einer Hexe in eine Kröte zum Vorwurf. Wir wollen sie hier anführen:

Es waren einmal zwei Brüder, der eine war arm, der andere reich. Der Reiche hatte eine Hexe zur Frau, die Frau des Armen war aber keine Hexe und eben deshalb blieb er arm. Einmal kam der arme Bruder zum reichen und sprach zu ihm: „Hör' 'mal, lieber Bruder, komm, hilf mir mein Feld beackern.“ Der Reiche willigte von Herzen ein, doch seiner Frau war es nicht recht und sie sagte zu ihm: „Du wirst schon sehen, wenn Du ackern wirst, so komm' ich hintendrein und esse die ganze Aussaat auf, so dass der Lump gar nichts haben wird.“ — Am nächsten Tage, nachdem die Brüder aufgeackert und die Saat ausgesäet, kam eine grosse, abscheuliche Kröte und fing an die Körner aufzuessen. Der Mann wusste schon von früher, sein Weib sei eine Hexe und war darüber sehr böse, jetzt aber war er ihrer satt, zog einen Zaunpfahl heraus, spitzte ihn zu und rannte ihn der Kröte durch den Leib. Inzwischen machte der andere Bruder ein grosses Feuer an, in das sie nun die Kröte hineinsteckten und so lange schmoren liessen, bis sie ganz durchgebraten war. Als der reiche Bruder nach Haus kam, fand er sein Weib in der Mitte des Zimmers liegen und schrecklich wehklagen, denn sie war ganz gebraten. Da warf er sie in's Feuer, und so verbrannte die elende Hexe vollends.

Will eine Hexe irgend Jemand einen Schaden zufügen, so fliegt sie in Gestalt einer schwarzen Krähe auf das Dach jenes Hauses, wo der Betreffende, den sie hasst, wohnt, und krächzt unaufhörlich. Erschiessen kann man sie nicht, ausser man lädt das Gewehr mit geweihtem Pulver und solchen Nägeln, die wegfallen, wann der Schmied einem Füllen zum ersten Mal Hufeisen aufnagelt. — Es traf sich einmal, dass ein Schmied im Hofe Pferde beschlug und eine Krähe auf's Dach sich niederliess und abscheulich zu krächzen anfing. Der Schmied suchte sie zu verscheuchen, doch sie wollte nicht fortfliegen, vielmehr machte sie Miene ihn anzugreifen. Da nimmt er sein Gewehr, lädt es und schiesst es auf sie ab, doch konnte er ihr nichts anhaben. Nun ward es ihm klar, das sei ein Vöglein ganz anderer Art. Rasch entschlossen, lud er das Gewehr mit geweihtem Pulver und mit den besagten Nägeln, legte los und die Krähe fiel auf der Stelle vom Dache herab. Er hatte sie nicht vollständig getödtet, denn sie marterte sich noch zwei Tage lang, eh' sie verreckte. Im selben Augenblicke, als sie hin wurde, starb im Dorfe eine alte Hexe, der sich der Schmied dadurch verfeindet, weil er ihr einmal auf ihr Bitten keine saure Milch geben wollte. Nun war ihm die ganze Geschichte klar und er wusste, dass er ihr in ihrer Krähengestalt den Garaus gemacht.

Wenn ein junger Mann eines plötzlichen Todes stirbt, oder ein allgemeines Sterben der kleinen Kinder von 1—6 Jahren eintritt, so macht der Volksglaube die Hexen dafür verantwortlich. Die Crnogorcen glauben, dass ein Weib, das zur kinderfressenden Hexe werden will, vor Allem ihr eigenes Kind auffressen muss, ehe sie andern Kindern etwas anhaben kann[1]). Ferner glaubt man, dass eine Hexe das Kind völlig fremder Leute nicht fressen darf, sondern blos solche Kinder, die der Sippe, aus der sie selbst ist, abstammen[2]). Wenn eine Hexe einen schlafenden Menschen wo überfällt, so versetzt sie

[1]) G. Medaković, Život i običaji Crnogoraca, 1860. S. 182.

[2]) V. Vrčević, im Zbornik sadašnjih pravnih običaja u Jugoslovena, v. V. Bogišić, 1874. S. 561. — Vuk, in den Običaji naroda srpskoga S. 211.

ihm mit ihrem Zauberrüthlein einen Streich über die linke Brustwarze, worauf sich dessen Brustkorb öffnet. Die Hexe reisst nun sein Herz heraus, frisst es auf und dann wächst die Brustwunde von selbst wieder zu. Manche so ausgeweidete Menschen sterben auf der Stelle, andere wieder schleppen ihr Dasein noch einige Zeit weiter, so viel Lebensfrist ihnen eben die Hexe nach der That noch zu bescheiden für gut befunden; ja, sie bestimmt ihnen noch die besondere Todesart, wie sie sterben sollen.

Wenn es dem Ausgeweideten glückt, seines Herzens wieder habhaft zu werden, so braucht er dasselbe nur aufzuessen und das Herz kehrt ihm wieder an die alte Stelle zurück. Grimm (D. M. S. 1034 ff.) glaubt darin einen alten Ueberrest des Brauches, Menschenfleisch zu essen, erblicken zu sollen. Er stützt seine Ansicht durch eine ganze Reihe von Belegen aus alter und neuer Zeit über diesen Brauch und den Glauben, dass man durch den Genuss von Menschenfleisch eine höhere Macht erlange. Der Vergleich, den Grimm zwischen der deutschen Bertha (vor Allem ist es noch zweifelhaft, ob dies eine deutsche Gottheit gewesen) und der südslavischen Hexe, die Menschen ihr Herz ausreisst, aufstellt, scheint mir auf einer blossen Zufälligkeit zu beruhen. Ich halte diesen Glauben der Südslaven, dass Menschen von Hexen ausgeweidet werden, für ziemlich jungen Ursprungs. In den älteren serbisch-kroatischen Schriftdenkmälern, in welchen viel gegen die Hexen geeifert wird, wird diese Anklage nirgends erhoben. Erst bei Abbate Fortis in seinem Reisewerke über das dalmatinische Küstenland (Cap. 8) wird eine einschlägige Sage erzählt. Grimm theilt sie im Auszuge (D. M. S. 1034) gleichfalls mit. Eine „alterthümliche serbische Ansicht", wie Grimm meinte, liegt uns hier gewiss nicht vor. Das Lied von dem Hirtenknaben, der von Hexen ausgeweidet wird (bei Vuk), stammt, wie ich gleich nachzuweisen versuchen will, aus Krain oder Steiermark. Die Sage bei Fortis erzählt dasselbe, was wir aus der weiter unten folgenden Istrianischen (bei Mikulčić) erfahren. Bei Fortis ist es ein Priester, der dem Ausgeweideten sein Herz rettet, indem er ihn das halbgebratene Herz verschlucken lässt. Die Hexen entkommen der verdienten Strafe, während sie bei Mikulčić angeklagt und zum Strang verurtheilt werden. Letztere Ueberlieferung lautet:

Es war einmal ein Mann und ein Weib. Nach einiger Zeit starb der Mann. Sein Weib blieb nach ihm schwanger. Sie war aber eine Hexe (vešća). Und sie brachte ein allerliebstes Töchterlein zur Welt, doch auch die Tochter war eine Hexe. Als das Mädchen herangewachsen war, kamen aus aller Herren Länder Burschen zu ihr auf die Freite. Doch sie wandte ihre Gunst, oder that wenigstens so, einem Burschen zu, der aus demselben Orte, wie sie, war. Eines Abends kam der Bursche noch mit einem Freunde zu ihr auf Besuch [1]). Nachdem sie schon lange Zeit dagesessen, schlief der Freier ein. Sein Freund lehnte sich an die Wand und that so, als ob auch er schliefe. Da fingen das Mädchen und ihre Mutter, denn diese sass auch da, untereinander zu besprechen an, was sie dem Freier anthun sollen. Schliesslich sagte die Tochter: „Wir reissen ihm das Herz heraus, braten es und verspeisen es." Gesagt, gethan. Sie nehmen dem Freier das Herz heraus, schieben es in den Ofen hinein und sagen: „Holen wir uns inzwischen, bis das Herz gebraten wird, Brod und Wein, und dann haben wir ein schönes zweites Nachtmahl." Bevor sie hinausgingen, sagte noch die Mutter zur Tochter: „Nun, wenn der sein Herz in drei Bissen wieder aufessen würde, das Herz wüchse ihm wieder nach." Der Freund, der nur so that, als schliefe er, hatte die ganze Unterredung mit angehört, und nahm, sobald die zwei Frauen hinausgegangen waren, das Herz aus dem Ofen und steckte es in die Tasche. Dann ging er hinaus, nahm einen — ich bitt' um Entschuldigung — D . . . . und legte ihn in's Feuer, damit er sich statt des Herzens brate. Die Zwei kommen zurück, nehmen das Ding vom Feuer und fangen zu essen an. „Mir will es aber stark scheinen", sagte die Mutter zur Tochter, „als ässen wir D . . . ." „Scheint mir auch so; dieses Herz ist gar nichts nutz." Jetzt erwachten die zwei Burschen und gingen heim. Als sie vor dem Hause sich befanden, sagte der Freier zu seinem Freunde: „Du hör' 'mal, mir scheint es, als wär' ich ohne Herz. Ich hör' gar nichts, als ob etwas da drinnen pochen thät. Halt' mich, ich fall' um." Da nahm der Andere ein Stück vom Herzen

[1]) Man nennt diesen nächtlichen Besuch fraj (aus dem Deutschen: „frei"). Zwei, drei oder auch mehr Burschen begeben sich nach der zehnten Nachtstunde vor die Thüre eines Mädchens und bitten um Einlass. Gewöhnlich macht das Mädchen in der Küche ein Feuer an und dann setzen sich alle um den Herd herum und plaudern oft bis zum Morgengrauen. Allein geht ein Bursche auf die „fraj", nur wenn er in Kürze das Mädchen heimführen wird. Ausführlich behandle ich diesen Brauch in meinem neuen Werke: „Sitte und Gewohnheitsrecht der Südslaven", das demnächst erscheinen wird.

des Freiers aus der Tasche, reichte ihm's und sagte: „Geh', iss' davon ein Bischen, vielleicht fühlst Dich drauf etwas leichter.“ Der nimmt's, isst's auf und antwortet: „Na, jetzt wird mir schon etwas leichter; ich hör' schon ein wenig mein Herz klopfen.“ „Da nimm' noch ein Stück, vielleicht fühlst Du Dich d'rauf noch etwas leichter.“ Der isst auch das zweite Stück hinunter und meint: „Jetzt ist's mir noch besser.“ Der Freund gibt ihm drauf das dritte und letzte Stück. Nachdem er es aufgegessen, sagte er: „Na, jetzt fühl' ich, dass ich mein Herz ganz habe und dass es wieder wie früher regelmässig schlägt.“ Nun erzählte ihm der Freund haarklein, was er belauscht, wie die zwei Weiber das Herz herausgerissen, in den Ofen gesteckt und darauf gesagt hätten, wenn er das Herz auf dreimal aufässe, es würde ihm wieder nachwachsen und werden, wie es früher gewesen. Am darauffolgenden Tag begaben sie sich zu Gericht und machten davon die Anzeige. Als das Gericht die zwei Weiber vorgeladen und in's Kreuzverhör genommen, da läugneten sie zuerst Stein und Bein Alles ab, nachher aber bekannten sie doch ihre Unthat. Und das Gericht liess Beide aufknüpfen. (Mikulčić, S. 138—140.)

Denselben Glauben, dass Hexenspeise — wobei man wohl an Menschenherzen zu denken hat — einem Ausgeweideten, wenn er davon etwas zu sich nimmt, sein Herz wieder zurückgibt, erkennt man aus folgender kroatischen Sage:

Einem Pferdehirten hatten Hexen das Herz ausgetrunken (izpile), worauf er von Sinnen kam. Er riss sich das Gewand vom Leibe und die Haare aus dem Kopfe. Zu seinem Glücke war er der Eidam eines zauberkundigen alten Weibes (zet babe vračare). Sie schickte ihm Hexenspeichel (coprnjske sbljuvke), den man am Sonntag im Neumond im Morgengrauen irgendwo im Walde oder an Zäunen finden kann, wo eben in dieser Nacht ein Hexenmahl stattgefunden hatte. Die Alte hatte nun zuvor dieses Mittel mit Weihwasser besprengt und ihre Gebete darüber gesprochen. Er trank dies in Wasser und genas vollends. Seit dieser Zeit musste er stets Rautekraut mit sich tragen, damit ihm die Hexen nichts anhaben können. (G. S. Dežélić im Kukulj. Arkiv VII, S. 218 f.) Die Raute tritt hier an Stelle des Knoblauchs ein. Auch sie, besonders die Bergraute [1]), hat einen scharfen, durchdringenden Geruch, der sie wohl als geeignetes Abwehrmittel gegen Hexenzauber erscheinen lässt.

Merkwürdigerweise macht die Sage die nächsten Anverwandten eines Menschen zu seinen gefährlichsten Feinden, zu Hexen, die ihm das Herz aus dem Leib reissen. Die Unthat wird dargestellt, als wäre sie unter dem unwiderstehlichen Zwang einer höheren Macht verübt worden. Bei Tag fühlt die Hexe, zufolge einer Ueberlieferung (vrgl. weiter unten), gewissermassen Reue über das Geschehene, ja, sie kann sich ihres Verbrechens gar nicht entsinnen, sondern frägt, was vorgefallen, und ist bereit, dagegen Heilmittel in Anwendung zu bringen. Ich nehme Bezug auf das Volkslied, das von einer Mutter erzählt, die ihren eigenen Sohn ausgeweidet. Die kürzeste und unvollständigste Fassung desselben lautet:

Auf dem Himmel lauter Sternlein,
Lauter Schäflein in dem Thale.
Bei den Schäflein wacht kein Hirte.
Nur das traute Kind Miloje,
Sanft und süss entschlief Miloje.
Mara ruft ihn, seine Schwester:
„Wache auf, o Milko, Bruder!“
„Mara, Schwester, nicht vermag ich's.
Bin von Hexen ausgeweidet,
Aus dem Leibe riss das Herz mir
Uns're Mutter mit den Zähnen,
Uns're Muhme leuchtete ihr.“

Den Originaltext dieses Liedchens sang mir mein Freund J. K. aus Slavonien. Der Mann hat das Gymnasium zurückgelegt, besucht eine Hochschule und hält aber trotzdem unerschütterlich fest, dass das Lied eine Thatsache berichte. Darum schreibe ich den Namen meines sonst ehrenwerthen Freundes nicht aus. Auffallend ist mir in dieser Fassung des Liedes, dass die Hexe „mit den Zähnen“ das Herz ihrem Opfer herausreisst. Hier dürfte ein Zug aus dem Vampyrglauben vorliegen. In der serbischen Fassung (bei Karadžić, nar. pjesme I. 237), die mit der vorangehenden fast wörtlich übereinstimmt, spricht der erwachende Bruder (Radoje wird er hier genannt) einfach:

„majka mi srce vadila,
strina joj lućem svetila“

(„Die Mutter nahm mir das Herz heraus, die Muhme leuchtete ihr dazu mit der Fackel.“) Dem Liede fehlt in beiden Fassungen der Schluss, er wird uns mehrfach erzählt, z. B. bei F. Kurelac (Jačke ili narodne pěsme prostoga i neprostoga puka hrvatskoga po župah šoprunskoj, mošonjskoj i želěznojna Ugrih. Zagreb. 1871. S. 296, St. 657), der das Lied in

[1]) „Rautenstrauch“ kommt als Eigenname eines Waldgeistes vor. Vrgl. Grimm, D. M. S. 1016.

den 50er Jahren in Sentalek (Stegersbach) aufgezeichnet hat.

— „Sinko Janko: kadî s konje pasal?
— Mila majko, za lugom zelenim.
— Sinko Janko, jesi l koga vidil?
— Mila majko, jes tri bîle žene.
— Sinko Janko, ča su ti činile?
— Prva mi je srdačce vadila,
Druga mi je tanjirac držala,
Treta mi je na kraju plakala.
— Jesi li mi, sinko, kû poznaval?
— Prva si ti moja majka, bila,
Druga mi je moja teta bila,
Treta e bila premila sestrica.
— Sinko Janko, ča im ti naručaš?
— Mojoj majki tri prežarke ognje:
Da bi va njih živa izgorila;
Mojoj teti njoj tri konjske repe:
Da bi mi se na njih raztrzala:
Sestri miloj njoj tri bele grade:
Da bi mi se po njih sprehajala.“

Uebersetzung:

— „Söhnchen Janko (Johannes), wo hast Du die Pferde geweidet?
— Lieb Mütterchen, hinter dem grünen Hain.
— Söhnchen Janko, hast Du Jemand gesehen?
— Lieb Mütterchen, ich habe drei weisse Frauen (scl. gesehen).
— Söhnchen Janko, was haben sie Dir angethan?
— Die erste hat mir das Herzchen herausgenommen,
Die zweite mir das Tellerchen gehalten,
Die dritte (stand) abseits und weinte.
— Hast Du mir, Söhnchen, welche (von ihnen) erkannt?
— Die erste bist Du, Mütterchen, gewesen,
Die zweite ist meine Muhme gewesen,
Die dritte ist meine über Alles mir theuere Schwester gewesen.
— Söhnchen Janko, was wünschst Du ihnen?
— Meinem Mütterchen drei glühend heisse Feuer,
Damit sie lebendig darin verbrenne;
Meiner Muhme drei Pferdeschweife,
Damit sie auf ihnen zerrissen werde;
Der theueren Schwester, ihr drei weisse Burgen,
Damit sie in denselben lustwandeln kann.“

Statt „Janko“ scheint in der ursprünglichsten Fassung des Liedes ein „Jakob“ genannt gewesen zu sein. Ich vermuthe ferner, dass dieses Lied aus Anlass eines Hexenprocesses in Krain aufgekommen ist. Dort wurden bis tief in's vorige Jahrhundert hinein Hexen zum Scheiterhaufen geführt. Von dort aus verbreitete sich dieser Wahn weiter nach dem slavischen Süden. Nur die Bulgaren scheinen von dieser Plage verschont geblieben zu sein. Zum Mindesten stiess ich auf keine Belege, die das Gegentheil erweisen würden. Fr. Kočevar theilt unser Lied (Slovenski Glasnik XI. B. 1868, S. 148 f. Wieder abgedruckt in den Istarske narodne pjesme 1881), das er in Kroatien, in der Umgegend von Agram aufgezeichnet hat, in neuslovenischer Mundart mit und macht dazu die Bemerkung: „Dieses Lied habe ich an mehreren Orten singen gehört und jedesmal hörte ich den Namen „Jakob“, nie einen anderen nennen.“ Luka Ilić, der dasselbe Lied mindestens fünfundzwanzig Jahre früher als Kočevar in Vučin in Slavonien aus dem Volksmunde niedergeschrieben (Narodni slavonski običaji. Agram 1846, S. 293 f.) bietet gleichfalls den Namen Jakob. Sowohl bei Ilić als bei Kočevar und auch bei Vuk wird dasselbe Versmass gebraucht, das wohl bei allen Südslaven vorkommt, doch am häufigsten in den neuslovenischen Volksliedern angewandt wird. Das Schema ist:

$$\breve{\cup}\ \breve{\cup}\ \breve{\cup},\ \breve{\cup}\ \bar{\cup},\ \breve{\cup}\ \bar{\cup}\ \breve{\cup}$$

Die drei Anfangsverse bei Ilić und Kočevar lauten, abgesehen von der dialektischen Verschiedenheit, vollkommen gleich. Vergleicht man beide Fassungen im Texte, so ersieht man, dass beide ebenso wie die aus Sentalek auf eine Urform zurückführen. In der slavonischen Variante geschieht ebensowenig als in der serbischen eine Erwähnung der Strafen; der Umdichter musste diesen Zug, der seinen Zuhörern fremdartig geklungen haben würde, entweder ganz auslassen (wie bei Vuk u. J. K.) oder einen anderen Schluss hinzudichten. Letzteres geschieht in der Variante bei Ilić. Janežič's „Glasnik“ und Ilić's „Običaji“ sind gar schwer zugängliche Bücher. Ich glaube darum, dass es nicht überflüssig ist, wenn ich die Texte hier mittheile und auch eine wortgetreue Uebertragung dazu liefere. Bemerkenswerth ist in der neuslovenischen Fassung, dass statt „copernica“ oder „vešča“ die Bezeichnung „Vila“ für Hexe angewandt wird. Der Text im Glasnik a. a. O. lautet:

„Budila majka Jakopa:
Vstani sinko Jakope!
— Ne mogu majko vstajat se!
— Kaži mi sinko, zašto ne?
— Došle su nočes Vile tri,
Zvadile srce, srce mi.
— Kaži mi sinko, poznaš ih?
— Poznam ih majko sveuh tri.
— Kaži mi sinko, koje su?
— Prva ste sama mati vi,
Druga je sestra, sestra mâ,
Treća je ljuba, ljuba mâ.
Vami opraščam mati mâ,
Sestrici hoću glavo odseč,
Ljubi pak ljubav vzkratit.“

Gesungen wird das Lied in der Art, dass immer die drei Schlusssilben eines jeden Verses und dann der ganze Vers wiederholt wird:

Budila majka Jakopa, — Jakopa,
Budila majka Jakopa.

Deutsch: „Es weckte das Mütterchen (ihren) Jakob: „Steh' auf, Söhnchen Jakob." „Ich kann nicht, Mutter, aufstehen." „Sag' mir, Söhnchen, warum nicht?" „Es kamen heut' Nacht drei Vile, nahmen heraus das Herz, das Herz mir." „Sag' mir, Söhnchen, kennst Du sie?" „Ich kenne sie, Mutter, alle drei." „Sag' mir, Söhnchen, welche es sind?" „Die erste, das sind Sie, Mutter, selbst, die zweite ist die Schwester, meine Schwester, die dritte ist das Liebchen, mein Liebchen; Euch vergebe ich, meine Mutter, der Schwester (aber) werde ich den Kopf abhauen, dem Liebchen aber die Liebe entziehen."

Die Ueberlieferung bei Ilić lautet:

„Budila majka Jakoba.
— Ustani sine Jakobe!
— Ne mogu majko ustati,
Svu noć sam Turkom dvorio
I hladnu vodu nosio;
Vištice srce vadile. —
Majka ga pita: — Jakobe,
Bili jih znao, koje su?
— Ta bi jih majko ja znao.
Prva si majko ti bila,
I ti s mi srce vadila
Druga je seka sestrica,
Ona je tanjur držala.
Treća je ljuba Ljubica,
Ona je kalom svitila.
To su ti majko vištice,
Koje s mi srce pojile.
Govori majka majčica:
Ne plači sine Jakobe,
Skuvat će majka travice,
Ličit će sina Jakoba.
Govori sine Jakobe:
— Ne kuvaj majko majčice,
Ne kuvaj gorke travice,
Ne ćeš mi srca povratit."

Deutsch: „Es weckte das Mütterchen (ihren) Jakob. „Steh' auf, Söhnchen Jakob." „Ich kann nicht, Mutter, aufstehen. Die ganze Nacht hindurch habe ich den Türken (bei einer Mahlzeit) aufgewartet und kühles Wasser zugetragen. Hexen nahmen (mir) das Herz heraus." Mütterchen fragt ihn: „O Jakob, könntest Du sie bezeichnen, welche es sind?" „Wohl kann ich sie (bezeichnen), Mütterchen; die erste warst Du, Mütterchen; Du warst es, die mir das Herz herausnahm. Die zweite war die Schwester, das Schwesterchen, sie hat den Teller gehalten. Die dritte war das Liebchen Ljubica (Ljubica = Veilchen und zugleich Kosewort für Geliebte, kommt als Frauenname sehr häufig vor), sie hat mit der Pechfackel geleuchtet. Dies sind Dir Mutter die Hexen, die mir das Herz aufgegessen haben." Spricht die Mutter, das Mütterchen: „Weine nicht, (mein) Sohn Jakob! Das Mütterchen wird ein Kräutlein (Gräschen) abkochen, wird heilen den Sohn Jakob." Spricht der Sohn Jakob: „Koch nicht, o Mutter, Mütterchen, koch' kein bitteres Kräutlein, Du wirst mir's Herz nicht mehr zurückgeben."

Für den Folkloristen, der sich ein Bischen in der südslavischen Volkspoesie umgethan hat, muss es auf den ersten Blick einleuchten, dass dieses Lied unmöglich in Slavonien entstanden sein kann. Das Lied erscheint in den fünf ersten Zeilen als das Bruchstück eines anderen Liedes, an welches das Uebrige rein äusserlich und selbst grammatikalisch unvermittelt angereiht ist. Jakob begründet seine Verschlafenheit hinreichend, wenn er sagt, dass er die ganze Nacht Gästen aufwartend durchwacht habe. Zudem wird in dem sechsten Verse, der den Hauptgrund offenbart, gar nicht einmal angedeutet, wem die Hexen das Herz herausnahmen. Zu beachten ist noch der Verstoss gegen das Hauptgesetz der südslavischen Volkspoesie, oder richtiger gesagt jeder Volkspoesie, dass nämlich mit dem (siebenten) Verse der Gedanke nicht abschliesst, sondern in den folgenden Vers hinübergreift. Richtig wäre etwa:

Majka ga pita: Koje su?
Bili jih znao, Jakobe?

Schliesslich weist auf die Umdichtung hin auch das ganz müssige Flickwort „ta". Ebenso lässt sich in der Sentaleker Ueberlieferung die Umdichtung leicht nachweisen.

6. Vers: prva mi je srdačce vadila

lautete wohl ursprünglich:

prva mi srce vadila.
7. V.: druga je tanjir držala,
8. V.: treća na kraju plakala,
u. s. w.

Es lassen sich noch weitere Umstände hervorheben, doch glaube ich, dass die angeführten zur Genüge den Nachweis liefern, dass die älteste Fassung dieses Volksliedes unter den Neuslovenen entstanden ist, wo durch fremden Einfluss der Hexenglaube sich zuerst und am festesten eingenistet hatte. Weisen ja darauf schon die fremden Bezeichnungen für Hexe und Hexenmeister hin.

Der ungenannte Verfasser des Schriftchens „Pogled u Bosnu ili kratak put u onu krajinu" (Agram 1842) erzählt, wie er im Jänner 1840 in dunkler Nacht sich in ein türkisches Dörfchen bei Zvornik verirrt habe, in ein türkisches Gehöfte eingetreten sei und von dem Eigenthümer beinahe erschossen worden wäre, weil ihn dieser für eine Hexe hielt, die sein, des Türken, Kind auszufressen gekommen. Bruder und Schwägerin des Türken retteten noch

rechtzeitig den gefährdeten Reisenden. Als sich der Irrthum herausgestellt, lud der Türke den Wanderer zum Nachtessen ein und erzählte ihm den Grund seiner Verbitterung: „Siehst Du Brüderchen! Dies Haus gehört mir, das nächste meinem Bruder. Ich habe zwei Kinder — Gott soll mir sie leben lassen — Milica und Živan, mein Weib aber ist gestorben, gerade jetzt wird's ein Monat. Da in der Nachbarschaft lebt ein Mensch, mit dem ich mich schon seit Langem verfeindet habe. Er hat eine Mutter, die ist eine alte Hexe, die hat mir gedroht, dass sie mir mein ganzes Gesinde ausfressen wird (da će svu moju čeljad izjesti).“ Diesen Abend sass er bei seinem Bruder und trank Raki, um seinen Kummer zu übertäuben. Als er heimkehrte, hörte er Jemand Fremden im Hause herumpoltern und die Kinder ängstlich schreien. Da war er fest überzeugt, die alte Hexe wäre gekommen, um ihre Drohung auszuführen, und wollte sie dafür bestrafen. (A. a. O. S. 43—45.)

Von Miličević ist uns auch ein Bannspruch gegen menschenfressende Hexen verzeichnet worden. Ein altes Weib, Namens Dona aus Selačka in Serbien, pflegt auf folgende Weise Leute von Hexenzauber zu curiren. Sie nimmt einen Federwisch und einen rothen Faden in die Hand, berührt damit Kopf, Hände, die Herzgegend und die Füsse des Leidenden und spricht dazu: „Heb' Dich von dannen, o weh (?), ihr Hexen, Vile und Winde; ihr seid gekommen, damit ihr N. Herz und Kopf ausfresset; doch bei ihm weilt Dona die Beschwörerin, die euch schickt in's Gebirge, damit ihr (alles) Laub abzählt, in's Meer, damit ihr den Sand ausmisst, in die Welt, dass ihr (alle) Wege abzählt. Auch wenn ihr zurückkommt (scil. nachdem diese Aufgaben gelöst wären), könnt ihr ihm gar nichts anhaben. Dona, die Beschwörerin, hat mit ihrem Hauch (Seele) weggehaucht, mit der Hand wegbewegt und mit Gras auseinandergeschoben. Auf N. Leben und Gesundheit.“ Diese Worte spricht sie dreimal nacheinander. Es erscheint mir schon wegen des zweiten kritisch bedenklichen Wortes der Formel angezeigt, dieselbe im Texte mitzutheilen (Glasnik XXII, S. 194): „Ustaj, avaj, veštice, vile i vetrovi, došli ste da N.—u (Miličević setzt den Namen Milan ein) pojedete srce i glavu; ali je kod njega Dona bajalica, koja vas šilje u goru, list da prebrojite, u more, pesak da izmerite, u svet, putove da prebrojite. I kad se vratite ne možete mu ništa učiniti. Dona bajalica je dušom oduvala, rukom odmahala i travom razturila.“ Die Form ustaj (imp. 2. sing.) ist grammatisch nur denkbar in Bezug auf avaj allein, kann sich aber grammatisch keineswegs auch auf die v. v. und v. beziehen. Was bedeutet avaj? An die Interjection, die ich als Lückenbüsser in die Uebersetzung aufnahm, kann im Ernste nicht gedacht werden. Die nächstliegende Vermuthung führt auf avet, Gespenst, doch lässt sich dieses Wort mit Rücksicht auf die vile und vetrovi auch nicht rechtfertigen. Dann ist's auch wenig glaublich, dass M., der die Formel offenbar, wie sie ihm vorgesagt wurde, genau niederzuschreiben beflissen war, einen so sehr von *a* verschiedenen Laut wie *e* ist, überhört habe. Ich vermuthe mit Hinblick auf die Worte: da pojedete srce i glavu (damit ihr Herz und Kopf ausfresset), dass das alte Weib gesagt haben mochte: ustajt(e) alav(e) veštice u. s. w. Hebt euch von dannen, ihr gefrässigen (wie Drachen) Hexen u. s. w.

Für die Echtheit der Bannformel spricht die verwandte aus Grbalj, die Vuk im Riečnik S. 367 b. gegen die Mora (die Mar) mittheilt. Die sachliche Erklärung besonders der letzteren Formel bietet nicht geringe Schwierigkeiten. Ich will nur die Stelle daraus anführen, in welcher die Aufgaben aufgezählt werden, welche von der Mar und den bösen Geistern überhaupt zuvor bewältigt werden sollen, ehe sie die Schwelle des Hauses betreten mögen: „Nicht eher, als bis Du abgezählt am Himmel die Sterne, im Gebirge das Laub, am Meere den Sand, an der Hündin die Haare, an der Ziege die Haarzotteln, an dem Schafe die Wollzotteln und in den Zotteln die Haare.“

Beachtenswerth ist die Wendung am Schlusse der Dona'schen Formel, wo der Hauch, die Handbewegung und das Gras (trava) als Abwehrmittel betont werden. Auf die tiefere Bedeutung dieser Wendungen gedenke ich in einem besonderen Aufsatze über Zauberwesen des Näheren einzugehen. Hier würde dies zu weit führen. Diese kleine Abhandlung ist ja nichts mehr als ein Entwurf zu einem Capitel des Schlussbandes meines grossen Werkes über das Verhältniss der südslavischen Volksüberlieferungen zu denen der übrigen verwandten Völkergruppen.

Weint Nachts ein kleines Kind, so glaubt man, dass es Hexen essen, und man sucht auf den Feldern ein Kraut, das man vještički izjed [1]) (Hexenausfrass) nennt, streut dies Kraut in die Wiege, auch wird

[1]) Circaea lutetiana L., C. vulgaris. Moench, zur Familie der Onugrarien gehörig. Auch Baldrian ist Hexenkraut.

es abgekocht und der Absud dem Kinde zu trinken verabreicht. Oder man reibt mit Knoblauch die Wiege und die Fusssohlen des Kindes ein, weil dies ein bewährtes Mittel gegen die Hexen sein soll[1]).

In Serbien legt die Mutter in das Amulett, das sie ihrem Kinde um den Hals hängt, ein Häuptchen Knoblauch. Dieser Knoblauch wird aber auf folgende Weise gezogen. Die erste Schlange, die man im Jahre erblickt, muss man tödten, ihren Kopf vom Leibe lostrennen und kleinstossen. In diese Stücke thut man das Zechel von einem Häuptchen Knoblauch und pflanzt das Ganze im Garten ein. Das Häuptchen, das daraus entsteht, kommt in's Amulett. (Miličević im Glasnik XII. S. 158 f.)

Viele Bauern pflegen sich zu Weihnachten und im Fasching die Brust, die Fusssohlen und die Achselgegend mit Knoblauch einzureiben. In Slavonien trägt der Bauer, natürlich die Bäuerin auch, immer ein Stück Knoblauch als Amulett mit sich, um gegen alle Anfechtungen von Hexen gefeit zu sein.

In der Sammlung slavonischer Volkslieder von Tordinac finde ich zwei kurze Stücke, die hieher gehören. Die rechtmässige Frau flucht der Beischläferin ihres Mannes; in ihren Augen ist sie eine menschenfressende Vila, der vor Knoblauch übel wird und die sich durch Genuss von altem Unschlitt den Tod zuziehen soll. Das erstere Lied lautet:

Oj inoćo vilo,
Ne jedi mi tilo!
Već ti jedi staro salo,
Ne bi l tebe već ne stalo,
Pa ti jedi bila luka,
Nek je tebi veća muka.

„O Du Nebenweib, Du Vila, iss' mir meinen Leib nicht ab! Sondern iss' altes Unschlitt, vielleicht verschwindest Du doch endlich einmal; ferner iss' Knoblauch, damit Deine Qual grösser sei!"

Das zweite:

Gdi bi meni nahudile vile,
Kad ja nosim u nedarah čine,
Slipa miša i od guje repa,
Bila beza i debela veza.

„Wie könnten mir die Vile Schlimmes anthun, da ich im Busen Amulette trage, eine Fledermaus und den Schweif einer Natter, weisse Leinwand und dicke Stickerei."

Dass man weisse Leinwand als Amulett gebraucht, kann ich sonst nicht belegen. Die Stickerei, welche verschiedene Figuren und Zeichen darstellen mag, befremdet durchaus nicht. Ich vermuthe, dass das beza nur des Gleichklanges mit veza wegen statt luka (Lauch) aufgenommen wurde. In solchen Vierzeilen muss sich gewöhnlich in der Schlusszeile die erste Hälfte mit der anderen reimen. Dies bietet den Tanzenden die Möglichkeit, am Schlusse in einen rascheren Takt zu übergehen und doch durch eine kleine Pause das Hastige des jähen Endes abzuschwächen.

Ein Märchen aus Krasica im kroatischen Küstenlande[1]) schildert das Treiben einer menschenhinwürgenden Hexe wie folgt:

„Es war einmal ein Graf, der hatte eine einzige Tochter. Diese Tochter war ein sehr übermüthiges und verwöhntes Kind. Als sie herangewachsen war, schickte man sie in die Schule. Die Lehrerin, zu der man sie in die Schule schickte, war eine Hexe, von der die Kinder blutwenig lernten. Sie pflegte kaum in die Schulstube zu kommen, um die Kinder zu ermahnen, dann ging sie wieder hinaus und kam erst zurück, wenn es Zeit war, die Kinder zu entlassen. Wenn die Hexe zufällig draussen eines ihrer Schulkinder erblickte, so schlug und prügelte sie es wie ein stummes Thier. Als nun des Grafen Töchterlein zum erstenmale die Schule besuchte, die Lehrerin aber sich gar nicht blicken liess, so ging das Mädchen hinaus, um doch zu sehen, wo die Lehrerin bleibe. Sie kommt hinaus, schaut in die Luft und da gewahrt sie ihre Lehrerin oben, wie sie eben Kinder abwürgt. Wie das Mägdlein aber von der Lehrerin erblickt wurde, so drohte ihr diese von oben herab. Als die Schule aus war, kehrte das Mädchen heim und fand den sämmtlichen Viehstand zu Hause verendet. Als sie am nächsten Tage aus der Schule nach Hause kam, da fand sie die Diener und die Dienerinnen todt. Am dritten Tage waren Vater und Mutter todt und das ganze Haus nur mehr ein Trümmerhaufen. Dies alles hatte die Lehrerin-Hexe verbrochen." — Im weiteren Verlauf des Märchens spielt die Hexe die bekannte Rolle der bösen Schwiegermutter, die die Kinder ihres Sohnes und der ihr missliebiger Schnur immer mit jungen Hunden und Katzen vertauscht und so bewirkt, dass der Sohn seine Frau einmauern lässt. Schliesslich stellt sich aber durch Gottes Wunder der wahre Sachverhalt heraus und die Anstifterin alles Unheils erleidet das Schlimmste. In unserem Märchen wird sie gleichfalls eingemauert[2]).

[1]) Arkiv za povjestnicu jugoslovensku B. I. S. 219.

[1]) Narodne pripovietke i pjesme iz hrvatskoga primorja. Pobilježio ih Fran Mikulčić. U Kraljevici 1876. S. 130.

[2]) Vergl. Krauss Südslv. Sagen und Märchen. S. 382—384. Hahn, Griech. u. alb. Märchen. II. S. 25 ff. Die Strigla u. St. 66 Lemonitza. Beachtenswerth ist, dass auch bei Mik. die Hexe striga genannt wird.

Um die Hexen herauszufinden, damit man sie die verdiente Strafe wegen der angeblichen Kinderhinmordung erleiden lassen könne, befolgte man und befolgt noch heutigen Tags in der Crnagora und Herzegowina, soweit es vor den Behörden verborgen bleiben kann, folgenden Brauch: Alle waffenfähigen Männer eines Dorfes versammeln sich und der Dorfälteste hebt beiläufig so an: „Ihr seht Brüder, dass unser Stamm ausgewurzelt wird von Hexen und Zauberinnen, Gott möge sie richten. Morgen in der Frühe soll jeder von Euch sein Weib und seine Mutter, so wie ich es auch selbst thun werde, zur Cisterne (oder zum Fluss oder zum See) hinbringen, damit wir sie in's Wasser werfen und so in Erfahrung bringen, welche die Hexen sind, dann wollen wir die Schuldigen steinigen, oder sie müssen uns zum Mindesten hoch und theuer schwören, dass sie in Zukunft kein Unheil mehr anstiften werden. Wollt Ihr so, Brüder?" Einstimmig riefen alle: „Ja, so wollen wir, wie denn nicht?" Am nächsten Tage führt jeder Mann sein Weib daher, befestigt einen Strick unter den Armen um ihren Leib und wirft sie so angekleidet, wie sie vom Haus kam, in's Wasser hinein. Die Weiber, die augenblicklich untersinken, werden rasch mit dem Seil an's Trockene gezogen, denn ihre Unschuld ist durch das Untersinken erwiesen, hingegen ist der gegentheilige Beweis hergestellt, wenn eine auf der Oberfläche ein Weilchen herumzappelt und nicht untergehen mag [1]).

V. Vrčević berichtet, er habe in seiner Kindheit erzählen gehört, dass die Krivošijaner (in der Gegend von Cattaro) auf diese Weise ihre Frauen einmal einem solchen Ordale unterworfen haben. Demselben erzählte ein Mann Namens Lukas Pištelja aus Trebinje in der Herzegovina, dass die christlichen Einwohner dieses Ortes im Jahre 1857 von den Türken gezwungen wurden, auf freiem Felde in die an der Stadt vorbeifliessende Trebišnjica ihre eigenen Frauen hineinzuwerfen. Unter denen, welche untergingen, befanden sich zufälligerweise auch die Mutter und die noch lebende (es war im Jahre 1874 als dies Vrčevič schrieb) Frau Pištelja's. Sieben Weiber gingen aber nicht unter, und zwar, weil sie zuviel Kleider an hatten und das Wasser unter die Kleider gedrungen war, da die Armen perpendicular in's Wasser fielen. Die Türken wollten durchaus, dass alle sieben Weiber den Steinigungstod erleiden sollten [1]). Nur mit schwerer Mühe und Noth liessen sie sich von den hart bedrängten Christen dazu bewegen, dass sie von der augenblicklichen Strafe Absicht nahmen, indem sie sich damit zufrieden gaben, dass die Beinzichtigten im Kloster Duži einen heiligen Eid ablegen mussten, in Zukunft nimmermehr Kinder aufzufressen [2]).

Eines anderen Falles geschieht bei Medaković Erwähnung. Ein Weib aus Bjelice in der Crnagora wurde in's Wasser gestossen, weil sie im Verdachte stand, eine Hexe zu sein, doch sie ging nicht unter. Ob man sie deshalb gesteinigt und was überhaupt mit ihr darauf geschehen, verschweigt unser Gewährsmann. Eine Witwe aus Raičević in der Crnagora wurde gleichfalls der Hexerei beschuldigt und man wollte sie durchaus dem Ordale unterziehen. Darüber entspann sich zwischen den Leuten ein Streit, der in einen bitteren Kampf ausartete, in welchem vier Menschen auf der Stelle ihren Tod fanden.

Viel harmloser ist eine andere, im ganzen Süden bekannte Art und Weise, nach der man die Hexen eines Ortes kennen zu lernen sucht. Mann kann sie alle bei der Mitternachtsmesse in der Christnacht sehen. Zu diesem Behufe arbeitet man vom Tage der hl. Lucia oder hl. Barbara ab bis zur Fastenzeit vor Weihnachten [3]) an einem Schemel, und zwar so, dass man jeden Tag einmal mit dem Beil in das Holz schlägt, aus welchem der Schemel verfertigt wird. Mit diesem Schemel begibt man sich in der Christnacht [4]) in die Kirche und stellt sich auf denselben in dem Augenblicke, wann der Priester den letzten Segen spricht. Da kehren die in der Kirche anwesenden Hexen dem Altar den Hintern

[1]) Zeugen: V. Vrčević im Zbornik von Bogišić, S. 561 — L. und V. Vukalović und M. Sredanović ebendaselbst, S. 640. — G. Medaković in Zivot i običaji Crnogoraca S. 182. — V. Karadžić im Wörterbuch unter vještica.

[1]) So verfuhr man zur Zeit Kara Georg's auch in Serbien mit den Hexen, wie Vuk bezeugt. — Ueber dieselbe Art der Hexenprobe bei den Deutschen vrgl. Simrock Hdb. d. D. M. S. 453.

[2]) Vrčević hat diese Geschichte im „Niz srpskih pripovjedaka" zu einer halb dramatischen Novelette ausgesponnen (S. 90—98). „Trebinjski sud i hrišćanske vještice". („Das Gericht von Trebinje und die christlichen Hexen"), und fügt diesem Titel die Bemerkung an: „Nach einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 1876". Vrčević dürfte sich verschrieben haben, denn an eine Fälschung, d. h. an eine Erfindung der Geschichte darf bei einem Vrčević nicht im Entferntesten gedacht werden.

[3]) Andere meinen, dass man an dem Schemel bis zur Christnacht arbeiten müsse.

[4]) Während der Mitternachtmette in der Christnacht knallen die Bauern mit Peitschen vor den Häusern, um die Hexen dadurch zu verscheuchen.

zu und schauen zur Thüre hin. Der Mann auf dem Schemel muss nun sofort, wie der Priester das Kreuz schlägt, nach Hause eilen und sich in's Bett legen. Die Hexen verfolgen ihn bis in's Haus hinein und er vermag sich nur dadurch vor ihrer Rache zu schützen, dass er den Schemel unter das Bett stellt. Die Hexen sind wohl jetzt machtlos, doch schärfen sie dem Manne ein, reinen Mund zu halten über das, was er gesehen, sonst werden sie an ihm Rache nehmen. (Ueber den deutschen Glauben vrgl. Grimm D. M. 1033.)

Ein Kürschnergeselle verfertigte auf die angegebene Weise einen Schemel und beobachtete in der Kirche das Treiben der Hexen. Zu des Burschen Unglück las der Priester hastig die Schlussgebete ab und der Bursche konnte nur mit schwerer Müh' und Noth den Hexen entrinnen. Sie holten ihn auf der Hausschwelle ein. Er flüchtete in die Küche und warf sich schnell in den Brodofen hinein. Von dort zogen ihn die Hausleute heraus und schafften ihn, der schon ganz leichenblass aussah, in die Stube hinein. Er aber eilte zur Thüre, warf sich auf die Erde und rang die ganze Nacht hindurch mit einem unsichtbaren Jemand. Da kam ein altes Weib aus der Nachbarschaft, beräucherte den Burschen, und man sagt, es sei ihm darauf leichter geworden. Auf die Dauer half dies aber doch nichts, bis sich endlich ein Weib seiner erbarmte und ihm den Rath ertheilte, er soll einer lebendigen Henne den Leib aufschneiden und das Herz, so lange es noch warm ist, roh aufessen. Dies that er und genas vollständig. Bis dahin hatte er das Reden fast verlernt gehabt und, es kam häufig vor, dass er Nachts bei geschlossenen Thüren und Fenstern plötzlich verschwand. Wahrscheinlich ritten da auf ihm Hexen herum. (G. S. Deželić. Odgovor na pitanja stavljena po historičkom družtvu. Arkiv Kukulj. VII, 218, 1863.)

Das Herzessen, wie es sich hier im Aberglauben erhalten hat, verräth eine Auffassung der Dinge, wie sie nur einer alten Heidenzeit zugeschrieben werden kann. Mit der steigenden Gesittung, als man sich daran gewöhnt hatte, zubereitetes Fleisch zu essen, erhielt sich der alte Brauch, nun ungewöhnlich geworden, nur mehr bei Opfern. Als auch diese durch das Christenthum ausgemerzt wurden, bezog der Volksglaube den alten Brauch auf andere Dinge und leitete aus dem Genuss roher Herzen eine besondere Kraft ab, die dem Betreffenden einmal zum Segen, wie z. B. in dieser Sage, oder zum Unheil, wie den Hexen, die Kinder ausweiden, ausschlagen kann.

Will man von Hexen besucht werden, so muss man jeden Morgen mit dem linken Fusse beim Erwachen aus dem Bett steigen und den linken Fuss vor dem rechten ankleiden. (Aus Warasdin. Prof. Valjavec.)

Legt man einen Besen über die Schwelle, so kann keine Hexe dieselbe überschreiten. Ebenso kann man ihr auf offener Strasse den Weg versperren, wenn man zwei Besen kreuzweis auf den Weg legt.

Wer sonst einer Hexe aufpassen will, muss Charsamstag Abends seiner Kuh zwischen den Hörnern ein wenig Haare ausschneiden und am Palmsonntag mit den Haaren in der Tasche in die Kirche gehen. Während nun der Priester den letzten Segen spricht, nehme man ein wenig von den Haaren zwischen die Finger, bekreuzige sich so und vergrabe die Haare, sobald man wieder nach Hause kommt, unter die Schwelle der Stallthüre, durch welche die Kuh durchgehen muss. Die Hexe bleibt aber an einer solchen Schwelle wie festgewurzelt stehen. Man kann sie nun leicht erwischen und mit ihr thun, was man will. In der Folge wird sich sowohl die betretene als überhaupt jede Hexe wohlweislich hüten, diesen Grund und Boden je wieder heimzusuchen.

Wann eine Hexe gestorben ist und zu Grabe getragen wird, pflegt es jedesmal zu donnern und zu hageln, wie man glaubt deshalb, weil sie bei Lebzeiten Donner und Hagel heraufzubeschwören vermocht hat.

Eine Hexe darf man weder an einem geweihten Orte, noch in einem Garten, oder auf der Strasse, oder am Wegrain, oder in einem Graben am Wege vergraben, denn andere Hexen würden sie wieder herausscharren und beleben. Darum muss man eine Hexe im Walde unter irgend einem sehr alten, schattigen Baume vergraben, und Gott behüte, ja nicht unter einem jungen; denn ein junger Baum breitet nicht hinreichend Schatten über die Hexe aus, der Schatten aber, den die Erde wirft, mit welcher das Grab zugedeckt wird, reicht allein nicht aus. Dieser Schatten ist der Hexe auch nicht im Geringsten zuträglich. (Aus Warasdin. Prof. Valjavec.)

Wenn ich den Volksglauben richtig erfasse, so ist der ursprüngliche Grund, weshalb man eine Hexe unter einen jungen Baum nicht vergraben will, nicht der unzulängliche Schatten, sondern weil man glauben mochte, dass der in dem jungen Stamme hausende Geist durch die Hexe vertrieben würde, weshalb

der Baum dann absterben müsste, oder dass die Hexe als ein Krankheitsgeist in den Baum fahren und ihn so zum Verdorren bringen würde. Im Uebrigen wird den Hexen ein ungewöhnlich langes Leben zugeschrieben. Irgendwo auf einem steilen Felsen im Hochgebirge quillt ein „lebendiges Wasser“ hervor, erzählte mir jener Bauer aus Kamensko, an welchem sich die Hexen immer verjüngen. Das Wasser des Lebens spielt in den Sagen aller Völker eine grosse Rolle. Einen ausführlichen Nachweis der darauf bezüglichen Stellen gedenke ich an einem anderen Orte zu liefern.

Um die Hexen zu bannen, pflegen die Bäuerinnen am letzten Faschingssonntag die Kesselketten verkehrt aufzuhängen, andere legen ein Kuhhorn in die Kohlenglut, weil Hexen diesen Geruch nicht vertragen.

Man kann eine Hexe auch dadurch vertreiben, dass man sie verflucht. Die Hexe verliert nämlich im selben Augenblicke all' ihre Macht, denn der Mensch trägt das Kreuz der katholischen Kirche, die Hexen aber das Kreuz des Teufels. Es genügt, dass der Mensch ihr zuruft: „Gemeines Weib, warum trägst Du das Kreuz des Teufels, Du bist ja doch von aller Welt gemieden (verlassen) und kein Mensch mag Dich leiden!“ (hmana žena, zakaj nosiš križ vraži, ipak si od sega sveta ostavlena ter te ne mre nijeden človek trpeti!) (Aus Warasdin. Prof. Valjavec. Hdschrft.)

Man ersieht aus diesem Glauben deutlich, wie die alten Anschauungen, die von der neuen Lehre nicht ausgerottet werden konnten, als eine Nachäfferei des wahrhaft Göttlichen hingestellt sind. Den Hexen und dem Teufel schreibt man die Gebräuche und Abzeichen der Gotteskirche zu, doch in karrikirter Gestalt; was sie thun, thun sie verkehrt, zum Spott und Hohn der lichten Gottheit. So wird z. B. in dem berüchtigten malleus maleficarum mehrmals des Eidschwurs Erwähnung gethan, den die Hexen bei ihrer Aufnahme in den Bund dem Teufel zu leisten haben.

Wenn man die Unterhosen umwendet und sie so anzieht, ist man gegen jeden Hexenzauber gefeit. Das südslavische Bauernhaus hat keinen Anstandsort und die Leute sind genöthigt, auf dem Düngerhaufen oder sonst wo auf einem Platze, wohin man das Kehricht wirft, ihre Nothdurft zu verrichten. Solche Orte sind aber nach dem Volksglauben Tummelplätze der Hexen; darum hält man ein Stück Brod in dem Mund, während man auf einem solchen Orte weilt; dadurch wird die Macht der Hexen gebrochen [1]).

Der Mensch kann sich vor einer Hexe nur dann mit Erfolg vertheidigen, wenn er sich mit einem geweihten Stock wehrt. Etwas anhaben kann er ihr aber auch nur in dem Falle, wenn er sie auf den Kopf oder den Hintern mit dem Stocke trifft; denn im Kopfe der Hexe sitzt ihr Hass gegen Alles, was geweiht ist, mit dem Hintern dagegen verhöhnt sie Alles, was heilig ist. (Aus Warasdin. Prof. Valjavec.)

Wird eine Hexe so ertappt, dass sie nicht mehr entfliehen kann, so verwandelt sie sich flugs in ein Stück Holz oder einen Stein, je nachdem an dem betreffenden Orte mehr Holz oder Steine liegen, so dass der Gegner irregeführt wird. Gelänge es aber Einem, den Gegenstand ausfindig zu machen, in welchen sich die Hexe verwandelt hat, so kann er ihr leicht den Garaus machen, wenn er nur herausbekommt, auf welcher Seite ihr Kopf liegt. Trifft man die Hexe nicht gerade auf den Kopf, so mag man drei Tage lang auf den Gegenstand losschlagen und man wird der Hexe dennoch nicht das Geringste anhaben. Versetzt man ihr aber einen rechten Schlag auf den Kopf, so bleibt sie für immer todt liegen, und zwar in der Gestalt, welche sie angenommen hat [2]).

Bäuerinnen, die an Hexen glauben, pflegen Schweinedreck in einen Leinwandlappen einzuwickeln, den Lappen fest zuzubinden und als Amulett an einer Schnur um den Hals zu tragen. Diese Schnur muss aber eben so lang sein als das Weib gross ist, das die Schnur braucht, dann kann kein Teufel und keine Hexe dem Weibe etwas anhaben. (Aus Krapina Toplice in Kroatien.)

Um sich vor Hexen zu schützen, trägt man Schlehdornen im Kleid eingenäht. Mit Schlehdornen bannt man Hexen und Teufel. In Häusern, wo es

---

[1]) Das Brod, das man in den Mund nimmt, ist wohl nichts anderes als ein Opfer, das man der Hexe darbringt, die im Dünger haust, um sie zu versöhnen wegen der Verunreinigung ihres Aufenthaltsortes; Brod opfert auch der russische Bauer auf dem Dünger den Lješje. Im Dünger, den man später auf's Feld führt, wohnen die Geister der Fruchtbarkeit und des Feldsegens. Diese ursprüngliche Anschauung ist mit der Zeit erloschen und die Düngerstätte wurde zum Tummelplatz der Hexen gemacht.

[2]) Pogled u Bosnu ili kratak put u onu krajinu (der anonyme Verfasser, ein Kroate, meint damit Bosnien) učinjen 1839—40 po jednom domorodcu. U Zagrebu 1842, S. 44 f. Anmerkung.

kleine Kinder gibt, befestigt man an Thüren und Fenstern Schlehdornen [1]). (Slavonien.)

Wie man schon aus einigen der mitgetheilten Sagen ersehen, benöthigen die Hexen eines Zauberfettes. Wer davon isst, versteht die Thiersprache. Wie dieses Fett gewonnen wird, erzählt folgende Sage aus Kreutz in Kroatien.

Es war einmal eine Hexe, bei der es Niemand im Dienste aushalten konnte. Nun ging einmal ein Junge des Weges, erblickte die Hexe und bot ihr einen „guten Tag" zum Gruss. Sie winkte ihm freundlich zu, fragte ihn, wohin er wandere, und er antwortete, er gehe sich einen Dienst suchen. Sie sagte ihm gleich, bei ihr wäre eben eine Stelle frei und er dürfe nur eintreten, und so trat der Junge bei ihr in Dienst ein. Sie schärfte ihm sogleich ein, er müsse sich brav aufführen, bei ihr habe schon eine Menge Leute gedient, weil diese aber sich nicht brav aufgeführt, deshalb habe sie ihnen Allen der Reihe nach den Garaus gemacht. Der Junge gab ihr das feste Versprechen, sich stets brav aufzuführen. Abends setzte sie ihm ein gutes Nachtmahl vor und befahl ihm, er müsse morgen in der Früh zeitlich aufstehen, um auf's Feld ackern zu gehen. Der Junge erwachte zeitlich in der Früh und ging ackern. Um die Mittagsstunde setzte er sich zum Essen und liess die Ochsen lange Rast halten. Als er Abends heimkehrte, fragte ihn die Vettel, wie viel er aufgeackert; und er antwortete „so und soviel". — Der Alten schien das wenig zu sein und sie schalt ihn einen trägen Arbeiter. Hierauf begab er sich zur Ruhe, um am folgenden Tage wieder seine Arbeit aufzunehmen. In der Früh trug ihm die Alte auf, er müsse das, was er zuerst aufackere, es mag was immer sein, auf der Stelle nach Haus bringen. Er begab sich auf's Feld, stemmte die Flugschar ein und ackerte eine Kröte heraus. Die nahm er sogleich und trug sie der Alten heim. Die Alte sprach: „Gut, mein Kind, gut", und der Junge kehrte wieder auf's Feld zurück. Nun klagte ihm einer der Ochsen, er sei ganz müde, denn die Alte sei die ganze Nacht auf ihm herumgeritten; deshalb gönnte der Junge den Ochsen wiederum eine lange Rast. Er kommt nach Haus und seine Herrin frägt ihn: „Wie viel hast du aufgeackert?" — „So und soviel." Hierauf begab sich die Alte in die Stube, der Junge aber huschte schnell in die Küche, um nachzusehen, was die Alte koche und sah die Kröte in einer Rein braten. Schnell ergriff er einen Löffel, schöpfte ihn voll Sahne, in welcher die Kröte briet, und schlürfte den Saft hinunter. Sodann schaffte er die Ochsen in den Stall und ging nachtmahlen, doch bekam er nicht die Kröte zu essen. Nachdem er sich satt gegessen, begab er sich zur Ruhe. Am dritten Tage gönnte er wiederum den Ochsen eine lange Rast. Als er Abends heimkehrte, stand er eine Weile mit der Alten im Hofe. Die Alte besass eine Gluck, die ein hinkendes Küchlein hatte. Da machte die Gluck dem hinkenden Küchlein Vorwürfe, warum es sich nicht tummle, es sehe ja, ein Geier schwirre durch die Lüfte. Der Junge verstand das ganze Gespräch und erzählte es der Alten. Die Alte hiess ihn näher treten und sagte: „Geh', komm', zeig mir 'mal deine Zunge!" — Er streckte die Zunge aus, die Alte aber nahm einen Löffel und schabte das wenige von der Sahne ab, das noch auf seiner Zunge klebte. Seit diesem Augenblicke verstand er nicht mehr die Sprache der Thiere.

Das Fett, mit welchem sich die Hexen einreiben, um fliegen zu können, besteht nach einem anderen Volksglauben aus Stutenbutter [1]). Ein Bauer aus Toplice (dem Curorte bei Warasdin) erzählte Prof. Valjavec folgendes Erlebniss, das Herr Valjavec wortgetreu aufzeichnete. Das Geschichtchen liegt mir in der Handschrift vor und lautet: „Ich habe an diesen Weihnachtstagen ein Weib gesehen, das hat drei Tage hindurch nach Stutenbutter gesucht (iskala konjsku putru, wörtl. sie verlangte Pferdebutter). Dann hab' ich sie gesehen, dass sie welche gefunden hat, wo die Pferde weiden. Ich bin ihr nun entgegengetreten, sie hat aber die Butter unter die Schürze versteckt. Ich hab' gesehen, wie ein Bischen davon hervorschaut und hab' sie gefragt: „Was fangen Sie damit an, Gevatterin?" (Kaj bute kuma s tem?) Da verschwand sie augenblicklich spurlos, ich aber war in Furcht, weil ich mich ganz allein befand. Ja, wenn ich sie nicht gefragt hätte, Sie hätten gesehen, sogleich hätt' sie mich zu Staub und Asche zermalmt. Wenn sie mit dieser Butter

[1]) Im alten Rom wurden am 1. Juni Weissdornruthen und Wegedorn über Thür und Fenster angebracht, um alles Unheil (noxas) davon zu verscheuchen und vor Allem die gespenstischen, eulengestaltigen Strigen, Geister der Krankheit und Auszehrung, welche den Wiegenkindern die Eingeweide ausfressen, fernzuhalten. Vergl. Ouid. Fast. VI. 129 ff.

[1]) Die Deduction, wieso gerade Krötenfett und Stutenbutter als Zaubersalben bezeichnet werden, ist einfach. Sie ergibt sich von selbst, wenn man sich die altheidnischen Vorstellungen über die Kröte und das Pferd als Opferthiere in's Gedächtniss ruft.

zaubern will, da muss sie dieselbe in der Mitternachtmette mit haben, und beim Segen muss sie auf ihr knieen. Sobald die Mette aus ist, da muss die Hexe hurtig heim eilen, damit sie von gar Niemand wahrgenommen wird. Diese Zauberei (Hexerei coprija) ist zu Folgendem gut: Wenn die Hexe Alles, wie es sein muss, mit dieser Butter vollbringt, so kann sie auf ihr (? na njoj) wie ein Pfeil dahinreiten und wird von Niemand erblickt werden. Man sagt auch, dass es zuweilen nur darum saust (fućka, vom Pfeifen des Wirbelwindes), weil eine Hexe durch die Luft reitet, Andere sagen wohl auch, der Teufel führe Geld.“ In Biškupec in Kroatien glaubt das Volk, dass die Hexen zu Pfingsten (na duhovo) um halb zwölf Nachts das Fett bereiten, das sie zum Fliegen befähigt.

Dieses Fett wirkt so kräftig, dass Alles und Jedes in Bewegung geräth, was damit bestrichen wird. Darüber findet sich eine Sage bei Valjavec in der „Narodne pripoviedke“ S. 245. Sie lautet:

Es war einmal eine Hexe, die befahl ihrem Sohne, aus dem Kasten Fett zu nehmen und den Wagen zu schmieren. Der Junge ging in die Stube und nahm das Fett heraus, vergriff sich aber und nahm ein Fett, welches seine Mutter gebrauchte. Er bestreicht das eine Rad und es fängt an, sich zu drehen, er bestreicht das zweite, auch dieses dreht sich, so das dritte und das vierte, da flog der Wagen auf den grossen Nussbaum, der vor dem Hause stand. Der Junge lief nun schnell zu seiner Mutter und erhob ein Geschrei: „Mütterchen, Mütterchen, der Wagen ist mir auf den Nussbaum hinaufgefahren.“ — Sie: „Ja, was hast du angerichtet? — Hab' ich dir denn befohlen, mit diesem Fett den Wagen zu bestreichen?“ Hierauf ging sie hinaus und beschwor den Wagen vom Baume herab, was niemand Anderem als nur ihr gelingen konnte.

Besonders gefürchtet sind die Hexen, die Kühe behexen. Wenn einer Kuh die Milch versiegt, oder wenn, wie man im Volke sagt, eine Kuh eintrocknet, so schnitzt man einen Keil aus Birkenholz und keilt ihn im Stalle unter dem Lager der Kuh, gerade unter ihrem Nabel in den Boden ein. Damit ist der Hexenzauber gebrochen. Wird eine Hexe auf frischer That ertappt, so soll man sie mit einem Birkenruthenbesen schlagen und sie wird nimmer zaubern können[1]). Will man sein liebes Vieh gesund erhalten, so schlage man es nur mit Birkenreisern. (Slavonien.) Ein anderes Recept aus Čehovci im Murlande lautet:

Um zu verhüten, dass Hexen den Kühen die Milch entziehen, nehme man die Mistel[1]), die auf

[1]) Man vergleiche den ähnlichen Glauben bei Panzer (in den Beiträgen II. S. 302), wo von einem Sägeschmied in der Oberpfalz erzählt wird, dass er jedesmal, wenn er fieberte, einen Geisterbanner kommen liess, der die Thürschwelle aushob, den Geist bannte und ihn in einem Weidenbaum einkeilte. In dem Keile steckt nach dem Volksglauben die Seele des Dämons. Am ersten Maitag, zu Pfingsten oder am Abend des 23. Juni findet in deutschen, westslavischen, französischen und anderen keltischen und romanischen Landschaften folgender Brauch statt: Man zieht in grosser Schaar in den Wald, bringt grüne Büsche und junge Bäume, vorzugsweise Birken oder Tannen mit heim, welche vor der Thür oder auf dem First des Hauses, auf die Düngerstätte oder vor dem Viehstall aufgepflanzt werden und zwar hier gerne für jedes Stück Vieh (Pferde und Kühe) ein besonderes Bäumchen. Die Kühe sollen dadurch milchreich, die Hexen vertrieben werden. Vergl. die reichen Nachweise bei Mannhardt a. a. O. S. 160 ff. Bei den Čechen lässt die Hausfrau am Palmsonntag Birken und Pimpernusszweige weihen, um damit am Kuhfeste die Kühe rückwärts aus dem Stalle zu treiben. (Reinsberg-Düringsfeld. Festkalender aus Böhmen S. 110.) Im Böhmerwalde schlägt man am 1. Mai das Vieh mit Birkengerten. Ein Schlag mit dieser Ruthe schützt ein Hausthier das ganze Jahr vor tödtlicher Verwundung. (E. Rank, aus dem Böhmerwalde S. 127.) Auch bei den Ruthenen findet das Kälberquicken mit Birkenruthen und Haferhalmen statt. In der Normandie schlägt man die Kühe, um sie milchreich zu machen, dreimal mit einer Haselruthe auf die Seite. (De Nore, Coutumes, mythes et traditions p. 270.) Eine Hexe bekannte in Hessen 1596: „Wenn sie auf Wallburgstag eines Nachbarn Kue mit einem Rüdtlin in Teufels Namen geschlagen habe, sie das ganze Jahr über obige Kue melken könne. Solches Rüdtlin habe sie in ihrem Stalle stehen gehabt.“ Weitere Nachweise ähnlicher Bräuche bei Mannhardt a. a. O. S. 272 ff. In der Altmark ziehen Fastnachtabend die Knechte mit Musik von Hof zu Hof und stäupen mit Birkenreisern, fein nach der Ordnung zuerst die Hausfrau, dann die Töchter, zuletzt die Mägde. (Kuhn, Märkische Sagen S. 307.) Die Birkenreiser sind die Lebensruthen, mit denen man zu verschiedenen Zeiten Leute schlägt, damit es ihnen wohl ergehe. Wenn man die Hexen gleichfalls mit Birkenreisern schlägt, so will man dagegen den bösen Zauber aus ihnen herausschlagen. Vergl. Mannhardt a. a. O. S. 251 ff. Wir erinnern in Bezug auf den erwähnten Brauch der Lebensruthe an die südslavischen „mladijenci“ (Verjüngungstag), die auf den 4. Tag nach dem Weihnachtsabend fallen. Die Mutter schlägt ihre Kinder mit grünen Reisern und spricht dabei: „Lass das Böse und nimm das Gute! Lass Krankheit und Leid und ergreife die Gesundheit!“ Vergl. die ausführliche Schilderung bei Vrčević in „Tri glavne narodne svečanosti“ Pančevo 1883. S. 19.

[1]) Der Glaube an die Zaubermacht der Mistel ist allen indogermanischen Völkern eigenthümlich. Vergl. Afanasijev, poetičeska vozrenia etc. II. 432—434. Simrock, die Edda S. 280—281. Kuhn, Herabk. des Feuers, 231 ff. — Im Altsl. heisst die Mistel **омельникъ**, in russ. und südslav. Dialecten omela (omelica, omelnica, imela, melnica, mela), čech.

Bäumen wuchert und Holz vom Kornellkirschenbaum, füge Schiesspulver hinzu, lasse die Dinge einsegnen und wickle sie in einen kleinen Leinenlappen, den man der Kuh, bevor sie noch einmal abkalbt, in ein Horn hineingibt, nachdem man vorher das Horn oben abgeschnitten. In Folge dessen wird keine Hexe dieser Kuh etwas anhaben können.

In der Weihnachtsnacht muss man den Kühen Heu vorlegen und zwar muss man mit demselben rauschen, damit die Kühe nicht hören, wie sie der Reihe nach von den Hexen angerufen werden und sich ihnen nicht melden. Derjenigen Kuh, die sich auf den Ruf der Hexen meldet, entziehen die Hexen die Milch. (Aus Warasdin, von Prof. Valjavec.)

Am Samstag vor Pfingsten (na soboto pred binkošti. Binkošti ist das deutsche Wort Pfingsten, das wieder ein Lehnwort aus dem Griechischen ist: πεντεκοστή, das slavische Wort ist duhovi) werden in Ormuž in Steiermark von alten Weibern die Kühe angeräuchert, damit die Hexen den Kühen nichts anhaben können.

Will man verhüten, dass eine Hexe das Vieh behext, so pflegen die kroatischen Bauern einen Faden um das ganze Gehöfte herum zu ziehen, den Faden muss man aber eigenhändig am Quatemberfasten gesponnen haben [1]).

Hexen vermögen eine fremde Kuh auszumelken, wenn sie auch nicht im Stalle bei der Kuh sind, wie es aus folgender Sage erhellt. Es waren einmal zwei Nachbarinnen, von denen die eine eine Hexe war. Diese Hexe pflegte das eine Ende eines langen Seiles über den Zaun in den Stall ihrer Nachbarin zu werfen, steckte dann das andere Ende des Seiles in ihren Milchkübel und melkte so die fremde Kuh aus. Sie wusste nur nicht, dass sie bei diesem bösen Treiben von ihrer beschädigten Nachbarin beobachtet wurde, und so selbst verrieth, dass sie eine Hexe sei. Von der Strafe, die eine Hexe wegen unbefugten Ausmelkens fremder Kühe erleiden musste, erfahren wir durch folgende Sage aus Kroatien:

Es war einmal ein reiches und ein armes Weib. Die reiche Frau hatte nur ein einziges Kind, die arme ihrer sieben. Die Reiche besass sieben Kühe, die Arme nur eine und die gab keine Milch; denn sie wurde von der Hexe ausgesaugt. Einmal ging die Arme in den Stall und erblickte eine Kröte, die an dem Euter der Kuh säugte. Rasch ergriff sie eine Axt und schlug auf die Kröte los. Diese Kröte war niemand Anderer als die reiche Nachbarin, die gleich am nächsten Tage gegen das arme Weib beim Pfarrer Beschwerde führte. Der Pfarrer liess auf der Stelle das arme Weib vor sich laden und fragte sie, wie sie es gewagt, ihre Nachbarin so schmählich zuzurichten. Das Weib erklärte, sie habe bei Leibe niemand Anderen als nur eine Kröte geschlagen, die an dem Euter ihrer Kuh gesaugt. Auf diese Weise erfuhr man, dass die reiche Frau eine Hexe ist und liess sie auf Pferdeschweifen in Stücke reissen.

Die Hexe erlangt über die fremde Kuh durch ein sogenanntes sympathisches Mittel Gewalt. Darin liegt aber auch zugleich die innere Kraft der Hexe. Gelingt es dem Beschädigten, die betreffenden Stücke in die Hand zu bekommen, so ist er zugleich Herr der Hexe. Er kann sie dann nach Belieben vernichten. Darüber belehrt uns ein Märchen aus Kroatien, das ich erst jüngst von Herrn Löw zugeschickt erhalten.

In Cepirlak lebte ein Weib, das hatte drei Kühe. Die eine Kuh war weiss, die andere schwarz, die dritte roth. Diese Kühe gaben recht viel Milch. Das Mütterchen wurde reich und schenkte viel den Armen. Auf einmal trockneten die Kühe ein, doch nicht plötzlich, sondern so, dass sie immer weniger und weniger Milch gaben. Das Weib fütterte und hielt wohl immer besser ihre Kühe, doch Alles umsonst, zusehends wurden die Kühe immer magerer, und darüber weinte das Mütterchen. Sie wusste sich schon nimmer zu helfen, sondern suchte ein altes Mütterchen auf und befragte sie um ihren Rath bezüglich der Kühe. „He“, sagte das alte Mütterchen zu ihr, „da weiss ich dir wirklich keinen Rath und keine Hilfe. Ein Weib hat dir die Kühe verhext (edna ti je žena scoprala krave). Geh' nach Haus,

---

jmelí, poln. jemioła, lit. amalis, let. amuls. Wenn eine Mistel auf einer Haselstaude wächst, so haust in der Erde unter dieser Staude eine Schlange mit einer Demantenkrone, oder sie ist die Bewahrerin wer weiss was für unermesslicher Schätze.

[1]) Der geheiligte Faden, der einen Wohnbezirk abgrenzt, schützt nach Analogie der Furche, die man in Pestzeiten um das ganze Dorf zieht, vor dem bösen Einfluss der Hexen. Ein weiteres Analogon erblicke ich in einem andern Aberglauben des südslavischen Bauern. Wenn er sich den Fuss verstaucht hat, oder derselbe ihm geschwollen ist, so bindet er einen geweihten Faden unter Hersagung des Vaterunsers um den leidenden Fuss. Der Faden, der aus Flachs gesponnen sein muss, soll nach der uralten Auffassung den Krankheitsdämon aus dem Fusse vertreiben. Verwandte Züge liessen sich in Menge noch anführen. Eine überaus reiche Zusammenstellung von Nachweisen über derartige Hegungen liefert F. Liebrecht, „Zur Volkskunde“, S. 305—310: „Der hegende Faden“.

vielleicht findest du irgend etwas.“ — Geht das Weib heim, sucht in allen Winkeln herum, kann aber nirgends etwas finden. Schaut sie da nicht zufällig in den Rauchfang hinauf und erblickt im Rauchfang einen schwarzen Gegenstand. Nimmt sie ihn herab, um doch zu sehen, was das sein soll. War das ein Pack Lumpen. In den Lumpen aber waren drei Nägel und um jeden Nagel ein Haar gewunden: ein rothes, ein schwarzes und ein weisses, gerade solches Haar, wie es die Kühe eben hatten. Ging sie nun wiederum zu dem alten Mütterchen mit den Sachen, die sie da gefunden. Schaut sich das Mütterchen die Sachen an und spricht zu ihr: „Nimm diese drei Nägel und schmiede sie zu einem einzigen zusammen, dann nimm um 12 Uhr Nachts diese drei Kuhhaare und lege jedes mit einem Ende an's Feuer, und zwar so, dass sie nur ein klein winzig anbrennen. So musst du nach und nach jeden Tag thun, so lange, bis deine Kühe gesund werden.“ Schmiedet sie wirklich die drei Nägel in einen zusammen und fängt an, die drei Haare zu versengen. Gott soll mich strafen, wenn nicht wirklich von dem Augenblicke ab die Kühe immer gesunder wurden. Schlimm aber erging es dem Weibe, das die Kühe verhext hatte. Noch den Tag vorher war das Weib frisch und gesund. Von dem Augenblick ab, wo das Weib die Haare zu versengen anfing, wurde die Hexe immer hinfälliger, und je mehr die Kühe an Gesundheit und Kraft zunahmen, desto mehr nahm die Hexe ab. Wenn das Weib schlief, kam die Hexe immer unter ihr Fenster und fing an zu jammern und zu winseln: „Gib mir die Nägel, gib mir die Haare zurück!“ und so kreischte sie fort und fort, bis der Hahn in der Früh „Kukuriku“ krähte. So ging es Nacht für Nacht, und die Hexe winselte immer mehr und mehr. Einmal winselte sie so stark, dass ihr das Weib beinahe die Nägel und Haare schon zurückgeben wollte. Wie sie sich aber erhob, um sie der Hexe zurückzugeben, fingen die Kühe so jämmerlich zu brüllen und muhuen an, dass sie sich darüber ganz entsetzte, und so gab sie der Hexe weder die Nägel noch die Haare zurück. Ging sie wieder zu jenem alten Mütterchen und erzählte ihr die Sache. „O Weh“, sagte das alte Mütterchen, „gib es nicht her, um Gotteswillen, nicht! Sie möchte gesund werden und das ganze Dorf verhexen. Verbrenn du nur noch den Ueberrest der Haare, sonst ist's in Zukunft um dich und um uns schlimm bestellt.“

Das Weib ging jetzt nach Haus, nahm die Nägel, die in eins geschmiedet waren, sowie den Rest der Haare und legte sie in's Feuer. Sobald die Haare verbrannt waren, da züngelte flugs ein mächtiges Feuer durch den Rauchfang im Hause der Hexe, eine schwarze Gestalt bemächtigte sich der Hexe und flog mit ihr fort bis zu jenen Bergen. Dies aber war der leibhaftige Teufel, der die Seele der Hexe mit sich forttrug in die Hölle, auf dass sie dort ewige Qualen erdulde.

Mehr Märchen als Sagen sind folgende zwei Hexengeschichten, beide aus der Umgegend von Warasdin (aus Prof. V. Hdschft.).

I.

Es war einmal eine Mutter mit einem kleinen Kinde, das sie vor Kurzem zur Welt gebracht. Da sie ein armes Weib war, konnte sie keine Gevatterin finden. Nun begegnete ihr einmal auf dem Wege, als sie auf Arbeit ging, eine Hexe und sie bat dieselbe ihrem Kinde Gevatterin stehen zu wollen. Nach der Taufe sagte die Gevatterin zur Mutter, sie möge sie einmal besuchen, wenn das Kind etwas grösser geworden. Nach geraumer Zeit machte sich die Frau auf den Weg zur Gevatterin in ihr Schloss. Vor dem Schlossthore angelangt, fielen ihr zwei Hähne auf, die als Thorwächter auf- und abgingen. Sie schritt vorbei, kam in die Küche und erblickte Schürhacken und Schaufel gegen einander schlagend und herumtanzend. Als sie auf den Söller kam, sah sie in dem ersten Zimmer nur Blutlachen, im zweiten Zimmer nur Fleischstücke, im dritten lauter Hände und Füsse, und als sie durchs Schüsselloch in's vierte hineinlugte, gewahrte sie die Gevatterin, mit einem Pferdekopfe auf dem Haupte, damit beschäftigt den Pferdekopf zu lausen. Kaum trat sie in die Stube hinein, schleuderte die Gevatterin den Pferdekopf unter den Stuhl, und der Besuch fing ihr an zu erzählen, was für Merkwürdigkeiten sie im Hinaufgehen gesehen: „Beim Eingang in's Schloss sah ich zwei Hähne als Thorwächter.“ — „Das sind“, erklärte die Alte, „meine Wächter.“ — „Im Hinaufgehen sah ich in der Küche Schürhacken und Schaufel tanzen.“ — „Das ist meine Dienerschaft, sie feiert Hochzeit und erfreut sich am Tanz.“ — „Als ich schon oben am Söller war, sah ich ein Zimmer voll Blutlachen.“ — „Das ist mein Wein.“ — „Im zweiten und dritten Zimmer sah ich lauter Fleischstücke.“ — „Das ist mein Braten.“ — Hierauf ging die Hexe hinaus, brachte Blut und Fleisch und bot es der Frau an zu essen und zu trinken, doch diese weigerte sich beharrlich auch nur das Geringste zu sich zu nehmen. Beim Abschiede gab

ihr die Hexe das Vortuch voll Kohlen und schärfte ihr ein, sie nicht wegzuwerfen, wofern sie etwas Gutes zu haben wünsche. Auf dem Wege aber fiel der Frau ein Theil davon aus der Schürze und sie fand es nicht der Mühe werth, das zu Boden Gefallene mehr aufzulesen. Wie sie nach Haus kam, warf sie verächtlich die Kohlen auf den Tisch, und siehe da! — es war lauter blankes Gold[1]). Jetzt that es ihr freilich leid um das, was sie weggeworfen, und sie tummelte sich an den Ort zurück, um es aufzulesen, doch es war keine Spur mehr von den Kohlen, ebensowenig auch von einem Schlosse zu entdecken. Da ward es der Frau klar, dass sie es mit einer Hexe zu thun gehabt.

II.

Es war einmal eine Gräfin, die hatte ein kleines Töchterchen. Die Kleine ging einmal in den Wald und verirrte sich darin. Als sie so hin- und herirrte und weinte, erblickte sie in weiter Ferne ein kleines Häuschen, zu dem lenkte sie ihre Schritte. Als sie dort ankam, pochte sie an der Thüre an. Jemand rief von drinnen: „Herein". — Das Mädchen öffnete die Thüre und trat in die Stube und erkannte gleich beim ersten Blick, dass sie sich in der Behausung einer Hexe befinde. Die Hexe sprang sogleich auf sie los, stach ihr die Augen aus und jagte sie so lange um den Tisch herum, bis sich die Kleine ganz wund schlug; dann aber trieb sie sie in's Bett. Am nächsten Tage ging die Alte irgend wohin in den Wald und das Mägdlein blieb allein zu Hause. Das arme Kind war vollkommen blind und sass traurig in einem Winkel. Auf einmal hörte sie ein Vöglein singen und vernahm deutlich seine Worte: „Oeffne den Kasten, der dort steht, nimm das Fett heraus, das sich darin befindet und bestreiche dir damit die Augen." — Das Mägdlein tappte nach dem Kasten, schloss ihn auf, nahm das Fett heraus, bestrich sich die Augen damit und wurde auf der Stelle wieder sehend. Jetzt schaute sie sich nach dem Vöglein um und entdeckte es in einem Käfig. Sie trat zum Vöglein hin und sprach ihm ihren Dank aus, und das Vöglein entgegnete ihr: „Ich habe dir nicht ganz umsonst gerathen, ich fordere einen Gegendienst. Du sollst mir den Kopf abschlagen; ich bin nämlich so wie du ein verzaubertes Mägdlein und kann wieder meine ehemalige Menschengestalt erlangen, wenn du mir den Kopf abschlägst. Ich verstehe mich nicht wenig auf Hexenkünste und werde leicht Mittel und Wege finden, um uns Beiden aus der Klemme zu helfen." — Gut. Das Mägdlein schlug dem Vöglein das Köpfchen ab und das Vöglein verwandelte sich augenblicklich in eine schöne Maid. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ergriffen die zwei Mädchen die Flucht durch den Wald. Als inzwischen die Hexe nach Haus kam und die Mädchen nicht mehr vorfand, sattelte sie rasch eine Wildsau und setzte den Fliehenden nach. Wie sie ihnen schon, wie man sagt, auf den Fersen war, merkte das Mädchen, das sich auf Hexenkünste verstand, dass ihnen die Hexe nachsetze und sagte zu ihrer Fluchtgenossin: „Hörst du, wie sie hinter uns einherjagt? — Doch, ich kann ja hexen: du sollst dich in ein Fischlein verwandeln, ich verwandle mich in eine Lache." — Sie hatte noch nicht recht diese Worte ausgesprochen, so war die Verwandlung auch schon geschehen. Als die Hexe fort war, verwandelte das kundige Mädchen sich und ihre Genossin wieder in Menschengestalt und sie setzten ihre Flucht fort[1]). Auf einmal vernahmen sie hinter sich Pferdegetrappe; das eine Mädchen hörte die Stimme ihres Vaters und sagte zum anderen: „Hier wollen wir warten, man sucht mich." — Kaum hatte sie dies gesprochen, war ihr Vater auch schon zur Stelle und hob Beide zu sich auf den Wagen, den Soldaten aber, die er mit sich führte, befahl er, der Hexe aufzulauern, sie festzunehmen und in's Schloss zu befördern. Die Hexe wurde wirklich bei ihrer Rückkehr festgenommen, gefesselt und in's Schloss gebracht. Zur Strafe musste sie eine ganze Woche lang auf der Sau herumreiten und wurde schliesslich am achten Tage der Sau zum Frasse vorgeworfen.

Bisher lernten wir die Wandlungen der Vila als Dryade und Nymphe in die Gestalt der Hexe kennen. Der Name Vile wurde schon frühzeitig auch

[1]) Die Verwandlung von Kohle in Gold ist ein häufig wiederkehrender Zug in den indogermanischen Märchen. In einer Ortssage aus Warasdin wird ein Hirte von einem in einer alten Ruine hausenden Geist, so wie das Weib in unserer Sage beschenkt. Eine kleinrussische Erzählung berichtet, dass ein Menschenweib einmal einen neugebornen Lješi fand, mitleidig aufhob und in ein warmes Tuch einwickelte. Bald darauf kam die Lisunka, die Mutter des Kleinen und beschenkte das Weib mit einem Topfe glühender Kohlen, die sich hinterher in Gold verwandelten. Dieselbe Geschichte von einem Holzweibchen in Thüringen bei Börner, Sagen des Orlagaus S. 231. Ein indisches Seitenstück aus Dardistan, im „Globus" XXIV. Nr. 21 von Leitner.

[1]) Vergl. in Bezug auf die weitere Ausführung dieses bekannten märchenhaften Zuges, Krauss: Südslavische Sagen und Märchen. S. 235 u. ff.

auf die Kategorie jener weiblichen Luftgeister übertragen, welche Regenwolken sammeln und zerstreuen, milden Thau und ergiebigen Regen den Fluren spenden, und wenn sie den Menschen grollen, verheerende Wirbelwinde erregen und die Gefilde durch Hagelwetter verwüsten. Die Vile sind demnach auch Wettermacherinnen. In den Sagen wird erzählt, wie die Vile auf Wolken dahinfahren. Schon durch ihren Blick allein vermag die Vila Wolken auf dem Himmel zu sammeln. Das Volk drückt treffend die Feuergluth, die aus den Augen eines schönen Mädchens sprüht, durch den Vergleich aus, des Mädchens Auge vermöge am Himmel die Wolken zu trüben. Das tertium comparationis wird als so selbstverständlich vorausgesetzt, dass man im Vergleiche die Vila gar nicht nennt. So z. B. in folgendem Liede:

Mili bože, čuda velikoga!
Gdje pogibe devet za jednoga!
Da s bog koga, ne bi ni žalio,
Neg s bog Soke, lijepe djevojke,
Koja muti na nebu oblake,
Kamo l ne bi na zemlji junake!
(Hrv. n. p. II. S. 60. Plohl.)

„Lieber Gott, o grosses Wunder! Dass neun für Einen umkamen! Wär' es noch um Jemands Rechten wegen, thät's mir gar nicht leid, doch um Soka's, des schönen Mädchens wegen, die am Himmel die Wolken trübt (verwirrt), wie sollte sie nicht erst der Helden Sinn verwirren!"

Bei der Wandlung der Wolkenvile in Hexen wurde ihre Beziehung auf die Fruchtbarkeit und den Segen beibehalten, doch in schlimmer Bedeutung. Die Wolkenvile wurden zu Wetterhexen herabgesetzt. Ueber die Vorstellungen des Volkes in Bezug auf die Wetterhexen haben wir ziemlich genaue Kunde.

Wenn sich der Himmel verfinstert und alle Anzeichen auf ein nahendes Hagelwetter schliessen lassen, so muss man mit geweihten Glocken läuten, um dadurch die Hexen zu verscheuchen, ferner muss man sein Gewehr mit Pulver laden und statt der Bleikugeln, wie üblich, soll man Köpfe von Nägeln, mit welchen einem Füllen das Hufeisen angeheftet gewesen, auf das Pulver geben und dann in die Luft schiessen. Die Hexe fällt darauf unfehlbar aus den Wolken auf die Erde hinab. (Kociančić a. a. O. S. 286.)

Nach einer anderen Nachricht (von Prof. Valjavec) aus Warasdin muss das Schiesspulver in der Kirche eingesegnet werden. Ebenso muss das Gewehr ein geweihtes sein. Man braucht die Hexe gar nicht einmal von Angesicht zu sehen, es genügt, dass man sie dahinsausen hört. Schiesst man auch nur blind in die Luft hinein, so muss die Hexe schon allein vom Dampf des geweihten Pulvers ersticken.

Wenn ein Hagelwetter droht, oder selbst wenn es schon hagelt, legen alte Weiber geweihtes Oel, Lorbeerblätter und Wermuthskraut auf Herdfeuer. An manchen Orten nimmt man einen halbzerschlagenen Topf, füllt ihn mit Gluthkohle an, legt darauf eingesegnetes Oel, Lorbeerblätter und Wermuthskraut, zieht damit um's ganze Haus herum und lässt den Rauch gegen die Wolken aufsteigen. Dieser Rauch stinkt dermassen schrecklich den Hexen, dass sie aus den Wolken herabfallen. Unser Gewährsmann Kociančić erzählt, dass er als Kind bei Hagelwetter rasch einen Sessel aus dem Hause unter den freien Himmel tragen und umstürzen musste, damit sich die Hexen an den aufragenden Stuhlbeinen das Genick brechen, wenn sie aus der Luft hinunterpurzeln. Das Hinaustragen von Hausgeräthen bei Ungewitter ist im ganzen Süden Brauch. Besonders trägt man, wie ich selbst als Knabe oft mit angesehen und auch mitgeholfen, alle grösseren Schneide- und Hackwerkzeuge in den Hof, damit der Hagel (oder die Hexen) sich an denselben schneiden.

Wenn Blitze aus einer Wolke in eine andere fahren, so sagt man im Küstenlande: „Das ist ein Eichhörnchen, sie versammeln sich, sie versammeln sich" (Ono je viverica, kupe se, kupe). Wenn es zu donnern und zu hageln anfängt, schiessen die Bauern in die Wolken, um die Hexen zu verscheuchen und sprechen dazu folgende Bannsprüche:

Biži, biži irudica,
mater ti je poganica,
od boga prokleta,
krstitelja krvlju sapeta!

„Fliehe, fliehe, Herodias — Deine Mutter ist eine Heidin, — von Gott verflucht — mit des Gekreuzigten Blute gefesselt." Oder man ruft:

Sveta Bare,
Razmakni oblake!
Sveta Luce,
Ukaži nam sunce!

„Heilige Barbara, schiebe die Wolken auseinander. Heilige Lucia, zeig' uns die Sonne!" (O. P. Kadčić-Peke, Arkiv von Kukuljević, V, S. 333.)

Die Schnelligkeit, mit welcher der Blitz aus einer Wolke in die andere schlägt, scheint der Südslave hier zu vergleichen mit dem blitzschnellen Forthuschen eines Eichhörnchens, das von Ast zu Ast schneller als ihm das Auge folgen kann, dahinspringt. Ich wage aber noch eine andere Vermuthung. Das Eichhörnchen, das auf Bäumen haust, mochte einst

dem gläubigen Volke als die in dem Baume hausende Vila erschienen sein. Es fände in unserem Falle demnach eine Vermengung der Baum- und Wolkenvile statt. Einen weiteren Beleg für diese Vermuthung kann ich wohl nicht beibringen, ganz haltlos scheint sie mir aber doch nicht zu sein. Mannhardt führt in seinem Werke Baumk. d. G. S. 508 an, dass man zu Bräunrode am Harz im Osterfeuer, das man zur Abwehr gegen schwere Gewitter anzündete, ein Eichhörnchen zu verbrennen pflegte. Auch in Köln herrschte dieselbe Sitte.

Sehr merkwürdig ist die Anrufung der Herodias, des Herodes Tochter, durch deren Tanz Johannes des Täufers Enthauptung herbeigeführt wurde. „Im Mittelalter wähnte man, Herodias sei verwünscht worden, in Gesellschaft der bösen und teuflischen Geister umzuwandern. Sie wird an die Spitze des wüthenden Heeres oder der nächtlichen Hexenfahrten gestellt, neben die heidnische Diana, neben Holda und Perahta, oder an deren Platz.“ Grimm, aus dem ich diese Worte anführe, theilt eine reiche Auswahl von Belegstellen aus mittelalterlichen Dichtern mit. (D. M. S. 260—265, vrgl. ferner S. 599, 885, 1008 und 1011 und W. L. Schwartz, Prähist. anthrop. Stud. S. 461—3.) Man ersieht aus der einfachen Thatsache, dass der Name Herodias bei den Südslaven Eingang gefunden, dass der Glaube an die Vile als Wetterhexen nicht ganz allein aus sich selbst, sondern auch durch fremden Einfluss, durch eine Literatur, die uns freilich nicht mehr erhalten ist, sich allmälig entwickelt hat.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier den Glauben an die hl. Barbara unter den Südslaven eingehend erläutern. Ihr Festtag ist dem Südslaven, besonders den Altgläubigen, der Tag der Zaubereien κατ' ἐξοχήν. S. M. Ljubiša (Pripovijesti S. 32) lässt eine alte Bäuerin an ihren Sohn, der sich über ihren Aberglauben belustigt, folgende Zurechtweisung richten: „Morgen ist der Tag der hl. Märtyrerin Varvara, die ihr Blut für den Glauben vergossen hat, und es blieb von Alters her der Brauch bestehen, dass wir an diesem Tage varice kochen (d. h. Feldfrucht zu Brei kochen).“ Sie zählt nun auf, was sie Alles aus der gekochten Frucht (dem Brei), sobald diese sich abgekühlt, herausprophezeien kann. Sie leitet das Wort varnice von Barbara (Varvara) ab. Der Name Varvara lautet in abgekürzter Form Vara. Auch Vuk im Wörterbuche scheint zu glauben, dass varica von Vara abzuleiten sei. Der Stamm ist derselbe, welcher in vrelo Quelle, vreti quellen, kochen begegnet. Varica ist also das, was man mischt, umrührt und kocht, der Brei.

Warum die hl. Lucia gerade als diejenige angerufen wird, die der Sonne zum Siege über die drohenden Wetterwolken verhelfen kann, ergibt sich schon aus dem Namen. Sie ist ja das Licht selbst. (Ueber die Personification der hl. Lucia als Wintersonnenwende. Vrgl. Mannhardt, Wald und Feldculte, S. 186. Anm.)

Die Hagelwetter werden von den Hexen nur aus Bosheit und Rachsucht verursacht. Wenn eine Hexe gegen Jemand einen Hass trägt und sich an ihm rächen will, so kommt sie Nachts zu ihm in's Haus und setzt sich hinter den Ofen. Dort rührt sie mit einem Kochlöffel so lange ein Wasser um, das sie aus einer Quelle von irgend einem grossen Felsen her mitgebracht, bis es im Hause zu hageln, donnern und blitzen anfängt und ein so gewaltiger Nebel sich entwickelt, dass man es nimmer aushalten kann und die Fenster zu öffnen gezwungen ist. Dann aber schlägt der Hagel neun Pfarreien in der Runde Alles nieder und verursacht einen unermesslichen Schaden. Man kann sich in einem solchen Falle nicht anders helfen, als indem man die Hexe demüthigst um Verzeihung bittet. Eine Hexe ist nämlich allezeit sehr mächtig und stark. (Aus Zagorje in Kroatien, von Prof. Valjavec, Hdschrft.)

Parallelen und ausreichende Erläuterungen vrgl. bei Grimm, D. M. S. 1040 ff. u. K. Simrock Hdb. d. d. M. III, S. 452.

Schlussbemerkung. Wenn wir einen kurzen Rückblick auf die gegebene Darstellung des südslavischen Hexenglaubens werfen, so erkennen wir hier urälteste und allgemein verbreitete Anschauungen der indogermanischen Völkersippe über Wald- und Feldgeister und Zauberweiber. Mit kleinen, fast unscheinbaren Variationen begegnet man demselben Glauben bei allen verwandten Völkern, bei dem einen Volke mehr, bei dem anderen weniger durch andere Vorstellungskreise durchkreuzt und verwischt. Mit dem Ueberhandnehmen des Christenthums musste nothwendigerweise der alte Glaube an die wohlthätigen Schutzgeister der Wälder und Auen, an die Luftgeister eine wesentlich andere Gestalt annehmen, und zwar in böse Dämonen, im Gegensatze zu der einen Gottheit des Christenthums, sich umwandeln. Mit dem Hinschwinden des geistigen Glaubens übertrug das Volk die nun modificirten Vorstellungen auf eine einzige Kategorie von Wesen

höherer Art, auf die zauberkundigen Frauen, die vještice, denen man ehedem grosse Verehrung zollte.

Vergleicht man nach den bisherigen Auseinandersetzungen den südslavischen Hexenglauben mit dem abendländischen, vorzüglich mit dem deutschen und italienischen, aus welchem die Südslaven so viele Elemente entlehnt haben, so fällt es zunächst auf, dass in allen den Sagen eines Hexenmeisters gar keine Erwähnung geschieht. Ferner ist dem Teufelsglauben eine sehr untergeordnete Stellung eingeräumt. In den deutschen und italienischen Hexenprocessen spielt der Teufel eine sehr grosse Rolle. Die Hexen verschreiben sich ihm mit Leib und Seele unter Hersagung besonderer Schwurformeln. Davon ist keine Rede im südslavischen Hexenglauben. Merkwürdigerweise wird den Hexen bei den Südslaven die Gabe der Weissagung in keiner Sage zugeschrieben. Die vieštice waren eben ursprünglich keine Wahrsagerinnen, sondern ledigliche Aerztinnen. Die Weissagung erschien und erscheint noch heutigen Tags den Südslaven als nichts Verächtliches, geschweige denn Hassenswerthes. An gewissen Festtagen im Jahre, z. B. am Tage der hl. Barbara und zu Weihnachten, weissagen noch gegenwärtig Frauen und Männer, die Frauen z. B. aus Fruchtkörnern, die Männer aus dem Flug der Vögel oder aus den Eingeweiden und Schulterstücken der für den Festtag geschlachteten Thiere. Bei den Südslaven gab es offenbar ursprünglich keineswegs wie bei den Italienern und Deutschen einen besonderen Stand der Priesterinnen, Weissagerinnen und Aerztinnen. Das streng demokratisch-separatistische System der Hausgemeinschaft (zadruga), der Phratrie (bratstvo) und der Phyle (pleme), welches die Südslaven als uraltes indogermanisches Erbstück noch bis auf die Jetztzeit zum Theil festgehalten haben, bot der Entwicklung von Priesterinnen-Collegien nicht geringe Hemmnisse. Zudem nahm und nimmt das Weib im Volksleben der Südslaven eine ganz untergeordnete Stellung ein. Dem Weibe, das man sich wie irgend einen Gegenstand von ihren Eltern und Verwandten kaufte, konnte man unmöglich eine höhere geistige Befähigung einräumen, die sie über den Mann gestellt hätte. In Folge dessen konnten die Hexenprocesse des Abendlandes auf dem Balkan keinen günstigen Boden finden. In Steiermark und Istrien, wo das Deutschthum feste Wurzeln gefasst, fanden zahlreiche Hexenprocesse statt. Daselbst wurden auch Hexen verbrannt In den Gesetzbüchern der serbischen Könige finden sich dagegen gar keine Bestimmungen gegen Hexen. Die mittelalterliche Dämonologie des Abendlandes fand hier keinen Eingang. Auch die türkische Herrschaft war ihr nicht günstig. Was die Südslaven von den Türken in Bezug auf Hexen- und Zauberglauben angenommen, zerrinnt bei näherer Betrachtung in Nichts. Anders im Küstenlande, wo italienische Cultur das Slaventhum durchdrang. Im Gesetzbuche der freien Gemeinde Poljica (poljički štatut) aus dem Ende des 14. Jahrhunderts findet sich eine Verordnung gegen die Hexen, Zauber- und Teufelsweiber. § LXXXVIII lautet: „Ako bi se istinom našla kojea viščica ali čarovnica ali vražarica od prvoga obnašašća ima se fruštati; ako li se veće nadje ima se sažgati“ (edit. Mesić Arkiv V, S. 302 f.) (Wenn sich in Wahrheit irgend eine Hexe oder eine Zauberin oder ein Teufelsweib fände, so hat man sie gleich nach der ersten Entdeckung zu foltern; hat man den Beweis erlangt, so muss man sie verbrennen.) Fruštati ist das italienische frustare peitschen, mit Ruthen hauen. Französisch heisst die Folter poultre, poutre, ursprünglich poledrus, davon das deutsche Folter. „Es war der Marterbalken, auf welchem der Angeschuldigte reiten musste.“ (Vrgl. Grimm, D. M. S. 1029.) Volksthümlich wurde unter den Südslaven diese Massregel nie.

Die Mittel, durch welche das Volk die Macht der bösen Frauen zu bannen sucht, sind zum grössten Theil Ueberbleibsel aus dem alten Heidenthume. Die Gerte, die ehedem von einem segenspendenden Genius bewohnt zu sein schien, ward nun der Aufenthalt eines bösen Dämons, mit dessen Hilfe man die Kraft des Geistes in der Hexe zu bannen glaubte. Schliesslich verlosch im Volksbewusstsein auch die wahre Bedeutung der Gerte, und man gebraucht sie nur als ein überkommenes Erbstück aus der Väter Zeit, ohne sich mehr über die ursprüngliche Vorstellung Rechenschaft ablegen zu können. So offenbart sich im Hexenglauben ein Stück Entwicklungsgeschichte der Menschheit, ein langwieriger Kampf zwischen altem und neuem Glauben, ein Kampf, der noch lange nicht ausgekämpft ist.

Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882.

Nach brieflichen Mittheilungen des Musealcustos

Carl Deschmann.

2. Die Gräber bei Schleinitz am St. Magdalenenberge.

Im Laufe des schneelosen Winters 1881/82 hatte der hiesige Gürtler Zadnikar etliche Bronzearmringe von Bauern erhandelt; nach seiner Angabe sollen dieselben in einer Schottergrube bei St. Veit nächst Sittich, die man für die vorzunehmende Wegbeschotterung eröffnet hatte, gefunden worden sein.

Da eine genauere Angabe des betreffenden Fundortes seitens des auch mit Antiquitätenhandel sich befassenden Gewerbsmannes nicht zu erzielen war, so entsendete ich den Präparator Schulz auf Nachforschungen, die er an der Unterkrainer-Strasse von der St. Mareiner Gegend weiter anzustellen hatte. Es gelang ihm mit Beihilfe des Herrn Luckmann in Grosslup alsbald in Erfahrung zu bringen, dass sich die gesuchte Fundstelle bei dem Dorfe Oberschleinitz (Gorenja Slivnica) eine kleine Wegstunde von St. Marein in nordöstlicher Richtung entfernt befinde.

Der eminenteste, die ganze Umgebung beherrschende Punkt daselbst ist der St. Magdalenenberg, dessen Kirche man auch vom Rosenbacher Berge nächst Laibach deutlich wahrnimmt. Unter den Ackergründen, die den Berggipfel an der Westseite umgeben, zieht sich ein lichtes Wäldchen in nordwestlicher Richtung mit sanftgeneigter Bodenfläche gegen Oberschleinitz hin, allmälig geht es in Hutweidenterrain über. Das kundige Auge des Schulz hatte im besagten Wäldchen alsbald etliche acht Grabhügel herausgefunden, von denen einer, Parkljovc genannt, die übrigen an Grösse bedeutend übertreffend, unmittelbar ober dem Hohlwege ansteigt, auf dem man von St. Marein nach Oberschleinitz gelangt. Vorläufig wurden diese Tumuli nicht angerührt, sondern für spätere Aufdeckungen reservirt. Schulz wandte zunächst sein Augenmerk dem Hutweidenterrain zu, in dem sich die obenerwähnte Schottergrube befand, wo noch die Knochen des aufgedeckten Leichnams und Topfscherben zerstreut umherlagen. An mehreren Stellen dieser Hutweide — na Laški genannt — wurden zur Probe Nachgrabungen gemacht und fast überall zeigten sich Spuren von Knochen, Kohlen und Topfscherben, ein Beweis, dass dort eine ausgedehnte Begräbnissstätte in prähistorischer Zeit bestanden hatte.

Schulz nahm nun die Abgrabung eines auf der besagten Hutweide vereinzelt stehenden Tumulus von 1 m. Höhe und 5 m. im Durchmesser in der Nähe der erwähnten Schottergrube vor. Es lag daselbst 30 cm. tief ein Skelet mit dem Kopf nach Ost, mit den Füssen nach West gerichtet, ihm zur Seite an den Hüften lag eine eiserne Lanzenspitze, weiter von der Leiche ab an der linken Seite waren 80 cm. tief unter einer Deckplatte zwei Thonurnen, die grössere von schwarzer Färbung bis zu einem Drittel mit Leichenbrand gefüllt, die zweite rothgebrannte, von vasenartiger Form, leer (Ceremoniengefäss). Am äussersten Ende des Tumulus stiess man wieder

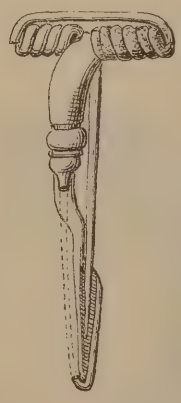


Fig. 1. 3/4 nat. Gr.

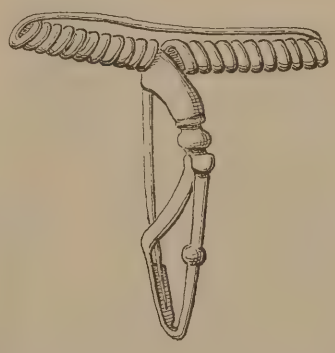


Fig. 2. 3/4 nat. Gr.

auf eine Steinplatte, und unter dieser auf zwei kleine zerdrückte Urnen. Vereinzelte Menschenknochen haben sich im Hügel in jeder Tiefe vorgefunden.

Viel lohnender war die Ausbeute aus einem am südwestlichen Ende der besagten Hutweide gelegenen, dem Franz Rebolj aus Oberschleinitz gehörigen Tumulus an einer Stelle, welche die Bauern Teriše nannten, weil dort ehedem gebrechelt wurde. Der Grabhügel hatte 8 m. Länge und $2^1/_2$ m. Höhe. An seinem östlichen Rande lag ein Skelet, bei ihm zwei Lanzen, eine Axt und ein Messer, alles aus Eisen. Weiterhin kam man auf verschiedenen Stellen auf Bronzefibeln, zum Theil gebrochen, deren Restaurirung dem Schulz vollkommen gelang. (Fig. 1 u. 2.) Ihre

Form ist abweichend von den bisher in Krain gefundenen Fibelformen, sie gehören sämmtlich dem Typus der La-Tenefibel an, welche in der Localität La-Tene am Neuenburger See in zahlreichen Exemplaren, jedoch nur aus Eisen angefertigt vorgekommen ist; sie ist bezeichnend für eine bestimmte prähistorische Periode, welche das Intervall zwischen der Hallstätter Periode und der Römerzeit ausfüllt. Ein einziges Fibelfragment von diesem Typus hat Schulz vor zwei Jahren auf Planina im Wippacher Thale für das Museum acquirirt.

Bei der Fortsetzung der Abtragung dieses Hügels war man am westlichen Rande abermals auf ein Skelet gekommen, neben welchem eine eiserne Axt lag. Unter der Leiche waren zwei Steinplatten, bei deren Aushebung sich eine Oeffnung zeigte, worin ein grosser kupferner Kessel in der Form eines Kegelstutzes mit der Oeffnung nach abwärts gerichtet, schief lag, seine Längsseite beträgt 45 cm., der Durchmesser der Oeffnung 35 cm., der des losgelösten Bodens 20 cm. Das Gefäss besteht aus zwei übereinandergenieteten Hälften, der Rand ist wulstartig, sauber gearbeitet und trägt an ein paar Stellen herausgetriebene punktartige Verzierungen. In diesem Gefässe lag viel Leichenbrand mit einer Menge meist verborgener Bronze-Blechfragmente, welche die unverkennbaren Spuren der Einwirkung der Feuerhitze an sich trugen, auch Bernsteinperlen fehlten nicht. Das auffallendste Fundstück war eine ganz intact

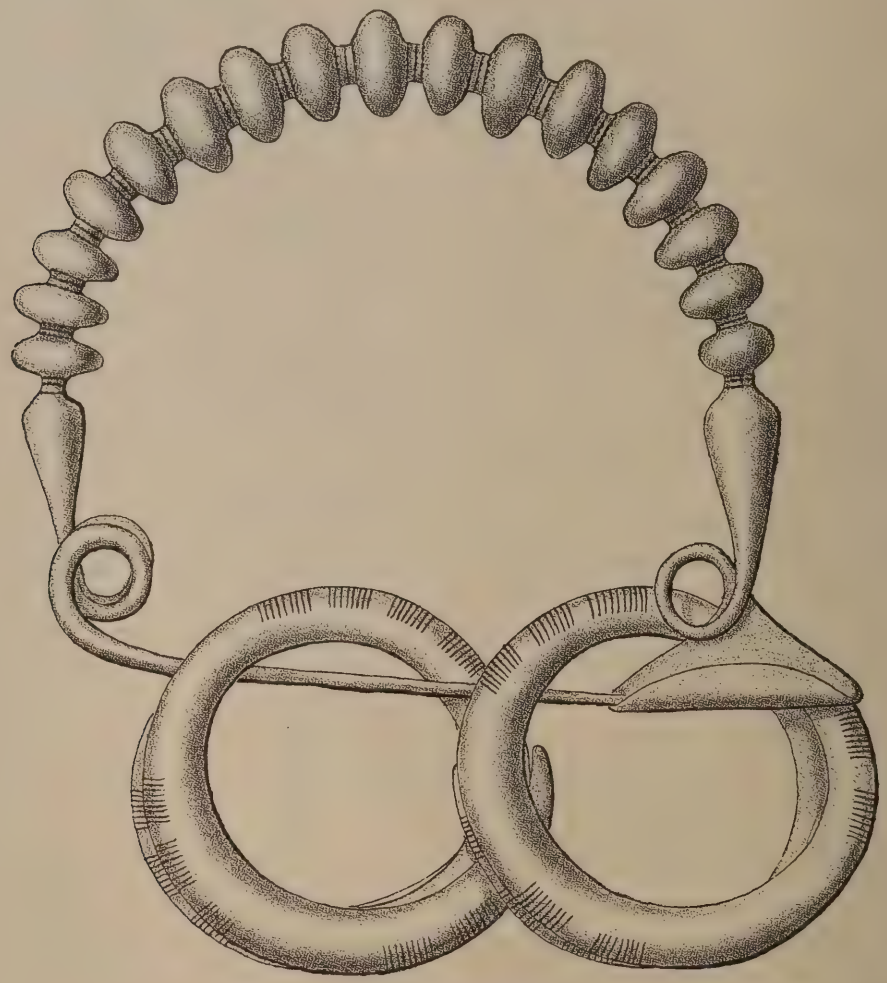


Fig. 3. $^3/_4$ nat. Gr.

erhaltene, schön patinirte Riesenfibel mit noch federnder Nadel, ihr Bogen ist halbkreisförmig mit knotenartigen Wülsten und Einschnürungen versehen. An dieser Fibel hingen zwei eingehängte, ebenfalls schön patinirte massive bronzene Armringe. (Fig. 3.)

Bei genauerer Durchmusterung der hier vorgefundenen Bronzeblechfragmente, die, nach einem stärkeren, unter ihnen vorgekommenen halbkreisförmigen, henkelarmigen Blechstücke zu schliessen, einem Gefässe angehört haben konnten, obschon auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass

sie von einem zerbrochenen Helme herrühren, wurden einige Stücke mit Ornamenten in getriebener Arbeit aufgefunden.

Auf einem länglichen Blechstücke (siehe Tafel XX, Fig. 6 der „Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft", XIII. Bd., 1883) schreiten im oberen Felde mit Speer und Schild bewaffnete Krieger einher, zwischen ihnen ist ein Gewächs mit zwei Palmenblättern, die eine traubenartige Frucht einschliessen. Das untere Feld ist mit einem bogenartigen, ineinander verschlungenen Ornamente ausgefüllt, das in blumenkronenähnliche Enden ausläuft, zu unterst ist eine schmale Einfassung mit Perlen. Das Merkwürdigste an dieser Darstellung ist der Umstand, dass die Krieger mit kreisrunden Blechscheiben verzierte Helme tragen, wie deren mehrere Exemplare im Jahre 1879 in St. Margarethen ausgegraben worden waren, sie bestanden aus dichtem Haselruthengeflecht in der Form einer halbkugeligen Kuppe; dieses Geflecht war mit Leder überzogen, auf welchem kreisrunde Blechschildchen in der ganzen Rundung und an der Kuppe befestigt, die Zwischenräume aber mit dicht eingeschlagenen Nägeln ausgefüllt waren.

Ein weiteres beachtenswerthes Ergebniss der Abtragung dieses zweiten Hügels ist die constatirte Thatsache, dass in einer und der nämlichen Grabstätte eine Riesenfibel der ältesten Form (Fig. 3) und mehrere Repräsentanten des La-Tene-Typus (Fig. 1 und 2) vorkamen, welche letztere, wie oben bemerkt wurde, einem jüngeren Zeitabschnitte der Bronzezeit angehören.

Diese Aufdeckungen bei Oberschleinitz hatten 6 Tage in Anspruch genommen.

3. Der Riesentumulus bei Hrastje nächst Grosslup.

Anfangs April 1882 hatte einer der bei den Ausgrabungen nächst Oberschleinitz verwendeten Arbeiter bei der Erweiterung eines Waldweges hinter der Ortschaft Hrastje an einer Stelle, wo der Weg einerseits durch einen Vorsprung des Magdalenenberges, anderseits durch einen quer über die Thalschlucht aufgeworfenen und dieselbe fast ganz abschliessenden Riesentumulus äusserst beengt war, bei Abgrabung des letzteren an seinem südwestlichen Rande eine ganz erhaltene, schön geformte, längliche, rothgebrannte und mit Graphitquerbändern verzierte Thonurne ausgehoben, die einen tellerartigen Deckel aus Bronzeblech trug; sie ist in den Besitz des Landesmuseums gelangt. (Fig. 4.) In seinem Grundrisse war der besagte Tumulus eiförmig, seine Höhe betrug 4 Meter, sein Umfang 145 Schritte, sein grösster Längendurchmesser 48, sein grösster Breitendurchmesser 31 Schritte. Auf seinem Rücken war er mit Gesträuch und Waldgestrüpp bewachsen, darunter etliche Fichten von 20 cm. Durchmesser; der Eigenthümer Johann Wutscher von Hrastje legte beson-

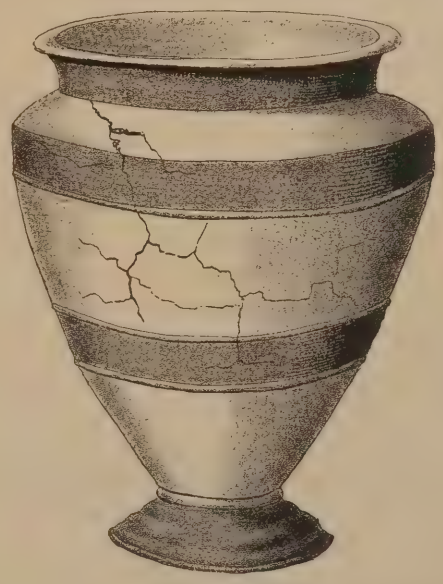


Fig. 4. 1/4 nat. Gr.

deren Werth auf den Tumulus wegen zweier auf demselben befindlichen Obstbäume, daher er anfänglich um keinen Preis dessen Abtragung gestatten wollte.

Bei den an den beiden aus der beigegebenen Zeichnung (Fig. 5) ersichtlich gemachten Stellen Nr. 1 und Nr. 2 vorgenommenen Probeschürfungen

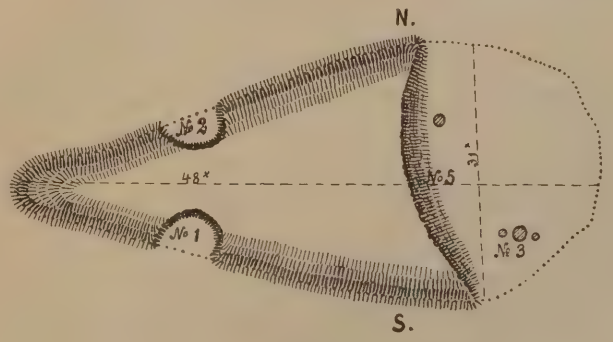


Fig. 5.

ergaben sich genügende Andeutungen, dass dies eine Begräbnissstätte sei, welche wahrscheinlich in ihrer grössten Ausweitung einen grossen Reichthum von Urnen und Beigaben in sich bergen dürfte. An der Stelle Nr. 1, wo der Bauer die Urne gefunden hatte, wurde eine mit Steinen umlegte Urne unter einer Deckplatte blossgelegt, in ihr lagen drei Fibeln,

zwei schöne Halsringe, zwei Armringe, zwei Bernsteinschmuckschliessen, ferner Bernstein- und Glasperlen, nebst Kohlen und verbrannten Menschenknochen, die metallenen Schmuckgegenstände sind alle aus Bronze und tragen mitunter eine prachtvolle, glänzende, dunkelgrünbraune Patina. Die drei Fibeln gehören einem Typus an, wie er besonders häufig in St. Margarethen vertreten ist, nur waren die an letzterer Localität vorgekommenen Fibeln fast ganz verwittert und in Staub zerfallen. In ihrer Form sind sie eine Nachahmung in Miniatur der Riesenfibeln von Tersische nächst Zirknitz, wovon sich ein Stück auch, wie oben bemerkt wurde, auf dem Zwetescher Leichenfelde vorgefunden hat[1]). Die Dicke des Bronzedrahtes, aus dem die Fibel angefertigt ist, beträgt etwa 2 mm., an der oberen halbkreisförmigen Biegung steht bei allen dreien ein kreisrundes, verticales Scheibchen, vor der Embiegung an dem Bügel gegen die Nuthe zu sind zwei Paar ansteigende, in Blumenknospen

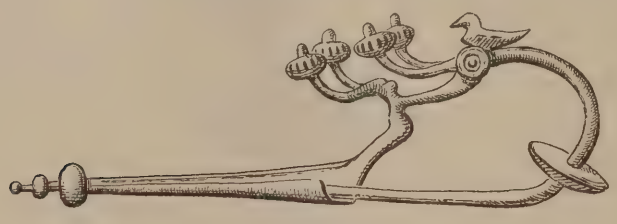


Fig. 6. $^3/_4$ nat. Gr.

endigende Ansätze, das obere Paar ist an den Fibelkörper angenietet, das untere aus demselben herausgehämmert. Eine der Fibeln hat ober diesen Ansätzen noch ein entenartiges Vögelchen. (Fig. 6.)

Bei der Probeschürfung in Nr. 2, gegenüber der Stelle Nr. 1, gelangte man in der Tiefe von 1·3 m. auf eine 3 cm. mächtige Schichte von Holzkohlen; sie enthielt keine verbrannten Knochen und erstreckte sich in einer Breite von 2·2 m. gegen die Schurfstelle 1 in einer Länge von 2·3 m.

Da die Verhandlungen mit dem Eigenthümer des Tumulus wegen dessen weiterer Abtragung sich in die Länge zogen, so wurde die Abgrabung eines am Waldabhange des Magdalenenberges in nordwestlicher Richtung vom Riesentumulus gelegenen kleineren Tumulus von 2 m. Höhe in Angriff genommen; die Arbeiten dauerten durch drei Tage. In der Mitte gelangte man zu einer schlecht gebrannten schwarzen Thonurne unter einer kleinen Platte, jene war ringsum mit Bruchsteinen umstellt. Unregelmässig zerstreut und in verschiedenen Tiefen kamen in diesem Tumulus vor: ein Schleifstein, mehrere thönerne Spinnwirtel, schöne färbige Glasperlen, längliche Bernsteinperlen, Eisenwaffen und Bronzeschmuck. Von den Fibeln gehören vier der sogenannten Certosaform an. Zwei derselben sind vollkommen erhalten, haben jedoch eine sehr rauhe, unschöne Patina. Zwei Stücke sind Armbrustfibeln, von einem Stücke war nur ein nachenförmiger Bügel vorhanden, an dem sowohl Nadel als Nuthe fehlten.

An dem gedachten Bergabhange, der, wie gesagt, einem südöstlichen Ausläufer des Magdalenenberges angehört, nicht weit in südwestlicher Richtung vom abgetragenen Tumulus, kommt im Walde an abschüssiger Stelle ein dem Landvolke unter dem Namen Gauge (Galgenstätte) bekannter Riesentumulus vor, wo nach der Volkssage eine Richtstätte gewesen sein soll. Es heisst allgemein, dass an dem erwähnten Bergabhange alte Waffen u. s. w. gefunden worden seien. In Paradišče, einem nahegelegenen Dorfe am Südabhange des Magdalenenberges, ist die Sage verbreitet, dass daselbst einst eine grosse Stadt gestanden, welche durch Attila zerstört worden sei.

Als ich mit Regierungsrath Laschan diese Localität besuchte, gewahrte Schulz, der uns als Führer diente, in dem Geleise des Waldweges ein kleines Stückchen Eisen, ringsum vom Erdreich verdeckt. Als er letzteres beseitigte, kam ein sehr gut erhaltener eiserner Kelt zum Vorschein.

Inzwischen war man mit dem Eigenthümer des Riesentumulus bei Hrastje handeleins geworden, dieser stellte sich mit der Entschädigung von 39 fl. 40 kr. zufrieden, nur musste die Abtragung bis Ende April 1883 fertig sein. Sonach wurde am 12. August mit der Abtragung des Hügels an dem östlichen breitesten Ende begonnen. An der in obiger Skizze in Nr. 3 bezeichneten Stelle befanden sich unter einer Steinplatte drei Urnen. Eine grosse, schwarz gebrannte war bis zu einem Drittel mit Leichenbrand gefüllt, dazwischen lagen zerbrochene, mannigfach gekrümmte Bronzeblechstücke in Menge, die die Spuren der Feuereinwirkung an sich trugen, schon vor der Leichenverbrennung in Stücke zerschlagen worden waren und mit dem Leichnam sich im Feuer befunden haben mussten, worauf man sie mit den zusammengeklaubten Knochen in der Urne deponirt hatte. Sie dürften von einem Gefässe herrühren und bilden ein Seitenstück zu der Leichenbestattung, wie sie im zweiten Tumulus bei Oberschleinitz vorgefunden worden war. Neben dieser Urne befanden sich noch zwei roth-

[1]) Siehe meine betreffende Notiz in den „Mittheil. der Anthrop. Gesellschaft“, B. XIII, 1883, S. 178, Fig. 58.

gebrannte, schön geformte in mehr bauchiger Gestalt, mit der im Frühjahre an diesem Tumulus vom Bauer ausgegrabenen Urne ziemlich übereinstimmend, auch sie sind mit Graphitverzierungen versehen, nur haben die mannigfach sich durchkreuzenden Graphitstriche auf der einen Urne einige Aehnlichkeit mit Schriftcharakteren. (Fig. 7 und 8.)

Fig. 7. 1/4 nat. Gr.

An der Stelle Nr. 4 lag eine eiserne Lanze und ein Kelt beiläufig einen Meter tief unter der Oberfläche, in Nr. 5 eine ganz zerquetschte Urne ohne alle Deckplatte 0·5 Meter tief. Die Abtragung des Hügels bis zum Niveau der Thalsohle wurde immer schwieriger, indem die aus rother Erde (terra rossa) bestehende, sehr compacte Erdmasse in der ganzen

Fig. 8. 1/4 nat. Gr.

Höhe von mehr als 2·5 Meter nur sehr langsam abgegraben werden konnte; hiebei zeigten sich wohl namentlich an der verticalen Wand schmale Spuren von Kohlenresten, auch Bronzefragmente kamen hie und da vor, jedoch fand man im Verlaufe von zwei Wochen nichts Beachtenswerthes. Die in ihren Hoffnungen enttäuschten Arbeiter gingen nicht mehr mit jenem Eifer als ursprünglich zu Werke, ausserdem hatte das eingetretene anhaltende Regenwetter wiederholte Unterbrechungen zur Folge. Endlich verunglückte am 5. September einer der fleissigsten Arbeiter aus Unachtsamkeit.

In Folge dieser Calamitäten wurden die Abgrabungen am 7. September eingestellt, mehr als die Hälfte des Hügels blieb den im Frühjahre 1883 wieder aufzunehmenden Aufdeckungen vorbehalten, nur müssen dieselben bis Ende April beendet sein. Die Kosten der Abgrabungen an diesem Tumulus betrugen im Ganzen 246 fl. 35 kr. [1])

Ueberblickt man das Gesammtergebniss der Ausgrabungen des Jahres 1882, so lässt sich dasselbe als ein für die Wissenschaft immerhin beachtenswerthes bezeichnen; auch diesmal wurden namentlich bei Grosslup interessante, bisher in den Museal-sammlungen nicht vertreten gewesene Funde gemacht, so z. B. die La-Tene-Fibeln, die rothen Urnen mit Graphitverzierungen etc. Besonders diese Urnen nehmen unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch, da sie mit den fast zu gleicher Zeit bei Este entdeckten, roth und schwarz gezeichneten Urnen, welche Prosdocimi [2]) der dritten Periode der „Epoca Euganea“ zuzählt, ähnlich sind.

4. Bronzefunde von der Tschitscherei im Küstenlande.

Den 8. Mai 1883 kam ein Tschitsche Namens Anton Jiskra aus Novokračina, Pfarre Jelschane im Bezirke Castelnuovo (Küstenland, an das Fiumaner Gebiet anstossendes Territorium) Haus Nr. 54 mit einem Säckchen von zerbrochenen, leider geputzten und abgeriebenen Bronzen, meist Armringfragmente, die er auf dem Berge St. Katharina, wo sich ein grossartiges Gradische vorfinden dürfte, ausgegraben hatte. Der arme Teufel hatte, in der Meinung, seine

[1]) Bei den im Frühjahre 1883 wieder aufgenommenen Grabungen wurde der besagte Riesentumulus ganz abgetragen. Das Ergebniss der durch 10 volle Tage anhaltenden Arbeiten war ein äusserst geringfügiges, die Funde beschränken sich auf zwei kleine Armbänder aus Bronze, dann auf ein Paar in 4½ Spiralen aufgewundene Bronzeringe von der Dicke eines mässigen Drahtes, an der Aussenseite in Absätzen mit verticalen Strichen und Querkreuzen verziert, auch kam eine in mehrere Stücke zerfallene Eisenfibel vor, grösstentheils in Brauneisenstein umgewandelt, die der La Tene-Form anzugehören scheint.

[2]) Al. Prosdocimi: Notizie delle necropoli Euganee di Este. Notizie degli scavi del mese di gennaio 1882. Roma 1882.

Funde seien aus Gold, eine dreitägige Reise nach Laibach unternommen. Das einzige intacte Object war eine schlecht patinirte Certosafibel.

An die Fundstelle gelangt man am besten von der Eisenbahnstation Sopiana der bei St. Peter abzweigenden Fiumaner Bahn über Jelschane. Die Gegend ist der ödeste Karst. Die Ortschaft Novokračina, die ich vor etwa 15 Jahren besucht hatte, liegt in einem Thalkessel, ausgefüllt von Flischformation, dort befindet sich eine Wassergrotte, in der sich ein Bach verliert, welcher oft grosse Ueberschwemmungen im Dorfe anrichtet.

Bezirkshauptmann Globočnik erzählte mir vor Kurzem, dass er in der Tschitscherei angrenzend an den Bezirk Illyrisch-Feistritz vor Kurzem ein grossartiges Gradische besucht habe; ich vermuthe, dass es mit dem auf dem besagten Katharinenberge befindlichen identisch sein wird.

Literaturberichte.

1.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Von Mitgliedern der Expedition und andern Forschern bearbeitet. Herausgegeben von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig. Brockhaus, 1883. 8. Band I. Mit 43 Abbildungen in Holzschnitt und 11 lithographirten Tafeln u. Karten. XII, 730 S.

Diese werthvolle Publication schliesst sich an das berühmte Werk A. E. Nordenskiöld's: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" an oder bildet vielmehr dessen wissenschaftliche Grundlage. Allgemeines Interesse erwecken zunächst die beiden Arbeiten Nordenskiöld's: I. „Ueber die Möglichkeit eines Schifffahrt-Betriebes im Sibirischen Eismeer". Unterthänigster Bericht an Se. Majestät den König, (S. 1—20) und II. „Berichte über die Vega-Expedition" an Dr. Oscar Dickson, geschrieben an Bord der Vega (S. 601—725), sammt der Uebersicht über den Gang der Vega-Expedition (S. 726—730), welche alles auf die epochemachende Expedition Bezügliche in gedrängter Kürze enthalten und eine Fülle der trefflichsten wissenschaftlichen Beobachtungen bieten. Indem wir das in die Gebiete der Geologie, Meteorologie, Geographie, Mineralogie, Zoologie, Botanik und Medicin fallende Material, das sehr reichhaltig ist, der Berücksichtigung und Würdigung anderer Fachkreise überlassen müssen, werden wir hier blos das hervorheben, was sich auf das anthropologisch-ethnologische Gebiet bezieht. — In dieser Richtung sind zunächst die in Nordenskiöld's Berichten an Dickson niedergelegten Beobachtungen über die Samojeden und die Tschuktschen berücksichtigungswerth. Treffliches und Neues bieten die Arbeiten von Ernst Almquist „Studien über den Farbensinn der Tschuktschen" (S. 42—49) und F. R. Kjellmann „Ueber die Nutzpflanzen der Tschuktschen" (S. 188—205). Dagegen ist die Arbeit von Oscar Nordquist: „Tschuktschisches Wörterverzeichniss" (S. 206—225), trotzdem dass sie manches Dankenswerthe enthält, insofern als mangelhaft zu bezeichnen, als dem Verfasser die Arbeit L. Radloff's: „Ueber die Sprache der Tschuktschen und ihr Verhältniss zum Korjakischen", St. Petersburg 1861, 4°, 59 S. (Mémoires de l'académie impériale des sciences de St. Petersbourg. VII. Série, tome III, Nr. 10) ganz unbekannt geblieben ist. Was hätte der Verfasser leisten, wie tief hätte er an der Hand des von Radloff gebotenen Materials in die Grammatik der Sprache eindringen können! Es ist sehr zu bedauern, dass keine der gelehrten Gesellschaften, welche für die Ausrüstung der Vega-Expedition Sorge trugen, auf den Gedanken gekommen ist, dem Leiter derselben ein Exemplar der Radloff'schen Abhandlung mitzugeben.

Neu und interessant sind die von Nordenskiöld und Kjellmann gegebenen Nachrichten über die Nahrungsmittel der Tschuktschen. Wir erfahren, dass die Tschuktschen, im Gegensatze zu den übrigen Polarvölkern, viele Vegetabilien verzehren und für den Winter neben Fleischvorräthen auch solche von Gemüsen sich sammeln. Beide Forscher sind daher der Ansicht, dass die Tschuktschen aus einer südlicheren Gegend in die gegenwärtig von ihnen occupirten Gegenden gedrängt worden sind. Diese Ansicht ist gewiss richtig, da es sonst auch bekannt ist, dass die südlicher wohnenden Korjaken und Kamtschadalen mit den Tschuktschen sprachlich zusammenhängen. (Vrgl. meinen Grundriss der Sprachwissenschaft II, 1, S. 134 ff., besonders 136, 139.)

Friedrich Müller.

2.

Sachau Eduard, Reise in Syrien und Mesopotamien. Mit 2 Karten von Professor Heinrich Kiepert, 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern. Leipzig. Brockhaus, 1883, X, 478 S.

Professor E. Sachau, einer der besten Kenner der arabischen und syrischen Literatur und einer der wenigen Orientalisten, die auch historischen Sinn und eine feine Beobachtungsgabe besitzen, hatte 1879/80 eine ungefähr 8 Monate dauernde Reise nach Syrien und Mesopotamien unternommen, welche auf die Route Beirut-Damaskus-Palmyra-Apamea-Aleppo-Urfa (das alte Edessa) -Ragga-Deir-Mosul-Mardin-Dijarbekr-Aleppo-Antiochia-Ikenderun sich erstreckte. Sein Reisezweck war wohl, wenn auch nicht eng begrenzt, doch vorwiegend der Erforschung der in sein Fach fallenden Literaturdenkmäler und Sprachen zugewendet; leider wurde aber der Reisende durch den strengen Winter des betreffenden Jahres, die damals in den von ihm berührten Gegenden herrschende Hungersnoth und andere Umstände an der erfolgreichen Durchführung seines Planes vielfach verhindert. Trotz-

dem bietet sein trefflich ausgestattetes Reisewerk manches für die Geographie jener Gegenden werthvolle Material insofern, als der Verfasser sich für die Reise gründlich vorbereitet hatte und der Landessprachen mächtig ist, also Erkundigungen aus erster Hand einziehen konnte. — Wenn auch, wie gesagt, seine Aufmerksamkeit vorwiegend auf das Philologisch-Archäologische gerichtet war, hat er es dennoch, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, nicht versäumt, Aufzeichnungen über die ethnologischen und social-politischen Verhältnisse dieser Gegenden zu machen. Alles das, was Sachau in dieser Richtung bietet, ist vortrefflich und zuverlässig. Die Stämme, mit welchen der Reisende vielfach zusammentraf, oder von denen er Kunde erhielt, sind ausser den Türken die Araber, speciell die Beduinen, die syrischen Christen, die Jezidi oder sogenannten Teufelsanbeter, die Kurden und die Armenier. Beinahe für jeden dieser Stämme bietet das Sachau'sche Reisewerk mehr weniger ausführliche Beiträge. Hervorzuheben sind auch die Erörterungen, welche Sachau einzelnen Einrichtungen widmet, wie z. B. über die Schirke (S. 144), über die Khuwwe (S. 311), welche einen tiefen Einblick in den Volkscharakter des Arabers gestatten. **Friedrich Müller.**

3.

Colquhoun, Archibald R. Quer durch Chryse. Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma, von Canton nach Mandalay. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus, 1884. 8°. 2 Bde. (XXIV, 412 und XIII, 406 S.).

A. Colquhoun, Ingenieur der indischen öffentlichen Bauten, hat in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Civil-Ingenieur Charles Wahab (das Porträt des Ersteren befindet sich am Anfange des ersten, das des Letzteren am Anfange des zweiten Bandes) im Jahre 1882 eine ungefähr sechs Monate dauernde Reise von Canton aus längs des Si-Kiang durch den Süden Chinas und Birma unternommen, deren Zweck zunächst ein handelspolitischer war, die aber bei der guten Vorbildung des Verfassers und dem Umstande, dass er tüchtige Dolmetscher an seiner Seite hatte, eine Menge neuen geographischen und ethnologischen Materials abwarf. Der Verfasser nennt das Land, welches er durchmessen, Chryse, im Anschluss an H. Yule, der die Chryse cherronesos der Griechen mit der sanskritischen suvarnabhûmi oder suvarnadvîpa identificirt. Die letztere Localität ist aber das heutige Sumatra und vielleicht auch die Halbinsel Malaka, keineswegs jedoch dürfen wir den Ausdruck auf Birma und Südchina ausdehnen. Der Verfasser hätte daher nach unserem Dafürhalten den Ausdruck Chryse ganz vermeiden und durch einen passenderen ersetzen sollen.

Der Verfasser schildert anschaulich und gut gegliedert seine Erlebnisse in den wenig bekannten südlichen Provinzen Chinas und sucht seine Schilderungen durch entsprechende Bilder zu illustriren. Interessant und besonders werthvoll werden seine Mittheilungen nach dem Betreten jener Gegenden von Yün-nan, welche von den nicht-chinesischen Stämmen (Lo-lo, Man-tse, Miau-tse, Pai, Li-sse, Si-fan, Ka-khyen u. a.) bewohnt sind. Der Verfasser hat über die Wohnsitze, Sitten, Sprache der betreffenden Stämme genaue Erkundigungen eingezogen, von manchen derselben theilt er nach Photographien hergestellte Abbildungen mit. Ein für die Ethnologie äusserst wichtiger Beitrag ist der Anfang zum zweiten Bande: „Uebersetzung eines Berichtes über die Kwei-tshau Miau-tsu, geschrieben nach der Unterwerfung der Miau-tsu um das Jahr 1730, übersetzt von Georg W. Clarke, Mitglied der chinesischen inneren Mission." Dieser Bericht zählt nicht weniger als 82 verschiedene Stämme mit genauer Angabe ihrer Sitze und mehr weniger ausführlicher Schilderung ihrer Tracht, Lebensweise u. s. w. auf. — Auf die übersichtliche Gliederung des Werkes, vermöge welcher die Lectüre desselben den Leser nicht ermüdet, haben wir bereits hingewiesen; hier sei auch noch des Sachregisters am Ende des zweiten Bandes erwähnt, welches dem Nachschlagen über die verschiedenen im Buche vorkommenden Personen und Sachen äusserst förderlich ist. Eine besondere Anerkennung verdient die Firma Brockhaus für die schöne Ausstattung des trefflichen Reisewerkes. **Friedrich Müller.**

4.

Report upon United States Geographical Surveys west of the 100th. meridian. In charge of F. L. G. M. Wheeler under the direction of Brig. Gen. A. Humphreys. Published by Authority of the Honorable the Secretary of war. Engineer Department, U. S. Army. Vol. VII. — Archaeology. Washington. 497 pp. 20 Taf. und 135 Textbilder. 4°.

Mit diesem Bande erscheint eine Arbeit, die den Amerikanern zur Ehre gereicht und uns zur aufrichtigen Bewunderung ihrer auch auf geistigem Gebiete grossartigen Schaffungskraft zwingt. Wir sehen ein gewaltiges, dünn bevölkertes Gebiet, das sich westlich des 100. Meridians v. Gr. bis an die Küste des stillen Oceans erstreckt und vor kaum 30 Jahren nur durch wenige kühne Trapper nothdürftig recognoscirt erschien, jetzt genau trigonometrisch vermessen, sowie in naturhistorischer, ethnographischer und archäologischer Beziehung durchforscht. Eine solche genaue Untersuchung mangelt heute selbst noch manchen Staaten Europas. Der amerikanische Geist hat auch hier den grossen Nutzen einer genauen Erforschung des Landes erkannt und mit einer bewunderungswürdigen Energie, Kraft und Ausdauer und Dank der grossartigen Geldopfer der Staatscassa in kürzester Zeit diese gewaltige Arbeit gelöst.

Die ausgezeichneten Führer und Leiter jener grossen, seit der Mitte der Sechziger Jahre ausgesendeten Expeditionen waren: Hayden, Wheeler, Powell und King.

Im vorliegenden Bande hat Professor Putnam die verschiedenen archäologischen und ethnologischen Berichte, die das Resultat mehrerer Expeditionen sind, zusammenfassend behandelt und wurde bei dieser Arbeit durch Dr. Abbott, Dr. Haldeman, Dr. Yarrow, Henshaw und Lucien Carr auf das Beste unterstützt.

Durch diese Arbeit erscheint die Basis gelegt für die weiteren Untersuchungen über den Culturzustand und vielleicht in letzter Linie über den Ursprung jener zahlreichen Indianerstämme, welche einst die jetzt so spärlich bewohnten Regionen bevölkerten.

H. C. Yarrow hat im Jahre 1875 im Vereine mit J. T. Rothrock und H. W. Henshaw die Umgebung von Santa Barbara

(Dos Pueblos und La Patera) in Kalifornien, die zunächst liegenden Inseln, namentlich Santa Cruz, wo nahe von Prisoners Hafen reiche Ausbeute gemacht wurde, untersucht. P. Schumacher und Stephen J. Bowers haben sehr erfolgreiche Ausgrabungen bei Carpentaria an derselben Küste, ferner an verschiedenen Punkten des Santa Maria-Flusses und weiters an der westlichen Seite des Santa Juez-Gebirges und auf den Santa Barbara-Inseln angestellt. Das Resultat ihrer Untersuchungen ist im ersten Theil des Werkes niedergelegt.

Im ersten Abschnitt des ersten Theiles werden die Indianer Kaliforniens, welche der ethnologischen Forschung zwar ein sehr interessantes, zugleich aber auch ein sehr schwieriges Object bieten, besprochen. Auf einem ganz beschränkten Gebiete findet man hier eine ungewöhnlich grosse Anzahl kleiner Stämme, welche sprachlich ganz ausserordentlich verschieden sind.

In einer Reihe von Abschnitten folgt dann die Besprechung der reichen Ausbeute, nach dem Material und nach der Form geordnet und jeder Abhandlung sind mehrere durch Lichtdruck sehr gelungen hergestellte Tafeln und zahlreiche Holzschnitte im Texte beigegeben. So folgen:

Geschlagene Steinwerkzeuge (chipped stone implements) von C. C. Abbott, welcher auch der Verfasser der folgenden Abschnitte ist. Material meist Flint, hie und da auch Quarz. Lanzen-, Speer- und Pfeilspitzen, alle Arten Schneid- und Sägewerkzeuge sind beschrieben. Einige der nordamerikanischen Stämme bedienen sich, wenn auch nur in beschränktem Masse, jetzt noch solcher Steinobjecte und halten an den alten Befestigungsarten fest.

Steinmörser und Mörserkeulen dienten meist als Gefässe zur Zubereitung der Nahrung.

Steintöpfe, Steintafeln und Speisegefässe. Die Steintöpfe (olla) aus grünlichgrauem Steatit, meist kugelförmig, erscheinen in Kalifornien und auf den kalifornischen Inseln sehr häufig, östlich des Felsengebirges sehr selten. Paul Schumacher fand auf der Insel Santa Catalina die Steinbrüche und Fabriksorte. In einem Steinbruch zu Little Springs fand er noch die verschiedenen Stadien der Bearbeitung. Die Töpfe wurden zuerst aus dem Gestein grob herausgearbeitet und dann erst abgesprengt, und schliesslich die Höhlung und äussere Abrundung gearbeitet.

Gegenstände aus Holz. Holzgeräthe mögen nach den zahlreichen Spuren häufig im Gebrauche gewesen sein, doch sind begreiflicherweise die wenigsten erhalten.

Steinpfeifen zum Rauchen. Material Steatit, meist kegelförmig, mit einem knöchernen Mundstück, durch Asphalt befestigt; wie überhaupt Asphalt bei den Indianern Kaliforniens zur Kittung stets angewendet wurde.

Durchbohrte Steine. Ausser als Netzsenker, Spinnwirtel etc. wird eine grosse Anzahl mit Sorgfalt ausgebohrter Steine als Gewichte für Stöcke zum Graben von P. Schumacher bezeichnet, wie sie jetzt noch bei den Buschmännern etc. gebraucht werden.

Verschiedene Steinobjecte. Durchbohrte Steinröhren, Pfeilstrecker, Pfeilglätter, Glättsteine, Hammersteine etc. werden beschrieben.

Sculpturen. Die Indianer waren wohl ausgezeichnete Arbeiter in Stein, doch kamen sie nicht einmal recht zu den Anfängen der bildenden Kunst; möglich vielleicht, dass dieselbe sich noch entwickelt hätte, wäre die weisse Rasse eben nicht zerstörend dazwischen getreten. Nördlich am Columbiafluss (Bastian: Amerikas Nordwestküste) und südlich in Mexiko und Central-Amerika haben verwandte Völker in der bildenden Kunst beträchtliche Stufen erreicht.

Alle besprochenen Gegenstände zeigen nur wenig Verzierungen und es gelang Schumacher, aus Gräbern (Santa Catalina-Insel) überhaupt nur drei aus Steatit gefertigte Gegenstände zu gewinnen, an welchen sich das Bestreben verräth, Thierformen darzustellen.

Geräthe und Waffen aus Bein und Holz von C. C. Abbott und F. W. Putnam. Aus Bein werden namentlich Harpunenspitzen, Angeln, Nadeln, wie auch Schwerter beschrieben. Unter den Gegenständen aus Holz fällt ein Schwert auf, dessen Griff mit zahlreichen Haliotisschälchen mosaikartig eingelegt ist.

Musikinstrumente aus Bein von C. C. Abbott. Meist Pfeifen und Flöten.

Textilfabrikate und Korbflechterei. Die Textilindustrie der früheren Bewohner zeigt die grösste Aehnlichkeit mit jener der Pfahlbauer der Schweizer Seen; was der Flachs dem Pfahlbauer, das war die Agave und Yucca den Indianern der Südwestküste Nordamerikas.

Schmuckgegenstände. Material namentlich Molluskenschalen, ferner Klauen und Zähne von Thieren, untergeordnet auch Stein. Form meist in Scheibchen, abgeflachten Kugeln, flachen Tafeln, hie und da mit Kerben als Verzierung. Entweder als Anhängsel oder zu mosaikartigen Einlegarbeiten verwendet.

Perlen. Material: Stein, Muschelschalen, Asphalt und selbst Glas (venetianisches, durch den Verkehr mit den Weissen in die späteren Gräber gekommen).

Eisengegenstände und andere durch Berührung mit den Weissen erhaltene Objecte. Nachdem die Indianer noch eine lange Zeit nach der Berührung mit den Weissen ihre Todten in derselben Weise und auf denselben Stammbegräbnissorten verbrannten, fand man daher oft neben sehr alten Funden zahlreiche Gegenstände, welche sie aus den Händen der Weissen erhielten.

Beobachtungen an den Cranien der Santa Barbara-Inseln von Lucien Carr. Carr hat im Ganzen 315 Schädel (178 männliche und 137 weibliche) gemessen. Es sind, wie die Grabbeigaben beweisen, neuere und ältere Schädel. Der mittlere Längenbreitenindex beträgt 76·8, der mittlere Längenhöhenindex 72·6, die berechnete mittlere Capacität 1310 Kbcm. 4 Schädel zeigten Abplattung eines Scheitelbeines. (Bei Moundbilderschädeln findet man diese häufig.) Der typische Schädel ist klein und niedrig. Carr fand weiter, dass diese Schädel, nach den Localitäten gruppirt, zwei Formengruppen geben, so dass hier auf den beiden Inselgruppen zwei verschiedene Rassen lebten. San Miguel im Norden enthält nur orthocephale und brachycephale, Santa Catalina im Süden nur dolichocephale und orthocephale. Da überdies an jenen Küsten sehr viele verschiedene Sprachen gesprochen wurden, so scheint die Behauptung Carr's begründet, dass die Verschiedenheit der Schädelform auf so nahen Inseln in der Verschiedenheit der Rasse liegt. Eine kurzköpfige und eine langköpfige tritt uns entgegen. Nachdem am Festlande die brachycephale Form bei weitem überwiegt, so schliesst Carr weiter, dass die ausgesprochen Dolichocephalen der Südinseln des Santa Barbara-Archipels der letzte Rest einer bis an die äusserste Grenze zurückgedrängten älteren Rasse gewesen sind.

Der zweite Theil behandelt die Pueblo-Ruinen und deren Bewohner im Colorado- und Gilafluss-Becken und in jenen des Rio Grande-Flusses. Er enthält folgende Abhandlungen:

Bemerkungen über die Pueblos und ihre Bewohner von G. Thomson.

Die Pueblos von Acoma, Taos und San Juan östlich des Rio Grande del Norte in Neu-Mexiko von O. Loew, Klett und H. C. Yarrow, wobei die höchsten Leistungen der Indianer Nordamerikas im Häuserbau — die Steinhäuser der Pueblo-Indianer — eingehend besprochen werden.

Ferner schliessen sich an Berichte über Ruinenstädte in Neu-Mexiko im Thale des Rio Chama, Chaco und Chelle-Cañon von O. Loew, Rogers Birnie und H. C. Yarrow. Namentlich im Nordwesten Neu-Mexikos traf man überall auf Spuren einer einst sehr sesshaften und zahlreichen Bevölkerung. Ruinen, Gefässreste, Steingeräthe und menschliche Knochen wurden überall angetroffen.

Weiter folgte eine Abhandlung über Steingeräthe, Gefässe und andere Objecte aus den Pueblos Neu-Mexikos und Arizona, worin namentlich die Gefässe in jenem uralten Centrum keramischer Kunst in Amerika hervorgehoben werden. Die Zunitöpfe aus Caolinerde ahmen meistens thierische Formen nach und erhalten ihren Glanz durch Poliren der Caolinlage mittelst glatter Steine.

Anschliessend erscheinen die auf den Expeditionen im Jahre 1872—74 gesammelten menschlichen Schädel und Skelette von Mack Sibley Severance und Dr. Yarrow besprochen.

Diesem zweiten Theil ist sowie dem ersten Theil je ein Appendix beigegeben. Während der Erstere den aus dem Spanischen übersetzten Bericht des Piloten Ferrel auf der Reise Cabrillo's längs der Westküste Nordamerikas im Jahre 1542 bringt, enthält der letztere eine Classification der Sprachen und Dialecte der Indianer des Südwestens Nordamerikas, welche Albert Gatschet Dank der gesammelten Vocabulare im Stande war auszuarbeiten.

N. Wang.

5.

Adolf Bastian. Amerikas Nordwestküste. Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Aus den Sammlungen der königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Direction der ethnologischen Abtheilung. Mit 13 theils in Chromolithographie, theils in Lichtdruck ausgeführten Tafeln. Berlin. Verlag von A. Asher & Co. 1883. Folio.

Nach und nach beginnt das Interesse für ethnologische Forschungen auch in weitere Kreise zu dringen und es gibt sich an verschiedenen Orten eine vielversprechende Bewegung zu Gunsten derselben kund. Freilich geschieht dies noch immer sehr langsam und in keinem Verhältniss zu dem rapiden Aussterben der Naturvölker und dem noch schnelleren Verschwinden ihrer Culturen.

An der Spitze dieser Bewegung steht gegenwärtig in Deutschland Adolf Bastian. Da sein Blick vom Beginn seiner grossen Reisen immer auf die eine Sache gerichtet war, so hat er wie kein Anderer Einsicht gewonnen in das Leben und Denken jener Naturkinder, welche bei der Berührung mit unserer modernen, sich unaufhaltsam über die ganze Erde ausbreitenden Cultur dahinschwinden, „wie der Schnee vor den warmen Strahlen der Frühlingssonne". Er wird aber auch nicht müde, diese Mahnung in jedem seiner zahlreichen, in den letzten Jahren erschienenen Werken immer und immer zu wiederholen. Auch in dem oben bezeichneten Werke finden wir in der Einleitung die eindringlichsten Mahnungen, die kostbare Zeit zum Sammeln ethnographischen Materiales nicht unbenützt vorüberstreichen zu lassen. Wir können wohl nichts Besseres thun, als ihm über diesen Punkt selbst das Wort zu lassen.

„Wer dem Entwicklungsgange der Ethnologie in den letzten Phasen jüngster Zeitepoche gefolgt ist, wird für die daraus zu entnehmenden Lehren eine schlagende Bestätigung finden in dem, was hier vorliegt.

„Arbeitet, so lange es Tag ist! Das liesse sich predigen auf den Gassen und vor den Thoren der ethnologischen Stadt in der Gelehrtenrepublik, denn kurz nur bleibt die Spanne der Zeit für das Studium der Naturstämme, und rasch naht heran die Nacht, welche sie, nebst all' den für geschichtliche Kenntniss aufklärenden Schätzen, mit Dunkel überziehen, in schweigende Vergessenheit begraben muss. Kein Säumen daher, eine Pflicht zu erfüllen, die, selbst wenn wir sie von uns abzuwälzen vorziehen möchten, doch von den Nachkommenden, weil im Moment der Gegenwart aufliegend, dieser nicht erlassen werden wird.

„Jetzt, wo es plötzlich getagt hat in der Ethnologie, jetzt sieht das zum Sehen erwachende Auge mit blendenden Verheissungen einer künftigen Wissenschaft vom Menschen zugleich das Gähnen des Schlundes vor sich, der die kaum gesprossten Keime wieder verschlingt und zu sich niederzieht im brausender anschwellenden Zeitsturm des internationalen Verkehrs, — sie austilgt von dem Antlitz der Mutter Erde, die in der Kindheit des Daseins widerstandslosen Naturstämme.

„Wohl fühlt es sich seit Decennien voraus, an dem rascheren Pulsiren der Zeitrichtungen, dass die Naturwissenschaften bald erstarkt sein würden, um überzutreten von der Psychophysik in das Gebiet des Geisterreiches. Als aber dann, organisch herangereift in der Fülle der Zeit, die Knospe plötzlich brach, als sie da stand in der Blüthe voller Pracht, in neuer Wissensforschung der Anthropologie und Ethnologie, da hatten die technischen Aushilfen des praktischen Bedürfnisses nicht gleichen Schritt halten können und weder die Museen standen fertig, noch die genügenden Mittel zur Beschaffung der jetzt von allen Seiten her erforderlichen Sammlungen."

Wohl gibt es heute noch verschiedene, ziemlich ausgedehnte Räume unserer Erdveste, wo die Gefahr des Hinweggeschwemmtwerdens der alten, primitiven Culturen noch nicht so gross ist. Wie lange wird dies aber dauern? Man betrachte nur Afrika, den im Innern vielleicht noch am wenigsten von unserer europäischen Cultur berührten Continent. Der jedes Vergleiches spottende Wettlauf mehrerer europäischen Staaten, den wir in der jüngsten Zeit erlebt haben und der bis zur Stunde noch fortdauert, dahin strebend, sich möglichst grosse Gebiete des schwarzen Continentes für die Zukunft zu sichern, wird mit den noch wenig berührten Culturen seiner ursprünglichen Bewohner bald aufgeräumt haben. Doch ist hier wenigstens zu erhoffen, dass die wichtigsten, auf das jetzige Völkerleben Bezug nehmenden ethni-

schen Momente noch zur rechten Zeit fixirt werden. Sehen wir aber nach Australien, nach einem grossen Theil Amerikas, vor allen anderen aber nach der mehr als alle anderen Gebiete exponirten Inselwelt der Südsee! Welche Verheerungen hier die letzten Jahrzehnte unter den einheimischen Culturen angerichtet haben, das kann nur Derjenige ermessen, der selbst Gelegenheit hatte, die Verhältnisse zwischen Früher und Jetzt mit offenen Augen zu vergleichen.

Sehen wir uns um das Urtheil anderer Männer über die diesbezüglichen Verhältnisse um. Es soll hier nur jenes Virchow's — gewiss einer der nüchternsten Forscher der Gegenwart — angeführt werden, der sich darüber schon vor acht Jahren wie folgt aussprach:

„Die Kenntniss der Naturvölker, von denen jetzt eines nach dem andern durch die Einwanderer erdrückt oder aufgezehrt wird, hat der modernen Anthropologie für die Erforschung der prähistorischen Urvölker die wichtigsten Hilfsmittel dargeboten. Gerade deshalb ist es eine der ernstesten Aufgaben unserer Zeit, die Eigenthümlichkeiten der noch vorhandenen Naturvölker so genau als möglich festzustellen, alle noch vorhandenen Ueberreste ihrer Cultur sorgfältigst zu sammeln, und der Nachwelt, welche bald dieses Mittels der Untersuchung beraubt sein wird, eine Literatur zu hinterlassen, welche reicher und vollständiger, als es für uns die classische Literatur gelöst hat, die Quellen für eine vergleichende Wissenschaft vom Menschen zu erhalten im Stande ist."

Dank den unausgesetzten Bemühungen Bastian's hat sich in Berlin ein Comité gebildet, zusammengesetzt aus einem Kreise generöser, für die Wissenschaft begeisterter Männer zu dem Zwecke, Aufsammlungen ethnographischen Materiales auf den zunächst am meisten bedrohten Punkten unserer Erdoberfläche zu veranlassen. Als ein solcher wurde vor Allem die in ethnologischer Beziehung so interessante und bisher nur zu wenig bekannte Nordwestküste Nordamerikas erkannt und der durch seine langjährigen Beziehungen zu Carl Hagenbeck erprobte Reisende Jacobsen mit der Aufgabe der Einsammlung betraut. Derselbe hat auch seine dankbare, aber schwierige Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit gelöst. Eine grosse Sammlung des für die Beurtheilung der ethnographischen Verhältnisse dieses Gebietes höchst wichtigen Materiales ist die Frucht dieser Reise.

Bis zum Schlusse der Redaction der Einleitung des vorliegenden Werkes waren schon über 1000 Nummern in Berlin eingelaufen; weitere Sendungen standen noch in Aussicht. Das Werk bildet daher auch nur den Anfang einer Reihe grösserer Publicationen über dieses Gebiet. Es lag Bastian vor Allem daran, das reiche Material so rasch wie möglich bekannt zu machen, wofür ihm auch jeder auf diesem Gebiete thätige Forscher zu Danke verpflichtet sein wird. Wir dürfen daher bei der ausserordentlich raschen Publication nicht ein nach allen Richtungen durchgearbeitetes Werk verlangen. In dem auf die Einleitung folgenden kurzen Texte hat Bastian die wichtigsten bisher bekannten Notizen über die hier in Betracht kommenden Völker zusammengefasst. Es sind deren nicht viele, aber diese genügen, um aus ihnen zu ersehen, welche Wichtigkeit die gesammelten Gegenstände für die ethnographische Kenntniss dieser rasch verschwindenden Völkerstämme haben. Auf den 13 Foliotafeln sind eine Anzahl der interessantesten Gegenstände der erwähnten Sammlung zum Theil in Lichtdruck, zum Theil in geradezu unübertrefflichen Chromolithographien dargestellt.

Die Bevölkerung der ganzen Nordwestküste von Nordamerika, von Innuit bis Oregon und weiter hinab bis nach Californien bildet in ethnischer wie psychologischer Beziehung eine eigenartige Sippe. Bastian weist auf die Wichtigkeit des Gebietes, hervorgerufen durch seine eigenthümliche geographische Lage, hin. Durch die Annäherung zweier grosser Continente in der Behringsstrasse, zu denen noch ein dritter räumlicher Factor in dem zwischen denselben liegenden Inselreiche tritt, sind die interessanten ethnographischen Verhältnisse dieses Erdstriches bedingt. Bastian macht auf das auffallend gleichartige Niveau der gesellschaftlichen Verhältnisse an der Nordwestküste Amerikas aufmerksam; namentlich auf die Entwicklung des Häuptlingswesens und des Priesterthums, sowie auf die von einer reichen und eigenartigen Phantasie zeigende Mythologie der hier lebenden Völker. Die interessantesten Verhältnisse in dieser Beziehung existiren bei dem Stamme der Haidah-Indianer, und spricht sich das auch in den von diesen herrührenden Gegenständen aus. „Der an allen Geräthschaften und Utensilien an der Nordwestküste Amerikas als besonders charakteristisch ausgeprägte Verzierungsstyl — der auch nach den früheren Proben bereits als solcher anerkannt, sich durch die vorliegende Sammlung jetzt überall in Wiederholungen bestätigt — dieser Styl der Haidah vor Allem spricht in der Grammar of ornament eine jener Primär-Ideen aus, die, in der Mythologie zu vielerlei Gedankengebilden fortwachsend, sich verzweigten."

Unsere besondere Aufmerksamkeit erregen die zum Theil prachtvollen, phantastisch geschnitzten und bemalten Masken, die bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei Tänzen getragen werden, und eine verschiedene Bedeutung haben. Unter anderen ist auch die Maske eines Kannibalen abgebildet, ein Eulenkopf mit vier am Holz geschnittenen kleinen Todtenköpfen, welche anzeigen, dass der Träger bereits vier Menschen gefressen hat. Ferner die verschiedenartigen Rasseln und Tanzklappern, sowie mehrere Stücke, welche die verschiedene Art der Tätowirung zeigen. Die reiche Phantasie dieser Völker bezeugen namentlich ihre mit phantastischen, ausgeschnitzten Figuren bedeckten und bunt bemalten Hauspfeiler.

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass derartige Publicationen dazu beitragen werden, das Interesse für das Studium der Ethnologie auch in weiteren Kreisen — über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus — zu wecken und zu fördern. Es ist Aufgabe jedes grossen civilisirten Staates, theilzunehmen an den dringenden Arbeiten der ethnologischen Forschung. Auch Oesterreich besitzt in seiner Residenz in dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum, dessen Eröffnung in naher Zukunft bevorsteht, ein wissenschaftliches Institut ersten Ranges, welches in seiner anthropologisch-ethnographischen Abtheilung dem Studium des Menschen und seiner Cultur — namentlich jenem der Naturvölker — eine Stätte bieten wird. Möge dieses grossartig angelegte wissenschaftliche Institut von allen Seiten die Unterstützung finden, die es verdient und ohne welche es seine grosse und dringende Aufgabe nie und nimmer erfüllen kann.

Franz Heger.

6.

Penka Karl. Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen. Wien und Teschen. Prochaska. 1883. 8. VII, 214 S.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit der wichtigen Frage über den Ursprung jener Völker, welche gegenwärtig Sprachen reden, die zu dem sogenannten indogermanischen (arischen) Sprachstamme gehören. Der Verfasser kritisirt zunächst den Begriff der mittelländischen (früher kaukasisch genannten) Rasse, den er als unhaltbar betrachtet. Darauf wendet er sich zur Bestimmung des Typus der Arier, die er als eine von den andern Rassen verschiedene, durch hellweissen Teint, blaue Augen und blonde, lockige Haare ausgezeichnete Rasse hinstellt. In Uebereinstimmung mit den neueren Forschungen und Ansichten sucht er die Urheimat dieser Rasse nicht in Asien, sondern in Europa, und zwar in Skandinavien. Letzteres geht für den Verfasser daraus hervor, dass die arische Rasse, eine eminent nordische, in Skandinavien noch bis auf den heutigen Tag sich am reinsten erhalten hat, und die dort aus den Gräbern zu Tage geförderten Schädelfunde theils mit dem heutigen echt skandinavischen, theils mit dem in Mitteleuropa als ältesten anerkannten Schädeltypus vollkommen übereinstimmen. Nachdem der Verfasser auf diese Weise den arischen Grundtypus und die Urheimat desselben festgestellt hat, geht er zur Darlegung seiner Ansichten über die Entstehung der Menschenrassen überhaupt und dann über die Entstehung der sogenannten arischen (indogermanischen) Völker im Einzelnen über. Den sechsten und siebenten Abschnitt des Buches, welche den phonologischen und morphologischen Charakter der arischen Grundsprache behandeln, lassen wir hier ganz bei Seite, da die Besprechung derselben in ein der Sprachwissenschaft gewidmetes Organ gehört.

Der Verfasser documentirt in seinen ethnologisch-anthropologischen Studien eine nicht gewöhnliche kritische Begabung und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Durch geistvolle Combinationen der Thatsachen kommt er öfter zu überraschenden Ansichten und regt zum Nachdenken über manche Probleme an. Ob es ihm aber gelungen ist, den Kern seiner ganzen Untersuchung, nämlich den Nachweis, dass Skandinavien als die Urheimat der arischen Rasse betrachtet werden müsse, vor Einwendungen sicherzustellen, möchten wir dennoch bezweifeln, und erlauben wir uns hier auf Einiges hinzuweisen, das den vom Verfasser geführten Beweis zu erschüttern im Stande sein dürfte.

Nach Penka ist der nordische Typus der Arier aus den klimatischen Einwirkungen ihrer jetzigen Wohnsitze nicht zu erklären, da in diesem Falle die dunkelgefärbten schwarzhaarigen Polarvölker denselben mit den Ariern theilen müssten. Penka meint daher, dass dieser Typus als das Resultat der Einwirkung der Eisperiode, innerhalb welcher die Entstehung der Rassen stattgefunden hatte, zu betrachten sei. Als die Arier nach dem Ende der quaternären Periode in Skandinavien einwanderten, war das Land unbewohnt, da die Lappen erwiesenermassen erst viel später von Nordosten her eingedrungen sind.

Hier möchten wir vor Allem bemerken, dass die Schlüsse, welche man aus den den Gräbern entnommenen Schädelfunden ableitet, für uns nicht jenen Grad der Ueberzeugung haben, den man ihnen allenthalben zuschreibt. — Sollte das Letztere stattfinden, dann müsste man über die Formen der Leichenbestattung aller in Betracht kommenden Völker genau unterrichtet sein. — Nehmen wir z. B. an, in einem Lande wohne ein Volk, das seine Todten, gleich den alten Persern und den heutigen Mongolen, den Thieren zum Frasse aussetzt oder dieselben verbrennt und die Asche dann in den Fluss schüttet, und dieses Volk werde von einem andern unterjocht, das seine Todten beerdigt und für seine Edlen mit Stein ausgelegte Gräber errichtet, so wird der zukünftige Forscher aus den Gräberfunden allein nie den wahren Sachverhalt ermitteln können. Da von dem ersteren Volke entweder gar keine Ueberreste vorhanden sind oder nur selten in den Gräbern des zweiten Volkes vorkommen, so wird er das zweite Volk, das durch zahlreiche Gräberfunde vertreten ist, als autochthon betrachten und die seltenen, dem ersten Volke angehörenden Funde als von auswärts, durch Sclaverei oder dergleichen verschleppt hinstellen.

Penka nimmt an, dass Skandinavien zur Zeit der arischen Einwanderung unbewohnt gewesen sei. Daraus erklärt sich nun von selbst einerseits die Reinheit des skandinavischen Typus, anderseits die Uebereinstimmung der Gräberfunde mit dem heutigen Zustande. Da ferner die Entstehung des arischen Typus nicht auf Skandinavien, sondern auf die Eiszeit zu beziehen ist, so fällt damit die zwingende Nothwendigkeit, Skandinavien für die Urheimat der Arier zu erklären, von selbst und es kann jeder Punkt des mittleren Europa als die Urheimat der Arier angenommen werden. Dass vom Heimatslande nach einem bisher unbewohnten Punkte abgegangene Colonien, die vor einer grösseren fremden Invasion geschützt sind, sich rein erhalten, während die Leute der Heimat selbst durch mehrfache Mischungen ganz umgeändert werden, ist eine so bekannte Thatsache, dass eine nähere und ausführlichere Darlegung derselben gar nicht nothwendig erscheint.

Friedrich Müller.

7.

Felix Liebrecht. Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. Heilbronn. Gebrüder Henninger. 1879. 8. 522 S.

Liebrecht vereinigt in diesem Werke seine kleinen Abhandlungen, die er im Laufe eines Menschenalters in verschiedenen Zeitschriften hatte erscheinen lassen. Es ist aber kein blosser Abdruck des Alten, sondern vielmehr zum grossen Theil ein ganz neues Werk, das uns vorliegt, indem der Verfasser bemüht war, die einschlägige neuere Literatur zur Vervollständigung seiner Artikel überall zu verwerthen. Die einzelnen Untersuchungen stehen auf der Höhe moderner wissenschaftlicher Forschung. Die Belesenheit Liebrecht's wirkt zuweilen wahrhaft verblüffend. Ich verweise beispielshalber auf die Artikel „Der Mäusethurm“ (S. 1—17), „Die vergrabenen Menschen“ (S. 284—296). Die Oekonomie des Werkes ist folgende: I. Sagenkunde. 1. Der Mäusethurm. 2. Romulus und die Welfen. 3. Zu den Nugae Curialium des Gualterus Mapes. 4. Die Todten von Lustnau. 5. Die Ragnar Lodbroksage in Persien. 6. Germanische Mythen im alten Amerika. 7. Neugriechische Sagen. 8. Arabische Sagen über Aegypten. 9. Sicilische Sagen. 10. Aus Nordindien. 11. Godiva.

12. Robert der Teufel. 13. Juan de los Tiempos. 14. Zu Maria de France. II. Märchen und Fabeln. 1. Zu den Avadanas. 2. Eine mittelhochdeutsche Fabel. III. Novellistik und Schwänke. IV. Volkslieder. 1. Cyprische Volkslieder. 2. Τραγούδια Ῥωμαϊκά. 3. Zwei neuere Sammlungen (griechischer Volkslieder). 4. Ein sicilisches Volkslied. 5. Ein Schweizer Volkslied. V. Mythologie, Religionsgeschichte, Volksglauben, Sitten und Gebräuche. 1. Amor und Psyche. 2. Zeus und Semele. 3. Purûravas und Urvaçî. 4. Tammûz-Adonis. 5. Ein Fuchsmythus. 6. Die geworfenen Steine. 7. Die vergrabenen Menschen. 8. Eine alte Todesstrafe (einen Mühlstein auf des Verbrechers Haupt fallen lassen). 9. Der hegende Faden. 10. Norwegischer Aberglaube. 11. Deutscher Aberglaube. 12. Schottischer Aberglaube. 13. Isländisches. 14. Portugiesisches. 15. Sitten und Gebräuche verschiedener Völker (Maibaum. — Kiltgang. — Der Frauenabend. — Mitbegraben. — Speerritzung. — Grashalm im Munde. — Skimmington. — Real, real. — Kinderspiele (Catalonische. Das Brückenspiel). Parallelen zu Sitten und Gebräuchen der alten Griechen und Römer. 16. Italische Mythen. 17. Humor im Rechte. 18. Rechtsalterthümer (Diebstahl. — Jüngstenrecht. — Adoption. — Frauenprärogativ. — Brücke). 18. Der aufgegessene Gott. 19. Ein arabisches Recept. VI. Allgemeine Literaturgeschichte. VII. Sprachliches und Redensarten. 1. Das verlorene Hufeisen. 2. Englische Redensarten. 3. Et cetera Bundschuh. 4. Eine gimpelhafte Frage. 5. Unverwissen. 6. Fander. — Fanner. — Gosseberry. 7. Erkyin. 8. Gerade Leute in Schweden.

Wir müssen uns hier begnügen mit der einfachen Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses. Auf Einzelnheiten einzugehen ist hier unmöglich, wenngleich es sich sehr lohnen würde, die Artikel durch weitere Nachträge aus dem Gebiete des slavischen Volksthums, welches leider Liebrecht nur aus zweiter Hand kennt, zu ergänzen. Dies gäbe aber wieder ein dickes Buch. Unser Urtheil über Liebrecht's Werk fassen wir kurz dahin zusammen, dass es für Jeden unentbehrlich ist, der sich mit wissenschaftlicher Volkskunde beschäftigt.

Friedrich Krauss.

8.

Dr. Heinrich Berghaus. Der Sprachschatz der Sassen. **Ein Wörterbuch der Plattdeütschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten.** I. B. A—H. II. B. J—N. 2132 Spalten. R. Eisenschmidt, Berlin. 1883.

Die plattdeutsche Sprache lebt im Munde der Bewohner des deutschen Flachlandes, der Nachkommen der alten Sassen, die von der Maas bis zur Elbe und darüber hinaus über den Niemen bis zur Neva sesshaft sind. Sie ist eine der kräftigsten und ausgebildetsten der deutschen Mundarten, die es mit der deutschen Schriftsprache vielfach mit Erfolg aufnehmen kann. Während unsere Schriftsprache, losgelöst von allem Volksthume, eine verknöcherte, conventionelle Sprache geworden ist, die eigentlich nirgends gesprochen wird, ist das Plattdeutsche noch Volkssprache, das Volk, die Nationalität selber. An Dichtern und Schriftstellern in dieser Mundart hat es nie gefehlt; wir erinnern an die neueren: J. H. Voss, Bornemann, Giesebrecht, W. Heyse, Jahn Brinckmann, W. Quitzow, Edmund Hoefer und Fritz Reuter. Berghaus selbst gilt als bedeutender Schriftsteller dieser Art, dass er aber auch zugleich der beste Kenner der Sprache ist, dafür zeugt vorliegendes Wörterbuch. Und doch ist auch vorliegendes Werk, trotz der stupenden Vielseitigkeit des Verfassers, oder gerade deswegen, nicht über jeden Tadel erhaben. Berghaus begnügt sich nicht damit, jedes plattdeutsche Wort durch ein hochdeutsches zu erklären, sein Vorkommen in verschiedenen Verbindungen bei verschiedenen Schriftstellern zu verzeichnen und zu erläutern, und alle Bedeutungsnuancen in ihrer Entwicklung darzulegen; er geht noch einen Schritt weiter, indem er rein subjective Bemerkungen nebst sachlichen, die man nur in einem Conversationslexikon zu suchen pflegt, wo es ihm passt, einzustreuen liebt. Besonders scharf hat er es auf die Pfaffen und was drum und dran hängt, abgesehen. Er selbst ist ein frommer, biederer Plattdeutscher, der immer gemüthlich unmittelbar zum Leser spricht, doch das gehört in das Wörterbuch nicht hinein. Vielleicht tadeln wir mit Unrecht Etwas, was spätere Geschlechter als einen Vorzug und ein Charakteristikon des Werkes preisen werden. Ein trockenes wissenschaftliches Lexikon würde uns genügen. Berghaus bietet aber als Draufgabe noch ein gutes Stück seines sehr Selbst, ein Stück Volksthum dar. Vor Allem wäre es wünschenswerth, dass das Werk bald zu Ende geführt würde.

Friedrich S. Krauss.

9.

Fr. Fr. Fronius. Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Zweite, veränderte Auflage. Wien 1883. Carl Graeser. 8. 252 S.

Von den eilf Abschnitten dieses flott geschriebenen Buches erregen einige in erhöhtem Masse die Aufmerksamkeit des Ethnographen, weil in ihnen über gesellschaftliche Zustände berichtet wird, die in den übrigen deutschen Landen längst fast spurlos verschwunden sind. Wir meinen die Capitel: „Bruderschaft“ und „Nachbarschaft“. Fronius befindet sich in einem ihm leicht verzeihlichen Irrthume, wenn er meint, dass die „sächsische Bruderschaft eine uralte, ihrem Wesen nach kirchliche Einrichtung sei“. Wir haben es hier vielmehr mit den Ueberresten einer uralten indogermanischen Institution zu thun, die uns von der altgriechischen Phylen- und Phratrienverfassung her geläufig ist. Freilich weiss man Näheres über letztere nur mehr aus einer Zeit, wo sich diese Institutionen überlebt hatten, wo sie von der Staatsleitung zu blossen Cultusverbänden herabgedrückt waren. Bei den Siebenbürger Sachsen ist eine weitere, schärfere Spaltung eingetreten, indem die Bruderschaft (Phratrie) zu einer Nachbarschaft, die einen rein territorialen Charakter trägt, sich abgezweigt hat. Am genauesten kann man noch verhältnissmässig den uralten Stand der Phratrie und der Phyle aus dem südslavischen brastvo und pleme zurückconstruiren. Die sächsische Bruderschaft vereinigt alle confirmirten Burschen (Knechte) bis zur Verheiratung zu einem „Bruderbund“ mit genau begrenzter selbstständiger Gerichtsbarkeit unter freigewählten Beamten, die das gesammte Leben der Brüder ausser dem Hause beaufsichtigen und entweder nach althergebrachtem Gewohnheitsrecht oder nach bestimmt formulirten

Gesetzen (Bruderschaftsartikeln) an festgesetzten Gerichtstagen („Zugang“) Streite schlichten, Recht sprechen und strafen. Nach der Hochzeit tritt der Mann in eine neue Gemeinschaft, die alle selbstständigen Hauswirthe der Gemeinde umfasst und ihnen zur Erreichung bestimmter Zwecke des bürgerlichen und geselligen Lebens Gelegenheit bietet. Das ist die Nachbarschaft. Die Darstellung der Rechte und Pflichten der Brüder und Nachbarn ist äusserst werthvoll. Besonders würde sich lohnen ein Vergleich mit der „Haubergordnung“ der Haubergsgenossenschaften und Gehöferschaften, die sich in den Gebieten der Mosel, Saar und Sieg erhalten haben. (Der preussische Landtag hatte in der Session 1878—1879 eingehender mit der gesetzlichen Regelung dieser eigenthümlichen agrarischen Zustände sich zu befassen.) Ueber verwandte gesellschaftliche Verhältnisse bei den Ragjputas in Hinterindien, verglichen mit denen der Südslaven, veröffentlichte ein ziemlich oberflächliches Schriftchen der Oxforder Professor H. Sumner-Maine (De l'organisation juridique de la famille chez les Slaves du sud et chez les Rajpoutes. Paris 1880). Seine Nachrichten über die Südslaven schöpft er lediglich aus der trüben Quelle: „Le droit coutumier des Slaves méridionaux d'après les recherches de M. V. Bogišić par Fedor Demelić. Paris, 1877.“ Demelić ist Declamator. Sumner trat in seine Fussstapfen. Eine eigentliche Lösung der Frage wird aber nur möglich sein, bis das Material über die Südslaven kritisch gesichtet in annähernder Vollständigkeit vorliegen wird.

Wichtig für den Ethnographen sind noch folgende Capitel bei Fronius: 1. Das sächsische Bauernhaus und seine Bewohner, 2. Eine sächsische Bauernhochzeit im Haferland, 3. Eine Kindstaufe in den „dreizehn Dörfern“, 4. Kinderlust und Kinderleben, 5. Tod und Begräbniss. Eine stattliche Anzahl Volkslieder in der Mundart und zugleich in die Schriftsprache übersetzt, machen das Buch auch für den Sprachforscher werthvoll.

Friedrich Krauss.

10.

Paul Hunfalvy. Die Rumänen und ihre Ansprüche. Wien und Teschen. Karl Prochaska. 1883.

Der Verfasser hat es in diesem Werke unternommen, die von rumänischer Seite in jüngster Zeit immer häufiger discutirte Frage über die Anrechte der Rumänen auf Siebenbürgen, die Bukowina und einen Theil des östlichen Ungarns vom wissenschaftlichen Standpunkte zu beleuchten. Heute, wo jede noch so kleine Nation aus der Geschichte ihre vermeintlichen Rechte auf Zusammengehörigkeit und Selbstständigkeit ableiten will, können die Rumänen selbstverständlich auch nicht zurückbleiben. Trotzdem der ehemalige türkische Vasallenstaat Rumänien erst vor einigen Jahren seine Freiheit und Selbstständigkeit erlangt hat, treten die Rumänen mit ihren weitgehenden Ansprüchen auf die obenerwähnten Theile der Länder der ungarischen Krone mit einer Sicherheit und Zuversicht auf, als ob diese Ansprüche wirklich die begründetsten wären. Die ganze Frage hängt innig mit den Anschauungen über den Ursprung des rumänischen Volkes zusammen. Während heute eine Anzahl von Forschern — von Politikern nicht zu reden — die zuerst von Rössler verfochtene Ansicht vertritt, die Rumänen wären die directen Nachkommen der romanischen Ansiedler der alten Provinz Dacien, es wäre also in den oben näher bezeichneten Ländern ihre eigentliche Heimat, neigt sich eine Anzahl anderer Forscher der Ansicht zu, dass der Ursprung des rumänischen Volkes im alten Moesien zu suchen sei, wo die Herrschaft Roms viel früher begonnen hatte und auch lange Zeit noch fortdauerte, nachdem schon Dacien längst von den Römern aufgegeben war. Die letztere Ansicht geht weiter noch dahin, dass sich die Rumänen vom Centrum der Balkanhalbinsel aus, wo sie zum Theil aus den während der Römerherrschaft grösstentheils romanisirten thrakischen Ureinwohnern entstanden sind, langsam nach Norden gezogen haben und nach und nach die durch die Völkerwanderung verödeten Gebiete der östlichen Ländertheile der ungarischen Krone besetzten. Die ersten sicheren historischen Nachrichten über das Auftreten der Rumänen in den letzterwähnten Gebieten stammen erst aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte. Sie werden nach den damaligen Quellen ausschliesslich als ein Hirtenvolk geschildert, von dem erst viel später einzelne Theile in die Ebene herabstiegen und zu Ackerbauern wurden. Dieser letzteren Anschauung schliesst sich auch Hunfalvy an, vertheidigt dieselbe namentlich aus historischen und linguistischen Gründen auf das Nachdrücklichste, und weist entschieden die auf einer falschen historischen Basis aufgebauten Ansprüche, welche heute von den hervorragendsten rumänischen Gelehrten und Politikern erhoben werden, zurück.

Franz Heger.

11.

Rad jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti. Knjiga XLV. U Zagrebu 1883. (Sitzungsberichte der südslavischen Akademie für Wissenschaft und Kunst. Buch XLV. Agram 1883.)

Auf S. 1—70 bietet Matija Valjavec eine Fortsetzung seiner Untersuchungen über den Accent in der neuslovenischen Sprache (richtiger wäre: Mundart) unter dem Titel: Prinos k naglasu u (novo) slovenskom jeziku. Nach einer brieflichen Mittheilung des Verfassers, dürfte dieser Aufsatz noch weitere vier Fortsetzungen erfahren. Wenn uns die Arbeit vollständig vorliegen wird, wollen wir sie einer eingehenden Besprechung unterziehen. Für jetzt sei nur so viel bemerkt, dass Valjavec's Untersuchung, soweit sie bis jetzt gediehen ist, wohl die gründlichste grammatische Arbeit ist, die im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der südslavischen Philologie geliefert worden. Valjavec ist besonders berufen, ein endgiltiges Wort über die Accentuation im Slovenischen zu sprechen, weil er ein ausgezeichneter Kenner des slovenischen Volksthums ist. Von ihm rührt die mustergiltige Sammlung slovenisch-kroatischer Sagen, Märchen und Volkslieder her, die im Jahre 1858 in Warasdin erschienen (Narodne pripovjedke skupio u i oko Varaždina Matija Kračmanov Valjavec).

Auf S. 71—91 gibt Fr. Maixner einen philologischen Quellennachweis der „Hirtengespräche“ in Katančić's „Fructus auctumnales“.

Darauf folgt auf S. 92—128 eine Untersuchung Nadko Nodilo's „Prvi ljetopisci i davna historiografija dubrovačka“ (Die ersten Chronisten und die alte Historiographie in Ragusa). Dem Epigraphen wird willkommen sein S. Ljubić's „Collation zweier epigraphischer Handschriften aus Dalmatien“. Beson-

ders verdienstlich und ethnographisch bemerkenswerth ist P. Budmani's Abhandlung „Dubrovački dialekat, kako se sad govori“ (Der Ragusaer Dialect, wie er jetzt gesprochen wird) [S. 155—179]. Die alte Republik Ragusa war ehedem ein bedeutender Handelsplatz, der von Kaufleuten aller Herren Ländern stark besucht wurde. Es machten sich hier auch andere Einflüsse noch geltend, auf der einen Seite die Prärogative der Republik Venedig im Küstenlande, auf der anderen Seite die türkische Nachbarschaft. Das alte Culturland Italien hat in Ragusa die meisten Spuren seiner einstigen Machtstellung zurückgelassen. Wichtigen Aufschluss gibt uns darüber indirect Budmani's, wenn auch unvollständige Zusammenstellung der Fremdwörter. Für die allergewöhnlichsten Gegenstände des Alltaglebens gebraucht man italienische Bezeichnungen. Budmani merkt an, zur Bezeichnung des Verwandtschaftsgrades 5, der Körpertheile 7, der Thierwelt 20, der Pflanzen 23, der Mineralien 11, der Hausgeräthe 27 u. s. w. italienische Namen. Griechische Namen tragen zumeist Importartikel, türkische Worte sind verhältnissmässig schwach vertreten, zumeist Ausdrücke zur Bezeichnung von Kleidungsstücken. Von deutschen Worten nennt Budmani blos die Schimpfworte „huncut“ (Hundsfott) und „lacmanin“ (Landsmann). Ich füge noch hinzu „plahta“ (die Blahe) und „flekta“, welch' letzteres Wort Budmani seinem Ursprunge nach nicht zu bestimmen wusste. Es ist „Flechte“, eine geflochtene Bettdecke.

Die südslavische Akademie hat wohl daran gethan, dass sie Valjavec und Budmani, zwei so gewiegten Grammatikern, die Ausarbeitung und Redaction des akademischen Wörterbuches nach dem Ableben Daničić's übertragen hat.

Friedrich S. Krauss.

12.

Bosiljak Hercegovački. List zabavni, za puk i književnost. Izhodi 1. i 16. svakoga mjeseca, sa prilogom. Mostar 1883. **(Das hercegovinische Basilicum.** Unterhaltungsblatt, für das Volk und die Literatur. Erscheint den 1. und 16. eines jeden Monats. Mostar 1883.)

Dieses erste, specifisch hercegovinische Literaturblatt, das uns nun schon in der dritten Nummer vorliegt, ist für den Grammatiker, den Folkloristen (Volksthumforscher) und den Ethnographen überhaupt von grossem Werthe, nicht etwa, weil dieses Blatt wissenschaftliche Aufsätze enthalten würde, sondern weil es, nach den ersten Nummern zu urtheilen, eine wahre Fundgrube werthvollen Materials zur Volkskunde zu werden verspricht. Die ersten drei Nummern enthalten folgende für uns in Betracht kommende Aufsätze:

1. Slike iz seljačkog života. O ženitbi. Napisao Milivoj Poznanović. (Bilder aus dem Bauernleben. Die Heirath. Von M. P. Dies das Pseudonym von Vid-Vuletić-Vukasović.) Der Aufsatz ist in volksthümlicher Sprache gehalten und gibt ein ausgezeichnetes Bild des Lebens und Treibens des hercegovinischen Landmannes. Obgleich die Hochzeitsgebräuche in der Hercegovina schon in vorzüglicher Weise beschrieben wurden, von Ato Marković im Srpsko Dalmatinski Magazin 1861, S. 97—99 und später von Vuk Vrčević in dem im Vorjahre bei Pretner in Ragusa erschienenen Buche „Tri glavne narodne svečanosti, Božić, krsno ime i svadba (Die drei wichtigsten Volksfeste, Weihnachten, das Sippenfest und die Hochzeit), so besitzt Milićević's Artikel wegen einigen bemerkenswerthen Details doch auch einen sachlichen Werth.

Der Redacteur des Blattes, S. Dragoni stellt sich mit Volkssprichwörtern und Volksliedern ein. Das südslavische Sprichwort (poslovica) ist selten das, was man unter dem deutschen Sprichworte versteht. Oft sind es blosse Redensarten, geflügelte Worte, deren Entstehung zuweilen schwer zu ergründen ist. Ich gebe hier aus Dragoni's Sammlung einige Beispiele hercegovinischer Sprichwörter.

Bolje je da mužki vrećom iz kuće iznosi nego ženska kašikom (S. 15). „Besser, dass ein Mann mit dem Sacke, als ein Weib mit dem Löffel aus dem Hause trägt.“ Das Weib steht bei dem Südslaven in keiner allzugrossen Achtung, was sie thut, thut sie verkehrt, darum heisst es (S. 16):

Više valja mužki dah, nego ženski mah.

„Mehr werth ist des Mannes Hauch, als des Weibes Augenblick“, d. h. wenn ein Mann etwas blos zusagt, so ist es mehr werth, als wenn es ein Weib im Augenblick thut.

Dem Deutschen:

„Versprechen und Halten sind zweierlei“

entspricht:

Od obečavala do davala daleko

vom „Versprochen hat sie's“ bis zum „Gegeben hat sie's“ ist's weit.

Zutreffend sind auch folgende Sprichwörter:

Kome je studena postelja, vruć mu je ručak;
Kome je vruća postelja, hladan mu je ručak.

Wem das Bett kalt ist, dem ist das Mittagsessen warm,
Wem das Bett warm ist, dem ist das Mittagsessen kalt.

Tudjoj kravi moli boga, da ti tvoja dodje doma.

Bitt zu Gott um das Wohl der fremden Kuh, damit deine nach Haus komme.

Kojegodj na crnu kapu laja, uviek se kaja.

Wer immer eine schwarze Mütze (d. h. einen Priester) anbellt, der hat Grund, es zu bereuen.

Es liegt mir ferne, alle einundfünfzig Sprichwörter, die Dragoni mittheilt, anzuführen, ich wollte nur einige, die zur Charakterisirung des Volkes dienen, hervorheben.

Bemerkenswerth ist auch das Volksliedchen in der dritten Nummer S. 39 a. Es enthält eine Beziehung auf ein den Südslaven ebenso wie den übrigen Slaven und den Germanen und Romanen allgemein bekanntes Spiel von jungen Leuten, das sogenannte Polsterspiel. V. Vrčević beschreibt es ausführlich in seinem Buche „Srpske narodne igre“ (Belgrad, 1868, S. 30). Burschen und Mädchen wählen sich im Reigen ihre Partner, natürlich immer die Person, welche Einem sehr lieb ist. Wer zuletzt d'rankommt, heisst scherzweise der Wähler (izbirač) und das Mädchen ist dann das „Wischtuch“ (otirač), gleichsam, als hätten die schöneren Mädchen schon bei Zeiten ihre Wahl getroffen und geheirathet, während er, der Bursche, weil er so lange wählte und zauderte, nun erst recht ein „Wischtuch“ bekommt. Daher das Sprichwort „Izbirač nadje otirač“ (der Wähler findet ein Wischtuch). (Vrgl. Vuk im Wörterbuch unter izbirač.)

Ich schliesse dieses Referat mit der Zusage, auch fernerhin über das ethnographische Material des „Hercegovinischen Basilicum“ Bericht zu erstatten.

Friedrich S. Krauss.

13.

Zbier wiadomości do antropologii krajowej wydawany staraniem komisyi antropologioznéj akademii umiejętności w Krakowie. T. VII. 1883. (Sammlung der Beiträge zur vaterländischen Anthropologie, herausgegeben von der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau.)

I. **Dr. I. Kopernicki:** Czaszki i kości z trzech starożytnych ementarzysk zdobione kótkami kabłączkowemi (z 3 tabl.). (Schädel und Knochen mit Hackenringen aus drei alterthümlichen Friedhöfen (mit 3 Taf.).

Den Gegenstand der Abhandlung bilden Ausgrabungen aus drei polnischen Gegenden: aus Słaboszewo, einem Dorfe im Grossherzogthum Posen im Bezirke Mogilno und aus zwei anderen Dörfern: Żarnówka und Popów in Russ.-Polen in der Provinz Podlasie (Unterwalden). — Die Ausgrabungen aus allen drei Ortschaften haben ausser sehr auffallenden anthropologischen Aehnlichkeiten auch einen gemeinschaftlichen archäologischen Charakter: man hat nämlich bei allen Skeletten, die in den obgenannten Ortschaften ausgegraben worden sind, die sogenannten Hacken- oder Schläfenringe gefunden, die als Kopfschmuck von den Frauen getragen wurden. Schon im Jahre 1877 hat der dänische Archäolog Sophus-Müller die Schläfenringe beschrieben und sie für speciell slavische Gegenstände aus dem XI.—XII. Jahrhundert gehalten. Mit dieser archäologischen Definition stimmen aber die späteren kraniologischen Messungen von Virchow und Kopernicki nicht überein. — Kopernicki gibt in seiner vorliegenden Arbeit die Resultate seiner Messungen an und zieht aus diesen nur die nächsten anthropologischen Schlüsse, indem er eine entscheidende archäologische Definition der ehemaligen Einwohner von Słaboszewo, Żarnówka und Popów sich für die Zukunft vorbehält.

a) Słaboszewo. Hier hat man in den Jahren 1877 bis 1881 im Ganzen 29 mehr oder weniger erhaltene Skelette ausgegraben. Die Skelette lagen alle mit Ausnahme eines einzigen mit dem Kopfe gegen Westen gerichtet. Die bei der Mehrzahl derselben gefundenen Hackenringe bestehen meistens aus Kupfer, manche aus einer unbestimmbaren Zinnlegirung, einer aus Silber; die Ringe lagen am Skelette in der Nähe der Schläfe, des Hinterhauptes oder des Nackens. — Bei manchen Skeletten hat man an der linken Hand Fingerringe aus Kupfer gefunden; ausserdem fanden sich in fünf Gräbern eiserne Messer, in einem auch ein Wetzstein. — In der Hand eines Skelettes fand man eine Münze, die Dr. Friedländer (aus ihrer Dünnheit schliessend, sonst hatte sie keine Charaktere) für eine polnische Münze aus dem XI.—XII. Jahrhundert hält. — Thongefässe hat man wenig gefunden; endlich hat man bei den meisten Skeletten vermoderte Holzstücke angetroffen. Von den 29 Skeletten hat Prof. Virchow 20 bekommen und sie schon im Jahre 1881 in den Verhandl. der Berl. anthrop. Ges. beschrieben. — Kopernicki hat 9 Skelette erhalten, die im Jahre 1879 ausgegraben wurden, und einen Schädel aus dem Jahre 1878. Auf Grund seiner Messungen und mit Berücksichtigung der Angaben von Virchow schreibt Kopernicki den alten Einwohnern von Słaboszewo folgende Racencharaktere zu: Die Männer haben einen übermässigen Wuchs gehabt (166·1 cm. im Mitt., 174 cm. max.), die Frauen haben sich auch durch einen sehr hohen Wuchs ausgezeichnet (160·2 cm. im Mitt., 173 cm. max.). Die Knochen sowohl der Männer als auch der Frauen sind nicht dick und tragen auch keine grossen Rauhigkeiten, was ein Beweis einer schwachen Musculaturentwicklung ist. Das Gesicht bei beiden Geschlechtern orthognath. Die männlichen Schädel sind dolichocephal (Breitenindex: 72·5), orthocephal (Höhenindex 72·6), leptorrhin (Ind. 46·6), chamaeconch (Ind. 81). Die weiblichen Schädel sind mesocephal (Breitenindex 77·1), chamaecephal (Höhenind. 72·7), platyrrhin (Ind. 54·4) und mesoconch (Ind. 85·7). Auf Grund so kolossaler Unterschiede zwischen den männlichen und weiblichen Schädeln nimmt Kopernicki an, dass in der damaligen Bevölkerung von Słaboszewo die Weiber einer ganz anderen Race angehörten als die Männer.

b) Żarnówka und Popów. An der Lagerung der Skelette im Grabe findet man dieselbe Eigenthümlichkeit wie in Słaboszewo: sie waren alle mit den Köpfen gegen Westen gerichtet. Die Gräber waren mit Steinen bedeckt, die entsprechend der Form des Grabes zu Rechtecken (2 m. lang, 1 m. breit) geordnet waren. Es wurden im Ganzen 17 Gräber ausgegraben. Bei den Skeletten hat man ausser den charakteristischen Hackenringen auch Glas- und Thonperlen, Bronzeringe und Messer verschiedener Länge mit Ueberresten von Messerscheiden gefunden. Bei einem Skelette fand man Kleidungsreste aus einem braunen Tuche, Lederstücke und einen Oberschenkelknochen eines Schafes oder Rehes auf beiden Enden zugespitzt. Die Messungen des Dr. Kopernicki haben folgende Resultate ergeben: Der Wuchs der ehemaligen Einwohner von Popów und Żarnówka war bei beiden Geschlechtern sehr gross (bei Männern 176 cm. im Mittel, 187 cm. max., bei Frauen 164 cm. im Mittel, 172 cm. max.). Die Knochen in ihrem Bau ganz ähnlich den Skeletten aus Słaboszewo. Das Gesicht bei beiden Geschlechtern orthognath. Die männlichen Schädel sind viel grösser als die weiblichen, deutlich dolichocephal, Breitenind.: 74·3 und mässig hoch (Höhenindex 75·4). Die weiblichen Schädel sind meso- oder brachycephal (Breitenindex 78·4), niedrig (Höhenindex 73·2). Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die einzelnen männlichen Schädel in ihren Dimensionen einander viel ähnlicher sind als die weiblichen; so schwankt z. B. der männliche Breitenindex zwischen 72—75·9, der weibliche zwischen 75—82, es ist also die Schwankung zweimal so gross beim Weibe wie beim Manne. Aehnliches gilt auch für die Höhenindices; der Unterschied zwischen dem Minimum und Maximum des Höhenindex ist bei männlichen Schädeln 5, bei weiblichen 11·6. Diese Beständigkeit der kraniologischen Charaktere bei männlichen Schädeln einerseits und die grosse Unbeständigkeit derselben bei weiblichen Schädeln andererseits ist von einer grossen anthropologischen Wichtigkeit; es ist das der beste Beweis, dass die Männer einer rein dolichocephalen, die Weiber einer gemischten (brachy- und dolichocephalen) Race angehörten. Wenn man die Schädel aus Słaboszewo mit denen aus Popów und Żarnówka vergleicht, so zeigen sich die ersteren im Allgemeinen grösser. Ausserdem sind die Schädel aus Słaboszewo deutlicher dolichocephal. Dennoch gehörten

die Einwohner aller drei Ortschaften einer und derselben Race an. — Jedenfalls sind die Ausgrabungen aus den erwähnten drei Gegenden ein guter Beweis, dass in den nordslavischen Ländern bis zum XI. oder XII. Jahrhundert ein Volk gelebt hat, welches in seinen kraniologischen Charakteren von den jetzigen Slaven weit verschieden war, die bekanntlich alle deutlich brachycephal sind. Wer waren also diese alten Einwohner der slavischen Länder? „Slavisirte Germanen oder eine von jeher dolichocephale Abtheilung der Slaven.“ — Virchow, der die beiden Hypothesen aufgestellt hat, zeigt sich der letzteren geneigter. Kopernicki, der seine definitive Entscheidung in dieser Hinsicht sich für die Zukunft lässt, ist jedoch in Berücksichtigung dessen, was bis jetzt vorliegt, einer anderen Ansicht als Virchow, für ihn waren die Einwohner von Słaboszewo, Żarnówka und Popów eher slavisirte Germanen.

II. **G. Ossowski:** Czwarte spradwozdanie z badań antropologiczno-archeologicznych w jaskiniach okolic Krakowa dokonanych wr. 1882 oraz rozpoznanie przygotowawcze do badań jaskiń tatrzańskich (z 2 tabl. 2 drewor). (Vierter Bericht über die im Jahre 1882 gemachten anthropologisch-archäologischen Forschungen in den Höhlen der Umgebung von Krakau und die Vorbereitungsarbeiten zur Erforschung der Höhlen im Tatragebirge; mit 2 Taf. und Holzschn.)

Herr Ossowski widmet sich seit vier Jahren mit Erfolg der Erforschung der im Westen von Krakau gelegenen Höhlen. Referate über seine Ausgrabungen im Jahre 1881 sind in diesen „Mittheilungen“ B. XII. p. 154 und 166 enthalten. Das Jahr 1882 widmete Ossowski der Erforschung von drei Höhlen bei Mników und einer Höhle beim Dorfe Kopce. Die reichhaltigsten Resultate hat er in der Höhle „Na-Miłaszówce“ bei Mników erhalten. Der Boden der Höhle besteht aus drei Schichten. Die oberste Schichte, bestehend aus gewöhnlicher schwarzer Erde, gemischt mit Thon, unterscheidet sich durch nichts von dem gewöhnlichen Höhlenalluvium. In dieser Schichte fand man wohlerhaltene Knochen von Hausgeflügel, wie z. B. Gänse, Enten etc.; ausserdem auch Theile von Raubthierskeletten, wie Dachs und Fuchs. Der Dachs bewohnt noch jetzt die tiefsten Räume dieser Höhle. Die zweite Schichte, aus Thon mit feinkörnigem Felsschutt bestehend, war sehr reich an Fundstücken. Hier fand man eine Menge von verschiedenen Gegenständen aus unpolirtem Feuerstein und Tropfstein und eine Unzahl von Werkzeugen und Schmuckgegenständen aus Thierknochen. Man fand Pfriemen und Nadeln, die theils aus Knochenstücken, theils aus ganzen Knochen gemacht waren; so hat man z. B. mehrere Ellbogenbeine (Ulna) von Dachs und Fuchs gefunden, die auf dem unteren Ende zugespitzt als Pfriemen gedient haben. Zu demselben Zwecke haben die Einwohner der Mnikówer Höhlen auch Rippenknochen und Unterschenkelknochen von Thieren gebraucht. Weiter hat man eine Reihe von Gegenständen ausgegraben, die, aus ihren Formen und zahlreichen Durchbohrungen zu schliessen, als Ohrgehänge oder nach Art unserer Korallenschnüre getragen wurden. Erwähnenswerth sind auch die Gegenstände, welche die Form von thierischen und menschlichen Körpertheilen haben. Unter den Gegenständen der letzten Art sind besonders zwei bemerkenswerth: der erste, eine dreiseitige Pyramide aus einem Knochen verfertigt, die auf einer Seitenfläche eine Reliefsculptur eines phantastisch gezeichneten menschlichen Gesichtes trägt; die drei anderen Flächen der Pyramide sind von parallelen Furchen durchzogen. Den zweiten bemerkenswerthen Gegenstand bildet eine 0·035 m. lange, aus Knochen geschnitzte menschliche Hand mit gestrecktem Zeigefinger; in der Mitte trägt die Hand eine Durchbohrung. — Zusammen mit den bis jetzt beschriebenen Gegenständen, die ein Product des Menschen sind, fand man sehr viele Knochen von 17 Thierarten. Die Mehrzahl derselben bewohnt bis jetzt die Gegend von Mników; ein Theil, wie Cervus Alces (Elen), Cervus Tarandus (Renthier), Antilope Rupicapra (Gemse) und Vulpes lagopus (Polarfuchs), sind von hier in mehr oder weniger entfernte Gegenden ausgewandert. Die dritte Schichte des Höhlenbodens, bestehend aus Thon mit beigemengtem grobem Felsenschutt und Kalkstein, enthielt keine Producte der menschlichen Hand, man fand aber hier zahlreiche Ueberreste der Diluvialfauna. Man hat Knochen folgender Arten agnoscirt: Elephas primigenius (Mammuth), Rhinoceros tichorhinus, Rhinoceros sp.? Ursus spelaeus (Höhlenbär), Equus Caballus (Pferd), Bos sp.? (Rind), Cervus Alces (Elen), Cervus Elaphus (Edelhirsch), Canis sp.? (Hund), Canis Vulpes (Fuchs). In den anderen zwei Grotten in Mników waren die Ausgrabungen ganz ähnlich den eben beschriebenen; bemerkenswerth ist nur, dass man in einer Höhle (Na-Łopiankach II.) unter den unpolirten Feuersteingegenständen einen sehr langen, schön polirten Meissel ebenfalls aus Feuerstein gefunden hat. In der Höhle im Dorfe Kopce hat Ossowski nur einen Milcheckzahn einer Hyäne und einen einzigen Pfriem aus Knochen gefunden; in Folge von anhaltendem Regen mussten die Arbeiten in dieser Höhle bis zum nächsten Jahr eingestellt werden.

Den Rest des Jahres 1882 benützte Ossowski, um seine im Jahre 1881 begonnenen Vorbereitungsarbeiten zur Erforschung der Höhlen im Tatragebirge fortzusetzen. Seine Forschungen beschränkten sich auf zwei Thäler: „Dolina Kościeliska“ und „Dolina Chochołowska“. Die Resultate dieser Forschungen gibt Ossowski im zweiten Theil seiner vorliegenden Abhandlung an. Er beschreibt hier nur die Lage und Grösse von sieben Grotten und ihre innere Beschaffenheit; Ausgrabungen hat man hier noch gar nicht vorgenommen. In zwei Höhlen hat Ossowski schon auf der Oberfläche des Bodens Knochen folgender Thierarten angetroffen: Ursus spelaeus, Antilope Rupicapra, Cervus Elaphus und Ursus arctos.

Anm. d. Red.: Die aus der Höhle Na-Miłaszówce beschriebenen Knochenschnitzereien gleichen den in früheren Jahren von Ossowski in anderen Höhlen gefundenen massenhaften Bein- und Tropfstein-Schnitzereien vollkommen. Diese Figuren sind so auffallend, dass sie nicht nur das regste Interesse, sondern auch Zweifel erwecken müssen. Ein solcher Zweifel an der Echtheit wurde zuerst von Prof. Joh. Ranke [1]) auf der Versammlung der Deutschen anthrop. Ges. in Trier

[1]) Corresp.-Bl. 1883, p. 94.

öffentlich ausgesprochen. Dagegen hat sich Dr. Tischler [1]) für die Echtheit derselben erklärt und zur Unterstützung seiner Ansicht auf gewisse ähnliche Figuren aus Bernstein hingewiesen, die aus dem kurischen Haff ausgebaggert wurden, der neolithischen Periode angehören und unzweifelhaft echt sind. Eine Anzahl von Knochenschnitzereien aus den Höhlen der Mnikówer Schlucht, welche Herr Professor Dr. Woldrich vor einem Jahre in einer Sitzung der Anthrop. Ges. in Wien vorlegte, erwies sich als entschieden „nachgemacht". Herr Dr. Tischler, welcher durch Herrn Dr. Much hierüber benachrichtigt wurde, meint zwar, dass dies nur einzelne, von den Umwohnern später aufgekaufte und daher möglicher Weise gefälschte Stücke waren; aber in Wien waren sie als echt und typisch vorgelegt worden, und ihre vollkommene Uebereinstimmung mit der uns nicht vorgelegten Hauptmasse der Schnitzereien ist geeignet, einen Zweifel in die Echtheit sämmtlicher Funde zu begründen. Die Uebereinstimmung mit den Bernsteinfiguren aus dem kurischen Haff kann diesen Zweifel nicht beheben, da ein Fälscher sich ja gute Originalien für seine Nachahmungen wählen kann. Diese Zweifel scheinen in Krakau selbst bereits zur Geltung gekommen zu sein, da man dort jetzt — nach uns zugekommenen Nachrichten — der sonderbaren Version Anerkennung zu verschaffen sucht, dass diese angeblich in der prähistorischen Schichte gefundenen fraglichen Figuren nicht prähistorisch sind, sondern von einer „beglaubigten", vor zwei oder drei Jahrhunderten in einigen dieser Höhlen etablirt gewesenen Fabrik für Knochenschmuck herrühren. Auf diese Ansicht können wir natürlich kein Gewicht legen. Wir hoffen vielmehr, dass es Herrn Ossowski bei seinen weiteren Arbeiten selbst gelingen wird, diese Zweifel zu lösen.

III. T. Ziemięcki: Sprawozdanie z wycieczki archeologicznej do Podhorzec dokonanej w r. 1882. (Bericht aus der im Jahre 1882 vorgenommenen archäologischen Reise nach Podhorce [in Ostgalizien].)

Ziemięcki, der im Jahre 1881 sich mit der Erforschung des alterthümlichen Schlosses in Podhorce beschäftigt und daselbst bedeutende Funde gemacht hatte, benützte den Herbst des Jahres 1882 zur Erforschung von zahlreichen hier befindlichen Tumulis, die ausser mehreren Skeletten auch höchst interessante archäologische Funde geliefert haben. Von den 12 Hügeln, in denen Ziemięcki Ausgrabungen vorgenommen hat, zeichnen sich, was die Reichhaltigkeit der in ihnen gemachten Funde anbelangt, besonders zwei nahe nebeneinander liegende gleich grosse Hügel (49½ m. im Basalumfang) aus, die, durch einen niedrigen Wall mit einander verbunden, aus der Ferne das Aussehen eines Sattels hatten. In einem dieser Hügel fand man zuerst in der Tiefe von 1·70 m. Spuren von verkohltem Holze, und weiter in der Tiefe von 2·75 m. zwei mit den Köpfen gegen Westen gewendete Skelette: ein männliches von der Länge 1·80 m. und ein weibliches, 1·67 lang. Aus den bei den Skeletten gefundenen Gegenständen kann man erschliessen, dass die Skelette aus den ersten Zeiten des sich hier in Kleinrussland verbreitenden Christenthums herstammen, als noch die neu eingeführten christlichen Gebräuche mit den heidnischen Sitten gemischt waren. Man fand neben zwei silbernen Kreuzen griechischer Form auch Gegenstände, die mit den heidnischen Sitten im Zusammenhang stehen: nämlich mehrere hölzerne, aussen mit Eisenblech beschlagene Eimer, in denen man nach der überall bei den Heiden herrschenden Sitte den Todten Speisen und Getränke darbot; weiter fand man zwischen den Kiefern der Skelette goldene Blechstücke, was bekanntlich auch eine heidnische Sitte war (z. B. die Obole der Griechen und Römer); schliesslich hat man bei den Skeletten mehrere Hakenringe angetroffen. In dem zweiten, gleich daneben liegenden, mit dem ersten durch den erwähnten Wall verbundenen Hügel fand Ziemięcki auch eine Reihe von ganz ähnlichen Gegenständen wie die obenerwähnten, einer derselben ist aber besonders bemerkenswerth, weil man nach ihm ungefähr das Jahrhundert, aus welchem die Skelette stammen, bestimmen kann. Es ist ein kupferner, kreuzförmiger Reliquienbehälter, aus zwei Hälften bestehend, die mit einander durch eine Angel verbunden, einen Raum einschliessen. In diesem Raum befindet sich ein plastisch dargestelltes Crucifix, wo Christus mit einem langen Kleid (colobium) nach Art einer Tunica bekleidet ist; auf der andern Seite dieses Behälters befindet sich eine ebenfalls plastische Darstellung der Auferstehung Christi. Solche Reliquienbehälter, die sogenannten Enklopia, Filakteria, oder Pectoralia, waren im Gebrauche vom VI. bis zum Ende des IX. Jahrhunderts. Fürsten und kirchliche Würdenträger bekamen dieselben zum Geschenke von den Päpsten und Patriarchen.

IV. Wykopalisko z grobu nieciałopalnego pod wsią Dworaki-Pikoty przez Bolesława Podczaszyńskiego. (B. Podczaszyński: Ausgrabungen aus einem Grabe mit nicht verbrannten Menschenüberresten in der Nähe des Dorfes Dworaki-Pikoty.)

Bei dem Bau der Warschau-Petersburger Eisenbahn im Jahre 1853 hat man im Dorfe Dworaki-Pikoty im Gouvernement Augustow in einem 3 m. hohen Hügel einen menschlichen Schädel mit anderen Knochen und mehrere Schmuckgegenstände gefunden, die kurz darauf in die Hände des Podczaszynski und nach seinem Tode in die Sammlung der Akademie der Wissenschaften in Krakau gelangten. Man fand vor Allem zwei Bronzefibeln, von denen eine fast ganz erhalten ist (es fehlte an ihr nur die Feder und der Haken), bei der anderen ist der ganze vordere Theil abgebrochen. Ihre Grösse (0·1 m. lang, 0·06 m. breit) und das rothe und grüne Email, welches jede Fibel schmückt, machen diese Fibeln zu äusserst seltenen, in Polen zum erstenmale angetroffenen archäologischen Funden. Zugleich mit den zwei Fibeln fand man zwei schraubenartige, unseren Schlangenbracelets ähnliche Drahtwindungen ebenfalls aus Bronze, die einen Durchmesser von 0·05 m. haben. Weiter fand sich in demselben Hügel ein gewöhnlicher ovaler Bronze-Armring mit verdickten, nicht zusammengeschmolzenen Enden, dann vier längliche Blechstücke aus Bronze, jedes mit 11 Durchbohrungen, die entweder auf Art unserer Fischbeine zum Steifmachen von Gürteln oder als Zwischenglieder eines aus 11 Perlenschnüren bestehenden Halsbandes gebraucht wurden. Die letzte Annahme ist wahrscheinlicher, weil man in demselben Grabe 3 Glasperlen gefunden hat.

[1]) l. c. p. 151.

V. **A. H. Kirkor:** Sprawozdanie i wykaz zabytków złożonych w „Akademii umiejętności“ z wycieczki archeologicznej w r. 1882. (Bericht über die der Akademie der Wissenschaften in Krakau übergebenen Funde aus der archäologischen Reise im Jahre 1882.)

Am Anfange seiner Reise besichtigte Kirkor zuerst den felsigen Bergpass „Miodobory“, der in der Nähe von Skalat in Galizien beginnend, sich gegen Südosten zieht. Dieser Bergpass durchschreitet den Fluss Zbrucz und endigt in Podolien (Russland), dort, wo der Fluss Muksza in den Dniester mündet. In dieser archäologisch sehr interessanten Gegend haben schon im Jahre 1848 K. Bieńkowski und A. Brzuszkiewicz im Flusse Zbrucz die Bildsäule des heidnisch-slavischen Gottes Swiatowit (Weltumschauer) gefunden. Von hier begab sich Kirkor in die Gegend von Zbaraż (Ost-Galizien), wo er im Dorfe Hrycowce einen alterthümlichen Friedhof fand. Die Gräber waren meistens mit grossen Steinplatten (170 cm. lang) bedeckt; auf einer Platte war eine urslavische Inschrift zu sehen, eine andere Platte hatte die Form eines Kreuzes; der Friedhof stammt also wahrscheinlich aus der Uebergangsperiode, wo Christen mit Heiden zusammen gelebt hatten. In den Gräbern fand man Skelette, die alle mit den Köpfen gegen Westen gewendet waren; ausserdem eine Masse von Scherben, ein silbernes Armband in Form einer Schlange, eine Bronzenadel, eine dreieckige Schnalle aus Bronze, ein Messer aus Feuerstein und drei eiserne Nägel; endlich fanden sich in den Gräbern zahlreiche Thierknochen, die als Trauermahlüberreste zu betrachten sind. — Im Dorfe Czotchańszczyzna (Ost-Galizien) hat Kirkor mehrere Tumulis erforscht und dabei mehrere Skelette mit dolichocephalen Schädeln gefunden. Die Skelette lagen alle mit den Köpfen gegen Westen gewendet. Von den hier gemachten archäologischen Funden sind besonders zu nennen: vier Ringe, eine eiserne Nadel und drei Ohrgehänge aus Bronze; in einem Hügel fand man eine Menge von Holzkohlen, die wahrscheinlich von einem Trauermahle herrühren. Aus dem Dorfe Kokutkowec im Bezirke Tarnopol (Ost-Galizien) hat Kirkor eine vor einigen Jahren bei einem Bau gefundene steinerne Hammeraxt von 10 cm. Länge erhalten. Weiter hat Kirkor von seiner Reise den oberen Theil eines grossen Thongefässes aus Horodnica (Ost-Galizien) und ein im Jahre 1869 ausgegrabenes Kreuz (Reliquienbehälter) aus Potoczyska mitgebracht. Endlich gelang es ihm, mehrere römische Münzen zu bekommen, die in der Gegend so oft gefunden werden, dass sie im Volksmunde einen besonderen Namen „Iwaniska“ haben von Ivan, Johann, weil sie nach der Behauptung des Volkes am Tage des heiligen Johann (24. Juni) am leichtesten zu finden sind. Das Volk sagt: Wenn Jemand einen Halm mit zwei Aehren gefunden hat, der soll am Ivanstage auf den Ort gehen und er findet sicher eine Münze.

VI. **Dr. J. Majer:** Trwanie żicia w Glinianach oblinone na zasadzie wykazów śmiertelności sporządzonych przez Dra. A. Janiszewskiego. (Die Lebensdauer der Menschen in Gliniany, berechnet auf Grund der von Dr. Janiszewski verfassten Sterblichkeitstafeln.)

Gliniany heisst ein Städtchen in Galizien, welches im Jahre 1880 4335 Einwohner zählte. Die Zahl der während eines Zeitraumes von 26 Jahren Verstorbenen beträgt 3892, darunter 1372 Kinder, welche das erste Lebensjahr nicht überschritten haben. Die Juden haben, verglichen mit den Christen, im Allgemeinen eine kürzere Lebensdauer (bei Männern um $2^1/_2$, bei Weibern um $5^1/_2$ Jahre). Die Weiber leben im Mittel länger als die Männer. Unter den Todtgeborenen gab es mehr weibliche Individuen (!). Die Zahl der im Greisenalter Verstorbenen beträgt in Gliniany folgende Percente:

Christen:	Christinen:	Juden:	Jüdinen:
12·4	16·4	11·3	11·8

Die Sterblichkeitsverhältnisse in Gliniany können für die galizische Bevölkerung überhaupt nicht massgebend sein, weil diese Ortschaft, in der Nähe von grossen Teichen liegend, zu den ungesundesten Gegenden Galiziens gehört.

Die **ethnologische Abtheilung** der „Sammlung der Beiträge zur vaterl. Anthrop.“ enthält folgende Abhandlungen:

1. Dr. W. Kosiński: Stoffe zur Ethnographie der Beskidenbewohner. (Es ist eine Sammlung von Erzählungen, Märchen, Räthseln und Legenden aus verschiedenen Dörfern der Beskiden-Gegend.)

2. P. W. Siarkowski: Sagen und Legenden über Thiere, Bäume und Pflanzen.

3. Frau S. Szablewska: Hochzeit und Krummer-Tanz bei dem kleinrussischen Landvolke in der Gegend von Zbaraż (Ost-Galizien).

4. Z. Gloger: Die Räthsel des Landvolkes an den Ufern der Flüsse Narew und Bug an der Grenze der Provinzen Marowsze und Podlasie in Kön. Polen, gesammelt in den Jahren 1865—1880.

5. Frau Z. Rokossowska: Hochzeit und Lieder des kleinrussischen Landvolkes aus dem Dorfe Jurkowszczyzna in Wolhynien.

6. Frau W. Malinowska: Hochzeit des kleinrussischen Landvolkes im Dorfe Kudynowce im Bezirke Złoczów (Ost-Galizien).

Konrad Majewski.

14.

Pamiętnik fizyjograficzny. T. III. Warszawa 1883. (Physiographische Denkschriften, B. III., Warschau 1883.) In der VI. Abtheilung, die der Anthropologie gewidmet ist, sind folgende Abhandlungen enthalten [1]):

1. **Dr. L. Dudrewicz:** Ein Schädel aus einem Tumulus in Turów (bei Ptock in Russ.-Polen).

Der von Tarczyński ausgegrabene, von Dudrewicz untersuchte Schädel ist extrem dolichocephal (Index 64·7), lepthorhin (Index 43) und chamäconch (Index 78). Das linke Scheitelbein trägt in der Nähe der Kronennath eine ovale, 24 mm.

[1]) Für diesen Bericht stand mir eine genaue Notiz zu Gebote, die mir Dr. J. Kopernicki, Professor der Anthropologie in Krakau, gütigst zugesendet hat. Für diese Unterstützung spreche ich ihm an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aus. K. M.

lange, künstliche Oeffnung, die nach Dudrewicz mit einem scharfen Instrument (Messer) post mortem ausgeschnitten wurde. Der Autor glaubt darin einen Aberglauben zu sehen, der an das zuerst von Kopernicki beobachtete Ausbrechen des Hinterhauptloches an den Ainos-Schädeln erinnert. Zugleich mit diesem Schädel sind mehrere Skelette und ein eiserner Spiess ausgegraben worden; der Spiess lag neben einem Skelette mit der Spitze gegen die Füsse gerichtet.

2. **T. Łuniewski:** Alterthümliche Friedhöfe in Łużki und Grodzisko (Gouvernement Siedlce in Russ.-Polen).

Die Gräber dieser Friedhöfe waren alle mit Steinen bedeckt, die kreisförmig gruppirt waren; die Skelette lagen mit den Köpfen gegen Westen gewendet. Neben denselben fand man eine Anzahl von Hakenringen aus Bronze und Silber, ein schön bearbeitetes silbernes Ohrgehänge und mehrere grüne Glasperlen. Łuniewski hält diese Gräber mit Recht für gleichzeitig mit den Friedhöfen in Popów und Żarnowce (beschrieben von Kopernicki in der „Sammlung der Beiträge zur vaterl. Anthrop." B. III. 1883).

3. **J. Zawisza:** Die Bedeutung der aus Mammuthszahn verfertigten Schmuckgegenstände, die in Ojców (bei Krakau) gefunden worden sind.

Diese Gegenstände sind schon in den „Memoires de la soc. d'Anthropologie de Paris T. II 2. serie 1873" beschrieben worden. Der Autor will nur die mögliche Anwendung einiger von diesen Gegenständen angeben. Er glaubt z. B., dass die Ureinwohner von Ojców ähnlich wie die Tutsamioten aus der St. Michael-Insel durch die Nase durchgesteckte, walzenförmige, auf beiden Enden zugespitzte Stücke aus Mammuthszahn als Schmuck getragen haben.

4. **Dr. J. L. Kozłowski:** Ethnographische Karte von Ost- und West-Preussen sammt Erklärungen.

Die Karte ist sehr sorgfältig und correct ausgeführt. Neben sehr werthvollen Erklärungen der Karte sind auch diese Bemerkungen des Autors belehrend, welche die Abstammung der jetzigen polnischen und lithauischen Bevölkerung Preussens von den alten Einwohnern von Pommern und Preussen betreffen.

5. **Z. Glogier:** Beiträge zur vaterländischen Ethnographie (geschöpft aus den ethnograph. Notizen von M. Fedorowski).

Der Autor gibt 20 kleinrussische Volkslieder an, die von den Bauernmädchen in den Gegenden von Lida, Szczuczyn und Żadudek (Lithauen) bei einem Frühlingsfeste gesungen werden. Dieses Dorffest, bei welchem die Landmädchen, mit Kränzen aus frischen Blumen geschmückt, das Dorf singend durchziehen, ist sicher ein Ueberrest eines heidnischen Gebrauches und erinnert an ähnliche Feste des Landvolkes in der Ukraine und an die „Papa-ruda", ein Fest der Zigeuner, das in dem ganzen Donau-Gebiete abgehalten wird.

6. **J. Kurłowicz:** Vierhundert Namen von lithauischen Ortschaften.

Die Forschungen von Kurłowicz gehören zwar dem Gebiete der Linguistik an, ihre Resultate aber sind nicht ohne Wichtigkeit auch für die Ethnographie. Der Autor erklärt zuerst die Bedeutung der verschiedenen Wortstämme und der Endungen in den Namen der lithauischen Dörfer; am Schluss seiner Abhandlung gibt er 400 Namen von Dörfern in alphabetischer Reihenfolge an. **Konrad Majewski.**

15.

Ingvald Undset. Se la fibula esista nelle terramare. (Bull. di paletn. ital. Reggio 1883.)

Allgemein herrscht die Ansicht, dass den Bewohnern der Terramare die Fibula unbekannt gewesen und diese nur in der darauffolgenden Eisenzeit eingeführt worden sei. Auch die Ausgrabungen in den Terramare lieferten nie eine Fibula aus den wahren Schichten der Terramare.

Herr Undset versucht zu beweisen, dass die Fibula zu Ende der Terramare-Epoche eingeführt worden sei, wenn auch nicht als Product systematischer Ausgrabungen, wurden sie doch mit gewissen, diesen Stationen charakteristischen Gegenständen gesammelt.

Herr Undset erwähnt der Museen von Parma, Reggio dell'Emilia und Rom, in welchen er Gelegenheit hatte, die Fibulae zu sehen und von denen er Beschreibung und Abbildung gibt.

Fibulae in ihrem wahren Typus wurden bis jetzt nur in Peschiera aufgefunden, dessen Pfahlbauten wohl jünger sind als die Terramare, anderntheils aber erkennt man in den Bronzen von Peschiera eine der in den schweizerischen Pfahlbauten der Bronzezeit vorangegangene Periode.

Herr Undset ist der Ansicht der italienischen Paläoetnologen entgegen, dass nämlich die Fibulae zur ersten Eisenzeit gehören; er setzt sie in die Bronzezeit, obschon zum Theil in eine jüngere als die Terramare.

Er bemerkt ferner, dass die in den Terramaren liegenden Gegenstände solche sind, welche von den Bewohnern zufällig verloren oder als gebrochen oder untauglich weggeworfen wurden

Die in den oben citirten drei Museen vorfindlichen Fibulae sind die ältesten in Italien und beweisen, dass gegen das Ende der in Rede stehenden Zeit der Gebrauch der Nadel in einer einfachen primitiven Form eingeführt wurde. **Sr.**

16.

C. Marchesetti. Recenti esplorazioni di antichità nell' Istria (Lettera allo Strobel). (Bull. di paletnologia italiana. Reggio 1883.)

Dr. C. v. Marchesetti gibt vorläufige Notiz über die von ihm bei Vermo in Istrien aufgefundenen prähistorischen Gegenstände. Schon der sehr schwarze Boden mit vielen aus rohem Thon mit Calcitkörnern und Kohlen verfertigten Topfscherben, sowie der Fund eines sehr schönen Steinmesserchens und Steinpfeile liessen eine sehr wichtige prähistorische Station vermuthen.

In geringer Tiefe fand Dr. Marchesetti sehr viele Thierknochen (Pferd, Rind, Schaf, Schwein und Hirsch, von letzterem mehrere zersägte und geschnittene Geweihstücke),

dann Bronze, unter welchen besonders eine Ciste mit sehr schönen Linien und Vögeln verziert, in welcher gebrannte Knochen sich vorfanden, dann ein Pferdchen aus Bronze, Küchenabfälle in einem harten kalkigen Teig, in welchem Cardium edule und C. tuberculatum, Helix pomatia erkannt wurden, ferner ein Stück Oberkiefer eines Hundes u. m. a.

Eine detaillirte Beschreibung der Nekropolis von Vermo, welche als ein kleines Hallstatt betrachtet werden darf und der zweiten und dritten Eisenperiode der Euganeischen Nekropolen zuzuzählen — ist in Bearbeitung und wird in Kürze zur Oeffentlichkeit gelangen.

Auch bei Parenzo fand Marchesetti einige interessante Gegenstände: Kieselpfeile, gebrannte Knochen, Urnen- und Kohlenfragmente, Feuerherd mit Kohlen und Asche, Muschelschalen (Ostraea, Monodonta fragariastrum, Trochus Basoletti u. a.), ferner in einer Höhle bei Monpaterno einen Menschenschädel in einen Stalaktit eingehüllt und sehr stark von kohlensaurem Kalk infiltrirt; dieser Schädel ist dolichocephal, das Occipitale sehr hervorragend u. s. w.

Da finden wir auch die Mittheilung, dass Prof. Moser im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften in Vermo Ausgrabungen vornehmen liess und dass die Funde alle an selbe eingesendet wurden. **Sr.**

17.

De Stefani. Scoperte di antichità in Breonio veronese. Roma 1883. (Notizie degli scavi del mese di Gennajo 1883.)

Herr v. Stefani gibt Nachricht über einige auf einem in der Nähe von Breonio (Provinz Verona) gelegenen Felde aufgefundene Bronzegegenstände, unter welchen einige zwanzig Fibulae besonders zu erwähnen sind. Zum ersten Male wurde unter Anderem eine kleine mit doppeltem Dorne aufgefunden; neu sind auch zwei andere sogenannte zangenförmige Fibulae, weil anstatt des Gewindes der Bogen mit der Nadel mittelst eines umgebogenen plattköpfigen Nagels verbunden ist; diese zwei Fibulae waren schwarz oxydirt, und aus der Analyse ergab sich, dass ihr Kupfergehalt grösser war, als der bei andern an diesem Orte aufgefundenen Stücken. Sehr beachtenswerth ist ein glatter Ring von speciell sehr gelbem Kupfer, welcher auf einem Theile des platten Schildes mit rund herum schnürförmigen Einschnitten, mit vier kleinen Reifen mit einem Centralpunkte und zwischen diesen mit anderen Zeichen verziert ist. Unter den verschiedenen Bronze-Bruchstücken guter Legirung finden sich mehrere Henkel von kleinen Töpfen u. a.; der Boden und die Seitenwände dieser Töpfe bestehen aus dünnen glatten Blechen; seltener sind solche mit am auswärts gebogenen Rande rund herum horizontal laufenden Linien.

Aus Eisen sind Bruchstücke von kleinen, sehr oxydirten Messerklingen und ein Stück von einer Situla-Handhabe.

Aus weisslichtem Thon wurde gefunden eine halbe, stumpfkegelförmige Spindel, vertical geschnitten, aus einem feineren Materiale, rund herum mit Anfangs geometrischen Zierathen, die dann den rohen Umriss eines zu Pferde sitzenden Mannes annehmen.

Mit Kohlen vermengt fanden sich mehr weniger verkohlte oder calcinirte unbestimmbare Knochenreste und Stücke von Hirschgeweihen u. s. w. **Sr.**

18.

Dr. A. Milchhöfer. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883 [1]).

Angeregt durch die Beschäftigung mit den ältesten griechischen Gemmen tritt der Verfasser (gegenwärtig Professor der Archäologie an der Akademie zu Münster), dem es wie Wenigen vergönnt war, die prähistorischen Funde Griechenlands aus mehrjähriger Anschauung kennen zu lernen, an eine der schwierigsten Aufgaben der Kunstgeschichte heran: die verschiedenartigen Elemente zu sondern, aus denen sich der Formen- und Bilderschatz der ältesten Kunst in Griechenland zusammensetzt. Er gelangt dabei zu der von der landläufigen Auffassung abweichenden Annahme, dass sich, wie in Sprache und Sage, auch in der Kunst ein wesentlich arischer nationaler Grundstock nachweisen lässt, an den sich orientalische Elemente zunächst nach Massgabe der Stammesverwandtschaft anschliessen, während sich semitische und ägyptische, im engeren Sinn als „orientalisch" bezeichnete Einflüsse erst in zweiter Linie nachweisen lassen (S. 1—4).

Den Ausgangspunkt bildet der mykenische Gräberfund, von dem eine reiche Auswahl in den Abbildungen des Schliemann'schen Werkes wiedergegeben ist. Mit dessen kunstgeschichtlicher Bestimmung, welche, von der sicheren Datirung der Gräber vor dem Löwenthor und den Kuppelbauten der Unterstadt abgesehen, noch kaum begonnen hat, beschäftigt sich das erste Capitel (S. 5—38) und zwar werden zunächst die Goldsachen, als einheitliche Grundlage für eine Gruppirung, betrachtet. Leicht kenntlich ist zunächst das „orientalische", wahrscheinlich durch die Phöniker vermittelte Element an aramäischen Göttergestalten, der Tauben tragenden Astarte und ihrem Tempelchen, an fremdartigen Pflanzenformen, wie Palmenblatt und „Lotoskelch", ferner an Löwen, Panthern, Sphinxen und Greifen; endlich an gemeinsamer Technik: sie sind in fertigen Hohlformen geprägt oder gegossen. Dieser Gruppe steht eine andere gegenüber, deren rein ornamentaler Zierrat technisch „einer freien fortschreitenden Kunst des Zeichnens, Eindrückens und Treibens angehört" (S. 11). (Wenn aber zugestanden wird, dass sie sich in Holz oder Blei geschnittener Theilformen bediente, so wird damit, dünkt mich, die Unterscheidung aufgehoben, da man doch zur Prägung aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzter Ornamente eben nur solcher Theilformen benöthigte, von denen bei jenen organischen Bildungen kein Gebrauch zu machen war.) Das ornamentale Hauptmotiv ist die Spirale, daneben stehen Muster, „welche die Arbeit des Flechtens, des Verschränkens und Schnitzens in Holz aus sich selbst erzeugt", endlich auch Webemuster: ein System, das eine reich ausgebildete Metalltechnik zur Voraussetzung hat, besonders der Drahterzeugung, deren vorbildliche Bedeutung für die myke-

[1]) Vergl. die Anzeigen von Duhn's in der „Deutschen Litteraturzeitung" 1883, S. 634, im „Literarischen Centralblatt" 1883, S. 811 von Bu[rsian], ferner die Controverse zwischen Otto Rossbach und Milchhöfer, Archäolog. Zeitung, 1883, S. 169 ff., 247 ff., endlich Sayce, Vorrede zu Schliemann's „Troja", S. XXIV, Anm. — Nachträglich erhalte ich Kenntniss von einer ausführlichen Anzeige Salomon Reinach's in der Revue archéolog. 1883, p. 366—381, deren Urtheil vielfach mit der vorliegenden übereinstimmt; dann von einer kürzern in der Chronique de la Gazette archéol. des gl. J. p. 63 f. von Ernest Babelon.

nische Treibekunst troische Funde erweisen, wo wirkliches Drahtornament dem Goldblech aufgelöthet ist (S. 17). Im Bereiche „orientalischer“ Kunst ist ein solches System nirgends erweislich, wo vielmehr das vegetabilische Ornament im Vordergrunde steht, das „abstracte“ aber sich auf allgemeine elementare Formen beschränkt (assyrische Rosette) oder in Verbindung mit vegetabilischen Motiven erscheint, wie auf ägyptischen Plafonddecorationen, mit denen die von Schliemann im Schatzhaus zu Orchomenos ausgegrabene Platte genau übereinstimmt. Mit einfachen Spiralmotiven gezierte Gefässe auf ägyptischen Wandgemälden erweist die Darbringung durch „Kufas“ (Phöniker) als fremdes (phönikisches?) Fabrikat. Für ähnlich verzierte Scarabäen wird der Zusammenhang mit diesem Metallstil abgewiesen. Für den Ursprung desselben ausschlaggebende Analogien dagegen glaubt Milchhöfer in Phrygien zu finden. Die einzige namhafte, welche er beibringt, die Façade des späten sogenannten Midasgrabes (S. 24), deren an Lattenwerk und Teppichmuster erinnernde Mäanderdecoration mit dem Wesen jener Ornamentik nur eine ganz allgemeine Verwandtschaft hat, wird schwerlich Jemand ausreichend finden, um die Bezeichnung jenes Metallstils als „phrygisch“ zu rechtfertigen. Die Aehnlichkeit des lykischen Triquetrums mit dem Ornament der mykenischen Goldrhomben beweist noch weniger. Ein gewisses Vorurtheil für die Hypothese könnten nur die allgemeinen Argumente: der Goldreichthum Phrygiens, die Verwandtschaft seiner Bevölkerung mit den Troern, der mythische Ursprung der Pelopidendynastie aus Phrygien, die Verwandtschaft phrygischer und mykenischer Architektur, die metallurgischen Dämonen des Ida (Daktylen) erwecken.

In der Technik zwischen der „orientalischen“ und der „phrygischen“ Gruppe schwankend unterscheidet sich sachlich von beiden eine dritte, deren Gegenstände, Polypen und andere Seethiere, langhalsige Wasservögel, Schmetterlinge, eine einheimische Blattform, als ursprünglich naturalistisches Element offenbar erst in dem gemeinsamen Fabrikationscentrum hinzugetreten und unter dem Einfluss des „phrygischen“ Stils zu strenger ornamentaler Stilisirung gelangt sind. Daraus lässt sich folgern, dass die beiden Stilarten bei einem Inselvolk zusammengetroffen sein müssen. Dasselbe lehren die verwandten mykenischen Thongefässe, sowie die gepressten Glasflussplättchen, die besonders in den attischen Gräbern von Spata und Menidi häufig sind. Sie zeigen ganz dieselben ornamentalen und bildlichen Elemente, und gleichfalls den Fortschritt von stillosem Naturalismus zu strenger Stilisirung. Orientalische Typen, wie der Greif auf einem mykenischen Gefäss, die Sphinx auf Glasplättchen, sind vereinzelt. Aehnliche Erscheinungen bieten die Inseln Thera, Rhodos, Kreta.

Mit der ursprünglich naturalistischen Zwischenclasse lässt sich aber der interessanteste Theil des mykenischen Goldfundes verbinden: die figuralen Darstellungen, wie sie durch die in Gold eingelegten und gravirten Dolchklingen und durch die Intaglien von drei Schiebern und vier Ringen (S. 34 f.), welche, bis auf den grössten, Kampf und Jagd darstellen, vertreten sind. Die Gruppe erweitert sich durch die Kalksteinstelen, die sich über den Gräbern fanden. Der Stil ihrer Darstellungen ist nur durch das weiche Material etwas modificirt, bemerkenswerther die freilich nur äusserliche Verbindung der bildlichen Darstellung mit „phrygischer“ Decoration. Den Gedanken an eine gemeinsame Wurzel beseitigt der offenbar nicht in einer Metalltechnik liegende Ursprung dieser Goldsculptur, welche ohne Zweifel nur die Uebertragung einer älteren Steinschneidekunst sein kann, die in Mykene durch fünfzehn zum Theil ganz vortreffliche Gemmen vertreten ist. Sechs andere gab das Kuppelgrab von Menidi. Sie gehören einer unter dem zu engen Namen „Inselsteine“ längst bekannten Classe an, der das zweite Capitel (S. 39 bis 90) gewidmet ist. Grössere Reihen besitzen die Museen von London und Berlin, letzteres auch eine Suite von 81 Abdrücken, nach den Steinen des ersteren. Mit anderweitig bekannt gewordenen Exemplaren und den Goldintaglien beläuft sich das dem Verfasser vorliegende Material auf circa 220 Stück.

Diese Gemmen sind sämmtlich der Länge nach durchbohrt. Die gewöhnlichste Form ist die der Linse, eine andere ungefähr die eines Pflaumensteins. Die Weichsteine werden im Allgemeinen als die ältere Gattung bezeichnet, während eine jüngere (in Mykene und Menidi allein vertreten) aus Hartsteinen (Achat, Jaspis, Bergkrystall u. A.) bestünde. Die Härte beeinflusst natürlich Technik und Stil. Wichtig ist die Fundstatistik. Asien scheint ausgeschlossen. Auch bieten die phönikischen Gemmen keine hinreichenden Analogien, eher die späten persischen, ohne dass man freilich directen Zusammenhang anzunehmen hätte. Die auf Kypros und Rhodos gefundenen Steine haben manche Besonderheiten. Ihre eigentliche Heimat sind Kreta, Melos und der Peloponnes. Attika und Böotien zeigen wieder manche fremdartige Einflüsse. Aber gerade diese localen Verschiedenheiten beweisen, dass diese Gemmen nicht auf ein Fabrikationscentrum zurückgehen, „sondern dass sie mit einem bestimmten Volke verwachsen und mit diesem verbreitet sein müssen“ (S. 49), eine in sich geschlossene, wenn auch in der Entwicklung fortschreitende und hie und da modificirte Erscheinung.

Von dem sonstigen prähistorischen Kunstbesitz Griechenlands wird als den Gemmen nächst verwandt die geometrische Decorationsweise der (nur?) griechischen Keramik und Metalltechnik in Anspruch genommen, die sich auf den meisten blos ornamental verzierten Gemmen wiederfindet, während die figuralen Typen des geometrischen Stils alle auf den Inselsteinen wiederkehren, deren Typik eine weitere, durch naturalistische Elemente bereicherte Entwicklung dieses Stils darstellt, ähnlich wie die mykenischen Thongefässe [1]). Der „phrygische Metallstil“ aber ist den Gemmen fremd. Auch „orientalische“ Einflüsse sind nach Milchhöfer weder in der Decoration, noch im Stil nachweisbar. Der Löwe in deutlicher Bildung, Greif und ägyptische Sphinx finden sich „vorzugsweise“ auf jüngeren (?) Exemplaren. Die Masse von „reinem Typus“ kennt nur europäische Thiere, Rinder, Ziegen, Rehe, Steinböcke, Schweine, Hunde in Jagd- und Kampfscenen, Wasservögel, Tauben, Adler. Eine hervorragende Rolle spielt das Pferd und besonders ein abenteuerliches Mischwesen

[1]) Hiegegen sei auf die besonders von Furtwängler (Die Bronzefunde aus Olympia, S. 10) unter Berufung auf noch unbekannte Fundthatsachen vertretene Ansicht hingewiesen, die geometrische Decoration sei in Griechenland vielmehr jünger, als die Blüthe der „mykenischen“. In gleichem Sinn hat sich neuerdings wieder Helbig ausgesprochen (Vortrag beim Winckelmannsfest in Rom, Archäol. Zeitung 1883, S. 362 f.), indem er die „Dipylonvasen“ für jünger als Homer und für phönikisch erklärte.

aus Pferdekopf, vogelartigem Leib und Beinen zusammengesetzt (S. 55). Zweimal trägt es einen erwürgten Stier, einmal einen Hirsch und einmal sogar zwei Stiere auf einem Tragholz. Nur einmal werden zweie von einem zwischen ihnen stehenden Manne gebändigt. Von ähnlichen assyrischen Bildungen unterscheidet diese Wesen bestimmt der Pferdekopf (der freilich, wie ich mit Rossbach glaube, kaum einmal sicher zu erkennen ist), da die Semiten erst nach Abschluss ihrer Mythenbildung dieses Thier kennen gelernt haben können, während es das Lieblingsthier der indo-europäischen Sagen ist. Bei Homer hat es allein unter den Thieren mythische Persönlichkeit erlangt (Areion). Bei ihm wird (Il. XVI. 150 f.) ein entscheidender Fingerzeig für die Bedeutung dieser Mischwesen gefunden. Die Harpyie Podarge, welche βοσκομένη λειμῶνι, auf der Wiese weidend, von Zephyros Mutter der zwei windschnellen Rosse Achills wird, muss ursprünglich rossgestaltig gedacht worden sein. Da aber die spätere griechische Kunsttypik die Harpyien vogelleibig und menschenköpfig bildet und zwei Prototype undenkbar sind, wäre die anzunehmende Urgestalt mit dem Gemmenbilde identisch. Als im Ursprung gleichbedeutend wird die arkadische Sage von der pferdeköpfigen Demeter Melaina und ihren mit Poseidon erzeugten Zwillingen Despoina und Areion; von Medusa, für die gleichfalls pferdeköpfige Urgestalt behauptet wird, und ihren und Poseidon's Kindern Pegasos und Chrysaor; endlich von den Dioskurenpferden, welche Podarge gebiert, aus einer Zeit hergeleitet, wo Poseidon und Wind- und Wolkengötter noch nicht getrennt, d. h. wo die Arier noch nicht mit dem Meer bekannt geworden waren und das gemeinsame Urbild findet sich in der Rig-Veda-Sage von Vivasvat, Saranyû und den beiden Açvinen. Die Naturbedeutung der Harpyien (und Erinnyen?) als Sturmwolken klingt noch in homerischen Ausdrücken nach. Die vogelähnliche Bildung, welche dem Urmythos nicht angehört, wird aus einer besonders verderblichen Wolkenart erklärt, welche zu dämonistischer Personification herausforderte: sie soll von der Wanderheuschrecke entnommen sein, mit deren wolkenartigen Schwärmen die Arier auf ihrer Wanderung bekannt geworden sein mussten. Dass sich dieser Heuschreckendämon neben den Raubthieren merkwürdig genug ausnimmt, muss Milchhöfer freilich selbst eingestehen (S. 66). Etwas wahrscheinlicher ist es, die auf einigen Exemplaren wahrnehmbaren Rückenkämme vom Seepferdchen entnommen zu denken; doch lässt sich auch diese Aehnlichkeit aus der Technik der Steine allein erklären.

Der bereits angedeutete Hauptfehler dieser Darlegung ist die Sicherheit, mit der die einzelnen Thierformen benannt werden und die schwerlich von anderen Beschauern der Abbildungen oder Gypsabdrücke getheilt werden dürfte.

Noch andere mythische Gestalten werden hier angeknüpft. Dasselbe Wesen trägt zweimal (S. 68, Pferdekopf bei *b* sehr zweifelhaft, auch die sonstige Bildung von *a* sehr verschieden), eine Kanne, von der schon auf Hissarlik (aber gewiss noch Jahrhunderte lang) gebräuchlichen Form und wird folgerichtig als Iris erklärt, die bei Hesiod Schwester der Harpyien ist und zum grossen Eidschwur der Götter aus dem Styx Wasser holt. Ferner ist das Flügelpferd (Pegasos, Areion) häufig vertreten. In assyrischen Darstellungen muss es auf persische (also arische) Vorstellungen zurückgehen. Auch Satyrn und Silene werden zu den ursprünglich pferdeköpfigen Dämonen gerechnet und für wesentlich identisch mit den Gandharva-Kentauren angesehen. Wenn Milchhöfer Darstellungen dieser männlichen Gestalten auf den Gemmen vermisst (S. 73), so drängt sich die Frage auf, woraus das weibliche Geschlecht der Besprochenen gefolgert wurde. Die Kentauren finden sich jedoch reihenweise auf rothen Thonrelief-Fragmenten aus Kameiros auf Rhodos (S. 75), die in den Spiralmotiven ihrer Decoration und sonst eine gewisse Verwandtschaft mit den mykenischen Stelen bekunden, ferner auf den diesen verwandten italisch-sicilischen roththonigen und den schwarzthonigen (Bucchero-)Reliefvasen.

Als Gesammtresultat ergibt sich (S. 77), dass die meisten dämonischen Wesen der ältesten griechischen Volkssage und Bildnerei sich um die Centralfigur des Rosses gruppiren. Auch der Minotauros wird ihnen beigezählt, zugleich aber auf einer Gemme (S. 78) eine ihm verwandte Bildung erkannt, ein Mann, dessen Oberleib in zwei herabhängende Stierleiber ausgeht, worin doch wohl eher die missverstandene Nachbildung einer zwei Stiere auf einem Querholz tragenden Gestalt ähnlich S. 55 *b* zu erkennen sein dürfte. Von anderen Bildungen wird dann noch ausführlich die Chimaira besprochen (S. 81 f.), die schon auf einer Gemme mit dem auf der Rückseite als zweiseitiges Vexirbild dargestellten Pegasos vereint ist, und ohne Beachtung ihres mythischen Gehaltes, als mechanisch entstandene Bildung aus einem Gemmentypus erklärt, der eine hinter dem Rücken eines Löwen emporspringende Gazelle zeigt; der fischleibige Meergreis (ἅλιος γέφων, Triton), der sicher aus dem Orient entlehnt ist und auf einem etwas jüngeren Stein (S. 84) bereits im Kampfe mit Herakles erscheint. Gegen den semitischen Ursprung dieses Gottes jedoch wird lebhaft protestirt, ebenso gegen den der Thiere haltenden, hier noch ungeflügelten „orientalischen Artemis", welche mit der eranischen Anâhit identificirt wird. Dagegen fehlen alle Spuren der sicher semitischen Astarte. Von den drei mythischen Darstellungen gehören zwei (S. 89) dem von A. Kuhn als urarisch erwiesenen Mythos von der Herabkunft des Feuers an: der gefesselte Prometheus vom Geier zerfleischt, freilich in ganz verschiedenen Typen, deren älterer auch die von Milchhöfer abgewiesene Deutung auf einen Gefallenen, der vom Geier angezehrt wird, gestatten dürfte, während der andere mit bekannten späteren Typen in einem Grade übereinstimmt, dass er nicht wohl durch mehrere Jahrhunderte von diesen getrennt sein kann. Auch sonst zeigen die „Inselsteine" neben jenen ziemlich stillosen Mischbildungen und neben ausgesprochen Orientalischem, was von Milchhöfer ohne zureichenden Grund bei Seite geschoben wird, mehrfach so durchaus hellenischen Stil (z. B. die Chimaira, S. 81), dass die geschlossene Einheitlichkeit der Gruppe, für die eine elementare technische Verwandtschaft der grossen Masse nichts ausmacht, und ihr vorgriechischer Ursprung kaum glaublich erscheint. Diesen darzulegen ist die Hauptaufgabe des dritten Capitels (S. 91—121), welches aus dem besprochenen Bilderkreis „die älteste Cultur in Griechenland" als eine Vorstufe der homerischen darstellt, mit der sie jedoch gemeinsame Grundtöne verbinden.

Die Betrachtung der Waffen ergibt, dass die Krieger zwar dann und wann Buschhelme, aber weder Beinschienen noch Panzer tragen, letzteres freilich durchaus nicht sicher,

da, wie Milchhöfer (S. 93 Anm.) selbst bemerkt, der starke Gürtelwulst, der bei einigen (vrgl. S. 92 und S. 34 Nr. 34—36) über dem Lendenschurz vorspringt, leicht den Panzerrand bezeichnen könnte. Ihre grossen viereckigen oder doppelrunden Schilde tragen sie noch an Wehrgehenken (τελαμῶνες, so auch bei Homer), nicht, wie später, an den von Herodot als karische Erfindung bezeichneten Handhaben. Neben der Lanze haben sie Stossschwerter und kurze Messer, mit den in den mykenischen Gräbern gefundenen übereinstimmend. Das einzige Gewand ist ein badehosenartiger Schurz, von der langen Gewandung der Ἰάονες ἑλκεχίτωνες und der Semiten (Assyrier) noch keine Spur. (Freilich werden uns Männer nur in Kampf und Jagd vorgeführt.) Aehnlich bekleidet sind allerdings auch die Kufa (Phöniker) der ägyptischen Wandgemälde; unter diesem Handelsvolke aber die Krieger und Reisigen der Gemmen zu suchen wird abgelehnt. Genauere Analogien (aber wahrlich noch genug entfernte) meint Milchhöfer unter den Darstellungen eines der von Rhamses III. besiegten „Völker des Meeres“ oder „des Nordens“ (deren von einigen Aegyptologen angenommene Identität mit kleinasiatischen Stämmen von Anderen bestimmt in Abrede gestellt wird) und zwar an den Schardana zu bemerken, denen zwar der charakteristische Schild fehlt, die aber gewisse Hörnchen an den Helmen (S. 96) mit den Kriegern einer mykenischen Vase gemein haben [1]).

Bestimmtere Schlüsse soll die Frauentracht gestatten (97 ff.), wie sie uns besonders der grosse mykenische Goldring (besser als bei Schliemann und Milchhöfer abgebildet bei Rossbach a. a. O), dann zwei Inselsteine (S. 86, *b* allerdings sehr wesentlich abweichend) kennen lehren. Der Oberkörper ist völlig nackt, nur mit reichem Halsband verziert. (Mir will es freilich wenigstens möglich scheinen, dass er eine knapp anliegende Taille trägt, die auch in späterer griechischer Kunst nachweisbar scheint, und dass nur zur Betonung des Geschlechts die Brüste so stark ausgeprägt sind.) Vom Gürtel bis zu den Knöcheln reicht ein nach unten breiteres Gewand, das durch mehrere stufenförmige Falten wagerecht gegliedert, mehrfach in gleicher Richtung ornamentirt ist. Für diese Gliederung finden sich auf assyrischen Cylindern schlagende Parallelen, die jedoch abgelehnt werden, weil dort die hosenartige Einziehung zwischen den Beinen fehlt, welche die Frauen des Ringes zeigen (aber nur die drei grösseren; Referent möchte sie als einen der primitivsten Versuche betrachten, unter dem Gewande die Körperformen zur Darstellung zu bringen). Milchhöfer zieht es vor, indische Monumente zu vergleichen, indem er einer freilich in ganz anderem Sinn von E. Schulze gegebenen Anregung folgt, der damit „die undiscutirbare Theorie Stephanis von dem nachchristlichen (sasanidischen) Ursprung der mykenischen Funde“ (S. 103) zu stützen suchte. Man wird diesem Versuche gegenüber das vom Verfasser vorausgesehene (S. 98) Misstrauen um so weniger überwinden, als er selbst eingesteht, dass die indische Archäologie noch nicht an die Aufgabe herangetreten ist, aus dem kaum über das 3. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichenden Denkmälervorrath altnationale Elemente von Jüngerem und von auswärtigen (hellenischen u. a.) Einflüssen zu sondern. Zunächst wird ein weiblicher (Todes-?) Dämon mit Pferdekopf für den Zusammenhang angeführt, dann Analogien für die Frauentracht beigebracht (S. 102). Schon Rossbach hat (S. 170) ausgeführt, wie, von der Nacktheit des Oberleibes abgesehen, keine dieser Analogien genauerer Betrachtung Stand hält. Und selbst uralten arischen Ursprung dieser Tracht zugegeben: ist es wahrscheinlich, dass die arischen Urgriechinnen auf der Wanderung eine solche, nur in heissen Zonen begreifliche Tracht beibehalten haben? Hat ferner diese complicirte Gewandform mehr Anspruch darauf, für die ureigenthümliche Tracht eines Naturvolkes zu gelten, als die denkbar einfachste nationale, später als dorisch bezeichnete Kleidung der Griechinnen?

Wie jene pandämonistische Götterwelt zu dem von Apoll und Athena beherrschten homerischen Göttersystem, so verhielt sich auch die Cultur der „Inselsteine“ zu der der homerischen Zeit mit ihrer vollen Bewaffnung und Bekleidung: eine Vorstufe, dem arischen Urzustand nahe und scheinbar zu derselben Erstarrung vorbestimmt, welche in Indien, Assyrien und Aegypten eintrat. Hier aber brachten jugendfrische und doch verwandte Volkselemente neue Anregungen. Für jenes Urvolk bietet sich der alte Name der Pelasger dar, deren Verbreitung, wie wir sie aus Homer und Herodot kennen, über den Peloponnes und Hellas nach Thessalien, andererseits über die Inseln nach Kreta, mit den Fundorten der ihnen zugewiesenen Denkmälerclasse übereinstimmt. Milchhöfer hält sie für Arier, indem er andere Ansichten, welche sie für Semiten oder gar für einen blos historisch construirten, alles Vorhellenische umfassenden Sammelnamen erklären, zurückweist, und in flüchtigen Umrissen auch noch seine Meinung über die anderen prähistorischen Stämme von Hellas darlegt. Auch Leleger und Karer werden als Arier in Anspruch genommen, welche durch die Pelasger vom Festland auf die Inseln und nach Kleinasien zurückgedrängt wurden, ähnlich wie später die Jonier von den Dorern. Besonders wird der Zeuscult der Karer mit dem pelasgischen in Verbindung gebracht [1]). Es ist der eine Gott, der aus dem dumpfen Polydämonismus, dessen Spur die „namenlosen Götter“ sind, die neben Zeus in Dodona verehrt wurden, abstrahirt und bildlos auf Höhen verehrt wird. Später erst werden aus jener Dämonenmasse andere Gestalten durch Individualisirung hervorgehoben (Poseidon, Hermes). Jener Stufe werden die in der ältesten Schicht von Olympia vorgefundenen Anatheme mit ihrer primitiven, von pflanzlichen und Spiral-Motiven freien Decoration zugewiesen. Noch weiter verbreitet ist das älteste Zeussymbol, die Doppelaxt, welche der Blitz allmälig aus Griechenland verdrängte, während sie sich in Kleinasien, Thrakien und auf einigen Inseln in entlegenen Zeusculten oder als Zeichen der Macht erhielt, wenn sie nicht vielleicht mit der Metalltechnik aus Asien nach Griechenland kam, da sie auch auf mykenischen Goldplättchen, mit dem Stierkopf verbunden, vorkommt. Sicher auf Zeus beziehen sich Blechbeile in Olympia, vielleicht auch das auf dem grossen mykenischen Ring angebrachte.

[1]) Für die Schardana verweist von Duhn (vgl. die erste Anmerkung) auf Wiedemann, die ältesten Beziehungen zwischen Aegypten und Griechenland S. 8 ff., wo sie als libysche Stämme erwiesen werden.

[1]) Dagegen ist unter Anderem die Gestalt des Zeus Labrandeus auf Münzen von Mylasa geltend zu machen (z. B. bei Schreiber, Archäol. Zeitung 1883, S. 283), welche doch wohl nur eine Modification einer semitischen Göttergestalt, ähnlich etwa dem Juppiter Dolichenus, sein dürfte. Vrgl. auch den Juppiter Heliopolitanus Gazette archéol. II. pl. 28 und das Relief der Panzerstatue (Elagabal?) aus Carnuntum, Arch.-epigr. Mitth. aus Oesterr. VIII, Tf. 2 (noch nicht erschienen).

Eine Spur von der Cultur der Pelasger wird in der bekannten Schilderung erblickt, welche die Ilias (XVI, v. 233, S. 118) von den dodonäischen Selloi gibt, da die Priester der alten Religion an alte Sitte gefesselt bleiben mochten. Ihrer mangelhaften Bekleidung (? ἀνιπτόποδες oder χαμαιεῦναι?) sollen ungefähr die Badehosen der Inselsteine entsprechen. Klimatische Bedenken beseitigt der Hinweis auf die Gallier, die bis in römische Zeit unbekleidet gingen (freilich nur im Kampfe, wie die citirte Liviusstelle XXVIII, 21 beweist, wenn man sie nachschlägt: candida corpora, ut quae nunquam nisi in pugna nudentur, die Frauen demnach überhaupt nicht). Schliesslich kann sich der Verfasser nicht versagen, den Standpunkt noch weiter zu nehmen und ähnlichen Ursprung aus einem mischgestaltigen Polydämonismus und daraus abstrahirten Monotheismus auch für das semitische und das ägyptische Religionssystem zu behaupten, für welch' letzteres freilich der Nachweis einer ursprünglichen Obergottheit noch nicht gelungen ist.

Das vierte Capitel (S. 122—137 „Kreta") geht darauf aus, das nothwendig anzunehmende Fabrikationscentrum nachzuweisen, wo die „pelasgischen", „phrygischen" und „orientalischen" Bestandtheile in jener einheitlichen Goldtechnik sich vereinigten. Die maritimen Elemente der Mischclasse wiesen auf die Inseln hin, Jagd, Kampf und Wagenfahrt nöthigen uns, an eine der grösseren zu denken. Kypros ist wegen des vorherrschenden phönikischen Einflusses auszuschliessen. Rhodos hätte Anspruch, in Folge der Verwandtschaft seiner Thonmalereien und -Reliefs mit Mykenischem, seiner Glaswaare mit den Funden von Spata u. A. Seine Gemmen jedoch „gehören weder der ältesten noch der reinsten Typik an" (S. 125) und es fehlen die erforderlichen ethnologischen Verhältnisse. Diese vereinigen sich mit anderen Voraussetzungen auf Kreta, wo es trotz Mangels grösserer Ausgrabungen nicht an „mykenischer" Thonwaare, nicht an „pelasgischen" Stadtmauern und (freilich ungenügend bekannten) Rundbauten fehlt. Schon zu Homer's Zeiten hatte Kreta eine reiche Culturentwicklung hinter sich. Hier hatte sich, wie schon Thukydides erkannte, die älteste griechische Seemacht gebildet, welche die Sagengestalt des Minos repräsentirt. Offen lag die Insel nach Griechenland, Kleinasien, Phönikien, Aegypten und Italien. Die alten Eteokreter" werden auch sonst für asiatisch-phrygische Einwanderer gehalten. Das kretische Idagebirge hatte mit dem phrygischen nicht nur den Namen, sondern auch den Sagencomplex der Göttermutter und der Daktylen gemein. Pelasger auf Kreta bezeugt nicht nur Homer, auch der Stadtname Larisa und der Bergcult des Zeus; die Verbindung von Gortys mit Arkadien setzt sie voraus. Phönikischen Einfluss verräth nur die Stier- und Europasage, dagegen ist Minos arischen Ursprungs. Wo wären Phöniker neben indoeuropäischen Stämmen staatenbildend aufgetreten, wo hätten Griechen phönikische Zustände als Bestandtheile ihrer Vorzeit in der Sage gefeiert? Das Bild der Königsmacht, der Berather des Zeus, kann nicht phönikische Colonisationspolitik personificiren (S. 132; heisst das nicht, moderne deutsch-christliche Anschauungen auf das Volk des durchtriebenen Odysseus übertragen, welches ja später geradezu die so verächtlich behandelte Colonisationspolitik mit glänzendem Erfolg fortgesetzt hat?). Minos unterwarf das Inselvolk der Karer und seine Macht auf's kleinasiatische Festland ausgedehnt zu denken gestattet mythologische und ethnologische Ueberlieferung. Die Kunst der nachfolgenden heroischen Blüthezeit unter den Atriden, durch Löwenthor und Kuppelgräber monumental vertreten, ist eine durch neue Impulse bedingte Weiterbildung derjenigen, welche die mykenischen Gräberfunde und was damit zusammenhängt uns kennen lehrten. Der Hauptsitz dieser letzteren muss in Kreta gewesen sein, dessen „Colonie" Theben war, während die Tochter des Minoiden Katreus, Aerope, Mutter der Atriden ist. Also: Pelasger und Phryger, Zeus und Göttermutter, die „pelasgische" Kunst und der „phrygische" Metallstil trafen in Kreta zusammen. Als Symbol dieser Vereinigung wird schliesslich (S. 135 f.) der grosse mykenische Goldring erklärt. Die Thronende ist die Göttermutter; sie sitzt unter ihrem altheiligen Baum, der Pinie, und nimmt von Frauen Opfergaben entgegen. Die Doppelaxt unter Sonne und Mond bedeutet Zeus, die kleine beschildete Figur einen der Kureten. (Rossbach, der die ganze Darstellung aus assyrischen Cylindern erläutert, vergleicht sie ansprechend mit dem assyrischen Ashur oder Ferver.)

Die Kluft, welche zwischen dieser Kunstentwicklung und dem eigentlichen Hellenenthum liegt, auszufüllen, ist die Aufgabe des fünften Capitels (S. 138—156). „Das homerische Zeitalter" umfasst zwei Perioden, die heroische Blüthezeit unter den Atriden und die des ionischen Heldenlieds. Der ersteren gehören die mykenischen Kuppelbauten und das Löwenthor an, deren nächste Analogien Rhamsay in Phrygien entdeckt hat. An ihrer Decoration tritt als unterscheidendes Merkmal gegen die vorausliegende Epoche die architektonische Gliederung hervor, welche auch die Erzeugnisse des Kunsthandwerks beherrscht, wie z. B. die in Menidi gefundene Elfenbeinwiederholung des Löwenreliefs zeigt. Für den Ursprung dieses Elements weist die Sage von den lykischen Kyklopen, welche die Mauern Mykenes erbauten, nach Lykien, dessen Denkmäler eine uralte architektonische Tradition verrathen. Die dorische Einwanderung muss die Bauthätigkeit und Kunstentwicklung unterbrochen haben und dieser Uebergangszeit wäre besonders der Import phönikischer Surrogatwaare (Glasfluss u. A.) zuzuweisen. Neuer Aufschwung beginnt mit dem Aufblühen der Colonien im siebenten Jahrhundert und den Anfängen der ionischen Marmorplastik, deren älteste Werke ganz den Eindruck erster kindlicher Versuche machen und so im Vereine mit der geringen Ausbildung der Thonmalerei und des sonstigen Kunsthandwerks die Anschauung befördert haben, dass alles Vorausliegende einer unselbstständigen, durch orientalische Einflüsse genährten Mischcultur angehöre. Aber eine andere Technik war bereits reich ausgebildet, die nur wegen der Vergänglichkeit ihrer Stoffe in unserem Denkmälerbesitz keine Rolle spielt. Auch sie knüpft an Kreta an, Daidalos ist der Minos dieser Kunst. Die spätere Ueberlieferung übertrug auf ihn die verschiedenartigsten, widersprechenden Erscheinungen der gesammten alterthümlichen Kunst. Aber der homerische Gebrauch des Gattungsbegriffes (δαιδάλεος, δαίδαλα), der in seinem Namen liegt, beweist, dass er „die uralte Kunst des Schnitzens, Gravirens und Einlegens in harten Stoffen auf trockenem und kalten Wege" repräsentirt, „daneben wohl auch des Treibens und Ueberziehens von Blechen" (S. 143), also genau die Sphäre,

welcher der homerische Schild angehört. Aber nicht in getriebenem Relief ist dieser zu denken, sondern in Gold-, Silber- (und Zinn-) Plattirung auf Bronzegrund, wie sie uns die herrlichen mykenischen Dolchklingen kennen lehren, deren von Athanasios Kumanudis unter der Patinakruste entdeckte Darstellungen mit ihrem durch Legirung vielfältig abgetönten Golde auf's Schlagendste die wunderbaren homerischen Schilderungen verschiedenartiger Farbtöne des Metalls illustriren. Tracht und Waffen der jagenden Männer (S. 145) verbinden diese Monumente eng mit den Inselsteinen. Aegyptische Einflüsse anzunehmen zwingt nicht so sehr die Art der meisterhaft lebendigen Bewegungen, als ein entscheidendes sachliches Moment: die Darstellung des Nil [1]). Unsere Reconstruction des Schildes kann sich jetzt von den assyrischen Reliefs und den phönikischen Metallreliefschalen mit ihrer geistlosen Mischkunst emancipiren. Phönikischen Ursprung für diese mykenischen Klingen anzunehmen liegt kein Grund vor, da homerischer Waffenschmuck, auch der Panzer, den Kinyras von Kypros dem Agamemnon schenkte (?), mit phönikischer Kunst nichts zu schaffen hat.

In der homerischen Poesie und Kunst fehlen wesentliche Elemente der „pelasgischen" Periode. Besonders die polydämonistische Naturanschauung ist fast gänzlich einer überreifen, typischen und individuellen Ausbildung der Götterwelt gewichen. Die Erklärung hiefür ist im letzten Sinne in jenem Worte der Alten zu suchen: Homer habe den Griechen ihre Götter gebildet, d. h. der Eintritt junger griechischer Stämme mit ihren bevorzugten Gottheiten, besonders der Ionier und der kunstmässige, die volksthümlichen Vorstellungen in freier Ausbildung läuternde Gesang [2]). Nicht mehr werden die Naturmächte in abenteuerlichen Bildungen vorgestellt, sondern die Götter wieder mit ihnen verglichen; an den alten Dämonen geht der Sänger vorüber, ohne auf ihre Spukgestalten einzugehen (S. 151). Dagegen werden rein begriffliche Personificationen geschaffen: Ares mit seinem Kreise, Ossa, Aisa, Ate, Litai, meist bewusste Allegorien, bei denen Ungeheuerlichkeit nur durch Uebertreibung menschlicher Eigenschaften ausgedrückt wird. Unter den eigentlichen Göttergestalten treten die deutlichen Naturgottheiten, Demeter und Dionysos, auch die urarischen, Poseidon, Hermes, Dioskuren, gegen Zeus, Here, Athena und Apollon zurück. Auch in der genealogischen Dichtung Hesiods (S. 154 f.) ist das Streben wahrnehmbar, die Dämonen, deren altmythische Verwandtschaft die Zusammenfassung in den Geschlechtern der Titanen und besonders des Thaumas und Phorkys anerkennt, mit der neuen Götterwelt zu verbinden und von den fratzenhaften Zügen zu befreien.

Die Weiterentwicklung der Kunst, die „bildliche Tradition" stellt Capitel VI (S. 157—198) dar. Für die Kunsttypik des hesiodischen Schildes hat Löschcke (Archäol. Zeitg. 1881, S. 44 ff.) auf die, von ihm auf sicilisches Fabrikationscentrum zurückgeführten, roththonigen Reliefvasen hingewiesen, mit denen jener den schlachtreihenweise angeordneten Kampf zwischen Baumäste schwingenden Kentauren und Männern, ferner die Hasenjagd gemein hat. Ihnen schliessen sich die verwandten schwarzthonigen Buccherovasen Etruriens an. Löschcke's Herleitung dieser Kunst aus der Nachahmung korinthischer Metallreliefs fehlt es bisher an monumentalen Belegen, da die phönikischen Kupfer- und Silberschalen in bildlichem und ornamentalem Schmuck durchaus verschieden sind. So wird sie denn als directe Fortsetzung der dädalischen Kunst aufgefasst, mit der sie das pflanzlicher Motive entbehrende Decorationssystem und alle bildlichen Haupttypen gemein hat, bis auf die Kentauren freilich, welche aber jenen pelasgischen Rossdämonen verwandt waren und das Gorgoneion, das jedoch einmal wenigstens Homer erwähnt. Diese geschlossene, Jahrhunderte lang conservirte Typik vermehrt der hesiodische Schild durch mythische Handlungen und zwar eigentlich nur durch die Verfolgung des Perseus durch die Gorgonen, welche mit der mythisch und kunsttypisch nächstverwandten Harpyien-Boreadensage jenem ältesten volksthümlichen Vorstellungskreise angehört. Auch die Technik wird die des homerischen Schildes gewesen sein.

Die allmälige Erweiterung dieses Vorraths, besonders durch Anfüllung der vorhandenen Typen mit mythischem Inhalt, können wir nur an der Hand der untergeordneten Vasenmalerei verfolgen, deren künstlerische Bedeutung die Verkennung ihres handwerklichen Charakters vielfach überschätzen liess. Wenn sie sich auch nachweislich gegen neue Bilderkreise spröde verhielt, so ist doch ihr Zusammenhang mit dädalischer Metallkunst deutlich, und gerade ihr zähes Festhalten am Hergebrachten verleiht ihr Zeugnisswerth für frühere Epochen, als die ihrer Entstehung (S. 164). Aus diesen Denkmälern und aus dem durch Beschreibungen bekannten reichen Figurenschmuck eines ältesten korinthischen (also dorischen) und eines von dem Magnesier Bathykles angefertigten (also ionischen) Kunstwerks, der Kypseloslade in Olympia und des Throns in Amyklae lässt sich ein der Sonderentwicklung der Kunst bei den beiden Stämmen vorausliegender Typenvorrath erschliessen, der die Lücke füllt, welche in der literarischen Ueberlieferung zwischen Daidalos und den Daidaliden (Dipoinos und Skyllis von Kreta mit ihrer Schule) klafft. Die Technik der letzteren (Holz, Gold, Elfenbein) hat sich in der Flächendecoration ausgebildet, deren Meister (wie der der Kypseloslade) vergessen wurden, mit der auch ihre statuarischen Gruppenbildungen in Composition und mythischem Inhalt eng zusammenhingen. Dem Vorrath dieser Flächendecoration wird auch der Streit des Apollon und Herakles um die kerynitische Hirschkuh angehört haben, wahrscheinlich aus einer gewöhnlichen Jagdscene entstanden, wie sie noch eine alterthümliche Bronzeplatte (S. 169) in ausgeschnittener und durch Gravirung vervollständigter Darstellung wiedergibt, deren Fundort auch für jenen vorausgesetzten gemeinsamen Typenvorrath nach Kreta verweist. Sie gibt zugleich ein unmittelbares Vorbild für die schwarzen Figuren der alten Vasenmalerei. Auf Kreta will nun auch Milchhöfer eine Gruppe in ihrer Typik hochalterthümlicher und stilistisch mit der Bronzeplatte (näher als mit Anderem?) verwandter Gefässe localisiren, deren Fabrikationsort früher (von Klein u. Löschcke) auf Grund der Inschriften des Hauptstücks, der berühmten

[1]) Vrgl. U. Köhler, Mittheilungen des dtsch. archäol. Institutes in Athen, 1882, Taf. VIII, S. 241 ff. Ἀθηναῖον IX. S. 162 ff., X. S. 309 ff.

[2]) Hierin trifft der Verfasser mit dem Hauptresultat des etwas früher erschienenen Buches von Benedictus Niese zusammen: Die Entwicklung der homerischen Poesie, Berlin 1882.

Arkesilasvase, in Sparta, wo es jedoch an Vasenproduction überhaupt gefehlt zu haben scheint, neuerdings (besonders von Puchstein, Archäol. Zeitung, 1881, S. 215 ff.) in Kyrene angesetzt wurde, auf Grund des Hauptbildes: König Arkesilas von Kyrene „als Inspicient seiner Waarenballen", nach dem Vorbild des ägyptischen Todtengerichts, von Panther, Affe, Marabu umgeben. Wenn Milchhöfer diese Darstellung des „Handelskönigs" phantastisch-ironisch findet, so scheint daraus dieselbe moderne Anschauungsweise zu sprechen, die wir schon einmal bemerkt haben. Man kann, ohne das Argument für zwingend zu halten, das Schalenbild kaum besser erklären, denn als in Kyrene entstandene, für den Export bestimmte Darstellung des Reichthums und der wunderreichen (in Afrika aber nur natürlichen) Herrlichkeit des heimischen Fürsten. Gegen Kreta spricht ein wenn auch vielleicht nicht unüberwindliches, so doch nicht, wie auch Milchhöfer anerkennt, gering anzuschlagendes paläographisches Bedenken; auch finden sich für Technik und sehr charakteristische Ornamentik der Gefässe bisher keine Analogien daselbst. Die Berührungen, welche die Schalenrundbilder in Composition und Gegenstand mit „pelasgischen" Gemmen aufweisen, von denen die eine (Prometheus) auf Kreta gefunden ist, lassen sich auch anders beurtheilen. Der Typus der Polyphemblendung bietet Gelegenheit, nach Furtwängler's Vorgang in der Aristonophosvase ein Zwischenglied zwischen diesen „kretischen" und den mykenischen Gefässen anzunehmen. Andererseits werden Beziehungen zu den statuarischen Werken der Dädaliden im Peloponnes, besonders auch in der Gestalt der Nike, aufgefunden (S. 180). Eine Verbindung mit altspartanischer Kunst sollen die raumfüllenden Schlangen, die Thiere unter den Sitzen, der Granatapfel in der Decoration der kyrenäischen Vasen herstellen, welche Elemente, allerdings in symbolischer Bedeutung, in der bekannten Reihe spartanischer Grabreliefs wiederkehren.

Auf Kreta also wäre jenes Zwischenglied von altdädalischer Kunst zu entwickelteren Zweigen, zur korinthischen, chalkidischen und attischen Gefässmalerei gefunden, in einer Kunsttradition, die, nachdem sie vielseitig anregend gewirkt, auf sich beschränkt, erstarrte (S. 183). Ob sie durch Massenexport gewirkt hatte, oder ob vor Dipoinos und Skyllis Dädaliden aus Kreta nach den Inseln und dem Festland gewandert waren, bleibt zweifelhaft. Aus Argos aber, wo die genannten Künstler arbeiteten, stammen kleine, in Olympia gefundene Bronzereliefs, deren Typen Herakles im Kampfe mit dem Meergreis und Prometheus (die Fesselung allerdings nicht deutlich) wieder an jene Gemmen sich anschliessen (S. 185). In einem dritten Fragment wird im Anschluss an den alten Typus des einer Frau gegenüberstehenden Mannes (Kypseloslade, spartanische Basis, Buccherogefässe), der hier durch einen niedergestreckten Feind vermehrt ist, Theseus, Ariadne und Minotauros erkannt, dann Löschcke's Deutung der spartanischen Basis auf Zeus mit Alkmene und Menelaos mit Helena bekämpft und die Möglichkeit der, gewiss ursprünglichen, allgemein menschlichen Bedeutung dieser Typen auch für dieses Denkmal empfohlen, indem die Annahme sepulcraler Bestimmung auf's Neue durch den Hinweis auf die (rein decorativ angebrachten) Schlangen zu stützen versucht wird. Aber diese scheint mir durch Löschcke beseitigt und die Erklärung des Mannes, der der Frau das Schwert an den Hals hält, als „Kriegers Heimkehr" unmöglich.

Nicht irgend ein epischer Sagenkreis also wird ausgestaltet, sondern allmälig passt man mythische Stoffe dem alten Typenvorrath der Kunst an (S. 195). Die scheinbare Ausnahme, welche der besonders reich vertretene Sagenkreis der Odyssee (Polyphem, Sirenen, Kirke, Meergreis) bildet, erklärt die mit der ältesten polydämonistischen Gestaltenschicht zusammenhängende Märchenwelt der seefahrenden Stämme, in deren Boden Epos und Kunst gemeinsam wurzeln. Er lässt sich noch erweitern durch Hereinziehung ähnlicher Sagen bei den verwandten Völkern Asiens und Europas. Wenn einzelne Bildwerke wirklich engen Anschluss an das Epos verrathen, so ist das noch kein principieller Widerspruch. Auch auf den Heldengesang hat ja Kreta einen nachweisbaren mächtigen Einfluss geübt, wie besonders die Stellung der Insel in der Odyssee beweist, wo sie z. B. der Held regelmässig als Heimat nennt, wenn er seinen Ursprung verleugnet.

Zusammenfassend stellt das siebente Capitel (S. 199—207) zunächst den Entwicklungsgang des griechischen Kunsthandwerks dar, wie die arisch-pelasgische und phrygische Richtung einander in Kreta durchdrungen, durch orientalische Einflüsse entwickelt und bereichert durch Gestalten der im Epos geläuterten Sagenwelt ihren Weg nach allen Seiten genommen haben; wie dann die zwei Hauptrichtungen, die ionische und dorische Kunst, gesonderte Wege wandelten, bis sie endlich in Attika zusammentrafen und dort sich zur höchsten Kunstblüthe vereinigten. „Verwandte Erscheinungen" bietet die Mythologie. Zeus, Göttermutter (Rhea) und die idäischen Daktylen vereinigen sich in Kreta, von wo sie nach Olympia und Arkadien hinübergehen. Die Saatengöttin Demeter ist ebenda heimisch und von Kreta kommt sie, in dem homerischen Hymnos, nach Eleusis. Der Dionysos-Zagreuscult ist aus thrakischen und kretischen Elementen gemischt. Seine Priester in Delphi bestellt Apollo aus kretischen Männern, der delphische Omphalos ist der Stein, den Rhea nach Zeus' Geburt dem Kronos zu verschlingen gab. Die alte polydämonistische Gestaltenwelt, durch das Epos zurückgedrängt, tritt dann geläutert wieder hervor und die Darstellung ihrer Versöhnung mit der neuen Götterwelt ist der Inhalt der Mysterien.

Das (achte) Schlusscapitel (S. 208—243) „Italien" knüpft an die schon früher dargelegten Berührungspunkte ältester italischer Production (der rothen und schwarzen Reliefvasen) mit den ältesten Typen altgriechischer Ornamentik und Bildnerei an. Diese Gemeinsamkeit, welche an isolirten, etwa von Phönikien oder Karthago beeinflussten Ursprung dieser Kunstzweige zu denken verbietet, wurde dem vermittelnden Einfluss der Chalkidier zugeschrieben (Löschcke), denen eine nach dem Merkmal des Alphabets zuerst von Kirchhoff erkannte Vasengruppe zugewiesen wird, welche indess ebensogut einer der italischen Colonien von Chalkis gehören kann. Aber sie repräsentirt eine pätere, abgeleitete Typik. Mit ihnen haben Helbig und von Duhn eine Gruppe, wie es scheint, in Cumae fabricirter Bronzegefässe und eine Gattung Bronzeurnen zusammengestellt und diese für Nachbildungen chalkidischer Bronzewaare erklärt. Aber ihre charakteristischen Typen weisen vielmehr nach dem Pelo-

ponnes und den südlichen Inseln. Der oben mit zwei Thierköpfen, unten mit einer Palmette ansetzende, in der Mitte mit einer Maske verzierte Henkel der Bronzekannen (deren sich in Capua mit korinthischer Thonwaare beisammen gefunden haben) findet seine nächsten Analogien in Olympia und der Kynuria, dann auf einer korinthischen Thonkanne. Die Bronzeurnen v. Duhn's (S. 214) tragen als Deckelgriff einen widdertragenden „Hermes", wie er in Tanagra (Chalkis gegenüber) verehrt wurde. Aber er ist die Fortbildung eines alten, weit verbreiteten, in Olympia und Etrurien vertretenen Typus, dem erst spät mythischer Inhalt gegeben wurde. Das Vorbild auch hiefür gibt uns jene kretische Bronzeplatte (Cap. VI.). Also einer italischen Umbildung der kretisch-peloponnesischen Kunst gehören jene campanischen Kannen und etruskischen Cisten an, welche vielleicht die griechischen Colonien Unteritaliens vermittelt haben, wo nach künstlergeschichtlicher Ueberlieferung die Bronzetechnik heimisch war [1]). Auch die Sage führt den Daidalos über Sicilien bis nach Cumae, freilich vorwiegend als Baumeister. Sicilische und unteritalische Gründungssagen weisen auf Kreta und Minos hin. Diese receptive iapygische Urbevölkerung, deren Sprache freilich noch nicht hinreichend bekannt ist, kann schon vor der griechischen Colonisation nicht mehr auf niedrigster Culturstufe gestanden haben und mag den Pelasgern nahe verwandt gewesen sein, wie ihrer Kunst die rothe und schwarze Thonwaare dieses Landes.

Endlich geht Milchhöfer auch noch daran, in Kürze (S. 220 ff.) auch die schwierigste aller Fragen, die nach der Herkunft der Etrusker, deren Sprache bisher hartnäckig sichere Auskunft verweigert, im Sinne seiner Hypothesen zu lösen. Die Anschauung, dass die Kunst dieses Volkes durchaus unselbstständig, in früherer Zeit von Phönikischem, später von Griechischem beherrscht war, lässt die gleichbleibende einheitliche Eigenart derselben ausser Acht. Die grosse Empfänglichkeit für griechische Einflüsse muss auch hier auf ursprünglicher Stammverwandtschaft fussen. Die etruskische Kunst ist die Fortsetzung jener mykenischen Mischkunst und demnach das Volk „ein auf griechisch-asiatischem Grenzgebiet erwachsenes, in vorhellenischer Zeit, doch etwa in Folge nördlicher Zuwanderung, losgelöstes Mischvolk" (S. 223).

Die primitivste Cultur Etruriens und der Poebene ist von der etruskischen principiell, auch in der Bestattungsweise, verschieden. Dagegen haben die Etrusker ihre ältesten Kunstformen, kyklopische Mauern, Tholenbauten, Tumuli mit dem vorhellenischen Griechenland, mit Phrygien und Lydien gemein. Dem entspricht eine tiefwurzelnde Verwandtschaft in den ältesten Vorstellungen von dem Zustande der Verstorbenen (S. 227). Im Bilderkreis der Buccherovasen fehlen die Kriegsscenen, häufig sind Ungeheuer und Fabelwesen, die oft zur Bezeichnung des Jenseits dienen, wo thronende Figuren, bärtig und bartlos, von Adoranten Gefässe, Waffen, Früchte u. A. empfangen, ganz ähnlich, wie auf dem „Harpyienmonument" aus Lykien und den Spartanischen Grabreliefs. Noch deutlicher zeigt den Zusammenhang die Aehnlichkeit der sogenannten Zecherscene mit letzteren und des gelagerten Verstorbenen mit dem gemeingriechischen „Heroenmahl"; doch können wegen gewisser Besonderheiten, z. B. dass die Frau neben dem Manne lagert, die etruskischen den griechischen Typen nicht einfach nachgebildet sein. Schon auf den Resten uralter (?) mykenischer Wandmalerei finden sich zum Mahle gelagerte Personen (vor Homer? Verstorbene?). Die Wagenfahrt der mykenischen Stelen kehrt wieder auf lykischen Grabmonumenten und auf den noch späteren, auch in der Anordnung den mykenischen ähnlichen Grabstelen der Certosa bei Bologna. (In Mykene freilich kriegerisch, in Lykien als Bestandtheil ruhiger Procession). Das Todtenpferd kommt, wenn auch zum Attribut verflüchtigt oder in's wirkliche Leben zurückweisend, auf den griechischen Heroenreliefs, in Etrurien auf deutlichen Bildern der letzten Reise vor. Die homerischen Beiwörter des Hades κλυτόπωλος und κυανοχαίτης (letzteres doch wohl ganz mit Unrecht, da κυανοχαίτης auch Poseidon, χαῖται die Locken des Zeus sind) werden im Verein mit der neugriechischen Gestalt des Reiters Charon für ursprüngliche Rossegestalt des Todesdämons geltend gemacht. Blos die etruskische Kunst hat mit der altgriechischen phantastische Bildungen gemein, an denen das Pferd betheiligt ist, und sie hat sogar Neubildungen in gleicher Richtung aufzuweisen. Ihre „Phantastik überhaupt erinnert an die „pelasgische" Gemmenkunst. Die Begabung für diese und die Goldschmiedetechnik muss bei den Etruskern latent (?) vorhanden gewesen sein, auch wenn sie wirklich erst spät zur Entwicklung gelangt sein sollte. Aber während das Hellenenthum die heterogenen Elemente einheitlich verarbeitete und weiterentwickelte, bewahrte die etruskische Cultur stets den Charakter einer barocken Mischcultur (S. 237), in deren Urbestand das kleinasiatische Element überwogen haben mag. Gemeinsamkeit von Trachterscheinungen (Schnabelschuhe, Tutulus) und Musikinstrumenten (Flöte, Trompete) möchten dafür sprechen.

Mit diesem Resultat stimmt „richtig verstanden" die Tradition des Alterthums (S. 239 f), welche die Etrusker als Tyrrhener oder Pelasger bezeichnet, Namen, welche den verschiedenen Mischungsbestandtheilen entsprechen dürften. Auch der verwüstete Zustand der Sprache wäre bei einer Mischsprache am begreiflichsten. Das tyrrhenische Element hätte sich zu den anderen kleinasiatischen Dialekten so verhalten, wie das Pelasgische zum Griechischen.

Mein Versuch, den Lesern dieser Zeitschrift eine Uebersicht des Inhalts von Milchhöfer's stoff- und gedankenreichem Buch zu geben, will, trotz der gelegentlichen Einwendungen, durchaus nicht als wissenschaftliche Beurtheilung ihrer Hauptresultate gelten. Zu einer solchen dürften sich auch von Denjenigen, welche mit der bisherigen Forschung genau vertraut sind, nur Wenige vor weitestgehender selbstständiger Nachprüfung des überreichen, aus den verschiedensten Gebieten zusammengetragenen Stoffes befugt finden. Denn die Absicht, gemeinverständlich darzustellen (S. 3), Vielerlei auf verhältnissmässig engem Raum zusammenzufassen, drängt den Verfasser dazu, den Leser (und vielleicht dann und wann auch sich selbst) in einer gewissen Entfernung von den Gegenständen zu halten, welche wohl die Uebersicht erleichtert,

[1]) Furtwängler, Arch. Zeitg. 1883, S. 162 vergleicht ihre Thierfriese mit denen der „protokorinthischen" Vasen und vermuthet darin einen Wink für ihre Herkunft, trifft also in der Hauptsache mit dem Resultate Milchhöfer's zusammen.

aber auch die Prüfung im Einzelnen erschwert, ohne die doch eine wissenschaftliche Ueberzeugung von der Richtigkeit der aufgebauten Constructionen unmöglich ist, denen übrigens eine gewisse innere Geschlossenheit und Plausibilität nicht abgesprochen werden soll. Dass die Combinationen oft mit dünnsten Fäden angeknüpft sind, muss mehrfach auch der Verfasser anerkennen. Die zahlreichen Fälle, wo er nach eigener Angabe mit subjectiven Ueberzeugungen in Fragen operirt, die er unmöglich alle beherrschen kann, über welche die anerkanntesten Specialforscher uneins sind, wie die zahlreichen ethnologischen und sprachwissenschaftlichen Probleme, können das Vertrauen zu seinen Resultaten nicht bestärken, welche um so ungewisser werden, je höher hinauf in prähistorische Nebelregionen sie uns führen. Vor Allem wird die antiorientalische Tendenz, welche überall seinen Gedankengang lenkt, wenigstens in diesem Masse auf manchen Widerstand stossen. Sie erinnert lebhaft an die Reaction gegen die ägyptische und orientalische Ableitung der ganzen griechischen Kunst, die uns der Name K. O. Müller's repräsentirt. Auch Milchhöfer muss offenkundigen Erscheinungen geflissentlich aus dem Wege gehen, er muss statt dieser die fernstliegenden unsichersten Berührungspunkte (Indien) hervorsuchen, um die griechische Kunst auf dem arischen „Isolirschämel" zu erhalten. Die in der Einleitung auf die Analogie der Sprache und Religion gebaute Voraussetzung trägt dem Umstand ungenügend Rechnung, dass in der Kunst anders, als in jenen rein geistigen Gebieten, technische Fertigkeiten den Anfang bilden, die der Lernende zunächst natürlich auch an denselben Gegenständen übt, wie seine Lehrmeister; die ein tiefstehendes Naturvolk durchaus nicht in erster Linie von den sprachfremden Stammverwandten entlehnen wird, sondern von denjenigen Nachbaren, die es darin am weitesten gebracht haben. Das monumentale Fundament seiner „Pelasgerkunst", die Inselsteine und Verwandtes, dürften weder einheitlich noch in der mythologischen und culturellen Deutung des Einzelnen sicher genug sein, um die Tragfähigkeit zu bewähren, die Milchhöfer ihm zumuthet. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass Sayce (vrgl. die Anmerkung zu Beginn) neulich Nachricht gegeben hat von einem bei Beirut gefundenen Bergkrystall, der mit der Gemme Mykene n. 175 (Milchhöfer S. 38) Aehnlichkeit hat und dass dieser Forscher im Sinne seiner bekannten Hypothese die Inselsteine phönikisch-hittitischer Kunst zuschreiben möchte. Von den „orientalischen" Typen derselben ist bei Milchhöfer möglichst wenig die Rede. Auch sonst noch bedarf es, wie eine Durchsicht des im Berliner Museum vorhandenen Materials einen Jeden lehren muss, weit eingehenderer Untersuchung und vollständigerer Bekanntmachung dieser Denkmälerclasse, auf die gebührend aufmerksam gemacht zu haben ein Hauptverdienst des Buches bleibt [1]). Eine solche wird Manchem als wichtigere und dankenswerthere Aufgabe erscheinen, denn die „skizzenhafte" und nicht ganz gleichmässige Zusammenfassung eines Materials, dessen Beurtheilung und Anordnung der nächste Fund völlig umstürzen kann. Dass es dennoch in der langen Hypothesenkette an überzeugenden Bemerkungen und anregenden Gedanken, an „lebensfähigen Keimen" (S. VI) nicht fehlt, wird jeder Leser dankbar anerkennen. Ich möchte hiezu besonders manche von den mythologischen Ideen, die Betonung des massgebenden Einflusses von Kreta rechnen, für den die monumentalen Belege zu vermehren freilich nicht überall gelungen scheint; dann die Herleitung der schwarzfigurigen Vasenmalerei; den Nachweis „dädalischer" Einflüsse auf Italien u. A.

Der ausführlichen Darlegung, welche der Verfasser vorbereitet, wird man mit vollem Interesse entgegensehen. Bis dahin bleibt sein vorliegendes Buch ein Factor, mit dem jeder Forscher auf gleichem oder verwandtem Gebiete, wenn auch mit kritischer Vorsicht, zu rechnen haben wird.

Wien. **Franz Studniczka.**

[1]) Während des Druckes ist ein erfreulicher Beitrag in dieser Richtung erschienen. Otto Rossbach hat im neuesten Hefte der Archäol. Zeitung (1883, Tf. 16, S. 311 ff.) zahlreiche „Inselsteine" der Breslauer archäol. Sammlung veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit neue Berührungspunkte der Gattung mit dem Orient, ihr Herabreichen in helle historische Zeit nachgewiesen.

19.

Anthropologische und paläoethnologische Ausstellung bei Gelegenheit der italienischen Ausstellung in Turin im J. 1884.

Diese wird umfassen: Menschenreste (Schädel und Skelette aus verschiedenen Zeitperioden);

Tertiäre Thierreste, an welchen man von Menschenhand ausgeführte Zeichen zu erkennem glaubt, etc.;

Waffen und Arbeitsgeräthe, sowie Hausgeräthe;

Töpfe;

Kleidung und Schmuck;

Wohnungen (Höhlen, Terramare, Pfahlbauten u. a. in Modell, Photographie etc.);

Gräber, Grabstätten, Nekropolen, ebenfalls in Modellen, Photographien etc.;

Artistische Gegenstände;

Alles was sich auf Hausthiere bezieht, und von prähistorischen und protohistorischen Menschen in Italien cultivirte Pflanzen;

Alles was sich auf Haus- und Social-Alimentarbedürfnisse bezieht, auf Gebräuche, Mythen, auf Handelsverkehr, auf die ethnische Stellung Italiens in den prähistorischen Zeiten;

Geologische Karten in Bezug auf die paläoethnologischen Entdeckungen in Italien; Terrains, Durchschnitte, Gesteine etc. etc;

Geologische Periode, Tertiär, äolitische Periode (Spuren der Menschen in der Tertiärperiode in Italien);

Weitere geologische Perioden: Quaternär; paläolitische Epoche (Menschenreste und Arbeitsproducte);

Jetzige prähistorische Zeiten, neolitische und Bronze-Periode (Menschenreste und Arbeitsproducte);

Jetzige protohistorische Zeiten, erste Eisenperiode (ebenfalls Menschenreste und Arbeitsproducte).

(Bull. di paletn. ital. Reggio. N. 8, 9, 10 de 1883.)

Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen.

Von

Dr. M. Holl,

Professor der Anatomie in Innsbruck.

(Hiezu 13 Maass-Tabellen und 2 Tafeln.)

Die bisherigen Forschungen in Beziehung auf die craniologischen Verhältnisse Tirols sind sehr spärlich zu nennen. Zur Zeit, als ich die Untersuchung unternahm, lagen nur kurze Abhandlungen von Rabl-Rückhard, Ranke und Tappeiner vor, welche erkennen liessen, wie ungemein wichtig und nothwendig es sei, dass das Land einer genauen Durchforschung unterzogen werde; über die Bewohner der angrenzenden ausserösterreichischen Länder, wie Schweiz und Bayern, finden wir exacte Untersuchungen, und Tirol, welches wohl politisch, doch nicht geographisch von jenen Gebieten getrennt ist, bildet ein fehlendes Glied der Reihe.

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien veranlasste im vorigen Jahre eine Durchforschung der Alpenländer Oesterreichs und betraute mich mit der Untersuchung der craniologischen Verhältnisse in Tirol. Die vorliegende Mittheilung ist nun das Ergebniss der in den Sommerferien 1883 gesammelten Erfahrungen.

Ich bemerke gleich im Vorhinein, dass man in ihr nicht eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes erwarten darf, indem ja zu berücksichtigen ist, dass einerseits die Erörterung der so wichtigen craniologischen Frage Tirols Untersuchungen in ausgedehntestem Maasse bedarf und andererseits, dass, wie es eben im Charakter einer Wissenschaft liegt, gewonnene Kenntnisse neue Fragen aufwerfen, welche das Ziel, dem man sich schon nahe glaubte, in die Ferne rücken.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich es unterlassen, dieser Abhandlung eine Einleitung über bekannte craniologische Verhältnisse vorauszuschicken und es ebenso vermeiden, einen historischen Ueberblick über Land und Leute zu geben oder gar in Bezug auf die gewonnenen Resultate Reflexionen in historischer Hinsicht anzustellen. Derartige Reflexionen gehören meines Erachtens in das Ressort der Ethnologen, Historiker etc., aber abgesehen davon, wäre es, glaube ich, ein gewagtes Unternehmen, jetzt schon über die Herkunft der Tiroler Schädel zu sprechen, wo der anatomische Theil der Frage noch nicht abgeschlossen ist. Erst wenn in Tirol der descriptive Theil der Forschung, die topographische Verbreitung der Typen, festgestellt ist, kann man an die Lösung seiner anthropologischen Frage gehen, erst dann wird die Frage über die heutigen und vergangenen Bewohner des Landes sich lösen lassen, eines Landes, über dessen Urbewohner man nur Vermuthungen hat und über welches so manche Völkerwelle dahinrauschte.

In Tirol muss man aber auch, eigenthümlicher Verhältnisse halber, in Beziehung der Beurtheilung der Bewohner selbst nur eines Thales nach in den Ossuarien gewonnenen Daten sehr vorsichtig zu Werke gehen, indem man findet, dass in den Beinhäusern eines Thales Schädel aufgespeichert sind, deren Provenienz nicht blos in verstorbenen ehemaligen Bewohnern dieses einen Thales zu suchen ist, sondern deren Träger aus einem oder mehreren benachbarten Thälern stammen, welche von dem Thale, wo ihre Gebeine ruhen, selbst durch hohe Joche getrennt sind, welch' letztere aber für die zu erfolgende Beerdigung der Verstorbenen auf einem bestimmten Friedhofe in keiner Weise ein Hinderniss bildeten. Besonders in früherer Zeit, aber auch noch jetzt deckt sich die politische oder geographische Eintheilung des Landes nicht mit der kirchlichen. So kam es, dass z. B. zu einem Orte eines bestimmten Thales, welcher der Hauptsitz eines Kirchensprengels und ausgerüstet mit dem Sitze eines Pfarrers war, Ortschaften zubezogen worden sind, welche in anderen benachbarten Thälern liegen, wo eine Communication nur über selbst sehr bedeutend hohe Jochübergänge möglich war, welche meist zur Winterszeit eine Unterbrechung erlitt. In jenem Hauptorte wurden die Taufen, Ehebündnisse aller kirchlich dorthin gehöriger Bewohner vollzogen; ebenso ist der Friedhof dortselbst die Begräbnissstätte aller zum kirchlichen Sprengel Gehöriger, was nach dem Obenerwähnten zur Folge hat, dass der Friedhof die Verstorbenen zweier, öfters auch mehrerer Thäler beherbergt, Bewohner, welche ganz verschiedenen Stämmen angehört haben können. Die Schädel des Ossuariums eines Ortes können daher verschiedene Typen zeigen, welche mit den lebenden Bewohnern des Ortes in Dissonanz sind.

Die Verhältnisse werden dadurch noch mehr complicirt, dass mit dem grösseren Aufblühen der zu einem Sprengel gehörigen Ortschaften dortselbst neue Begräbnissstätten und

sohin neue Beinhäuser geschaffen wurden, so dass nun das Ossuarium des ehemaligen Hauptbegräbnissortes, welches seit langer Zeit die Schädel der in allen zum Sprengel gehörigen Orten Verstorbenen beherbergt, seinen weitern spärlichen Zufluss nur durch Verstorbene des Ortes selbst erhält. Um in dieser Richtung nur ein Beispiel anzuführen, findet man in dem 21 Stunden langen und nur 1/4 Stunde breiten Lechthale zwei Ortschaften, Elbigenalp und Holzgau, welche beiläufig 2 1/2 Wegstunden von einander entfernt sind, von denen die erstere 824, die letztere 751 Seelen zählt, mit an Schädeln enorm reichen Beinhäusern. Das von Elbigenalp beherbergt nach einer oberflächlichen Schätzung wohl weit über 500, das vom Holzgau vielleicht ebensoviele Schädel. Die Schädelsammlungen stammen wohl aus alter Zeit, und es liesse sich hieraus zum Theil der grosse Reichthum erklären, aber eingeholte Erkundigungen lehrten mich, dass diese zwei Orte die Hauptsitze zweier weitverbreiteter, über Joche in andere benachbarte Thäler sich erstreckender Kirchensprengel waren und so für die Seelen dieser Gesammtmasse die Begräbnissstätte abgaben. Mit der Bildung neuer Pfarreien und Friedhöfe hörten Elbigenalp und Holzgau auf, der Centralfriedhof zu sein und ihre Ossuarien erhalten den jetzigen Zufluss nur von den verstorbenen Bewohnern der Orte selbst und der nächsten Umgebung.

Im vorigen Jahrhunderte und, wenn ich nicht irre, noch zu Beginn dieses Jahrhundertes gehörten die Bewohner der Ortschaft Hintertux im Tuxerthale, dem westlichen Thalaste des oberen Zillerthales, in kirchlicher Beziehung nicht zu dem nur 1 1/2 Wegstunden entfernten Hauptorte des Thales, Lanersbach oder Vordertux, sondern zu dem jetzt unbedeutenden, nahe bei Steinach gelegenen Orte Mauern (röm. Ort murus?), welcher im Wippthale liegt, und mit welchem die Communication über das 2336 m. hohe Tuxer oder Schmirner Joch erfolgte. Die Taufen der in Hintertux Geborenen, die Begräbnisse der dortselbst Verstorbenen wurden in Mauern vollzogen, weil sie nach dem kirchlichen Sprengel zu Mauern gehörten (jetzt werden die verstorbenen Hintertuxer in Lanersbach begraben). Der hochwürdige Pfarrer von Steinach theilte mir mit, dass in Steinach noch die Protokolle aufbewahrt werden, welche die Verzeichnisse der in Hintertux Verstorbenen und in Mauern Begrabenen enthalten.

Starb ein Hintertuxer zur Winterszeit, allwann der Jochübergang nur schwer möglich oder geradezu unmöglich war, so erfolgte die Beerdigung im Frühjahre. Die Leiche wurde eingelagert in einer Kiste, in einer offenen Scheuer aufbewahrt und frieren gelassen. Zur Frühjahrszeit, allwann der Jochübergang wieder möglich war, erfolgte die Uebertragung nach Mauern.

Der Friedhof in Mauern ist nun vollständig aufgelassen oder er dient nur mehr für die Beerdigung der in Mauern selbst verstorbenen Personen. (Mauern ist, wie ich bereits früher erwähnt, ein kleiner, unbedeutender Ort mit wenig Einwohnern.) Die Schädel des Beinhauses wurden, als Mauern aufhörte, einen gemeinsamen Friedhof zu schaffen, der geweihten Erde wieder übergeben.

Für die Erforschung der Abstammung der Schädel ist unter Umständen sogar (wie z. B. in Elbigenalp, Holzgau, nach Mittheilung eines geistlichen Herrn) ein eingehendes Studium der kirchlichen historischen Quellen unbedingt nothwendig.

Zur Behandlung des eigentlichen Themas übergehend, will ich kurz vorherschicken, dass ich zuerst die craniologischen Befunde der untersuchten Ossuarien mittheile, dann ein Resumé der gemachten Erfahrungen über die Craniologie Tirols geben werde.

Bei der Untersuchung ging ich in der Weise vor, dass ich die Schädel eines Beinhauses nach ihren wiederkehrenden Formen nach Typen sortirte und diese als solche feststellte; unreine Formen, wenn sie nur vereinzelt auftraten, pathologische Formen, und war die pathologische Difformität noch so gering, habe ich vollständig ausgeschlossen.

Ich habe demnach die charakteristischen Eigenschaften an jedem Typus festgestellt und darnach die gewonnenen Zahlen der Messung verwerthet. Ich fand einen grossen Einklang der Maasszahlen mit den beobachteten Typen. Die Messung wurde nach der Frankfurter Verständigung vorgenommen[1]).

Da aber die Zahlen, allein betrachtet, nur sehr wenig lehren, und jede Beschreibung eines Schädels, sei sie auch noch so vollkommen, immer hinken wird und das natürliche Bild eines Schädels nie zu ersetzen vermag, so trachtete ich, von den verschiedenen Typen die Abbildung wenigstens nur eines Schädels, welcher den betreffenden Typus am prägnantesten zeigte, liefern zu können.

Die Abbildungen der Schädel geschahen nach photographischen Aufnahmen in horizontaler Einstellung des Schädels in einem eigens hiezu construirten Apparate; aus Rücksichten für Sparsamkeit wurden die Schädel auf beiläufig auf 1/4 reducirt: ob die Reduction vollkommen richtig ist, muss ich dahingestellt sein lassen.

1. Oberau.

Das Beinhaus in Oberau (Hauptort der Wildschönau, 936 m.) enthält 40 Schädel. Dieselben ordneten sich nach ihren Formen in drei Reihen, so dass drei Typen festgestellt werden konnten. Der eine Schädeltypus charakterisirte sich durch seine extreme Kürze bei bedeutender Breite, und schon der blosse Anblick liess die Schädel dieser Gruppe als hyperbrachycephale erkennen, was die Berechnung der Längenbreitenindices auch bestätigte; die Zahl derselben betrug 25%; die zweite Reihe der Cranien zeichnete sich durch die gegensätzliche Form aus:

[1]) Weit mehr von Wichtigkeit als die Kenntniss so vieler Maasszahlen wäre ein Atlas über das Vorkommen und die geographische Verbreitung der Schädeltypen, welcher das pium desiderium aller Craniologen sein muss.

sie hat schmale lange Schädel mit vollem, schön gewölbtem Occiput. Ich glaubte, diese Cranien müssten einen dolichocephalen Index ergeben, allein die Berechnung erwies, dass sie durchschnittlich mesocephal sind, obwohl einige hart an der Grenze der Dolichocephalie stehen. Das percentuelle Verhältniss stellte sich wie 20 : 100. Die dritte Reihe der Schädel, die zahlreichsten Vertreter ($55^0/_{00}$), zeigte Anklänge an die letzterwähnte Form (namentlich in der Ansicht von oben), allein die grössere Breite, bedeutendere Kürze und nicht mehr so scharf heraustretende Wölbung der Occiputschuppe schied sie von ihr, ohne dass sie aber zur hyperbrachycephalen Form einzubringen gewesen wäre, welche sich durch den steil, fast senkrecht abfallenden Hinterkopf und die stumpfe Eiform in der Ansicht von oben besonders charakterisirte. Ich gehe später auf die Beschreibung der einzelnen Typen näher ein und erwähne nur, dass ich 21 Schädel genau gemessen, deren Maasse auf Tab. I, Nr. 1—21 verzeichnet sind, es lässt sich mit grosser Bestimmtheit sagen, dass alle männlichen Geschlechtes sind.

Ein ähnliches Vorkommniss stiess auch Zuckerkandl bei Untersuchung der Schädel in der Crypta in Altmünster am Gmundnersee auf, wo sich dem Ansehen nach für dolichocephal gehaltene Schädel bei Berechnung der Indices derselben als subbrachycephal erwiesen. Er sagt [1]): „Ich gestehe sehr überrascht gewesen zu sein, als ich bei Berechnung der Breitenindices dieser dem Ansehen nach dolichocephalen Schädel subbrachycephale Indices erhielt; ja selbst die extremen Brachycephalen können ihre Verwandtschaft mit den Vorigen nicht verläugnen.“ Schon Kollmann [2]) macht übrigens auf die Verhältnisse aufmerksam, sprechend über die Mesocephalen und Mischformen der Reihengräber: „Wir sind in Deutschland gewohnt, für Mesocephale oder Orthocephale solche Schädel zu nehmen, deren Längenbreitenindex zwischen 74·0 und 80·0 schwankt. Dieser Auffassung bin ich auf das Strengste gefolgt und die Tabelle 12 weist nur solche Indices nach. Diese Bezeichnungen sind schon lange im Gebrauch und man wird in vielen Mittheilungen über Schädel aus der Vorzeit neben den Indices für Lang- und Kurzschädel auch solche für die Mesocephalen finden, so bei Ecker, His und Rütimeyer, Welcker u. A. Unter jeder grösseren Anzahl von Reihengräber-Schädeln kommen Indices zur Beobachtung, die in den angegebenen Grenzen schwanken. Ein Theil dieser Schädel zeigt zweifellos die nächste Verwandtschaft in allen Einzelheiten mit den Langköpfen. Es sind jene, deren Index demjenigen der Dolichocephalen, also dem von 72·0 nahe steht. Ohne Messung würde man solche Mesocephale geradezu für Langschädel erklären und, bei der Betrachtung von oben oder von der Seite, kurz in irgend einer Ansicht, sehen sie diesen zum Verwechseln ähnlich. Der Maassstab constatirt bisweilen zur lebhaftesten Ueberraschung des Beobachters, dass er hier mit keinem Längenschädel in des Wortes vollkommenster Bedeutung zu thun habe, sondern mit einem Mittelkopfe, dessen Schläfen viel breiter sind, als dies dem echten Langschädel gestattet ist. Man hat die Mesocephalen dieser Sorte als Mischformen erklärt und, wie ich glaube, mit vollem Recht. Es ist unerlässlich, für diesen Theil der Mesocephalen eine bestimmte Bezeichnung zu haben, wodurch sie von anderen unterschieden werden. Nennen wir sie Mesocephale mit Neigung zur Dolichocephalie oder mit einem Worte dolichoide Schädel.“

Wir hätten demnach die Mesocephalen Oberau's als dolichoide Form hinzustellen; aber auch die Gruppe der Brachycephalen lässt eine Verwandtschaft mit dieser dolichoiden Form erkennen und differirte in bedeutendem Maasse von der hyperbrachycephalen Form. Es wären nun die drei erwähnten Formen (mesocephal, brachycephal und hyperbrachycephal) als drei Typen hinzustellen: 1. ein dolichoider, 2. ein brachycephaler und 3. als ein hyperbrachycephaler. Mir hat es den Anschein, als ob der zweite Typus blos eine Unterordnung des ersten wäre; jedenfalls neigen sich die Schädel des zweiten Typus mehr zu dem ersten als dem dritten hin.

I. Die Mesocephalen.

(Dolichoider Typus.)

Mesocephale fanden sich unter 21 Schädeln 7 vor. Die speciellen Maasse derselben sind auf Tab. I, Nr. 1—7 angeführt.

In der Ansicht von oben sind sie lang, sechseckig. Der Contour würde eine Ellipse ergeben, wenn die Seitenränder der Schädel hinter der Längenmitte nicht ausgebogen wären. Die Seitencontouren convergiren gewöhnlich nach vorne weniger, nach rückwärts stärker, so dass durch das letztere Verhalten schon das ausgezogene Hinterhaupt angedeutet wird. Die breiteste Stelle des Schädels ist zwischen den Tubera parietalia, welche ziemlich flach sind, zu finden. Die Schuppe des Stirnbeines

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIII. Band, 2. Heft, S. 99, Wien 1883.

[2]) Schädeln aus alten Grabstätten Bayerns.

ist von oben gesehen in grosser Ausdehnung, und von der Schuppe des Hinterhauptbeines das obere Ende deutlich zu sehen; auch die Jochbrücken präsentiren sich dem Anblicke.

Bei der Ansicht von der Seite findet man die Stirne mässig fliehend oder steil ansteigend, aber bald in sanfter Weise in den mässig gewölbten Scheitel übergehend, so dass die Schuppe des Stirnbeines im grössten Ausmasse an der Bildung der oberen Decke des Schädels Antheil nimmt. Bei den Tubera parietalia geht der Scheitelcontour langsam oder rascher abfallend (wobei sich dann eine flache Depression oder eine Art Facette bemerkbar macht) in das gut gewölbte, volle, ausgezogene Occiput über, dessen Schuppe bei den Linea nuchae suprema abgeknickt ist, so dass der unter denselben liegende Antheil derselben zur Bildung der Basilarfläche des Schädels verwendet wird und das Foramen occipitale magnum gleich hinter der Mitte zu liegen kommt. Der postauriculare Antheil der Schädelkapsel scheint fast ebenso lang zu sein, als der präauriculare. Die Schuppen der Schläfenbeine sind flach oder mässig gewölbt, die Schläfengruben breit, ausgedehnt. Die Stirnhöcker sind flach, die Linea temporalis gewöhnlich gut entwickelt. Das Gesicht ist orthognath, Alveolarfortsatz leicht prognath.

Die Basis der Schädel zeigt ähnliche Umrisse als die obere Ansicht; am breitesten ist dieselbe in der Gegend der äusseren Gehörgänge oder der Processus mastoidei. Das Foramen occipitale magnum ist elliptisch, gleich hinter der Mitte zu finden und hat unter sich einen grossen Theil der Schuppe des Hinterhauptbeines liegen. Gaumen lang.

Die Norma facialis ergibt ein schmales Obergesicht. Die Augenhöhlen sind weit und gewöhnlich von mächtigen Arcus superciliares beschattet, welche in die Medianlinie zusammenfliessen. Die Nase ist schmal, gebogen (Adlernase); beiläufig in ihrer Mitte sind die Nasenbeine nach oben schwach concav. Die Seitencontouren der Hirnkapsel verlaufen schön ebenmässig, gering divergirend nach rückwärts.

In der Norma occipitalis sind die Schädel deutlich fünfeckig, hoch. Das Hinterhaupt ist voll und erscheint wie eine niedere, stumpfe Pyramide angesetzt, wo von den vier Seiten zwei in die Temporalgegend sanft überbiegen, während die untere rasch in die Basis übergeht; die obere Seite übergeht in den Scheitel und bildet zwischen Scheitel und Occiput eine Art Depression.

Im Grossen und Ganzen gleichen die Schädel der von Hölder als germanisch bezeichneten Form und kommen seiner Abbildung G 4 fast gleich. Verglichen mit denen von His und Rütimeyer ist sofort zu erkennen, dass sie in den Siontypus einzureihen sind; frappante Aehnlichkeiten finden sich zwischen den dortselbst auf Tafel II (Emmetten), IV (Bois de Vaud bei Lausanne) und VIII (Belair) abgebildeten Schädeln.

Speciell der Schädel, dessen Maasse auf Tab. I, Nr. 1 angegeben sind (Taf. I, Fig. 1—3), zeigt grosse Uebereinstimmung mit den erwähnten Schädeln. Von diesem Schädel möge erst bemerkt werden, dass ihn sein Längenbreitenindex 75·4 in die Gruppe der Mesocephalen (Dolichoiden) als Ersten reiht[1]).

Ich will die wichtigsten Maasse dieses Schädels anführen und sie vergleichen mit den Maassen des Schädels von Emmetten (Siontypus Taf. II, His), dem er so ähnlich kommt.

	Oberau	Emmetten
Länge	195	192
Breite	147	146
Höhe	141	146
Horizontalumfang	555	545
Querumfang	330	385 (?)
Saggitalumfang	395	385
L. : B.	75·4	76·0
L. : H.	72·3	76·0
B. : H.	95·9	100·0

Die beiden Schädel sind also auch in den Maassverhältnissen nahezu ganz gleich, nur ist entsprechend seiner grösseren Länge der Schädel in Oberau etwas niederer.

Von den 7 Mesocephalen haben einen

Längenbreitenindex von	75·4	1	Schädel
	78·5—78·9	3	„
	79·0—79·7	3	„
einen Längenhöhenindex von	68·6	1	„
	70·2	1	„
	71·3	1	„
	72·3	1	„
	73·3	1	„
	74·2	1	„
	77·1	1	„

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	175	195	185
Breite	138 (?)	153	145
Höhe	127	141	134
Horizontalbogen	505	555	533
L. : B.	75·4	79·7	78·5
L. : H.	68·6	77·1	72·4
B. : H.	87·3	97·8 (?)	92·3

Die Schädel sind also im Mittel orthocephal, was sie mit Ausnahme von zweien, wovon der eine

[1]) Für die Berechnung der Indices diente als Länge die Entfernung der Glabella von der prominentesten Spitze des Occiputes als natürliche Länge; würde man aber für den Index die Länge zwischen der Stirnnasenwulst und dem angeführten Punkte nehmen (196), so würde der Schädel einen Index von 75·0 erhalten und gerade noch die Grenze der Dolichocephalie erreichen.

chamäcephal, der andere hypsicephal ist, auch sind. Vier haben ein schmales Obergesicht; von den übrigen dreien war der Index desselben nicht bestimmbar. Die Indices der Nase ergaben 4 leptorrhine, 2 mesorrhine Schädel; einer war nicht zu ermitteln. In Beziehung auf die Eingänge der Orbitae zeigten sich alle, mit Ausnahme eines einzigen (Nr. 1) hypsikonch, dieser hatte einen Index von 78·2; die Indices der restirenden sechs waren folgende:

85·3	1	Schädel
88·0	1	„
89·7	1	„
92·8	2	„
95·0	1	„

Die Maasse der Eingänge der Orbitae der Hypsikonchen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	39	42	41
Höhe	35	39	37
B. : H.	85·3	95·0	90·6

Vergleicht man die Mittelmaasse der Mesocephalen Oberau's mit den Mittelzahlen der Maasse des Siontypus, so ergibt sich eine grosse Uebereinstimmung.

	Oberau	Sion
Länge	185	187·7
Breite	145	144·8
Höhe	134	140·6
Horizontalbogen	533	531·9
L. : B.	78·5	77·2
L. : H.	72·4	74·9
B. : H.	92·3	97·1

Gerade so, wie die früher verglichenen Maasse eines Schädels von Oberau und einer des Siontypus sich in ihren Längen- und Breitenmaassen nahezu gleich erwiesen, aber der Oberauer Schädel niederer war, finden wir auch in den Mittelzahlen dieselben Verhältnisse.

Zur besseren Uebersicht und zum Vergleiche verweise ich auf die Beschreibung des Siontypus von His und Rütimeyer.

II. Die Brachycephalen.

Schon früher habe ich hervorgehoben, dass die Brachycephalen Oberau's in ihrer Form Anklänge an die Mesocephalen Oberau's zeigen, so dass wir diesen Typus auch als dolichoid-brachycephal hinstellen könnten. Die Form dieses Typus ist leicht charakterisirt; die Schädel sind ähnlich gebaut, wie die Mesocephalen, nur sind sie kürzer und breiter, das Hinterhaupt mässig ausgezogen, im Vergleiche zu den Mesocephalen flacher, die Höhendimension ist nahezu die gleiche.

Mit den Schädeln vom Siontypus verglichen, gleichen sie den von His auf Taf. X und XVIII abgebildeten (Lausanne und Wolfryl).

Der Schädel (abgebildet auf Taf. I, Nr. 4, 5, 6), dessen Maasse auf Tab. I, Nr. 8 verzeichnet sind, gleicht nahezu vollkommen dem Schädel von Lausanne (Siontypus Taf. X, His).

Die wichtigsten Maasse dieser beiden sind:

	Oberau	Lausanne
Länge	191	193
Breite	153	153
Höhe	139	141
Horizontalbogen	555	545
L. : B.	80·1	79·3
L. : H.	72·8	73·1
B. : H.	90·8	92·2

Die Maasse der Brachycephalen Oberau's sind auf Tab. I, Nr. 8—14 des Speciellen verzeichnet. Es sind 7 Schädel, davon haben einen

Längenbreitenindex von	80·1—80·8	2	Schädel
	81·1	1	„
	82·2—82·9	2	„
	83·8	1	„
	84·5	1	„
einen Längenhöhenindex von	72·2—72·4	2	„
	73·2	1	„
	74·0—74·8	3	„
	77·6	1	„

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	191	180
Breite	143	153	149
Höhe	131	139	133·5
Horizontalumfang	515	555	548
L. : B.	80·1	84·5	82·2
L. : H.	72·2	77·6	74·1
B. : H.	86·1	94·4	89·1

Die Schädel sind im Mittel orthocephal, was sie jeder für sich allein, mit Ausnahme eines einzigen, der hypsicephal ist (Nr. 11), auch sind. Nur von diesem war der Index des Obergesichtes zu bestimmen; er ergab ein schmales Obergesicht. Die Indices der Nasen ergaben Leptorrhinie. Alle Schädel zeigen Hypsikonchie.

Die Maasse der Orbitae sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	40	43	41·3
Höhe	35	39	36·6
B. : H.	85·7	95·0	88·6

einen Orbitalindex von	87·5	hatte	1	Schädel
„ „ „	86·0	„	1	„
„ „ „	87·5—87·8	„	3	„
„ „ „	90·2	„	1	„
„ „ „	95·0	„	1	„

Stellt man die gemittelten Maasse der Brachycephalen und die des Siontypus zusammen, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

	Oberau	Sion
Länge	180	187·7
Breite	149	144·8
Höhe	133·5	140·6
Horizontalumfang	548	531·9
L. : B.	82·2	77·2
L. : H.	74·1	74·9
B. : H.	89·1	97·1

Die Schädel Oberau's sind also im Mittel kürzer, breiter und niederer als die des Siontypus; fast dasselbe Verhältniss waltet ob, wenn man die Maasse der Brachycephalen Oberau's mit denen der Mesocephalen Oberau's vergleicht, nur die Höhe bleibt sich gleich.

	Oberau	
	Mesocephal	Brachycephal
Länge	185	180
Breite	145	149
Höhe	134	133·5
Horizontalumfang	533	548
L. : B.	78·5	82·2
L. : H.	72·4	74·1
B. : H.	92·3	89·1

Endlich will ich noch zum besseren Vergleiche die Mittelzahlen der Maasse des Siontypus und der Mesocephalen und Brachycephalen Oberau's zusammenstellen.

	Siontypus	Mesocephal Oberau	Brachycephal Oberau
Länge	187·7	185	180
Breite	144·8	145	149
Höhe	140·6	134	133·5
Horizontalumfang	531·9	533	548
L. : B.	77·2	78·5	82·2
L. : H.	74·9	72·4	74·1
B. : H.	97·1	92·3	89·1

Die Schädel des Siontypus sind durchgehends gering länger, schmäler, aber höher als die Gruppen Oberau's. Die Mesocephalen Oberau's nähern sich, nach den Zahlen zu urtheilen, mehr denen des Siontypus als den Brachycephalen.

Der Orbitalindex ist bei den Brachycephalen im Gegensatze zu den Mesocephalen gewachsen:

	Orbita		
	Breite	Höhe	Index
Mesocephal	41	37	90·6
Brachycephal	41·3	36·6	88·6

III. Die Hyperbrachycephalen.

Die Hyperbrachycephalen Oberau's zeichnen sich durch ihre grosse Kürze und das fast steil abfallende Hinterhaupt von den übrigen Schädeln aus. Einige Schädel haben das Occiput etwas gewölbt und die elliptische Form derselben in der Ansicht von oben lässt schwer eine Verwandtschaft derselben mit dem dolichoid-brachycephalen Typus bestreiten. Auf Taf. II, Nr. 1, 2, 3 (Maass-Tabelle I, Nr. 17), gebe ich die Abbildungen eines Hyperbrachycephalen Oberau's.

Es ist mir schwer zu entscheiden, ob diese Schädelform vollkommen den sarmatischen Typus Hölder's in sich begreift, oder ob in ihnen die sarmatisch-germanische Mischform desselben Autors zu erkennen ist. Die gegebene Abbildung des hyperbrachycephalen Schädels zeigt wohl eine auffallende Uebereinstimmung mit der sarmatisch-germanischen Mischform Hölder's, obwohl, wie erwähnt, einige Schädel ziemlich genau den sarmatischen Typus an sich tragen. Ich wage daher in Betreff dieser Gruppe keine bestimmte Entscheidung zu fällen; es ist möglich, dass sie nur eine extreme Form des dolichoid-brachycephalen Typus ist.

Von den Hyperbrachycephalen kamen unter 21 Schädeln 7 vor; die speciellen Maasse sind auf Tab. I, Nr. 15—21, angegeben.

Von den 7 Schädeln haben

einen Längenbreitenindex von	85·5—85·6	2	Schädel
	86·4—86·7	3	„
	87·5	1	„
	89·1	1	„
einen Längenhöhenindex von	72·2	2	„
	73·9	1	„
	77·3	1	„
	79·1	1	„
	80·7	1	„
	82·3	1	„

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	175	187	179
Breite	154	160	156
Höhe	130	146	138
Horizontalumfang	530	550	539
L. : B.	85·5	89·1	88·8
L. : H.	72·2	82·3	76·8
B. : H.	84·4	93·0	86·8

Die Schädel sind daher im Mittel hypsicephal, was aber alle in der That nicht sind, denn 4 sind hypsicephal und 3 orthocephal. 3 Schädel haben nach dem Index ein schmales Obergesicht; bei den 4 anderen war der Index nicht zu ermitteln; 4 sind leptorrhin, 2 mesorrhin und 1 platyrrhin.

In Betreff der Indices der Orbitaleingänge ergeben sich einmal Chamäkonchie, einmal Mesokonchie und fünfmal Hypsikonchie.

Von den 5 Hypsikonchen haben

einen Index von 73·9 1 Schädel
„ 77·3 1 „
„ 79·1 1 „
„ 80·7 1 „
„ 82·3 1 „

Die Maassverhältnisse der Hypsikonchen sind:

Breite	42	43	42·2
Höhe	36	39	37
B.:H.	73·9	82·3	78·6

Vergleicht man die Hyperbrachycephalen mit den Brachycephalen und Mesocephalen Oberau's hinsichtlich der Maasse, so ergibt sich:

	Mesocephal	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Länge	185	180	179
Breite	145	149	156
Höhe	134	133	138
Horizontalbogen .	533	548	539
L.:B.	78·5	82·2	88·8
L.:H.	72·4	74·1	76·8
B.:H.	92·3	89·1	86·8

Die Hyperbrachycephalen Oberau's sind kürzer und breiter, aber höher als die Brachycephalen; der Horizontalumfang ist geringer; die Indices weisen grössere Zahlen auf.

Interessant ist auch zu beobachten, wie der Index der Eingänge der Orbitae, von den Mesocephalen zu den Hyperbrachycephalen geschritten, sinkt.

	Orbita		
	Breite	Höhe	Index
Mesocephale . .	41	37	90·6
Brachycephale . .	41·3	36	88·6
Hyperbrachycephale	42·2	37	78·6

Endlich stelle ich noch die Maassverhältnisse der Mittelzahlen der Hyperbrachycephalen Oberau's und der Disentistypus (His) zusammen.

	Oberau	Disentis
Länge	179	170·6
Breite	156	147·6
Höhe	138	139·6
Horizontalumfang	539	512·7
L.:B.	88·8	86·5
L.:H.	76·8	81·8
B.:H.	86·8	94·6

2. Auffach.

Im Beinhause zu Auffach (Innerwildschönau 838 m.) wurden, wie in Oberau, dieselben drei Typen gefunden. Unter den vorhandenen Schädeln vertheilten sie sich so, dass etwas über die Hälfte derselben brachycephal, der Rest dolichoid und hyperbrachycephal ist, jedoch in der Weise, dass die Hyperbrachycephalen die Dolichoiden überwiegen. Die Schädel sind gross, gut entwickelt und viele haben starke Arcus superciliares. In der Form stehen sie ganz im Einklange mit den Oberauer Schädeln, so dass ich mich einer Beschreibung enthalten kann. Die dolichoiden Cranien haben durchschnittlich einen mesocephalen, die brachycephalen einen brachycephalen und die hyperbrachycephalen einen ebensolchen Längenbreitenindex. Es wurden von zehn Schädeln (darin Vertreter aller Typen) die genaueren Maasse abgenommen.

I. Die Mesocephalen und Brachycephalen.

Der Typus dieser Schädel (Maasse auf Tab. II, Nr. 1—7) ist, wie bereits erwähnt, in Uebereinstimmung mit den gleichen Oberau's. Ich kann in Beziehung der Form füglich auf das dort Gesagte verweisen. Sie sind relativ grosse Schädel und haben von oben betrachtet eine Eiform oder sind auch elliptisch; das Hinterhaupt ist convex, ausgezogen, doch nicht in besonderem Maasse; am schönsten zeigt dies der (Nr. 1) mesocephale Schädel; Nr. 5, 6, 7 haben schon ein schwächer gewölbtes Occiput. Die Tubera parietalia sind breit und flach, das Foramen occipitale magnum hinter der Mitte.

Von den *a*) Mesocephalen ist nur ein Schädel zu verzeichnen (Tab. II, Nr. 1); er ist chamäcephal, leptorrhin und hat ein schmales Obergesicht Seine Hauptmaasse sind:

Länge	180
Breite	141
Höhe	125
Horizontalumfang	522
L.:B.	78·3
L.:H.	69·4
B.:H.	94·6

Die Brachycephalen Auffach's vertheilen sich nach den Längenbreiten- und Längenhöhenindices in folgender Weise; es haben

einen Längenbreitenindex von	82·0—82·3	2 Schädel
	83·3—83·6	2 „
	84·7	1 „
	85·0	1 „
einen Längenhöhenindex von	69·1	1 „
	72·2	1 „
	73·8	1 „
	76·5—76·6	2 „
	79·7	1 „

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	177	183	180·6
Breite	149	153	150
Höhe	125	141	135
Horizontalumfang	526	542	535
L.:B.	82·0	85·0	83·5
L.:H.	69·1	79·7	74·6
B.:H.	83·8	94·0	89·7

Die Schädel dieser Gruppen sind im Mittel orthocephal, während dieselben, einzeln betrachtet, 1 chamäcephal, 2 orthocephal und 3 hypsicephal sind. Nur an einem war der Index des Obergesichtes 85·2 zu berechnen; 4 sind leptorrhin, 2 mesorrhin. 5 sind hypsikonch und nur 1 mesokonch (85·0), aber an der Grenze der Hypsikonchie.

Die Maasse der Orbitae der Hypsikonchen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	40	43	40·1
Höhe	35	39	37
Index	85·7	97·5	89·4

Die Maasse der Mesocephalen und der Brachycephalen und Mittelzahlen des Siontypus zusammengestellt, ergeben:

	Mesocephal	Brachycephal	Siontypus
Länge	180	180·6	187·7
Breite	141	150	144·8
Höhe	125	135	140·6
Horizontalumfang	522	535	531·9
L.:B.	78·3	83·5	77·2
L.:H.	69·4	74·6	74·9
B.:H.	94·6	89·7	97·1

Die Brachycephalen sind fast gleich lang als die Mesocephalen (Differenz 0·6 mm.), aber breiter und höher als letztere. Der Horizontalumfang ist auch vermehrt: der Längenhöhenindex der Brachycephalen ist gestiegen, der Breitenhöhenindex gesunken.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Die Hyperbrachycephalen Auffach's sind in der Minorität; unter den 10 gemessenen Schädeln fanden sich nur 3 vor (Tab. II, Nr. 8—10). Von diesen 3 Schädeln zeigen

einen Längenbreitenindex von	85·7	1 Schädel
	86·9	1 „
	89·7	1 „
einen Längenhöhenindex von	75·6	1 „
	79·4	1 „
	81·6	1 „

In ihrer Form gleichen diese Schädel den correspondirenden von Oberau; man findet in Auffach fast dieselbe Hyperbrachycephalie, wie in Oberau. Die nähere Schilderung dieser Formen findet man unter dem Abschnitte „Oberau". Selbstverständlich gleichen diese Schädel Auffach's Exemplaren der Siontypen und den sarmatisch-suranischen Typen von Hölder.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	176	175
Breite	150	156	153
Höhe	133	142	138
Horizontalumfang	528	532	529
L.:B.	85·7	89·7	87·4
L.:H.	75·6	81·6	78·8
B.:H.	86·9	92·6	90·2

Von den Schädeln sind 1 leptorrhin, 1 mesorrhin, 1 in dieser Hinsicht nicht bestimmbar; 1 zeigte ein schmales Obergesicht (76·8), die 2 anderen waren nicht bestimmbar. Alle 3 Schädel zeigten Hypsikonchie; die entsprechenden Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	41	43	42
Höhe	34	37	34·6
Index	85·7	90·2	88·0

Gruppirt man die Maasse der Mesocephalen, der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen:

	Mesocephal	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Länge	180	180·6	175
Breite	141	150	153
Höhe	125	135	138
Horizontalumfang	522	535	529
L.:B.	78·3	83·5	87·7
L.:H.	69·4	74·6	78·8
B.:H.	94·6	89·7	90·2

so ergibt sich, dass die Hyperbrachycephalen kürzer, breiter und höher als die Brachycephalen sind; der

Horizontalumfang ist jedoch um 6 mm. gesunken, der Längenhöhenindex bedeutend gestiegen. Noch möge das Verhältniss der Orbitaleingänge bei den beiden letzteren Formen erwähnt werden:

	Breite	Höhe	Index
Brachycephal . . .	40·1	37	89·4
Hyperbrachycephal .	42	34·6	88·0

Die Breite der Orbitae der Hyperbrachycephalen ist grösser, als die der Brachycephalen; die Höhe kleiner (dem entsprechend auch der Index).

Die Maasse der Hyperbrachycephalen Auffach's und die der correspondirenden Form von Schweizer Schädeln, nämlich des Disentistypus zeigen:

	Auffach	Disentis
Länge	175	170·6
Breite	153	147·6
Höhe	138	139·6
Horizontalumfang .	529	512·7
L.:B.	87·7	86·5
L.:H.	78·8	81·8
B.:H.	90·2	94·6

Die Auffacher Hyperbrachycephalen sind im Mittel länger, breiter und niederer als die Schädel des Disentistypus.

3. Alpach.

Das Beinhaus in Alpach (im Alpachthale, 1032 E., 975 m.) beherbergt im Ganzen 18 Schädel; von diesen eigneten sich 17 zur Untersuchung, während der 18. wegen prämaturer Synostose der Pfeilnaht als pathologisch ausgeschieden werden musste.

Von den 17 Schädeln waren 11 männlichen, 3 weiblichen Geschlechtes; bei dreien konnte ich es nicht genau bestimmen. Das Alter anlangend, so hat der in Tab. III, Nr. 6 untergebrachte weibliche Schädel das 20. Lebensjahr erreicht, welche Angabe des Todtengräbers, der die Besitzerin zur Lebenszeit kannte und ihr die letzte Ruhestätte bereitete, auch mit dem anatomischen Befunde in Uebereinstimmung ist. Ein Schädel war der eines beiläufig 10 Jahre alten Kindes; das Alter der übrigen Schädel schwankt zwischen mittleren und hohen Jahren. Mit Stirnnaht behaftet fanden sich 4 Schädel vor, davon waren 2 männlichen, 1 weiblichen Geschlechtes (die 20jährige Person); bei dem 4. konnte ich das Geschlecht nicht bestimmen. Der oben erwähnte, mit Stirnnaht versehene weibliche Schädel zeigte auch einen Buckel der Pfeilnaht.

Die Arcus superciliares und Muskelleisten der Schädel sind bei Allen ziemlich gut ausgebildet; der in Tab. III, Nr. 1 untergebrachte zeigt sogar mächtige Arcus superciliares und eine bedeutende Entwicklung des Stirnnasenwulstes, so dass die Länge des Schädels einerseits vom Stirnnasenwulste gegen die prominenteste Partie des Hinterhauptbeines (194 mm.), andererseits von der Glabella eben dorthin (189 mm.) um 5 mm differirt. Alle Schädel sind ziemlich gross.

In ähnlicher Weise wie in Oberau und Auffach präsentirten sich eine lange und eine kurze Schädelform. Die erstere gliederte sich wieder in zwei Typen, wovon der eine Typus den anderen hauptsächlich in den Längendimensionen übertraf. Die in drei Reihen gruppirten Schädel erwiesen sich auch in ihren Längenbreitenindices verschieden, nämlich als mesocephal, brachycephal und hyperbrachycephal. Die speciellen Maasse der Schädel sind auf Tab. III, Nr. 1—17 untergebracht; die mesocephalen, drei an Zahl vorhanden, gleichen in ihrer Form vollständig denselben Oberau's und Auffach's, sind also dolichoide Schädel; die brachycephalen, Nr. 4—13, also die Majorität, haben mit den gleichen der erwähnten Beinhäuser denselben Typus gemeinsam; die dritte Form enthält vier hyperbrachycephale Schädel, Nr. 14 bis 17, welche wieder den hyperbrachycephalen Oberau's und Auffach's gleichzustellen sind.

Der vorhandene Haupttypus der Schädelformen ist entschieden in den dolichoid-brachycephalen zu suchen.

I. Die Mesocephalen.

(Dolichoider Typus.)

Von diesem Typus sind 3 Schädel vorhanden; die speciellen Maasse derselben sind auf Tab. III, Nr. 1 bis 3 untergebracht. Im Grossen und Ganzen gleichen sie der nachfolgenden (dolichoid-brachycephalen) Form, nur sind sie etwas länger und haben ein vorspringendes Occiput.

Von den 3 Schädeln haben

einen Längenbreitenindex von	76·7	1 Schädel
	77·2	1 „
	79·1	1 „
einen Längenhöhenindex von	69·3	1 „
	73·1	1 „
	74·5	1 „

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	182	189	185
Breite	142	145	144
Höhe	131	137	134
Horizontalumfang	525	538	530
L.:B.	76·7	79·1	77·7
L.:H.	69·3	74·5	72·3
B.:H.	90·3	96·4	93·0

Nach dem Längenhöhenindex sind diese Schädel im Mittel orthocephal; eigentlich aber nur zwei (Nr. 2 und 3), während der dritte (Nr. 1) ent-

sprechend der bedeutenderen Entfaltung des Längenmaasses (194 resp. 189) chamäcephal (69·3) ist. Betreff dieses Schädels muss gleichzeitig bemerkt werden, dass er, wenn man seinen Längenbreitenindex, das Längenmaass vom Stirnnasenwulste bis zur äussersten Prominenz des Occiputes (194 mm.), zu Grunde legt, er zu den Dolichocephalen (74·7) gerechnet werden muss; ich habe jedoch wegen der bedeutenden Entwicklung des Stirnwulstes lieber die Länge von der Glabella aus (189 mm.), als natürlicher für die Berechnung genommen. Dieser letztgenannte Schädel hat ein schmales Obergesicht (82·3); von den übrigen zweien konnte der Index derselben wegen Defecten nicht bestimmt werden. Zwei Schädel sind platyrrhin, einer mesorrhin; zwei sind mesokonch, einer hypsikonch (92·8).

II. Die Brachycephalen.

Die brachycephalen Schädel liefern die Hauptform des Beinhauses in Alpach; die Maasse sind auf Tab. III, Nr. 4—13 untergebracht.

Die Schädel sind in der Ansicht von oben nahezu elliptisch; die Tubera parietalia wenig prominent; in der Ansicht von hinten sind sie fünfeckig; das Occiput ist ziemlich gut gewölbt (nur zwei [Nr. 11 und 12] haben ein flaches Hinterhaupt). Die Stirne ist meist fliehend, der Scheitel lang, fast flach; sein Contour fällt bei der Mitte der Scheitelbeine langsam nach rückwärts ab und buchtet sich beim Occiput wieder aus, so dass an der Stelle der hinteren Fontanelle eine seichte Depression entsteht. Die Schädel haben ziemlich gut entwickelte Muskelleisten, einige starke Arcus superciliares; die Augenhöhlen sind weit.

Wie bereits früher erwähnt wurde, stehen diese dolichoid-brachycephalen Formen im Einklange mit denen von Oberau und Auffach.

Von den 10 Schädeln, worunter der eines circa zehnjährigen Kindes, entfallen auf

einen Längenbreitenindex von	80·3—80·7	3	Schädel
	81·6—81·8	3	„
	82·6—82·8	2	„
	83·0	1	„
	84·5	1	„
einen Längenhöhenindex von	67·0	1	„
	69·2	1	„
	71·3	1	„
	72·0—72·2	2	„
	73·3—73·6	2	„
	74·4	1	„
	75·1	1	„
	76·2	1	„

Die wichtigsten Maasse der Schädel (hiebei wurde der Kinderschädel ausser Acht gelassen) sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	169	188	179·5
Breite	138	153	147
Höhe	122	138	130
Horizontalumfang	500	547	525
L.:B.	80·3	84·5	81·9
L.:H.	67·0	76·2	72·9
B.:H.	82·3	92·2	88·2

Die Schädel dieser Gruppe sind im Mittel orthocephal; jedoch isolirt betrachtet, sind nur 6 orthocephal, 1 (Nr. 4) ist chamäcephal und 2 (Nr. 9 und 13) sind hypsicephal. (Der 10jährige Kindesschädel mit L. 168/167, B. 138, H. 123, Horizontalumfang 483, L.:B. 82·6, L.:H. 73·6 und B.:H. 89·1 ist orthocephal.) 4 Schädel haben schmale Obergesichter, die der restirenden 6 waren nicht bestimmbar; 4 sind leptorrhin, 4 mesorrhin, 1 platyrrhin, 1 nicht bestimmbar.

Mesokonch sind 2 Schädel, hypsikonch 8; die Orbitalindices sind:

82·5	1	Schädel
83·3	1	„
85·3	1	„
86·0	1	„
87·1	1	„
89·4—89·7	2	„
90·0	2	„
95·0	1	„

Die Maasse der Orbitae der Hypsikonchen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	38	43	40·2
Höhe	33	37	35·3
Index	82·5	95·0	87·5

Vergleicht man die Mittelmaasse der Dolichoiden Alpach's und der Brachycephalen, so ergibt sich:

	Dolichoide	Brachycephale
Länge	185	179·5
Breite	144	147
Höhe	134	130
Horizontalumfang .	530	525
L.:B.	77·7	81·9
L.:H.	72·3	72·9
B.:H.	93·0	88·2

und in Beziehung auf die Hypsikonchie

	Dolichoide	Brachycephale
Breite	42	40·2
Höhe	39	35·2
B.:H.	92·8	87·5

Die Schädel der zweiten Gruppe sind also auch nach den Zahlen kürzer und breiter und gegen das Erwarten etwas niederer als die Mesocephalen; die Eingänge der Orbitae der Mesocephalen weiter, als die der Brachycephalen.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Die Maasse der 4 hyperbrachycephalen Schädel sind auf Tab. III, Nr. 14—17 verzeichnet.

Die Form derselben anlangend, so sind es kurze, breite Schädel mit weit abstehenden Tubera parietalia; in der Ansicht von oben sind sie stumpfoval, phanerozyg, in der Ansicht von hinten sehr breit und fast viereckig. Der Hinterhauptscontour würde bei allen (bei zweien ist es der Fall) fast senkrecht abfallen, wenn die Schuppe nicht ausgebogen wäre. Das Hinterhauptloch liegt weit rückwärts. Die Muskelleisten sind wohlgebildet. Die Augenhöhlen weit.

Die Schädel gleichen den hyperbrachycephalen Oberau's und Auffach's; zwei haben entschieden den rein sarmatischen Typus an sich, bei zweien dürfte die sarmatisch-germanische Mischform Hölder's zur Charakteristik dienen.

Nach den Längenbreitenindices und Längenhöhenindices rangiren die Schädel folgender Weise:

Längenbreitenindex von	86·0—86·8	2 Schädel
	87·6	1 „
	91·3	1 „
Längenhöhenindex von	71·9	1 „
	73·7	1 „
	75·3	1 „
	77·6	1 „

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	170	182	174·5
Breite	147	160	153
Höhe	123	137	130
Horizontalumfang	505	545	522
L. : B.	86·0	91·3	87·9
L. : H.	71·9	77·6	74·6
B. : H.	80·6	88·5	84·8

Diese Schädel zeichnen sich durch ihre grosse Breite aus (147, 149, 158, 160); nach dem Mittel des Längenhöhenindex wären sie orthocephal, was aber nur 2 sind, weil 2 hypsicephal sind. 2 Schädel haben ein schmales Obergesicht, bei den anderen 2 war der Index nicht bestimmbar; 1 Schädel zeigt Leptorrhinie, die 3 übrigen Mesorrhinie. Nr. 14 und 15 sind hypsikonch (90·2, 85·0), Nr. 16 und 17 mesokonch (82·9 und 81·4).

Die Hypsikonchen zeigen folgende Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	40	41	40·5
Höhe	34	37	35·5
Index	85·0	90·2	87·6

Gruppirt man die Maasse der:

	Meso-cephalen	Brachy-cephalen	Hyper-brachyceph.
Länge	185	179·5	174·5
Breite	144	147	153
Höhe	134	130	130
Horizontalumfang	530	525	522
L. : B.	77·7	81·9	87·6
L. : H.	72·3	72·9	74·6
B. : H.	93·0	88·2	84·8

so ergibt sich, dass die Hyperbrachycephalen in der That kürzer und breiter als die Dolichoid-Brachycephalen sind. Von den Dolichoiden ausgegangen, fällt die Länge gegen die Hyperbrachycephalen ab, die Breite steigt, die Höhe fällt; der Horizontalfang desgleichen. Der Numerus der Längenhöhenindices steigt ebenfalls von den Dolichoiden gegen die Hyperbrachycephalen, während der Breitenhöhenindex fällt. Von den in Alpach vorhandenen Schädeln sind also die Hyperbrachycephalen die kürzesten, breitesten und ärmsten an Umfang und relativ höchsten Schädel; in Beziehung auf den Breitenhöhenindex stehen sie zuletzt.

Die Angabe über das Verhältniss der Höhe muss wohl mit Reserve aufgenommen werden, indem der gemittelte Längenhöhenindex in Beziehung auf einzelne Schädel täuscht.

Vergleicht man die Verhältnisse der Maasse der Orbitaleingänge bei den Hypsikonchen, so zeigt sich:

	Meso-cephal	Brachy-cephal	Hyper-brachyceph.
Breite	42	40·2	40·5
Höhe	39	35·3	35·5
B. : H.	92·8	87·5	87·6

dass die Hypsikonchie der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen fast gleich gross und dass die Hypsikonchie in den Mesocephalen gegen die Hyperbrachycephalen bedeutend abnimmt, so dass letztere engere Orbitae besitzen als erstere.

4. Mals.

Die Zahl der in der Capelle von Mals vorfindlichen Schädel beläuft sich auf 21 Stück. Zur

Messung eigneten sich 16. Die Maasse sind auf Tab. IV (Nr. 1—16) verzeichnet[1]).

Typen sind zwei vorhanden; ein dolichoider und ein kurzer (hyberbrachycephaler); die erste Form charakterisirt wieder durch die grössere Länge und das ausgezogene Hinterhaupt, während die zweite, stumpf eiförmig, ein steil abfallendes Hinterhaupt besitzt. Die erste Form weist im Verhältnisse zur Länge schmälere und breitere Exemplare auf, und sie erwies sich nach Berechnung der Längenbreitenindices als mesocephal und brachycephal; obwohl unter den Brachycephalen Typen vorhanden sind, welche Anklänge an die hyperbrachycephale Form zeigen, lässt sich doch ihre Verwandtschaft unter sich nicht abläugnen. Die kurze Form erwies sich als hyperbrachycephal, aber so mächtige grosse Schädel, wie zum Beispiel in St. Jacob, Valentin auf der Heid sich vorfinden, fand sich nur ein Exemplar vor.

Die Majorität der Schädelformen ist als dolichoidbrachycephal festzusetzen. Unter den 16 gemessenen Schädeln fand sich 1 weiblicher (Nr. 13) und 3 (Nr. 9, 10, 12) von unbestimmbarem Geschlechte vor; auch zwei Kinderschädel maass ich (Nr. 7 und 11), wovon der eine kürzer und breiter als der andere war und der eine zum dolichoiden, der andere zum hyperbrachycephalen Typus hinneigte.

I. Die Mesocepalen.

(Dolichoider Typus.)

Von Mesocephalen kamen 2 zur Beobachtung; die Maasse sind auf Tab. IV (Nr. 1 und 2) verzeichnet.

Die Schädel sind schön dolichoid, in der Ansicht von oben nahezu elliptisch; schon in dieser Ansicht wird man auf das gewölbte Hinterhaupt aufmerksam gemacht, von welchem ein grosser Theil sichtbar ist. Die grösste Breite fällt zwischen die Tubera parietalia und beiläufig in die Längenmitte. Vor und hinter derselben verschmälert sich der Schädel mit schönen sanften Contouren einerseits gegen die Stirn, andererseits gegen das Occiput. Von der Seite betrachtet, markirt sich der Längencontour, welcher zuerst ziemlich steil bei der Stirne aufsteigt, bei den Stirnhöckern unter stumpfem Winkel nach rückwärts umbiegt, jedoch noch immer aufsteigende Richtung beibehält, bis die höchste Erhebung bei den Tubera parietalia erreicht ist, von wo er zuerst ziemlich rasch nach hinten abfällt (eine Art Depression oder Facette formirend), um sich beim Hinterhaupt in schöner Weise auszubiegen, so dass das gewölbte Occiput nach hinten und abwärts abfallend erscheint. In der Höhe der Linea nuchae superior findet die Knickung der Schuppe des Hinterhauptbeines statt, so dass der unter der genannten Linie liegende Theil desselben zum Aufbaue der Schädelbasis verwendet wird. Die Schläfengegenden sind flach oder etwas convex, das Gesicht orthognath. Das Foramen occipitale liegt gleich hinter der Mitte.

Die Form der Schädel stimmt mit den Dolichoiden Oberau's etc. und der von Hölder als germanisch bezeichneten Form überein; in anderer Beziehung sind Aehnlichkeiten mit Schädelformen des Siontypus vorhanden; so gleicht der auf Maass-Tabelle IV, sub Nr. 2 angeführte Schädel dem auf Taf. V des Siontypus (His) abgebildeten Schädel aus Bois des Vaud bei Lausanne.

Die zwei Mesocephalen haben einen Längenbreitenindex von 78·1 und 78·9; der Längenhöhenindex konnte nur an Nr. 1 mit 76·5 bestimmt werden; derselbe ist platyrrhin und mesokonch, der andere mesorrhin und mesokonch. Das Verhältniss der Breite zur Höhe des Obergesichtes konnte wegen Defecten weder bei dem einen noch bei dem andern Schädel gefunden werden.

Die wichtigsten Maasse dieser beiden Schädel sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	180	183	181·5
Breite	141	143	142
Höhe	—	140 (?)	140 (?)
Horizontalumfang.	—	523	523 (nur von Nr. 2)
L.: B.	78·1	78·3	78·2
L.: H.	—	76·5 (?)	76·5 (?)
B.: H.	—	97·9 (?)	97·9 (?)

Vergleicht man die Maasse der Mesocephalen mit den Mittelzahlen des Siontypus, so zeigt sich:

	Mesocephal	Siontypus
Länge	181·5	187·7
Breite	142	144·8
Höhe	140 (?)	140·6
Horizontalumfang	523	531·9
L.: B.	78·2	77·2
L.: H.	76·5 (?)	74·9
B.: H.	97·9 (?)	97·1

[1]) Es muss gleich bemerkt werden, dass dieselben auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch machen können, indem die Schädel vor Nässe trieften, und so die Nähte theilweise gelockert, als auch die Knochen ungleichmässig ausgedehnt waren. Die Schädel sind über einem grossen Weihbrunnkessel auf einen Theil seines mächtig breiten Randes aufgeschichtet und werden von den gläubigen Besuchern der Capelle stets in ausgiebigster Weise mit Weihwasser besprengt, so dass nach jedem Acte das Wasser von den Schädeln fliesst. Diese Procedur dauert selbstverständlich den ganzen Tag hindurch, indem ein Besucher den andern ablöst. Einzelne Schädel sind aus dem Grunde schon ganz zerfallen.

Nach diesem wären die Mesocephalen kürzer, schmäler und niederer, als die des Siontypus. Ich glaube aber, dass man wegen der geringen Anzahl der Mesocephalen und des Vorhandenseins ihrer Defecte nicht vollkommen einen Vergleich mit den Schädeln des Siontypus anstellen kann.

Ich will über die Maasse eines Mesocephalen (Nr. 2), der in seiner Form nahezu vollständig den Schädeln aus Bois de Vaud bei Lausanne (Siontypus Taf. V) gleichkommt, mit denen des letzteren vergleichen:

	Nr. 2 mesocephal	Bois de Vaud
Länge	180	182
Breite	141	141
Höhe	—	140
Horizontalumfang	523	520
L. : B.	78·3	77·4
L. : H.	—	76·9
L. : H.	—	99·3

Nun findet man wohl auch in den Zahlen grosse Uebereinstimmung.

II. Die Brachycephalen.

In ihrer Hauptform gleichen die Brachycephalen von Mals den Mesocephalen; nur sind sie kürzer und breiter, so dass natürlicher Weise der Längenbreitenindex eine Steigerung erfahren muss. Wie auch schon früher erwähnt wurde, nähern sich einige Schädel (jene mit hohen Längenbreitenindices) durch ihr mehr flaches, doch immerhin gewölbtes Hinterhaupt den Hyperbrachycephalen, ohne sie jedoch mit Recht denselben zuweisen zu können. Die Zahl der gemessenen Brachycephalen (Tab. IV, Nr. 3—10) beträgt 8; darunter sind 2 fragliche Weiber- und 1 Kinderschädel (Nr. 7); 3 Schädel besitzen eine Stirnnaht. Der kindliche Schädel hat eine Länge von 166 und eine Breite von 140 Mm., die Höhe beträgt 121 Mm.; der Horizontalumfang 490 Mm. L. : B. 84·3, L. : H. 72·9, B. : H. 86·4; er ist platyrrhin und hypsikonch, und hat ein schmales Obergesicht.

Von den restirenden 7 Schädeln haben einen

Längenbreitenindex von	81·1—81·2	2	Schädel
	82·3	1	„
	83·0	1	„
	84·4—84·9	3	„
einen Längenhöhenindex von	70·4	1	„
	72·2—72·9	3	„
	73·8	1	„
	75·4	1	„

bei 1 Schädel war der Längenhöhenindex nicht bestimmbar.

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	172	186	178
Breite	142	153	147
Höhe	125	137	130
Horizontalumfang	505	548	523
L. : B.	81·1	84·9	83·1
L. : H.	70·4	77·4	73·6 (von 6 Schädeln)
B. : H.	82·9	93·2	86·9 („ 6 „)

Die Schädel sind also im Mittel orthocephal, was sie mit Ausnahme von 2 (Nr. 4 und 6) auch sind. Das schmale Obergesicht war nur bei 2 bestimmbar. 1 Schädel ist leptorrhin, 4 mesorrhin und 2 platyrrhin; 1 ist chamäkonch, 6 sind hypsikonch.

Bei den Hypsikonchen sind mit einem Orbitalindex von

83·1	1	Schädel
84·6	1	„
85·7	1	„
87·5—87·8	2	„
94·8	1	„

Die Maasse der Orbitae folgen:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	39	42	40·5
Höhe	33	37	35
B. : H.	83·1	94·8	87·3

Ich stelle die Maasse der Mesocephalen und Brachycephalen von Mals und die Mittelmaasse des Disentistypus zusammen:

	Mesocephal	Brachycephal	Disentis
Länge	181·5	178	170·6
Breite	142	147	147·6
Höhe	140 (?)	130	139·6
Horizontalumfang	523	523	512·7
L. : B.	78·2	83·1	86·5
L. : H.	76·5 (?)	73·6	81·8
B. : H.	97·9 (?)	86·9	94·6

Die Brachycephalen sind also breiter, niederer und etwas kürzer als die Mesocephalen, aber länger als die Schädel des Disentistypus, mit welchen sie im Mittel gleich breit sind; sie sind aber niederer. Man könnte sagen, die Brachycephalen stehen zwischen dem Sion- und Disentistypus.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Die Hyperbrachycephalen finden Vertreter im Disentistypus; ferner gleichen sie der sarmatischen Form und sarmatisch-germanischen Mischform Hölder's. 6 Schädel sind hyperbrachycephal (die

Maasse auf Tab. IV, Nr. 11—16); unter ihnen ein Weiberschädel, und einer, dessen Geschlecht schwer zu bestimmen war, endlich der eines Kindes (Nr. 11). Der Kindesschädel zeigt vollständig die Charaktere der erwachsenen Hyperbrachycephalen; er ist kurz, sehr breit und hat ein steil abfallendes Hinterhaupt; das Foramen occipitale liegt weit hinter der Mitte. Seine Länge beträgt 165 mm., seine Breite 142, die Höhe 126 mm., der Horizontalumfang 490 mm.; L.: B. 86·1, L.: H. 76·4, B.: H. 88·7. Er ist hyperplatyrrhin, hypsikonch und hat ein schmales Obergesicht.

Die restirenden 5 Schädel vertheilen sich nach dem Längenbreiten- und Längenhöhenindex folgendermassen:

Längenhöhenindex von	87·2—87·3	2	Schädel
	88·0	1	„
	90·6	1	„
	92·5	1	„
Längenhöhenindex von	74·9	1	„
	79·5	1	„
	82·9	1	„

Von dreien war der Längenhöhenindex nicht bestimmbar.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	164	175	170
Breite	143	161	151·4
Höhe	131	136	134 (?)
Horizontalumfang	496	530	514
L.: B.	87·2	92·5	89·1
L.: H.	74·9 (?)	82·9 (?)	79·1
B.: H.	85·0 (?)	95·1 (?)	89·3

4 Schädel sind hypsikonch, chamäkonch (Nr. 16); 1 Schädel ist leptorrhin, 4 sind platyrrhin; das schmale Obergesicht war nur von 2 Schädeln zu bestimmen. Alle sind hypsikonch, mit Ausnahme eines (Nr. 14); von Nr. 13 und 16 konnte wegen mangelnder Höhenmaasse der Längenhöhenindex nicht festgestellt werden. Die hypsikonchen haben folgende Indices:

87·8	1	Schädel
90·0	2	„
92·1	1	„

Die Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	38	41	40
Höhe	35	36	36
B.: H.	87·8	92·1	89·9

Gruppirt man die Maasse der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen und gleichzeitig die Mittelmaasse des Disentistypus, so zeigt sich:

	Brachycephal	Hyperbrachycephal	Disentistypus
Länge	178	170	170·6
Breite	147	151·4	147·6
Höhe	130	134	139·6
Horizontalumfang	523	514	512·7
L.: B.	83·1	89·1	86·5
L.: H	73·6	79·1	81·8
B.: H.	86·9	89·3	94·6

Die Hyperbrachycephalen sind kürzer, breiter und höher als die Brachycephalen; verglichen mit den Schädeln der Disentisgruppe sind sie gleich lang, jedoch breiter und niederer.

Die Orbitaverhältnisse der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen sind:

	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Breite	40·5	40
Höhe	35	36
Index	87·3	89·9

Die Eingänge der Orbita der Hyperbrachycephalen sind weiter als die der Brachycephalen.

5. Taufers.

Das Beinhaus in Taufers (Taufererthal) ist wohl das am unordentlichsten gehaltene, das ich kenne. In einer Mauernische der Capelle liegen bunt zusammen geworfen Schädel, deren Fragmente und Extremitätsknochen. Die Nische ist verschlossen durch ein hölzernes Gitter, dem hie und da eine Spange fehlt. Es dürften daselbst circa 100 Schädel, vielleicht auch darüber verwahrt sein. Es wurde mir nur erlaubt, durch hinreichend weite Spalten des Gitters erlangbare Schädel zu untersuchen. Auf diese Weise gelang es mir mit grösster Mühe (ich musste immer einen Einsturz fürchten), 18 Schädel der Untersuchung zugänglich zu machen; dass aus dieser Zahl nicht ein vollkommenes Resultat der craniologischen Verhältnisse Taufers' geschöpft werden kann, ist klar.

Von diesen 18 Schädeln konnte ich zwei Formen feststellen. Die eine Form ist brachycephal, von oben fünfeckig, nahezu elliptisch, und hat ein mässig gewölbtes Hinterhaupt; die andere hat ein steil abfallendes Hinterhaupt, ist sehr kurz und von oben fast viereckig oder stumpf eiförmig; die erste Form erwies sich als brachycephal, die andere als hyperbrachycephal. Es werden also craniologische

Verhältnisse angetroffen, wie sie z. B. auch in St. Valentin sich vorfinden. Von den gemessenen Schädeln sind 6 brachycephal und 12 hyperbrachycephal [1]).

I. Die Brachycephalen.

Der Form dieser Schädel wurde oben Erwähnung gethan. Es wurden 6 Schädel gemessen (deren Maasse auf Tab. V, Nr. 1—6); nach dem Längenbreitenindex haben

81·0—81·5	2	Schädel
82·4—82·9	2	„
83·5	1	„
84·0	1	„

Der Längenhöhenindex konnte nur von drei (Nr. 1—3) gemessen werden (73·7, 68·5, 76·1).

Die wichtigsten Maasse der Schädel sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	176	184	179
Breite	145	152	148
Höhe	126	134	130
Horizontalumfang	520	540	529
L. : B.	81·0	84·0	82·5
L. : H.	68·5 (?)	76·1 (?)	72·7 (?)
B. : H.	84·0 (?)	92·4 (?)	89·1 (?)

2 Schädel haben ein schmales Obergesicht, einer ist leptorrhin, 1 hyperplatyrrhin, 1 mesokonch, 2 sind hypsikonch, die betreffenden Indices der anderen Schädel konnten nicht ermittelt werden.

Die 2 Hypsikonchen zeigen folgende Maassverhältnisse der Orbita: bei jedem beträgt die Breite der Orbita 39 mm., die Höhe 35 mm., der Index daher 89·7 mm.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Sie finden nach ihrer Form Vertreter im Disentistypus, andererseits gleichen sie der sarmatischen Form Hölder's. Sie charakterisiren sich durch ihr abgeplattetes, steiles Hinterhaupt und die von oben fast viereckige Form; das Foramen occipitale magnum liegt weit hinten.

Nach den Längenbreitenindices vertheilen sie sich:

Längenbreitenindex von 85·5—85·7	2	Schädel
86·3	2	„
87·2—87·9	4	„
88·2—88·8	4	„
Längenhöhenindex von 70·2	1	Schädel
71·8	1	„
72·7	1	„
74·0—74·3	2	„
77·4	1	„
78·6	1	„
81·4	1	„

Von 4 Schädeln konnte der Längenhöhenindex nicht bestimmt werden.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	168	182	174
Breite	145	158	152
Höhe	125 (?)	140 (?)	130 (?)
Horizontalumfang .	508	542	525
L. : B.	85·5	88·8	87·6
L. : H.	70·2 (?)	81·4 (?)	75·0 (?)
B. : H.	79·6 (?)	91·8 (?)	85·1 (?)

Die 8 Schädel, bei denen die Höhe gemessen werden konnte, wären demnach im Mittel orthocephal, was aber, einzeln betrachtet, sie nicht sind, denn es sind nur 5 orthocephal, 3 sind hypsicephal. Das schmale Obergesicht konnte nur bei 4 Schädeln bestimmt werden. 5 sind leptorrhin, 2 mesorrhin, 1 platyrrhin, 1 hypsiplatyrrhin, 3 nicht bestimmbar. 9 sind hypsikonch, 1 chamäkonch, 1 mesokonch, 1 unbestimmbar.

Die 9 Hypsikonchen haben folgende Orbitalindices:

85·7	1	Schädel
87·5—87·8	3	„
90·9—90·9	3	„
92·3—92·5	2	„

Die wichtigsten Maasse des Einganges der Orbita sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	39	44	41
Höhe	35	40	36·4
B. : H.	85·7	92·5	89·4

Vergleicht man die Hypsikonchen der Hyperbrachycephalen mit denen der Brachycephalen, so findet man, dass erstere geräumigere Augenhöhlen-Eingänge besitzen.

	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Breite . . .	39	41
Höhe . .	35	36·4
B. : H. . . .	89·7	89·4

Die Zusammenstellung der Maasse der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen von Taufers und die des Disentistypus ist folgende:

[1]) Dr. Tappeiner, dem es vor mir gelang, wahrscheinlich alle Schädel des Beinhauses in Beziehung auf das Verhältniss der Längenbreitenindices zu untersuchen, fand 11 mesocephale (8·6%), 60 (46·9%) brachycephale und 57 (44·5%) hyperbrachycephale (ich glaube, dass das Verhältniss der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen ein gleiches ist).

	Brachy-cephalen	Hyperbrachy-cephalen	Disentis-typus
Länge	179	174	170·6
Breite	148	152	147·6
Höhe	130 (?)	130 (?)	139·6
Horizontalumfang .	529	525	512·7
L. : B.	82·5	87·6	86·5
L. : H.	72·7 (?)	75·0 (?)	81·8
B. : H.	89·1 (?)	85·1 (?)	94·6

Die Hyperbrachycephalen sind kürzer und breiter als die Brachycephalen und im Verhältnisse zum Disentistypus sind sie länger und breiter. Auf die Höhe kann wegen Unvollkommenheit der Maasse wohl keine Rücksicht genommen werden.

6. Münster im Taufererthal (Schweiz).

Das Beinhaus des bereits der Schweiz angehörigen Ortes Münster enthält 8 Schädel; zur Messung eigneten sich 7; die Maasse derselben sind auf Tab. VI, Nr. 1—7 untergebracht. Typus konnte ich nur einen feststellen, nämlich einen mässig langen; bei Berechnung der Indices erwies er sich aber als brachycephal. Die Schädel sind nieder, mässig lang und sind in der Ansicht von oben entweder eiförmig, oder auch, wie z. B. Nr. 2 und 4 elliptisch; die Schuppe des Hinterhauptes ist ziemlich schön gewölbt. Es haben nahezu alle gut entwickelte Muskelleisten und solche Arcus superciliares. Sie stimmen in ihrer Form, wie ich glaube, ganz mit den Brachycephalen von Taufers, dem Nachbarorte, überein. Unter den 7 gemessenen Schädeln befand sich der eines Kindes (Nr. 7), der den höchsten Längenbreitenindex (85·0) aufwies; die Länge desselben betrug 173, die grösste Breite 147; die Höhe 123 mm. L. : B. 85·0, L. : H. 71·1, B. : H. 83·6; er ist hypsikonch. Unter den restirenden 6 Schädeln sind zwei, deren Geschlecht ich nicht bestimmen konnte (Nr. 1 und 4). Diese Schädel gruppiren sich nach dem Längenbreiten- und Längenhöhenindex in folgender Weise:

Längenbreitenindex	80·9	1	Schädel
	82·0—82·5	2	„
	83·1	2	„
	84·1	1	„
Längenhöhenindex	69·1	1	„
	73·1	1	„
	74·2	2	„
	77·6	1	„
	78·0	1	„

Die Mittelmaasse dieser Brachycephalen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	177	183	180
Breite	146	153	149
Höhe	123	142	133
Horizontalumfang . .	520	540	529
L. : B.	80·9	85·0	82·6
L. : H.	69·1	75·0	74·3
B. : H.	83·6	96·6	89·9

Im Mittel wären diese Schädel orthocephal, es sind dies jedoch nur 3; denn einer ist chamäcephal und zwei sind hypsicephal. Das schmale Obergesicht zeigten 4 Schädel, bei zweien konnte der Index nicht eruirt werden. 3 sind leptorrhin, 1 mesorrhin, 1 hyperplatirrhin, 1 unbestimmbar; 1 chamäkonch, 4 hypsikonch, 1 unbestimmbar. Die Hypsikonchen haben folgende Orbitalindices und Maasse:

85·1	1	Schädel.
92·5	1	„
94·4	1	„
100·0	1	„

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	36	42	39
Höhe	34	42	36
Index	85·1	100·0	93·0

Nach den Maassverhältnissen stehen die Schädel zwischen denen des Siontypus und Disentistypus. Sie sind länger als die des Disentistypus und kürzer als die des Siontypus; sie übertreffen beide Typen an Breite und sind niederer als beide.

	Siontypus	Münster	Disentis
Länge	187·7	180	170·6
Breite	144·8	149	147·6
Höhe	140·6	133	139·6
Horizontalumfang . .	531·9	529	512·7
L. : B.	77·2	82·6	86·5
L. : H.	74·9	74·3	81·8
B. : H.	97·1	89·9	94·6

7. St. Valentin auf der Heid.

Im Beinhause des genannten Ortes fand ich 20 Schädel vor; für eine nähere Untersuchung und Messung eigneten sich 19, deren Maasse des Näheren auf Tab. VII, Nr. 1—19 untergebracht sind. Typen sind zwei vorhanden. Der eine Typus, der entschieden in der Majorität vorhanden ist, charakterisirt sich durch seine stumpfe Eiform; die Schädel sind kurz und breit und haben ein steiles Occiput. Sie finden Genossen in der Disentisform und entsprechen der sarmatischen Form Hölder's; der Typus begreift in

sich hyperbrachycephale Cranien. Die zweite Form, die nur in ganz geringer Zahl vorhanden ist, begreift in sich brachycephale Cranien, mit der grössten Breite zwischen den Parietalhöckern; die Schädel sind etwas länger als die des ersten Typus. Sie haben gering dolichoide Form, bedingt durch das ausgezogene Hinterhaupt. Aehnliche Schädel sind in der Siongruppe (His) und auch in der Sion-Disentis-Mischform zu finden (s. Taf. IX His). Von diesen Brachycephalen sind 4 vorhanden (Tab. VII, Nr. 1—4). Der vierte Schädel (Nr. 4) nähert sich aber durch seine zur Länge verhältnissmässig grosse Breite und durch sein abgeflachtes Occiput bereits der zweiten Form, dem hyperbrachycephalen Typus; vielleicht stellt er eine Mischform zwischen beiden Typen dar.

Unter den Schädeln sind drei weibliche zu verzeichnen; bei dreien war das Geschlecht nicht sicher zu bestimmen; ein Schädel gehörte einem Kinde an.

I. Die Brachycephalen.

Ich habe bereits oben der Formverhältnisse gedacht. Brachycephale sind unter den 19 gemessenen Schädeln 4 vorhanden; zwei davon sind sicher männlichen Geschlechtes, das der andern zwei muss ich dahingestellt sein lassen. Die Maasse sind auf Tab. VII, Nr. 1—4 verzeichnet. Nr. 1—3 gleichen sich vollkommen und von Nr. 3 gebe ich eine Abbildung (Taf. I, Nr. 10, 11, 12). Nr. 4 neigt ganz entschieden schon zum Typus der Hyperbrachycephalen hin. Von den 3 ersten Schädeln weisen Nr. 1 und 2 einen Längenbreitenindex von 81·1, der dritte von 81·8 auf; nur vom zweiten und dritten konnte der Längenhöhenindex (73·1 und 71·3) bestimmt werden, der vierte Schädel hat einen Längenbreitenindex von 84·3, der Längenhöhenindex war nicht zu ermitteln. Nr. 3 besitzt ein schmales Obergesicht, bei den andern konnte der Index nicht bestimmt werden. Nr. 2 ist mesorrhin und hypsikonch; Nr. 3 und 4 sind platyrrhin, der letztere davon hypsikonch, der erstere mesokonch. Der Nasen- und Orbitalindex von Nr. 1 war nicht zu bestimmen.

Die wichtigsten Maasse der Schädel sind:

	Minim.	Maxim.	Mittel	
Länge	172	180	177	
Breite	142	148	145	
Höhe	128	129	128·5	(nur von 2)
Horizontalumfang	510	529	519	
L. : B.	81·1	84·3	82·1	
L. : H.	71·3	73·1	72·2	(nur von 2)
B. : H.	87·1	90·1	88·6	(nur von 2)

Die 2 hypsikonchen Schädel haben folgende Orbitalindices: 90·4, 95·0; die Maasse der Orbitae sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	41	42	41·5
Höhe	38	39	38·5
B. : H.	90·4	95·0	92·7

II. Die Hyperbrachycephalen.

Diese Form (Taf. II, Fig. 7, 8, 9) ist in Mehrheit vertreten, es sind grosse Exemplare darunter; unter 19 Schädeln sind 15 vorhanden. Die Maasse davon sind auf Maass-Tabelle VII, Nr. 5—19 verzeichnet. Drei Schädel sind weiblich, bei zweien ist das Geschlecht schwer zu bestimmen, die übrigen sind männlichen Geschlechtes; ein Kindesschädel (Nr. 17) zeigte gleiche Formen, wie die der Erwachsenen; bei Berechnung seines Längenbreitenindex erwies er sich auch als hyperbrachycephal: 92·5 (L. : H. 80·6, B. : H. 87·1), die Länge des Schädels beträgt 160 mm., die Breite 148; er ist leptorrhin und hypsikonch und hat ein schmales Obergesicht. Von den Schädeln habe ich einen charakteristischen (Nr. 16) abbilden lassen. In den folgenden Maasszahlen der Schädel ist der kindliche Schädel ausgeschlossen, so dass also von 14 dieselben angeführt werden. Von diesen vertheilen sich auf einen

Längenbreitenindex von	85·2—85·4	2	Schädel
	86·0—86·5	3	„
	87·2—87·1	2	„
	88·4—88·9	3	„
	89·3—89·8	2	„
	92·8	1	„
	93·3	1	„
Längenhöhenindex von	70·2	1	„
	72·2	1	„
	73·1	1	„
	75·8	1	„
	76·3—76·9	4	„
	78·2—78·8	5	„
	79·3	1	„

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	163	178	170
Breite	142	160	150
Höhe	120	136	130
Horizontalumfang	493	530	512
L. : B.	85·2	93·3	88·2
L. : H.	70·2	80·6	76·3
B. : H.	81·0	91·0	86·8

Die Schädel sind im Mittel hypsicephal, was sie mit Ausnahme von dreien, welche orthocephal, auch sind. Das schmale Obergesicht war nur von dreien zu ermitteln; 3 sind leptorrhin, 7 mesorrhin, 3 platyrrhin, bei einem konnte der Nasenindex nicht festgestellt werden. Alle Schädel mit Ausnahme von zweien zeigen Hypsikonchie (auch der kindliche Schädel).

Die Orbitalindices (mit Einschluss des Kindes) der Hypsikonchen sind:

85·3—85·7	2	Schädel
87·5	1	„
88·3	2	„
89·7	3	„
90·0—90·4	2	„
92·3	1	„
95·0	2	„

Die Maasse der Orbitae:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	35	43	40
Höhe	33	38	36
B. : H.	85·3	95·0	89

Vergleicht man die Maasse der Brachycephalen mit denen der Hyperbrachycephalen und des Disentistypus, so ergibt sich:

	Brachycephal	Hyperbrachycephal	Disentis
Länge	177	170	170 6
Breite	145	150	147·6
Höhe	128	130	139·6
Horizontalumfang .	519	512	512·7
L. : B.	82·1	88·2	86·5
L. : H.	72·2	76·3	81·8
B. : H.	88·6	86·8	94·6

In Beziehung auf die Hypsikonchie:

	Orbita-		
	Breite	Höhe	Index
Brachycephal	41·5	38·5	90·4
Hyperbrachycephal . .	40	36	89

Die Hyperbrachycephalen sind kürzer, breiter und höher als die Brachycephalen; der Orbitalindex ist niederer als der der letzteren. Mit den Schädeln des Disentistypus zeigt sich nahezu gleiche Länge und Breite, die des letztern sind höher. Im Ganzen sind die Schädel von St. Valentin kurzköpfiger als die des Disentistypus.

8. St. Jacob (beim Arlberg).

St. Jacob liegt etwas abseits auf der von Tirol nach Vorarlberg führenden Reichsstrasse; der kleine, auf einer Anhöhe liegende Ort ist beiläufig 1 Wegstunde von der am Fusse der östlichen Seite des Arlberges (Adlerberges) gelegenen Ortschaft St. Anton entfernt. Das auf dem Friedhofe liegende Beinhaus St. Jacob's enthält die exhumirten Schädel des Ortes selbst und nach Angabe auch die der Verstorbenen St. Anton's.

Die Schädel, des Näheren beobachtet, zeigten sich nahezu alle als gross und schwer und mit mächtigen Muskelleisten, gut entwickelten Arcus superciliares, Processus mastoidei und Stirnnasenwulst versehen. Die Form der Majorität der Schädel kurz, hoch, breit, steil abfallendes Hinterhaupt, weite Augenhöhlen, fliehende Stirne, von oben nahezu viereckig (vorne schmäler, hinten breiter), von rückwärts enorm breit und flach contourirt, um den Schädeln einen strengen, fast wilden Ausdruck zu geben.

Im Ganzen waren 22 Schädel vorhanden; zur Messung eigneten sich 17 Stück. Die speciellen Maasse sind auf Tab. VIII, Nr. 1—17 verzeichnet. Von den gemessenen Schädeln dürften, mit Ausnahme eines einzigen (Nr. 15), alle männlichen Individuen angehört haben, das Alter ist als mittleres und vorgerücktes festzusetzen.

Nach Sortirung der Schädel nach Typen ergab sich, dass 12 Schädel (Nr. 6—17) der gleich später näher zu beschreibenden Form, charakterisirt durch extreme Breite bei mässiger Länge und steiles, abfallendes Hinterhaupt, angehören, während 3 Schädel (Nr. 1—3) etwas länger erschienen und bei einem leisen Anklange an dolichoide Formen ein schwach gewölbtes Occiput zeigten. Zwei Schädel (Nr. 4 und 5) standen zwischen beiden Formen in der Mitte, näherten sich im Uebrigen der ersterwähnten Form, während das schwach gewölbte Occiput auf die zweite Form hinwies; vielleicht stellen diese beiden Schädel eine Mischform zwischen der Majorität und Minorität der Typen dar. Die Berechnung ihrer Indices (Länge zur Breite) zeigte mir jedoch genauere Resultate als der oft täuschende einfache Anblick der Schädel; nach derselben sind sie, wie die zweiterwähnte Form (Nr. 1—3) brachycephal, während Nr. 6—17, bestimmt nach einem einheitlichen Typus gebaute Schädel, sich als hyperbrachycephal darstellten. Aus diesem Grunde wollen wir zwei Typen betrachten, einen brachycephalen und einen hyperbrachycephalen, wovon der letztere, nochmals wiederholt, entschieden einheitlich gebaute Schädel aufweist, während der erstere mit 2 Schädeln dem hyperbrachycephalen Typus in ganz geringem Maasse zuneigt.

I. Die Brachycephalen.

Die Brachycephalen St. Jacob's Nr. 1—5 ähneln im Grossen und Ganzen dem von Hölder als sarmatisch-germanische Mischform bezeichneten Typus ($S G_1$); also Schädeln, welche im Gesichte und zum Theile in der Norma verticalis fast ganz die Eigenthümlichkeiten des sarmatischen Typus festhalten, mit Ausnahme des allmäligen Hervortretens des Hinterhauptes. Aehnlichkeiten walten auch mit den Sion-Disentis-Mischformen oder einigen Disentisformen (His) selbst.

Von den 5 Schädeln hatten

einen Längenbreitenindex von	80·9	1	Schädel,
	82·9	2	„
	83·3—83·8	2	„
einen Längenhöhenindex von	75·1—75·6	2	„
	78·8	1	„

bei zweien (Nr. 1 und 4) war derselbe nicht bestimmbar.

Das Minimum, Maximum und Mittel der wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	175	189	180·8
Breite	145	153	149·6
Höhe	—	—	—
Horizontalumfang	517	540	534
L. : B.	80·9	83·8	82·7
L. : H.	—	—	—
B. : H.	—	—	—

Ein Schädel (Nr. 3) hatte ein schmales Obergesicht (Index 77·7), bei den übrigen war der Obergesichtsindex nicht bestimmbar. 3 Schädel zeigten Mesorrhinie (49·0—50·0), einer Platyrrhinie (51·9), bei einem (Nr. 4) war der Nasenindex nicht festzustellen. Chamäkonch sind 3 (75·0, 75·5 und 77·7), hypsikonch 1 Schädel (100·0), einer war nicht bestimmbar.

Zwei der Schädel (Nr. 2 und 3) sind hypsicephal. Nr. 2 und 3 besitzen einen stark entwickelten Stirnwulst, so dass die Längen zwischen Glabella und dem prominentesten Punkte des Occiputes und die grösste Länge von 4 mm. differiren; würde man den Längenhöhenindex nach dieser grössten Länge berechnen, so wären 2 Schädel orthocephal und nur 1 hypsicephal. Für die Stellung der Schädel bei Berechnung der Längenbreitenindices hatte die grösste Länge keinen Einfluss; nach dieser berechnet, wären auch alle 5 brachycephal. Sämmtliche Schädel zeigten gut entwickelte Breitenverhältnisse (145—153 mm.).

II. Die Hyperbrachycephalen.

Die Gruppe der Hyperbrachycephalen (Nr. 6—17) repräsentirt in ihrer Majorität den eigentlichen Schädeltypus von St. Jacob. Der auffälligste Charakter derselben ist gleich dem, der von His und Rütimeyer beschriebenen Disentisform. Verglichen mit den von Hölder angegebenen Schädelformen zeigen sie in exquisiter Weise den sarmatischen Typus.

Die Schädel dieser Gruppe sind im Verhältnisse zu ihrer (oft) enormen Breite kurz, aber in Fällen auch an und für sich. Ihre Form ergibt zumeist ein äusserst stumpfes Oval; alle haben ein steil abfallendes, abgeflachtes Hinterhaupt, welches sich beinahe rechtwinklig gegen den Scheitel und die Schädelbasis absetzt. Die breiteste Stelle der Schädel fällt ganz nahe der Mitte oder hinter derselben des Längendurchmessers. Nahezu alle Schädel sind gross und schwer und durch mächtige Entwicklung des Arcus superciliares, Processus mastoidei, Stirnnasenwulst ausgezeichnet. Der Gesichtsausdruck ist finster, das Obergesicht relativ schmal und nieder, die Augenhöhlen weit, der Naseneingang mittelbreit, das Nasendach vorspringend, stark, die Nasenwurzel eingebogen. Fossae praenasales häufig.

Des Näheren betrachtet, zeigen die Schädel in den verschiedenen Normen folgende Charaktere:

Die Norma verticalis ergibt, wie bereits erwähnt, ein stumpfes breites Oval, dessen stumpfes Ende auf die Abflachung des Hinterkopfes hinweist; die Breite und Abstumpfung des Ovales steht im Zusammenhang mit dem Wachsen der Längenbreitenindices; auf der einen Seite neigen sich die Schädel in ihren Formen etwas der von Hölder als sarmatisch-germanisch bezeichneten Mischform ($S G_1$) (Nr. 6—10, Tab. VIII), auf der anderen Seite direct dem von demselben Autor als sarmatisch erklärten Typus hin (Nr. 11—17, Tab. VIII).

Die Längenbreitenindices verhalten sich auch in übereinstimmender Weise, indem Nr. 6—10 Schwankungen der Indices zwischen 85·2—87·6 und Nr. 11 bis 17 solche zwischen 88·8 und 93·1 aufweisen, wobei aber, was speciell hervorgehoben zu werden verdient, von diesen letzteren 7 Schädeln 5 einen Index über 90 haben und 1 diese Zahl nahezu erreicht (89·7).

Der grösste Breitendurchmesser kommt dem Längendurchmesser sehr nahe und übertrifft den Höhendurchmesser um ein Bedeutendes.

Die Norma occipitalis der Schädel ist fast viereckig oder schwach fünfeckig; die obere und untere Seite des Viereckes sind länger als die anderen; die beiden äusseren Seiten convergiren in geringem Masse nach unten. An der Bildung des Hinterhauptes betheiliget sich nahezu die ganze, vertical stehende, flache Schuppe des Hinterhauptbeines, so dass das Foramen occipitale magnum ganz nach hinten zu liegen kommt. Die Seitenwandbeine, welche in ihrer Längenmitte fast rechtwinkelig nach hinten abgebogen sind, bauen mit diesen hinteren Antheilen die Fläche des Hinterkopfes auf, so dass die Flächenausbreitung desselben eine sehr grosse, ausgedehnte ist.

Die Norma temporalis zeigt eine steile oder eine stark fliehende Stirne, welche in dem Bereich vor der Sut. coronaria scharf in den kurzen flachen Scheitel übergeht, welcher beiläufig in der Mitte der Sagittalnaht fast rechtwinkelig in das steile oder flachgewölbte Hinterhaupt abfällt, welches wieder unter rechtem Winkel in die Schädelbasis übergeht. Die Stirne ist hoch, resp. die Schuppe des Stirnbeines lang. Der präauriculäre Antheil des Stirnschädels länger als der postauriculäre. Die Schläfengruben sind meistens eng und tief (geringere Ausdehnung der grossen Keilbeinflügel), die Schuppen der Schläfenbeine mässig oder stark gewölbt. Die Processus zygomatici der Schläfenbeine sind zuerst, und zwar mit dem grössten Theil ihrer Länge, direct lateralwärts gerichtet, worauf sie sich mit ihrem kurzen Schlussstücke unter rechtem Winkel nach vorwärts wenden, um die Verbindung mit den Jochbeinen einzugehen. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind breit und stumpf und gewöhnlich gut ausgeprägt. Lineae temporales mässig entwickelt. Das Gesicht steht orthognath oder zeigt eine mässige alveolare Prognathie.

Die Norma basilaris ist kurz und breit; das Foramen occipitale magnum ganz nach hinten gedrängt; dasselbe ist eiförmig und nicht gross. Die Processus condyloidei kurze Ellipsen; die Processus mastoidei kurz und gedrungen. Der Gaumen schmal und bei den mit alveolarer Prognathie behafteten Schädeln ziemlich lang.

Die Norma facialis zeigt ein niederes, schmales Gesicht; die Augenhöhleneingänge sind nieder, enge und von dicken Knochenrändern contourirt. Die Arcus superciliares und der Stirnwulst stark oder sehr stark entwickelt. Das starke, vorspringende Nasendach setzt sich in einen tiefen, stumpfen Winkel scharf gegen die Stirne ab (Adlernase). Der Naseneingang ist mässig weit. Fossae praenasales häufig. Die Stirne ist breit und hoch. Bei der Betrachtung des Schädels von vorne ergibt sich das rasche Wachsthum der Breite nach rückwärts zu.

Die Schädel zeigen in ihrer Form grosse Uebereinstimmung mit den von His und Rütimeyer gegebenen (auf Taf. II, VII, XIII, XVI) Abbildungen; solche des Disentistypus aber mit den Schädeln von Graubündten, Bern, Genf, Emmetten. Die meisten der Schädel St. Jacob's sind aber in ihrer Totalität grösser, einige bei gleichen Breitenverhältnissen etwas länger.

Ich gebe auf Taf. II, Fig. 10, 11, 12 die Abbildung eines charakteristischen Schädels von St. Jacob (Maass-Tab. VIII, Nr. 17), welche den dortselbst vorfindlichen hyperbrachycephalen Typus am schärfsten zur Anschauung bringt; er zeigt grosse Aehnlichkeit mit den früher erwähnten Schädelformen des Disentistypus, nur übertrifft er dieselben in seinen Dimensionen; so ist er überhaupt grösser als der Graubündtner und der Schädel in Emmetten und länger als der Genfer. Man könnte denselben als einen grösseren Graubündtner ansehen, so sehr gleichen sich beide in der Form. Der Längenbreitenindex des Graubündtners (93·3) kommt unserem Schädel (93·1) fast gleich; Emmetten zeigt 92·9.

Es möge vielleicht gestattet sein, die speciellen Maasse des erwähnten Schädels von St. Jacob (Tab. VIII, Nr. 17) anzuführen und sie mit den Maassen der Graubündtner und der von Emmetten zu vergleichen.

	St. Jacob	Graubündten	Emmetten
Länge	174	163	170
Breite	162	152	158
Höhe	133	137	139
Horizontalumfang	537	490	525
Querumfang . .	344	338	355
Sagittalumfang .	372	340	345
L.:B.	93·1	93.3	92·9
L.:H.	76·4	84·0	81·8
B.:H.	94·9	90·1	88·0

Die Zahlen lehren, dass der Schädel von St. Jacob überhaupt grösser ist, als die anderen; er ist länger und breiter, aber die Differenz zwischen Längendurchmesser und Breitendurchmesser ist bei allen Schädeln fast gleich: St. Jacob 174—162 Diff. 12; Graubündten 163—152 Diff. 11; Emmetten 170—158 Diff. 12. Die Höhe ist bei dem Schädel von St. Jacob am geringsten; aber es sind alle 3 Schädel fast gleich nieder; die Differenz nicht gross: 133, 137, 139. Die Längenbreitenindices schwanken in geringem Masse 93·1, 93·3, 92·9; die grösseren Schwankungen der Breitenhöhenindices 94·9, 90·1, 88·0 und Längenhöhenindices 76·4, 84·0, 81·8 erklären sich aus der niederen Höhe des Schädels von St. Jacob.

Die Längenbreitenindices der 12 hyperbrachycephalen Schädel St. Jacob's sind:

	85·2—85·4	2	Schädel
	86·3	1	„
	87·4—87·6	2	„
	88·8	1	„
	89·7	1	„
	90·3	1	„
	91·2—91·7	3	„
	93·1	1	„

die Längenhöhenindices:

	72·7	1	„
	73·5—73·9	2	„
	74·4	1	„
	75·9	1	„
	76·4	1	„
	78·4—78·6	2	„
	79·1	1	„
	80·7	1	„
	81·2—81·5	2	„

Die wichtigsten Maasse der Schädel folgen nachstehend:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	161	183	172·6
Breite	145	162	153·6
Höhe	125	140	133
Horizontalumfang	500	545	522
L.:B.	85·2	93·1	89·0
L.:H.	72·7	81·5	78·8
B.:H.	82·0	91·7	87·0

Einige Schädel dieser Gruppen haben eine enorme Breite; Nr. 9, 11 und 13 besitzen je 160 mm. und Nr. 17 162 mm. grössten Breitendurchmesser. Im Mittel sind sie hypsicephal, was aber nicht alle sind, denn vier müssen speciell als orthocephal angeführt werden; bei jenen Schädeln, bei welchen der Obergesichtsindex ermittelt werden konnte, fand sich derselbe schmal. Sechs zeigen Mesorrhinie, drei Leptorrhinie, bei den übrigen war der Nasenindex nicht zu bestimmen.

Vier Schädel wiesen Mesokonchie und acht Hypsikonchie auf. Die Indices dieser letzteren in Beziehung auf die Orbitaleingänge sind:

85·7	1	Schädel
86·1	1	„
88·8	1	„
89·4	1	„
90·2	1	„
92·1—92·8	3	„

Die Maasse des Einganges der Orbita der Hypsikonchen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	36	45	40
Höhe	31	40	36
B.:H.	85·7	92·6	89·7

Vergleicht man die Mittelmaasse des brachycephalen Typus mit denen des hyperbrachycephalen, so ergibt sich:

	Brachycephaler Typus	Hyperbrachycephaler Typus
Länge	182	172·6
Breite	148	153·6
Höhe	137	133
Horizontalumfang .	532	522
L.:B.	83·2	89·0
L.:H.	76·8	78·8
B.:H.	93·0	87·0

Die Hyperbrachycephalen sind also kürzer, breiter und niederer als die Brachycephalen, obwohl in letzterer Beziehung sie der Längenhöhenindex höher stellt. Der Horizontalumfang hat abgenommen.

Interessant gestaltet sich der Vergleich der wichtigsten Maasse der hyperbrachycephalen Gruppe St. Jacob's mit denen des Disentistypus.

	Minimum		Maximum		Mittel	
	Disentis	St. Jacob	Disentis	St. Jacob	Disentis	St. Jacob
Länge . .	157	161	182	183	170·6	172·6
Breite . .	137	145	158	162	147·6	153·6
Höhe . .	130	125	148	140	139·6	133
Horizontalumf.	485	500	545	545	512·7	522
L.:B. . .	81·8	85·2	97·5	93·1	86·5	89·0
L.:H. . .	77·4	72·7	86·6	81·5	81·8	78·8
B.:H. . .	84·7	82·0	100·0	91·7	94·6	87·0

Die Schädel von St. Jacob sind im Mittel gering länger (2 mm.), aber breiter (6 mm.) als die der Disentisgruppe; die absolute Höhe ist geringer (6·6 mm.), womit auch der niedrigere Längenhöhenindex (78·8 und 81·8) im Einklange ist; der Umfang der Schädel in St. Jacob ist grösser. Der Längenbreitenindex 89·0 gegen 86·5 stellt sie über die Disentisgruppe.

Betrachtet man die Schilderung des Disentistypus von His und Rütimeyer, so wird man die grosse Uebereinstimmung dieser und unserer Typen finden.

9. Lermos.

In der Capelle des Friedhofes von Lermos sind 22 Schädel aufbewahrt; für eine eingehendere Untersuchung eigneten sich achtzehn (Tab. IX, Nr. 1—18). Es sind grössere und kleinere Schädel mit ziemlich gut entwickelten Arcus superciliares. Mit Ausnahme von dreien (Nr. 9, 16 und 17) dürften alle männlichen Geschlechtes sein. Von Typen konnte eine brachycephale und eine sehr kurze Form festgestellt werden; erstere erwies sich nach Berechnung der Längenbreitenindices als brachycephal und ist in der Minorität (Sechs Schädel Nr. 1—6); letztere zeigte sich als hyperbrachycephal und ist in der Majorität (Zwölf Schädel Nr. 7—18). Von drei Schädeln Nr. 7 bis 10 ist es möglich, dass sie eine Mischform darstellen, denn sie zeigen Aehnlichkeit sowohl mit der brachycephalen als hyperbrachycephalen Gruppe. Die genauere Beschreibung beider Typen folgt unten.

I. Die Brachycephalen.

Die Brachycephalen finden Vertreter im Siontypus und in den Sion-Disentis-Mischformen.

Es sind mässig lange Schädel, die in der Ansicht von oben schön eiförmig oder auch elliptisch erscheinen; die grösste Breite fällt zwischen die Parietalhöcker hinter die Längenmitte; die Contouren sind sehr gleich-

mässig; schon bei dieser Ansicht kommt die Wölbung des Occiputes in Sicht, indem der hintere Antheil des Contours ziemlich scharf gebogen ist. In der Ansicht von der Seite steigt die Stirne zuerst fast steil auf, nur bei den Stirnhöckern biegt sie sanft in den Scheitel nach rückwärts, welcher seine grösste Erhebung in der Nähe der Tubera parietalia besitzt; von hier fällt der Contour zuerst rasch nach hinten ab, um sich bei der Schuppe des Occiputes herauszuwölben. An der Stelle, wo der Contour nach hinten zuerst rasch abfällt, macht sich am Schädel eine Art Facette sichtbar. Das Gesicht steht orthognath, die Schläfengegenden sind plan oder mässig gewölbt. In der Ansicht von hinten ist der Schädel fünfeckig und höher als breit; die Scheitelbeine in grosser Ausdehnung sichtbar; zwei Seiten des Fünfeckes, welche von den Scheiteltheilen der Ossa parietalia formirt werden, convergiren nach aufwärts gegen die Saggitalnaht und erzeugen daselbst einen leichten First. Das Foramen occipitale liegt hinter der Mitte. Auf Taf. I, Nr. 7, 8, 9 ist die Abbildung eines der schönsten Vertreter des dolichoiden Typus (Nr. 1 der Maass-Tabelle Nr. IX).

Nach dem Längenbreiten- und Längenhöhenindex gruppiren sich die Schädel in folgender Weise:

Längenbreitenindex von	81·2	1	Schädel
	82·6	1	„
	83·9	1	„
	84·4—84·9	3	„
Längenhöhenindex von	67·9	1	„
	71·9	1	„
	72·8—72·9	2	„
	74·6	1	„
	77·6	1	„

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	185	180
Breite	146	152	150·7
Höhe	125	135	131
Horizontalumfang	510	542	527
L.:B.	81·2	84·9	83·6
L.:H.	67·9	77·6	72·9
B.:H.	88·2	92·4	87·5

Die Schädel sind im Mittel orthocephal, was sie, jeder für sich allein betrachtet, mit Ausnahme von zweien, wovon der eine chamäcephal, der andere hypsicephal ist, auch sind; alle haben ein schmales Obergesicht; 2 sind leptorrhin, 2 mesorrhin, 2 platyrrhin. Mit Ausnahme eines einzigen, der mesokonch ist, sind alle hypsikonch. Die 5 Hypsikonchen haben einen Orbitalindex von

86·3	1	Schädel
88·3	2	„
92·5—92·6	2	„

Die Maasse der Orbitae sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	39	34	41·4
Höhe	36	38	37·4
Index	86·3	92·5	89·6

Vergleicht man die Maasse mit dem Siontypus und Disentistypus, so stehen die Schädel von Lermos mehr oder weniger zwischen beiden.

	Sion	Lermos	Disentis
Länge	187·7	180	170·6
Breite	144·8	150·7	147·6
Höhe	140·6	131	139·6
Horizontalumfang	531·9	527	512·7
L.:B.	77·2	83·6	86·5
L.:H.	74·9	72·9	81·8
B.:H.	97·1	87·5	94·6

II. Die Hyperbrachycephalen.

Schon bei den Brachycephalen finden sich Schädel vor, welche Anklänge an die Hyperbrachycephalen zeigen.

Sie sind von oben betrachtet stumpf eiförmig; der hintere schwach gewölbte Antheil des Contours verräth das abgeflachte, steile Hinterhaupt. In der Ansicht von der Seite steigt die Stirne anfangs gewöhnlich steil auf, um vor der Längenmitte der Schuppe in den Scheitel überzugehen, welcher ziemlich lang und mässig gewölbt ist. Der Scheitel fällt rasch in das steile oder nur wenig convexe Hinterhaupt ab. Die Schläfen sind plan oder mässig gewölbt. Das Foramen occipitale weit hinten. Ansicht von hinten fünfeckig, sehr breit. Die Hyperbrachycephalen ähneln zum Theil der sarmatischen oder sarmatisch-germanischen Mischform Hölder's. Im Disentistypus sind zahlreiche Vertreter. Die Schädel sind mit kräftig entwickelten Arcus superciliares und Stirnnasenwulst versehen. Auf Taf. II, Nr. 4, 5, 6 gebe ich die Abbildung eines Lermoser Hyperbrachycephalen (Maass-Tabelle IX, Nr. 14).

Nach dem Längenbreiten- und Längenhöhenindex ordnen sich die zwölf Schädel (Nr. 7—18) folgender Weise:

Längenbreitenindex von	85·2—85·7	4	Schädel
	87·6—87·7	2	„
	88·3—88·8	2	„
	89·6	1	„
	90·7	1	„
	92·0	1	„
	93·0	1	„
Längenhöhenindex von	71·9	1	„
	74·2—74·4	2	„
	76·4—76·6	3	„
	77·2—77·4	2	„
	78·0—78·3	3	„

Bei einem Schädel (Nr. 16) war wegen mangelnder Höhenmaasse der Längenhöhenindex nicht zu bestimmen.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	162	182	174·5	
Breite	140	160	153	
Höhe	122	141	134	(von 11 Schädeln)
Horizontalumfang	490	542	524	
L.:B.	85·2	93·0	88·3	
L.:H.	79·9	78·3	76·3	
B.:H.	81·0	94·9	87·6	

Die Schädel sind im Mittel hypsicephal, was sie mit Ausnahme von dreien, die orthocephal sind, einzeln betrachtet, auch sind; alle haben ein schmales Obergesicht; 6 sind leptorrhin, 2 mesorrhin, 2 platyrrhin, 2 nicht bestimmbar; nach den Orbitalindices, welche bei zwei Cranien nicht ermittelt werden konnten, sind 1 chamäkonch, 1 mesokonch und 8 hypsikonch.

Die 8 Hypsikonchen vertheilen sich nach den Indices:

87·5	1	Schädel
89·7	1	„
90·2—90·9	2	„
91·1	1	„
95·0—95·2	2	„
100·0	1	„

Die Mittelmaasse der Orbitaleingänge dieser Hypsikonchen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	39	45	41·3
Höhe	35	41	38·3
Index	87·5	100·0	92·4

Vergleicht man diese Maasse mit denen der Brachycephalen von Lermos, so haben wir:

	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Breite	41·4	41·3
Höhe	37·4	38·3
Index	89·6	92·4

Der Orbitalindex der Hyperbrachycephalen steht höher als der der Brachycephalen.

Im Folgenden sind die Maasse der Brachycephalen, Hyperbrachycephalen und der Schädel des Disentistypus zusammengestellt:

	Brachycephal	Hyperbrachycephal	Disentis
Länge	180	174·5	170·6
Breite	150·7	153	147·6
Höhe	131	134	139·6
Horizontalumfang	527	524	512·7
L.:B.	83·6	88·3	86·5
L.:H.	72·9	76·3	81·8
B.:H.	86·8	87·6	94·6

10. Elbigenalp.

Die Krypta des Friedhofes von Elbigenalp (im Lechthale, 824 Einwohner, 1056 m.) beherbergt, einer oberflächlichen Schätzung zufolge, wohl weit über 500 Schädel. Ich untersuchte 20 Schädel, einerseits weil mir nur so viele zugänglich waren und der von Schädeln freie Raum der grossen Capelle vollständig mit Geräthschaften von Maurern angefüllt war (ein Zugang zu den Schädeln wurde nur mit Mühe erkämpft), und anderseits weil es mir genügend erschien, einstweilen nur eine Stichprobe über die vorhandenen Schädeltypen zu machen, indem ich dieses Beinhaus als auch das des Nachbarortes Holzgau für würdig erachtete, einer späteren genauen vollständigen Untersuchung zu unterziehen. Elbigenalp ist nämlich das älteste Pfarrdorf des Lechthales, die Kirche wurde im Jahre 1674 erbaut. Der kirchliche Sprengel streckte sich weit aus und es ist sicher, dass die Schädel des Beinhauses, welche nach eingeholter Erkundigung seit den ältesten Zeiten dort ruhen und angesammelt werden, von verstorbenen Bewohnern des genannten Sprengels stammen. Genaue Daten über die ehemalige Ausbreitung des Sprengels konnte ich bisnun noch nicht erlangen, eine genaue Durchforschung der Schädel dieses Beinhauses muss mit der Kenntniss ihrer Abstammung in innigem Zusammenhange stehen; dasselbe gilt über die enorme Zahl der in Holzgau aufbewahrten Schädel.

Aus diesem Grunde will ich die Mittheilung über das Ossuarium Elbigenalps nur mit Reserve geben. Die untersuchten Schädel stammen aus der vordersten Schichte des Schädelhauses und haben wahrscheinlich verstorbenen Bewohnern Elbigenalps und Umgebung angehört; sie haben fast alle Trägern des männlichen Geschlechtes angehört und zeigen mittleres oder vorgerücktes Alter. Einige Schädel zeichnen sich durch ihre excessive Grösse und Schwere aus, so dass man es wahrlich mit Kephalonen zu thun hat.

Typen konnte ich zwei feststellen[1]); einen brachycephalen und einen sehr kurzen, mit steilem Occiput.

[1]) Ich fand ferners 2 dolichoide Schädel (Index mesocephal); ich glaube, dass dieser Typus nur äusserst spärlich vorhanden ist und gewiss nicht als charakteristisch gelten kann.

Der erste Typus erwies sich nach Berechnung der Indices als brachycephal, der zweite als hyperbrachycephal. Die Verbreitung beider dürfte gleich gross sein. In ihren Formen fand ich Uebereinstimmung mit dem brachycephalen und hyperbrachycephalen Typus von Lermos. Aber besonders auffällig ist die relativ bedeutende Höhe aller Schädel und die engen Orbitaleingänge bei einer grossen Zahl derselben; von den 20 Schädeln zeigten 7 Chamäkonchie und 5 Mesokonchie, während bei allen Cranien des untersuchten Beinhauses die Hypsikonchie den Vorrang hatte und die Enge des Einganges der Augenhöhlen nur vereinzelt angetroffen ward. Es erinnern diese Schädel an die von Zuckerkandl beschriebenen Mödlinger Schädel mit enger Orbita. Die Chamäkonchie ist vergesellschaftet mit den Brachycephalen, doch auch 2 Hyperbrachycephale wiesen den gleichen Befund auf. Verglichen mit den Hölder'schen Formen würde uns der dolichoid brachycephale Typus mit ausgebogenem Hinterhaupte die sarmatisch germanische Mischform, die zweite mit dem steilen, abfallenden Occipute die rein sarmatische Form repräsentiren.

Unter den 20 Schädeln sind 6 brachycephal, 14 hyperbrachycephal; ihre speciellen Maasse sind auf Tab. X verzeichnet. Nr. 1—6 brachycephal, Nr. 7 bis 20 hyperbrachycephal. Nr. 8, 11, 12, 13 besitzen kein ganz steiles, flaches Occiput, sondern ein mässig gewölbtes; ob diese eine Mischform zwischen dem ersten und zweiten Typus darstellen, weiss ich nicht; da ihre Form im Uebrigen und auch die Berechnung ihres Indices sie auf die Hyperbrachycephalen hinwies, so habe ich dieselben auch unter ihnen abgehandelt.

I. Die Brachycephalen.

Brachycephale finden sich 6 vor; sie tragen den früher erwähnten dolichoid brachycephalen Typus an sich. Wie aus dem Längenhöhenindex später zu ersehen ist, so zeichnen sich alle durch eine bedeutende Höhe und durch die engen Orbitaleingänge aus; 5 sind hypsicephal und 1 mesocephal, 5 zeigen Chamäkonchie, einer Hypsikonchie, 3 sind leptorrhin, 3 mesorrhin; nur an einem war das schmale Obergesicht zu constatiren.

Die Längenbreitenindices sind:

82·5	1	Schädel
83·0—83·1	2	„
84·0—84·6	2	„

Die Längenhöhenindices:

72·7	1	Schädel
76·0	1	„
77·5—77·8	3	„
82·6	1	„

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	172	194	179·6
Breite	143	163	150
Höhe	128	151	139
Horizontalumfang	512	572	532
L. : B.	82·5	84·6	83·4
L. : H.	72·7	82·6	77·4
B. : H.	87·6	99·3	92·7

Die Maasse der Orbitaleingänge der 5 Mesokonchen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Breite	40	45	43
Höhe	34	36	35
Index	77·2	80	78·7

II. Die Hyperbrachycephalen.

Die Hyperbrachycephalen charakterisiren sich nebst ihrer bedeutenden Kürze und enormen Breite durch das steil abfallende flache Hinterhaupt; kurz gesagt, wir finden in ihnen exquisite Vertreter des von Hölder als sarmatisch verzeichneten Typus. Da ich diese Schädelform bereits des Früheren näher erörtert habe, kann ich gleich zur Anführung der Messresultate schreiten.

Nach dem Längenbreitenindex vertheilen sich 14 Schädel:

von 86·2—86·6	3	Schädel
87·2—87·9	5	„
88·4—88·5	2	„
89·8	1	„
90·1	1	„
92·1	1	„
93·0	1	„

nach dem Längenhöhenindex von

71·8	1	Schädel
72·8	1	„
73·3—73·4	2	„
74·1—74·3	3	„
75·1—75·3	2	„
77·0—77·9	2	„
78·5	1	„
79·1	1	„
83·3	1	„

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	165	185	175·5
Breite	150	160	155
Höhe	125	145	133
Horizontalumfang	505	557	538
L.: B.	86·2	93·0	88·5
L.: H.	71·8	83·3	75·7
B.: H.	81·1	96·6	85·6

Nach dem mittleren Längenhöhenindex sind sie im Mittel hypsicephal, was aber nur 7 sind, indem der Rest orthocephal ist. Von 5 Cranien war das schmale Obergesicht constatirbar. 10 sind leptorrhin 4 mesorrhin; 2 chamäkonch, 5 mesokonch, 6 hypsikonch; bei 1 war der Orbitalindex nicht bestimmbar.

Vergleichen wir die Maasszahlen der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen

	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Länge	179·6	175·5
Breite	150	155
Höhe	139	133
Horizontalumfang	532	538
L.: B.	83·4	88·5
L.: H.	77·4	75·7
B.: H.	92·7	85·6

so ergibt sich, dass die ersteren länger, schmäler und auch höher sind als die Cranien der zweiten Gruppe, welchen Zahlenbefund in der That auch die Cranien zur Anschauung bringen.

11. Holzgau.

Das Beinhaus in Holzgau (im Lechthal, 751 Einwohner, 1087 m.) verwahrt vielleicht 500 Schädel. Ueber die Genesis des Beinhauses muss ich auf das bei Elbigenalp Gesagte verweisen. Wie das Ossuarium des letztgenannten Ortes, erfordert auch das von Holzgau eine genaue Durchforschung. Da mir dieselbe nicht möglich war, so verzichtete ich auf die Untersuchung nur einiger Schädel in Bezug auf die Maassverhältnisse, sondern suchte das beiläufige Typenverhältniss zu eruiren. So weit mir dies gelang, fand ich, dass in dieser Krypta ganz dieselben zwei Schädeltypen wie in Lermos und Elbigenalp vorhanden sind, ja sich meines Erachtens mit denen von Lermos und Elbigenalp vollkommen decken [1]). Die eine Form ist länger, hervorgebracht durch das convexe Occiput und zeigt geringere Breiten- und grössere Längenverhältnisse als die andere, welche mit ihrem charakteristischen steilen Hinterhaupt und in anderer Hinsicht auf die Hyperbrachycephalie von Lermos und den sarmatischen Typus hinweist.

Wie die Verhältnisszahl beider Typen zu einander ist, muss ich einstweilen dahingestellt sein lassen; die längere Form scheint etwas verbreiteter zu sein als die kurze (die dolichoide ist sicher nur spärlich vorhanden und kann nicht in Betracht gezogen werden). Nach Tappeiner sind unter 250 Schädel 22 Mesocephale, 120 Brachycephale und 108 Hyperbrachycephale.

12. Lanersbach (Vorder-Tux).

In dem Ossuarium zu Lanersbach (Tuxerthal) finden sich 43 Schädel vor; für eine eingehendere Maassuntersuchung (mit Prof. Zuckerkandl) nahm ich 12 Schädel vor, deren Maasse auf Tab. XI, Nr. 1 bis 12 untergebracht sind, und welche die verschiedenen Typen enthalten.

Die Schädel nach Typen geordnet, zeigte sich alsbald, dass zwei solche aufgestellt werden mussten, wovon jeder Typus fast die gleiche Anzahl von Schädeln aufwies; eine geringe Zahl von Schädeln, 3 Stück, blieben übrig, welche weder in dem einen noch andern Typus einzureihen waren und auch keine Mischform der beiden darstellten, so dass man zu dem Schlusse gelangen musste, man hätte in den 3 Schädeln, welche unter sich vollkommen gleichförmig, einen dritten Typus zu erkennen, welcher hier im kleinsten Maassstab aufgetreten sei und nur eine zufällige Beigabe des Beinhauses bildet. In der That fand ich auch in anderen Ossuarien diesen dritten Typus weit verbreitet.

Der erste Typus charakterisirte sich dadurch, dass er Schädel in sich begreift, welche fast dolichocephales Gepräge an sich tragen. Da jedoch die Berechnung der Längenbreitenindices sie als mesocephal oder sehr gering brachycephal (an der Grenze) hinstellte, so ist für diese Schädelform der Ausdruck Kollmann's „Dolichoid" sehr passend gewählt.

Diese dolichoiden Cranien nun zeigten grosse Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit den z. B. in Oberau beobachteten. In der oberen Ansicht sind sie langgezogen, schmaloval, fast elliptisch; die grösste Breite ist bei den Parietalhöckern anzutreffen. In der Ansicht von rückwärts sind sie schwach fünfeckig, abgerundet. Die Scheitelkurve ist schön gebogen, steigt bei der Stirne fast steil empor oder sie ist etwas fliehend, wendet sich vorerst nach rückwärts in den langen flachen Scheitel um, um beim hinteren Abschnitte der Pfeilnaht

[1]) Ausserdem fand ich 4 dolichoide Cranien (mesocephaler Index) vor. Dieselben können für dieses Ossuarium keinen charakteristischen Typus abgeben.

sanft abzufallen und bei der Schuppe des Hinterhauptes in eben mässiger Weise sich auszubuchten, so dass ein schön gewölbtes, prominentes Hinterhaupt formirt wird. Die Schläfen sind flach. Das Gesicht ist mässig schmal und ebenso lang; die Nasenbeine schön gebogen, lang, breit; der Nasenrücken vorspringend; die Orbitaleingänge weit, die Arcus superciliares weit, stark entwickelt. Es sind zumeist grosse kräftige Cranien, doch findet sich unter ihnen auch eine kleinere Form (vielleicht Weiber?), welche aber denselben Typus im strengsten Masse beibehält.

Die zweite Form unterscheidet sich von der ersten durch die Kürze und die grössere Breite.

Von oben betrachtet, sind sie eiförmig, fünfeckig, phanerozyg; die Schläfengegenden etwas gebaucht. Die Stirne ist fliehend und im Vergleich zum breiten Querdurchmesser schmal, daher phanerozyg. Die Scheitelcurve ist schön gewölbt, sie fällt beim hinteren Theil der Parietalnaht steil ab, springt aber bei der Schuppe des Hinterhauptbeines wieder heraus; die hintere Ansicht ist breit, fünfeckig. Das Gesicht ist orthognath, die Orbita steil, die Nasenbeine wie bei der dolichoiden Form entwickelt. Die Arcus superciliares sind verschieden stark entwickelt. Es sind meist grosse geräumige Cranien. Wir wollen diese Form, die nach dem Index brachycephal ist, als brachycephale hinstellen.

Die dritte Form, von welcher nur 3 Cranien zur Beobachtung kamen, erwies sich als extrem kurz und breit.

Die obere Ansicht ergibt ein stumpfes kurzes Oval; die grösste Breite an den Parietalhöckern; der Hinterhauptcontour steil abfallend, so dass derselbe mit dem Scheitelcontour einen fast rechten Winkel bildet; diese Form, die ich als hyperbrachycephale bezeichne, ist in anderen Ossuarien Tirols häufig zu finden und erhält dort die nähere Erörterung.

Noch möchte ich erwähnen, dass zwei vorgefundene Kinderschädel in vollständigstem Masse die Charaktere des dolichoiden Typus an sich trugen.

I. Die Mesocephalen.

(Dolichoiden.)

Mesocephale sind 5 vorhanden, die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	177	192	183·4
Breite	139	149	143·2
Höhe	125	134	131·4
Horizontalumfang	500	552	524
L.: B.	76·4	79·0	78·0
L.: H.	69·4	73·6	71·6
B.: H.	88.0	96·4	91·8

Diese Schädel wären daher im Mittel orthocephal, was aber nur 3 sind, weil 2 chamäcephal sich erwiesen. Alle haben ein schmales Obergesicht; 2 sind leptorrhin, 2 mesorrhin, 1 platyrrhin; 2 mesokonch, 2 hypsikonch, 1 chamäkonch.

II. Die Brachycephalen.

Fünf Schädel.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	172	183	177
Breite	138	152	145
Höhe	129	138	133
Horizontalumfang	497	531	516
L.: B.	80·2	84·4	81·9
L.: H.	72·8	78·5	75·1
B.: H.	86·2	93·8	90·2

Die Schädel sind im Mittel hypsicephal; es sind dies aber nur 2; 3 sind orthocephal, alle haben ein schmales Obergesicht; 2 sind leptorrhin, 1 platyrrhin, 1 mesorrhin, 1 nicht bestimmbar. 3 zeigen Hypsikonchie, 1 Chamäkonchie, 1 Mesokonchie.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Zwei Schädel.

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	179	180	179·5
Breite	153	154	153·5
Höhe	124	136	130
Horizontalumfang	532	533	532·5
L : B.	85·5	85·5	85·5
L.: H.	69·3	75·5	72·4
B.: H.	81·0	88·3	84·7

Ein Schädel ist chamäcephal und leptorrhin, der zweite hypsicephal und mesorrhin; beide haben ein schmales Obergesicht und sind hypsikonch.

Zusammengestellt die Maasse der drei Gruppen ergibt:

	Mesocephal	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Länge	183·4	177	179·5
Breite	143·2	145	153·5
Höhe	131·4	133	130
Horizontalumfang	524	516	532·5
L.: B.	78·0	81·9	85·5
L.: H.	71·6	75·1	72·4
B.: H.	91·8	90·2	84·7

Das Ossuarium in Lanersbach enthält auch die Cranien der in Hintertux Verstorbenen, indem dieselben auf dem dortigen Friedhof begraben werden. In Hintertux existirt weder ein Friedhof noch ein Ossuarium. Wie ich oben erwähnt habe, wurden in früherer Zeit die in Hintertux Verstorbenen in Maurern (bei Steinach im Wippthal) begraben.

Ich begab mich daher nach Maurern, um nähere Resultate zu erlangen. Der Friedhof in Maurern existirt noch, es ist aber kein Ossuarium vorhanden. Wie ich vernommen (ich weiss aber nicht, ob die Angabe richtig ist), soll in früherer Zeit ein Ossuarium vorhanden gewesen sein, die Schädel aber, als Maurern aufhörte, für die Hintertuxer einen Friedhof abzugeben, wurden der geweihten Erde wieder übergeben. Am Altar der dortigen Todtencapelle fand ich zwei Cranien, von welchen Niemand wusste, woher sie stammen; es wäre möglich, dass sie einen Rest des ehemaligen Ossuariums darstellen.

Die Schädel sind genau so geformt wie die mesocephalen Cranien in Lanersbach, sie charakterisiren sich durch ihre dolichoide Form. In der Ansicht von oben sind sie fast elliptisch, von hinten abgerundet fünfeckig, fast viereckig. Das Occiput ist sehr stark convex, so dass die Schuppe mit ihrem Kleinhirntheile auf der Horizontale ruht. Die Schläfen sind sehr mässig gewölbt. Der eine Schädel ist ziemlich defect; so fehlt ihm der Gesichtsschädel vollständig. Die Maasse derselben siehe Tab. XII.

13. Unserer lieben Frau im Walde.

In dem Ossuarium des genannten Ortes finden sich zwei Schädeltypen vor, ein brachycephaler und ein hyperbrachycephaler, welche mit den bereits mehrmals erwähnten Formen in vollkommener Uebereinstimmung sind, so dass ich mich einer weiteren Schilderung enthalten kann; der erste Typus ist nach seinem Längenbreitenindex brachycephal, der letztere hyperbrachycephal; die Vertheilung beider ist der Art, dass die Brachycephalen die Hyperbrachycephalen überwiegen (60 : 40).

Von den gemessenen 9 Schädeln (Maass-Tabelle Nr. XIII) zeigten

einen Längenbreitenindex von	81·9	1	Schädel
	82·4	1	„
	83·1—83·3	3	„
	84·2	1	„
	85·2	1	„
	86·5	1	„
	88·2	1	„
einen Längenhöhenindex von	68·9	1	„
	70·5	1	„
	73·0—73·4	3	„
	74·8—74·9	2	„
	77·5	1	„
	78·0	1	„

I. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse der untersuchten 6 Brachycephalen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	179	190	183·6
Breite	149	160	152·5
Höhe	124	142	135
Horizontalumfang	530	562	540
L. : B.	81·9	84·2	83·0
L. : H.	68·9	78·0	73·4
B. : H.	82·6	94·6	88·4

Die Schädel sind im Mittel orthocephal; dies sind aber in Wahrheit nur 4, weil einer chamäcephal, der andere hypsicephal ist. 3 sind mesorrhin, 2 platyrrhin, 1 leptorrhin, 4 chamäkonch, 1 mesokonch; nur an 3 war das schmale Obergesicht constatirbar.

Die Schädel zeichnen sich durch die Enge der Orbitaleingänge besonders aus, und haben Beziehungen mit den von Zuckerkandl in Mödling beobachteten Brachycephalen mit Orbitalstenose.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Die wichtigsten Maasse der 3 Schädel sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	160	178	169
Breite	149	154	151
Höhe	129	131	130
Horizontalumfang	505	530	520
L. : B.	85·2	88·2	86·6
L. : H.	73·0	77·5	74·6
B. : H.	84·5	87·9	86·1

Sie sind im Mittel orthocephal, was sie mit Ausnahme eines auch sind; beide haben ein schmales Obergesicht. 1 ist hypsirrhin und mesokonch, 1 platyrrhin und chamäkonch, 1 mesorrhin und mesokonch.

Vergleicht man die Maasse der ersten und zweiten Gruppe, so resultirt:

	Brachycephal	Hyperbrachycephal
Länge	183·6	169
Breite	152·5	151
Höhe	135	130
Horizontalumfang	540	520
L. : B.	83·0	86·6
L. : H.	73·4	74·6
B. : H.	88·4	86·1

14. Tisens.

Das Beinhaus in Tisens (am Eingang in das Ultenthal) dürfte wohl 500 Schädel enthalten. Zuckerkandl und ich fanden wieder den brachycephalen und hyperbrachycephalen genau in ihren bekannten

Formen vor. So viel wir ersehen konnten, scheinen die beiden Typen sich an Verbreitung das Gleichgewicht zu halten. Bei der Durchmusterung kamen uns in nur spärlicher Anzahl auch dolichoide Cranien (mesocephal) in die Hand. (Tappeiner untersuchte auf den Längenbreitenindex 134 Schädel daselbst; er fand 5 dolichocephale, 37 mesocephale, 134 brachycephale und 158 hyperbrachycephale; es stimmt diese Angabe im Grossen und Ganzen mit unserem Befunde.)

Ich behalte es mir für eine spätere Gelegenheit vor, die Resultate der Untersuchungen anderer Forscher in Tirol eingehend zu behandeln, mit den meinigen in Zusammenhang zu bringen und ein endgiltiges Urtheil über die in Tirol vorkommenden Schädelformen zu fällen. Bis dahin, allwann auch hoffentlich meine Erfahrungen in Bezug der craniologischen Verhältnisse Tirols reichere sein werden, möge es mir gestattet sein, einstweilen in Kurzem einen zusammenfassenden Ueberblick über die Ergebnisse der von mir bis jetzt ausgeführten Untersuchungen in Form eines Resumés zu bringen, welches aber und daran angeknüpfte Folgesätze in keiner Hinsicht etwas präjudiciren wollen.

Als Hauptresultat hat sich ergeben, dass drei Arten von Schädeltypen in Tirol zu beobachten sind: 1. Ein dolichoider (mesocephaler Index), 2. ein brachycephaler und 3. ein hyperbrachycephaler Typus.

Alle diese Schädelformen sind in grosser Reinheit vorhanden; die Zahl der Schädel, welche keinen reinen Typus an sich tragen, ist eine ausserordentlich kleine, so dass dieselbe das Hauptresultat nicht zu beeinflussen vermag. Dieses Factum, die Reinheit der Typen, ist wohl des Besonderen erwähnenswerth, weil es vielleicht im Stande ist, auf die etwas dunkle Frage der sogenannten Mischformen Licht zu werfen.

Um mich nicht zu wiederholen und auch nicht zu weitläufig zu werden, verweise ich betreffs der Schilderung der einzelnen Typen auf die frühere Beschreibung derselben bei den einzelnen Ossuarien, so z. B. ist die Form des dolichoiden, mesocephalen Typus unter „Oberau“, die des brachycephalen bei „Lermos“, die des hyperbrachycephalen Typus bei „St. Jacob“ des Näheren behandelt, übrigens treffender als noch so viele Worte charakterisiren die einzelnen Typen die beigegebenen Abbildungen. Auf Taf. I, Fig. 1, 2, 3 sind der dolichoide, auf Taf. I, Fig. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 der brachycephale und auf Taf. II, Fig. 1—12 der hyperbrachycephale Typus in den prägnantesten Formen zu erkennen.

Nicht in allen den von mir untersuchten Ossuarien fand ich alle drei Typen vor; wo alle drei vorhanden sind, sind die Crypten von Oberau, Auffach, Alpach (also das Gebiet von Wildschönau und Alpachthal), Lanersbach (Tuxerthal), Mals (Obervintschgau), Taufers (Taufererthal), Elbigenalp, Holzgau (Lechthal) und Tisens (Eingang in das Ultenthal).

Mit nur einem sich manifestirenden Schädeltypus (brachycephal) ist Münster (Taufererthal, Schweiz) und Maurern (Wippthal) zu erwähnen, wo bei letzterem aber zu bemerken ist, dass diese Angabe wegen der zu kleinen Zahl der zur Untersuchung gelangten Schädel (es waren nur zwei in der Todtencapelle vorhanden) absolut nicht verwerthbar ist.

Die Ossuarien der restirenden Orte: Unserer lieben Frau im Walde (Senale), St. Valentin auf der Heid (Obervintschgau), Lermos (beim Fernerpass), St. Jacob (im Stanzerthale) beherbergen nur zwei Schädelformen, den brachycephalen und hyperbrachycephalen Typus.

Mit voller Reserve gebe ich einen beiläufigen Ueberblick über die percentuelle Vertheilung der einzelnen Schädelformen der von mir untersuchten Ossuarien, welcher aber aus dem Grunde auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch machen kann, da einerseits die Schädelzahl mancher Ossuarien eine zu geringe war und andererseits es mir nicht gelang, manche Ossuarien, die sich einer grossen Anzahl von Schädel an Inhalt erfreuten, in Bezug auf die Percentzahl complet zu untersuchen. Aber selbst dieser oberflächliche Ueberblick vermag ganz interessante Verhältnisse zu zeigen.

Ort	Percentsatz		
	Meso-cephal	Brachy-cephal	Hyper-brachy-cephal
1. Oberau } Wildschönau	20·0	55·0	25·0
2. Auffach } Wildschönau	15·0	60·0	25·0
3. Alpach	17·6	58·8	23·5
4. Lanersbach	48·5	48·5	3·0
5. Mals	12·5	50·0	37·5
6. Taufers [1]	8·6	46·9	44·5
7. Tisens	10·0	45·0	45·0
8. Elbigenalp	5·0	50·0	45·0
9. Holzgau	8·8	48·0	43·2
10. Lermos	—	33·1	66·2
11. St. Jacob	—	29·2	70·5
12. St. Valentin auf der Heid	—	21·1	78·9
13. Unsere liebe Frau im Walde (Senale)	—	60·0	40·0
14. Münster (Schweiz)	—	100·0	—

[1]) Die Percentsätze von Taufers, Holzgau, Tisens mit Correction nach Angaben von Tappeiner.

Dieser Tabelle ist aber Folgendes beizufügen: Man könnte, die Percentverhältnisse allein berücksichtigend, zu der Meinung veranlasst werden, dass aus ihnen das charakteristische Verhalten der Verbreitung der Schädelformen vollends geschlossen werden könne; dem ist aber nicht so. Man kann einen Schädeltypus für ein Ossuarium oder für einen gewissen District nur dann charakteristisch halten, wenn derselbe in einer relativ grösseren Zahl, oder wenn auch in kleiner Zahl, so doch an verschiedenen Orten in dem bestimmten Bezirke constant angetroffen wird; ist dies nicht der Fall, so sind die in einem Ossuarium nur vereinzelt auftretenden Schädelformen nur als ein zufälliges Moment desselben anzusehen und haben mit dem die Bevölkerung desselben Ortes bestimmenden craniologischen Charakter nichts zu schaffen.

Aus diesem Grunde glaube ich in Betreff der Vertheilung folgende Modificationen vornehmen zu sollen: 1. In Lanersbach (Tuxerthal) kann von der Existenz eines hyperbrachycephalan Typus Umgang genommen werden, indem nur drei solche Schädel beobachtet wurden und die ganze vorhandene Schädelzahl (abgesehen von jenen drei) sich gleichmässig in zwei Typen (mesocephal und brachycephal) vertheilte. 2. In Mals (5) und Taufers (6) hat der mesocephale Typus wegzufallen, indem derselbe nur vereinzelt in den Beinhäusern aufgetreten (in Mals z. B. nur 2 Schädel); dasselbe gilt für die Ossuarien von Elbigenalp, Holzgau und wahrscheinlich auch Tisens.

Wenn wir dies Gesagte in Erwägung ziehen, dann können wir folgende Schlusssätze über die Vertheilung der Typen mit grösserer Sicherheit behaupten und dieselben als charakteristisch für die betreffenden Localitäten hinstellen:

1. Im Alpachthale und in der Wildschönau sind 3 Schädeltypen (mesocephaler, brachycephaler und hyperbrachycephaler) vertreten. Der brachycephale Typus befindet sich in der Majorität, er begreift über die Hälfte der Schädel in sich (64·6%); die beiden anderen Typen vertheilen sich in der restirenden Zahl, doch in der Weise, dass auf den hyperbrachycephalen Typus ein grösseres Verbreitungsgebiet (24·5%) als auf den mesocephalen (17·5%) entfällt.

2. In Lanersbach (Tuxerthal) ist der mesocephale und brachycephale Typus gleich weit verbreitet.

3. In Mals, Taufers, Elbigenalp, Holzgau, Tisens, Unserer lieben Frau im Walde herrschen die brachycephalen und hyperbrachycephalen Schädelformen (mit etwas grösserer Verbreitung des ersteren Typus, etwas mehr als die Hälfte).

4. In Lermos, St. Jacob, St. Valentin auf der Heid sind auch letztgenannte Typen die für die Ossuarien bezeichnenden Schädelformen, die Verbreitung derselben ist jedoch der Art, dass der hyperbrachycephale Typus den brachycephalen an Ausdehnung weit überragt (71·8 : 27·8).

5. In Münster (Taufererthal, Schweiz) ist nur der brachycephale Typus vorhanden.

Es ist vielleicht erlaubt, die Stellung der Schädeltypen der untersuchten Ossuarien zu bekannten Typen kurz zu besprechen.

In dem mesocephalen Typus können wir ganz entschieden den germanischen Typus erkennen; es sind Schädelformen (siehe das Nähere oben), welche mit den schwächeren der germanischen Form von Hölder im Einklange sind, welche wohl nur vereinzelt, fast dem Reihengräbertypus nahestehen und im Siontypus und den Mesocephalen Kollmann's (aus alten Grabstätten Baierns) Vertreter finden.

Der brachycephale und hyperbrachycephale Typus, welche beide in den untersuchten Ossuarien die führende Rolle besitzen, sind es, welche wir in den Ecker'schen Crania germaniae als die heutige Bevölkerung des Schwarzwaldes, im Disentistypus wiederfinden und in die sarmatisch-germanische und sarmatische Reihe von Hölder einzubringen sind. Wohl muss aber die bedeutende Hyperbrachycephalie in Tirol besonders hervorgehoben werden. Die ethnologische Stellung dieser Typen ist sehr dunkel. Rabl-Rückhard und Bär haben sie für Rhätomanen erklärt; ein directer Beweis hiefür fehlt aber noch immer[1]); übrigens wird man sich über diese Frage besser auslassen können, wenn das anatomische Material complet zur Beobachtung vorliegt. Mit grösserer Sicherheit lässt sich die Behauptung aufstellen, dass in Tirol, im Alpachthale, in der Wildschönau und im Tuxerthal ein germanischer Stamm anzutreffen ist.

Berücksichtige ich die Forschungen Rabl-Rückhard's und Ranke's in Tirol in Beziehung auf untersuchte Schädel, so scheint sich die germanische Form einer grösseren Verbreitung zu erfreuen, falls es richtig ist, dass die von den genannten Forschern in Tirol gefundenen Mesocephalen nicht nur nach

[1]) Es wäre sehr zu wünschen, dass Tappeiner sich herbeiliesse, den gefundenen prähistorischen Gröbner Schädel abbilden zu lassen, damit man im Stande ist, die Form desselben deutlich zu erkennen; es ist sehr leicht möglich, dass derselbe in die brachycephalen Formen Tirols Klärung bringt.

den Maasszahlen, sondern auch nach den Formen mit den von mir beschriebenen Mesocephalen in Uebereinstimmung sind. Die beiden Autoren geben über die erwähnten Schädel leider weder eine genauere Beschreibung noch eine Abbildung und aus diesem Grunde theile ich die folgende Angabe nur mit voller Reserve mit. Rabl-Rückhard hat die Ossuarien des Oetz- und Schnalserthales, Ranke eine Reihe von Ossuarien in der Umgebung von Innsbruck (Unterinnthal) und auf dem Ritten bei Bozen untersucht. Die Zahl der Mesocephalen im Unterinnthale beträgt unter 100 Schädeln 24, auf dem Ritten bei Bozen unter der gleichen Zahl 10. Im Oetzthale sind unter 43 Schädeln 12 mesocephale, wovon aber allein auf Oetz (welche Ortschaft man füglich in das Oberinnthal einbeziehen kann) 10 entfallen; im Schnalserthale sind unter 28 Cranien 2 mesocephale. In Sölden und Vent fand sich sogar je ein dolichocephaler vor. Hieraus resultirt wohl, dass im eigentlichen Oetzthale, im Schnalserthale und auf dem Ritten bei Bozen von einem besonderen Auftreten des mesocephalen Elementes nicht gesprochen werden kann, dieses aber im Unterinnthale und auch theilweise im Oberinnthale in Betracht gezogen werden muss.

Aus dem Mitgetheilten erhellt wohl, welch' interessante und wichtige Daten bei einer genauen Durchforschung des Landes Tirol in craniologischer und schliesslich in anthropologischer Hinsicht zu Tage treten werden, aber es ist unbedingt erforderlich, dass die Erforschung eine systematische sei, dass Thal für Thal derselben unterzogen werde, indem nur auf diese Weise die Wahrheit und Richtigkeit des Vorkommens und der Vertheilung der Schädeltypen zum Vorscheine kommen kann und wenn diese ermittelt ist, erst dann wird es möglich sein, mit grösserer Sicherheit über die ethnologische Stellung der Tiroler vom anatomisch-anthropologischen Standpunkte zu discutiren. Bis dahin hat aber jede aufgestellte Meinung einen zweifelhaften Werth, ist nur eine Hypothese, der das so wichtige, complete anatomische Substrat mangelt.

Am Schlusse dieser Abhandlung führe ich der besseren Uebersicht halber noch die Mittel der Maasse der einzelnen Schädeltypen an, wobei ich bemerken will, dass auf die Zahlen der Längenhöhenindices gar kein Werth zu legen ist, da diese gefundenen Mittel der Wahrheit nicht entsprechen können, indem in den von mir aufgestellten Typen chamäcephale, orthocephale und hypsicephale Cranien vertheilt sind und das gefundene Mittel je nach der Grösse der einzelnen Zahlen sich richten wird; ich habe übrigens bei Besprechung der Höhenverhältnisse der Schädeltypen der verschiedenen Ossuarien immer angegeben, wie viel chamäcephale, orthocephale, hypsicephale Cranien in dem einzelnen Typus vertheilt sind. Die Ordnung der einzelnen Ortschaften geschah nach ihrer Höhenlage.

Ort	Meter	Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
		L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Auffach	838	180	141	125	522	78·3	69·4	94·6	180	150	135	535	83·5	74·6	89·7	175	153	138	529	87·7	78·8	90·2
Oberau	936	185	145	134	533	78·5	72·4	92·3	180	149	133	548	82·2	74·1	89·1	179	156	138	539	88·8	76·8	86·8
Alpach	975	185	144	134	530	77·7	72·3	93·0	179	147	130	525	81·9	72·9	88·2	174	153	130	522	87·6	74·6	84·8
Lermos	989	—	—	—	—	—	—	—	180	151	131	527	83·7	72·8	86·8	174	153	134	524	88·3	76·3	87·6
Elbigenalp	1036	—	—	—	—	—	—	—	179	150	139	532	83·4	77·4	92·7	175	155	133	538	88·5	75·5	85·6
Mals	1045	—	—	—	—	—	—	—	178	147	130	523	83·1	73·6	86·9	170	151	134	514	89·1	79·1	85·1
St. Jacob	1197	—	—	—	—	—	—	—	182	148	137	532	83·2	76·8	93·0	172	153	133	522	89·0	78·8	87·0
Taufers	1230	—	—	—	—	—	—	—	179	148	130	529	82·5	72·7	89·1	174	152	130	525	87·6	75·0	85·1
Lanersbach	1298	183	143	131	524	78·0	71·6	91·8	177	145	133	516	81·9	75·1	90·2	179	153	130	532	85·5	72·4	84·7
Unsere liebe Frau im Walde (Senale) . .	1344	—	—	—	—	—	—	—	183	152	135	540	83·0	73·4	88·4	169	151	130	520	86·6	74·6	86·1
Münster (Schweiz) .	1388	—	—	—	—	—	—	—	180	149	133	529	82·6	74·3	89·9	—	—	—	—	—	—	—
St. Valentin auf der Heid	1396	—	—	—	—	—	—	—	177	145	128	519	82·1	72·2	88·6	170	150	130	512	88·2	76·3	86·8
Im Mittel		183	143	131	527	78·1	71·4	92·9	179	148	133	530	82·7	74·9	89·4	174	153	133	525	87·9	76·2	86·3

Anschliessend gebe ich die Mittelmaasse der von Rabl-Rückhard und Ranke untersuchten Tiroler Schädel, welche ich in mesocephale, brachycephale etc. getheilt habe:

Ort	Meter	Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
		L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
St. Peter bei Meran .	320	189	148	132	539	78·7	70·2	89·0	176	150	126	530	83·4	72·9	92·2	174	150	129	518	87·9	72·7	82·8
Unterinnthal (Ranke)	583	183	143	130	522	78·0	71·4	91·5	179	148	130	526	82·6	72·5	87·9	174	152	138	519	87·2	73·7	85·0
Oetz (Rabl-Rückhard)	820	180	141	130	521	77·9	72·2	92·7	176	144	130	519	83·4	72·9	92·2	174	150	129	518	87·9	72·7	82·8
Bitten (Ranke)	1000	178	139	132	518	78·2	71·4	91·1	174	144	127	514	83·1	73·3	88·2	173	152	131	525	87·7	75·5	86·2
St. Katharina (Rabl-Rückhard)	1087	188	144	135	524	76·6	71·8	93·7	181	147	132	518	85·0	73·9	89·8	176	154	134	528	87·2	75·8	87·3
Sölden (Rabl-Rückhard	1354	183	145	131	521	79·2	71·5	90·2	179	148	129	524	82·7	71·9	86·9	172	148	136	515	86·0	77·4	89·9
Unsere liebe Frau . .	1452	170	132	125	495	77·6	73·5	94·6	178	145	131	521	81·6	73·8	90·4	173	150	—	520	86·7	—	—
Karthaus	(?)	—	—	—	—	—	—	—	180	144	134	524	80·0	74·4	93·0	171	150	128	521	88·6	74·9	84·9
Im Mittel		181	142	131	520	78·0	71·7	91·8	178	143	129	522	82·7	73·2	90·1	173	150	132	520	87·4	74·7	85·6

Zum Ueberblick stelle ich nochmals die Mittelzahlen der von mir und Rabl-Rückhard und Ranke untersuchten Ossuarien in Tirol zusammen, und reihe die His'schen und Kollmann'schen Zahlen an:

	Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Rabl-Rückhard und Ranke	181	142	131	520	78·0	71·7	91·8	178	143	129	522	82·7	73·2	90·1	173	150	132	520	87·4	74·7	85·6
Holl	183	143	131	527	78·1	71·4	92·9	179	148	133	530	82·7	74·9	89·4	174	153	133	525	87·9	76·2	86·3
Die Tiroler haben daher im Mittel	182	142·5	131	523	78·0	71·5	92·3	178·5	145	131	526	82·7	74·0	89·8	173·5	151	132·5	522·5	87·6	75·4	85·9
Zum Vergleiche Siontypus	187·7	144·8	140·6	531·9	77·2	74·9	97·1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Disentis	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	170·6	147·6	139·6	512·7	86·5	81·8	94·6
Mesocephale und Brachycephale aus Reihengräbern nach Kollmann .	182	138	132	—	76·4	73·5	95·5	173	144	127	—	83·5	73·3	88·1	—	—	—	—	—	—	—

Anmerkung zu den Maass-Tabellen. An den Schädeln wurden stets zwei Längen gemessen, die eine von dem Stirnnasenwulste, die andere von der Glabella zum hervorragendsten Punkte des Occiputes; das Maass der ersteren Länge der Schädel ist in den Tabellen in der ersten Columne, das der zweiten in der nächstfolgenden angegeben; dem entsprechend wurden auch die Längenbreiten- und Längenhöhenindices doppelt berechnet und doppelt verzeichnet. Die Indices nach den Maassen von der Glabella an stehen in der vorletzten und letzten Columne. Die Schädelmaasse sind nach den Ossuarien und den steigenden Längenbreitenindices geordnet.

Tabelle I.

Oberau.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase Höhe	der Nase Breite	der Orbita Breite	der Orbita Höhe	Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
1 [1]	♂	196	195	147	101	126	141	116	107	131	555	395	330	100	80	140	58	24	46	36	74·6	71·6	95·9	80·0	41·3	78·2	75·4	72·3	Dolichocephal, Stirnwulst
2	♂	195	191	150	107	129	131	113	101	136	552	385	320	95	—	143	55	27	42	39	76·9	67·2	87·3	—	49·0	92·8	78·5	68·6	Dolichoid, Stirnwulst
3	♂	183	182	143	101	128	135	112	108	133	525	375	310	96	76	—	55	25	42	39	78·1	73·8	94·4	79·1	45·4	92·8	78·6	74·2	Dolichoid
4	♀ (?)	176	175	138 (?)	95	118	135	113	99	124	505	373	315	93	80	130	60	26	42	37	78·4	76·7	97·8 (?)	86·0	43·3	88·0	78·9	77·1	Dolichoid
5	♂	182	181	143	94	121	127	110	—	124	520	370	310	86	68	124	56	24	39	35	78·6	69·8	88·8	79·0	42·6	89·7	79·0	70·2	Dolichoid
6	♂	183	180	143	96	125	132	103	—	125	520	375	310	95	—	131	51	26	40	38	78·1	72·1	92·3	—	50·9	95·0	79·4	73·3	Dolichoid, Stirnwulst
7	♂	192	192	153	109	132	137	110	101	135	555	395	340	75	—	141	—	—	41	35	79·7	71·3	89·5	—	—	85·3	79·7	71·3	Dolichoid
8 [2]	♂	193	191	153	104	129	139	113	105	136	555	393	338	102	86	141	57	26	41	36	79·3	72·0	90·8	84·3	45·6	87·8	80·1	72·8	Schwach dolichoid
9	♀ (?)	178	177	143	94	120	131	115	—	129	520	380	312	—	—	—	56	26	41	36	80·3	73·6	91·6	—	46·4	87·8	80·8	74·0	Schwach dolichoid
10	♂	186	185	150	104	132	137	110	105	130	545	380	330	94	—	132	54	22	41	39	80·6	73·7	91·3	—	40·7	95·0	81·1	74·1	Schwach dolichoid
11	♀ (?)	174	174	143	98	125	135	112	95	123	545	370	325	92	78	131	55	20	43	37	82·2	77·6	94·4	84·7	36·3	86·0	82·2	77·6	Etwas flaches Occip.
12	♀ (?)	178	175	145	95	124	131	112	—	134	515	360	312	92	—	139	—	—	42	36	81·5	—	92·4	—	—	85·7	82·9	74·8	Etwas flaches Occip. Stirnwulst
13	♂ (?)	180	179	150	108	130	131	108	103	133	525	370	325	105	—	134	56	30	40	35	83·3	72·8	87·3	—	53·5	87·5	83·8	73·2	Etwas flaches Occip.
14	♂	182	181	153	102	123	131	109	101	132	535	365	325	95	—	144	54	24	41	37	84·1	72·0	86·1	—	44·4	90·2	84·5	72·4	Etwas flaches Occip.
15	♂	182	180	154	104	136	130	113	97	131	530	380	340	106	76	136	56	27	45	36	84·6	71·4	84·4	71·7	47·3	80·0	85·5	72·2	
16	♂	189	187	160	102	132	136	116	98	137	550	400	350	99	70	140	51	24	43	35	84·7	72·0	85·0	70·7	47·0	81·4	85·6	72·2	
17 [3]	♂	179	177	153	103	137	140	112	104	136	538	366	332	98	—	142	67	25	42	39	85·5	78·2	91·5	—	37·3	92·8	86·4	79·1	
18	♂	184	181	157	99	131	146	115	106	131	545	375	356	103	85	136	58	25	43	37	85·3	79·3	93·0	82·5	43·1	86·0	86·7	80·7	
19	♂	186	181	157	100	134	140	107	103	134	540	385	335	100	—	136	53	26	42	36	84·4	75·3	89·1	—	49·0	85·7	86·7	77·3	Stirnwulst sehr stark
20	♂	176	176	154	105	137	130	107	100	137	530	360	330	—	—	—	54	30	42	37	87·5	73·9	86·4	—	55·5	88·0	87·5	73·9	
21	♂	176	175	156	106	136	144	118	102	130	538	385	343	92	—	135	58	26	42	36	88·6	81·8	92·3	—	44·8	85·7	89·1	82·3	

[1]) Abgebildet auf Taf. I, Nr. 1, 2, 3. — [2]) Abgebildet auf Tafel I, Nr. 4, 5, 6. — [3]) Abgebildet auf Tafel II, Nr. 1, 2, 3.

Tabelle II.

Auffach.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase Höhe	der Nase Breite	der Orbita Breite	der Orbita Höhe	Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
1	♂	180	180	141	100	125	125	113	94	136	522	384	315	98	78	131	55	24	41	32	78·3	69·4	94·6	79·6	43·6	78·0	78·3	69·4	
2	♂	186	183	150	96	136	140	112	110	131	530	370	325	107	—	—	61	28	40	35	80·6	75·3	93·3	—	45·9	87·5	82·0	76·5	Stirnwulst
3	♂	181	181	149	105	129	125	112	95	123	533	370	322	101	—	134	52	24	40	34	82·3	69·1	83·8	—	46·1	85·0	82·3	69·1	
4	♂	180	180	150	102	128	130	107	98	123	526	378	320	102	—	131	56	24	43	39	83·3	72·2	88·6	—	42·8	90·7	83·3	72·2	
5	♂	184	183	153	100	131	135	115	97	142	542	380	325	95	81	143	59	22	40	36	83·2	73·4	88·2	85·2	37·3	90·0	83·6	73·8	
6	♀ (?)	178	177	150	103	132	141	117	106	133	530	372	330	97	—	136	55	27	40	39	84·3	79·2	94·0	—	49·0	97·5	84·7	79·7	Etwas flaches Occiput
7	♂	180	180	153	104	129	138	114	103	140	533	365	330	105	—	142	55	26	42	36	85·0	76·6	90·1	—	47·2	85·7	85·0	76·6	Etwas flaches Occiput
8	♀ (?)	177	175	150	100	126	139	115	103	133	528	370	335	95	73	138	54	25	41	37	84·7	78·5	92·6	76·8	46·3	90·2	85·7	79·4	Starke Arcus supercil.
9	♀ (?)	177	176	153	102	127	133	110	106	134	528	360	325	110	—	140	55	—	42	36	86·4	75·1	86·9	—	—	85·7	86·9	75·6	Starke Arcus supercil.
10	♂	175	174	156	98	129	142	114	107	136	532	370	340	99	—	137	53	26	43	34	89·1	81·1	91·0	—	49·0	88·3	89·7	81·6	Starke Arcus supercil.

Tabelle III.

Alpach.

1	♂	194	189	145	103	120	131	110	100	131	538	380	320	96	79	136	52	28	45	37	74·7	67·5	90·3	82·3	53·8	82·2	76·7	69·3	Sehr starke Arcus supercil. und Stirnwulst
2	♂	186	184	142	102	122	137	106	105	131	527	370	307	95	—	135	56	26	42	39	76·3	73·7	96·4	—	46·4	92·8	77·2	74·5	
3	♂	185	182	144	101	126	133	111	107	129	525	360	315	98	—	133	49	28	40	34	77·8	71·9	92·3	—	57·1	85·0	79·1	73·1	
4	♂	186	188	152	109	133	126	111	99	135	547	380	325	101	76	135	57	29	43	37	81·2	67·7	82·8	75·2	50·9	86·0	80·3	67·0	Stirnnaht
5	♂	186	185	149	104	126	128	107	107	128	530	367	315	96	78	139	57	28	42	35	80·1	68·6	85·9	81·2	49·1	83·3	80·5	69·2	
6	♀ 20 J. ?	175	176	142	96	120	129	112	95	126	512	360	308	89	69	126 ap	49	24	40	33	81·1	73·7	90·8	76·4	48·9	82·5	80·7	73·3	Stirnnaht; Buckel der Pfeilnaht
7	♀	174	174	142	104	126	124	108	94	129	510	355	310	—	—	—	—	—	40	36	81·6	71·3	87·3	—	—	90·0	81·6	71·3	
8	♀	170	169	138	101	123	122	105	92	129	500	350	292	—	91(?)	130	57	23	39	35	81·2	71·8	88·4	—	40·3	89·7	81·7	72·2	
9	♂	182	181	148	105	125	138	115	100	136	530	370	330	99	—	142	63	24	40	38	81·8	76·2	93·2	—	37·5	95·0	81·8	76·2	
10	? 10 J.?	168	167	138	93	112	123	105	95	114	485	350	310	84	56	112	40	23	38	34	82·1	73·2	89·1	66·6	57·5	89·4	82·6	73·6	Kind
11	♂	180	180	149	96	126	134	110	104	128	525	370	325	100	—	141	52	26	40	36	82·8	74·4	89·9	—	50·0	90·0	82·8	74·4	Hinterhaupt ziemlich flach
12	♂	184	182	151	101	125	131	112	97	138	540	370	325	—	78	—	55	24	41	35	82·1	71·2	86·7	—	43·6	85·3	83·0	72·0	Hinterhaupt etwas flach
13	♂	182	181	153	105	129	136	117	98	131	534	380	340	93	—	132	54	20	39	34	84·1	74·7	88·8	—	37·0	87·1	84·5	75·1	Stirnnaht
14	♀?	174	171	147	93	116	123	107	95	131	508	350	310	94	69	132	50	25	41	37	84·5	70·7	83·6	73·4	50·0	90·2	86·0	71·9	Hinterhaupt zieml. steil abfallend; gering gewölbt
15	♂	183	182	158	109	136	137	115	104	137	545	385	340	94	—	140	52	26	40	34	86·3	74·9	86·7	—	50·0	85·0	86·8	75·3	Stirnnaht; Hinterhaupt steil abfallend; gering gewölbt
16	♂ (?)	172	170	149	98	120	132	110	94	114	505	360	337	88 ap	66	121	50	23	41	34	86·6	76·7	88·5	75·0	46·0	82·9	87·6	77·6	Hinterhaupt steil abfallend
17	♂	177	175	160	102	133	129	110	97	124(?)	530	360	325	91	—	146	54	26	43	35	90·4	72·9	80·6	—	48·1	81·4	91·3	73·7	Hinterhaupt steil abfallend

Tabelle IV.

Mals.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase		der Orbita		Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
																	Höhe	Breite	Breite	Höhe									
1	♂	184	183	143	110	129	140 (?)	120	110	—	—	—	—	104	—	137	51	28	40	33	77·7	76·1	97·9	—	54·9	82·5	78·1	76·5	Dolichoid
2	♂	180	180	141	96	126	—	115	—	122	523	365	325	—	—	—	49	25	41	33	79·3	—	—	—	51·0	80·4	78·3	—	Dolichoid
3	♀	176	175	142	96	125	132	111	105	126	510	355	310	98	79	137	61	25	42	36	80·7	75·0	92·9	80·6	40·9	85·7	81·1	75·4	Stirnnaht
4	♂	186	181	147	101	121	131	114	107	126	525	385	325	100	73	131	52	26	39	33	79·0	70·4	89·1	73·0	50·0	84·6	81·2	72·4	Stirnwulst
5	♂	186	186	153	105	137	—	115	—	—	548	—	—	92	—	137	53	26	41	36	82·3	—	—	—	49·0	87·8	82·3	—	
6	♂ (?)	178	177	147	96	117	137	117	95	126	520	383	340	100	—	131	46	24	42	32	82·6	77·0	93·2	—	52·1	76·1	83·0	77·4	
7	(?) Kind	166	166	140	96	120	121	107	90	131	490	345	315	87	62	124	44	24	35	34	84·3	72·9	86·4	71·2	54·5	97·1	84·3	72·9	
8	♂	180	179	151	100	125	126	114	108	134	534	370	322	95	—	—	49	26	40	35	83·9	70·0	83·4	—	53·0	87·5	84·4	70·4	Stirnnaht
9	♀ (?)	173	172	146	94	121	127	110	102	124	505	350	310	90	—	128	53	26	42	35	84·4	73·4	86·9	—	49·0	83·3	84·9	73·8	
10	♀ (?)	173	172	146	95	116	125	108	93	126	510	350	310	93	—	127	56	27	39	37	84·4	72·2	85·6	—	47·3	94·8	84·9	72·2	
11	(?) Kind	165	165	142	91	120	126	110	86	118	490	352	325	83	60	120	39	23	35	34	86·1	76·4	88·7	72·2	58·9	97·1	86·1	76·4	
12	♀ (?)	165	164	143	90	118	135	114	96	231	496	345	320	—	—	—	51	24	41	36	86·3	82·4	95·1	—	47·0	87·8	87·2	82·9	
13	♀	166	165	144	92	119	—	117	75 (?)	125	498	348	315	98	75	130	52	26	40	36	86·7	—	—	76·5	50·0	90·0	87·3	—	
14	♂	176	175	154	96	127	131	117	95	136	522	365	325	99	76	135	53	25	40	36	87·5	74·4	85·0	76·7	47·1	90·0	88·0	74·9	
15	♂	174	171	155	99	133	136	115	96	134	525	—	325	96	—	137	46	22	38	35	89·1	78·2	87·7	—	47·8	92·1	90·6	79·5	Stirnwulst
16	♂	175	174	161	96	133	—	114	—	135	530	—	340	99	—	139	48	24	40	31	92·0	—	—	—	50·0	77·5	92·5	—	Sehr steil

Tabelle V.

Taufers.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase		der Orbita		Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
																	Höhe	Breite	Breite	Höhe									
1	♀ (?)	179	179	145	99	124	132	113	87	122	520	386	320	90	70	126	48	28	40	33	81·0	73·7	91·0	77·7	58·3	82·5	81·0	73·7	
2	♂	186	184	150	95	125	126	115	105	130	540	375	340	—	—	—	—	—	—	—	80·6	67·7	84·0	—	—	—	81·5	68·5	Stirnwulst
3	♂	177	176	145	102	128	134	108	104	125	520	365	320	94	75	133	56	25	39	35	81·9	73·7	92·4	79·7	44·6	89·7	82·4	76·1	
4	♂	179	181	150	95	125	—	110	—	—	530	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·8	—	—	—	—	—	82·9	—	Stirnwulst
5	♂	177	176	147	102	130	—	110	—	125	525	375	340	—	—	—	51	—	39	35	83·0	—	—	—	—	89·7	53·5	—	
6	♂	182	181	152	99	131	—	116	—	—	538	375	—	—	—	—	—	—	—	—	83·5	—	—	—	—	—	84·0	—	
7	♂	173	172	147	104	125	125	112	—	126	520	360	320	89	71	135	53	24	40	36	85·0	72·2	84·3	79·7	45·2	90·0	85·5	72·7	Etwas gewölbtes, vorspringendes Occiput
8	♂	178	175	150	102	132	—	115	—	—	525	—	—	—	—	—	56	—	40	35	84·3	—	—	—	—	87·5	85·7	—	Stirnwulst
9	♂	169	168	145	94	129	130	105	96	129	510	352	328	93	72	135	52	23	40	37	85·8	76·9	89·6	77·4	44·2	92·5	86·3	77·4	
10	♂	184	182	157	103	125	—	117	—	132	528	362	328	95	—	140	51	28	42	36	85·3	—	—	—	54·9	85·7	86·3	—	
11	♂ (?)	172	172	150	198	130	140	115	96	126	513	380	338	97	73	131	52	23	40	34	87·2	81·4	86·6	75·2	44·2	85·0	87·2	81·4	
12	♂	181	181	158	104	132	134	110	101	130	542	380	350	99	72	—	50	24	44	40	87·3	74·0	84·8	72·7	48·0	90·9	87·3	74·0	
13	♂	170	168	147	100	126	132	108	100	124	508	360	330	—	—	—	42	25	40	30	86·5	77·6	91·8	—	59·5	75·0	87·5	78·6	
14	♂	174	174	153	104	136	—	107	—	127	535	380	345	—	—	—	—	—	41	36	87·9	—	—	—	—	87·8	87·9	—	
15	♂	180	178	157	102	137	125	117	94	139	542	382	340	—	—	145	55	26	41	36	87·2	69·4	79·6	—	47·2	87·8	88·2	70·2	
16	♂	174	172	152	—	—	—	107	—	134	520	—	330	—	—	—	51	21	40	36	87·4	—	—	—	41·1	90·0	88·4	—	
17	♂	178	175	155	102	130	130	114	97	134	523	370	335	—	—	140	52	24	39	36	87·1	73·0	83·8	—	47·0	92·3	88·6	74·3	Stirnwulst
18	♂	177	177	157	98	131	127	112	101	132	535	375	347	—	—	—	—	—	—	—	88·7	71·8	80·8	—	—	—	88·8	71·8	

Tabelle VI.

Münster.

1	♀ (?)	185	183	148	100	126	132	102	—	—	525	360	310	95	62	—	48	29	41	32	80·0	—	89·1	65·2	60·4	78·0	80·9	74·2	Arcus supercil.
2	♂	183	178	146	92	126	123	105	100	134	522	360	310	99	77	134	56	26	40	37	79·8	67·2	84·2	77·7	46·4	92·5	82·0	69·1	Stirnwulst, Arcus superc., flach. Occ.
3	♂	177	177	146	96	118	138	—	—	—	520	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·5	78·0	96·6	—	—	—	82·5	78·0	
4	♀ (?)	178	178	148	99	126	132	107	96	127	527	370	320	92	—	131	50	25	36	34	83·1	74·2	89·1	—	50·0	94·4	83·1	74·2	
5	♂	184	183	152	102	130	142	122	106	124	540	396	355	103	80	132	54	22	42	42	82·6	77·2	93·4	77·8	41·5	100·0	83·1	77·6	Arcus supercil.
6	♂	182	182	153	100	130	133	115	99	134	538	389	330	102	67	130	46	21	40	34	84·1	73·1	86·9	65·6	45·6	85·1	84·1	73·1	Arcus supercil.
7	(?) Kind	170	173	147	97	123	123	105	83	124	510	370	318	—	—	—	—	—	40	38	86·5	72·4	83·6	—	—	95·0	85·0	71·1	Stirnwulst

Tabelle VII.

St. Valentin auf der Heid.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase		der Orbita		Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
																	Höhe	Breite	Breite	Höhe									
1	♂	180	180	146	105	132	—	115	—	123	528	370	326	—	—	—	—	—	—	—	81·1	—	—	—	—	—	81·1	—	Dolichoid, elliptisch
2	♀ (?)	176	175	142	98	120	128	112	96	121	512	360	320	92	—	122	50	24	42	38	80·7	72·7	90·1	—	48·0	90·4	81·1	73·1	Dolichoid
3[1])	♂	182	181	148	101	128	129	112	104	132	529	367	322	96	72	136	50	26	42	35	81·3	70·9	87·1	75·0	52·0	83·3	81·8	71·3	Dolichoid
4	♀ (?)	178	172	145	104	126	—	103 (?)	—	125	510	365	314	—	72	—	52	27	41	39	84·3	—	—	—	51·9	95·0	84·3	—	Starker Stirnwulst, etwas abgeplattetes Hinterhaupt
5	♀ (?)	176	176	150	102	100	127	103	90	123	520	372	320	91	—	124	52	26	39	35	85·2	72·2	86·6	—	50·0	89·7	85·2	72·2	
6	♂	174	171	146	95	119	131	119	98	127	510	370	325	91	—	134	51	26	38	32	83·9	75·3	89·7	—	50·9	84·2	85·4	76·6	Stirnwulst
7	♂	174	171	147	102	129	125	114	97	128	518	358	330	102	74	134	52	24	42	38	84·5	71·8	85·0	72·5	47·0	90·4	86·0	73·1	Stirnwulst
8	♀	168	165	142	93	124	129	110	98	118	493	350	310	88	68	—	51	23	39	36	84·5	76·8	91·0	77·2	45·1	92·3	86·1	78·2	Stirnwulst
9	♀	175	171	148	90	115	120	110	94	123	510	358	310	86	—	—	49	24	39	35	84·6	68·6	81·0	—	48·9	89·7	86·5	70·2	Stirnwulst
10	♀	165	163	142	101	124	128	110	94	117	498	342	320	94	—	124	56	27	39	35	86·1	77·6	90·1	—	47·3	89·7	87·1	78·5	
11	♂	170	166	146	96	120	130	115	97	125	500	358	322	96	—	126	52	25	40	36	85·9	76·5	89·0	—	48·0	90·0	87·9	78·3	Stirnwulst
12	♂	174	173	153	96	125	136	120	96	125	520	372	340	100	74	131	52	25	43	38	87·9	78·2	88·8	74·0	48·0	88·3	88·4	78·6	
13	♂	170	169	150	96	122	134	113	95	129	515	370	326	—	—	134	44	23	39	32	88·2	78·8	89·3	—	52·2	82·0	88·8	79·3	
14	♂	174	173	153	96	125	136	120	96	125	520	372	340	100	74	131	52	25	43	38	87·4	75·3	88·8	74·0	48·0	88·3	88·9	76·6	
15	♂	169	169	151	100	126	129	110	95	122	507	365	328	90	—	128	50	26	40	38	89·3	76·3	85·4	—	52·0	95·0	89·3	76·3	
16[2])	♂	179	177	159	96	129	135	117	96	136	530	373	340	98	77	140	58	25	41	35	89·4	75·4	84·3	78·5	42·1	85·3	89·8	75·8	
17	♂ Kind	158	160	148	94	119	129	112	86	117	485	350	325	85	58	114	44	19	35	33	93·7	81·6	87·1	68·2	43·1	95·0	92·5	80·6	
18	♀ (?)	168	169	157	93	124	130	110	95	126	512	360	330	94	—	127	52	—	42	36	92·7	77·4	82·8	—	—	85·7	92·8	76·9	
19	♂	166	165	154	98	130	130	113	96	128	510	350	340	99	—	134	54	28	40	35	92·8	78·3	84·4	—	51·8	87·5	93·3	78·8	

[1]) Abgebildet Taf. I, Nr. 10, 11, 12. — [2]) Abgebildet Taf. II, Nr. 7, 8, 9.

St. Jacob.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase		der Orbita		Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
																	Höhe	Breite	Breite	Höhe									
1	♂	189	189	153	108	127	—	112	—	133	545	390	330	109	—	—	52	26	44	33	80·9	—	—	—	50·0	75·0	80·9	—	Occip. etwas gewölbt, schwach dolichoid
2	♂	185	181	150	106	131	136	112	110	139	540	370	320	100	—	142	52	27	49	37	81·1	73·5	92·7	—	51·9	75·5	82·9	75·1	Stirnwulst schwach dolichoid
3	♂	179	175	145	94	119	134	112	103	134	517	370	322	99	77	133	56	25	41	41	81·0	74·8	92·4	77·7	49·0	100·0	82·9	76·6	Etwas gewölbtes Occip.
4	♂	180	180	150	103	130	—	118	—	—	530	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·3	—	—	—	—	—	83·3	—	Etwas gewölbtes Occip.
5	♂	181	179	150	111	138	141	118	105	143	538	365	330	97	—	—	52	26	45	35	82·9	77·9	94·0	—	50·0	77·7	83·8	78·8	Starker Stirnwulst
6	♂	182	176	150	96	118	131	112	99	134	520	370	330	93	72	139	52	25	42	36	82·4	72·0	87·3	77·4	48·0	85·7	85·2	74·4	
7	♂	176	171	146	96	127	134	110	97	127	510	370	325	93	—	134	56	23	41	37	83·0	76·1	91·7	—	47·1	90·2	85·4	78·4	
8	♂ (?)	172	168	145	98	125	132	110	102	128	505	350	315	99	68	135	53	26	38	34	84·3	76·7	91·0	68·6	49·0	89·4	86·3	78·6	Stirnwulst
9	♂	185	183	160	102	135	133	110	101	131	545	382	350	—	—	136	—	—	45	40	86·5	71·9	83·1	—	—	88·8	87·4	72·7	Breiter Schädel
10	♂	176	170	149	99	122	125	107	96	129	510	355	317	101	75(?)	—	53	25	43	35	84·7	71·0	83·8	74·2	47·1	81·4	87·6	73·5	Starker Stirnwulst
11	♂	183	180	160	96	133	133	118	104	131	535	375	350	96	79	136	52	22	42	39	87·4	72·7	83·1	82·2	41·5	92·8	88·8	73·9	Stirnwulst, breiter Schädel
12	♂	174	174	156	100	132	132	114	94	132	528	375	345	—	—	—	—	—	—	—	89·7	75·9	86·5	—	—	—	89·7	75·9	
13	♂	181	177	160	107	139	140	118	99	135	532	382	353	101	80(?)	144	56	28	46	37	88·4	77·3	87·5	79·2	50·0	80·4	90·3	79·1	Stirnwulst
14	♂	173	170	155	100	125	138	115	99	134	520	370	340	93	—	133	—	—	42	35	89·6	79·8	91·1	—	—	83·3	91·2	81·2	Stirnwulst
15	♀	165	161	147	94	126	130	107	93	127	500	355	325	81	77	122	50	16	36	31	89·1	78·8	88·4	95·0	30·7	86·1	91·3	80·7	Stirnwulst
16	♂	168	168	154	104	129	137	112	96	132	520	365	330	102	—	139	55	26	41	38	91·7	81·5	88·9	—	47·2	92·6	91·7	81·5	
17 [1]	♂	181	174	162	101	136ap	133	112	101	141	537	385	344	91	77	144	56	25	38	35	89·5	73·5	82·0	94·9	44·6	92·1	93·1	76·4	Starker Stirnwulst, enorm breit

[1]) Abgebildet Taf. II, Nr. 10, 11, 12.

Tabelle IX.

Lermos.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase		der Orbita		Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
																	Höhe	Breite	Breite	Höhe									
1[1])	♂	183	181	147	96	131	132	119	101	129	533	375	330	94	—	—	54	23	39	36	81·5	71·7	89·7	—	42·6	88·3	81·2	72·9	Arcus supercil.
2	♂	184	184	152	99	125	125	112	93	127	533	380	330	94	—	127	49	24	43	38	82·6	67·9	82·2	—	48·9	88·3	82·6	67·9	Arcus supercil.
3	♂	174	174	146	98	127	135	112	100	126	510	362	320	89	—	126	54	24	41	38	83·9	77·6	92·4	—	44·4	92·6	83·9	77·6	
4	♂	181	180	152	106	130	131	112	101	140	532	375	320	104	—	—	56	29	42	34	84·0	72·4	86·1	—	51·7	80·9	84·4	72·8	
5	♂	178	177	150	98	128	132	112	99	128	512	370	332	—	—	—	50	24	44	38	84·3	74·2	88·0	—	48·0	86·3	84·7	74·6	
6	♂	186	185	157	99	132	133	114	96	137	542	390	335	101	—	142	52	27	40	37	84·4	71·5	84·6	—	51·9	92·5	84·9	71·9	
7	♂	184	182	155	101	136	139	121	103	135	540	390	335	94	—	136	52	26	40	38	84·2	75·5	89·6	—	50·0	95·0	85·2	76·4	
8	♂	184	182	155	96	126	135	116	101	131	530	380	333	91	76	133	53	21	45	38	84·2	73·4	87·1	83·5	39·6	89·7	85·2	74·2	Hinterhaupt etwas flach und abfallend, vielleicht Uebergangsgruppe von den Brachycephalen zu den Hyperbrachycephalen
9	♀	164	164	140	92	123	123	108	92	122	490	347	310	94	69	126	49	24	41	37	85·4	79·4	87·1	73·4	48·9	90·2	85·4	74·4	
10	♂	177	175	150	—	128	134	116	102	124	523	375	335	—	—	133	—	—	—	—	84·7	75·7	89·3	—	—	—	85·7	76·6	
11	♂	180	177	155	98	130	137	114	99	135	535	380	335	102	—	—	54	25	40	35	86·1	76·1	88·3	—	46·3	87·5	87·6	77·4	Stirnnasenwulst, Arcus supercil.
12	♂	181	179	157	100	137	139	115	97	134	530	387	340	100	74	139	51	28	45	33	86·7	76·8	88·5	74·0	54·9	73·3	87·7	77·2	Stirnnasenwulst, Arcus supercil.
13	♂	183	179	158	108	136	140	135	98	124	540	392	362	98	82	130	57	25	51	39	86·3	76·5	94·9	83·6	43·3	95·0	88·3	78·2	Stirnnasenwulst
14[2])	♂	179	178	158	107	133	128	122	100	131	540	380	245	105	77	131	58	26	45	41	88·3	71·5	81·0	73·3	44·8	91·1	88·8	71·9	Arcus supercil.
15	♂	175	173	155	95	127	135	113	104	133	518	360	335	94	—	141	53	24	43	36	88·6	77·1	87·1	—	45·2	83·7	89·6	78·0	Arcus supercil.
16	♀ (?)	165	162	147	—	—	—	113	—	—	500	342	315	—	—	—	—	—	—	—	89·1	—	—	—	—	—	90·7	—	Arcus supercil.
17	♀ (?)	163	163	150	93	124	125	110	89	127	500	360	335	90	—	130	51	23	39	39	92·0	76·7	83·3	—	45·1	100·0	92·0	76·7	Aeusserst flaches Occ.
18	♂	182	180	160	109	137	141	127	101	142	542	380	345	105	76	147	56	29	44	40	87·9	77·5	88·1	72·1	51·7	90·9	93·0	78·3	Stirnnasenwulst

[1]) Abgebildet Taf. I, Nr. 7, 8, 9. — [2]) Abgebildet Taf. II, Nr. 4, 5, 6.

Tabelle X.

Elbigenalp.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel												Gesichtsschädel							Index								Anmerkungen
		Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase		der Orbita		Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	
																	Höhe	Breite	Breite	Höhe									
1	♂	184	183	151	104	128	139	116	103	122	535	375	330	106	—	134	53	26	44	35	82·1	75·5	92·0	—	49·0	79·5	82·5	76·0	
2	♂ (?)	178	176	146	105	131	128	110	101	131	525	360	320	—	—	—	57	24	45	35	82·0	71·9	87·6	—	42·1	77·7	83·0	72·7	
3	♂	179	178	148	104	128	138	110	103	126	526	372	330	90	—	132	56	22	42	39	82·7	77·1	93·2	—	39·2	92·8	83·1	77·5	
4	♂ (?)	172	172	143	92	121	142	122	98	123	512	370	330	95	76	132	55	24	40	34	83·1	82·6	99·3	80·0	43·6	77·2	83·1	82·6	
5	♂	194	194	163	114	142	151	125	115	140	572	403	355	109	—	150	58	28	45	36	84·0	77·8	92·6	—	48·2	80·0	84·0	77·8	Kephalone
6	♂ (?)	178	175	148	100	126	136	113	102	137	520	362	315	97	—	140	53	25	44	35	83·1	76·4	91·8	—	47·1	79·5	84·6	77·7	Stirnwulst
7	♂	174	174	150	97	129	145	115	105	131	520	370	330	—	76	—	55	25	44	41	86·2	83·3	96·6	—	45·4	93·1	86·2	83·3	
8	♂	175	175	151	105	134	130	115	103	133	533	360	325	—	—	—	52	22	—	34	86·3	74·3	86·0	—	42·3	—	86·3	74·3	Nicht ganz steil. Occip.
9	♂	179	179	155	101	132	133	110	101	133	535	390?	330	92	—	135	56	27	45	37	86·6	74·3	85·8	—	47·3	82·2	86·6	74·3	
10	♂	172	172	150	100	126	135	112	100	130	525	365	330	96	77	137	57	25	46	38	87·2	78·5	90·0	80·2	43·3	82·6	87·2	78·5	
11	♂	182	181	158	100	134	136	120	102	134	544	370	347	96	—	136	57	24	40	36	86·8	74·7	86·0	—	42·1	90·0	87·3	75·1	Nicht ganz steil. Occip.
12	♂	182	185	162	106	137	137	120	100	139	557	385	345	104	—	140	55	28	42	34	89·0	75·3	84·5	—	50·9	80·9	87·6	74·1	Nicht ganz steil. Occip.
13	♂	177	177	155	96	124	130	114	92	127	530	374	335	89	74	133	54	22	42	36	87·6	73·4	83·8	83·1	40·7	85·7	87·6	73·4	Nicht ganz steil. Occip.
14	♂	174	173	152	98	126	126	110	96	140	525	360	320	99	68	—	54	24	44	39	87·4	72·4	82·8	86·7	44·4	88·6	87·9	72·8	
15	♂	181	181	160	105	132	141	110	99	138	545	380	335	97	70	138	56	23	45	38	88·4	77·9	88·1	72·1	41·1	89·7	88·4	77·9	
16	♂	176	174	154	104	128	125	107	101	132	520	348	315	—	—	137	56	25	44	34	87·5	71·0	81·1	—	44·6	77·2	88·5	71·8	
17	♂	178	178	160	100	132	134	117	99	135	546	380	345	90	—	139	54	25	43	33	89·8	75·3	83·7	—	46·3	76·7	89·8	75·3	Steiles Occip.
18	♂	173	172	155	102	130	126	110	92	135	525	365	330	90	—	139	52	26	41	38	89·6	72·8	81·2	—	50·0	92·6	90·1	73·3	Steiles Occip.
19	♀ (?)	166	165	152	95	122	127	110	90	127	505	360	320	98	70	133	53	23	42	34	91·6	76·5	83·5	71·4	43·4	80·9	92·1	77·0	Steiles Occip.
20	♂	173	172	160	101	136	136	107	101	135	530	370	330	100	—	139	53	26	41	33	92·4	78·6	85·0	—	49·0	80·4	93·0	79·1	Steiles Occip.

Tabelle XI.

Lanersbach.

Schädelnummer	Geschlecht, Alter	Hirnschädel: Länge	Länge	Breite	Kleinste Stirnbreite	Grösste Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Breite der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Gesichtsschädel: Gesichtsbreite	Obergesichtshöhe	Jochbreite	der Nase: Höhe	der Nase: Breite	der Orbita: Breite	der Orbita: Höhe	Index: Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Längenbreiten-	Längenhöhen-	Anmerkungen
1	♂	186	182	139	—	118	134	100	103	125	519	362	300	—	—	134	61	28	41	37	74·7	72·0	96·4	—	45·9	90·2	76·4	73·6	
2	♂	193	192	149	—	133	134	117	108	123	552	398	334	95	72 ap	132	56	28	43	39	77·2	69·4	89·9	75·7	50·0	90·6	77·6	69·8	
3	♂	175	177	139	—	119	130	104	101	120	500	352	301	96	73	126	56	26	44	35	79·4	74·3	93·5	76·0	46·4	80·6	78·5	73·4	
4	♂	183	180	142	—	123	125	108	98	125	515	364	308	100	73	135	52	28	40	33	77·6	68·3	88·0	73·0	53·8	82·2	78·9	69·4	
5	♂	189	186	147	—	124	134	113	98	128	534	386	320	96	78	132	59	29	43	34	77·8	70·9	91·1	81·2	49·1	79·0	79·0	72·0	
6	♂	176	172	138	—	116	129	104	102	120	500	347	295 (?)	94	75	129	56	26	43	35	78·4	73·3	93·4	78·9	46·4	81·3	80·2	75·0	
7	♂	184	183	147	—	—	138	119	103	123	531	388	333	94	77	—	57	28	46	40	79·9	75·0	93·8	81·9	49·1	86·9	80·3	75·4	
8	♂	176	172	140	—	114	135	110	102	123	497	360	310	99	76	129	54	29	43	34	79·5	76·7	88·6	76·7	53·7	79·0	81·4	78·5	
9	♂	180	178	148	—	122	132	110	100	134	530	370	330	—	—	—	54	—	40	40	82·2	73·3	89·1	—	—	100·	83·1	74·2	
10	♂	180	180	152	—	120	131	108	100	130	523	370	325	96	71	133	50	22	41	36	84·4	72·8	86·2	73·9	44·0	87·8	84·4	72·8	
11	♂	183	180	154	—	128	136	106	102	132	533	366	332	100	78	—	55	28	42	40	84·2	74·3	88·3	78·0	50·9	95·2	85·5	75·5	
12	♂	181	179	153	—	128	124	111	100	124	532	365	335	90	75	131	60	28	44	40	84·5	68·5	81·0	83·3	46·6	90·9	85·5	69·3	

Tabelle XII.

Maurern (bei Steinach).

1	♂ (?)	176	177	141	—	127	134	112	94	121	512	365	310	—	68	—	50	24	40	36	76·6	75·7	95·0	—	48·0	90·0	80·1	75·1	
2	♂ (?)	177	177	141	—	119	129 ap	109	—	126	510	363	315	—	—	—	—	—	—	—	79·6	72·8	91·4	—	—	—	79·6	72·8	

Tabelle XIII.

Unserer lieben Frau im Walde.

1	♂	189	188	154	—	132	138	120	105	135	552	382	330	88	—	143	56	28	48	36	81·5	73·0	89·6	—	50·0	75·0	81·9	73·4	
2	♂	182	182	150	—	128	142	104	103	—	530	369	—	100	74	—	58	28	46	37	82·4	78·0	94·6	74·0	78·2	80·4	82·4	78·0	
3	♂	186	183	152	—	130	137	108	103	132	536	383	322	95	72	134	52	28	43	32	81·7	74·2	90·1	75·7	53·8	74·4	83·1	74·9	
4	♂	179	179	149	—	124	134	108	102	129	530	375	331	90	61	132	49	28	40	32	83·2	74·8	89·9	67·7	57·1	80·0	83·2	74·8	
5	♂	180	180	150	—	132	124	107	95	128	530	366	318	90	—	132	53	24	39	26	83·3	68·9	82·6	—	45·2	66·6	83·3	68·9	Stirnnaht
6	♂	192	190	160	—	127	134	109	113	146	562	378	334	106 ap	—	149	60	29	48	37	83·3	69·8	83·7	—	48·3	77·0	84·2	70·5	
7	♂	178	160	150	—	128	129	110	95	130	525	371	321	96	—	133	50	30	42	34	84·3	72·5	86·0	—	60·0	80·9	85·2	73·3	
8	♂	178	178	154	—	125	130	114	98	130	530	361	317	92	68	132	50	27	42	33	86·5	73·0	84·5	73·9	54·0	78·5	86·5	73·0	
9	♀	169	169	149	—	121	131	105	90	127	505	360	310	96	69	128	49	24	43	36	88·2	77·5	87·9	71·8	48·9	83·7	88·2	77·5	Zwischenkiefer-prognathie.

Craniologische Untersuchungen in Tirol und Inner-Oesterreich.

Erster Bericht, vorgelesen in der Sitzung am 8. April 1884

von

Prof. Dr. **E. Zuckerkandl** in Graz.

Die Untersuchungen, über welche ich heute Bericht erstatte, sind im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien und mit Unterstützung des hohen k. k. Unterrichts-Ministeriums angestellt worden. Nachdem ich, um mich einigermassen zu orientiren, bereits vor zwei Jahren in einigen Beinhäusern eine kleine Voruntersuchung [1]) ausführte, hat im verflossenen Jahre die Anthropologische Gesellschaft eine systematische Erforschung der unter den Deutsch-Oesterreichern vorkommenden Schädeltypen beschlossen, und Tirol, in dessen Thälern man neben der herrschenden Bevölkerung deutschen Ursprungs die Reste längst vom Schauplatze weggefegter Völker vermuthet, war zum Ausgangspunkte für diese Untersuchung ausersehen worden. Professor Holl und ich sollten vorerst einige der Localitäten gemeinschaftlich durchsuchen, und behufs des weiteren Vorganges in der Untersuchung war eine Arbeitstheilung insofern vorgeschlagen, als Holl in Tirol bleiben und ich mich nach Kärnten begeben sollte. So geschah es auch; wir durchzogen gemeinsam einige Thäler und trennten uns erst, nachdem wir uns über die unter den Tirolern vorkommenden Schädelformen im Allgemeinen orientirt hatten. Hinsichtlich dieser Formen haben uns namentlich die Beinhäuser in Lanersbach und Tisens werthvolle Aufschlüsse gegeben.

Ueber diese Excursion lege ich nun einen Bericht mit einigen Ausblicken auf andere craniologische Forschungen vor. Vorher aber drängt es mich, in meinem, sowie im Namen meines Collegen Holl dem hohen k. k. Unterrichts-Ministerium den tiefsten Dank für die Unterstützung auszusprechen und speciell unseres verehrten Präsidenten Baron Andrian zu gedenken, der, überzeugt von dem Werthe craniologischer Forschungen, es seit Jahren an Aufmunterung zu solchen nicht fehlen liess.

[1]) E. Zuckerkandl, Beiträge zur Craniologie der Deutschen in Oesterreich. Mitth. d. A. G. Bd. XIII. Wien 1883, pag. 89 bis 118 mit 4 Tafeln. Einige der in diesen Beiträgen enthaltenen Angaben habe ich im Berichte reproducirt.

Es ist noch nicht lange her, dass wir über die Schädelformen der europäischen Völker und Rassen einige Kenntnisse besitzen.

Dieser Theil der craniologischen Forschung lag brach, denn die physische Anthropologie war einerseits vollauf damit beschäftigt, das Wesen der aussereuropäischen uncultivirten Rassen bleibend zu fixiren, und andererseits war das Augenmerk der Craniologen dahin gerichtet, aus dem Schoosse der Erde jene Urformen zu heben, welche im Stande wären, die zwischen dem Menschen und den Anthropoiden gähnende Kluft auszufüllen. Alle Bemühungen, die Reste des Urmenschen zu finden, der an der Schwelle der Menschwerdung gestanden, sind bekanntlich bislang vergeblich geblieben. An Schädeln aus längst verflossener prähistorischer Zeit mangelt es wohl nicht, aber so weit sie normal sind, liegt kein anatomisches Kriterium vor, welches zu dem Ausspruche berechtigte: sie gehörten einer Rasse an, die tiefer organisirt gewesen sei, als eine der modernen inferioren Menschenrassen.

Dies waren die Hauptprobleme der Craniologie. Ueber ähnlichen, wie bemerkt, auf das Erdinnere und die anderen Welttheile ausgedehnten Forschungen vergass man, wie dies so häufig geschieht, das Naheliegende, vernachlässigte das Studium der heimischen Völker, und so kommt es, dass wir auch heute noch über die Schädelformen aussereuropäischer Völker beinahe besser orientirt sind, als über manche Rassen unseres Welttheiles.

Das Fehlerhafte dieses Vorganges machte sich fühlbar, als in Folge des von der archäologischen Forschung gegebenen Impulses die Frage nach der Beschaffenheit der in der Heimat auftretenden Schädelformen immer acuter wurde. Da stellte es sich heraus, dass man sich in Folge dieser Unterlassung eines wichtigen Vergleichsmateriales begeben hatte.

Seit jener Zeit ist es besser geworden, und für Deutschland verdanken wir den Untersuchungen von Ecker, His und Rütimeyer, Hölder, Virchow u. A. eine Reihe von sehr werthvollen Mittheilungen über die physische Beschaffenheit der heimischen Völker.

Aber die Fragen: waren die germanischen Stämme, als sie einwanderten, in Bezug auf ihre Schädelform einheitlich organisirt oder nicht, und ist die Typenmehrheit erst in Folge späterer Kreuzung entstanden, ferner, auf welche Elemente ist die Mehrheit der Formen zurückzuführen, sind mehr als je Gegenstand der Discussion [1]).

Als man anfing, den deutschen Schädel zu studiren, stand die Angelegenheit recht einfach, denn es war die Ansicht verbreitet, die Deutschen seien dolichocephal.

Gross, blond, blauäugig und langköpfig sollte der Germane sein. Dieser Glaube wurzelte so tief, dass Welcker, der als Erster nachwies, dass unter den modernen Deutschen nur mehr ein geringer Bruchtheil dolichocephal, die Mehrheit hingegen breitköpfig ist, daran nicht zweifelte, er werde wegen dieses seines Ausspruches Angriffen ausgesetzt sein.

Die moderne deutsche Bevölkerung enthält, schematisch aufgefasst, bekanntlich zwei Typen: einen kleinen dunkelhaarigen Typus mit brachycephalem Schädel und einen zweiten, grossen, hellfarbigen, dolichocephalen Typus. Von den zum brünetten Typus zählenden gehört, wie aus dem Vorherrschen der hellen Complexion der deutschen Kinder gegenüber den Erwachsenen ersichtlich, ein entsprechender Theil zur Descendenz der blonden Rasse, da bekanntlich das Auftreten heller Augen- und Haarfarbe innerhalb einer unvermischt gebliebenen brünetten Rasse zu den seltensten Erscheinungen zählt.

Nachdem es feststand, dass unter den Schädeln der Deutschen neben Mittelformen mindestens zwei Typen existiren, war zu entscheiden, ob, und wenn, welche von den Formen die ältere sei. Hierauf erhielt man durch die Funde in den Reihengräbern, welche, wie auf die Autorität Lindenschmit's hin allgemein angenommen wird, die irdischen Reste fränkischer und alemannischer Krieger [1]) enthalten, bald Antwort.

---

[1]) Es wird von Manchen angenommen, dass neben der Kreuzung auch dem Wohnorte ein wesentlicher Einfluss auf die Bildung der Schädelform zukomme; so behauptet J. Ranke (Beiträge zur phys. Anthrop. d. Bayern, München 1883), dass die Bewohner gebirgiger Gegenden durch den Einfluss des Wohnortes zu einer gesteigerten Brachycephalie hinneigen, und dass beispielsweise die Veränderung der Schädelform in Süddeutschland seit der Reihengräberzeit zum Theil auf dieses Moment zu beziehen sei. Es würde nun den Rahmen dieses Berichtes überschreiten, wollte ich des Genaueren auf diese Theorie eingehen, aber einige Bemerkungen will ich vorbringen, um zu zeigen, dass der Ausspruch J. Ranke's zum Mindesten sehr gewagt ist.

Störungen in der Schläfengegend (Schläfenenge) und die Persistenz der Stirnnaht sollen häufiger bei den Gebirgsbewohnern als bei den Flachländern vorkommen, und Ernährungsstörungen in Folge kümmerlicher Nahrung werden für diese Bildungen verantwortlich gemacht. Die durch solche Störungen gesetzte Schläfenenge finde für einen Theil der Fälle in der offen bleibenden Stirnnaht eine Compensation, und die also entstandene frontale Brachycephalie vererbe sich später mit oder ohne Persistenz der genannten Naht. Dem gegenüber ist zu bemerken:

Ranke basirt seine Behauptung von der brachycephaleren Beschaffenheit der Gebirgsbewohner auf eine Untersuchung von 1722 resp. 653 Schädeln aus dem Flachlande und nur 160 Schädeln aus Gebirgsorten. Wenn ich nun von der Incongruenz des verglichenen Materiales — 1722 Schädeln gegen 160 — absehe, so ist das Materiale doch zu gering, um auf seiner Grundlage so weittragende Schlüsse aufzubauen. An einer Stelle seines umfangreichen Werkes warnt er ganz richtig davor, aus einer zu kleinen Anzahl von Schädeln Schlüsse zu ziehen, und es ist zu bedauern, dass dieser Vorgang nur für die Untersuchungen anderer Forscher Geltung haben soll. Bei einer so geringen Anzahl von Schädeln geben wenige Fälle schon einen grossen Ausschlag und die 3% mehr in den Gebirgsorten können ganz leicht auf Vererbung innerhalb einer und derselben Familie zurückzuführen sein.

Auf die Aetiologie der gewöhnlichen Schläfenenge, auf die übertriebene Vorstellung von der Thätigkeit der Durafalten, darauf, dass ihre Gegenwart im Embryo nur allmälig den Verschluss der Fossa Sylvii zulasse, währenddem nach meiner Meinung diese Grube unabhängig von der Nachbarschaft, aus immanenten, vererbten Gründen den bekannten Entwicklungsgang nimmt, will ich mich nicht einlassen. Ich frage nur, wohin kommen wir mit unseren Lehren, wenn man, die vergleichende Anatomie bei Seite schiebend, auch für den Stirnfortsatz der Schläfenschuppe keine Ausnahme macht und ihn hineinwirft in den Topf, in welchem Störungen der Ernährung als formbildendes Ferment die Hauptrolle spielen?

Unter dem Einflusse einer Localität auf die Umbildung einer bestimmten Form kann ich nur den Einfluss des Wohnortes an sich selbst verstehen; genauer ausgedrückt, von gleich organisirten Wesen, die unter denselben Ernährungsverhältnissen leben und von welchen eine Gruppe im Flachlande verbleibt, während die andere in's Gebirge versetzt wird, müsste die letztere eine somatische Aenderung erfahren. Somatische Veränderungen aber, die in Folge von mangelhafter Ernährung entstehen, und wenn sie auch später vererbt werden, können schon deshalb nicht mit der Localität in Verbindung gebracht werden, weil sich ganz dasselbe auch im Flachlande ereignet, wenn die Leute unter ungünstigen Verhältnissen das Leben fristen.

Solche auf schwachen Füssen stehende Theorien sollten nicht als bereits ausgemachte Dinge hingestellt werden, denn dies schadet nur dem Fortschritte und untergräbt das Vertrauen zur craniologischen Lehre.

[1]) Nach Hölder Arch. f. Anthrop. Bd. XII bildeten diese Gräber den Friedhof einer sesshaften Bevölkerung: der Franken, Alemannen, Burgunder, Angelsachsen, Niedersachsen, Thüringer und Westphalen.

In den Reihengräbern der älteren Periode fand sich nämlich eine durch eine Reihe von Eigenthümlichkeiten so wohl charakterisirte Schädelform, dass sie zur Aufstellung einer bestimmten, nach der Fundstätte als Reihengräbertypus bekannten Form Veranlassung gab.

Die anatomischen Befunde in den Reihengräbern verglichen mit den Beschreibungen, welche römische Schriftsteller über das Aussehen der Germanen entworfen haben, stimmten auffallend überein und man war froh, endlich die Urform des deutschen Schädels gefunden zu haben.

Aber das Typische der Befunde liess in den Reihengräbern der jüngeren Periode nach; neben den Dolichocephalen fand man mesocephale und brachycephale Schädel und ich hebe beispielsweise hervor, dass in den bayrischen Reihengräbern nur mehr 43 Percent der Schädel dolichocephal waren. Die Resultate Kollmann's, mit welchen auch die in Würtemberg und Baden und in der Schweiz erhaltenen übereinstimmen, lauten:

„In den alten Grabstätten Bayerns finden sich drei typische Schädelformen:

1. Die bekannten dolichocephalen Schädel; sie sind sehr häufig: 43·6 Percent.

2. Die ebenfalls schon lange bekannten brachycephalen Schädel; sie betragen 9·8 Percent.

3. Mesocephale Schädel 7 Percent.

4. Mischformen, die mit Bestimmtheit durch Kreuzung zwischen der lang- und kurzköpfigen Rasse, aber auch wahrscheinlich durch Kreuzung mit der mesocephalen Bevölkerung entstanden sind. Diese Mischformen sind sehr zahlreich und betragen in unserem Fall die respectable Zahl von 38 Percent.

Aus diesen Zahlen geht hervor, dass in der Zeit unserer Reihengräber in Südbayern die Repräsentanten dreier verschiedener craniologischer Typen zusammengelebt und sich untereinander vermischt haben."

Es herrschten also schon damals den heutigen ähnliche Verhältnisse, nur ist seit jener Zeit der Percentsatz der Dolichocephalen noch weiter herabgesunken, und gegenwärtig ist in den deutschen Ländern der Reihengräbertypus im Aussterben begriffen. Anders in Skandinavien. Allerdings kommen auch hier Brachycephale vor, aber noch prävalirt nach den Zeugnissen bewährter Forscher der dolichocephale Typus mit heller Complexion.

Schädel von		Dolichocephal	Mesocephal	Brachycephal
Jütländern . .	(Ranke)	67%	26%	7%
Seeländern . .	(Ranke)	57%	37%	6%
Dänischer Landbevölkerung .	(Ranke)	52%	43%	5%
Friesen (Virchow) . .		18%	52%	30%
Bayern (Ranke) . .		1%	16%	83%[1])

Diese Tabelle zeigt recht deutlich, wie gegen Süden die Dolichocephalie abnimmt und der Brachycephalie das Feld räumt.

Angesichts der Ergebnisse in den Reihengräbern blieb nichts übrig, als entweder, an der Rasseneinheit der Germanen in vorgeschichtlicher Zeit festhaltend, ihre Brachycephalie einer Vermischung mit einer vorgermanischen Urbevölkerung zuzuschreiben, auf welche sie bei ihrer Einwanderung gestossen sind, oder anzunehmen, die germanischen Stämme seien schon vor der Einwanderung durch allophyle Beimischung in mehrere Typen geschieden gewesen. Erstere Ansicht hat viele Anhänger, letztere, zu der auch Virchow hinzuneigen scheint, ist schwer discutirbar. Unter den Linguisten hat Th. Pösche[2]) die ursprüngliche Einheit der germanischen Stämme mit Geschick vertheidigt, die Völker mit heller Complexion, die Blonden, zu einer eigenen Rasse gestempelt und ihnen die nicht blonden aber arischen Völker als Mischvölker entgegengestellt.

Hölder meint, dass die Typeneinheit der Germanen erst mit der Einführung des Christenthums, also etwa um's 9. Jahrhundert herum, aufhörte. Bei den exclusiven heidnischen Germanen fand eine Vermischung zwischen den Freien und Hörigen nicht statt; die die Kreuzung zwischen ihnen hindernden Schranken riss erst das Christenthum nieder, und damit verschwindet nach Hölder die Rasseneinheit in den Gräbern.

Der Umstand, dass die südwärts ziehenden Germanen grossentheils brachycephal wurden, während der Norden ein wahres Centrum der Dolichocephalie geblieben, spricht für die ursprüngliche Typeneinheit und scheint zu beweisen, dass die im Norden verbliebenen Germanen auf ein so wenig zahlreiches brachycephales Element stiessen, dass dieses gegenüber der mächtigen dolichocephalen Rasse nicht aufzukommen vermochte. Ferner ist in Hinsicht auf Hölder's Angabe nicht zu verkennen, dass auch

[1]) Mit Ausnahme der Bayern, war das Materiale, auf dessen Grundlage die Zahlen berechnet wurden, ein kleines.

[2]) Die Arier. Jena 1878.

heute noch innerhalb der sogenannten besseren Stände deutscher Nation, namentlich aber in den durch Inzucht sich vermehrenden aristokratischen Kreisen, Langköpfigkeit, verbunden mit heller Complexion, mehr Verbreitung hat als im Volke. Der Typenmehrheit in den Reihengräbern gegenüber gerieth bei Vielen, die nicht Hölder's Ansicht huldigten, die Lehre des Reihengräbertypus einigermassen in's Gedränge; vielleicht auch mit Recht, obwohl von Niemanden behauptet wurde, dass dieser die ausschliessliche Form aller germanischen Stämme gewesen sei [1]).

Ob die Reihengräberform den ursprünglichen germanischen Typus repräsentirt, ist nicht mehr zu beweisen, dass es aber einmal einen arisch-germanischen Typus mit einheitlichem Charakter gegeben haben muss, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Wie dem aber auch immer sei, man war von den Ergebnissen nicht befriedigt und ging neuerdings daran, die Urform des germanischen Schädels zu erforschen. Virchow untersuchte die Friesen, die zu den wenigen germanischen Stämmen gehören sollen, welche, von fremden Völkern am wenigsten belästigt, das germanische Aussehen bewahrt haben („während fränkische und sächsische Gebiete den Braunen verfallen sind"), fand aber unter denselben den Reihengräbertypus nicht wieder, sondern eine stark zur Brachycephalie hinneigende Mesocephalie.

Wir sind, wie das Vorhergegangene lehrt, wohl über die verschiedenen Formen, nicht aber über die allerdings hypothetische Urform des germanischen Schädels orientirt; ebensowenig können wir über die Frage, wer die Brachycephalen, mit denen die Germanen sich vermischten, gewesen sein mögen, Aufschluss geben. Man hat an die Kelten und Slaven — beide ursprünglich hellfarbig — gedacht und auch an die Finnen, die nach Virchow's Forschungen hellfarbige Brachycephalen sind.

So wenig auch diese Untersuchungen in der angedeuteten Richtung befriedigten, ein Gutes hatten sie: der Irrthum, in dem man bezüglich der Schädelform der modernen Deutschen befangen war, wurde aufgeklärt; wir verfügen zur Zeit schon über die Kenntniss mehrerer unter den Deutschen vertretener Typen und wir haben erfahren, dass von Norden gegen Süden mit der Hellfarbigkeit auch die Dolichocephalie der Deutschen abnimmt, und beide einer brachycephalen dunklen Complexion weichen.

In Ostfriesland sind nach Virchow 44 Percent der Bevölkerung hellfarbig, in Preussen 35 Percent und in Bayern nur mehr 20 Percent.

Um jedem Missverständnisse vorzubeugen, betone ich, dass damit nicht behauptet wird, die Localität an sich erzeuge die helle Complexion und die Dolichocephalie. Vorläufig haben wir, wenn wir von dem Einflusse der Kreuzung absehen, die Thatsache einfach hinzunehmen, dass die Deutschen — und das Gleiche gilt auch für die Slaven — im Norden langköpfig und hellfarbig, im Süden kurzköpfig und brünett sind. Im Uebrigen gibt es unter den Völkerschaften und Rassen hellfarbige Brachycephale und dunkelhaarige Dolichocephale, Brachycephale im Norden und Dolichocephale im Süden.

Dies sind die wichtigsten Ergebnisse der modernen deutschen Craniologie.

Für die unter den Deutsch-Oesterreichern vorkommende Schädelform liegen Angaben vor von J. Ranke [1]), Rabl-Rückhardt [2]) und ein grösseres Werk des Dr. F. Tappeiner [3]), welches zur Zeit, als wir uns in Tirol befanden, die Presse verliess.

Als wichtigstes Ergebniss des Tappeiner'schen Buches ist anzusehen, dass in Tirol ein hyperbrachycephaler Typus grosse Verbreitung hat (in einzelnen Localitäten bis zu 46 Percent des untersuchten Materiales), mit dem ein prähistorischer Schädel aus dem Grödenthale übereinstimmen soll.

Die Beschreibung, die Tappeiner von diesem Grödner Schädel entwirft und die nach der behaupteten Congruenz auch für die modernen Hyperbrachycephalen Tirols gilt, lautet:

In der oberen Ansicht zeigt er ein breites Oval mit der grössten Breite an den Seitenhöckern; in der des Hinterhaupts stellt er ein an drei Seiten flach gewölbtes Viereck mit flach und steil abfallender Hinterhauptschuppe dar.

Stirn ziemlich breit, kleinste Stirnbreite 96 mm., steil ansteigend mit stark ausgeprägten Stirnhöckern;

[1]) Bei Beurtheilung der Formen ist wohl darauf zu achten, dass das Gesetz der Vererbung individueller Formen eine grosse Rolle spielt. Die individuelle Bildung wird später zur Eigenthümlichkeit einer Familie und schliesslich da, wo die Bewohnerschaft sich durch Inzucht vermehrt, zum bleibenden Charakter eines grösseren Menschencomplexes. Nur auf diese Weise kann ich es mir erklären, dass in Ortschaften, die nur wenige Stunden von einander entfernt sind, die Bewohner desselben Stammes verschiedene Schädeltypen aufweisen. Aus demselben Grunde ist es leicht möglich, dass die langgebauten Mesocephalen keine Mischformen, sondern einfach eine Varietät der Dolichocephalen darstellen.

[1]) Beiträge zur phys. Anthrop. d. Bayern. München 1883.

[2]) Zeitschr. f. Ethnologie. Bd. X.

[3]) Studien zur Anthropologie Tirols etc. Innsbruck 1883.

Augenbrauenbogen ziemlich stark, in der Mitte zu einem starken Nasenwulst zusammenfliessend.

Der Scheitelbogen von den Stirnhöckern bis zu den Scheitelhöckern langsam ansteigend und dann ziemlich rasch abfallend.

Hinterhauptsloch weit nach hinten gestellt.

Grösste Länge 180 mm., grösste Breite 153 mm., also Längenbreitenindex 85·0.

Ganze Höhe Virchow 137 mm., also Längenhöhenindex 76·1.

Mastoidalbreite an den Spitzen 114 mm., Hilfs-Ohrhöhe 116 mm., Capacität (mit Schrott gemessen) 1400 Kcm., Horizontalumfang 520 mm.

Der Schädel ist hyperbrachycephal und hypsicephal und entspricht ganz dem Typus der heutigen Grödner und Ladiner überhaupt.

Ueber die Attribute der Meso- und Brachycephalen Tirols erfahren wir aus der Lectüre des Tappeiner-schen Werkes so viel wie nichts, und wenn man bedenkt, dass Schädel mit gleichen Breitenindices doch verschiedener Form sein können, so hoffe ich auf keinen Widerspruch zu stossen, wenn ich an dem Buche die Unterlassung von Beschreibungen tadle [1]).

Einzig der hyperbrachycephale Typus der Tiroler-Schädel wurde durch die oben wiedergegebene Beschreibung einigermassen charakterisirt.

Was nun meine eigenen Erfahrungen betrifft, so ergab die Untersuchung der mit Holl gemeinsam durchforschten Beinhäuser in Lanersbach und Tisens [1])

---

[1]) Schon öfter wurde auf das Mangelhafte einer solchen Methodik hingewiesen, wie wir aber sehen vergebens, daher ich, trotzdem mich diese Erörterung vom Gegenstande des Berichtes ablenkt, es als eine Pflicht erachte, nochmals auf diese Sache einzugehen.

Mit dem Messen von Schädeln und der Berechnung ihrer Indices ist nicht viel gethan. Aus den vielen, mit grossem Aufwande von Zeit und Mühe zusammengestellten Zahlenreihen, wie sie z. B. das Werk Tappeiner's enthält, erfahren wir blos Einiges über die Statistik der drei Grundformen des Schädels, nicht aber über das Wesentlichste, nämlich über die eigentliche Form der Dolicho-, Meso- und Brachycephalen; ja es ist nicht einmal, einige Gräberbefunde ausgenommen, eine Orientirung über die Grössenverhältnisse der Schädel möglich, weil es an einem Verzeichnisse der Cardinalmaasse mangelt.

Wir verlangen aber von craniologischen Untersuchungen mehr als Indices, und zwar:

a) Mit genauer Sorgfalt sind pathologische Fälle auszuscheiden.

b) Die weiblichen Schädel sollen von den männlichen gesondert und für sich betrachtet werden. Ich weiss wohl, dass dies in einzelnen Fällen (Uebergangsformen) nicht leicht oder gar nicht möglich ist; aber den typisch weiblichen Schädel zu erkennen, fällt keinem Anatomen schwer, der sich längere Zeit mit Schädelstudien beschäftigte. Uebung macht auch hier den Meister.

c) Ferner dürfen die Schädel nicht einfach der Reihe nach gemessen und, wie dies so häufig geschieht, nach steigendem Index geordnet werden, sondern vor Allem sind typische Formen auszusuchen, und jede solche ist für sich zu messen, zu beschreiben und ihre Indices sind für sich tabellarisch zu verzeichnen. Es geht nicht an, wie dies in modernen craniologischen Werken oft wiederkehrt, aus einer Reihe von Indices, die z. B. mit 72 beginnt und mit 95 schliesst, ein Mittel zu ziehen und zu sagen, die Leute dieser oder jener Localität seien brachycephal oder mesocephal. Aus zwei nebeneinander vorkommenden Typen, und mag die eine auch nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen, kann man keinen Mitteltypus fabriciren; ebensowenig man von zwei Personen, von welchen die eine 2, die andere 16 Jahre alt ist, aussagen darf, sie seien im Mittel 9 Jahre alt. Neben der Tabelle aber, die die Maasse nach den Typen geordnet enthält, kann immerhin eine zweite über die Verbreitung der Schädel nach Indices gestellt werden.

Wir brauchen gute Beschreibungen; man sehe doch, was Blumenbach mit seiner Beschreibung für die Erkenntniss der Rassenschädel geleistet hat, und man wird die Schilderung der Typen nicht so vernachlässigen, wie dies jetzt häufig geschieht. Mit einer guten Beschreibung der Formen und Angabe über die Verbreitung derselben ist mehr gethan, als mit endlosen Zahlenreihen, aus denen man höchstens erfährt, wie viele von den gemessenen Schädeln dolicho-, meso- oder brachycephal gewesen.

Wollten wir die Form wieder aus Zahlen erschliessen, oder gar nach diesen bildlich construiren, dann müssten die Ziffernreihen wesentlich vermehrt werden.

Es darf ferners nicht ausser Acht gelassen werden, dass es verschieden geformte Dolichocephale und Brachycephale gibt. Die Grönländer, Hindus und Australneger sind dolichocephal, repräsentiren aber ebensoviele Typen, und Aehnliches gilt für die brachycephalen Rassen. Ch. Aeby (die Schädelformen des Menschen und des Affen. Leipzig 1867), der die Formen nicht nach der Dolichocephalie und Brachycephalie, sondern nach Stenocephalie und Eurycephalie gruppirt, hat sicherlich auch Recht. Es kann ein Schädel schmal und kurz, lang und breit sein.

Der Reihengräbertypus zeigt dolichocephale Stenocephalie, der Siontypus dolichocephale Mesocephalie, der Czechenschädel ist ein dolichocephaler und der Südslave ein brachycephaler Eurycephalus. Hieraus ist im Uebrigen ersichtlich, dass, abgesehen vom Breitenindex, auf den Langbau des Schädels viel ankommt.

Noch Eines. Der Breitenindex beurtheilt die Norma verticalis nur nach dem Verhalten der Länge zu einer bestimmten Querebene, aber über die Gestalt des Schädels vor und hinter dieser Ebene gibt der Breitenindex keinen Aufschluss. Es wäre nun schon an der Zeit, neben dem gewöhnlichen Breitenindex zum Mindesten noch einen zweiten, nämlich den grössten Stirnbreitenindex stets zu verzeichnen. Hiedurch erhielten wir eine Verhältnisszahl, welche zur Charakteristik der Norma verticalis wesentlich beitragen würde.

[1]) In Tisens nach Tappeiner 1·5% Dol., 10·9 M., 40·3 Br., 47·3 Hyperbr.

das Vorherrschen von drei Typen: eines mesocephalen (dolichocephalen), eines brachy- und eines hyperbrachycephalen Typus. Eine ganz scharfe Scheidung zwischen brachy- und hyperbrachycephalen, ebenso zwischen den dolicho- und mesocephalen Formen ist nicht zu treffen, und man muss innerhalb eines jeden Typus dem Index eine gewisse Spielweite gestatten. Ein Schädel mit dem Typus der Hyperbrachycephalen, aber mit einem Index, der unter 85·0 liegt, gehört noch immer zur Rasse der Hyperbrachycephalen.

A. Hyperbrachycephaler Typus. Der Schädel ist in der oberen Ansicht stumpf eiförmig, das Oval hinten breit, wie abgestutzt; von der Schuppe des Hinterhauptbeines ist nur der oberste Antheil sichtbar, von den Scheitelbeinen etwas mehr als die vordere Hälfte. Die grösste Breite (zwischen den Parietalhöckern) liegt kurz vor dem hinteren Ende des Längendurchmessers. Die Seitenconturen convergiren nach vorne, um die gewöhnlich schmälere Stirn zu bilden, während sie hinter den Scheitelhöckern unter äusserst stumpfem Winkel in den schwach gebogenen, oft fast geraden Contur des Hinterhauptes übergehen. Seitenansicht. Der Contur steigt vorne zuerst auf und biegt gewöhnlich rasch in den relativ langen und flachen Scheitel über, der vom Stirnbein und vom Scheitelbein gebildet wird, um bei den Scheitelhöckern fast senkrecht gegen die steile Hinterhauptwand abzufallen. An dieser Flachheit der Hinterhauptschuppe participirt auch das Muskelfeld dieses Knochens, daher die Schuppe an der Bildung der Schädelbasis nur geringen Antheil nimmt und das Foramen occipitale weit rückwärts verschoben erscheint. Der retroauriculäre Theil der Schädellänge ist bedeutend kürzer als der präauriculäre. Grösste Höhe in der Projection der Warzenfortsätze. In der hintern Ansicht ist der Schädel einem liegenden Rechtecke vergleichbar; man überblickt neben der breiten flachen Schuppe ungefähr die hintern Hälften der abgebogenen Parietalia. Die Norma facialis zeigt eine mässig breite Stirne, ein ebenso geartetes Gesicht, weite Augenhöhlen und eine lange schmale Nasenöffnung.

B. Bei den Brachycephalen ist die obere Ansicht nicht so stumpf eiförmig, die grösste Breite liegt viel weiter vor dem hinteren Ende des Längendurchmessers und von der Squama occipitalis ist ein grösserer Antheil sichtbar. Die nach hinten etwas convergirenden Seitenconturen gehen unter flachem Bogen in den stärker gebogenen hinteren Contur über. In der seitlichen Ansicht ist der Scheitel mässig lang, nicht sehr flach, bildet in der Mitte der Parietalia gewöhnlich eine Depression und geht dann ziemlich rasch in das ausgebauchte Hinterhaupt über, dessen Muskelfeld an der Bildung der Basis mehr betheiligt ist, als bei den Hyperbrachycephalen. Der retroauriculäre Antheil der Länge ist länger, die grösste Höhe weiter vorn, die hintere Ansicht niederer, der untere Antheil der Schuppe nicht vollständig sichtbar, die Parietalia in grösserer Ausdehnung als bei den Hyperbrachycephalen betheiligt. Hinterhauptschuppe gewölbt. Norma facialis ähnlich der der Hyperbrachycephalen.

C. Innerhalb der dolichoiden Gruppen finden sich die bekannten mesocephalen, durch Langbau ausgezeichneten, germanischen Formen. Der Reihengräbertypus tritt vereinzelt auf.

	Mesocephal							Brachycephal							Hyperbrachycephal						
	L.	B.	H.	H.-U.	L:B.	L:H.	B:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L:B.	L:H.	B:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L:B.	L:H.	B:H.
Rabl-Rückhardt und Ranke . .	181	142	131	520	78·4	72·4	92·2	178	143	129	522	80·3	72·5	90·2	173	150	132	520	86·7	76·3	88·0
Holl.	183	143	131	527	78·1	71·6	91·6	179	148	133	530	82·7	74·3	89·9	174	153	133	525	87·9	76·4	86·9
Tiroler im Mittel	182	142·5	131	523	78·3	72·0	91·9	178·5	145·5	131	526	81·5	73·4	90·0	173·5	151·5	132·5	522·5	87·3	76·4	87·4

Alle diese drei Schädelformen sind, wie mir Holl mittheilte, in den von ihm untersuchten Beinhäusern in grosser Reinheit vorhanden; die Zahl der Schädel, welche keinen reinen Typus an sich tragen, ist eine so verschwindend kleine, dass dieselbe das Hauptresultat nicht im Mindesten zu beeinflussen vermag.

Im Alpachthale und in der Wildschönau sind alle drei Typen (mesocephaler, brachycephaler und hyberbrachycephaler) vertreten. Der brachycephale findet sich in der Majorität, er umfasst mehr als die Hälfte der Schädel (64·6 Percent); die beiden anderen Typen theilen sich in die restirende Zahl, doch in der Weise, dass auf den hyperbrachycephalen ein grösseres Verbreitungsgebiet als auf den mesocephalen entfällt.

In Lanersbach (Duxerthal) ist der mesocephale und brachycephale Typus gleich stark verbreitet.

In Mals, Taufers, Elbigenalp, Holzgau, Tisens und in Unser lieben Frau im Walde herrschen die brachycephalen und hyperbrachycephalen Schädelformen mit etwas grösserer Verbreitung des ersteren Typus vor (etwas mehr als die Hälfte).

In Lermoos, St. Jacob, St. Valentin sind auch die letztgenannten Typen die für die Ossuarien bezeichnenden Schädelformen, die Verbreitung derselben ist jedoch derart, dass der hyperbrachycephale Typus den brachycephalen weit an Ausdehnung übertrifft (71·8% zu 27·8%).

In Münster (Taufererthal, Schweiz) ist nur der brachycephale Typus vorhanden.

Der hyperbrachycephale Typus stimmt mit dem von His für die Schweiz gefundenen Disentis-Typus überein und bis auf letztgenannten Forscher, der den Typus für den der Alemannen hielt, neigen die anderen Forscher zu der Anschauung hin, er repräsentire die eigentliche rhätische Form. Man nimmt an, die Rhäto-Romanen seien nach dem Aufhören der Herrschaft Roms — bis auf einen Theil, die heutigen Ladiner, die urrhätisch geblieben — durch Kreuzung, ich aber glaube theils auch durch Germanisation in den das Land erobernden Germanen aufgegangen.

Mag die Provenienz der Hyperbrachycephalen noch so dunkel sein, mehr als wahrscheinlich ist, dass die langköpfigen Germanen in Tirol eine wahrscheinlich dunkelhaarige, jedenfalls aber sehr breitköpfige Rasse antrafen, die sie theils einfach germanisirten, theils in sich aufnahmen, und deren physischer Charakter noch heute fortbesteht. Die den Ladinern gleichenden übrigen Brachycephalen des Landes beweisen, dass ein der germanischen und ebenso der slavischen Form fremder Typus sich bis auf den heutigen Tag siegreich behauptet habe, und dies ist wieder ein Beweis, wie zäh die Natur bei all' ihrem plastischen Vermögen an einmal geschaffenen Formen festhält.

Noch dunkler als die Abstammung der Hyperbrachycephalen ist die der Brachycephalen; dabei habe ich nur die typische Form im Auge und sehe von den weniger typischen brachycephalen Gruppen, die sich bezüglich der Form auf der einen Seite der Mesocephalie, auf der anderen der Hyperbrachycephalie nähern und Spielarten oder Mischformen dieser darstellen, ganz ab [1]).

Aehnliche Formen wie in Tirol kommen auch in Vorarlberg vor, und es ist Aufgabe fernerer For-

---

oder es ist die Schlussfolgerung unrichtig, dass die aus der Mischung hervorgegangene Bevölkerung brachycephaler ist, oder aber wir müssten uns vorstellen, es habe unter den Rhäto-Romanen eine derartige Tendenz zum Brachycephalismus geherrscht, dass die dolichoide Beimischung nicht einmal im Stande war, sie ganz einzudämmen.

Sehen wir uns die Verhältnisse, wie sie in den Tabellen niedergelegt sind, einmal an; worauf gründet Herr Tappeiner seine Schlussfolgerungen beispielsweise bezüglich des Ultenthales?

Da haben wir 47·3% der gemessenen Schädel brachycephal im Ultenthale (Tab. IX) und 44·2% der gemessenen Schädel brachycephal unter den Ladinern (Tab. III). Woraus construiren sich diese Percentzahlen? Stellen wir sie nach Indices geordnet nebeneinander:

		Ultenthal	Ladiner
Index	85—85·9 . . .	11·2%	10·9%
„	86—86·9 . . .	11·2 „	11·1 „
„	87—87·9 . . .	5·6 „	**8·6** „
„	88—88·9 . . .	**6·2** „	4·3 „
„	89—89·9 . . .	**5·9** „	3·2 „
„	90—90·9 . . .	2·9 „	**3·4** „
„	über 90 . . .	**4·4** „	2·7 „
	Summa .	47·4%	44·2%

Worauf gründet sich das Uebergewicht der Ladiner an Brachycephalen? Sehen wir ein gleichmässiges Ueberwiegen? Durchaus nicht!

Von den Schädeln mit Index 85 und 86 können wir ganz absehen, denn hier ist die Differenz nur wenige Zehntelprocent; bei den anderen noch mehr Brachycephalen aber ist das Uebergewicht bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, mit dem Index 87 und 90 prävaliren die Ladiner, mit dem Index 88, 89 und über 91 die Ultenthaler. Eine solch hin- und herspringende Reihe ist nicht dazu geeignet, daraus Schlussfolgerungen zu ziehen. Ja würde, wenn auch nur um ein ganz Geringes, aber stetig, die eine Reihe prävaliren, dann wären die Schlussfolgerungen des Herrn Tappeiner gerechtfertigt; so aber erlauben sie keinen Schluss und beweisen nur, dass die Untersuchungen viel zu wenig umfangreich sind, um zu Resultaten geführt zu haben.

Herr Tappeiner vergleicht S. 34 die Eisackthaler mit den Ladinern und findet die ersteren trotz allerlei dolichoider Beimischung entschieden brachycephaler wie die letzteren; vergleichen wir, rechnen wir nach:

		Ladiner	Eisackthaler
Index	85—85·9 . . .	**10·9%**	10·6%
„	86—86·9 . . .	**11·1** „	9·1 „
„	87—87·9 . . .	8·6 „	**8·9** „
„	88—88·9 . . .	4·3 „	**6·4** „
„	89—89·9 . . .	3·2 „	**4·9** „
„	90—90·9 . . .	**3·4** „	2·8 „
„	über 91 . . .	2·7 „	**6·2** „
	Summa .	44·2%	48·9%

Wo rühren hier die 4·7% Uebergewicht her? Fast ausschliesslich von den im Ganzen 30 Schädeln im

---

[1]) Herr Tappeiner sagt in seiner sonst verdienstvollen Arbeit S. 33, es sei zum Staunen: aus der Mischung der brachycephalen Rhäto-Romanen und der dolichoiden Bajuvaren sei eine Bevölkerung herangewachsen, welche noch viel brachycephaler ist als die Rhäto-Romanen.

Entweder ist die Präposition unrichtig, dass sich ein dolichoides Volk mit den brachycephalen Rhäto-Romanen gemischt habe und wir in der gegenwärtigen Bevölkerung des Ultenthales das Resultat dieser Mischung vor uns haben,

schungen, ihre Verbreitung in diesem Kronlande zu studiren und dadurch eine Fühlung mit der Schweiz herzustellen.

Ich gehe nun zu Kärnten über, in welchem sich vor unserem Blicke ein craniologisch ganz anders geartetes Bild entrollt. Soweit meine bisherigen Erfahrungen reichen, ist das Volk mit dem Disentis-Typus nicht nach Innerösterreich gedrungen. Das Ostpusterthal dürfte die äusserste Grenze der rhätischen Ansiedlungen gewesen sein; hier stiessen sie auf die Wenden.

Oestlich vom Pusterthale, in Kärnten[1]), treten hauptsächlich zwei Typen in den Vordergrund; ein, mag der Breitenindex immerhin brachycephal sein, durch Langbau ausgezeichneter dolichoider Typus, dann mesocephale Cranien und endlich eine kurze brachycephale Form, die ich ebensowohl bei den Südslaven Dalmatiens wie Serbiens, Bosniens, der Herzegowina und auch an dem Schädel eines Mannes mit slavischem Namen aus Orida in Macedonien fand, so dass ich die Form, trotzdem das Materiale kein grosses genannt werden kann, vorläufig als typisch südslavische anspreche[2]).

Typisch südlavische Form:

Slovenen L.	B.	L.:B.		Dalmatiner L.	B.	L.:B.	
172	146	84·9		163	143	87·7	
170	142	83·5		172	151	87·8	
170	149	87·6		177	149	84·2	
164	141	86·0		173	140	80·9	
168	152	90·5		165	140	84·8	
175	148	84·6		166	146	87·9	
171	150	87·7		172	161	93·6	
164	139	84·8		166	151	91·0	
Personen deutscher Nationalität mit deutschen Namen			Bosniak	173	165	95·4	
			Montenegriner	168	156	92·9	
				170	142	83·5	
166	142	85·5	Herzegowiner	177	146	82·5	
166	154	92·8	Slave aus Macedonien	165	147	89·1	
				152	139	91·4	Kind
				165	142	86·1	Gräberschädel

Atypische Südslaven:

Dalmatiner

L.	B.	L.:B.	
167	148	88·6	Hinterkopf minder flach.
167	139	83·2	desgl.
175	142	81·1	desgl.
181	147	81·2	Zu lang, Hinterkopf aber typisch.

Serben

L.	B.	L.:B.	
179	154	86·0	Hinterkopf typisch, O. W. in Lambd.
176	135	76·7	Gräberschädel.
187	144	77·0	desgl.
175	130	74·3	desgl.
152	138	90·8	Hinterkopf wenig flach, 7—8 Jahre alt.

Die Norma verticalis zeigt ein kurzes breites, hinten wie platt gedrücktes Oval. Die grösste Breite liegt zwischen den wenig vortretenden Scheitelhöckern, von welchen aus nach vorne die Seitenconturen convergiren. Hinter den Höckern bildet dieser Contur einen flachen Bogen. Von der Hinterhauptschuppe ist nur der Lambdawinkel sichtbar. Die Jochbogen treten nicht vor. Die hintere Ansicht höher als breit, einem stehenden Rechtecke vergleichbar oder fünfeckig, in welchem Falle die unter den Scheitelhöckern gelegenen Seiten parallel stehen oder leicht convergiren, während die über den Scheitelhöckern befindlichen in flachem Bogen aneinander schliessen. In der Seitenansicht steigt die Sagittalcurve bis zu den tubera frontalia senkrecht auf, geht in schönem Bogen in das Mittelhaupt über, dessen Scheitel gewöhnlich flach ist und das schon von den Scheitelhöckern an rasch abbiegt und in das steil gestellte Hinterhaupt übergeht. Der retroauriculäre Antheil der Länge ist sehr kurz. Die vordere Ansicht zeigt eine breite Stirne, vorspringende Jochbeingegend, Augenhöhlen, die oft sehr eng sind und eine kurze, breite Nasenöffnung.

Eisackthale, die über 91 Index haben, 30 von 500! Alle übrigen halten sich so ziemlich das Gleichgewicht; übrigens finden wir ein ähnliches Hin- und Herspringen der Majorität innerhalb der Theilgruppen wie vorhin, also die Reihe zu beobachtungsarm, um begründete Schlüsse auf sie zu bauen.

Hätte Herr Tappeiner mehr Schädel untersucht, so würde sich wahrscheinlich so Manches ausgeglichen haben. Dass eine hin- und herspringende, ungleichmässig wachsende oder fallende Reihe auf zu geringe Beobachtung weist, ergibt sich sehr schön beispielsweise aus Tab. VII, Westladiner:

Unter diesen sind:

von	81—81·9	6·2%
„	82—82·9	12·5 „
„	83—83·9	10·9 „
„	84—84·9	6·2 „
„	85—85·9	7·0 „
„	86—86·9	14·1 „
„	87—87·9	10·1 „
„	88—88·9	5·5 „ u. s. w.

Welch unregelmässiges Hin- und Herspringen von 6 zu 12, zu 6, zu 14, zu 5.

Warum? Weil hier nur 128 Schädel im Ganzen gemessen wurden, da geben kleine Zufälle stark aus. Nehmen wir hingegen alle Ladiner zusammen, wie auf Tab. III, so sind diese Capriolen bereits nahezu verschwunden.

[1]) Das Gesagte bezieht sich selbstverständlich blos auf jene Ortschaften, in denen ich bisher untersuchte.

[2]) Schädel aus Croatien habe ich nicht untersuchen können.

Im Uebrigen ist auch für die Slaven zu untersuchen, ob die atypischen Fälle blos Varietäten oder Vertreter eines zweiten Typus (Mischlinge) repräsentiren. Desgleichen ist zu erforschen, ob die so häufig vorkommende Abplattung des hohen Hinterkopfes, der gleich einer senkrechten Wand steil vom Scheitel gegen den Nacken abfällt, immanent ist oder nicht besser auf eine künstliche Deformation zu beziehen sei.

Nordslaven:

Czechen

L.	B.	L:B.	L.	B.	L:B.
197	155	78·7	182	152	83·5
188	148	78·7	178	146	82·0
187	150	80·2	179	143	79·9
185	153	82·7	175	150	85·7
185	150	81·1	174	147	84·5
183	152	83·1	173	148	85·5
184	150	81·5	177	151	85·3
183	147	80·3	177	146	82·5
181	156	86·2	177	141	79·7
181	154	85·1	175	147	84·0
180	147	80·2	176	146	83·0
181	143	79·0	176	151	85·8
177	148	83·6	172	153	88·9
169	141	83·4	169	138	81·7
184	152	82·6			

(Von diesen 12 mesokonch, 11 chamäkonch, 6 hypsikonch, 12 leptorrhin, 11 mesorrhin, 6 platyrrhin; von den 12 mit Leptorrhinie 4 Fälle chamä-, 4 meso- und 4 hypsikonch.)

Slovaken

L.	B.	L.:B.
182	136	74·7
183	140	76·5
179	137	76·5
175	137	78·3
180	142	78·9
180	145	80·6
184	150	81·5

Goralen

L.	B.	L.:B.
192	145	75·5
179	133	74·3

16—18 Jahre alt.

Atypische Slovaken

L.	B.	L.:B.
173	150	86·7
177	144	81·4

Durch die aufgezählten Eigenschaften unterscheiden sich die Südslaven schärfer von den Nordslaven [1]), als die Nordgermanen von den Süddeutschen. Die Schädel der Nordslaven sind bei aller Breite lang — dolichoid — und stehen daher der germanischen Form viel näher als die Südslaven.

[1]) Mir standen nur Czechen- und Slovakenschädel zu Gebote.

Wenn wir, von der Slavisirung eines den Slaven fremden Volkes absehend, an dem arischen Ursprunge aller Slaven festhalten und die Möglichkeit des Ueberganges einer dolichoiden Form in die südslavische (durch Kreuzung) zugeben, bleibt angesichts dieser Verschiedenheiten nur die Annahme einer in prähistorischer Zeit erfolgten Kreuzung mit allophilen Elementen übrig, und zwar müssen die Nordslaven mit anderen Elementen als die Südslaven sich vermischt haben, denn nur so kann der dolichoide Charakter der einen, im Vergleiche zur Kurzköpfigkeit der anderen, erklärt werden.

Man könnte auch annehmen, die Langköpfigkeit der Nordslaven sei arisch, und daher sei es überflüssig, für sie an eine Kreuzung zu denken. Dem gegenüber aber verweise ich blos auf die charakteristische Gesichtsbildung der Nordslaven. Die Prognathie, die breite, hohe Mundregion, die gedrungenen, engen, rein quergelagerten Augenhöhlen und die kurze, breite Nasenöffnung sind charakteristisch für das Gesichtsskelet des Czechen- und Slovakenschädels. Das südslavische Gesichtsskelet zeigt Aehnliches; auch seine Augenhöhlen sind, wie schon angeführt, wenn auch nicht durchwegs, so doch sehr häufig stark verengt, die Nasenöffnung kurz und breit, aber die Mundregion ist nicht so breit und hoch als die der Nordslaven.

Durch die eben geschilderte, der germanischen ganz fremden Gesichtsbildung ist für Jeden, der an dem arischen Ursprunge der Slaven festhält, der Beweis erbracht, dass die Slaven des Nordens wie des Südens mit einem nicht arischen Volke in Contact gewesen, dessen Gesichtsskelet den oben geschilderten Charakter besass [1]).

Nun hat wohl Pösche, um die Brachycephalie der Slaven zu erklären, auf eine Vermischung mit den Mongolen hingewiesen, aber diesfalls müssen die gemeinten brachycephalen mongolischen Völkerschaften verengte Augenhöhlen besessen haben, denn es gibt Mongolen, wie z. B. die Chinesen, die nicht nur keine engen Augenhöhlen besitzen, sondern deren Orbitae geradezu durch excessive Höhe und Weite ausgezeichnet sind.

[1]) An Schädeln aus Ungarn, deren Provenienz leider nicht bekannt ist, fand ich dieselbe Bildung der Augenhöhlen. Auch in der Krypta in Mödling, die, wie ich bereits an anderer Stelle einmal bemerkte, viele Schädel aus der türkischen Invasion enthält, finden sich eine Menge von brachycephalen Schädeln mit äusserst engen Augenhöhlen.

Länge	Breite der Orbita	Index		
L.	B.	L.:B.		
35	39	89·7	}	Japanesen
36	41	87·8		
39	41	95·1		
39	40	97·5	}	Chinesen
39	39	100·0		
37	44	84·1		
37	39	94·9		
31	34	91·2 Kind		
38	40	95·0		
36	40	90·0		
36	42	85·7		
33	38	86·8		

11 sind hypsikonch und nur 1 mesokonch.

Orbita erscheint bei einfacher Betrachtung höher als breit, oft einem aufgestellten Rechtecke vergleichbar.

Unterer Augenhöhlenrand mehr horizontal gestellt, daher die Stirnfortsätze des Oberkieferbeines länger zu sein scheinen. Innerer Rand des Orbitaleinganges lang, senkrecht gestellt; an demselben participirt das Stirnbein mit verhältnissmässig sehr langem Nasentheil. Optisch ist der Eindruck der hohen und weiten Orbita noch gesteigert durch das flache Nasendach und durch die Schwäche der Supraorbitalwulstung.

Um die Schädelformen der deutschen und slavischen Bevölkerung Innerösterreichs mit grösserer Sicherheit sondern zu können, als dies in Beinhäusern, welche Ueberreste beider Rassen enthalten, möglich ist, habe ich in letzterer Zeit eine Sammlung von Schädeln mit genauer Angabe der Nationalität und des Namens angelegt. Diese bisher wohl nur 44 Exemplare umfassende Reihe der Sammlung theilt sich in drei Gruppen, in eine germanische, eine südslavische und eine dritte, die die Mittelform beider enthält[1]).

Die atypischen Slavenschädel und 12 der brachycephalen deutschen Cranien stimmen morphologisch ziemlich überein, so dass ich nicht anstehe, sie für die Mischform beider Typen auszugeben.

Mischform:

Deutsche			Südslaven		
L.	B.	L.:B.	L.	B.	L.:B.
178	148	83·1	170	148	87·1
174	143	82·2	172	145	84·3
174	141	81·0	174	143	82·2
170	139	81·8	172	141	82·0

[1]) Von den 25 deutschen sind 7 dolichocepal (3 mit Reihengräbertypus), 7 mesocephal, 10 brachycephal und nur 1 hyperbrachycephal; unter den 19 slavischen Schädeln sind 10 typisch, 9 atypisch und unter den letzteren 2 mesocephal.

L.	B.	L.:B.	L.	B.	L.:B.
169	140	82·8	172	139	80·8
174	144	82·8	174	144	82·8
174	148	85·1	175	146	83·4
178	144	80·9			
176	144	81·8			
170	140	82·4			
178	144	80·9			
169	143	84·6			

Schädel kürzer als der germanische, aber länger als der südslavische.

Die obere Ansicht gibt ein mittellanges, breites Oval mit der grössten Breite in der Zone der Scheitelbeinhöcker. Von hier aus convergiren die Seitenconturen im Laufe nach vorne nur sehr wenig, denn die Stirne ist verhältnissmässig sehr breit, und zwischen der Stirnbeinbreite und der Breite des Mittelhauptes scheint für's Auge keine Differenz zu bestehen. Hinter den Scheitelhöckern bilden die Seitenconturen keinen so flachen Bogen, verlaufen aber nicht so stark gekrümmt wie bei den germanischen Formen. In der seitlichen Ansicht steigt der Contur vom Anfange an auf- und rückwärts, ist am Scheitel flach, biegt zwischen den Foramina parietalia ab und geht in ein zumeist schwach gewölbtes Hinterhaupt über, dessen gewölbtes Muskelfeld sich an der Bildung des Schädelgrundes betheiligt. Der retro-auriculäre Theil des Längendurchmessers ist länger als bei den Südslaven. Die hintere Ansicht ist viereckig oder einem an der Spitze abgestumpften Fünfecke vergleichbar. Die vordere zeigt eine breite, mit starken Augenbrauenwülsten versehene Stirne, zumeist weite Augenhöhlen und oft stark gebogene Jochbrücken.

Dolichocephale und mesocephale Schädel der Sammlung:

L.	B.	L.:B.		
192	143	74·5	}	Deutsche
193	143	74·1		
188	146	77·7		
183	141	77·0		
180	135	75·0	} Reihengräbertypus, Schädel höher als breit.	
183	139	76·0		
190	142	74·7		
185	135	73·0		
180	132	73·3		
181	138	76·2		
179	139	77·7		
182	143	78·6		
188	137	72·9	} Nationalität wendisch, Name deutsch, Gesichtsbildung typisch slavisch.	
189	140	74·1		
182	136	74·7	} Name slavisch, Nationalität deutsch.	

Einige der Dolichocephalen, die sich für Slaven ausgaben, waren, nach ihren deutschen Namen zu urtheilen, väterlicherseits von deutscher Abkunft, und bei einigen typisch südslavischen Brachycephalen mit deutschen Namen muss das slavische Element von mütterlicher Seite eingeführt worden sein. Die erwähnten Dolichocephalen und auch einige von den Brachycephalen zeigten die für die Slaven angegebene typische Gesichtsbildung. Letzteres ist nun sehr bemerkenswerth, denn es lehrt, dass nach Kreuzungen die ursprünglichen Typen nicht stets in einer Mittelform aufgehen müssen, sondern sich nebeneinander erhalten können, ferner, dass zwischen der Schädel- und Gesichtsbildung beider Typen insofern ein Austausch stattfindet, als einer deutschen Schädelform ein südslavischer Gesichtsschädel angefügt ist und wieder umgekehrt. Selbst im Gesichtsskelet macht sich eine Typenkreuzung bemerkbar; es ist nämlich in einzelnen Fällen das Obergesicht (die Augenhöhlen) slavisch, das Untergesicht hingegen germanisch gebaut [1]).

Ich glaube, dass, wenn einmal an einem grossen Materiale das eben über dieses Verhalten des Gesichtsskeletes bei Kreuzungen Gesagte erhärtet sein wird, wir ein vortreffliches Mittel besitzen werden, um für viele Fälle mit Sicherheit eine Kreuzung, zunächst mit slavischen Elementen, diagnosticiren zu können.

Aehnliche Formen, wie ich für die Erwachsenen beschrieben, fand ich auch unter den Schädeln der innerösterreichischen Kinder, und eine Untersuchung von 156 Kinderschädeln überzeugte mich, dass für einen Theil derselben, welcher typisch geblieben, die Rassencharaktere schon zur Zeit der Geburt ausgeprägt sind [2]).

Unter den Kinderschädeln aus Innerösterreich fand ich alle Stufen zwischen extremer Dolichocephalie (L.:B. in einem Falle 69·7) und Hyperbrachycephalie (L.:B. in einem Falle mit südslavischem Typus = 95·0). Die grössere Mehrzahl der Schädel aber zeichnete sich, wenn ich von dem slavischen Typus absehe, gleich der dolichocephalen germanischen Form durch Langbau aus.

Unter 156 Kinderschädeln

dolich.	mesoceph.	brach.	hyperbrach.
5·1%	35·3%	37·8%	21·8%

unter 197 Erwachsenen

6·1%	19·2%	53·4%	21·3%

Es prävaliren also unter den Kindern die Mesocephalen, unter den Erwachsenen die Brachycephalen. Es gilt nun als erwiesen, dass der menschliche Schädel bei seinem Wachsthume sein volles Längenmaass früher als das volle Breitenmaass erreicht [1]); dafür spricht auch obige Zahlenreihe, nach der, wie bemerkt, unter den Kindern die Mesocephalen, unter den Erwachsenen die Brachycephalen vorherrschen, was auf einen späteren Uebergang der Mesocephalie zur Brachycephalie hinweist. Es bleibt nur die Frage zu erledigen übrig, ob das aus den Secirsälen der Universitätsstädte stammende Materiale, auf dessen Grundlage das Wachsthumsgesetz geschaffen wurde, für die Lösung dieser Frage auch das richtige gewesen, und ob die Untersuchung der Schädel einer typischen Rasse, z. B. der Südslaven, zu demselben Resultate geführt hätte. In letzterem Falle wäre nachgewiesen, dass der juvenilen Schmalheit des Schädels ein Wachsthumsprincip zu Grunde liege, das gegentheilige Resultat hingegen müsste atavistisch als eine Art Rückschlag zur ehemaligen Dolichocephalie aufgefasst werden. Sehen wir ja schon von den frühesten Stadien der Entwicklung angefangen bis zum Abschlusse derselben eine Reihe von ehemals persistent und functionell wichtig gewesenen Formen auftreten und rasch wieder verschwinden, deren ephemere Anwesenheit dem sich entwickelnden Organismus keinen Nutzen mehr bietet, aber für die Lehre von seiner Abkunft von grosser Bedeutung ist. Aehnlich wäre dann auch die juvenile Dolichocephalie des deutschen Kinderschädels nur mehr als Zeugniss für seine Abstammung von Belang. Ich behaupte durchaus nicht, dass es sich so verhält, aber insolange nicht über ein typisches Materiale Untersuchungen vorliegen, ist es mit der Sicherheit, mit der wir das Prävaliren der Länge am jugendlichen Schädel als Wachsthumserscheinung ausgeben, vorüber.

Nachdem ich des Genaueren die Formen, welche für Innerösterreich in Betracht kommen, berührt,

[1]) Dass das Gesichtsskelet an seiner Rasseneigenthümlichkeit zäher festhält als der Hirnschädel, sieht man auch deutlich an Judenköpfen, denn an diesen zeigen nur die Gesichtsskelete, nicht aber die Hirnschalen eine typische Bildung.

[2]) Dieses frühzeitige Auftreten der Rasseneigenthümlichkeit beobachtete ich auch an Schädeln aussereuropäischer Rassen und zwar an dem Schädel eines Chinesen mit vollendeter Dentition und an dem eines 6—7 Jahre alten Negers, an deren Gesichtsskeleten die Signa ihrer Rasse ebenso scharf ausgeprägt waren wie bei Erwachsenen.

[1]) Schaaffhausen. Ueber die Urform des menschlichen Schädels. Rede, gehalten beim anthropologischen Congress in Paris 1867.

werde ich schliesslich über das Vertheiltsein der Formen Einiges bemerken.

Für Kärnten lässt sich Folgendes aussagen: Je südlicher, desto dichter gesäet tritt der südslavische, brachycephale Typus auf. Am südlichen Ufer des Wörther-Sees, in Maria-Wörth und ebenso in Sternberg bei Velden, hält diese Form der germanischen ungefähr das Gleichgewicht. In der Gegend von Maria-Saal tritt die südslavische Form schon mehr in den Hintergrund und von Friesach an, nordwärts gegen die Steiermark und in dieser selbst wird die reine südslavische Schädelform nur mehr vereinzelt angetroffen; germanische, überhaupt dolichoide Formen sind in der Majorität. Nordwärts von den Karawanken durchdringen sich das slavische und deutsche Element sehr innig. Innerhalb der slavischen Bevölkerung findet man einerseits neben der typischen Form die deutsche Mesocephalie und anderseits wieder trägt mancher Mann, der laut oder im Stillen sich seines Deutschthums freut, einen typisch südslavischen Schädel.

Neben dieser Absorption durch Kreuzung wird der südslavische Typus dem deutschen Elemente in reinster Form auch in der Weise einverleibt — zum Mindesten für eine Generation — dass slavische Familien sich in rein deutsche Ortschaften verpflanzen und ihre Kinder — man kann das für den Norden der Karawanken nicht anders ausdrücken — der Wohlthat der Germanisation preisgeben. Die Germanisation der nördlich von den Karawanken wohnenden Wenden schreitet nach einem culturellen Gesetze unaufhaltsam vor sich, und wir sind die Zeugen der letzten Stadien eines Processes, der vor 1000 Jahren seinen gewaltigen Anfang nahm.

Im Interesse dieser nur mehr schütter gesäeten, von ihren Stammesbrüdern geschiedenen und auf die Deutschen angewiesenen Bevölkerung wäre es gelegen, diesen Process zu beschleunigen.

Die eben angeführte Thatsache ist, anthropologisch genommen, von hohem Interesse. Denn auf ähnliche Weise muss auch westwärts die brachycephale Rasse, deren Provenienz, wegen Mangel an historischer Nachricht, so grosse Schwierigkeiten bereitet, und deren physische Beschaffenheit zum Theil noch heute in den deutschen Brachycephalen Tirols fortlebt, als Volk für sich vom Schauplatze abgetreten sein.

Nach dem Vorhergegangenen haben die ehemals in die jetzigen deutsch-österreichischen Provinzen eingewanderten germanischen Stämme sich mit zwei craniologisch verschiedenen brachycephalen Völkern gekreuzt: im Westen mit einem Volke, welches man hypothetisch als Rhätier hinstellt und im Süden mit den Slaven.

Die Typen dieser drei Rassen, der germanischen, rhätischen und slavischen, haben sich trotz vielfacher Durchsetzung, neben dem Auftauchen von Mischformen, theilweise rein erhalten, so dass man innerhalb der modernen Deutsch-Oesterreicher neben der deutschen Dolicho- und Mesocephalie die slavische und rhätische (?) Brachycephalie antrifft.

Verglichen mit Süddeutschland und der Schweiz ergibt sich insofern eine Uebereinstimmung, als neben den germanischen Formen auch der Disentis-Typus vertreten ist. Hiezu kommt aber bei uns noch, was für Süddeutschland keine Geltung mehr hat, der sichtbare Einfluss der Slaven; denn diese repräsentiren auch heute noch eine Quelle, aus der continuirlich brachycephale Elemente dem deutschen Volke zufliessen. Dieser Amalgamirung, die in nicht allzu ferner Zeit das letzte Stadium für Kärnten erreicht haben wird, ist das volle Augenmerk zuzuwenden, und sind die Verhältnisse wissenschaftlich zu fixiren, damit wir, anthropologisch genommen, über diesen Process den Späteren ein klares Bild hinterlassen können.

Es handelt sich also darum, neben der Feststellung der unter den Deutschen Oesterreichs vertretenen Typen die physische Beschaffenheit der Slaven genau zu studiren. Die typischen Schädelformen der Slovenen und anderer slavischer Stämme, die Gestalt der Mischformen sind zu bestimmen, da alles Materiale, welches bisher aufgeboten werden konnte, noch viel zu gering ist, um ganz Sicheres aussagen zu können; es muss eine Statistik über die Orbitalenge angefertigt werden, und ferner sind die an Schädeln aus anatomischen Instituten gewonnenen Wachsthumsgesetze des Schädels zu überprüfen, hauptsächlich aber zu eruiren, ob überhaupt an typischen Brachycephalen anfänglich die Länge über die Breite prävalirt. Wenn wir einmal hierüber klare Anschauungen besitzen, dann werden wir auch das Wesen der unter den Deutschen auftretenden Schädelformen schärfer durchschauen, als dies heute möglich ist.

Dies sind nach meiner Ueberzeugung die nächsten Aufgaben, welche sich die craniologische Forschung in Oesterreich stellen sollte und mit diesem Programm für die nächste Zukunft schliesst mein Bericht.

Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen.

Von

Prof. **F. Kaltenegger** in Brixen.

Seit mehreren Jahren bildet das im schweizerischen Rhonegebiet einheimische „Eringervieh“ oder die „Race von Hérens“ den Gegenstand grösserer Aufmerksamkeit sowohl wissenschaftlicher als praktischer Fachkreise. Der erste, welcher diesen Rinderschlag näher in's Auge fasste, war der frühere Präsident des schweizerischen landwirthschaftlichen Vereines, Regierungsrath R. Baumgartner in Solothurn, der beste Kenner der schweizerischen Racen, welche er in einem 1872 erschienenen Buche[1]) genau beschrieb. Daselbst erklärte er (S. 35) die „Race von Hérens“ für eine „eigene, mit keiner Schweizerrace stammverwandte“. Drei Jahre später wies Professor Dr. M. Wilckens in Wien in einem Reiseberichte[2]) und weiterhin in seinem Werke über die Rinderracen Mitteleuropas[3]) auf die Eigenthümlichkeiten dieses Typus hin und sah sich auf Grund derselben veranlasst, sowohl für das Eringervieh, als auch für einige andere formverwandte Schläge in Osttirol, dann im baierischen und sächsischen Voigtlande, im böhmischen Egerlande, im mährischen Ruhländchen (sowie in der englischen Grafschaft Devon) eine Sonderstellung innerhalb der Reihe der mitteleuropäischen Rinderracen in Anspruch zu nehmen. Wilckens vereinigte die in den genannten Districten vorkommenden Typen in eine eigene Gruppe, welche er mit dem Namen der „kurzköpfigen Race“ (Bos taurus „brachycephalus“) belegte.

Meine seit 10 Jahren im amtlichen Auftrage in den österreichischen Alpenprovinzen gepflogenen Erhebungen über den Nutzwerth der daselbst einheimischen Rindertypen, welche ich durch Studien über die geschichtliche Entwicklung der gesammten Landesculturverhältnisse zu erweitern und zu ergänzen suchte, verschafften mir die Ueberzeugung, dass speciell die im grössten Theile der Zillerthaler Hochgebirgsmasse verbreiteten Parallelschläge der „Zillerthal-Duxer“ und „Pusterthal-Duxer“ mit dem schweizerischen Eringervieh nicht nur form-, sondern auch bluts verwandt sind, worauf ich späterhin eingehen werde.

In einer früheren Arbeit[1]) war ich zu dem Schlusse gekommen, dass die Race von Hérens im Canton Wallis wohl noch in der vorgeschichtlichen Zeit durch iberisches Vieh begründet worden sei und trotz wiederholter Vermischung mit den Rindertypen anderweitiger in das Rhonegebiet eingewanderter Völkerschaften ihre Stammcharaktere fast unverändert bewahrt habe. Ebenda sprach ich auch die Vermuthung aus, dass die Urheimat dieser iberischen Race in Afrika, und zwar am weissen Strome des oberen Nil (also im ägyptischen Sudan) zu suchen sein dürfte[2]).

Einwendungen, welche die von Dr. Wilckens in dem citirten Racenwerke, dann in einer später erschienenen Abhandlung[3]) gemachten Aufstellungen in Betreff der Eigenart und Selbstständigkeit der von ihm gebildeten kurzköpfigen Hauptrace des zahmen Rindes insbesondere von Seite Professor Rütimeyer's in Basel erfuhren[4]), dann Zweifel und Bedenken über die Richtigkeit meiner Schlüsse und Aussprüche in Bezug auf die Ableitung des Eringerschlages im Wallis von iberischem Vieh, welche mir Rütimeyer im Jänner 1881 brieflich äusserte, veranlassten mich, der Sachlage an Ort und Stelle nachzuforschen. Zunächst besuchte ich im October 1881 die allgemeine schweizerische Thierausstellung in Luzern, auf welcher u. A. 2 Zuchtstiere, 4 Kühe und 2 (trächtige) Kalbinnen der Race von Hérens (wie das Eringerthal französisch heisst) vorhanden waren. Die Körperbeschaffenheit dieser Thiere harmonirte nun allerdings blos bruchstückweise mit jenem Formenbilde, das

[1]) „Die schweiz. Rindvieh-Rassen“, herausgegeben vom schweiz, landw. Verein (Solothurn, Zepfel'sche Druckerei).

[2]) „Die Rindviehrassen des Walliser Eringerthales, des Pfälzer Glanthales, des Voigt- und Egerlandes“, abgedruckt in Nr. 47, 48 und 50 des „Oesterreichischen landw. Wochenblattes“. Wien, 1875.

[3]) Wien, 1876, S. 172.

[1]) „Die geschichtliche Entwicklung der Rinderracen in den österreichischen Alpenländern.“ Prag (bei J. G. Calve) 1881.

[2]) A. a. O. Seite 26 und 27.

[3]) „Ueber die Schädelknochen des Rindes aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores.“ Mitthlg. der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Bd. VII, 1877.

[4]) „Ueber Prof. M. Wilckens Brachycephalus-Race des Hausrindes“ im III. Hefte des VI. Theiles der „Verhdlg. der Naturforscher-Gesellschaft in Basel“, 1878.

*

ich gelegentlich der genauen Untersuchung der beiden Hauptvarietäten der Duxerrace in Tirol ermittelt und nach Massgabe archäologischer und historischer Hinweise in den Repräsentanten des Eringerviehschlages wiederzufinden erwartet hatte. Demgemäss erkannte ich einerseits die Stichhältigkeit der meisten Einwürfe Rütimeyer's gegen das von Wilckens Vorgebrachte, andererseits jedoch konnte ich nicht umhin, meinen Glauben in Betreff gemeinsamer genetischer Beziehungen zwischen dem Ziller- und Pusterthal-Duxertypus und der Hornviehrace des Canton Wallis aufrecht zu halten. Ich erfuhr bereits damals von den Ausstellern aus Ering, dass der dortige Rinderschlag früher nicht unwesentlich anders geformt und gefärbt gewesen sei, als jetzt, und die Schilderung der „alten Race" dieses Hochthales stimmte in weit mehr wichtigen Punkten mit meinen Voraussetzungen überein, als die vorliegenden Beschreibungen und die in Luzern vorgeführt gewesenen Vertreter des sogenannten Eringerschlages. Späterhin bestärkten mich auch die mir von Director R. Schatzmann aus Lausanne zugegangenen, an das schweizerische Handels- und Landwirthschafts-Departement gerichteten Relationen über die fragliche Race[1]), sowie die im Generalberichte der landwirthschaftlichen Ausstellung in Luzern [2]) enthaltenen Bemerkungen in der weiteren Annahme, es möchte füglich das Eringerthal gar nicht die Heimat des darnach benannten oder ursprünglich daselbst verbreitet gewesenen, von anderen Racen sichtlich verschiedenen Rindertypus sein, ein Umstand, der sich bei vielen Thierschlägen wiederholt und beispielsweise auch für die Duxerrace gilt. Diese Erfahrungen und Erwägungen nebst den schon berührten, mehr Zweifel als Sicherheit des Urtheils erweckenden Ergebnissen der Untersuchung des Exterieurs der mir in Luzern vor Augen getretenen Individuen des fraglichen Stammes, bestimmten mich, die Bestätigung oder aber Richtigstellung meiner Meinung im Wege unmittelbarer Localstudien zu bewerkstelligen. Die Gelegenheit hiezu verdanke ich der Munificenz des k. k. Ackerbauministeriums, das mich im verflossenen Sommer zu diesem Behufe und aus Anlass der Züricher Ausstellung in die Schweiz entsendete. Ich stieg Anfangs September über den Simplon in's Wallis hinab und durchwanderte den östlichen und mittleren Kreis desselben. Insbesondere beging ich auch die südlichen Seitenhochthäler zwischen Visp und Sion: das Vispthal mit dem Zermatter- und Saasthale, dann das Einfischthal (frz. Aniviers) und das Eringerthal mit der Val d'Heremence. Der Befund war folgender:

Das oberste Rhonethal (Bezirke Gombs und Brieg) besitzt dieselbe Mischung von Grau- und Braunvieh, welche um den ganzen Stock des St. Gotthardgebirges herum die Stallungen füllt [1]). Im Bezirke Leuk und im westlichen Antheile des Bezirkes Raron herrscht der als „Lötschenschlag" besonders benannte, zumeist roth-weiss gezeichnete Stamm des Frutig-Adelbodner Rindertypus, welcher aus dem jenseits der Gebirgsschneide liegenden Kanderthal (Canton Bern) herüberreicht. In den im Hauptthale der Rhone gelegenen Gemeinden des Visper Bezirkes und in den äusseren Theilen des Vispthales selbst, wo überall mehr Nutzviehhaltung als Aufzucht betrieben wird, trifft man ein buntes Gemenge von Braun-, Grau- und Fleckvieh aller Hauptschattirungen an, wie es eben aus den umliegenden Zuchtrevieren der vorgenannten Bezirke, sowie aus den beiden inneren Hauptästen des Vispthales, dem Zermatter- (oder St. Nicolai-)thal und dem Saasthale, zusammenströmt. Aehnlich verhält es sich in den Bezirken Siders und Sitten, welche sich ebenfalls, mit Ausnahme des zu Siders gehörigen Einfischthales, weniger mit Hornviehzucht, als mit Rinderhaltung beschäftigen. Immerhin aber sind in dem zahlreichen Hornviehstapel des mittleren Thales der Rhone für's Erste nur roth-weiss, dann braun- und schwarzbunt gefleckte Thiere vorhanden und für's Zweite wiegen insbesondere unter den Trägern der beiden letzteren Farben Individuen vor, welche dem gesuchten „alten" Racestamme bestens entsprechen und mir von dortigen Züchtern als Angehörige der „richtigen Walserrace" bezeichnet wurden.

Vollauf bestätigt fand ich aber das Vorhandensein dieses in der That urangestammten und charakteristischen Rinderschlages im Zermatterthale, wohin ich daher auch dessen engere Heimat verlege, während sich der im Eringerthale befindliche Zuchtviehstand gleich jenem des Einfisch- oder Anivierthales als ein von der ursprünglich innegehabten Schlagform schon ziemlich abweichender Uebergangs- und Mischlingstypus erweist, welcher sich in seiner allgemeinen Beschaffenheit an das im unteren Cantonstheile, sowie in den um den Mont Blanc ge-

[1]) Separat-Abdrücke aus der „Schweiz. landw. Zeitschrift", Jahrgang 1881, Heft III, 1882 Heft 2 und 1883 Heft 7.

[2]) Ausgegeben im Jahre 1882, p. 52—58.

[1]) Beide Formen und ihre örtlichen Varietäten lernte ich gelegentlich einer im Jahre 1881 durch das Tessin und die Centralschweiz unternommenen Tour kennen.

legenen savoyischen und piemontesischen Hochthälern, eingeborene Hornvieh anschliesst.

Die alte, echte und reine „Walliserrace“, wie ich sie nun in Uebereinstimmung mit der vielfach im Wallis selbst noch gangbaren Bezeichnung benennen will, besitzt in jeder Hinsicht die gleichen körperlichen und Nutzungs-Eigenschaften, wie die Duxerrace in Tirol. Wenn sie auch im Durchschnitt etwas kleiner und leichter formirt ist, als diese, so gibt es doch im Zermatter- oder Nicolaithale (weibliche) Thiere genug, welche im ausgewachsenen Zustande eine senkrechte Körperhöhe von 120—125 cm., eine Rumpflänge von 150—155 cm., einen Brustumfang von 175—180 cm. und ein Lebendgewicht von 425—450 kg. erreichen, mithin einen gut mittelschweren Schlag vertreten. Ihre Körperform ist charakterisirt durch den im Stirn- und Nasentheile besonders kurzen, zwischen den Schläfen, dann über den Augen und zwischen den Wangenhöckern, sowie am Maule sehr breiten Kopf, welchen kräftige, nach aussen und vorwärts gebogene Hörner mittlerer Länge (sog. „Stechhörner“) schmücken. Der Hals ist verhältnissmässig kurz und fleischig, der Leib sehr breit, tief und voll; Rücken und Kreuz sind ausnehmend verbreitert, flach und eben, und Schultern, Hüften und Oberschenkel gewöhnlich derart reichlich mit Weichtheilen besetzt, dass die sonst unter der Haut deutlich hervortretenden oberen Schulterblattränder, sowie die verdickten Enden der Hüft- und Backbeine gar nicht wahrnehmbar erscheinen[1]). Der Rumpf ruht auf relativ niedrigen, knochenkräftigen und sehr musculösen Beinen. Der kurze Schwanz ist hoch angesetzt. Die ganze Figur der Thiere macht den Eindruck grosser Gedrungenheit, Körperfülle und Kraft, wie sie bei gar keiner anderen Hornviehrace Mitteleuropa's in ähnlichen Graden und Contouren vorkommt. Das Temperament ist lebhaft, theilweise sogar sehr feurig und äussert sich zuweilen in grosser Spiel- und Kampflust, und selbst in Bösartigkeit.

Hinsichtlich der Körperfarbe ist zu bemerken, dass bei dem Walliservieh, ebenso wie bei den Zillerthal- und Pusterthal-Duxern, die weisse Scheckung mit den verschiedenartigsten Vertheilungs- und Abgrenzungs-Verhältnissen in hellrothem bis dunkelbraunem, dann schwarzrothem bis russschwarzem Grunde als „racemässig“ zu gelten pflegt. Ich konnte jedoch in den Heimatsbezirken beider Haupttypen feststellen, dass die ursprüngliche und daher originale Färbung des Haarkleides nur schwarz oder schwarzbraun mit theils fehlenden, theils sehr wenig umfänglichen, weissen Abzeichen war und ist, und dass „richtige Zeichen“ nur an der Unterbrust, am Unterbauch und am Hintertheile der Thiere, bis zur Schwanzwurzel hinauf, auftreten dürfen, in welch' letzterem Falle auch der entsprechende Theil des Schwanzschaftes nebst der Schwanzquaste weiss bleibt. Gleichmässig schwarzbraun gefärbte, sowie Thiere mit nur kleinen weissen Flecken haben ferner in der Regel einen rehbraunen bis roströthlichen oder fahlgelblichgrauen Rückenstreifen und einen ebenso gefärbten Rand um den dunkelblaugrauen Nasenspiegel, nebst hellbraunen oder röthlichgelben Flotzhaaren in den geräumigen Ohrmuscheln. Klauen und Hornspitzen sind stets tiefschwarz.

Alle anders gearteten Farbentöne und Abzeichen-Variationen sind im Stammzucht- und Verbreitungsbereiche der alten Walliser-, wie der echten Duxerrace, als Ergebnisse der Vermischung mit anderen Rinderschlägen zu betrachten, welche dort wie hier eine rothbunte Körperfarbe aufweisen („Berner“ in der Schweiz, „Pinzgauer“ in Tirol) und aus hier nicht weiter zu verfolgenden wirthschaftlichen Gründen, namentlich in den letzten 5 oder 6 Jahrzehnten, in die früher unberührt gebliebenen Heimatsbezirke der theils „ganzfarbig“ schwarzen, theils schwarzgefleckten „Urrace“ eingepflanzt wurden. Umgekehrt lässt sich aber auch weit über die einstmaligen Stammsitze der Walliser- und Duxerrace hinaus eine Beeinflussung der Färbung und Körpergestalt der nachbarschaftlichen Rindertypen bemerken, wie sie in augenfälligster Weise beim Eringer- und Anivierschlage, dann beim (alten) Freiburger und Frutig-Adelbodner Typus in der Schweiz und bei den sogenannten „Unterländern“ im Unterinnthale, sowie beim „Hochpusterthalerschlage“ in Tirol obwaltet.

Die typenreinsten, grössten und schwersten Thiere der Originalrace des Wallis sind in den Grossgemeinden Taesch und Randa des Zermatterthales zu Hause. Im Saasthale, dem zweiten Hauptaste des Vispthales, ist der Viehschlag so klein und deformirt, wie im Eringerthal und im Thale von Aniviers.

**

[1]) Gerade diese Formverhältnisse kommen nebst manchen typischen Merkmalen am Kopfe der Walliser- und der Duxer-Race der Körperbeschaffenheit des Wisent (Bos Bison) auffallend nahe, so dass die von Wilckens und auch s. Z. von mir (vgl. meinen Vortrag „über die geschichtl. Entwicklung der Rinderracen in Tirol und Vorarlberg“, abgedruckt in Nr. 23 der landw. Bl. Innsbruck, 1. December 1876) ausgesprochene Ansicht einer theilweisen Blutsverwandtschaft der genannten Racen des Hausrindes mit einer Bisonart denn doch Vieles für sich haben dürfte.

Während jedoch in der ersteren Gebirgslocalität als Ursache dieser Erscheinung wesentlich die Einwirkung des im Süden und Osten jenseits des Alpenhochrandes sich anschliessenden Braunviehes oberitalienischer und tessinesischer Abkunft in Betracht fällt, hatte ich für das Einfisch- und Eringerthal, ausser der erst seit etlichen Decennien in Uebung gekommenen Verwendung roth- und falbscheckiger Sprungstiere der Simmenthal-Saanen oder Berner Race, den auch sonst bedeutungsvollen Factor zu constatiren, dass in unbekannten Zeiten daselbst neben der ureingeborenen schwarzbunten und Bison ähnlichen iberischen auch eine — eintönig hellblond gefärbte slavische Hornviehrace vom Hauptstamme des Primigeniusrindes zur Ansiedlung gelangt sein müsse. Ich behalte mir vor, den Nachweis für diese Behauptung bei einer anderen Gelegenheit zu erbringen, da er mich hier zu weit abführen und ausserdem nöthigen würde, auf die geschichtliche Entwicklung auch noch anderer, im Wallis und seiner Nachbarschaft vorhandener, gleichfalls durch slavische Rinderstapel stark beeinflusster Viehschläge einzugehen, während diese Abhandlung lediglich die Historie der „iberischen" Stammrace zum Gegenstande nimmt. Die Erwähnung in Betreff der seinerzeit stattgehabten Einmengung von Blut eines von Slaven in diese Gegenden versetzten Rinderschlages mag indessen die früher vorgebrachte Bemerkung, wornach das Eringerthal nicht zum unmittelbaren Stammgebiete der in Rede stehenden eigenartigen Race zähle, bis auf Weiteres als zutreffend erkennen lassen [1]).

Wie schon im Eingange angeführt, schöpfte ich aus den mir für die dort genannte racegeschichtliche Studie zugänglich gewesenen historischen und archäologischen Quellen die Vermuthung, dass das uranfänglich sicher auch im Eringerthale rein und unvermischt heimisch gewesene „Walliservieh" mit jedenfalls noch in vorgeschichtlicher Epoche erfolgten Einwanderungen iberischer Völkerschaften in Verbindung zu bringen sei.

[1]) Anmerkungsweise nur so viel, dass nach meinen Wahrnehmungen Slaven (und zwar Wenden) in ziemlicher Dichtigkeit im Einfisch- und Eringerthale, dann gegen den Genfersee hinab und bis in's obere Saanenthal hinüber zur Ansiedlung gekommen sein dürften und dass, nach einer mir kürzlich durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Bidermann in Graz zugekommenen Mittheilung, die theilweise slavische Abstammung der Thalbewohner des Wallis sowohl von dem bekannten Slavisten Schafařik, als auch von dem Keltologen Dieffenbach und speciell bezüglich des Einfischthales allerneuestens vom Pfarrer Davorin Terstenjak in Kärnten behauptet und motivirt worden ist.

Die Iberer sind nach allgemeiner Annahme das erste oder älteste Volk, welches im südwestlichen Europa gehaust hat, von dessen Eindringen und dauernden Wohnsitzen in den westlichen Alpen man jedoch kaum etwas wusste. Meines Wissens war ich der Erste, welcher auf Grund der eigenthümlichen Formen der Walliser- und Duxerrace des Hausrindes und deren weitgehender Aehnlichkeit mit der altägyptischen „Apisrace", dann mit der hauptsächlich noch in Andalusien gezüchteten halbwilden Kampfrace [1]) und mit dem in Südägypten (speciell in Kordofan) einheimischen Hornvieh für die gegentheilige Ansicht eintrat [2]), die ich nunmehr an der Hand meiner im Wallis gemachten Beobachtungen, sowie seither gesammelter cultur- und völkergeschichtlicher Daten, stützen und belegen zu können hoffe.

Wie immer auf meinen Wanderzügen richtete ich ausser auf die Hausthierracen, den Bau der ländlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, die Art der Feld- und Hausgeräthe, sowie auf die Bezeichnung dieser Dinge etc. mein Augenmerk auch auf das körperliche Wesen der Bevölkerung und erkläre nun, dass ich im Visp-, Einfisch- und Eringerthale, sowie in Siders und Sitten, vereinzelt und familienweise Menschen gesehen habe, welche in hohem Grade an den Typus von Sudan-Negern erinnern. In unserem Falle ist zu beachten, dass gerade jene fernen Landstriche am weissen Nil, wohin ich auf Grund der Identität des dort in grossen Massen gezogenen Rindviehes mit der alten Walliserrace auch die Urheimat der in die europäischen Alpen gedrungenen Iberer verlege, unmittelbar vor jener ausgedehnten ägyptischen Aequatorial-Provinz sich hinziehen, welche von den im Gebiete des Kir und Bahr-el-Ghazal wohnenden „Niam-Niam" bevölkert ist, die den „echten unverfälschten Typus der Sudan-Neger darstellen". Deren Beschreibung, wie sie mir nach den Aufzeichnungen Schweinfurth's vorliegt [3]), ähnelt sozusagen wie ein Ei dem andern, den von mir im mittleren Kreise des Wallis in Betreff des „negerähnlichen" Bevölkerungsantheiles gemachten Notizen. In der Mehrzahl waren es weibliche Personen, deren nigritischen Habitus ich wahrnehmen konnte. Sie sind von höchstens mittelgrosser Statur, haben einen

[1]) Dieselbe wird im Spanischen „razza salvaja" genannt und ist dem Bison (Wisent) so weitgehend ähnlich, dass ich sie wohl unbedingt als von ihm abstammend erachte.

[2]) A. a. O. Seite 26 und 27.

[3]) Reproducirt in dem Werke: „Der Mensch vormals und heute", von Richard Oberländer, Leipzig, 1878, S. 185 u. w.

verhältnissmässig langen, dabei ziemlich schmal gehüfteten Oberleib und einen relativ kurzen, dicken Hals. Der Kopf ist beinahe kugelrund, in der Schläfenlinie besonders breit, in der Gesichtslinie dagegen auffallend verkürzt. Er besitzt ein rundliches, zurückweichendes Kinn und breit vorstehende Backen, die Augen sind mandelförmig geschnitten, öfter etwas schräge gestellt, dabei gross und weit geöffnet. Die wie nach einem Model geformte Nase besitzt bei gleicher Breite und Länge eine geringere Höhe und ist zwischen den Augen tief angesetzt. Dadurch nimmt die an sich ebene Stirn im Profile scheinbar eine merklich convexe Oberfläche an. Die Lippen sind breit, ohne jedoch eigentlich gewulstet zu sein, der Mundspalt selbst ist von normaler Länge. Das Haar bedeckt in der Regel bis nach den Schläfen und an die Stirne hin das Haupt. Es ist gewöhnlich von fahl- oder blauschwarzer Farbe, ziemlich elastisch und meistens leicht gewellt, und in Folge dessen aufgebauscht und schwer glatt zu kämmen. Der Teint solcher Individuen ist stets dunkel und geht in der Tiefe des Tones selbst bis zu Gelblichbräunlich (Zigeunerfarbe) herab.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wallis das skizzirte Exterieur in ausgeprägtester Weise zur Schau trugen, waren fast durchwegs dem Cretinismus verfallen, eine Erscheinung, welcher derlei urälteste Völkerreste gerne preisgegeben zu sein pflegen, ehevor sie gänzlich verschwinden.

Selbstredend begegnet man einer viel zahlreicheren Menge von Leuten, welche nur einige der namhaft gemachten charakteristischen Merkmale nigritischer Urahnenschaft erkennen lassen; z. B. die abgeplattete Stumpfnase, die weit von einander abstehenden grossen Augen, die breiten Backen mit dem runden, kurzen Kinn, oder den breitlippigen Mund, das lockig gewellte dunkle Haar, den langen Oberkörper u. s. w., mit denen dann die Formelemente derjenigen Volkstypen combinirt erscheinen, welche für das Wallis sonst noch in Frage kommen, als da sind: Ligurer, Rhäto-Etrusker, Kelten, alemannische und burgundische Germanen, endlich Slaven.

Nach den althistorischen Ueberlieferungen und bisherigen ethnologischen Muthmassungen sollen die ersten Bewohner des Canton Wallis Kelten gewesen sein. Es sprechen dies Joh. v. Müller [1]), J. R. Burckhardt [1]), Sigismund Furrer [2]) und Theodor Mommsen [3]), sowie die Verfasser der neuesten schweizerischen Geschichtswerke [4]) in voller Uebereinstimmung aus. Es wird das Gebiet „als schon lange vor Christi Geburt und der Römerherrschaft von vier kleineren gallischen oder keltischen Völkerstämmen bewohnt“ hingestellt, den Nantuaten, Veragrern, Sedunern und Viberern. Die Nantuaten sassen in Unterwallis um St. Maurice bis hinab zum Genfersee, wo sie an die Allobroger stiessen; die Veragrer wohnten um Martigny und im St. Bernhardsthal, die Seduner um Sitten „bis auf die Höhe der Alpen“, also insbesondere auch im Eringer- und Heremencethale. Bezüglich der Viberer gehen die Ansichten der Historiker auseinander. Mommsen äussert sich gar nicht weiter über dieselben, v. Müller und Furrer versetzen sie an die Quellen der Rhone, Burckhardt an jene des Rheins. Ich halte dafür, dass sie ihr Gebiet im unmittelbaren Anschluss an den sedunischen District und zwar zwischen Siders und Brieg, sowie in den nach Süden sich erstreckenden Seitenhochthälern Aniviers und Visp gehabt haben, indem sich Anzeichen fanden, welche sehr dafür sprechen, dass die einstmalig römische Verwaltungsprovinz des „pöninischen Thales“ (vallis Poeninarum) vom Genfersee herauf nur bis gegen Brieg gereicht, das eigentliche Oberwallis aber noch zu „Rhätien“ gehört habe. An den Rhone- und Rheinquellen, überhaupt um das Gotthardgebirge, wohnten nämlich die Lepontier, nach Cäsar (Buch IV, Cap. 10) dem politischen Verbande nach ausdrücklich ein „rhätisches“ Volk, welchem Plinius (III, 20) irrthümlich auch die „Viberi“ beizählt, „welche im nämlichen Strich der Alpen an der Quelle des Rhodanus wohnen“. Damit im Widerspruch, jedoch im Einklange mit meiner Meinung steht die Anführung Strabo's, wornach die Salassen an die „Juberi“ [5])

[1]) „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft“, Thl. 19 der „sämmtl. Werke“. Tübingen, 1815 S. 4, 33.

[1]) „Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirgs“ im „Archiv für Schweizer Geschichte“, 4. Bd. (Zürich 1846) S. 25.

[2]) „Geschichte und Statistik von Wallis“, Sitten 1852, S. 13.

[3]) „Die Schweiz in römischer Zeit“ (in den Mitth. der Zürich'schen Gesellsch. für vaterl. Alterthümer, IX. Band, 1854, II, 1.).

[4]) L. Vulliemin, „Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft“, 2. Auflage, Aarau 1883, S. 9 und Dr. Karl Dändliker, „Die Geschichte der Schweiz“, Zürich 1884, p. 44.

[5]) Statt „Viberi“ wurde von den Classikern auch „Juberi“ geschrieben, ebenso auch auf der bekannten, im Jahre 14 v. Chr. nach der Besiegung der Alpenvölker errichteten Gedenksäule, in deren Inschrift die „Juberi“ unmittelbar nach den Sedunern genannt werden, was ebenfalls auf die territoriale Nachbarschaft beider Volksstämme hinweist.

stiessen (Buch IV, Cap. VI). Die Salassen hatten die zwischen dem Monte Rosa und Mont Blanc gelegene südseitige Abdachung des hohen Alpgebirges inne (das ganze obere Aostathal) und erstreckten sich nicht bis in das östlich und nördlich davon gegen den Simplon und St. Gotthard vordringende Thalsystem des Toce, welches die Lepontier besassen, über deren physische Nationalität die Alten freilich gleichfalls sehr getheilter Ansicht waren [2]).

Haben nun in der That die Viberer im mittleren und nicht im obersten Wallis ihre Sitze gehabt und sich insbesondere auch in den südseitigen grossen Nebenthälern verbreitet und sind sie ausserdem die unmittelbaren Nachbarn der Seduner gewesen, was durch die mitgetheilten historischen Ueberlieferungen und deren gegenseitige Vergleichung zureichend belegt erscheint, so geht ferner aus der bereits früher nachgewiesenen Gleichartigkeit des Hornviehschlages der betreffenden Gebietssection hervor, dass die Viberer und die Seduner auch ethnologisch zusammengehörige Volksstämme gewesen sein werden. Ich glaube dem sofort anfügen zu sollen, dass uns im Namen der wallisischen „Viberi" oder „Juberi" so klar und deutlich, wie nirgends in Europa, der Stammname der „Iberer" überliefert worden ist, denn nach beiden Schreibweisen darf man nur *v* für *u*, das *u* aber mit dem fast allenthalben in der Zone der westromanischen Sprachen geltenden Umlaut (also als getrübtes *i* oder *ü*) lesen, um die alten Iberer auch dem Buchstabenklange nach unzweifelhaft vor sich zu haben. Ob es hiernach allzusehr gewagt wäre, aus den römischen „Sedunern" (afrikanische) „Sudaner" zu machen, überlasse ich der Sprachgelehrsamkeit, aber es dünkt mir immerhin als ein sehr beachtenswerthes und mehr als zufälliges Zusammentreffen, dass sich das frühere und jetzige Stammbereich des von mir schon vor mehreren Jahren, ohne Kenntniss der nun hier in's Feld geführten althistorischen Localdaten, mit Iberern und dem ägyptischen Sudan in Verbindung gebrachten Rindertypus in der Wirklichkeit mit dem geschichtlich beglaubigten viberisch-sedunischen Bezirke des pöninischen Thales vollständig deckt.

Ich erlaube mir aber noch einige andere Argumente beizubringen.

Zwischen Glis und Visp unterhalb Brieg befindet sich ein gewöhnlich für römisch gehaltenes alterthümliches Bauwerk, die von einem Berg zum andern reichende, mit verdeckten Durchgängen versehene festungsartige „Gamsenmauer" oder „Gamsenschanz", in deren nächster Nähe das Bergdorf „Visperterbinen", auch kurzweg „Terbinen" genannt, liegt. Terbinen ist sicher ein altes „terminus" = Ziel oder Grenze und bedeutet sohin einen Grenzort. Visperterbinen halte ich darnach für nichts mehr und nichts weniger als für „Visberi", respective Viberi-„terminus", und zwar für die zu dem vorerwähnten Bollwerke gehörige Grenzstation der „Viberi" und zugleich auch für die äusserste Ostmark des einstmaligen „pöninischen" Gebietes gegen die „rhätische Provinz". Das Vispthal selbst würde sich unter Einem als das eigentliche „Vibererthal" ergeben, was mir, nebenbei bemerkt, immerhin plausibler vorkommt, als die Ableitung Furrer's von „Vespia" = „Wespenort" [1]). Dass es speciell im oberen Wallis nicht an rhätischen Ortsnamen fehlt, bezeugt u. A. Ludwig Steub in einer seiner Schriften [2]). An derselben Stelle lässt Steub die nördliche Westgrenze Rhätiens bis Pfin („Fines") im Thurgau und über Gaster bis an den Zürichersee reichen. Nachdem nach ihm sich rhätische (und romanische) Namen auch in Glarus und Uri finden und solche, wie schon gesagt, in Oberwallis keineswegs mangeln, so mag das in der Mitte zwischen Sitten und Brieg an der Rhone gelegene Oertchen Pfin im Wallis in ähnlicher Weise zu Römerzeiten ein an den west-rhätischen Confinen errichteter Vorposten gewesen sein, wobei der Umstand der westlicheren Lage als Visperterbinen nichts verschlägt, indem es bekannt ist, dass der nachmals burgundische „Zehnten" Visp auf dem rechten Ufer des Rhodan kein Gebiet hatte [3]). Demgemäss steht also nichts im Wege, Altrhätien auf der rechten Flussseite unterhalb Brieg über Raron und Leuk hinab bis Pfin gegenüber vorspringen zu lassen [4]). Als eine

[1]) Strabo IV. 6, 8 rechnet sie zu den rhätischen Völkern (was politisch-administrativ richtig erscheint), Cato bei Plinius III, 20 zu den (westlichen) Tauriskern (oder den Taurinern, um Turin), welche bei Strabo IV. 6, 6 ein ligurisches Volk heissen, Cäsar, B. G. IV. 9 nennt sie mit den Galliern. (Die Beschaffenheit des in den einstmals lepontischen Gauen einheimischen Hornviehes setzt als Urbevölkerung im nationalen Sinne Ligurer und Rhätier voraus, die sich frühzeitig mit Kelten [und nach der Völkerwanderung mit Alemannen] vermischten. So hätte denn jeder der genannten römischen Berichterstatter theilweise recht.)

[1]) A. a. O. II. Bd., S. 74. (Ob in der Bezeichnung des „Anivier"thales nicht auch eine „iberische" Wurzel liegt?)

[2]) „Zur rhätischen Ethnologie," Stuttgart 1854, S. 102.

[3]) Furrer, a. a. O. (S. 74.)

[4]) Ptolomäus (2, 12, 2) nennt „Αλπεὶρ Ποινὰ" auch in Rhätien und ist somit ein classischer Zeuge für die Doppel-

nicht unerhebliche Stütze für das in Bezug auf das einstmalige Uebergreifen der rhätischen Westgrenze in das obere Wallis bis herab nach Brieg und Leuk (einschliesslich des Simplon und Gemmipasses) Gesagte, darf ich das noch gegenwärtige Vorhandensein rhäto-etruskischen Grauviehes in Mischung mit ligurisch-keltischem Braunvieh lepontischer Provenienz, untermengt mit den Formen und Farben des alemannischen und burgundischen Germanenrindes, ausdrücklich versichern [1]).

Es ist eine hinreichend verbürgte und durch Forscher, wie Bergmann, A. Schott, L. Steub uud v. Planta urkundlich aufgeschlossene Thatsache, dass im 13. und 14. Jahrhundert an verschiedenen Punkten der Ostschweiz und in Vorarlberg Niederlassungen „freier Walliser“ gegründet worden sind. Diese mittelalterlichen Colonisten aus dem Wallis werden insgemein als „deutschredende Burgunder“ declarirt und angenommen, dass sie vornehmlich aus Oberwallis ausgewandert seien. Dem steht nun entgegen, dass die alt-burgundische Volks- und Sprachgrenze in der ganzen Schweiz und daher auch im Wallis mit der heutigen französisch-deutschen Sprachscheide zusammenfällt (im Rhonegebiet läuft sie von Siders und Pfin aus mitten durch das Einfischthal), ferner dass das Oberwalliser- oder Gombserdeutsch entschieden alemannisch ist und endlich, dass überall, wo Walsercolonien in Graubünden und Vorarlberg bestehen, im Hornviehschlage die Einwirkung der besprochenen charakteristischen alten „Walliserrace“ Platz gegriffen hat [1]), welche, wie ebenfalls bereits nachgewiesen wurde, ihren einstigen, wie gegenwärtigen Stammbezirk nur im mittleren Rhonethal und dessen südlichen Verzweigungen, und zwar zu ungefähr gleichen Theilen im französischen (beziehentlich sedunisch-burgundischen) und deutschen (beziehungsweise viberisch-alemannischen) Antheile des mittleren Kreises des Cantons besitzt.

Es handelt sich für uns indess nicht um die Entscheidung, ob die nach Graubünden und in's Vorarlbergische versetzten Walliser Hirten allesammt deutsch und namentlich alle einen rein burgundischen Dialect gesprochen haben [2]), sondern um Folgendes:

Wo immer in den damaligen Zeiten „Walser“ in fremde Gegenden übersiedelten, nahmen sie aus ihrer Heimat den Cultus des heiligen Theodul oder St. Jodok mit sich [3]). Theodul war der erste bleibende Bischof von Wallis, welcher von 349—391 in Sitten (Sion, Sedunum) lebte und einen grossen Theil der „Ungläubigen und Wilden [4])“ christianisirt hat. In dessen Legende findet sich nun die Erzählung, Theodul habe einmal dem Teufel befohlen, ihn mit einer Glocke von Rom (oder Aquileia) nach Sitten zu tragen. So wenigstens berichtet der älteste Legendenschreiber des heiligen Theodul: Ruodbertus, welcher 1491 die natürlich schon aus den früheren Jahrhunderten stammende Tradition aufzeichnete, aus

---

stellung des pöninischen Thales. Auch spricht dafür, dass der ganze pöninische Complex anfänglich vom Statthalter Rhätiens verwaltet worden ist, welchem man von seinem Amtssitz in Augsburg aus schwerlich die Inspection des Wallis überantwortet hätte, wenn er nicht ohnehin schon im Oberthal (Gombs) Administrator gewesen wäre.

[1]) Für den Uneingeweihten diene die Bemerkung, dass die morphologischen und überhaupt äusseren Kennzeichen der einzelnen Grundracen des Hausrindes weit deutlicher von einander unterschieden werden können, als die ethnologischen Charaktere aller der Völkerstämme, welche zu verschiedenen Zeiten in den einzelnen Gebieten sich niedergelassen haben. Deshalb sind auch selbst ziemlich complexe Racen-Kreuzungen in ihre Einzeln-Gemengtheile leichter aufzulösen, als Typenmischungen des Menschen. Dazu kommt, dass innerhalb der Generationenreihe verschiedener Mischgeschlechter beim Hornvieh regelmässig mehr oder minder zahlreich Individuen auftreten, welche den einzelnen Stammtypen vollständig nacharten (Atavismus), wodurch die Möglichkeit und Zuverlässigkeit solcher Analysen ungemein gefördert wird. Ausserdem gewährt die Vergleichung der nach ganz bestimmten Gesetzen zu Stande kommenden Abtönung, Schattirung und Zeichenvertheilung der Körperfarbe sowohl für die unmittelbare Bonitirung als für den Rückschluss auf die betheiligten Typen ein sehr zuverlässiges Beurtheilungsmittel.

[1]) Ich habe diesen Sachverhalt in meiner mehrerwähnten Abhandlung über die geschichtliche Entwicklung der Rinderracen (S. 22—25) und neuerlich in einem in Chur gehaltenen Vortrage (im Auszuge veröffentlicht im 11. Hefte der „Schweiz. landw. Zeitschrift“, Aarau 1883, S. 533—542) des Näheren erörtert.

[2]) Vgl. übrigens hierüber die Zweifel Prof. Dr. H. J. Bidermann's in dem ausgezeichneten Werke: „Die Romanen und ihre Verbreitung in Oesterreich“, Graz 1877, S. 68, wo auch eine Stelle aus einer Churer Kirchengeschichte von 1771 abgedruckt ist, in welcher ich soeben beim nochmaligen Durchlesen auf den Passus stosse, dass die aus Wallis stammenden (chur-) rhätischen Genossen von den „Vallesiis seu Viberis“ abstammen sollen!

[3]) Siehe bei J. Bergmann: „Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg“ im Wiener Jahrbuch der Literatur, Bd. 105—108, 1844; auch in Heinrich Noë's „Deutsche Alpen“, westlicher Theil (Meyer's Reisebücher) Leipzig 1877, S. 332. — Ich selbst fand den St. Jodocus als Hauptheiligen in Vorarlberg in den Pfarrkirchen von Bezau (Bregenzerwald), Mittelberg (Klein-Walserthal) und Schruns (Montavon), dann als zweiten Kirchenpatron in Ragall (Gross-Walserthal).

[4]) Furrer, a. a. O. Bd. II, S. 221.

welcher dann fernerhin die übliche Darstellung St. Theoduls im bischöflichen Ornate, an seiner Seite eine teuflische Gestalt und eine Glocke, hervorging. Bei genauerer Untersuchung der sehr alterthümlichen Theodul-Statue in der 1471 errichteten kleinen Kirchcapelle in Zermatt fand ich, dass der legendenmässige Satan eine auf einer Glocke reitende weibliche Figur von schwarzbrauner Hautfarbe mit schlaff herabhängenden spitzen Brüsten sei, deren relativ grosser, kugelförmiger, mit zwei hornartigen Zapfen versehener Kopf durch seine weit abstehenden Ohren, grossen, runden, tiefliegenden Augen, nebst dem schnauzenartig vortretenden Mund und der eingedrückten Nase ganz und gar einem — nigritischen Fetisch-Idole gleicht. In dem ebenfalls schon uralten Bethäuschen ausserhalb Evolena im Eringerthale steht neben St. Theodul eine ähnlich formirte, die Glocke auf dem Rücken schleppende, hellerbraun bemalte Menschengestalt, deren grosser, Hörner tragender Dickschädel mit wulstigen Augenbrauen, breitgespaltenem, aufgeworfenem Munde und platter Quetschnase ebensowenig der herkömmlichen Versinnbildlichung des bösen Geistes entspricht. Ich hege seit diesem Augenschein die Ansicht, es fusse die geschilderte symbolische Darstellung St. Theodul's auf dem Umstande, dass derselbe als Bischof zu seinen Lebzeiten den gerade bei den sudanischen Negern seit unvordenklichen Zeiten ausgebreiteten Fetischdienst bekämpft und das Christenthum eingeführt habe. Die Glocke kann dabei ebensogut als ein Zeichen des Sieges der christlichen Religion, als dahin aufgefasst werden, dass es sich für Theodul ganz besonders um die Bekehrung heidnischer und halbwilder Fetischanbeter des Alpengebirges gehandelt hat, deren grösster Reichthum sicher damals so wie jetzt in ihren Rinderheerden lag, welche in der altchristlichen Aera auf den Walliser Alpen so gut, als Jahrtausende vorher, und heutzutage in ihrer afrikanischen Urheimat mit solchem Behang auf die Weide getrieben wurden. Mit der Theodulsglocke kann es aber noch eine andere Bewandtniss haben. Dr. H. Dübi in Bern recensirt im Jahrbuch 1879 des Schweizer Alpenclub ein von G. Corona in Aosta 1879 herausgegebenes Büchlein „Aria di Monte". Das Werkchen enthält fünf Erzählungen und Skizzen, deren eine den Titel: „St. Theodul" führt. Dr. Dübi referirt hierüber wie folgt: „Die erste Skizze gibt eine Schilderung von der Entwicklung des Passes von Breil nach Zermatt und enthält mehrere sehr interessante Sagen, die wir leider hier nur andeuten können. Es wird aus dem Munde eines Eingebornen erzählt von dem Pass über den St. Theodul, der einst nicht vergletschert gewesen sei, bis der „ewige Jude" darüber gegangen sei; von einem „wilden Manne", der im Thal von Aosta die Hirten die Geheimnisse der Butter- und Käsebereitung gelehrt habe, mit Zuhilfenahme einer Pflanze, die noch jetzt seinen Namen führt (die Nigritella augustifolia der Botaniker), der aber, gekränkt durch den Undank der Hirten, fortgezogen sei in's Val de Cogne, wo er die Einwohner die Kunst, die Metalle zu gewinnen, lehrte, aber auch wieder vertrieben wurde, worauf er ganz aus der Gegend verschwand. Höchst merkwürdig lautet die schwerlich originale Sage, dass die Leute von Breil und Zermatt, oder wie es damals hiess, Proborno, nach Vergletscherung des Joches einen Tunnel gegraben hätten, durch welchen die Zermatter mit ihren Maulthieren zogen, um Wein zu holen — man errathe wo? An einem grünen Hügel am Fuss des Gletschers, der von dem Furggengrat herunterkommt und noch heute „Aenservegne" heisst. Verhältnissmässig glaublicher klingt die hübsche Legende vom Teufel, den der heilige Theodul einen grossen Käskessel von Zermatt bis auf die Höhe des Passes schleppen heisst, unter dem Versprechen, er wolle sein Knecht sein, wenn er den Kessel bis nach Breil schleppe. Auf der Höhe des Passes angelangt, thut der dumme Teufel einen Fehltritt und rollt mit seiner Last wieder nach Zermatt hinab. Die „Wahrheit" der Geschichte wird bezeugt durch ein Fresco in der Capelle von Crépin." —

Es trifft sich seltsam, dass das sagenhafte „Lab"-kraut[1]) des „Wilden im Aostathale", wie mir bekannt, eine Orchidee und identisch mit unserer „Alpen-Brunelle", in der deutschen Schweiz „Kuhbrändli", auch „Käsbläher" genannt, von Linné „Nigritella" (kleiner Neger) getauft worden ist. Wenn ich noch erwähne, dass in der alten Theodulskirche neben der Kathedrale zu Sitten in einem der mit Holzschnitzereien verzierten Kanzelfelder St. Theodul dargestellt ist, wie er einem dunkelfarbigen Heiden das Evangelium erklärt, dessen Kopf eine ausgesprochene Neger-Physiognomie zeigt, so vermeine ich, sowohl bezüglich der eigentlichen Bedeutung der Theodul'schen Legende, als in Betreff einer „iberisch-nigritischen" (oder was ungefähr dasselbe wäre, hin-

[1]) Mit „Labkraut" werden in der Regel die Arten der zu den Rubiaceen gehörigen Gattung Galium L., die giftigen Verwandten des Waldmeisters, bezeichnet. D. R.

sichtlich einer ägyptisch-äthiopischen) Ureinwohnerschaft im mittleren Wallis abermals einen beachtenswerthen Fingerzeig gegeben zu haben. Aber noch ein paar Stützpunkte kann ich hinzufügen.

Die Schweizer Craniologen [1]) unterscheiden unter den nach Fundorten gruppirten heimischen Schädeln einen eigenen „Sion-Typus“. Wenngleich sie denselben den als Kelten gedachten „Althelvetiern“ zuschreiben, so erscheint damit doch für unser Gebiet ein von den übrigen Schädelformen des Landes entschieden abweichender Urbevölkerungstypus constatirt, der von anderer Seite, allerdings ebenfalls nicht sehr zutreffend, auf eine Mischung ligurischer und germanischer Volksstämme zurückgeleitet wurde [2]). Wie diese Schädel an den Lebenden ausgesehen haben dürften, entnehme ich den von Prof. Dr. Bidermann [3]) mitgetheilten Reiseeindrücken des Physiologen W. Edwards, welcher 1829 u. A. auch „im Walliserland dunkelhaarige Menschen mit beinahe kugelrundem Schädel, grossen Augen, abgeplatteter Nase und rundem Kinn“ beobachtet hat. Edwards rechnete dieselben zu dem „gälischen“ Typus, die Gälen zu den Kelten.

Seit den Forschungen J. A. N. Perier's [4]) aber kann kaum mehr ein Zweifel herrschen, dass die Gälen Frankreichs und der romanischen Schweiz grossentheils auf einen „iberischen“ Ursprung zurückzuführen sind. Von meinem eigenen Zusammentreffen mit Individuen desselben Schlages habe ich vorhin berichtet. Ingleichen bestätigte mir der langjährige und intelligente Bergführer A. Lochmatter in St. Niclas im Zermatterthale, welcher durch 12 Sommer mit dem verstorbenen General-Inspector der französischen Minen, E. de Billy, in den Walliser, Piemonteser und Savoyer Alpen wanderte, dass dem genannten Herrn das Vorkommen von „Menschen mit breiten Köpfen, dicken Nasen und Lippen, dunklem Haar und Teint“, überhaupt von „Leuten mit afrikanischen Gesichtern“ mehrfältig aufgefallen sei und habe sich de Billy geäussert, er halte diesen Typus für „stammverwandt mit den Juden“ (Semiten). Lochmatter illustrirte seine eigene Meinung über das fragliche Bevölkerungselement im Nicolai- und Saasthale, dann in Einfisch und Ering durch den Zusatz, dass diese Thalschaften „viele Talente produciren und im Handel und Wandel sehr geschickt“ seien. Auch kämen in den dortigen Mundarten „allerhand besondere Wörter“ vor und im Patois des Einfisch- und Eringerthales „kenne sich eigentlich Niemand aus, dieses sei nicht deutsch und nicht französisch oder italienisch, sondern gar merkwürdig“. Dem schliesse ich an, dass Furrer in seiner mehrerwähnten Geschichte von Wallis [1]) von den Bewohnern des Anivierthales (Einfisch) bemerkt: „Sogar ihre Mundart soll einen eigenen Charakter haben und viele asiatische Wörter und Redewendungen in sich fassen, die sich aber nach und nach verlieren und durch ein französisch-deutsches Kauderwälsch ersetzt werden.“ Füge ich all' dem noch hinzu, dass es auf abgelegenen Berghöfen im Einfischthale üblich ist, nach Negerart in Asche gegerbte Ziegen- und Rinderfelle als Wettermäntel oder Schlafdecken zu benützen, dass man hier die an den Fetischdienst erinnernde Sitte der reliquienhaften Aufbewahrung und Vererbung von Speise und Trank in den Familien, welche theils von Hochzeiten, theils von Geburts- und Sterbefällen herrühren, z. B. mehr als hundertjährigen Käse und Wein, dann uraltes, luftgetrocknetes Fleisch antrifft und dass nach gleichfalls afrikanischer Gepflogenheit im Einfisch- und Eringerthale Kühe und Stiere als Tragthiere zum Lastentransport verwendet, auf den Alpenweiden endlich regelrechte Kuhgefechte veranstaltet werden, welche den in Spanien üblichen Stierkämpfen an die Seite zu stellen sind, so glaube ich Belege und Analogien der verschiedensten Art vorgebracht zu haben, um der Behauptung Geltung zu verschaffen: die alte echte Walliserrace des Rindes sei mit einer iberischen Ureinwohnerschaft in Zusammenhang zu bringen und letztere selbst bereits in prähistorischer Zeit und zwar aus dem weiten Bereiche des Nilquellengebietes nach Europa und bis in die westlichen Alpen gekommen.

Es steht übrigens meine Ueberzeugung von der iberisch-afrikanischen Descendenz des alten Walliserschlages insofern nicht allein, als auf die Wahrscheinlichkeit einer prähistorischen Einwanderung und Verbreitung zahmen Hornviehes afrikanischer Herkunft und Race in West- und Mitteleuropa von mehreren hervorragenden Zoologen aufmerksam gemacht worden ist. Selbst L. Rütimeyer sagt zuerst

---

[1]) His und Rütimeyer „Crania Helvetica“ (1864).

[2]) Herm. Hölder „Beiträge zur Ethnographie von Würtemberg“ im „Archiv f. Anthrop.“ II. Heft, Braunschweig 1867.

[3]) A. a. O. S. 42.

[4]) „Fragments ethnologiques, études sur les vestiges des peuples gaëlique et cymrique“. Paris 1857.

[1]) Bd. II, S. 114.

in seiner Abhandlung „über Art und Race des zahmen Rindes“ (Archiv f. Anthrop. 2. Heft, Braunschweig 1866, S. 247): „Es frägt sich, ob nicht das in Bezug auf seine früheren Bewohner uns so fremde Land, das noch heutzutage das Brachycerosvieh in charakteristischeren Individuen als irgend ein anderes beherbergt, Afrika, dereinst auch als Heimat der ältesten europäischen Culturform des Rindes sich herausstellen möchte“; dann ein zweites Mal (S. 163 der II. Abthl. seines berühmten Buches über „die natürliche Geschichte des Rindes“ (Basel 1867): „Ich weiss heute keine Stelle zu nennen, wo das Braunvieh seinen Vorfahren des Steinalters treuer geblieben wäre als Nordafrika“ und er schliesst dieses vorzügliche Werk (S. 169) mit den Worten: „Weitere Untersuchungen über den Ursprung unseres Braunviehes dürften daher vielleicht den meisten Erfolg versprechen, wenn sie sich zunächst mit dem grossen Nachbar-Continente (darunter meint er wieder Afrika) richten würden, der in seiner zahmen Thierwelt uns noch weit unbekannter als in seiner wilden, bekanntlich seit alter Zeit mit letzterer den Süden unseres Festlandes in einem Grade bevölkert hat, der die breite Wasserstrasse, welche heute die beiden Länder trennt, in keiner Weise als Schranke bezeichnen lässt.“

Ausser Rütimeyer gelangte Prof. Pagenstecher in Heidelberg und gleichzeitig mit diesem Dr. A. v. Frantzius in Freiburg im B. dahin, Afrika ernstlich für den Ursprung des Hausrindes in Betracht zu ziehen [1]).

Frantzius betont insbesondere auch die Verdienste der Neger um die Viehzucht in gebührender Weise, ja er erklärt sie geradezu als die „ersten Zähmer des Rindes“ und weist speciell darauf hin, dass Nubien sich noch heute durch einen kaum glaublichen Reichthum an Rindern auszeichnet und Aegypten „wie ehemals mit dem nöthigen Bedarf an Rindern versorgt“. Nicht minder hält er dafür, dass die noch gegenwärtig in Aegypten lebenden Racen vielen Aufschluss geben dürften über die Frage nach der (theilweisen) Urheimat unseres europäischen Hausrindes und, wie ich anfüge, damit zugleich auch nach der Urheimat der betreffenden Völkerschaften, in deren Eigenthum und steter Begleitung wir uns diese Rindertypen zu denken haben.

Nun zu den „Duxern“. Gleich eingangs dieser Studie wurde hervorgehoben, dass die in dem grössten Theile der Zillerthaler Hochgebirgsgruppe in Tirol einheimische „Duxerrace“ (respective deren beide hauptsächliche Parallelschläge im Zillerthale und im unteren Pusterthale) mit der alten Stammrace des Wallis identisch sei. Ich habe dieses im weiteren Verlaufe der vorliegenden Skizze wiederholt betont und daher eigentlich nur mehr festzustellen, dass die „Duxer“ aus dem Wallis abstammen und sohin nicht, wie die Walliserrace selbst, ein seit den urältesten Zeiten eingeborener, sondern ein erst in historischer Periode eingewanderter Hornviehtypus sind. Für den letzteren Nachweis gibt es freilich weder in der Geschichte noch in der Tradition Anhaltspunkte und auch die Anthropologie und Sprachforschung haben hinsichtlich der Bewohner jener Gegenden auf besondere Erscheinungen noch nicht aufmerksam gemacht. Ich muss mich daher auf meine eigenen Wahrnehmungen und auf das Wenige berufen, was ich von verlässlichen Gewährsmännern in Erfahrung bringen konnte [1]).

Vor Allem habe ich das Verbreitungsgebiet der Duxerrace zu begrenzen und vorauszuschicken, dass dasselbe bis vor wenigen Decennien mehr wie doppelt so gross war als gegenwärtig. Noch am Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts war das Hornvieh dieses Schlages im grössten Theile des

[1]) Dr. A. Pagenstecher: „Studien zum Ursprung des Rindes mit einer Beschreibung der fossilen Rinderreste des Heidelberger Museums“ in „Fühling's landw. Ztg.“, XXVII. Jahrg., 1878, Heft 1—3. — Dr. A. v. Frantzius: „Die Urheimat des europäischen Hausrindes“ im 10. Bande des „Archiv für Anthropologie“, Braunschweig 1877, S. 129—137.

[1]) Zwar hat Dr. Ludwig Steub in seinem 1846 in erster Auflage erschienenen Buche: „Drei Sommer in Tirol“, im XIV. Capitel, welches die 1842 und 1844 durch Wippthal, Schmirn und Dux gemachten Wanderungen schildert, die „Sonderphysiognomie des Duxthales in Tracht, Sprache und Lebensweise“ constatirt, sowie beigefügt, dass der Wuchs der Thalleute „durchschnittlich um ein Gutes niederer als im Zillerthal, aber stark und stämmig ist“. (Ich citire nach der 2. Auflage (Stuttgart 1871, Bd. I, S. 187 und 198.) Doch lässt Dr. Steub den Schlag „durchaus germanischen Ansehens“ sein, dem ich so wenig beipflichten kann, als den „blonden Locken“, mit denen er die männliche Jugend „fast alle zierlich bekränzt“. Allerdings erzählt Steub hauptsächlich von Lannersbach oder Vorderdux, also von jener Thalfraction, mit welcher Hinterdux erst in allerneuester Zeit zu einer Gemeinde vereinigt wurde. Lannersbach hatte stets zum Zeller Gerichte gehört und war seiner Zeit vom Unterinn- und Vorderzillerthal aus besiedelt und demzufolge auch mit denselben „blonden Germanen bojuvarischen Stammes“ besetzt worden, welche sich in den Tagen der Völkerwanderung am unteren Inn festgesetzt haben. Die Hinter- oder „Wilden“-Duxer dagegen waren von Schmirn herübergedrungen, über dessen Volksschlag Dr. Steub sich nicht äusserte.

mittleren Innthales mit Zillerthal und Dux, Wattens, Stubai und Selrain, ferner in den vom Duxer- und Pfitscherjoch her an die Sill und den Eisack führenden Seitenhochthälern Schmirn, Vals, Pflersch und Pfitsch und ebenso in den unterpusterthalischen Mittel- und Hochgebirgen bis in's Lüsen- und Ennebergthal hinüber und von Bruneck aus durch das ganze Tauferer- und Arnthal gegen die Krimler Tauern zurück verbreitet. Dieses Revier bildet in der Hauptsache einen einzigen zusammenhängenden, um die meilenweiten Schnee- und Eislager der Duxer, Zamser und Zemmer Ferner halbmondförmig sich anschliessenden Complex.

Die Ursachen, weshalb in der neueren Zeit der Duxertypus von allen Seiten an Terrain eingebüsst hat, gehören nicht hieher; ich habe dieselben in einer anderen Arbeit zur Erörterung gebracht[1]) und erwähne dieser Thatsache nur, weil einige Localitäten, welche meiner Beweisführung dienen, jetzt ausserhalb des früheren Racesprengels sich befinden. Letzteres gilt namentlich für das Thal Schmirn im Gerichtsbezirk Steinach im Sillthal, theilweise auch für das Pfitschthal im Sterzinger Bezirk und für die Gegend am linken Innufer zwischen dem Sill- und Selrainthale.

Einem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, dass sich innerhalb der Bevölkerung des gesammten oben namhaft gemachten, ziemlich umfänglichen Rayons, und insbesondere in den eigentlichen Hochlagen desselben, allerlei Besonderheiten in Typus, Charakter, Sprache und Sitten zeigen, wodurch sich dieselbe von der daneben und dazwischen ansässigen übrigen Einwohnerschaft mehr oder minder deutlich unterscheidet. So sind die Männer in Dux kleiner, mehr untersetzt und breitschulterig, während die Zillerthaler eine ansehnliche Statur besitzen. Das weibliche Geschlecht hat vorwiegend dunkelbraunes Haar, dann braune und blauschwarze Augen und mehr südländische Gesichtszüge. Dabei sind die Duxer ernsten Wesens, das von der bekannten Lebensfreudigkeit der Zillerthaler absticht und wie schon Joh. Jak. Staffler verzeichnet[2]) „kalt gegen die Reize der gefährlichen Wanderungen in fremde Länder". Jenseits des Duxer-, Brenner- und Pfitscherjoches in den Seitenhochthälern Schmirn, Pflersch und Pfitsch zeigen die Einheimischen ebenfalls gut markirte, mehr kurzgesichtige, runde und grossstirnige, dunkelhaarige Köpfe nebst einem gedrungeneren Leib und muskelkräftigen Gliedmassen. Das Temperament dieser Thalbewohner schilderte mir der bekannte tirolische Wanderapostel (Curat A. Trientl in Hall) treffend dahin: „es seien dies nicht gar a so g'müthliche, mehr g'fühllose Leut'". Die Bewohner der zum Gerichtsbezirke Brixen gehörigen Nebenthäler Vals, Pfunders und Lüsen charakterisirte der frühere Bezirksarzt und Stadtphysikus in Brixen, Dr. Josef Thaler, im Vergleiche mit der sonstigen Bevölkerung im Eisack- und Pusterthal als „ganz andere, viel wildere, muthigere, kampflustige Menschen, denen u. A. auch ein merklicher Hautgeruch eigen[1]) und von deren vorwiegend dunkler Complexion und robusten Körperconstitution ich mich selbst überzeugen konnte. Zu ihnen stehen die jenseits des Grubacher Joches in einem Nebenzweige des Ahrnthales sesshaften „Lappacher" (Bezirk Taufers im Pusterthal), dann ein Theil der Enneberger und rechne ich endlich auch die „Wattenberger" im Unterinnthale (Bezirk Hall) hieher, von denen auch Staffler[2]) zu erzählen weiss, dass sie „in Sitte und Gesinnung manches Eigenthümliche verrathen".

Betrifft das Vorstehende den physischen und intellectuellen Charakter der Einwohner des Gebietes, so fällt hinsichtlich der Sprache im Duxer Dialecte auf, dass u fast immer wie ü und o wie ö gesprochen wird. Dasselbe ist in Schmirn und Pfitsch der Fall. Man sagt z. B. Mütter, Bütter, Güt für: Mutter, Butter, Gut; Röss und Böck statt Ross und Bock und selbst „Düx" statt Dux. Sodann tragen Männer und Weiber in Schmirn, Pfitsch und Dux denselben runden, kleinen, dunklen Filzhut mit niederer runder Kappe und dieselbe einfache, schmucklose Tracht, der man auch in Lüsen und Pfunders begegnet. Ohne hierauf indessen Gewicht legen zu wollen, da Kleidung und Lebensweise denn doch leicht beeinflusst werden, will ich nun jene culturhistorischen Momente besprechen, welche untrüglich auf einen gemeinsamen leiblichen Stammbaum der Bewohner unserer Gegenden mit den rhonethalischen Walsern

[1]) Siehe „Die österreichischen Rinderracen". Herausgegeben vom k. k. Ackerbau-Ministerium in Wien, Bd. 1, Heft 3, 1884, S. 34—40.

[2]) „Das deutsche Tirol und Vorarlberg", Innsbruck 1847, Bd. I, S. 735.

[1]) Dazu bemerke ich, dass auch bei manchen Thieren der Duxerrace eine penetrante Hautausdünstung vorkommt und dass man Negern und Semiten ein unangenehm riechendes Hautdrüsen-Secret zuschreibt. — „Auch die langen Haare des Wisent verbreiten einen Moschusgeruch, der bei den Männchen zu Zeiten, besonders während und nach der Zeit der Brunst, sehr auffallend ist." (Dr. M. Fürstenberg und Dr. O. Rhode. „Die Rindviehzucht", Berlin 1868, II. Bd., S. 6.)

[2]) A. a. O. Thl. I, S. 622.

hinweisen. Es sind dies das wiederholte Vorkommen des wallisischen Namens als Ortsbezeichnung und die Verehrung des specifischen Walserpatrones, des heiligen Theodul, in zweien dieser „Walsercolonien".

Das von Stafflach bei Steinach ostwärts streichende Seitenthal gabelt sich in das Thal Schmirn und in das Thal Vals. Der gemeinsame Vorort beider Thaläste ist der Weiler „St. Jodok" oder „Vals", in mittelalterlichen Urkunden auch St. Jost, St. Jobst, Isodok, Vals und Vells geschrieben [1]). Das jenseits des Hochkammes des Schmirner Thalschlusses im Quellbereiche des Zillerflusses gelegene Thälchen Hinterdux war, wie schon berührt, bis in die neueste Zeit ein Bestandtheil der Gemeinde Schmirn, welche aus Ausserschmirn, Innerschmirn und Hinterdux bestand, ähnlich wie das Valsthal in Ausservals, Innervals und Padaun unterschieden wird.

Auf der Südseite desselben ungeheuren Centralalpenstockes, in dem nördlich des Brennerpasses Schmirn und Vals eingeschnitten sind, erstreckt sich im Gerichtssprengel von Brixen ein zweites „Valserthal" mit dem Dorfe Vals, welches in einer Urkunde von 1341 „Valles" genannt wird und bewohnt war, da es bereits 1486 ein eigenes Kirchlein hatte [2]).

Am Fusse des Blasienberges, $1^1/_2$ Gehstunden westlich von Innsbruck, liegt das Dorf „Völs" mit der ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert stammenden St. Jodokskirche.

Zur ennebergischen Gemeinde St. Martin gehört die seit dem 14. Jahrhundert mit einer Curatiekirche versehene Ortschaft „Wälschellen [3])" und wird die tiefer thaleinwärts auf freier Alpenhöhe gelegene Gemeinde Wengen im ladinischen Idiom „Val" genannt.

Am breiten Mittelgebirge zwischen dem Enneberger- und Pragserthale liegen die zur Gemeinde Stephansdorf des Brunecker Bezirkes gehörigen Berghöfe Ober- und Unterwels nebst dem „Heidenbergerhof" (!) und etwas weiter östlich der auf dem Geiserberg gelegene Weiler „Walchhorn".

Die vier angeführten „Walser"-Gemeinden, nämlich Vals oder Vells im Steinacher, dann Vals im Brixner, Völs im Innsbrucker Gerichtsbezirke und das „Val" im Ennebergerthale nebst den in früherer Zeit zu einem eigenen „Freisassengericht" gehörigen „Welser" Berghöfen in den Gemeinden Stephansdorf, Walchhorn, „Pfalzen" und Niederolang, von denen die erste und die dritte den St. Jodok (Theodul) als Kirchenpatron haben, sind nun gewiss ebenso richtige und ebenso alte Walseransiedlungen, als die bisher als solche bekannten und anerkannten Niederlassungen in Vorarlberg und Graubünden. Zudem steht es, wie ich gezeigt habe, fest, dass sie insgesammt bis in die neuere Zeit auch den nicht minder charakteristischen Walliser Viehschlag besessen haben, der in der ganzen pusterthalischen Section bis „Wels"berg hinauf auch gegenwärtig in voller Originalität zu Hause ist, während derselbe, wie schon gesagt, im Innsbrucker und Steinacher Bezirk im Laufe der letzten 40—60 Jahre durch den seither daselbst herrschend gewordenen Grauviehschlag (der rhätoetruskischen Race) vom oberen Wipp- und Etschthale herüber verdrängt worden ist. Die Duxerrace oder das schwarz und schwarzbraun „gefederte" (d. h. mit weissen Zeichen versehene) Vieh war eben noch am Anfange unseres Jahrhunderts fast im ganzen mittleren Innthale mitsammt den ostseitigen Zuthälern des Sill- und Eisackthales, so, wie im unteren Pusterthale noch gegenwärtig, beinahe ausschliesslich herrschend. Wir haben demnach hier mitten in Tirol einen der grossartigsten Zerstreuungskreise von Walliser Niederlassungen und, wie es scheint, früh-mittelalterlichen Datums vor uns, wobei nur zu verwundern ist, dass derselbe nicht längst ermittelt und insbesondere auch urkundlich sichergestellt werden konnte. Von mehreren dieser Oertlichkeiten, insbesondere von Schmirn mit Hinterdux, dann von Innerpfitsch, Vals und Lappach weiss man nur, dass sie in älteren Zeiten Alpen waren und erst später dauernd bewohnte Gegenden geworden sind. Es ist nun eine bekannte und hier mit der einzigen Ausnahme des Völs bei Innsbruck ebenfalls zutreffende Erscheinung, dass die Walsercolonien überall im Hochgebirge liegen.

Noch bemerke ich, dass die Bewohner von St. Jodok, Innervals und Padaun im Steinacher Bezirke bei den Einheimischen die „Valscher", die des Valsthales bei Mühlbach dagegen die „Valler" heissen, und dass mir vor Jahren, als ich zum ersten Male Dux besuchte, ein alter Viehhändler die „schwarzgefederten Düxerküah" als „walsche Race" bezeichnet hat. Auch theilte mir derselbe mit, es würden auf den Almen des dortigen Gebietes häufig „Küh-

[1]) G. Tinkhauser „Diöcese Brixen", II. Bd., S. 37. Diesem Autor nach soll die Kirche in Vals „um 1425 zu Ehren der Heiligen Jodock, Anton und Wolfgang gebaut" worden sein.

[2]) J. Staffler a. a. O. II. Thl., II. Bd., S. 154. Nach Tinkhauser a. a. O. Bd. I, S. 290 soll dieses Vals (bei Mühlbach) sogar schon um das Jahr 1200 „Valcenthal" geheissen haben.

[3]) Im Mittelalter wurde der Wisent auch Elenthier, Ellen und Elch genannt. — (Ellen bedeutet so viel als Stärke.)

roblereien“ abgehalten und heissen jene Kühe, welche bei diesen Kämpfen siegreich hervorgehen, „Robler- oder Maierküh'“. Diese thatsächlich noch mehrfach gebräuchlichen Kampfspiele der Maierkühe verschiedener Heerden stehen mit den bereits erwähnten gleichartigen Veranstaltungen im Wallis, respective mit der beiden Racestämmen innewohnenden Streitsucht in erwünschter Parallele[1]). Sodann kann ich als weitere Analogie berichten, dass im Nicolaithale neben dem originalen Walserrind eine in ihrer Art ebenso eigenthümliche, zotthaarige, in der vorderen Hälfte schwarz-, rückwärts weissfarbige Ziegenrace heimisch ist und dass sich ähnlich gezeichnete „Goasen“ auch im Wattenser- und Duxthale finden, während die sonst im Unterinnthal einheimische, mehr schlanke und hochbeinige (bojuvarische) Ziege zumeist rehbraun oder gemsfarben sich zeigt.

Ich glaube mit dem Vorgebrachten dargethan zu haben, dass die Duxerrace in Tirol, beziehungsweise ihre beiden hauptsächlichen Localvarietäten, die ich als „Zillerthal-Duxer“ und „Pusterthal-Duxer“ unterscheide, mit dem altiberischen Rinderschlage aus dem schweizerischen Rhonegebiet nicht allein identisch, sondern auch von dort herüber zu uns gebracht worden ist. Ferner meine ich auf Grund des mitgetheilten Ortsnamenbefundes und der Bewandtnisse mit dem heiligen Jodok die Zeit dieser Einwanderungen in die gleiche Epoche verlegen zu können, wie sie für die bisher bekannt gewordenen Walser-Niederlassungen in Vorarlberg und Graubünden documentirt erscheint, wofür ausserdem der Umstand spricht, dass die meisten Kirchen der betreffenden Tiroler Districte im 13. und 14. Jahrhundert entstanden sind. Ich selbst konnte von urkundlichen Daten ausser dem bezüglich einiger Kirchengründungen Gesagten leider nichts Anderes auftreiben und vergleichen, als dass in einem alten „Landbrief“ von 1487[1]) der „wilden Tuktser Alben“, wo der „Tukchs“ entspringt, als Grenzmarke des erzbischöflich salzburgischen Zillerthalgebietes Erwähnung gethan wird, ferner dass dieses selbe hintere oder wilde Dux zu Mitte des 15. Jahrhunderts nur vier Berghöfe umschloss und zur Pfarrkirche Matrei im Sillthale pflichtig war[2]) und endlich, dass die dortigen Aelpler und ihr Viehstapel am Anfange des 14. Jahrhunderts der unmittelbaren Aufmerksamkeit und Fürsorge des Landesherrn theilhaft gewesen sind, wahrscheinlich deswegen, weil sie als damals neue Ansiedler mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatten[3]).

[1]) In Sitten liess ich mir erzählen, es sei früher öfter vorgekommen, dass selbst streitsüchtige Alpensöhne „wie Stiere mit den Köpfen gegeneinander gerannt“ wären, wozu ich commentire, dass nach Hamilton Smith („Natural-History of the human species“, Edingburg 1848, S. 190) auch „die Neger öfter Stirn gegen Stirn kämpfen“.

[1]) Siehe 1. Bd. der „Oesterr. Weisthümer“: „Die salzburgischen Taidinge“, Wien 1870, S. 318.

[2]) G. Tinkhauser a. a. O. in der 1879 in Brixen erschienenen „Fortsetzung des 2. Bds.“ S. 747. (Jetzt zählt der Weiler Hinterdux 8 Häuser, die zusammen circa 60 Kühe wintern. Im Sommer jedoch hält jedes Haus 25 Kühe auf den Alpen, von denen ein Theil an Milchkäufer verpachtet wird, welche auf eigene Rechnung sennen.)

[3]) Dies betreffend heisst es in H. Chmel's „Oesterreichischer Geschichtsforscher“, Wien 1841, II. Bd., S. 148, wo die Amtsrechnungen über die fürstlichen Gefälle in der Grafschaft Tirol von den Jahren 1303—1305 aus dem geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv mitgetheilt werden, bei den Ausgaben (nachdem auf S. 146 ein Absatz mit der Ueberschrift „Anno Domini 1303 die 12. Augusti in Inspruk, Heinricus praepositus fecit rationem de subscriptis“ begonnen hat): „Item dedit Tal.(enta) 12 pro nutrimento armentorum ex Wildentuks, ubi etiam deficiunt casii 112.“

Der prähistorische Bleiwagen aus den Tumuli zu Rosegg in Kärnten.

Von

F. Kanitz.

(Mit zwei Figuren im Texte und einer Tafel.)

Die zahlreichen prähistorischen Wohnstätten, welche bisher in Europa wissenschaftlich erforscht wurden, enthielten, soweit die metallurgische Ausbeute in Betracht kommt, nahezu ausschliesslich Objecte von Kupfer, Zinn (Bronze), Eisen und Gold. An keinem Orte wurde die Bearbeitung des Bleies in grösserem Massstabe und insbesondere zu selbstständigen Gegenständen für Schmuck, Hausrath oder Cultus constatirt. Ganz unerwartet ward nun im Sommer 1883 eine auf der Linie Hallstatt,

Laibach, Triest liegende Fundstätte eröffnet, welche in überraschender Weise zeigt, dass die reichen Bleilager in der Umgebung von Villach nicht allein schon in vorgeschichtlicher Zeit gekannt, sondern zum Zwecke einer gewerbsmässigen Production ausgebeutet worden sind. Rosegg, der Ort, wo die bezüglichen hochinteressanten Funde gemacht wurden, liegt an der Drau, welche dort das von den alpinen Karawanken herabziehende pittoreske Hochland, 4 Kilometer von den Rändern des Ossiacher-, Faaker- und Wörther-See's entfernt, in west-östlicher Richtung durchfliesst.

Ein günstiger Zufall liess mich im Juli 1883 meine Villeggiatur in dem Rosegg benachbarten Velden am Wörther-See aufschlagen, kurz nachdem der k. k. Steuereinnehmer Herr Wilhelm Kokail im Fröger Walde einige Tumuli geöffnet, das Graben jedoch, „weil wenig lohnend", aufgegeben hatte. Mehr als die mir vorgelegte Ausbeute von Bronze- und Eisenobjecten, welche im Allgemeinen jenen aus den benachbarten Krainer Nekropolen glichen, erregten mein Interesse einige Bleifragmente, obschon der sie „als Reste eines Schmuckes" betrachtende Eigenthümer ihnen wegen des werthlosen Materials geringere Beachtung schenkte. Unter dem frischen Eindrucke des berühmten „Strettweger" Bronzewagens, welchen ich wenige Tage zuvor auf der Grazer culturhistorischen Ausstellung genau besichtigt hatte, erkannte ich in dem bunten Durcheinander von Bruchstücken, ausser einigen Thierfiguren, sofort auch die Theile eines Wagens, dessen Reconstruction der durch diese unerwartete Entdeckung überraschte Eigner mir gern überliess. Der Besprechung des interessanten Vehikels gehe hier eine knappe Skizze seiner Fundstätte voraus.

Der durch mittelalterliche Mauern gekrönte Rosegger Burghügel und anschliessende Thierpark werden gegen Süden durch einen unter Cultur gesetzten schmalen Landstreifen von einer steil zur Drau abfallenden Höhe getrennt, welche heute von der Strasse nach St. Jacob durchschnitten ist. Auf diesem gut bewaldeten Hügelterrain befindet sich das aus nahezu 300 Tumuli bestehende, zur Ortschaft Frög gehörende, prähistorische Grabfeld; zweifellos die Nekropole einer in urgeschichtlicher Zeit bedeutenden Ansiedlung, welche unter dem Schutze des höchst wahrscheinlich schon damals mit Ringwällen befestigten, das Anland dominirenden Rosegger Schlossberges sich nordwestlich bis zur heutigen Rosegger Drau-Brücke ausdehnte.

Ueber die Bewohner dieser bedeutenden Niederlassung dürfen wir nach den Fundergebnissen der Nekropole annehmen, dass es keltische Leute waren, vielleicht vom Stamme, der zu den Norikern gezählten Ambridraver (Drava-Drau), welche schon vor dem Beginne unserer Aera in dieser Gegend siedelten und wahrscheinlich bereits vor ihrer Unterjochung durch Augustus die benachbarten Bleiberge ausbeuteten, die gewonnenen werthvollen Erze durch Händler nach Aquileja, später im nahen Virunum lohnend verwertheten; ausserdem neben starker Viehzucht viele Handwerke trieben und, wie die Rosegger Funde zeigen, auch einen sehr ausgebildeten Todtencultus besassen.

Die während des Sommers 1883 eröffneten 18 Tumuli enthielten durchaus Brandgräber. Die Asche wurde meist in Urnen unter einer durchschnittlich 1·5 Meter hohen, kreisförmigen oder polygonalen, aus Flussgeschieben aufgeführten kuppelartigen Wölbung beigesetzt, über welcher sodann der oft mehrere

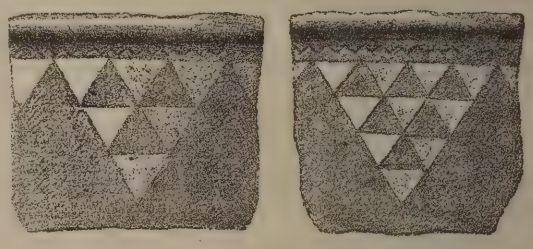


Fig. 9 und 10.

Meter hohe Erdhügel aufgeworfen wurde. Abweichend von dieser Bestattungsform enthielt einer der eröffneten Grabhügel ein aus in der Ferne gebrochenen grossen Seiten- und Deckplatten hergestelltes Kistengrab, ähnlich den keltischen der gleichen Epoche an anderen Orten. In vielen Gräbern stiess man auf mehr oder minder prächtige, leider zertrümmerte Ceremoniengefässe; andere Beigaben bildeten Waffen, Fibeln, Ringe, Nadeln u. s. w. von Bronze, Eisen, und was dieser Fröger Nekropole ihre hohe Bedeutung für die vorgeschichtliche Forschung gibt, zahlreiche Objecte aus Blei, das nicht allein zum Gusse von Gegenständen im Runden, sondern auch zur Verzierung von keramischen Gefässen in einer Weise verwendet wurde, welche weit über die bekannte Inkrustation von Pisino u. a. O. hinausgeht; denn ausser dünn gehämmerten, geometrisch zugeschnittenen Bleiplättchen (s. Fig. 9 und 10), welche mittelst einer Harzlösung befestigt wurden, sind es eigens

für diesen Zweck gegossene figuralische Nachbildungen im Flachrelief mit glatter Rückseite, durch welche man Prachtgefässe zu verzieren verstand. In einem von Herrn Ingenieur Lob durchgrabenen Tumulus fanden sich Fragmente von Exemplaren dieser reichverzierten Keramik, welche sich den schönen Gefässen aus Cortaillod am Neufchâteller-See anreihen.

Von Herrn Prof. Alphons Müllner dürfen wir eine illustrirte Detailschilderung der Tumuli zu Frög erwarten; somit kann ich nach dieser allgemeinen Orientirung zu der mir vorbehaltenen Schilderung des in seiner Nekropole gemachten Hauptfundes, zu ihrem Bleiwagen, übergehen. Er entstammt dem am 31. Mai 1883 auf dem Schuster'schen Waldgrunde aufgeschlossenen Tumulus, welcher dicht neben jenem mit dem erwähnten Kistengrabe steht. Nachdem man einige Bäume gefällt, das aufgeworfene Erdreich und den kreisförmigen Steinsatz abgeräumt hatte, stiess man 2 Meter tief unter dem gewachsenen Boden auf zwei zerdrückte Urnen mit Leichenbrand und in gleichem Niveau, mitten zwischen beiden, beiläufig im Centrum des Kreises auf zahlreiche, in der lehmigen Schichte eingebackene Bleistücke. Die Thonscherben wurden mit dem Erdreich ausgeworfen, die Metallstücke aber, wie mir Hr. Kokail versicherte, sorgfältig gesammelt. Wer selbst Zeuge solcher primitiver Ausgrabungen gewesen, kann jedoch auch in diesem Falle schwer den Verdacht unterdrücken, dass manche Bleistücke mit den Urnenresten gleiches Schicksal theilten; andere mögen allerdings im Laufe von nahezu zwei Jahrtausenden gänzlich durch Corbonisirung zerfallen sein; ein Process, der leider auch die erhalten gebliebenen in verschiedenem Grade geschädigt hatte.

Die von mir zuerst als Theile eines Wagens erkannten, zur Reconstruction übernommenen Bruchstücke befanden sich im defectesten Zustande. Nachdem ich sie einzeln, die grössten bis zu den kleinsten, von der anhaftenden Lehmkruste sorgfältig befreit und ihre Zusammenstellung in verschiedenster Form versucht hatte — eine mehrere Tage beanspruchende Arbeit — zeigte sich leider, dass neben leicht zu ergänzenden, auch sehr wesentliche Bestandtheile des Wagens verloren gegangen waren. Das Resultat meiner Bemühung blieb demnach ein unvollkommenes, und auch dieses danke ich nur der Geschicklichkeit des Wiener Metallographen Batsche, welcher, nach meinen Angaben, mehrere, wegen des weichen Materials ungemein schwierige Ergänzungen vornahm.

Doch selbst in seiner unvollständigen Zusammenstellung besitzt der Rosegger Bleiwagen hohen Werth für den Culturgeschichtsforscher, denn er bildet, wie ich nachweisen werde, einen neuen wichtigen Typus in der geringen Zahl prähistorischer Vehikel, welche die europäischen Museen bewahren.

Betrachten wir sämmtliche bisher aufgefundene Wagen aus vorgeschichtlicher Zeit, so finden wir bei allen einen ausgesprochen mystischen Zug, welcher in ihrem Bau, noch mehr aber in ihrer Decoration hervortritt. Dieser charakteristische Typus macht sich geltend bei dem ersten, 1834 bekannt gewordenen vierräderigen „Kesselwagen" von Bronze aus Mecklenburg, bei den verwandten aus dem schwedischen Ystadt, aus dem siebenbürgischen Broos und bosnischen Glasinac. Bei allen vieren verläuft das über die Achsen verlängerte, stark gekrümmte Gestell in vogelartigen Formen und derartige Ansätze zeigen auch die Kessel; ja bei dem bosnischen hat er die Gestalt eines Vogels mit hohlem Leibe, auf dem ein zweiter kleinerer sitzt; ähnliche Wagen wurden zu Corneto, Salerno u. a. O. ausgegraben. Ein anderer Wagen dieser Gattung zu Rom ist mit Hundefiguren ausgestattet. Auch die zwei- und dreiräderigen „Deichselwagen", welche Virchow unter diesem Namen zuerst bekannt machte, sind meist mit Vogel- und Stiergestalten verziert. Den phantastischsten Charakter zeigt aber, nächst einem kleinen Bronzewagen zu Cortona, der erwähnte vierräderige Strettweger „Plattenwagen" im Grazer Museum, auf dessen horizontaler Platte symmetrisch angeordnete Hirsche, Reiter u. s. w. von einer im Centrum stehenden, hohen weiblichen Schalenträgerin überragt werden.

Von den hier kurz charakterisirten, durch Wylie, Gooss, Nilsson, Virchow, Undset, Chantre, Hochstetter u. A. beschriebenen, prähistorischen Wagen, welche man zum grösseren Theile als „Opfer- oder Räucherwagen" bezeichnete, unterscheidet sich unser Rosegger Bleiwagen durch seine nüchterne Construction. Sie gleicht auffallend jener der im östlichen Europa von Bauernhand gezimmerten Gefährte und ich dürfte kaum irren, wenn ich das kleine Rosegger Bleivehikel für eine treue Copie des bei den Kelten der Drau- und Save-Alpen im Hause und Felde gebrauchten Wagens halte. Erweist sich meine im Folgenden weiter auszuführende Annahme als begründet — und es dürfte kaum ein stichhältiger Einwand gegen dieselbe erbracht werden — dann stand der Wagenbau bei den Draukelten auf so hoch entwickelter Stufe, dass wir ihr mechanisches Talent

gleich sehr, wie ihre durch den zierlich ausgeführten Bleiwagen erwiesene Tüchtigkeit im Modellschnitte und Zurichten der Gussformen bewundern müssen.

Vom Detail der Wagenconstruction, welche, wie die beigegebene Tafel III zeigt, nur als vierräderiger Plattenwagen mit Deichsel aufgefasst werden kann, ist besonders hervorzuheben: der höchst interessante Räder- und Achsenbau (Fig. 1, 2, 3, 4). Ungleich den bisher gekannten drei prähistorischen Systemen, deren Haupttypen man in Chantre's „Age du bronze" abgebildet findet, besitzen die im Durchmesser 7 Cm. haltenden, ursprünglich beweglichen Räder unseres Rosegger Bleiwagens die überraschend grosse Zahl von 10 Speichen. Noch auffallender und origineller erscheinen auf den je ein Räderpaar verbindenden, sehr langen Achsen (Fig. 2 a) die nach innen gestellten senkrechten vier Kippstöcke (Leichsen) mit zierlich gekrümmten Spornen (Fig. 2 b), welche in Wirklichkeit, ähnlich wie die gleichfalls nach innen gestellten Streben bei den Bauernwagen im Balkangebiete, zur Sicherung der aufgeladenen Baumstämme und Festhaltung des geflochtenen Langkorbes dienten, in dem die geerntete Frucht, Obst, Heu, u. s. w. eingeführt wurde. Dass die den Korb tragende Platte vorhanden war, dies beweisen die erhalten gebliebenen geradlinigen, nagellochartig durchbohrten Bleibeschläge mit quadratischem, nach einer Seite offenen Falze (Fig. 5, a, b, c, d), welche in Wirklichkeit wahrscheinlich von Eisen, zur Aufnahme der hölzernen Bohlen (Fig. 5, e) bestimmt waren. Welche Bestimmung die zierlich gebogenen, an den Enden durchlöcherten Tragtheile (?) hatten, es sind deren 4 erhalten (Fig. 6, 7); ferner, ob die beiden, durch einen gekrümmten Haltnagel verbundenen beweglichen Stücke (Fig. 8) vielleicht einem Drehapparate angehörten und in Beziehung zur Deichsel (Fig. 9) standen, wie diese befestigt war und zu was die fein verknoteten Seile gedient hatten, von deren zarter Bleicopie sich ein Stück erhielt (Fig. 10), bleibt fraglich. Ebenso wenig möchte ich entscheiden, ob die räthselhaften, gleichartigen vier Stücke (Fig. 11, 12) zur Wagenconstruction gehörten; nach dem geradlinigen Abschnitt mit dem Fortsatze (a) möchte man es annehmen, wenn nicht der zweite thierartige Ausgang mit förmlichen Zitzen (b), an die in Chantre's „Album" (Pl. LXXI, 9) abgebildeten rohen Thiergestalten aus den Palafitten von Bourget so sehr erinnerte.

Obschon ich, als Feind gewagter Hypothesen, in der vorstehenden Schilderung des Rosegger Wagens den Zweck einzelner seiner zugehörigen Theile fraglich liess, hoffe ich doch im Ganzen erwiesen zu haben, dass wir in dem interessanten Vehikel das ungemein sorgfältig ausgeführte Modell eines prähistorischen „Nutzwagens" erblicken dürfen, für dessen Veranschaulichung bisher kein Material vorlag. Leider ist mir der wünschenswerthe Vergleich des Rosegger Wagens mit den jüngst in das Kopenhagener Museum gelangten prähistorischen Wagen zur Stunde unmöglich; denn wie mir Herr Dr. Undset schreibt, wird ihr glücklicher Finder, Dr. Petersen, erst gegen Jahresschluss eine Beschreibung dieser interessanten Vehikel aus hohem Norden publiciren. Nach einer persönlichen Mittheilung des Herrn Dr. Voss in Berlin, welcher sie gesehen hat, kann ich jedoch schon heute sagen, dass ihre Construction wesentlich von jener des Rosegger Wagens abweicht.

Von den anderen Bleiobjecten, welche mit unserem Wagen demselben Tumulus entstammen, zeigen 12 plastische Thierfiguren mit grossen Köpfen, starken Ohren oder Hornansatz (?) und je zwei Füssen an dem hohl gegossenen unförmlichen Leibe (Fig. 13, 14) eine so schwächliche Nachahmung der Natur, dass sich nur schwer entscheiden lässt, ob sie Pferde oder Rinder darstellen sollten. Von höchst primitiver Arbeit, erfüllten sie vielleicht denselben Zweck wie unsere heutigen, gleich kindlichen ex voto aus Wachs u. s. w. Möglicher Weise wurden sie dem Verstorbenen als Weihgeschenk zur Symbolisirung des der Familie zurückgelassenen reichen Heerdenstandes gewidmet? Von gleich schematischer, das figurale Nachbildungstalent der prähistorischen Alpenbewohner wenig bekundender Naturauffassung sind auch die Fragmente zweier Reiter, deren Abbildung ich (Fig. 15) nach einem gut erhaltenen Exemplare gebe, das mit 15 anderen, theils aus derselben Form, theils von zwei verwandten Modellen abgegossen, zusammen mit Vögeln, radförmigen Ornamenten u. s. w. in den benachbarten Grabhügeln gefunden wurde. Die Vögel gleichen theilweise auffallend solchen, auf den von Baron Sacken abgebildeten Hallstätter Bronzen; die Pferde sind meist als Hengste charakterisirt.

Unser Wagen und die anderen vorstehend skizzirten zahlreichen Funde von reinstem Blei aus den wenigen, bisher erschlossenen Hügelgräbern zu Rosegg zeigen, dass ich berechtigt war, von einer gewerbsmässig betriebenen Bleiobjecte-Production der prähistorischen Anwohner der Fröger Nekropole zu sprechen. Sie hat auch nichts Ueberraschendes; forderte ja das naheliegende, leicht

schmelzbare, von den Römern viel begehrte Material zu dessen lohnender Gewinnung auf. Schon in dem westlichen, nur eine Stunde vom Fröger Grabfelde fernen Rudnik (slovenisch: Erzberg), wo noch vor wenigen Decennien der Bleibau vom Staate betrieben wurde, lag früher das hellblinkende Metall am Tage, wenn auch nicht in so reichen Ausbissen, wie am Villacher Bleiberge, wo solche noch heute, wie mir Herr Director Makuc versicherte, bis zu 25 Kilo mit 35—70% Reingehalt vorkommen. Schwieriger hüttenmännischer Vorkehrungen zum Ausschmelzen der Fundstücke bedurfte es ja in prähistorischer Zeit auch nicht. Man schmolz sie gleich am Orte, wobei es manchmal vorkam, dass das heissflüssige Blei durch die Lehmfütterung der Grube in tiefer liegende Baumwurzeln drang. Derartige Naturselbstabgüsse, von wohl auch aus römischer Zeit stammenden primitiven Schmelzstätten, bewahrt das Bleiberger montanistische Museum. Vergebens forschte ich dort aber nach prähistorischen, beim Erzabbau gebrauchten Werkzeugen, wie sie im benachbarten Raibler Bleiwerke gefunden worden sind. Vielleicht stiess man früher auf solche, schenkte ihnen aber nicht genügende Beachtung; war dies ja auch in dem von Dr. Much eingehend beschriebenen Kupferbau bei Bischofshofen der Fall.

Ich schliesse diese Skizze über den Rosegger Bleiwagen, welcher, nun thunlichst restaurirt, als ein werthvolles Vermächtniss aus der vorgeschichtlichen Culturepoche Kärntens im Klagenfurter Museum seine Aufbewahrung finden wird, mit dem lebhaften Wunsche, dass die durch Herrn Baron Hauser, dem thätigen Secretär dieses Instituts, mit Unterstützung der k. k. Central-Commission f. Erf. u. Erh. d. Kunst- und Baudenkmale zu Wien und des kunstsinnigen Rosegger Schlossherrn, Fürst Friedrich Liechtenstein, ferner durch die Anthropologische Gesellschaft in Wien fortgesetzten Ausgrabungen auf dem Fröger Grabfelde auch ferner Resultate liefern mögen, welche unsere Kunde der vorgeschichtlichen Culturverhältnisse zu erweitern geeignet sind. Vielleicht gelangt dabei noch ein zweites Wagenmodell zu Tage, das die Construction unseres prähistorischen „Hauswagens“ voll vergegenwärtigt, der nun als vierte Species zu den bisher gekannten „Kessel-, Platten- und Deichselwagen“ aus vorgeschichtlicher Zeit hinzutritt.

Wien, im Mai 1884.

Die Gudenus-Höhle,

eine Renthierstation im niederösterreichischen Kremsthale

von

P. Leopold Hacker.

I.

Am 27. September 1883 vereinigten sich Herr Ingenieur Ferd. Brun und Herr Oberlehrer W. Werner, Beide von Kottes, mit dem Berichterstatter zur Durchforschung der Höhlen des Kremsflussgebietes in prähistorischer Beziehung, nachdem wir bereits 1882 und früher theils einzeln, theils in Gesellschaft diese Umgebung unserer jetzigen Heimstätten durchstreift und so ein allgemeines Bild der hiesigen Terrainverhältnisse gewonnen hatten.

Letztere lassen, wie Herr Brun in einer geologischen Skizze darüber bemerkt, „das von uns durchforschte Gebiet als eine Hochebene erscheinen, welche langsam gegen Osten zu abfällt und ihren höchsten Punkt mit 705 m. über dem Meeresniveau wohl bei Albrechtsberg hat. Durchschnitten wird dieses hügelige Hochland durch die Flussthäler der grossen und der kleinen Krems, und geben uns diese Einschnitte ein klares Bild sowohl über die geologische Formation, als auch über die Höhlen und deren Bildung selbst.

In geologischer Hinsicht gehört diese Gegend der krystallinischen Formation an und treten neben Gneiss hauptsächlich krystallinischer Kalk, Glimmerschiefer, Thonschiefer und Augitgestein auf; die vorherrschende Streichung ist von Süd nach Nord gerichtet und zeigt ein östliches Einfallen. Untergeordnet erscheinen: Quarzlager, Kieselschiefer, Amphibolschiefer, Hornblende und Schörlgranit. Serpentin und Hornstein treten bei Latzenhof auf und durchziehen das ganze von uns besprochene Gebiet. Sie

lassen sich nördlich bis Brunn am Wald und südlich bis Grossheinrichschlag hinaus verfolgen.

Für uns am wichtigsten sind die krystallinischen Kalke. Selbe treten vorherrschend in grösserer Mächtigkeit, theils Felsrücken bildend, theils die Oberflächen nicht überragend und dann nur in den Thaleinschnitten beobachtbar auf. Dem Streichen nach lassen sich diese Kalkzüge oft stundenlang ununterbrochen verfolgen. Der Kalkstein ist theils grobkrystallinisch von weisser, grauer oder rother Farbe, theils dicht, Feldspath-Krystalle einschliessend. Oft wechselt er mit zolldicken Lagen von schwarzem Augitschiefer oder geht vollständig in letzteren über.

Nordwestlich von Krems beim Zusammenflusse der beiden Kremsen sind die Kalkzüge ungemein mächtig entwickelt und sind durch die localen Verhältnisse die Bedingungen zur Höhlenbildung in reichlichem Maasse gegeben."

Augenscheinlich vereinigten sich an dieser Stätte mehrere Factoren zur Bildung der zahlreichen Höhlen, wodurch sich auch erklären lässt, dass diese selbst so verschiedener Natur und Gestaltung sind.

Einige sind Felsenspalten und verlaufen schief aufwärts, manche davon bezeugen durch den darin herrschenden scharfen Luftzug, dass sie noch eine andere Verbindung mit Aussen haben; von einer solchen wird erzählt, dass man vor einigen Jahren einen Knaben bestimmt habe, den Felsenkamin aufwärts zu kriechen und dass es dem Knaben richtig gelungen sei, oben in's Freie zu kommen [1]).

Andere Höhlen dieser Gegend sind echte Sinterhöhlen, wie die „Teufelskirche", ein enger Felsspalt mit Stalaktiten [2]) und theilweise wohl auch das „Schusterloch", welches eine ziemlich geräumige Halle bildet, mit einer aufwärts ziehenden Seitennische. Beide sind wegen ihrer ausgezeichneten Lage bekannter und werden viel besucht.

Weniger bekannt waren bisher die Höhlen im kleinen Kremsthale, und sind es hauptsächlich diese, welche unsere Aufmerksamkeit zunächst erregten, und von denen eine, die „Gudenushöhle", den Gegenstand dieses Berichtes bilden soll.

II.

Am Fusse der malerischen Ruine Hartenstein liegt in einer senkrechten Felswand knapp an der kleinen Krems 7·3 m über der Thalsohle eine Durchgangshöhle — nach der Volkssage der geheime Ausgang der Burgveste — welche Höhle bisher keinen eigenen Namen trug, und die wir Gudenushöhle benannten, dem Herrn Besitzer Reichsfreiherrn Heinrich von Gudenus zu Ehren, welcher uns auf unsere Bitte im Interesse der Wissenschaft grossmüthigst die Ausbeutung dieser prähistorischen Schatzkammer gestattete.

Von der Thalsohle gelangt man über eine steile Böschung, welche aus grossen Steinen und Erde besteht, zur Gudenushöhle und deren Vorplatz. Böschung und Vorplatz sind freilich schon längst mit allerlei Gestrüpp überwachsen, so dass der Eingang zur Höhle ganz verdeckt war.

Der Vorplatz selbst war einstmalen viel breiter und ist in Folge von Unterwaschungen am Rande abgestürzt, wie die entblösst über denselben hinausragenden Baumwurzeln beweisen. (Siehe Fig. 11, Durchschnitt A B.)

Fig. 11. Maassstab 1 : 1000.

Wir zogen vom Rande des Abhanges gegen den Eingang der Höhle zu einem Graben von fast 4 m Länge, $^3/_4$ m Breite und über 1 m Tiefe.

Die oberste Schichte erwies sich als Humuserde und enthielt einige Scherben jüngerer und jüngster Zeit, Glasscherben, eine Austernschale (Ostrea edulis L.), hie und da einen Silexsplitter, selten ein Stückchen

Fig. 12. $^3/_4$ n. Gr.

Kohle, einige Zahnfragmente vom Pferde, Rinde, Fuchs, Schwein und jüngere, scheinbar mit einer Metallhacke zerschlagene (nicht der Länge nach gespaltene) Oberarm- und Schenkelknochen vom Rinde und etliche Rippenfragmente, dann noch ein paar Splitter von Renthierknochen.

[1]) Aehnliche Sagen gibt B. Dawkins in „Die Höhlen und die Ureinwohner Europas" (übs. v. Dr. Spengel) 1876, S. 26.

[2]) H. Ferd. Brun hatte hier zuerst bei einem Besuche im Herbste 1883 den Kiefer eines Wiederkäuers gefunden.

Die darunter liegende Schichte, circa 0·80 m stark, bestand aus Erde, Ziegelstücken und Schutt mit vielen eckigen grösseren und kleineren Steinen, wie sie von dem überhängenden Felsenvorsprunge herabgefallen waren. Diese Schichte enthielt noch weniger Cultur- und Thierreste. Eine Bergkrystall-Pfeilspitze (Fig. 12) ist von hier.

Dann stiessen wir auf festen gelben Thon, welcher Kalk- und Amphibolschieferstücke führte, aber weder Artefacte noch Knochen barg.

Der anstehende Felsen hinderte ein Weitergraben.

Schichten-Lagerung:

1. Humuserde . . . . . 10—15 cm.
2. Von oben abgestürzter Schutt . 70—80 „
3. Fester gelber Thon . . . . . 20 „
4. Felsen.

An der Wand rechts vom Eingange in die Gudenushöhle verbindet den Vorplatz mit der neben vorspringenden Felsenecke ein etwa 0·5 m breiter und 4 m langer Raum. Diese Art Brücke bestand fast ganz aus Asche.

Beim Abräumen derselben fand sich der später angeführte Elfenbeinknopf, dann eine ziemliche Menge äusserst leichter Knochen (von Wiederkäuern) offenbar in der Asche ausgeglüht, ferner gab es da allerlei Vogelknochen (u. A. von einer Entenart?), welche gleichfalls im Feuer gelegen waren. Steinmesser verschiedenen Materials kamen hier zum Vorscheine. Endlich zeigte sich ein kleiner, wagrecht verlaufender Hohlraum (Fig. 11 b), welchen wir nun weiter verfolgten. Im Verlaufe der Arbeit erwies sich derselbe als mit der rechten Wand der Gudenushöhle zusammenhängend, aber von ihr durch eine mauerartige Lage grösserer Steine abgeschlossen.

Ein enger Felsspalt, so niedrig, dass wir denselben nur ausgestreckt liegend verfolgen konnten, ohne das Ende desselben erreichen zu können, erstreckt sich ausserdem noch — beiläufig parallel mit der rechten Wand der Gudenushöhle — weiter als 10 m zurück.

Der nunmehr blosgelegte Eingang zu diesen Nebenräumen liegt 4·7 m über dem Niveau der kleinen Krems, ist 0·57—0·83 m hoch und 1·80 m breit; der Höhenabstand vom Vorplatze beträgt 1·75 m.

Die hier gemachten Funde sind wesentlich dieselben, wie in der zweiten Schichte des weiter unten folgenden Schichtendurchschnittes der Gudenushöhle.

Der Inhalt aber der ganzen Nebenhöhle zeigte folgende Lagen:

1. schwarze Erde gemengt mit Asche und Kohlen, enthaltend Knochen (darunter viele leichte, dem Feuer ausgesetzt gewesene), Zähne und Artefacte . 4 cm.
2. Wellsand (ganz leer) . . . . . 50—70 „
3. eine kohlenführende Schichte mit Silexwerkzeugen u. Knochensplittern 0·5 „
4. Höhlenlehm . . . . . 5 „
5. Kohlenlage mit Silexartefacten . . 0·5 „
6. leerer Höhlenlehm . . . . . 1—3 „
7. Felsen.

Die Gudenushöhle ist durch Erosion des Wassers gebildet, welches ursprünglich in nordöstlicher Richtung etwa 12 m vordrang, beim Spalt *a* jedoch in fast rechtem Winkel nach Nordwest abgelenkt wurde. Letzterer Theil der Höhle ist etwa 10 m lang, aber viel enger und niedriger als der Eingang; deshalb stauten sich die eindringenden Wasserfluthen bei *a* und bildeten dort einen Wirbel. Die auswaschende Wirkung desselben ist am deutlichsten beiläufig in der Mitte der Höhle (etwa zwischen den Durchschnitten 1 und 2) an der Decke wahrzunehmen. Von dieser aber haben sich mächtige Blöcke losgetrennt, welche noch theilweise auf dem Boden der Höhle eingebettet liegen. Mehrere solche grosse Felsentrümmer haben wir aus der Höhle hinausgeschafft.

Als wir die Arbeiten begannen, war die Gudenushöhle bei einer Gesammtlänge von etwa 22 m 2—3 m breit und 0 9 m hoch; jetzt beträgt die Höhe stellenweise über $2^1/_2$ m, die Breite aber, da die Höhle sich an der rechten Wand bis etwas vor dem Spalte *a* beträchtlich erweitert ist, gleichfalls viel bedeutender geworden. Der Ausgang der Höhle ist durch die Ausgrabungen nicht viel verändert worden, da hier der Felsengrund fast ganz zu Tage trat. Dieser niedrige und enge Ausgang mochte den Bewohnern der Gudenushöhle günstig erscheinen, denn hier war die Höhle ganz leicht zu verbauen.

Wir hoben zuerst an der rechten Wand vom Eingange einen Graben aus und thaten zugleich dasselbe vom Ausgange her, dann erst räumten wir die ganze Höhle aus bis fast zur 6. Schichte (vgl. unten), hierauf zogen wir drei tiefere Quergräben, einen bis 1 und je einen bei 2 und 3; die beiden letzteren sind bis auf den felsigen Untergrund ausgeführt. Zugleich räumten wir den Spalt *a* ganz aus. An der linken Höhlenwand stehen wir bereits überall am Felsen an.

Die Schichtenlagerung in der Gudenushöhle stellt sich folgendermassen dar (Fig. 13):

Postdiluvial.	1. Recente Ueberlagerung von Erde, Steinen, Asche, etc. .	7 cm.
	2. Culturschichte. Artefacte und zerschlagene Knochen (Feuerherde)	28 „
	3. Höhlenerde	6 „
Diluvial	4. Höhlenlehm mit ganzen Knochen	26 „
	5. Höhlenlehm ohne Einschlüsse	28 „
	6. Wellsand — leer	65 „
	7. Höhlenlehm mit Kalk und Amphibol	22 „

Natürlich sind die angegebenen Verhältnisse nicht durch die ganze Höhle gleichmässig dieselben, und namentlich sind die erste und zweite Schichte nicht überall genau auseinander zu halten gewesen, da die recente Ueberlagerung hie und da ganz fehlte, und somit die Erzeugnisse der älteren Culturschichte vielfach ganz zu Tage lagen. In diesem Falle waren die Knochen und Zähne etc. mit einer weissen pulverigen

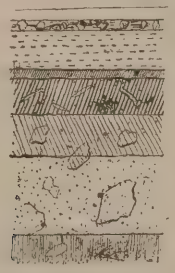


Fig. 13.

Masse (Album graecum?) überzogen. Einige Topfscherben, doch kaum andere, als auf der Drehscheibe gefertigte, einige eiserne Nägel, Glasscheibentrümmer und recente Knochen waren vereinzelt vorhanden.

Die Höhle ist wohl nur selten besucht worden und scheint in letzter Zeit selbst von Thieren nicht viel benützt worden zu sein. Sie ist eben zu licht. Auch Fledermausspuren waren nur wenige. Am meisten scheint die Besucher der finstere Spalt bei *a* interessirt zu haben, welcher aber leider nur unbedeutend ist. Stalaktiten fehlen auch hier, somit war da nicht viel zu suchen, ja selbst kleine Sintergebilde sind nur spärlich.

Die zweite Schichte (postdiluviale Culturschichte) lieferte den Beweis, dass die Gudenushöhle der sogenannten „Renthierzeit“ angehöre, also einer Epoche, in welcher das damals über Mitteleuropa verbreitete Ren eine hochwichtige Rolle im Haushalte des Urmenschen spielte, oder mit anderen Worten, dass die Gudenushöhle in der erwähnten Renthierperiode durch längere Zeit bewohnt gewesen sei. Mehrfach konnten wir Feuerstellen in dieser Schichte constatiren, durch Kohlenbröcklein, geröthete Thonstücke, ganz calcinirte Knochensplitter und Steingeräthe charakterisirt.

Unter den Artefacten der Gudenushöhle nehmen die grösste Zahl (über 1200 Stücke) die Steingeräthe ein, meist an Ort und Stelle gefertigt, wie die Nuclei und die äussert zahlreichen (obige Ziffer noch übertreffenden) Splitter und Abfälle beweisen. Das verwendete Steinmateriale gehört zumeist der nächsten Umgebung an, wie Bergkrystall und Rauchtopas, Mergeljaspis, Kieselschiefer, Hornstein, Chalcedongeschiebe, Achate, Halb-Holz- und Jasp-Opal, Carneol. Die Feuersteine mit dem schneeweissen Verwitterungsüberzuge aus Kieselerde (der sogenannten Patina) rühren vielleicht vom Manhartsberge her, nach welcher Richtung auch andere Anzeichen hinweisen (vergl. später die fossilen Conchylien, welche auch Graf Wurmbrand erwähnt[1]). Das Feuersteinmateriale scheint wegen der ausgezeichneten Bearbeitungsfähigkeit auch am meisten geschätzt worden zu sein und mehrere ganz kleine Nuclei bezeugen, dass man mit demselben sparsam umging. Ueber 40 zierliche Messerchen, ein halbes Dutzend Ahlen, ein Schaber sind aus diesem Steine. Manche der glatten Absprünge mögen zum Glätten der Nähte verwendet worden sein, was möglicher Weise auch von einigen, namentlich schaberartigen Hornsteinstücken gilt.

Ueber 20 Stücke längliche und gebogene Instrumente sind aus weissem, sandbrüchigem, mehr wackeartigem Basalt (?).

Ein hübsches, 85 mm langes prismatisches Messer ist aus dunkelgrünem Basalt.

Von all' den Spähnen, Messern, Schabern, Pfeil- und Lanzenspitzen, Bohrern und Ahlen sei es erlaubt, noch einige zu erwähnen: 2 längliche Speerspitzen aus Bergkrystall; 3 Schaber aus gleichmässigem gelben Hornstein, einer davon nierenförmig und sehr sorgfältig auf der einen Seite zur Schneide zugerichtet, während man der anderen Seite die ursprüngliche sandig rauhe Oberfläche beliess, derselbe ist 950 mm lang und 35 mm breit; der zweite ist mandelförmig, unten mit der natürlichen Schichtungs-

[1]) Gundaker Graf von Wurmbrand in: „Ueber die Anwesenheit des Menschen zur Zeit der Lössbildung. Separat aus dem XXXIX. Bd. der Denkschr. der mathem. naturw. Cl. der k. Ak. der Wiss. Wien. 1879, S. 13.

fläche, 85 mm lang und 50 mm breit; der dritte eiförmig, 95 mm lang und 65 mm breit. — Ein Messer aus Carneol ist 90 mm lang und gegen 10 mm breit.

Einige Bohrer geben wir unter Fig. 14, 15.

Die aus einheimischen Silikaten gefertigten Werkzeuge sind mehrentheils Spähne und Messer von der gewöhnlichen flach-prismatischen Form, einige gegen die Spitze hin zugeschärft, die meisten aber nur einfach geschlagen, ohne weitere feinere Bearbeitung, wozu der hiesige Mergeljaspis, Hornstein und Kieselschiefer auch nicht recht geeignet sind. — Ein Messer aus dem Hornstein vom Latzenhof hat die ansehnliche Länge von 160 mm und ist 50 mm breit.

Verschiedene ganz durchglühte Quarzgerölle sind wohl als Kochsteine gebraucht worden. Einige Stücke Gneis, sicher bearbeitet, darunter eines vollkommen scheibenförmig zugehauen, lassen uns im Unklaren über ihre Verwendung.

Sehr interessant ist ein Stück Gneis, welches nach den vorhandenen Spuren als Schleifstein diente,

Fig. 14. 3/4 n. Gr. Fig. 15.

auch eines aus Amphibol scheint gleichem Zwecke gedient zu haben.

Ein Stück rothen Glaskopfes lag in einer Felsenspalte versteckt. Es ist 150 mm lang und war wahrscheinlich zum Bemalen (Schminken oder Tätowiren) bestimmt [1]).

Auch ein Stückchen Harz fanden wir, womit die Renthierjäger der Gudenushöhle wohl, gleich den heutigen Wilden, Steinsplitter und andere Dinge in Holzhefte eingekittet haben mögen.

Sehr wichtig, weil zugleich charakteristisch für die Renthierperiode sind die zahlreichen, in der Gudenushöhle gefundenen Werkzeuge und Geräthe aus Bein und Geweih.

So fanden wir zierliche Beinnadeln, deren Oehre deutlich beiderseits mit einem Steininstrumente ausgebohrt sind. Ein ganzes Stück ist 72 mm lang und 2·5 mm breit; 2 andere sind fast ganz, aber nur 37 mm lang und 2·3 mm breit; 4 etwa halbe Nadeln ohne Spitze sind circa 30 mm lang; 10 zwischen 17 mm und 48 mm lange Fragmente, meist fein geglättet, ohne Oehr und ohne Spitze; ein keulenförmiges Nadelchen von über 40 mm (vgl. die Fig. 18 und 19).

Fig. 16. 1/2 n. Gr.

Zur Fertigung der kürzeren Nadeln wurden Fibeln z. B. vom Hasen verwendet. Zwei unserer Funde beweisen jedoch nicht nur, dass die Nadeln gelegentlich auch hier selbst fabricirt wurden, sondern zeigen auch, dass das Hauptmateriale für die grossen

Fig. 17. 3/4 n. Gr.

schönen Nadeln die Schulterblätter (zumeist von Renthier) gaben, ja sie gestatten sogar, an den vorhandenen Schnitten die einzelnen Phasen der Verfertigung zu beobachten (Fig. 16). Hiemit sei die Angabe Dawkin's erweitert, wornach die Beinnadeln

Fig. 18 und 19. 3/4 n. Gr.

aus den dichten Mittelhand- und Fussknochen des Renthiers und des Pferdes herausgesägt wurden [1]).

Auch wir fanden übrigens solche aus Röhrenknochen herausgesägte Pfriemenfragmente.

Sehr instructiv ist in dieser Richtung ein 67 mm langes, schönes Bruchstück einer Nadel, welches wohl schon vor seiner Ausfertigung brach; dieses

[1]) Vergl. hiezu Szombathy's Funde aus der Diravica in Mähren in von Hochstetter's 4. Ber. der prähist. Commission der k. Akad. der Wiss. Wien, 1880 S. 27 und G. Graf von Wurmbrand l. c. Seite 13.

[1]) B. Dawkin's „Höhlen und Ureinw. Europas" Seite 271.

Stück ist auch deshalb merkwürdig, weil es in rother Farbe gelegen war, welche noch in den Fugen der Linien zu sehen ist. (In solcher Farbe war auch Fig. 17, desgleichen ein Kieferstück. (Vrgl. oben den Röthelfund.)

Ein Beinstichel (Fig. 20), obwohl Bruchstück, ist doch noch 110 mm lang; ausser diesen sind noch sechs kleinere, wohl hieher gehörige Stücke gefunden worden.

Eilf andere Fragmente, theils aus Bein, theils aus Horn, rühren auch von Pfriemen oder ähnlichen Geräthen her.

Eine Ahle aus dem Schulterblatte eines grösseren Thieres ist sehr fein geglättet und zugespitzt.

Drei sehr schöne Pfriemen sind fast ganz erhalten; von dem einen gibt Fig. 13 die Seitenansicht mit einigen tiefen parallelen Kerben, welche sich auf der zweiten Seite wiederhohlen und wohl zur Aufnahme des umgewickelten Fadens dienten; die Breitenseiten sind hübsch mit dem Steinmesser geglättet;

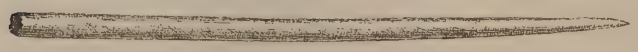


Fig. 20. ¾ n. Gr.

das Stück ist 90 mm lang und verjüngt sich von 8 mm bis zu 2 mm. — Der zweite (ohne Spitze, 108 mm lang) ist am Grunde zugeschiftet, die obere Hälfte zeigt fünf stark ausgewetzte schräge Kerben und zwischen denselben viele ganz feine Schnitte; solche Parallelschnitte zeigt übrigens auch die Basishälfte. — Der dritte, fast ebenso lang, ist der einfachste. Ein hieher zu rechnendes Fragment ist 45 mm lang und hat gleichfalls parallel laufende Schrägkerben.

Die Griffelbeine, wovon 5 deutliche Spuren der Benützung tragen, dürften als Dolche Verwendung gefunden haben; auch viele Fibeln mögen ähnlichem Zwecke gedient haben.

Manche Beinstücke zeigen an den Kanten Kerbspuren, nach Mancher Meinung Nagemarken, es mögen solche aber auch zur feineren Zurichtung der Steingeräthe benützt worden sein.

Speerspitzen zählen wir 6 Stück. Dieselben wurden aus Geweihstangen gefertigt. Fig. 21 hat 4 Längsrinnen, die andern haben 2, der Schaft ist abgeschrägt zur Einfügung in ein Heft und ausserdem mit verschiedenen Querlinien versehen, welche weniger zur Zierde, als zur Befestigung gedient haben werden; 2 Stück sind vollständig, eines 105, das andere 125 mm lang; einige haben elliptischen, andere kreisförmigen Querschnitt. (Hieher Fig. 22, 23 und 24.)

Zwei andere Fundstücke stehen den vorigen nahe, sind aber flach und prismatisch. Eines ist aus dem Schulterblatte eines grösseren Thieres, auf einer Seite nett mit dem Steinmesser herausgearbeitet, während die parallele Seite theilweise ausgebrochen ist.

Fig. 21—24. ¾ n. Gr.

An einem Geweihstück sieht man den Versuch, dasselbe entzwei zu sägen. Ein anderes Geweihstück lehrt uns die Fabrikation der Speerspitzen, die Nebenlinien zeigen sogar die verfehlten Striche mit dem Steinmesser. — Interessant sind auch 3 Stücke

Fig. 25. ½ n. Gr.

Knochen, welche in der Tiefe von 9—10 mm mit einer Steinsäge durchsägt sind.

Noch interessanter ist ein vom Renthiergeweih abgesägtes Schaufelplättchen. Dasselbe mochte dem

Bearbeiter des Geweihes irgendwie hinderlich sein; da versuchte er es abzuschlagen, was aber nicht gänzlich gelang, weshalb er es beiderseits längs der Geweihstange etwa 3 mm tief einsägte, worauf er es abbrach.

Von den Knochen und Geweihstücken tragen sehr viele die deutlichsten Schnittlinien und Schabspuren an sich.

Einige Knochensplitter scheinen, nach ihren starken Abnützungszeichen zu schliessen, als Messer oder auch als Schaber gebraucht worden zu sein, nach Anderer Meinung sind dieselben, gleichwie andere von Bären oder Hyänen, so abgetreten worden, jedenfalls wird dies Geltung haben von jenen, welche wir in der diluvialen Schichte fanden.

Ein halbes Dutzend Horn- und Geweihsplitter haben ganz cylindrische Bohrlöcher, welche jedoch von Insecten oder Schnecken herrühren dürften.

Die beiden Rillen eines Geweihfragments sind wahrscheinlich durch längere Reibung einer Art Schnur entstanden.

Fig. 26. 3/4 n. Gr.

Fig. 27. 3/4 n. Gr.

Ein Stück Geweih vom Edelhirsch hat Längseinschnitte und ist sehr interessant, weil es zeigt, dass die Geweihe systematisch verarbeitet wurden. (Fig. 25.)

Ein fast 60 mm langer, 9 mm breiter Vogelknochensplitter hat ein zierliches Aussehen gewonnen durch die regelmässigen Reihen von Kerbstichlein, welche in ebenso regelmässigen Abständen unterbrochen sind. (Fig. 26.)

Unser anregendster Fund ist wohl ein 150 mm langer Röhrenknochen mit vielen Kerben rund herum. Ueber die darauf eingekritzte Figur eines Renthierkopfes mit sehr deutlichem Auge und des Rückens lässt sich streiten, wir aber fühlen uns nicht berechtigt, darüber mit einfachem Schweigen hinwegzugleiten. (Fig. 27.)

Eine Pfeife aus Bein mit sehr schrillem Tone ist 40 mm lang und 12 mm breit, mit einem seitlichen Loch.

Als Schmuck oder Amulet oder auch als Spielerei für die Kinder mögen folgende zum Auffädeln taugliche Funde gedient haben:

Ein Wolfseckzahn, an der Basis durchbohrt. Bemerkenswerth sind die concentrischen Halbringe, welche das zum Lochbohren verwendete Steinwerkzeug als Spuren zurückliess.

Ein Fuchseckzahn, dessen convexe Seiten zuerst durch Reiben, wahrscheinlich an einem Sandsteine eingeschliffen und hierauf erst durchbohrt wurden.

Ein durchbohrtes Eckzähnlein eines Hirschen; das Bruchstück eines anderen Zahnes, dessen Durchbohrung ausgebrochen ist.

Ein knopfförmiges Stück mit centralem Loche ist aus Elfenbein.

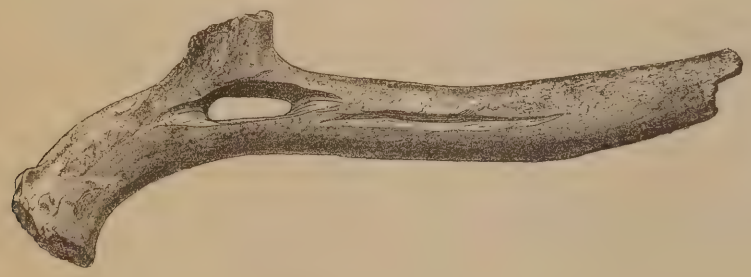


Fig. 28. 1/2 n. Gr.

Noch fanden wir 6 Stück Fossilien aus den „Hornerschichten“ und zwar je 2 Exemplare eines Dentalium (Bouei?), der Ancillaria glandiformis (zeigt einen künstlichen Schnitt) und eines Cerithium (pictum?).

Zwei durchbohrte Angehänge sind aus Felsenbeinfragmenten gemacht.

Ein Geweihstück (Fig. 28) ist an der ersten Gabelung tief und breit eingesägt, so dass es umgehängt werden konnte, es mochte wohl eine Art Stichwaffe sein, vielleicht sollte daraus ein Dolch werden.

In sehr grosser Menge fanden sich in der postdiluvialen Schichte Knochen, welche fast ausnahmslos der Länge nach aufgeschlagen waren, sogar kleineren Thieren angehörige. Die Schädel waren alle in ganz kleine Stücke zertrümmert, die Horn- und Geweihstücke, soweit sie nicht zu Artefacten verarbeitet waren, gleichfalls; am besten erhalten waren die Zähne und der Unterkieferkörper mit den Zähnen (ohne Kronfortsatz und Winkel). Viele der Knochen fanden wir in der Erde stehend, doch auch in jeder möglichen anderen Situation. Wo irgend ein Spalt in der Felswand sich zeigte, durften wir sicher auf gute Funde rechnen; da waren die Reste der untergegangenen Generationen oft wie hineingezwängt.

Die tiefer gelegenen, dem Diluvium angehörigen Schichten enthielten noch viele Thierreste, speciell der diluvialen Fauna angehörig (Hyäne, Wolf, Mammuth, Rhinoceros, Steinbock).

In grösster Anzahl förderten wir zu Tage die Skeletreste vom Renthier, vom Pferde und vom Schneehasen, welche drei Thiere wohl die Hauptnahrung der postdiluvialen Renthierjäger der Gudenushöhle bildeten.

Von den Knochen und Kieferstücken sowohl, als auch von den bearbeiteten und rohen Geweih- und Hornstücken war eine grosse Zahl von Thieren benagt.

Es sei uns schliesslich noch erlaubt, eine Liste der bisher durch Funde constatirten Thiere zu geben. Bei denselben führen wir auch die gefundenen Kiefer und Zähne an.

1. Mammuth (Elephas primigenius) 3 Stück Backenzahn-Lamellen und 1 Stück Elfenbeinplättchen.
2. Wollhaariges Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), 3 Backenzähne.
3. Höhlenbär (Ursus spelaeus Rosenm.): 21 St. Eckzähne, nebst sehr vielen Bruchstücken; 31 St. Backenzähne (darunter 6 Milchzähne), 31 St. Schneidezähne; 1 St. Zwischenkiefer; 1 Oberkieferstück mit 2 Backenzähnen; 1 Unterkiefer ganz; 1 Bruchstück von einem anderen.
4. Höhlenwolf (Canis Lupus spel. Gldf.), 4 St. Unterkiefer; 3 St. Backenzähne, 2 St. obere Kauzähne; 1 unterer Reisszahn; 9 St. Eckzähne.
5. Höhlenhyäne (Hyaena spel.) 2 Unterkiefer; 7 Stück Backenzähne, 3 St. Eckzähne.
6. Steinbock (Capra Ibex [?]), 1 einzelnes Horn, an der Wurzel 245 mm im Umfange, 1 Schädel mit beiden Hörnern, diese an der Wurzel 240 mm im Umfange.
7. Schneehase (Lepus variabilis Pall.) 38 St. Unterkiefer; 5 Oberkieferfragmente, 34 St. Beckenknochen, 29 St. Schulterblätter, 28 St. Oberarm, 31 St. Ellenbein, 27 St. Schienbein etc. etc.
8. Biber (Castor Fiber), 2 St. Schneidezähne.
9. Renthier (Cervus Tarandus L.), 350 St. Backenzähne; 6 St. ganze Unterkiefer. Hoch interessant ist dabei ein Unterkiefer, welcher in Folge einer Beinwucherung sehr entartet ist, das Kiefer selbst ist viel schwächer, die Zähne hingegen viel stärker entwickelt und viel weniger abgenützt, als bei dem dazu gehörigen anderen Kiefer.
10. Pferd (Eq. Caballus L.), über 200 St. obere und untere Backenzähne, ohne Rücksichtnahme auf das Alter gezählt; 10 St. Unterkieferfragmente von sicher ebensovielen Exemplaren; 66 St. Schneidezähne; 17 Hufe, gross und klein.
11. Edelhirsch (Cerv. Elaphus L.), 1 Geweihstück.
12. Reh (Cerv. Capreolus L.).
13. Ziege (Capra Hircus L.),
14. Rind (Bos Taurus L.),
15. Schaf (Ovis Aries L.),

    } 110 Backenzähne, 4 Hornstücke.
16. Haushund (Canis familiaris).
17. Fuchs (Canis Vulpes L.), 20 St. Unterkiefer.
18. Steinmarder (Mustela Foina Briss.), 2 St. Unterkiefer (diluvial oder postdiluvial).
19. Hamster (Cricetus vulgaris), 1 St. Unterkiefer.
20. Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus), wenigstens 2 Unterkiefer.
21. Haselmaus (Muscardinus avellanarius), 1 Schädel, 2 St. obere Schneidezähne, 16 Unterkiefer.
22. Feldmaus (Hypudaeus arvalis) 1 Ober-, 5 Unterkiefer.
23. Schwein (Sus scrofa), wenigstens 2 Schneidezähne.

Zwei Arten kleiner Vögel; vielleicht auch eine Eule, eine Gansart, mehrere Kröten-Knochen.

Mehrere Arten Fledermäuse.

Ein Menschen-Milchzahn.

Fischreste fanden wir nur 2 Stück, nämlich eine Gräte und einen Wirbel.

Die Zahl der gefundenen Knochen beträgt viele Tausend; eine nicht unbeträchtliche Anzahl Extremitätenknochen, Phalangen und Knöchel, viele sehr kleine und zarte; Klauen aller Art, gegen 90 Stück Penisknochen von Nagern und Raubthieren. Viele Epiphysen junger Thiere.

Eine Partie Knochen, die an einem Orte beisammen gelegen waren, ist wie durch Kupfer grün gefärbt — wir haben jedoch von diesem Metall nichts gefunden. Jedenfalls ist ein kupferhältiges, etwa von einem späteren Besucher der Höhle verlorenes Metallstück Veranlassung zur Imprägnirung der umliegenden Gegenstände gewesen.

Schon die vorliegende Aufzählung der Funde beweist, dass die Ausbeute der Gudenushöhle eine nach Qualität und Quantität bedeutende ist. Uebrigens ist unser Fund schon deshalb höchst beachtenswerth, weil die Gudenushöhle die südlichste Station aus

der Renthierperiode in unserer Monarchie ist — und in Niederösterreich die erste.

Die Funde der Gudenushöhle werden von uns dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien schenkungsweise übergeben werden.

Die Bestimmung der faunistischen Funde verdanken wir theilweise Herrn Dr. Teller, von der geolog. Reichsanstalt in Wien, Herrn Jos. Szombathy, Assistent am k. k. naturh. Hofmuseum in Wien und Herrn Dr. Much, welchem wir auch sonst vielfache Förderung unserer Arbeiten zu verdanken haben.

In Ermanglung von Vergleichsmateriale waren wir und sind wir fast einzig auf das leider unvollendete Bronn'sche Werk „Classen und Ordnungen" angewiesen gewesen, dieses mag uns dafür entschuldigen, dass wir vorderhand die Bestimmung der Fauna noch nicht vollendet haben.

Herr Hofrath von Hochstetter hat uns in freundlichstem Entgegenkommen sein hohes Interesse bewiesen. Ihm und den früher genannten Herren, insbesondere dem Reichsfreiherrn Heinrich Gudenus, statten wir hiemit unseren ergebensten Dank ab.

Die beigegebenen Zeichnungen hat Herr Oberlehrer Werner, die Profile Herr Ingenieur Brun gefertigt.

Die in der Gudenushöhle gemachten Funde berechtigen uns zu den besten Hoffnungen und wollen wir im Laufe des folgenden Sommers auch die anderen in den Kremsthälern gelegenen Höhlen (circa 30 an der Zahl) einer systematischen Durchforschung unterziehen und werden wir nicht ermangeln, seinerzeit die erzielten Resultate mitzutheilen.

Literaturberichte.

20.

Ujfalvy, Karl Eugen von. Aus dem westlichen Himalaya. Erlebnisse und Forschungen. Mit 181 Abbildungen nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1884. 8°. XXVII. 330 S.

Den Schwerpunkt der vorliegenden Reisebeschreibung bildet die ethnologische Schilderung Kaschmirs, Dardistans und Baltistans, Gegenden, die einem gut vorbereiteten, mit offenen Augen und Ohren ausgestatteten Reisenden eine mannigfache Ausbeute gewähren. Der Verfasser, der mit guten Empfehlungen reiste und überall warme Unterstützung seiner Pläne fand, hat neben der anthropologisch-ethnographischen Frage vor Allem die Industrie und Kunst der von ihm bereisten Gegenden mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist ihm gelungen, eine sehr bedeutende Sammlung in dieser Richtung zusammenzubringen und für manche cultur- und kunstgeschichtlichen Probleme der Forschung ein höchst schätzbares Material zur Verfügung zu stellen. Der Anthropolog vom Fache wird in den Massbestimmungen werthvolle Bausteine finden und der vorwiegend auf dem Boden der Linguistik sich bewegende Ethnolog wird auch nach dem classischen Buche Biddulph's: Tribes of the Hindoo Koosh, Calcutta, 1880, 8° (das, wie ich aus einer Notiz Ujfalvy's ersehe, in Indien selbst sehr selten geworden sein soll), das von dem Verfasser Gebotene dankbar entgegennehmen. Sehr dankenswerth ist das sorgfältig gearbeitete Namen- und Sachregister am Ende, da es das Excerpiren und Nachschlagen wesentlich erleichtert.

F. Müller.

21.

Památky archaeologické a místopisné (Archäologische und topographische Denkmale). Bd. XII. Prag, 1884.

Heft 9.

Josef Smolík. Die Grabhügel in Böhmen und ihr Inhalt. VIII. Ein Grabhügel bei Milavče (mit 1 Taf.).

Ein für die Anthropologie wichtiger Fund, aus einem 2½ m hohen und 15 m im Durchmesser haltenden Grabhügel bei Milavče (in der Umgegend von Taus) herrührend, enthält ausser einem Bronzeschwert mit Fragmenten von einer mit Leder überzogenen Schwertscheide von Holz und Bruchstücken von bronzenen Messern, Nadelköpfen, Ringen, Knöpfen u. dgl., besonders einen vierräderigen Bronzewagen (ohne Deichsel), auf dem sich sonst eine bronzene Urne angenietet befunden hat, die jedoch nur mehr in Fragmenten vorhanden ist. Die 12·5 cm hohen Räder dieses Wagens (der, nach der Zeichnung gemessen, 30 cm lang, 16 cm hoch und 23 cm breit erscheint), haben je vier Speichen. Leider wurde der Hügel ohne jegliche wissenschaftliche Durchforschung ausgegraben, so dass nicht mehr bestimmt werden kann, wie sein Inneres, das auch irdene Gefässe enthielt, zusammengesetzt war. Dieser Fund bleibt nichtsdestoweniger von hoher Wichtigkeit, da die Zahl ähnlicher bisher aufgefundener Wägen verhältnissmässig keine bedeutende ist, namentlich was die ausserhalb Italien gemachten Funde betrifft.

Josef Smolík. Die Bronzewägen.

In diesem Aufsatze zählt der Verfasser die elf bis jetzt ausserhalb Italien aufgefundenen Bronzewägen auf und ver-

gleicht ihre Form, sowie auch ihr Alterthum untereinander. Es sind dies I. vier mit einer Deichsel und mit verschiedenen Thierköpfen versehene Wägen: 1. Der Frankfurter Wagen von 3 Rädern (zu je 4 Speichen), 2. der in Ober-Kehle (Schlesien) gefundene und dem Frankfurter ähnliche Wagen, 3. der oberhalb von Burg (Spreewald) gefundene dreiräderige (zu je 4 Speichen) Wagen und 4. ein anderer ebendaselbst im Jahre 1867 eruirter Wagen von 2 Rädern (zu je 4 Speichen). II. Nebst dem Milavečer 6 Wägen ohne Deichsel, von denen der allgemein bekannte Judenburger Wagen (Steiermark) der berühmteste ist und aus einem Grabhügel herrührt. Derselbe ist vierräderig (jedes Rad zu 8 Speichen) und mit einer Gruppe von Menschen- und Thiergestalten reichlich ausgestattet und trug sonst eine Bronzeurne. 2. Der Radgoner (Steiermark), ebenfalls aus einem Grabhügel herrührende, aber zerbrochene Wagen, dessen Ueberreste ein Rad von 8 Speichen ausweisen. 3. Ein Wagen, aus einem Grabhügel von Peccatel (Meklenburg) herrührend. Derselbe ist mit 4 Rädern (zu je 4 Speichen) versehen und trägt eine Bronzeurne. 4. Der Wagen von Ystadt (Schweden) ist mit 4 Rädern (zu je 4 Speichen) versehen und dem Peccateler sehr ähnlich. 5. Ein in Siebenbürgen (im Jahre 1834) ausgegrabener Bronzewagen mit 4 Rädern (zu je 4 Speichen) die, an eisernen Achsen angebracht, auf einem Fusse eine bronzene Urne tragen. 6. Der aus einem Grabhügel von Glasinac (Bosnien) herrührende Wagen mit 4 Rädern (zu je 8 Speichen), die, auf 2 eisernen Achsen angebracht, einen Vogel, der die Urne bildet, tragen. Diese zwei letzten Wägen (5. und 6.), deren Urnen aus Bronze gegossen und mit eisernen Achsen versehen sind, hält der Verfasser für entschieden jünger, als die vorerwähnten.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke und Einkäufe von prähistorischen Gegenständen für das National-Museum in Prag. — Schriftliche und mündliche Berichte über diverse prähistorische Funde, namentlich von Čáslau, wo in Aschengruben verschiedene Beinwerkzeuge, geschnitzte Hirschgeweihe und mit Graphitüberzug versehene Scherben aufgefunden wurden. Auch wurden hier, jedoch in blosser Erde, eine bronzene Nadel und ein eiserner Celt ausgegraben. Ausserdem wurden auch in den Schanzgräbern einige Steinmeissel aufgefunden. In der Umgebung von Raudnic wurde auf der Feldflur „na Stínadlech“ ein Skelet ausgegraben, das an den Händen spiralförmige Armringe von Bronzeblech trug. Nächst Dobříně (in der Ziegelei) stiess man auf Brandgruben, in welchen Stein- und Beinwerkzeuge, nebst groben, mit Graphitüberzug versehene Scherben entdeckt wurden. — In Nieder-Chvojenec (bei Holic) wurde ein Einzelnfund von Bronzeobjecten, u. z. aus drei Ringen, einem Celt und einer Sichel bestehend, gemacht.

Heft 10.

Josef Smolík. Waffenfunde von Böhmen (mit 1 Taf.).

Der Fund von Vtelno Jizerní enthielt 18 Stücke diverser Gegenstände, von denen 16 von Bronze und 2 von Weissmetall waren und welche beisammen in blosser Erde aufgefunden wurden. Es sind namentlich: 2 grössere (15·2 cm im Durchmesser haltende) Phalerae; 8 bronzene und 2 von weisser Legirung verfertigte Armringe; 4 spiralförmige Armringe, und zwar 3 von rundem und 1 von geplättetem Bronzedraht. Nebstdem noch zwei diverse Bruchstücke. Der Fund von Nézký Chvojenec enthielt 6 Stück diverser Bronzegegenstände, und zwar einen mit einem Henkel versehenen Celt, eine kleine Sichel und 3 Armringe, von welchen zwei auf der Aussenseite gewindeartig verziert, der dritte aber zackig gravirt erscheint; nebstdem enthielt der Fund noch ein Bruchstück von einem ebenfalls gravirten Armring, der auf der Aussenseite Pfeilzacken trug. Der Fund auf dem Lžovicer Berge bei Elbeteinitz enthielt beiläufig 30 Armringe; die Mehrzahl von ihnen wurde jedoch verschleppt. Dieselben sind durchgehends von Bronze geschmiedet und auf der Aussenseite mit einem x-förmig straffirten Ornament verziert.

Čěněk Ryzner. Aus der Grabstätte von Přemyšlení (mit 6 Abbildungen).

Wie aus der Beschreibung erhellt, kommen daselbst Skelet- und Kesselgräber neben einander vor. In letzteren wurden bisher nur Scherben von diversen Thongefässen (mitunter mit Graphitüberzug versehen) und Thierknochen, seltener ganze Gefässe, Stein- und Beinwerkzeuge gefunden; von Bronze blos 2 Messer. Ein Skeletgrab, welches daselbst constatirt wurde, weist eine überaus interessante Heftnadel von Bronze mit Charnier auf, die mit Menschen- und Thierköpfen verziert ist (Tab. XX, Fig. 2), ferner 7 Bronzeringe, die auf einer Holzplatte mittelst Schleifen befestigt waren. Beides lag an der Hüfte des Beerdigten. Auch ein Buckelarmring wurde daselbst nebst anderen Ringen und auf den Schultern des Skelettes je eine duxerartige Fibel (wie Fig. 6 deutlich ausweist) vorgefunden.

Otokar Červinka. Zwei Funde von Vrutice Kropáčová (mit 5 Abbildungen), mit einem Nachtrage von Josef Smolík.

1. In der hiesigen Ziegelei werden seit 1878 diverse Objecte aufgefunden, von welchen besonders Scherben von Thongefässen, Steinmeissel, ein Steinhammer, ein Mahlstein, gebrannte Lehmbatzen u. dgl. hervorzuheben sind. 2. Am Žakovec stiess man auf ein Skelet, dessen Beigaben Beachtung verdienen. Es sind: 1 Pfanne von Weissmetall, deren Handhabe mit Schwanenköpfen verziert ist; 1 bronzene Schnalle (162 cm lang und 2 cm breit); 5 Bronzefibeln (ursprünglich waren 7 aufgefunden), von welchen die sogenannte Augustinianische besonderes Interesse erweckt.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an prähistorischen Stein-, Thon-, Bronze- und Eisenobjecten. Correspondenz. Mittheilungen über die Grabstätte von Jestibořic, Dražkovic, Kunětická hora; ein Hügelgrab (von Stein, mit Urnen, Bruchstücken von Bronze u. s. w.) bei Třebnic; ein Skeletgrab bei Peruc (ohne Beigaben); ein Einzelnfund (Bronze-Armring) von Rajic. — Reihengräber bei Dražkovic. Daselbst wurde ein liegender Hocker ausgegraben, bei dem ein eisernes Messer vorgefunden wurde. — Grabfelder von Všelis und in Řehnic. Bei Všelis wurden Skelette mit S-Ringen und in Řehnic ein Skelet ohne Kopf mit einem Thongefäss aufgefunden. Auf einem anderen Orte ist vor zwanzig Jahren eine Riesenurne, mit Asche gefüllt, ausgegraben worden. — Am Mohylník (bei Hořic) wurden Urnengräber entdeckt.

Brt. Jelínek.

22.

Vierter Congress der polnischen Aerzte und Naturforscher in Posen am 2. bis 5. Juni 1884 [1]).

Auf diesem Congresse tagte auch eine archäologisch-anthropologische Section. In der ersten Sitzung dieser Section verlas Jażdzewski seinen Vortrag: „Ueber die gemalten Gefässe aus dem linken Flussgebiet der Warthe“:

Virchow war der Erste, der durch die nähere Erforschung des Friedhofes in Zaborów auf diese Gegenstände die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt lenkte. Aehnliche Gefässe fand man später in mehreren Ortschaften im linken Flussgebiet der Warthe, dann in Schlesien, Böhmen, Galizien, Franken, Hallstatt und Siebenbürgen. Jażdzewski glaubt, dass nur die in Hallstatt und in Franken gefundenen Gefässe von den Etruskern stammen und dass die gemalten Gefässe, die in Schlesien und an der Warthe gefunden wurden, aus Kleinasien herrühren. An der Warthe fand man grösstentheils kleine Schalen mit oder ohne Henkeln, und dabei sehr dünne Unterlagen (Teller); sie sind gelb, roth, schwarz, seltener grün gefärbt, auf allen sieht man die charakteristischen Zeichen der triquetra oder swastica. Die letzteren sind das Hauptmerkmal, welches diese Gefässe von den in Hallstatt gefundenen unterscheidet. Nach Greg [2]) sollen die beiden Zeichen arischen Ursprungs sein und Symbole des arischen Gottes Dyaus darstellen. Der Friedhof in Nadziejów, auf welchem ebenfalls diese interessanten Gegenstände ausgegraben wurden, stammt nach Virchow, Tischler, Undset, Montelius, aus dem III. Jahrhundert n. Chr. Jażdzewski glaubt, dass der Friedhof spätestens aus dem I. Jahrhundert n. Chr. stammt, weil man hier eigenthümliche eiserne Messer gefunden hat, die auf einem anderen Friedhof in Nietrzanów neben Hohlringen aus Bronze angetroffen wurden und diese letzteren gehören ja in die Uebergangsperiode aus der Aera Hallstatt in die Epoche La Téne. In einem anderen Dorfe im linken Flussgebiete der Warthe, Gorszewice, fand Fehlan neben den eigenthümlichen, gemalten Gefässen eine bronzene Fibel, deren Rücken aus blauem Glase bestand (ähnliche sehr häufig in den Etruskergräbern); solche Fibeln stammen nach Undset aus dem V. Jahrhundert v. Chr., die gemalten Gefässe waren folglich an der Warthe schon in dieser Zeit im Gebrauch. Die gemalten Gefässe der Warthegegend zeigen grosse Aehnlichkeiten mit den Schliemann'schen Ausgrabungen in Kleinasien (Mykene und Cyprus [3]); das ist der Grund, warum Jażdzewski diese Gefässe aus Kleinasien herstammen lässt.

Nach einer langen Discussion, die sich nach diesem Vortrag entspann, und an der Majer, Bentkowski, Schulc, Kantak etc. theilnahmen, schloss sich das ganze Plenum im Grossen und Ganzen der Meinung von Jażdzewski an.

In der zweiten Sitzung der anthropologisch-archäologischen Section verlas Dr. K. Schulc seine Arbeit über: „Die ethnographische Bedeutung der heidnischen Skeletgräber, die südlich an der Ostsee angetroffen wurden“:

Der Prälegent stimmt nicht der Anschauung der deutschen und skandinavischen Archäologen bei, dass alle in diesen Gegenden ausgegrabenen Funde, die aus der Zeit vor dem VI. Jahrhundert n. Chr. stammen, germanischen Ursprungs wären und dass nur die späteren für slavisch gehalten werden sollten.

Er motivirt seine Anschauung folgendermassen: In den Ländern, die südlich vom baltischen Meere liegen, herrschte die allgemeine Sitte, verbrannte Leichen in Urnen zu beerdigen; das Volk, das diese Sitte hatte, musste slavisch sein, weil die Urnen mit gebrannten Menschenkörpern in ganz Deutschland und Skandinavien zu grossen Seltenheiten gehören; im Gegentheil findet man am rechten Weichselufer, welches schon zur Zeit des Tacitus von den slavischen Wenden bewohnt wurde, fast allgemein die Sitte, die Leichen vor der Beerdigung zu verbrennen. Weiter ist es aus den skandinavischen Sagen bekannt, dass die Germanen die Sitte des Leichenverbrennens ursprünglich nicht gekannt haben, dass sie diese Sitte am Ende der Bronzezeit angenommen und sie am Anfang der Eisenperiode verworfen haben. Schulc hält deshalb nur die Skeletgräber der südlichen Ostseegegend für germanisch. Diese Gräber theilt er in drei Kategorien ein:

1. Kistengräber aus grossen behauenen Steinplatten; diese Gräber enthalten Stein-, Bronze- und Eisenwerkzeuge.

2. Gräber, in denen die Skelette im Sande vergraben sind; daneben Münzen und kostbare Gegenstände aus der Zeit der römischen Kaiser.

3. Reihengräber (Friedhöfe); die Skelette im Sande vergraben, daneben slavische Hakenringe; die Schädel sind dolichocephal. Das scheinen, wie Kopernicki meint, slavisirte Germanen zu sein.

Dr. J. Majer, Präsident der Akademie der Wissenschaften in Krakau und Ehrenpräses des Congresses, theilte im Plenum mit, dass über die Ausgrabungen des G. Ossowski bei Krakau Zweifel gegen die Authenticität dieser Funde erhoben worden sind; da sich aber diese Vorwürfe als ungerecht erwiesen hatten, deshalb offenbare er (Majer) den Wunsch, die anthropologische Section möge corporativ gegen diese Vorwürfe protestiren. Jażdzewski führte als Beweis für die Echtheit der Ossowski'schen Funde an, dass die ältesten Bernsteingegenstände, die in Ostpreussen gefunden wurden, der Form nach den von Ossowski ausgegrabenen Knochenschnitzereien sehr ähnlich sind. Von den Anwesenden sprach Niemand gegen die Echtheit der Ossowski'schen Ausgrabungen. **Konr. Majewski.**

23.

Ferdinand v. Hochstetter. Siebenter Bericht der prähistorischen Commission der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten im Jahre 1883.

Vorgelegt in den Sitzungen am 14. Februar, 6. März, 24. April und 8. Mai 1884. LXXXIX. Bd. d. Sitzungsber. Wien 1884. Sep.-Abd.

Die durch die Commission veranlassten Arbeiten beziehen sich auf folgende Localitäten:

1. Untersuchung der Höhle Berlova jama bei Nussdorf unweit Adelsberg auf dem Karst, durch Dr. Karl Moser, k. k. Gymnasialprofessor in Triest.

---

[1]) Nach dem von Dr. Kusztelan redigirten „Jahresbericht des IV. Congresses der polnischen Aerzte und Naturforscher“.

[2]) Vortrag über die Schliemann'schen Entdeckungen gehalten in „Society of Antiquaries“ in London am 23. März 1882.

[3]) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. XIII. Jahrg., Nr. 9, S. 90.

2. Aufdeckung des prähistorischen Gräberfeldes bei Vermo unweit Pisino in Istrien, durch denselben.

3. Fortsetzung der Ausgrabungen in den mährischen Höhlen mit Unterstützung Seiner Durchlaucht des Fürsten Johann zu Liechtenstein, unter der Leitung des fürstl. Oberförsters G. Heintz zu Babitz und des Herrn J. Szombathy.

4. Ausgrabungen auf einem Urnenfriedhof nächst Kožužan bei Olmütz durch Willibald Müller, k. k. Bibliotheksscriptor in Olmütz.

5. Nachgrabung in den Hügelgräbern von Frög bei Rosegg in Kärnten durch Alphons Müllner, k. k. Gymnasialprofessor in Linz.

6. Aufdeckung von Hügelgräbern bei Rovišče und St. Margarethen in Unterkrain, durch Präparator Ferdinand Schulz in Laibach.

1. Dr. Carl Moser. Bericht über die Ausgrabungen in der Höhle „Berlova jama“ nächst Nussdorf in Krain. (Pag. 1—10; mit 2 Fig. im Text.)

Die Höhle besteht der Hauptsache nach aus einer 50 m langen, 20 m breiten Halle, in welche man durch eine steile Rinne, die auf einen grossen Schuttkegel führt, hinabgelangt. In diesem Schuttkegel fand sich eine Schichte mit recenten Knochenresten von Menschen und Hausthieren.

2. Dr. Carl Moser. Bericht über die Nekropole von Vermo nächst Mitterburg (Pisino) in Istrien. (Pag. 11—34; mit 5 Tafeln und 5 Fig. im Text.)

Das Gräberfeld liegt auf der untersten Terrasse des von dem Orte Vermo gekrönten Hügels, auf dem OSO. von der Kirche gelegenen Grundstücke des G. Martinsich. Es wurden von Dr. Moser im Ganzen 100 Gräber aufgedeckt. Diese finden sich 1—2 m tief unter der Oberfläche. In dem, unter der oberflächlichen Humus- und Geröllschichte anstehenden, eocänen Kalkstein sind in Entfernungen von 1—2 m von einander viereckige Gräber ausgemeisselt und in diese die Gefässe mit dem Leichenbrand gestellt. Die Gräber sind durchaus Brandgräber. Jedes Grab enthält in der Regel nur eines, seltener zwei oder noch mehr Gefässe, die fast stets mit drei Steinplatten bedeckt gefunden wurden. Die Gefässe mit dem Leichenbrand sind theils thönerne Urnen von sehr verschiedenartiger Form, aber alle aus freier Hand gearbeitet, theils Bronzegefässe und zwar enggerippte Cisten, aus dünnem Bronzeblech zusammengenietete Situlen, getriebene Bronzeschalen u. dgl., letztere mit Strich- und geometrischen Ornamenten verziert. Auch die Thongefässe zeigen die verschiedenartigsten, zum Theil sehr primitiven geometrischen Ornamente. Besonders bemerkenswerth ist eine grosse Urne aus rothem Thon in der Form einer Situla, welche am oberen und unteren Rande mit Kreisornamenten in rechtwinkelig sich kreuzenden Streifen verziert ist, die mit bandförmigen Streifen von Bleifolie belegt waren; und ferner eine zweihenkelige bauchige Urne aus gelbem Thon, die mit tiefbraunen Bändern und mit geometrischen Ornamenten bemalt ist.

Die verhältnissmässig spärlichen Beigaben, welche in den Grabgefässen, zwischen oder auf den Brandknochen, oder auch ausserhalb der Gefässe gefunden wurden, sind zum grössten Theil Schmuckgegenstände, wie: Ringe, Fibeln und Nadeln aus Bronze, Gürtelbeschläge, ein Kamm aus Bronze u. dgl. Die Fibeln gehören zum Typus der kahnförmigen, der Schlangen- und Certosafibeln. Bei den Nadeln ist häufig nur der geknotete Griff aus Bronze, die Nadel selbst aus Eisen. Vollständige oder besser erhaltene Exemplare waren sehr selten, da der Schmuck bei der Verbrennung der Leiche offenbar ebenfalls dem Feuer ausgesetzt war. Von Waffen wurde nur das Bruchstück eines Bronzeschwertes und ein zusammengebogenes grosses eisernes Messer gefunden. Zahlreich sind Spinnwirtel aus Thon und Stein, zum Theil hübsch mit Spiralen und Kreisornamenten verziert; ausserdem kamen Nadeln und andere Gegenstände aus Bein, ferner Glas- und Bernsteinperlen, und Bruchstücke von Schleifsteinen und von Diorit-Aexten vor. In den Gräbern selbst fand sich keine Münze

Der Charakter dieser Gräber stimmt recht gut überein mit den sogenannten umbrischen Gräbern in Oberitalien oder mit den Gräbern von Este aus der zweiten und dritten euganeischen Periode nach Aless. Prosdocimi. Da diese Gräber der Zeit nach in dieselbe Periode fallen, wie die Gräber unserer Alpenländer aus der Hallstätter Periode, so dürfen wir auch die Gräber von Vermo in die Hallstätter Periode setzen.

3. J. Szombathy. Ausgrabungen in den mährischen Höhlen im Jahre 1883. (Pag. 35 bis 40; mit 2 Fig. im Text.)

Diese Ausgrabungen geschahen wie bisher auf Kosten des regierenden Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein.

In der Vypustek-Höhle wurde zunächst ein links vom Eingange gelegener Abgrund näher untersucht. In einer Tiefe von 7 m wurde eine mit knochenreichem Lehm erfüllte Spalte aufgedeckt. Die Fundstelle ergab neben den Knochen von Ursus spelaeus, Felis und Hyaena spalaea zahlreiche Reste von kleineren diluvialen Arten von Caniden, Feliden und Musteliden. In einer Tiefe von 14 m unter dem Höhleneingang wurde das wohlerhaltene Skelet eines erwachsenen Mannes gefunden. Das Skelet ist von ganz recentem Ansehen, es fehlen jedoch alle Anhaltspunkte für ein Urtheil über die Art und Weise, auf welche dasselbe an die Fundstelle gelangt ist. Die den vorderen vielverzweigten Theil der Höhle bedeckende prähistorische Culturschichte, deren Durchgrabung und Ausbringung systematisch fortgesetzt wurde, lieferte neuerdings eine Anzahl interessanter ornamentirter Gefässscherben, Knochen- und Steinwerkzeuge.

In einer zweiten bisher unbeachtet gebliebenen kleinen Höhle im Kiriteiner Thale, welche nach dem fürstl. Liechtenstein'schen Forstmeister zu Adamsthal: Zitny-Höhle genannt wurde, fand sich in einer Tiefe von 0·4 bis 0·5 m unter der Oberfläche des Höhlenbodens eine gegen 0·4 m mächtige Culturschichte mit zahlreichen geschlagenen Steinwerkzeugen (prismatische Messer und Spähne) von Hornstein, Feuerstein und Bergkrystall, mit Knochenwerkzeugen (Nähnadeln) nebst Geweihstücken vom Renthier und einer grossen Menge aufgeschlagener Knochen vom Pferd, Rind, Renthier, von der Ziege und vom Fuchs.

4. Willibald Müller. Urnenfunde nächst Kožužan bei Olmütz. (Pag. 41—45; mit 1 Taf.)

Im Innern des Erdwerkes Nr. 10 nächst dem an der Strasse von Olmütz nach Tobitschau gelegenen Dorfe Kožužan fanden Arbeiter im Herbste 1882 Thongefässe mit Knochenbrand. Herr Bibliotheksscriptor Müller in Olmütz

constatirte durch weitere Nachforschungen und Grabungen, dass das ganze Terrain des Erdwerkes Nr. 10 sammt seiner Umgebung mit einem Durchmesser von beiläufig einem Kilometer ein Urnenfriedhof ist. Die wenigen Funde zeigen, dass die Gräber in unregelmässiger Vertheilung etwa 1 m tief in den blossen Boden eingesenkt waren. Zwei Urnen sind sehr gross (62 cm Durchmesser), bauchig und dickwandig, mit rauher Oberfläche; die anderen Urnen, sowie die Beigefässe haben vollkommen den Typus der böhmischen Urnenfelder. Von anderen Beigaben fanden sich nur einige Reste von Bronzenadeln.

5. Ferdinand v. Hochstetter. Ueber die Hügelgräber von Frög bei Rosegg in Kärnten und die in denselben gefundenen Bleifiguren. (Pag. 47—60; mit 1 Taf. und 4 Fig. im Text.)

Das Gräberfeld liegt südlich von Rosegg, am rechten Ufer der Drau und bedeckt den östlichen Abhang eines freistehenden bewaldeten Rückens in der Ausdehnung von circa 1560 Schritt Länge (in der Richtung von N. nach S.) und 250 Schritt Breite. Die Anzahl der Tumuli beträgt circa 260, ihre mittlere Grösse beträgt etwa 10 m Durchmesser und 1·5 m Höhe; im N. sind sie kleiner und näher aneinanderstehend, im S. grösser. Die Tumuli enthalten Brandgräber, von welchen einige mit runden oder rechteckigen Steinsetzungen aus Klaubsteinen umgeben sind. Es wurden bis jetzt ausser den durch Zufall geöffneten Tumulis 9 durch den Steuereinnehmer Kokail, 5 im Auftrage der prähistorischen Commission durch Professor Alphons Müllner, 11 im Auftrage des k. k. Conservators Baron Hauser von dem Diener des kärntnerischen Geschichtsvereines Kaiser und einer von dem Ingenieur Lob in Klagenfurt geöffnet. Diese von mehreren Seiten begonnenen und leider nicht immer von Fachmännern durchgeführten Nachgrabungen konnten nicht das erwünschte wissenschaftliche Resultat geben. Ueber die Details der Funde und über die keramischen Reste liegen keine genügenden Nachrichten vor. Es lässt sich nur mit Sicherheit erkennen, dass diese Tumuli im Allgemeinen der Hallstätter Periode angehören. Höchst wichtig ist bei denselben das Vorkommen von interessanten Bleifiguren. Herr Kokail fand in einem Tumulus 12 Thierfiguren (Pferde und Rinder) und einen Wagen aus Blei, welche von Herrn F. Kanitz (dieses Heft, pag. 141) beschrieben wurden. Herr Kaiser fand in einem Tumulus 12 Reiter und 1 Vogelfigur aus Blei und in einem anderen 6 Bleireiter. Diese Figuren sind sämmtlich gegossen, noch mit den Gussnähten versehen und theils auf beiden Seiten im Halbrelief, theils auf der Rückseite flach. Der Ausgrabung des Herrn Lob verdanken wir Gefässreste mit aufgelegten Bleiplättchen und mit Spuren, welche zeigen, dass die auf der Rückseite flachen Bleifiguren zum Verzieren von Thongefässen gedient haben.

Die von Herrn Sontinger ausgeführte Analyse des prähistorischen Bleis ergab:

Blei	99·739	Procent
Eisen	0·041	„
Zink	0·027	„
Arsen	Spuren	
Zinn, Antimon, Silber, Kupfer	keine Spuren	

Demnach entspricht dieses Blei in seiner Zusammensetzung dem reinsten Bleiberger Jungfernblei und unterscheidet sich durch den Mangel an Silber, Antimon und Arsen von dem auf der Rudnikalpe unmittelbar bei Rosegg gewonnenen Blei. Den von Hochstetter eingezogenen Nachrichten zufolge sind auch auf dem Bleiberger Erzberge mehrfache Spuren uralter Bleiherde nachgewiesen worden, so z. B. am sogenannten „Brunn-Lahner", am Nordabhang der Villacher Alpe, ferner östlich davon im „Kessel-Lahner" und endlich in der tiefsten Einsenkung des Erzberges im „Freiwald-Boden".

6. Carl Deschmann. Die Hügelgräber von Roviščе in der Pfarre Bründl (Studenc) im Gerichtsbezirk Gurkfeld in Unterkrain. Nebst einem Anhang von Ferdinand von Hochstetter. (Pag. 61—75; mit 1 Taf. und 3 Fig. im Text.)

Diese Tumuli haben die meiste Aehnlichkeit mit jenen von dem benachbarten St. Margarethen. Sie enthalten ebenso wie diese in der Regel mehrere Brandgräber unregelmässig zerstreut und ohne regelmässige Steinsätze. Hievon macht nur ein Tumulus mit einer centralen rechteckigen Steinkiste eine Ausnahme. Es wurden durch den Präparator Schulz von Laibach neun Hügel geöffnet, zum Theil für das Landesmuseum in Laibach, zum Theil im Auftrage der prähistorischen Commission. Unter den Funden sind schön gearbeitete, graphitirte Thongefässe (bauchige Urnen mit hohem Fuss, konische, den Bronzecisten ähnliche Urnen mit Suastica, Schalen mit hohem Henkel etc.), Arm- und Fussringe aus Bronze, zahlreiche Fibeln (darunter merkwürdige Bogenfibeln mit Bügeln aus blauem Glase) und ein aus Holz geflochtener, mit Bronzenägeln und Bronzescheiben verzierter Schlüsselhelm, ähnlich den in den Grabhügeln von St. Margarethen gefundenen Helmen, besonders bemerkenswerth. Die Gräber gehören der Hallstätter Periode an.

24.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. N. F. X. Bd., I., II. und III. Heft. Wien 1884.

Baron Hauser. Funde von Frög-Velden. (Pag. LXIII bis LXVII; mit 17 Fig. im Text.)

Dieser Bericht betrifft die bereits von Hofrath v. Hochstetter besprochenen Nachgrabungen in den Tumulis bei Frög nächst Rosegg. Wir finden in denselben genaue Angaben über die 11 unter der Aufsicht des Herrn Baron Hauser und über den von Herrn Ingenieur Lob ausgegrabenen Tumulus.

Ludwig Schneider. Reihengräber bei Neu-Bydžov. (Pag. LXVII—LXIX; mit 6 Fig.)

Herr Conservator Schneider hat bereits im VIII. Bande, pag. 82, über Grabfunde aus einer dem Herrn Schnabel gehörigen Ziegelgrube „linker Hand der Strasse, welche von Neu-Bydžov nach Chlumec führt", berichtet. Damals wurden 6 Skeletgräber aufgedeckt und aus denselben unter anderem

2 auf der Drehscheibe gearbeitete Thongefässe mit verdicktem Rand, ohne Verzierung, 2 Bronze-Armringe mit hohlen Knoten, 4 offene und 2 geschlossene geknotete Armringe, 1 glatter offener Armring mit Endknöpfen, „Reste einer Fibel aus Eisen“ und eine La tène-Fibel aus Bronze ausgegraben. Es wurde auch ein Schädel conservirt; er ist „lang und deutet auf eine Adlernase“.

Im Jahre 1883 wurden in der SO.-Ecke dieser Lehmgrube wieder 4 Skeletgräber abgegraben. Die Skelette lagen in einer Tiefe von circa 1 m mit dem Kopfe nach N. Die bei denselben gemachten Funde sind: 1. Ein Armband und Scherben eines Gefässes. 2. Zwei Bronze-Fussringe, an den Lenden Reste einer Eisenkette, an einem Arme drei Lignitreifen. 3. Zwei Bronze-Fussringe, einige Lignit-Armringe und an der Brust eine Eisenkette. 4. Drei eiserne La tène-Fibeln, davon eine 180 mm lang; an der Seite eine eiserne Lanze mit 90 mm breitem und 230 mm langem Blatt und 220 mm langer Dülle; auf der Brust ein 570 mm langes, 45 mm breites eisernes Schwert mit Holzgriff und einer Eisenblechscheide, deren Mündung die ausgerandete Form der La tène-Scheiden hat; neben der Scheide eine eiserne Kette; auf den Füssen ein Holzschild von etwa 640 mm Durchmesser, von welchem die breite eiserne Schildfessel und ein Theil des eisernen Randbeschlages erhalten ist; endlich zu Häupten ein 200 mm breiter und 190 hoher, auf der Scheibe gedrehter, gut gebrannter, in der oberen Hälfte etwas ausgebauchter henkelloser Topf mit verdicktem Rand und ohne Verzierung und in demselben die Reste einer Deckschüssel mit eingestülptem Rand und verkohlte, vielleicht von Früchten herrührende Reste.

P. Flavian Orgler. Archäologisches aus Tirol. (pag. LXXI—LXXIII; mit 9 Fig.)

Enthält neben der Anführung von zwei römischen Inschriften eine Beschreibung des bereits in diesen „Mittheilungen“, Bd. XIII., pag. 220, von Herrn Prof. Dr. Fr. Wieser angezeigten und zum Theil abgebildeten Fundes von Dercolo.

M. Lüssner. Ausgrabungen bei Königgrätz. (pag. LXXX—LXXIV; mit 11 Fig.)

Die Fundstelle ist eine westlich von Königgrätz, nächst der Prager Vorstadt gelegene Schottergrube, und heisst „in den Volt'schen Winkeln“ (ve Voltovych koutech). Herr Lüssner fand unter der Humusschichte vier muldenförmige Vertiefungen, welche bei einem Durchmesser von 3 bis 5 m in den Schottergrund 0·60 bis 1 m tief hinabreichten und mit dunkler, reichlich mit Kohle, Asche, Thonscherben und Knochen gemischter Erde gefüllt waren. In der nördlichsten Fundstelle schied sich die schwarze Erde von dem Schottergrunde durch einen wahrscheinlich von Feuer röthlich gefärbten Streifen und theilweise auch durch Stücke von Estrich.

Unter den keramischen Funden befindet sich nur ein ganzes Gefäss von 27·5 cm Höhe und 20 cm Bauchdurchmesser, auf der Drehscheibe erzeugt, gut gebrannt, mit verdicktem, erweitertem Rand, mit breitem Wellenornament und zahlreichen horizontalen Furchen verziert. Sonst kamen nur viele einzelne Scherben von dem gleichen Typus, meist mit Wellenornament, und einige Graphitscherben vor. Kein Gefäss scheint einen Henkel oder einen Ansatz gehabt zu haben; mehrere hatten Bodenzeichen, eines hatte einen krugähnlich verengten Hals und einen geschweiften, ausgebuchteten Rand.

Ausserdem fanden sich einige Bronzeringe von 4 bis 5 cm Durchmesser mit ∞-förmigem Ende (Hakenringe), die grössere Hälfte eines eisernen Spornes mit kurzem, in der Mitte einen kugeligen Knopf tragenden Dorn, die Spitze eines 2·5 cm breiten eisernen Schwertes, zwei gerade Eisenmesser, drei gewundene, an einem Ende in ein Oehr, am anderen Ende in einen Haken endigende Eisenstäbe, von denen einer 21 cm lang ist, eine grössere Zahl eiserner Nägel, ein halbkonischer thönerner Spinnwirtel, ein 14·5 cm langer Schlittknochen u. s. w.

Die in mässiger Menge gefundenen thierischen Knochen sind vorzugsweise von Rind, Hirsch, Schwein, Pferd, Hund, und Geflügel.

Von menschlichen Knochen fand sich innerhalb der Gruben nur ein Schädelfragment, jedoch neben denselben wurden in Tiefen von 80—120 cm verschiedene menschliche Skelette ohne Beigaben gefunden, sie waren jedoch nicht zu erhalten.

Durch die Hakenringe und das Wellenornament sind diese Funde vollständig charakterisirt. Bezüglich der Benützung der Gruben meint Herr Lüssner: „Vielleicht haben wir hier die unterirdischen, kellerartigen Räumlichkeiten hölzerner Wohnungen vor uns, in welche die letzteren bei einem Brande stürzten und hier von den Flammen verzehrt wurden.“

Dr. Stephan Berger. Der Grabfund von Holubic. (pag. LXXXVII—XCIII; mit 18 Fig.)

Holubic liegt am linken Moldauufer, nordwestlich von Prag. Der Fund wurde im Jahre 1879 beim Pflügen zu Tage gebracht und kurz darauf von Herrn Dr. Berger angekauft.

Er besteht aus angeschmolzenen Bruchstücken von 2 oder 3 Bronzegefässen, gegossenen Bronzehandhaben (seitlichen Gefässhenkeln), Trinkhornbeschlägen u. dgl., ferner aus den Fragmenten eines Silbergefässes, 1 Gefässfusse, 2 Henkeln und 1 kleinen Zierbeschläge aus Silber, und endlich aus 3 römischen Fibeln, von welchen 2 aus Bronze und 1 aus Silber sind. Alle diese Fundstücke zeigen Spuren einer begonnenen Schmelzung. Sie fanden sich in einem halbkugeligen Bronzekessel von 31 cm Durchmesser, mit verengter Mündung (von 25 cm Durchmesser), welche mit einer flachen Bronzetasse von 27 cm Durchmesser bedeckt war. Der Kessel soll frei in der Erde gestanden haben. Diesem Verzeichnisse nach dürften wir es wohl mehr mit einem Depôtfund eines „marchand fondeur“, als mit einem Grabfund zu thun haben.

Für die Datirung desselben geben die Bronzefibeln, welche mit der von Hostmann, Tab. VIII, Fig. 1 und 2 abgebildeten Darzauer Fibel (Augustinianische Fibel) vollkommen übereinstimmen, und die Silberfibel, welche der Tiberianischen Fibel („Wendenfibel“), Hostmann, Tab. VIII, Fig. 8 und Tab. VII, Fig. 4, gleicht, genügende Anhaltspunkte; sie gehören der Zeit von der Mitte des I. Jahrhunderts bis zur Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. an.

Dr. M. Much. Die prähistorischen Funde von Sta. Lucia im Küstenlande. (pag. CXL—CXLVII, mit 12 Fig.)

Bereits im Jahre 1847 wurden bei Sta. Lucia am Einfluss der Idria in den Isonzo am rechten Ufer der Idria

verschiedene römische Funde gemacht. Gegen das Jahr 1850 wurden dann am linken Ufer der Idria auf der den Abhang eines Hügels bildenden Wiese (Parc. Nr. 956/2) bei Gelegenheit einer Abgrabung mehrere Urnengräber mit Leichenbrand und verschiedenen Beigaben entdeckt, von welchen der Pfarrer Th. Ruttar mehrere Bronzestücke rettete. Erst in den Jahren 1880 und 1881 unternahm Dr. v. Bizzaro in Görz mit Unterstützung der k. k. Central-Commission weitere Nachgrabungen an der Stelle des Gräberfeldes und öffnete gegen 70 Brandgräber, welche der Hallstätter Periode angehören und ähnlich wie die Watscher und Hallstätter Gräber eingerichtet waren. Der Leichenbrand war manchmal in die blosse Erde beigesetzt, ohne Beigaben, manchmal in einer mit einer Steinplatte bedeckten oder gar mit einem unregelmässigen Steinsatz umgebenen Urne aufbewahrt, in welcher sich dann auch meistens weitere Beigaben befanden. Die grösste Urne war 65 cm breit und 70 cm hoch und enthielt die werthvollsten Beigaben, nämlich eine einhenkelige Bronze-Situla mit einer Verzierung aus getriebenen concentrischen Kreisen, eine halbkreisförmige Bronzefibel mit 3 angehängten Knöpfen und mehrere Ringe.

Die Beigaben sind im Allgemeinen ärmlich und beschränken sich fast ausschliesslich auf Schmucksachen. Waffen und Werkzeuge fehlen unter ihnen. Ebenso auffällig wie dieser Mangel ist das gänzliche Fehlen von Bernstein. Die von Dr. Much gegebene Uebersicht weist folgende Fundstücke auf: An Fibeln circa 35 halbkreisförmige Fibeln, wovon 8 bronzene und 4 eiserne gut erhalten sind; 7 gut erhaltene und 2 bis 3 zerbrochene Brillenfibeln (Hallstätter Spiralfibeln); 2 kahnförmige Fibeln mit geometrischen Ornamenten auf dem Bügel und 1 diesen ähnliche Fibel „mit fünf auf der ausgebauchten Fläche in quincunx stehenden Knöpfchen"; eine Anzahl von Schlangenfibeln ohne Nadelspirale mit fühlerartigen Fortsätzen, an deren Stelle manchmal eine rechteckige Platte tritt; einfache Bronzefibeln mit langem Fuss, flachem Bügel und ohne Nadelspirale, 2 Certosafibelchen von 22 mm und 34 mm Länge; 1 zweigliederige Fibel mit schmalem Bügel, breiter Nadelspirale, unterer Sehne und certosafibelähnlichem Fuss; 1 Fibel mit flachem, halbmondförmigem Bügel, in dessen äusseren Rand dicht nebeneinander etwa 70 Ringelchen von je 8 mm Durchmesser mit daran befestigten Kettchen eingehängt sind. So wie in Watsch und Hallstatt finden wir also auch in Sta. Lucia die ganze Reihe der Fibeln von der halbkreisförmigen bis zur ein- und zweigliederigen Certosafibel vertreten. Ferner fanden sich 10 bis 12 Schmucknadeln, 1 bronzener und 7 eiserne Armreifen, 12 Fingerringe und 2 Stück 5 mm dicke zinnerne Ringe mit 28 bis 30 mm Durchmesser. Von Metallgefässen fand sich nur die oben erwähnte Bronzesitula. Von den Thongefässen hebt Dr. Much hervor: Flache henkellose Schalen mit eingebogenem Rand (Speiseschalen [?], in Watsch in der Regel als Urnendeckel benützt), 2 tiefe Schälchen mit hohem, bandförmigem Henkel (Schöpfgefässe), eine 17 cm hohe, rothe konische Urne mit schmalem Boden, hohlem konischen Fuss und 2 graphitirten breiten Horizontalbändern mit Spuren einer verticalen Streifung dazwischen und 1 dünnwandiges, glänzend schwarzes Töpfchen mit einem einfachen, aus 2 mm breiten Bronzeschüppchen gebildeten Rechteckornament. Schliesslich ist noch ein Scherben eines Schälchens aus dunkelblauem undurchsichtigem Glase zu erwähnen, um dessen Bauch ein Zickzackband aus gelbem Email läuft.

Notizen: (17.) Conservator Pervanoglu berichtet über prähistorische Funde in Istrien. Es haben sich im vergangenen Herbste einige Private zusammengefunden, welche nicht weit von Parenzo durch jene Hügel, die den Namen Pizzaghi führen, während weniger Tage Grabungen führen liessen. Es wurden zahlreiche wohl erhaltene Bronzegegenstände, wie: Armbänder, Ringe, Haarnadeln, Spiralen, gut erhaltene Bronze-Cisten, 2 Urnen mit feinem Ornamente am Rande, 1 Helm (?) von konischer Form, zahlreiche Thonurnen mit Leichenbrand, „2 Vasen aus feinem Materiale und glasirt" etc. gefunden und sämmtliche Funde nach Parenzo gebracht.

(27.) Im September v. J. untersuchte Conservator Dungl zwei der römischen Grabhügel zwischen Mank und Bischofstetten (Niederösterreich). Er fand einige Thongefässe und ein sehr schönes Glaskrüglein.

(29.) Conservator Beneš berichtet über die Ausgrabungen in den Tumulis in dem Walde Kijov (eigentlich Unter-Kiov) bei Malesic nächst Pilsen. Von nahezu 80 Tumulis wurden in den Jahren 1878 bis 1883 circa 40 geöffnet. Sie enthielten sämmtlich Brandgräber, von welchen viele mit Steinsätzen umgeben waren. „Die dort gefundenen Gegenstände waren folgende: 1 kleine Bronzespirale, 1 zu einer Spange gehöriges Bronzefragment, kleine aus Bronzedraht angefertigte Armbänder, 1 grosse Spange, 10 bronzene Pfeilspitzen, 3 bronzene Nadeln, worunter eine die Länge von 54 cm hatte, ferner 2 Messer aus Bronze und 1 Messergriff, dann 1 Spangenblatt. Die chemische Analyse ergab 82·51 Kupfer, 13·75 Zinn und 3·74 Zink (?). Die Thongefässe sind theils mit freier Hand, theils auf der Töpferscheibe gearbeitet. Sie haben bald eine topf-, schalen-, vasen- und schüsselförmige Gestalt, sind auch ausgebuckelt und einige mit kleinen, nett gearbeiteten Henkeln versehen, die entweder als eine zugespitzte Ecke oder als Oehr hervorragen. Man fand auch Gefässe, denen Graphit beigemengt ist. Auch waren kleinere Gefässe in grössere eingefügt oder mit einem zweiten überstürzten zugedeckt; die Ornamentik der Ränder ist höchst einfach, eingedrückte Punkte oder einfache Parallelstreifen. Auch zwei Münzen von Constantin sind vorgekommen. . . ." Diese Notiz scheint die vom Grafen Carl Schönborn durchgeführten Ausgrabungen zu betreffen, über welche ein ausführlicher, fachmännischer Bericht sehr erwünscht wäre. Die Zahl der in der Umgebung von Pilsen bekannten Tumuli beläuft sich auf mehr als tausend. Einige hundert derselben, welche auf der Besitzung Waldschloss nächst Stiahlau gelegen waren, hat der Besitzer, Graf Waldstein, durch seinen Gärtner Franc mit glänzendem Erfolge durchgraben lassen. Auch über diese Grabungen fehlt bisher der erwünschte Bericht.

(38.) Conservator Pervanoglu bespricht „Die neuesten prähistorischen Funde Istriens", um am Schlusse seiner ganz allgemein gehaltenen Mittheilung den Wunsch auszusprechen: „Diese Gegenstände müssen wenigstens in der Hauptmasse im Lande bleiben und nicht, wie es leider oft zu geschehen pflegt, nach Wien gebracht werden. . ." Wir können solche Wünsche jenen Männern, bei welchen der Localpatriotismus das Interesse für die Wissenschaft überwiegt, nicht verargen. Aber wir fühlen uns bei dem Wiederkehren solcher gegen die segensreiche Wirksamkeit der k. Akademie der Wissenschaften, der Anthropologischen Gesellschaft und des k. k. Hofmuseums in Wien gerichteten Aeusserungen in den Schriften

der k. k. Central-Commission für verpflichtet, im Interesse der wissenschaftlichen Forschung in Oesterreich auf unsere früheren diesbezüglichen Auseinandersetzungen (Mittheil. d. A. G., Bd. XIII, pag. 236), welche von competentester Seite mit Beifall aufgenommen worden sind, zu verweisen.

(41.) Im Nonsberg wurden im Jahre 1883 folgende Funde gemacht: 1. Der bekannte Bronzefund von Dercolo (siehe Mittheil. d. A. G., Bd. XIII, pag. 220). 2. Eine 27 cm lange Bronzenadel mit rundem Knopf und einer unter demselben beginnenden, 6 cm langen, gekerbten Verdickung, von dem Berge oberhalb Cles. 3. Eine 14 cm hohe Bronzestatuette, aus der Nähe von Cles, an der Strasse von Dres in das Sulzthal. 4. Eine 51 cm lange, 4·2 cm breite zweischneidige Schwertklinge mit runder Angel von Dimars im Sulzthal.

(44.) Willibald Müller berichtet über ein Urnengräberfeld bei Grosslatein in Mähren, welches bei Ausgrabungen für den Unterbau der Localbahn Olmütz-Čelechovic durchfahren wurde. Ein Theil der Funde kam an das Landesmuseum in Prag, ein anderer Theil an das historische Museum in Olmütz. Unter den letzteren Funden befinden sich 2 La tène-Fibeln aus Bronze, 1 Bronzearmband mit hohlen Knoten, 1 Doppelring, dessen zwei Reife durch ein bewegliches kurzes Bindeglied verbunden sind und mehrere Thongefässe, die zum Theil roh aus freier Hand, zum Theil auf der Drehscheibe angefertigt und „mit nett ausgeführter Ornamentik“ versehen sind.

(79.) Dr. Pervanoglu berichtet über die Ausgrabungen Marchesetti's bei Cattinara. (S. pag. 160, Nr. 25.)

(80.) Conservator Jenny bildet zwei Formen der von ihm in Briganteum gefundenen römischen Fibeln ab; eine mit flachem, leierförmig ausgebreitetem Bügel und schmalem Charnier, die andere mit rhombischem, in der Mitte geknicktem Bügel und breitem Charnier, beide mit schmalem Fuss. Die rhombischen Bügel sind mit 12 Dreieckchen oder mit Blättern verziert, welche vertieft und mit Perlmutter und grünlichem Email ausgelegt sind.

(82.) Die Stadtgemeinde von Arco hat in S. Sisto einen neuen Friedhof angelegt, wobei man an 100 römische, aus Plattenziegeln errichtete Gräber fand. Skelette ergaben sich darin nicht, dagegen viele Gebeine in freier Erde.

(84.) Conservator Schram gibt summarische Verzeichnisse der in der letzten Zeit in Vermo (Ausgrabungen durch die Gemeinde Pisino) und in Pizzughi bei Parenzo in Istrien (durch Dr. A. Amoroso) ausgegrabenen prähistorischen Funde. Beide Localitäten sind sowohl in Bezug auf die Anordnung der Gräber, als auch in Bezug auf die Funde einander vollkommen ähnlich. (Siehe pag. 156.)

(86.) Correspondent Riedl berichtet über einen bei Gomilsko im Sannthale befindlichen Tumulus von 24 m Durchmesser und 3·5 m Höhe, in dessen südlichstem Theil sich eine aus grossen behauenen Platten von weissem krystallinischem Kalk zusammengesetzte, 148 cm hohe, 152 cm breite und 168 cm lange Grabkammer befand, zu welcher man durch einen aus Ziegeln (mit der Marke „Regano“) erbauten gewölbten Gang gelangt. Das offenbar römische Grab scheint vor Zeiten geplündert worden zu sein. In der Kammer fanden sich nur Trümmer von 2 Marmorgefässen und 1 Glasschale.

Szombathy.

25.

Marchesetti, Dr. C. Il Castelliere di Cattinara. Boll. d. Soc. adriat. di sc. nat. Trieste. VIII. 1883.

Auf den Hügeln, welche Triest umgeben, erhoben sich vor Gründung dieser Stadt zahlreiche befestigte Dörfer, von denen einige wenige Reste noch sichtbar sind; so ist unter andern il Castelliere di Cattinara, auf welchem Dr. Marchesetti einige Topfscherben (und mehrere andere mit horizontalen, mit nach innen aufgestülpten Rändern, dann einige grosse Ringe ebenfalls aus Thon, wahrscheinlich um die Töpfe mit rundem Boden darauf fest zu stellen), dann zahlreiche Hirschgeweihe von kolossalen Grössen, mit Einschnitten und Spuren von begonnener Arbeit mittelst Schneide-Steingeräthen fand; von anderen Thieren (Schaf, Rind, Schwein) fanden sich gespaltene Knochen, mehr weniger vom Feuer calcinirt, auch ein Herd aus im Kreis herumliegenden Steinen mit vielen grossen Kohlen wurde aufgedeckt. Als Speisereste fanden sich Schalen von Cardium edule, Murex trunculus, Trochus Biasoletti, Pectunculus pilosus u. a. Von Metall zeigten sich nur einige wenige Bronze-Artefacten, Fragmente von Fibeln, Nadeln etc.

Sr.

26.

Marchesetti, Dr. C. La Necropoli di Vermo presso Pisino nell' Istria. Trieste 1884. Mit 5 Taf. Soc. adriat. di sc. nat. Trieste. VIII.

Schon im vorigen Jahre hatte der Director des städtischen Museums in Triest, Herr Dr. Marchesetti, eine vorläufige Mittheilung über obbenannte Necropolis gegeben (v. Mittheil. 1883). Bei späteren Nachgrabungen machte er auf dem Grunde des M. Bubich, wohl wenige aber doch interessante Funde, deren Beschreibung und Abbildung wir in dieser Mittheilung finden. In einigen der in geringer Tiefe aufgedeckten Thonurnen fanden sich gebrannte Knochen und verschiedene Bronze-Ornamente, so auch in einer bronzenen Ciste mit schnurförmiger Einfassung und mit 2 kleinen Handhaben fanden sich ebenfalls gebrannte Knochen mit Kohlen und Bruchstücke von Armspangen, und Verfasser ist der Ansicht, dass diese Geschmeide aus Bronze in die Urne schon zerbrochen gegeben worden seien, um die Trennung vom Leben zum Tode zu versinnlichen.

Es fanden sich Bruchstücke von Gürteln aus Bronze mit Vogelfiguren und zahlreichen Löchern mit Spuren von kleinen eisernen Nägeln etc., ferners zahlreiche Bracelets verschiedener Form, mehrere Ringe, Haarnadeln u. dgl. Aus Eisen fanden sich nur wenige Pfeilspitzen, aus Knochen Spindeln, aus Glas verschiedenfarbige Perlen, aus Stein kleine gebrochene Mahlsteine und Stössel, aus Sandstein Messerchen; schräggeschnittene und zugespitzte Stücke von Hirschgeweih. Erwähnenswerth ist eine Art Götzenbild aus Thon mit dickem Halse, Vogelschnabel und grossen Augen.

In Bezug auf das Alter dieser Necropolis ist Dr. Marchesetti der Ansicht, aus den wenigen Funden entnehmen zu dürfen, dass das betreffende Volk dem Ackerbau, der Jagd ergeben gewesen sei und zu Anfang der Eisenperiode oder in der Zeit des Ueberganges von der reinen Bronze- in die Eisenzeit gelebt habe.

Um zu erheben, in welcher Verwandtschaft dieses Volk mit anderen in Italien lebenden gestanden sei, stellt Verfasser erläuternde Vergleiche und schliesst, dass die Funde denen der Euganeen am meisten ähnlich sind, dass aber die Lage Istriens, der Contact mit Völkern des Orients und des Nordens und auch die heimische Kunst grossen Einfluss auf eine frühere Entwicklung der Bearbeitung des Metalls gehabt habe. **Sr.**

27.

Orsi Paolo. Note di paletnologia trentina. Bull. di paletn. ital. 1883.

Verfasser gibt eine Beschreibung des bei Roveredo unter dem Namen „Busa dell' Adamo" bekannten, durch Glacialströmung ausgehöhlten Beckens, in welchem sich eine schöne, räumige Höhle vorfindet, die verschiedene Steingeräthe, einige wenige Thierknochen und wenige Topfscherben lieferte. Orsi zählt diese Station zu der ältesten neolitischen Zeitepoche.

Auch die sogenannten Riesentöpfe bei Vezzano waren zu obiger Zeit bewohnt; es fanden sich ebenfalls in denselben verschiedene Steingeräthe, Topfscherben, Speisereste u. m. a.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch erwähnen, dass Herr Orsi auch eine illustrirte Beschreibung der Necropolis von Vadena[1]) veröffentlicht hat, welche sehr interessante Gegenstände zu Tage brachte, so Ohrringe, Armbänder, Glasperlen, Pferdegebisse, Messer, Gefässe, Töpfe u. m. a. Orsi zählt diese Necropolis zu jenen, mit welchen in Europa die Civilisation der Bronzeperiode eingeführt wurde und ohne irgend wichtige Veränderungen auch während der Eisenperiode fortdauerte. **Sr.**

28.

Il Museo nazionale preistorico ed etnografico di Roma. Seconda relazione di Luigi Pigorini a S. E. il Ministro della pubblica istruzione. Roma 1884. 1 Taf.

Von hohem Interesse ist der Bericht, welchen Herr Dr. L. Pigorini über das unter seiner Leitung stehende prähistorische Museum soeben dem k. Unterrichtsministerium vorgelegt hat, in welchem er die seit 1881[2]) eingegangenen höchst reichlichen Geschenke bespricht. Dieser Bericht enthält:

I. Gegenstände der Steinzeit in Italien. Unter mehreren anderen verdienen Erwähnung die in der Provinz Verona zahlreich aufgefundenen Steingeräthe von ganz eigenthümlichen, nur jenen Formen etwas ähnlich, die uns bis jetzt aus Russland, Nord- und Centralamerika bekannt sind. Herr Pigorini ist der Ansicht, diese Arbeiten jenen Leuten zuschreiben zu dürfen, die von den archäolitischen Völkern abstammen und Zeitgenossen der Troglodyten sind, welche jenseits der Alpen mit Bearbeitung der Knochen und Geweihe des Renthieres sich beschäftigt hatten. Ferners sind zu erwähnen einige Objecte aus den zu Grabstätten verwendeten Höhlen nächst Cagliari, welche die Industrie jenes Volkes repräsentiren, die während der neolitischen und bei Beginn der Bronzezeit von einem Ende Europas bis zum andern ihre Todten in natürliche, in künstliche Höhlen und in Dolmen niederlegten. Diese Funde werfen ein neues Licht auf die Geschichte Sardiniens und bestätigen dadurch, dass diese Insel von den Iberiern bewohnt war, da besagte Funde jenen identisch sind, die in den neolitischen Grabstätten und Dolmen in Spanien, Portugal und im südlichen Frankreich, welche Länder ohne Zweifel von Iberiern bewohnt waren, aufgefunden wurden.

II. Gegenstände der Steinzeit aus dem Ausland. Reichlich waren die Einsendungen aus Amerika, Asien, Afrika, Russland, Frankreich, England u. s. w. Aus Oesterreich, und zwar aus Kroatien, ist nur eine Steinaxt der neolitischen Zeit zu erwähnen; von Interesse sind die Gegenstände aus dem südlichen Schweden, welche insbesondere die neolitische Epoche charakterisiren; besondere Beachtung verdienen die Steingeräthe aus den Sambaquis Brasiliens, die ein Glied jener Kette bilden, welche die Kjökkenmöddings Japans und die Baraderos der argentinischen Pampa und Patagoniens umfasst.

III. Gegenstände der Pfahlbauten Italiens und des Auslandes. Das Volk der Pfahlbauten repräsentirt eine specielle Einwanderung, welche sich über den grössten Theil Europas verbreitete, ganz neue Sitten und Gebräuche einführte und zum ersten Male, wenigstens in den Donau- und Centralländern, die Bearbeitung der Bronze einführte. Dieses Volk hat auch bei Verbreitung grösserer Civilisation noch immer seine Häuser auf Pfähle aufgebaut und an verschiedenen Orten, Italien nicht ausgenommen, auch nach dem Verfalle des römischen Kaiserreiches solche Gebäude aufgeführt. Es waren die Barbaren des Nordens, welche bei ihren Invasionen hie und da das alte System fortsetzten; das nördliche Frisien enthält noch Pfahlbauten aus uns beziehungsweise nahen Zeiten; dies sind die Terpen Frisiens, aus welchen im Museum auch reichlich Industrieproducte vorliegen. Besonders reich vertreten sind die Pfahlbauten der Schweiz und von hohem Interesse wegen der Seltenheit, der Schönheit der Formen, Ornamente etc.

IV. Gegenstände der ersten Metallperioden Italiens. Italien hatte wie das andere Europa zwei Bronze- und drei erste Eisenzeiten. Es ist jedoch bis jetzt noch nicht gänzlich festgestellt, wo die eine aufhört und wo die andere beginnt; es scheint aber ausser Zweifel, dass die Civilisation des Eisenalters nur als ein Fortschritt der Bronzezeit zu betrachten sei und dieser den östlichen und südlichen Völkern zuzuschreiben, welche an den Küsten Italiens landeten, um Handel zu betreiben. Die Grabstätten von Cenisola und Pedenzano (Massa Carrara) beweisen ihrer Form nach und ihres Inhaltes, dass die erste Eisenperiode bis zur römischen Zeit sich erstreckt habe. Besonders reichlich sind die Acquisitionen aus der Necropolis von Chiasi (Typus Vilanova), wodurch Herr Director Pigorini das bei Gründung des Museums festgestellte Ziel baldigst zu erlangen hofft, nämlich durch charakteristische Serien gleichartige Objecte und aus verschiedenen Provinzen darzustellen, wie weit in einer bestimmten Periode lebende Völker des nämlichen Stammes und des nämlichen Civilisationsgrades in Italien sich verbreitet haben. Zu diesem Behufe ist es nöthig, Alles zu sammeln, was sich in den

[1]) La necropoli italica di Vadena (Annuario IX. della Soc. degli Alpinisti Tridentini. 1882/83. Bull. di paletn. ital. 1883.)

[2]) In diesem Jahre 1881 wurde der erste Bericht vom Herrn Professor Pigorini dem k. Ministerium vorgelegt und in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft auch besprochen.

Grabstätten, in den Niederlagen der wandernden Handelsleute und in den Magazinen der Schmelzarbeiter vorfindet. Unter den neuen Acquisitionen verdienen besondere Erwähnung einige arcaische irdene Figuren von Ardea, welche, mit jenen aus der Terremare der Emilia verglichen, Gelegenheit bieten zu wiederholen, dass die Völker Latiums des ersten Eisenalters von den Völkern der Terremare der Bronzezeit herstammen; ferner sind zu erwähnen die Funde aus der arcaischen Necropolis von Corneto Tarquinia, worunter glockenförmige Aschenurnen und die charakteristischen Bronzegeräthe und -Ornamente, welche mit denen von Chiusi eine einzige Kette bilden und die nahen Beziehungen zwischen den Grabstätten des Typus Vilanova beweisen, welche von Bologna über die Apenninen sich bis zur römischen Provinz ausdehnen. Die Völker und die Civilisation erstreckten sich bis in die südlichen Provinzen, wie es einige Funde aus den Grabstätten von Suessola in der Terra di Lavoro bezeugen, die Masse, die Art der Fabrikation, die Form und die Verzierungen der Töpfe gehören der ersten Eisenperiode und lassen sich leicht als Werke der alten Italiener erkennen.

V. Gegenstände der ersten Metallperioden des Auslandes. Unter diesen ist von einiger Wichtigkeit eine Sammlung von Waffen, Geräthen und Ornamenten aus Bronze vom Kaukasus; aus diesen ist zu ersehen, dass der Ritus der Beerdigung sich bis zur ersten Eisenperiode erstreckte; da sich gleichartige Funde auch an anderen Orten Europas zerstreut vorgefunden, so erwartet man aus dem Kaukasus volles Licht behufs Erforschung des Ursprungs der Civilisation, welche während der ersten Metallzeit sich in Italien verbreitet hatte.

VI. Verschiedene Objecte aus primitiven Zeiten. Zu solchen zählt Professor Pigorini einige arcaische Bronzen aus dem Museum Kirchnerianum und eine reichhaltige Sammlung aus den Provinzen Venetiens des verstorbenen Dr Martinati, des Gründers der paläoethnologischen Studien Venetiens.

VII—X. Ethnographische Gegenstände aus Amerika, Oceanien, Asien und Afrika. Das Museum enthält ausser den paläoethnologischen Sammlungen auch ethnographische, da, wie Dr. Pigorini sich äussert, „unter den verschiedenen Gebräuchen der weniger civilisirten Völker sich noch jetzt ein Bild der weitesten Vergangenheit, des Lebens und der Industrie der prähistorischen Einwohner darbietet". Aus allen oben erwähnten Ländern sind mehr weniger reichliche Geschenke eingegangen — unter allen jedoch nimmt Südamerika in jeder Richtung den ersten Rang ein; auch Oceanien hat manches Interessante gebracht an Waffen, Geräthen, Kleidungsstücken, Ornamenten etc.

Ueber die Eintheilung und Classification der Sammlungen entnehmen wir aus dem Berichte folgende Daten:

Da es nöthig ist, die Gebräuche und die Industrie der jetzigen Wilden zu kennen, um das zu verstehen, was die ältesten Völker in gleichen Verhältnissen geleistet, so finden wir vorerst die ethnographischen Sammlungen in geographischer Reihe, bei einzelnen Stücken die Angabe des Herkommens und des Gebrauches, ja sogar auch specielle geographische Karten.

Die Classification der paläoethnologischen Sammlungen hat keine Abänderung gefunden, nur ist beizufügen, dass auch da geographische Karten, Durchschnitte einiger Localitäten u. dgl. beigegeben wurden.

Die Anordnung des Museums Kirchnerianum konnte nicht strenge vorgenommen werden, weil bei vielen Objecten die nöthigen Daten über Provenienz fehlen; daher wird, soviel aus dem Style der betreffenden Gegenstände zu entnehmen, diese nach der Zeit und der Civilisation vorgenommen und die nöthigen Erläuterungen beigefügt.

Auf einer Tafel finden wir den Plan des Museums mit den Localitäten, in welchen besagte drei Sammlungen sich vorfinden. **Sr.**

29.

Pigorini L. Liguri nelle tombe della prima età del ferro di Golasecca, provincia di Milano. Roma 1884. R. Accad. dei Lincei. Anno CCLXXXI. Roma 1883/84. 1 Taf.

Die Gräber von Golasecca finden sich immer in einem Kreise von grossen Kieselsteinen und in jedem derselben steht ein irdenes glockenförmiges Gefäss; in Bezug auf dieses bemerkt Herr Pigorini, dass die für Iberier gehaltenen Völker, welche in der Steinzeit ihre Todten in natürlichen oder künstlichen Höhlen niederlegten, ihrem Ritus entsprechend auch in ihren Gräbern ein solches beistellten. Das erste fand sich in einer künstlichen Höhle derselben Zeitperiode in Portugal, das zweite in einer natürlichen Höhle derselben Epoche bei Palermo und von daher stammt der Gebrauch her, dass die Völker von Golasecca zur ersten Eisenperiode ein gleichartiges Gefäss den Gräbern beilegten und in Folge dessen ist Pigorini der Ansicht, dass das Volk von Golasecca den Iberiern oder Liguriern zuzuzählen sein dürfte.

Die Gefässe von Golasecca sind in ihrer Form verschieden von jenen, die sich in den Höhlen vorfinden; man bedenke aber den grossen Zeitraum zwischen der Steinzeit und der ersten Eisenperiode, deren ältestes, mit kurzem Halse und weit offen, sich jedoch jenen der neolithischen Periode nähert, wenn auch sich nicht jene charakteristischen Verzierungen der neolithischen vorfinden.

In Spanien, Portugal, Frankreich und anderen Orten finden sich künstliche oder natürliche Höhlen der neolithischen Zeit, welche zu Familiengräber des nämlichen Volksstammes benützt werden, welcher gleichzeitig in Italien ebenfalls derartig seine Todten beerdigte; über den Alpen finden sich die Dolmen, welche jenen Höhlen gleichzustellen und ebenfalls so alt und den nämlichen Völkern zuzuschreiben sind; diese Dolmen wurden nicht selten von eigenthümlichen megalithischen Monumenten, aus im Kreise herumliegenden rohen Monolithen (Cromlechs) umgeben.

In den Gräbern von Golasecca finden sich Gegenstände, welche Familien zuzuschreiben, die von den alten Iberiern abstammen, welch' letztere in Europa den Gebrauch der Dolmen und Cromlechs eingeführt hatten; die Ligurier von den Ufern des Ticino hatten zur Zeit der ersten Eisenperiode sich noch der rohen, aber kolossalen Monumente ihrer Ahnen erinnert und jene Umfassungen eingeführt, die nur Miniatur-Cromlechs waren.

Die Iberier vor der ersten Eisenperiode, ausserordentliche Fälle ausgenommen, hatten ihre Todten beerdigt, während die Italiker sie verbrannten; erstere legten ihre Todten in natürliche oder künstliche Höhlen und letztere gaben die Aschen in Ossuarien und legten diese in den nackten Boden

ohne Umfassung und Schutz. In der ersten Eisenperiode hatten auch die Iberier oder Ligurier, wenigstens die von Golasecca, den Gebrauch der Verbrennung angenommen, und die Ossuarien in mit Steinplatten belegte Sarkophage eingestellt, während die Italiker ebenfalls solche Sarkophage einführten.

Nach allen von Pigorini gegebenen Daten sind die Sarkophage mit Steinplatten, die Umfassungen mit grossen Gesteinen und das glockenförmige Gefäss als Beweise zu betrachten, dass die Bewohner von Golasecca den Iberiern zuzuzählen seien. **Sr.**

30.

Pigorini L. Sul costume nell' età neolitica di seppelire le sole ossa umane già scarnite. R. Accad. dei Lincei. Vol. VII. S. III. Transunti. Roma 1884.

Vor zwei Jahren berichtete Pigorini über einen mit Zinnober rothgefärbten Menschenschädel aus der neolitischen Periode, welcher in einer bei Agnani im Travertino eingehauenen Höhle aufgefunden wurde. Solche rothgefärbte Menschenschädel fanden sich auch in kleinen Höhlen in Sicilien, nach Issal und Rivierè auch in Ligurien und es ergab sich, dass selbe erst nach gänzlicher Abschabung des Fleisches bemalt worden waren.

In den Dolmen fanden sich wohl nicht rothgefärbte Knochen, aber solche waren derart gelegen, um daraus schliessen zu können, dass zur neolitischen Epoche in anderen Theilen Europas Gebrauch war, von Fleisch abgeschabte Knochen in Grüften zu sammeln.

De Caix de St. Aymour, de Baye erwähnen ebenfalls solch' einzelner Schädel mit Knochen anderer Skelette und mit einigen Artefacten vermengt, sowie in Schädeln von Erwachsenen eingelegter Kinder, woraus sich entnehmen liesse, dass zur damaligen Zeit den Knochen ein eigener Cultus geweiht gewesen sei.

Es dürfte aber nicht so leicht sein, zu erforschen, auf welche Weise das Fleisch von den Knochen abgeschabt wurde, entweder künstlich, wie bei den Patagoniern, oder durch natürliche Kraft wie bei den Adamanen und Neuseeländern. Die Völker, welche diesen Knochencultus befolgten, werden von den italienischen Paläontologen und auch von Pigorini den Iberiern zugeschrieben. **Sr.**

31.

Pigorini L. Analisi chimiche di alcuni oggetti di rame e di bronzo trovati nelle stazioni lacustri del Rinaco. (R. Accad. dei Lincei. Roma 1884.)

Im Gardasee finden sich, wie Verfasser angibt, zahlreiche arcaische Metall-Artefacten, die zum grössten Theil mit jenen typischen der Bronzezeit aus den Donauländern und der Terramare der Emilia identisch sind.

Einige solche Artefacten wurden durch Professor Briosi einer chemischen Untersuchung unterzogen; es fand sich ein Stück aus alleinigem Kupfer und eines aus Bronze (99·71% Kupfer, 0·29% Zinn), welche Pigorini den alten Bewohnern des Gardasees zuschreibt.

Andere Artefacten aus reinem Zinn, aus Zinn und Blei u. a. erkennt Verfasser nicht als besagtem Volke zugehörig.

Professor Pigorini ist der Ansicht, dass die in Rede stehenden Bewohner des Gardasees kein Zinn hatten, dass sie zu ihren Schmelzungen sich nur des Kupfers bedienten und öfters alte Bronze beimengten, wie schon Baron Sacken und Baron Sommaruga sich ausgesprochen hatten — und dass sie die Bronze von Auswärts bezogen hatten und ohne Zweifel durch das Donauthal, da die Civilisation von daher eingedrungen ist.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch erwähnen, dass in den alten Schlacken von Campiglia (Toscana) noch Spuren von Zinn aufgefunden wurden, dass, wie Professor K. v. Stefani [1]) bemerkt, die Etrusker selbst die Bronze bereiteten, da sie auch in nächster Nähe Kupfererze zur Verfügung hatten und die Stadt Populonia wegen ihrer Metallindustrie sehr berühmt war.

Ferner entnehmen wir aus Mantegazza [2]) „Studii", dass die Bronzen Indiens einen viel grösseren Gehalt an Zinn haben, als die europäischen, dass die Entdeckung der schmiedbaren Bronze für Indien sehr alt ist, sowie dass Bronze ohne irgend eine Spur von Zinn aufgefunden wurde, dafür aber die Erde von diesem imprägnirt war und dies in Folge der Leichenverbrennung. **Sr.**

32.

Joseph Edler von Lenhossék. Die Ausgrabungen zu Szeged-Öthalom in Ungarn, namentlich die in den dortigen urmagyarischen, alt-römischen und keltischen Gräbern aufgefundenen Skelette, darunter ein sphenocephaler und katarrhiner hyperchamaecephaler Schädel, ferner ein dritter und vierter künstlich verbildeter makrocephaler Schädel aus Ó-Szöny und Pancsova in Ungarn. Budapest, 1884. 4°. XI + 251 pp., 11 Tafeln und 1 Situationsplan.

Öthalom (zu deutsch Fünfhügel) liegt eine Stunde von Szegedin entfernt. Seinen Namen hat es von fünf in einer Reihe liegenden, elliptischen, circa 12 m hohen Hügeln. Bei einem derselben wurde im Jahre 1879 nach der bekannten grossen Ueberschwemmung ein 500 m langer und 60 m breiter Landstreifen abgegraben, um Erde für die neuen Dämme zu gewinnen.

Hiebei fand man im östlichen Theile der Abgrabungen ein Lager von mehr als 100 Feuerstellen, welche 3 bis 4 m Durchmesser hatten und in Entfernungen von 4 bis 5 m in 1 bis 3 m Tiefe in verschiedenen Niveaus zerstreut angetroffen wurden. In den Aschenlagen fanden sich zahlreiche (nicht speciell gesammelte) Topfscherben, 1 Thonseiher, 4 Thonringe von 4—5 cm Durchmesser, 5 vierseitige, oben quer durchbohrte Thonpyramiden von 14—18 cm Höhe und 10—14 cm Breite (Ständer für Topftragstäbe, Feuerhunde), ein Schleifstein, mehrere Mahlsteine, 1 eiserne Lanzenspitze, 1 zerbrochene Bronzesichel, mehrere Bronzedolchklingen, „worunter eine in Form einer Lilie", eine 18 cm lange Bronzenadel mit einfachem Knopf und viele zum Theil zerschlagene

[1]) La fabbricazione del bronzo presso gli Etruschi. (Archiv. per l'Antrop. e l'Etnolog. Firenze XIII. 3. 1883. pag. 561.)

[2]) Studii sull' Etnologia dell' India. (l. c. pag. 494.)

und angebrannte Thierknochen, darunter Bos taurus, Ovis aries. Sus scrofa, Cervus elaphus, dann Cricetus frumentarius, Spermophilus citillus, Corvus monedula und Esox lucius.

Westlich von dieser Feuerstelle fand man einen Fruchtbehälter, wie er heute noch häufig in Ungarn in Gebrauch steht, nämlich ein 1·5 m tiefer, 1·75 m breiter, nach oben und unten verengter Schacht, in welchem sich 25 Hektoliter verkohlte Hirse befanden.

Weiterhin nach West dehnt sich das Gräberfeld aus, in welchem unter der Aufsicht von G. Varázséji 77 und vor dessen Ankunft über 40 Gräber geöffnet wurden. Es sind unregelmässig zerstreute, von N.W. nach S.O. orientirte Flachgräber, in welchen die Skelette ausgestreckt in der blossen Erde lagen. Bei 38 Skeletten wurden wichtigere Beigaben gefunden. Von diesen werden nach den Beigaben 4 der magyarischen Heidenzeit, 10 der Periode der Römerherrschaft, 3 den Kelten und 11 einer nachrömischen unbestimmbaren Periode zugezählt. Die Fundgegenstände, sowie viele einschlägige Funde sind im Detail angeführt und auf 3 (den archäol. Berichten [Archaeologiai Értesitö] der ungar. Akademie, B. XIV entnommenen) Tafeln abgebildet, aber doch scheint uns, dass auf die Ausstattung der einzelnen Gräber nicht gebührend Rücksicht genommen wurde. Ueberhaupt zeigt sich der berühmte Anatom v. Lenhossék als Neuling in prähistorischen und historischen Fragen und manche Widersinnigkeiten, wie sie z. B. in § 7 („Historische Rückerinnerungen") in Bezug auf die Kelten u. s. w. unterlaufen, können wir geradezu nicht dem Autor anrechnen, sondern müssen sie den in diesem reich und schön ausgestatteten, zuerst in ungarischer Sprache gedruckten Werke nicht seltenen Uebersetzungsfehlern zuzählen. Von den Details über die Gräber interessirt uns wohl am meisten, dass die magyarischen Gräber von den anderen entfernt am Rande des Grabfeldes lagen und in Uebereinstimmung mit anderen urmagyarischen Gräbern durchgehends ein Pferde- und ein Hunde-Skelet als Beigabe hatten. Von anderen Beigaben sind anzuführen: Zahlreiche flache Knöpfe aus Silber (pityke gombok) mit einem gekrümmten Dorn anstatt des Ringelchens, drei- und vierschneidige Pfeilspitzen, viereckige Schnallen, breite Hufeisen, flache Steigbügel und Trensen aus Eisen, Armbänder aus doppelt geschlungenem Silberdraht etc., keine Thongefässe. Von den conservirten 19 Schädeln waren nur 13 messbar, darunter 11 normale, nämlich 4 magyarische, 4 römische, 1 keltischer und 2 unbestimmte. Von den magyarischen ist einer brachy-orthocephal, 2 andere meso-hypsicephal. Von den römischen ist der eine gut messbare brachy-hypsicephal. Der Keltenschädel scheint brachy-chamaecephal zu sein. Von den anderen beiden Schädeln ist einer mesocephal, der andere hyperbrachy-hypsicephal. Von den magyarischen und römischen Schädeln ist gesagt, dass sie mit denen von anderen Fundorten übereinstimmen. Genügende Beschreibungen oder Abbildungen fehlen.

Von den abnormen Schädeln aus Öthalom ist einer ein Sphenocephalus mit obliteriter Sutura sagittalis und S. coronalis (L B = 67; L H = 83·2). Er wurde inmitten des Grabfeldes mit einer aus freier Hand gearbeiteten Thonschüssel gefunden. Der andere Schädel hatte gar keine Beigaben. Er ist hochgradig katarrhin und brachy-chamaecephal. (Obere Breite beider Nasenbeine 4 mm, L B = 80·2, L H = 69·3, also nicht hyperchamaecephal, da er ja sehr nahe an der in der Frankfurter Verständigung bestimmten Grenze zwischen Chamae- und Orthocephalie (L H = 70) liegt.) Ferner ist er durch eine ausserordentlich niedere Stirne und bedeutende Stenokrotaphie ausgezeichnet. Der rechte Eckzahn ist durch die Gesichtsfläche nach aufwärts, knapp neben dem Nasenhöhlenrande durchgebrochen. Die Schädel von O-Szöny und Pancsova sind Makrocephali von der Form, welche seit Fitzinger und K. E. v. Baer wiederholt beschrieben wurde. Diesen deformirten Schädeln ist der Hauptttheil des Buches gewidmet und bei ihrer Besprechung findet der Autor Gelegenheit, seine ausserordentliche Kenntniss der einschlägigen Literatur zu entfalten. Die Genauigkeit der zahlreichen Citate bildet geradezu einen speciellen Vorzug des Werkes. Lenhossék führt 15 solche Makrocephali aus Europa an, nämlich je einen von Harnhalm Hill in England, Meckenheim bei Zülpich, Niederolm am Rhein, Strassburg, Darmstadt (Fundort unbekannt), Bel-Aire in der Schweiz, Villi in Savoyen, Padua, Feuersbrunn, Atzgersdorf und Baden in Niederösterreich, Székely-Udvarhely, Csongrad, Ó-Szöny und Pancsova in Ungarn. Die beiden von Weisbach in unseren Mittheilungen publicirten Makrocephali von Pera und Erenkiöi scheinen ihm entgangen zu sein. Der erstere [1]), welcher dem brachycephalen Schädel von Székely-Udvarhely ähnlich ist, hätte jedenfalls in der Liste Platz finden sollen. Der andere [2]), welcher wieder in hohem Maasse dem Makrocephalus von Csongrád gleicht, gehört freilich, wegen seiner Provenienz aus Kleinasien, nicht unbedingt in obige Liste. Ferner fehlt die ganze Zahl der Makrocephali aus Russland, Kaukasien (Samthawro) und Frankreich (Corveissiat, Voiteur etc.). **Szombathy.**

33.

Dr. A. Weisbach. Die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer. Anthropologische Studie. Zeitschr. f. Ethnologie, XVI. Jahrgang, Berlin, 1884. Supplement. 8°. 77 S., 1 Taf.

Unter den vielen ausgezeichneten anthropologischen Publicationen Weisbach's sind seine Specialstudien über die Schädel einzelner Nationalitäten, wie z. B. der Türken und Griechen in unseren „Mittheilungen" (B. V und XII) unstreitig die besten. In ihnen kommt auch die Specialität Weisbach's, nämlich die genaue Berücksichtigung der Details, am besten zur Geltung. Eine neue dieser Specialarbeiten ist unter dem obigen Titel soeben erschienen. In ihr sind die eingehenden Untersuchungen von 2119 serbokroatischen Matrosen aus Istrien, dem kroatischen Küstenlande und Dalmatien, sowie an 80 serbokroatischen Schädeln bearbeitet. Die Resultate sind in Kürze folgende:

Die Körperlänge von 1802 mehr als 20 Jahre alten Individuen beträgt im Durchschnitt 1690 mm, steht also an der obersten Grenze der Mittelgrösse. Die Zusammenstellung der Körpergrösse nach Altersstufen ergibt, dass unsere Südslaven mit dem 20. Jahre ihr Wachsthum beendet haben. Die aus der betreffenden Tabelle (p. 9) sich ergebende zeitweilige Stagnation des Wachsthums im 18. Jahre (Zunahme blos 3 mm) dürfte sich vielleicht bei einer Vermehrung der Messungen mit der grossen Wachsthumsziffer im 17. Jahre

[1]) Dr. A. Weisbach. Ein makrocephaler Türkenschädel. Mitth. d. A. G. Bd. V, 1875, p. 153.

[2]) Dr. A. Weisbach. Ein Makrocephalus aus Erenkiöi in Kleinasien. Mitth. d. A. G. Bd. XII, 1882, p. 77.

(55 mm) ausgleichen. Hier wäre wohl die von Stieda im vorigen Jahre empfohlene Ausgleichsrechnung am Platze. Bezüglich der Haut-, Haar- und Augenfarbe liegen 1400 Beobachtungen vor. Es ergeben sich 9·64% Lichthaarige (blond und roth) gegen 90·36% Dunkelhaarige (darunter 10·5% schwarze); ferner 21·57% Blauäugige, 19·42% Grauäugige und 59% Braun- und Schwarzäugige. Gegenüber diesem Ueberwiegen der dunklen Nüancen bei den Haaren und Augen ist das geringe Vorkommen von dunkler (gelblicher bis bräunlicher) Haut (3·42%) auffallend. Die Discussion dieser Resultate ergibt, dass die allgemeine Körpergrösse (und speciell die Zahl der Grossen), sowie die dunkle Farbe der Haare und Augen gegen Süden zunehmen, und dass in den slavischen Küstenländern der zahlreichere dunkelhaarige Menschenschlag der grössere, hingegen der blonde, aus den nördlichen Nachbargebieten eingedrungene, der kleinere ist. Für 82 Blonde und Blauäugige ergibt sich eine Höhe von 1676 mm, für 720 Dunkelhaarige und Dunkeläugige eine Höhe 1698 mm, worunter wieder 119 Schwarzhaarige, Dunkeläugige mit 1726 mm hervorragen.

Der Schädel ist sehr geräumig (1525 cc), im Allgemeinen hypsibrachycephal, mit gleichmässig gewölbtem Scheitel, langer und breiter Basis und sehr starkem Processus mastoideus. Unter den gemessenen 80 Schädeln befindet sich einer mit einem Index von 74·8, ferner 12 Mesocephali und 67 Brachycephali. Das Gesicht ist orthognath, chamaeprosop, mesokonch, leptorrhin. Der Vergleich der Schädelmaasse mit der Körpergrösse ergibt mit dem Zunehmen der Körperhöhe eine Zunahme der Hypsicephalie und eine geringe Abnahme der Brachycephalie.

Somit gewinnen wir aus Weisbach's Abhandlung — und darin liegt der Hauptwerth derselben — ein nahezu vollständiges anthropologisches Bild der Serbokroaten der Adriatischen Küste, welchem nichts fehlt, als der vollständige Nachweis der Haut-, Haar- und Augenfarbe bei den verschiedenen Schädeln in der Weise, wie er bezüglich der Körpergrösse durchgeführt ist. Weisbach hat denselben gewiss nur wegen der Lückenhaftigkeit des betreffenden Materials unterlassen. Das Studium der Haar- und Augenfarbe, für welches wir ja soeben neues wichtiges Material [1]) publicirt haben, hat nur dann einen vollkommenen Werth, wenn es mit jenem der Körpergrösse und der Schädelformen verbunden wird. **Szombathy.**

34.

Paul Schröter. Anthropologische Untersuchungen am Becken lebender Menschen. Inaugural-Dissertation. Dorpat, 1884. 8°. 82 S., 1 Taf., 6 Maasstabellen.

Die Beweise für die Lebhaftigkeit, mit welcher an der Universität Dorpat unter unserem correspondirenden Mitgliede Prof. Dr. L. Stieda anthropologische Studien betrieben werden, finden wir nicht nur in den zahlreichen werthvollen Publicationen des berühmten Anatomen selbst, sondern auch in den Arbeiten seiner Schüler. Seit einer Reihe von Jahren ist unter den von der medicinischen Facultät der Universität Dorpat zur öffentlichen Vertheidigung bestimmten Dissertationen immer wenigstens eine mit anthropologischem Inhalt. Die neueste dieser zum Theil sehr interessanten Arbeiten hat vor Kurzem Herr Dr. Paul Schröter geliefert, gerade in dem Augenblicke, in welchem die Frage nach einer Verständigung über ein gemeinsames pelvimetrisches Verfahren durch die Anregung von Dr. Ploss [1]) und durch die hierauf in der Breslauer Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft beschlossene Einsetzung einer pelvimetrischen Commission acut geworden ist.

Schröter's Arbeit gliedert sich in einen referirenden Nachweis der einschlägigen Literatur, eine Beschreibung der eigenen Untersuchungsmethode und eine Darlegung der Messungsresultate. Schröter befasst sich ausschliesslich mit der Untersuchung Lebender und hat daher auch die Arbeiten Weisbach's, Verneau's u. s. w. ganz übergangen, obwohl er durch ihre Berücksichtigung reiche Belege für seine Resultate hätte gewinnen können. Zur Messung der Neigung des Beckeneingangs benützt er nach der Methode Prachownick's die Conjugata externa (proc. spin. vertebr. lumb. V. — symph. pubis), also die sogen. anthropologische Beckenebene und misst ausserdem: 1. Körperhöhe, 2. Höhe des Trochanter major, 3. Höhe des Condylus femor. extern. (Unterschenkel + Fuss; die Oberschenkelhöhe ergibt sich aus der Differenz von 2 und 3), 4. Umfang des Beckens, 5. Höhe des Beckens (Tuber ischii — Spina ilei anter. super.), 6. Abstand der Cristae ilei, 7. Abstand der Spinae ilei ant. superiores, 8. Abstand der Trochanteren. Die Höhe der Symphys. oss. pubis vom Fussboden wird zwar für die Berechnung der Beckenneigung gemessen, aber nicht für die Bemessung der Unterkörperhöhe benützt. Als Messungsapparate dienten ein Messband, ein Bandelocque'scher Tasterzirkel und ein sehr praktisch eingerichteter am Rande einer Fussplatte verschiebbarer verticaler Maassstab mit horizontalem Arm. Die Untersuchungen wurden an 50 Polen, 64 Polinen, 55 Russen, 62 Juden und 40 Jüdinen vorgenommen.

Die Resultate sind kurz folgende:

1. In den Beckenmaassen verschiedener Nationalitäten sind Unterschiede vorhanden. Die grössten Maasse finden sich bei den deutschen Frauen (Cristae ilei : 29·3, Dohrn, 29·0 Schröder), und den Estinen (Cr. il. : 28·80, v. Schrenck), kleinere bei den Polinen (Cr. il. : 27·18), die kleinsten bei den Jüdinen (26·06). Unter den Männern haben die grössten Beckenmaasse die Russen (Cr. il : 28·36), kleinere die Polen (Cr. ilei : 27·08), die kleinsten die Juden (Cr. il. : 26·25).

2. Die Ebene der Conjug. ext. ist bei verschiedenen Nationalitäten verschieden geneigt (Deutsche: ♂ 51°, ♀ 54°, Prachownik; Polen: ♂ 43°, ♀ 41°; Russen: ♂ 43°; Juden ♂ 42°, ♀ 40°; Esten: ♀ 36° v. Holst.).

Die übrigen Resultate bestätigen die Angaben Prachownik's über das Schwanken der Beckenneigung in verschiedenen Körperstellungen etc. Bei allen Mittelwerthen berechnet Schröter nach Stieda's Vorschlag [2]) den Index für die wahrscheinliche Abweichungsgrösse der Einzelnbeobachtungen und

[1]) Gustav Schimmer. Erhebungen über die Farbe der Haare, der Augen und der Haut bei den Schulkindern Oesterreichs. Mittheil. d. A. G. Supplement 1. Wien 1884.

[1]) Dr. H. Ploss. Zur Verständigung über ein gemeinsames Verfahren zur Beckenmessung. Archiv f. Anthrop. B. XV. 1884, p. 259.

[2]) Dr. Ludwig Stieda: Ueber die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der anthropologischen Statistik. Archiv f. Anthrop. B. XIV, 1883, p. 167.

der Mittelwerthe, ohne aber damit ein Resultat zu erzielen. Auch die sub 1 und 2 angeführten Resultate können keineswegs als erheblich bezeichnet werden. Die für Russen, Polen und Juden constatirten Differenzen von durchschnittlich 1° in den Mittelwerthen der Beckenneigung sind gegenüber den individuellen Schwankungen, die z. B. bei den Russen 38° betragen, verschwindend; die für die Deutschen und Esten angeführten Maasse Prachownik's und v. Holst's sind aber nicht gut vergleichbar, da sie nicht nach derselben Messmethode gewonnen wurden. Ebenso sind die in den absoluten Beckenmaassen constatirten Unterschiede bei Berücksichtigung der Körpergrösse unbeträchtlich, weil sie mit ihr ganz parallel laufen. So sind z. B. die von Schröter nicht berechneten relativen Zahlen für die oben citirte Beckenbreite bei den Russen = 16·35, Polen = 16·41 und Juden = 16·12; so dass sie also ganz unerheblich differiren und ausserdem mit der oberen Reihenfolge nicht übereinstimmen.

Szombathy.

Eingelangte Schriften.

1. Jänner — 31. Juni 1884[1]).

A. Erwerbungen auf dem Wege des Schriftentausches.

Rad Jugoslavenske Akad. znanosti i umjetnosti. (Sitzungsberichte der südslavischen Akad. der Wissensch. in Agram.) Band LXVIII. u. LXX. Philologisch-historische u. philosophisch-juridische Abtheilg. VI. u. VII. Zagreb 1883. 8°.

— Bd. LXVIII. VI. — M. Valjavec: Prinos k naglasu u (novo) slovenskom jeziku (Beitrag zur Betonung in der neuslovenischen Sprache). p. 1—68.

— Bd. LXIX. — Mathematisch-naturhistorische Abtheilung. IV. 1. Zagreb 1883. 8°.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva in Agram. (Vierteljahrsschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft.) Band VI, Heft 1—2. Zagreb 1884. 8°.

— Nr. 1. — S. Ljubić: O nepravilnosti naziva „ugarski ili ugarsko-skandinavski skup" u dielbi predhistoričkih predmeta iz bakrene dobe. (Ueber die Unrichtigkeit der Benennung: ungarische oder ungarisch-skandinavische Gruppe bei der Eintheilung prähistorischer Gegenstände aus der Steinzeit.) p. 1—14. u. 2 Taf.

Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam. Tijdschrift onder Redactie van Dr. C. M. Kan en N. W. Posthumus. Dl. II, Nr. 1—5; Dl. III, Nr. 1—5; Dl. IV, Nr. 1—5; Dl. V, Nr. 1—6; Dl. VI, Nr. 1—5; Dl. VII, Nr. 1—5; Amsterdam. 4°.

— Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap. Neuwe Serie Dl. I, Nr. 1—4. Amsterdam, Utrecht 1884. 8°.

— Bijbladen van het Tijdschrift. Dl. I, Nr. 1, 3—8; Dl. IV—XII. Amsterdam 1884. 4°.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXVIII. Aflevering 5, 6. Batavia 1883. 8°.

— Aflv. 6. — Dr. B. Hagen: Beiträge zur Kenntniss der Battareligion. p. 498—545 u. 3 Taf.

— Tijdschrift. Deel XXIX. Aflevering 1—3. Batavia 1884. 8°.

— Aflv. 1. — C. A. v. Ophuijsen: De Loeboes. p. 88—100.

— Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergad eringen van het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXI, Nr. 1—4. 1883. Batavia 1883. 8°.

Evangelisches Missions-Magazin in Basel. Jg. XXVIII. Hefte Jänner-Juli. Basel 1884. 8°.

K. Preussische Akad. d. Wissensch. zu Berlin. — Sitzungsbericht. Jg. 1883. Hft. XXXVIII—LIII. Berlin 1883. 8°. — Nr. XL. — Dessau: Römische Reliefs, beschrieben von Pirro Ligorio. p. 1077—1105. — Nr. XLVI. — Lepsius: Die Längenmaasse der Alten. p. 1195—1209. — Nr. LIII. — G. Hirschfeld: Tavium p. 1243—1270 u. 1 Taf.

Gesellsch. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin. Verhandlungen. Redig. von R. Virchow. (Sitzungen Juli, October, November.)

Juli-Sitzung. — v. Erckert: Ueber seine Reisen im Kaukasus. p. 330—331. — Virchow: Ueber eine Fibula aus der Tschetschna und zwei Schädel von Koban. p. 331—340. — Frl. E. Lemke: Der dwatsche Hans (ostpreussisches Märchen). p. 340—342. — Jentsch: Ueber alte Ansiedlungen bei Schlagsdorf (Kr. Guben), Funde aus der La Tène-Periode und Flurnamen. p. 343—346. — Frl. E. Lemke: Ueber Frosch- und Krötenaberglauben in Ostpreussen. p. 346—347. — Treichel: Ueber den Schulzenstab und den nordischen Budstock. (Nachtrag.) p. 347—354. — Nachtrag zur Satorformel. p. 354—356. — Kofler: Bericht über die Ringwälle des Altkönigs im Taunus. p. 355—356. — Nehring: Ueber menschliche und thierische Reste an der Stätte des Spandauer Bronzefundes. p. 357—359. — Ed. Krause: Die Erhaltung von Gold- und Holzsachen. p. 360—361. Ueber trapezförmige Feuersteinscherben. p. 361—363. — Virchow: Alterthümer aus Colorado, Alt- und Neu-Mexico. p. 364—369. — Bericht über die Excursion nach Tangermünde. p. 369—376. — Dr. H. Meyer: Die Igorrotes von Luzon (Philippinen). p. 377—390. — Virchow: Ueber die Schädel der Igorroten. p. 390—400. — Höhlenfunde von Mentone. p. 401—406.

October-Sitzung. — L. Schneider: Ueber slavische Flussnamen. p. 412—413. — Dr. G. Beyfuss: Eine Fabel der Bali. p. 414—416. — Bartels: Ueber einen neuen Bronzewagen von Cortona. p. 416—419. — Oesten: Kienspahnleuchter von einer Insel des Carwitz-Sees (Mecklenburg). p. 419—420. — Jentsch: Ueber eine silberplattirte Streitaxt aus Guben und über die Steinumgrenzung eines Urnenfeldes im Kreise Schwiebus und Kirchenmarken. p. 421—423. — Siehe: Ueber das Gräberfeld von Zilmsdorf bei Teuplitz. p. 423—426. — W. v. Schulenburg: Ueber Radornamente. p. 427—429. — Virchow: Ueber einen Thonkrug mit 2 Böden von Grone. p. 429—430. — Ueber Gräberfunde der jüngsten neolithischen Zeit aus Cujavien, den Provinzen Posen und Sachsen. p. 430—453. Mit 2 Taf. — Wissmann: Die in Innerafrika stattgehabten Völkerverschiebungen und der Tanganyka-See. p. 453—460.

November-Sitzung. — Virchow: Ueber ein mit Glyptodon-Resten gefundenes menschliches Skelet aus der Pampa de la Plata. p. 465—476. — Olshausen und Frl. Mestorf:

[1]) Wir bitten die geehrten Schwestergesellschaften und Spender, die Aufführung ihrer Schriften in diesem Verzeichnisse als Empfangsbestätigung betrachten zu wollen. Das Secretariat.

Ueber den Goldschmuck aus dem 2. Tideringhoog auf Sylt. p. 467—470. — R. Eisel: Ausgrabung neolithischer Hügel bei Nickelsdorf unfern Crossen, Kreis Zeitz. p. 470—478. — A. B. Meyer: Die Nephritfrage. p. 478—482. — Virchow: Ein junger Kingsmill-Indianer. p. 483—484. Buchholz: Neue Funde aus der Mark. p. 485—486. — Voss: Silberringe von Schluckenau in Böhmen. p. 486—487. — Ueber die von H. Telge verfertigten Nachbildungen des Goldfundes von Vettersfelde. p. 487—488. — E. Krause: Die Fundstelle der Vettersfelder Goldsachen. p. 488—490. — Virchow: Die anthropologische Generalversammlung in Trier. p. 490—497. — W. Reis: Der fünfte Amerikanisten-Congress in Kopenhagen. p. 498—502. — Müller-Beeck: Japan, das Wokwok (Wakwak) der Araber. p. 502—506.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 16. Jg. Heft I, II. Berlin 1884. 8°.

— Heft I. — Prof. G. Oppert: Die Verschiedenheiten des Sprachcharakters und deren natürliche Ursache. p. 1—17. — Dr. C. Schmidt: Der Streit über das jus primae noctis. p. 18—59. — A. Bastian: Die Ethnologie in ihren geographischen und historischen Gesichtspunkten. p. 60—68. — Miscellen. — Arzruni: A. W. Adrianow's Ausgrabungen bei Minussinsk, Westsibirien. p. 69—71. — E. Wagner, Grabhügel bei Gemmingen. p. 71—72. — Besprechungen. — Virchow: Robert Munro, Ancient Scottisch lake-dwellings or crannogs with a supplementary chapter on remains of lake-dwellings in England. Edinb. 1882. — Joseph Anderson, Scotland in pagan times, The iron age. Edinb. 1882. p. 74—76. — Verhandlungen: Januar-Sitzung. — Jentsch: Gubener Alterthümer. p. (13)—(16). — Behla: 1. Ueber umwallte Dörfer in der Lausitz. 2. Bronzefund bei Falkenberg, Kreis Luckau. p. (16)—(17). — F. Kanitz: Die Tumuli in Bulgarien. p. (18)—(20). — Virchow: Ueber die letzten Sendungen des Herrn de Roepstorff von den Nicobaren und Adamanen. p. (20)—(27). u. 1 Taf. — Frl. J. Mestorf: Ueber die Entstehung der Schnalle. p. (27)—(30). — H. Handelmann: Zwei Bronzemesser mit Thierornamenten. p. (31) — Drei halbrunde Eisenmesser mit Bronzegriff. p. (32).

— Heft II. — Dr. L. Kotelmann: Die Augen von 22 Kalmücken. p. 77—84. — Dr. H. Schliemann: Das sogenannte Grab der 192 Athener in Marathon. p. 85—88. — Dr. Sophus Müller: Ueber die barbarischen Gemmen. p. 89—92. Dr. C. Platner: Gegen die Ansicht, dass die „Sueven" Slaven gewesen seien. p. 93—100. — Verhandlungen. — G. Buschan: Bericht über aufgefundene brunnenartige Holzeinfassungen mit Thongefässen nebst Thier- und Pflanzenüberresten zu Ratibor. p. (33)—(35). — G. A. B. Schierenberg: Ueber die mit Thierfiguren besetzten Bronzewagen. p. (37)—(38). — E. Friedel: Ueber neue Gegenstände aus den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums. p. (38)—(47). — Virchow und E. Krause: Ueber den Burgwall bei Ketzin. p. (47)—(56). — Blumentritt: Ueber die Igorroten und andere wilde Stämme der Philippinen. p. (56)—(57). — Arzruni: Ueber das Vorkommen von Zinnstein und die Bronzeindustrie des Kaukasus. p. (58)—(60). — Pastor Senf: Ueber gerauhte Gefässe. p. (61)—(66). — Treichel: Ueber das A und O der Satorformel. p. (66)—(70). — Prähistorische Fundstellen aus Westpreussen. p. (71)—(73). — Bemerkungen über Klucke u. nordischen Botenstock. p. (74)—(77). — Fehlan: Gräberfunde von Kazmierz in Posen. p. (77)—(78). — Ingv. Undset: Die Fibula mit Bügelüberzug aus Glasfluss. p. (78)—(81). — Virchow: Eine Fibula und eine Haarnadel mit Besatz von gebändertem Glasfluss. p. (81)—(82). — Nehring: Ueber die Höhle von Holzen (Kreis Holzminden). p. (83)—(95). — Dr. Th. Noak: Gräberfunde von Sülze in der Lüneburger Heide. p. (95)—(96).

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen Bd. XI. Nr. 8—10. Berlin 1883. 8°. — Nr. 8. — Dr. Höpfner: Ueber seine Reisen an der Westküste Süd-Afrikas. p. 393—409. — Literatur-Notizen. — W. Reiss: Die geologischen Verhältnisse der Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador. p. 445—447. — Nr. 9 u. 10. — J. Audebert: Ueber die wilden Völkerstämme Madagaskars. p. 468—472.

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen Bd. XII. Nr. 1—4. Berlin 1884. 8°. — Nr. 1. — Literatur-Notizen. — E. Sachau: Dr. Radloff, ethnographische Uebersicht der Türkstämme Sibiriens und der Mongolei. p. 61—64. — Nr. 2. — Dr. Fischer: Ueber das Massai-Gebiet. p. 94—98. — Literatur-Notizen. — Müller-Beeck: L. Gonse, l'art japonais. p. 127—129.

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Jahrbuch. Hft. LXXVI. Bonn 1883. 8°. — von Veith: Römerstrasse Reims-Trier. p. 1—19. — J. Schneider: Neue Forschungen über die Römerstrassen zwischen Maas und Rhein. II. p. 20—26. — Zu den Ausgrabungen bei Xanten. p. 27—30. — H. Schaaffhausen: Ueber den römischen Isis-Dienst am Rhein. p. 31—62 u. 1 Taf. — E. aus'm Weerth: Römische Gläser. p. 63—86. 2 Taf. u. 5 Holzschn. — Literatur. — H. Schaaffhausen: Dr. V. Gross, les Protohelvètes u. s. w. p. 201—204. — C. Sonnenberg: H. v. Rhoden, Die Terracotten von Pompeji. p. 204—206. — L. Schwörbel: Jul. Grimm, der römische Brückenkopf in Castel. p. 210—214. — F. Haug: Ludwig Mayer, die Reihengräber-Funde. (Beschreibender Katalog d. k. Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Alterthums-Denkmale.) p. 214—216. — Miscellen. — Prähistorischer Fund bei Niederwalluf. p. 240.

American Academy of Arts and Sciences in Boston. Proceedings. New Series, Vol. X, whole Series, Vol. XVIII. (From May, 1882 to May, 1883.) Boston 1883. 8°.

Naturforschender Verein in Brünn. Verhandl. Bd. XXI. Jg. 1882. 1. u. 2. Heft. Brünn 1883. 8°.

K. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn. Mittheilungen. 63. Jg. 1883. Brünn 1883. 4°.

Revista pentru Istorie, Archeologie şi Filologie in Bukarest sub Directiunea lui G. G. Tocilescu. Anul. I. Vol. II. Fascicula II. Bucuresci 1883. 8°.

— Revista. Anul. II. Vol. I. Fascicula I. Bucuresci 1884. 8°.

Société d'Anthropologie in Brüssel. Bulletin. Tome I, 1882—1883. Bruxelles 1883. 8°. — Dr. Houzé: Sur l'indice céphalique des Flamands et des Wallons. p. 20—26. — Vanderkindere: Sur la question celtique. p. 27—34. — Jacques: Sur les anciens Bruxellois. p. 59—72. — Albrecht: Sur les os intermaxillaires &A de l'homme. p. 74—95 u. 1 Taf. — Sur le crane d'une idiote de 21. ans. p. 135—188 u. 2 Taf.

— Tome II, Fascicules 1—3. 1883—1884. Bruxelles 1884. 8°.

— Fascicules 1 et 2. — Vanderkindere: Sur les caractères physiques des anciens Grecs. p. 8—13. — Dr. Houzé: Rapport sur les cranes Francs de la province de Namur. p. 15—20. — Sur la présence du troisième trochanter chez l'homme. p. 21—43 u. 4 Taf. — Dr. G. du Pré: Rapport sur les os fracturés des tombeaux Francs. p. 77—79. — Dr. Houzé: Sur les caractères physiques des races Européennes. p. 80—90. — Dr. Houzé: Rapport sur la convention craniométrique de Francfort. p. 101—108. — É. Delvaux: Sur deux fémurs humains recueillis dans la tourbe aux environs d'Audenarde. p. 108—114. — V. Jacques: Sur la fossette aymarienne de lombroso. p. 119—125. — Dr. Houzé: Sur les Araucaniens du parc Léopold. p. 125—128.

— Fasc. 3. — Albrecht: Sur la fossette vermienne du crane des mammifères. p. 138—152 u. 1 Taf. — Van Overloop: Sur quelques particularités des silex du Hainaut. p. 159—166 u. 1 Taf. — Lombroso: Sur le lipome des portefaix, la stéatopygie des Hottentotes et la bosse de chameaux et des zébus. p. 166—183.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Edited by Rev. Stephen D. Peet. Vol. V. Nr. 4. Chicago 1883. 8°. — E. G. Barney: The native races of Colombia. p. 295—303. — L. P. Gratacap: Mexican antiquities. p. 303—312. — J. Owen Dorsey: On the gentile system of the Omahas. p. 312—318. — C. W. Butterfield:

Primitive North-West. p 318—322. — C. Boscawen: Babylonian and Assyrian art. p. 322. — Editorial. — Explorations of Mounds. p. 322—340. — Recent Discoveries. p. 341—344. — The medicine man and animal symbols. p. 344—350.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Vol. VI. Nr. 1, 2. Chicago 1884. 8°. — Nr. 1. — E. G. Barney: Native races of Colombia, sixth paper. Agricultural, products of the Chibcha. p. 1—6. — Stephen Peet: The emblematic mounds of Wisconsin. p. 7—29. — Correspondence. — M. Beauchamp: Copper implements. p. 32—34. — M. Eells: Census of the Twana and Clallam Indians. p. 35—37. — J. F. James: Prehistoric remains from Mississippi. p. 38—39. — G. Barney: A stone pyramid in South America. p. 39—40. — Ch. Aldrich: Antiquities of Hamilton county, Jowa. p. 42—43. — Isaac Smucker: Archaeology in Ohio. p. 43—46. — Selah Merrill: Discoveries at Jerusalem. p. 46—52. — Editorial. — The tablet of the cross at Palenque. p. 53—60.

— Nr. 2. — G. Fleay: Lectures on Polytheism. Position of Polytheism in the historical development of religion. p. 73—82. — Wentworth Webster: Song of Altabiscar. p. 82—87. — J. Gilman: Mongolian ruins. p. 87—89. — Cyrus Thomas: Who were the mound builders? p. 90—99. — Correspondence. — S. H. Binkley: Ancient hearths. p. 100—101. — H. Sullivan: The Moqui Indians and their myths. p. 101—103. — Cyrus Thomas: Manner of preserving mound builders relics. p. 103—106. — A. West: Copper relics in the mounds of Wisconsin. p. 107—108. — S. Eaton: On a turtle-mound in Beloit. p. 109—111. — W. Traber: The great serpent mound. p. 111—112. — Earl Flint: Human foot prints in Nicaragua. p. 112—114. — O. D. Miller: Late discoveries in Cuneiform inscriptions. p. 115—118. — Editorial. — Picture writing. p. 119—131.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab in Christiania. Udgivet af Sophus Lie, Worm Müller og G. O. Sars. Bd. 8. Heft 3, 4. Christiania 1883. 8°.

— Bd. 9. Heft 1. Christiania 1884. 8°.

Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring in Christiania. Aarsbreetning for 1882. Christiania 1883. 228 + XVI pp. u. 10 Taf. 8°. (ded. Norske Fortidsmind. Bevaring.)

— Kunst og Haandverk fra Norges Fortid, udgivet af Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring ved N. Nicolaysen. 3. Heft. (pl. XII—XVIII ogpag. 3—10.) Christiania 1883. 8 pp. u. 6 Taf. Fol. (ded. Norske Fortidsmind. Bevaring.)

Gelehrte estnische Gesellschaft zu Dorpat. Verhandlungen. 11. Bd. Dorpat 1883. 8°.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsbericht u. Abhandlungen. Jahrg. 1883. Juli bis December. Dresden 1884. 8°. — Abhandlungen. — A. B. Meyer: Ein neuer Fundort von Nephrit in Asien. p. 75—76. — Der Sannthaler Rohnephritfund. p. 77—84 u. 1 Taf.

Naturwissenschaftl. Verein „Pollichia" der Rheinpfalz. XL.—XLII. Jahresber. Dürkheim a. d. Haardt 1884. 8°. — Dr. C. Mehlis: Neue Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. p. 86—127 u. 2 Taf.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicología comparata. Pubblicato dal Dr. P. Mantegazza. Vol. XIII. Nr. 3. Firenze 1883. 8°. — Dr. R. Livi: Sulla statura degli Italiani. p. 317—377 u. 1 Karte. — Dr. P. Mantegazza: Studii sull' etnologia dell' India. p. 379—504. — R. W. Shufeldt: Esplorazione di un Shell-Mound indiano presso Nuova-Orleans (Luisiana, S. U. d'America). p. 505—513. — Rendiconti delle Adunanze. — E. Giglioli: Annotazioni su di un teschio di Bue Apis, trovato dal marchese O. Antinori nelle tombe di Sakarah (Egitto). p. 521—523. — Sommier Stefano: I. Siriéni. p. 528—532. — Alessandro Kraus: Illustrazione degli strumenti musicali portati dal Prof. Mantegazza dal suo ultimo viaggio nel l'India. p. 532—542. — C. Stefani: Dell' uomo preistorico in Toscana. p. 542—543. — E. Giglioli: Rapanui o l'Isola Pasqua. p. 545—547. — Mantegazza: Oggetti dell' antico Perù. p. 562—567. — E. Giglioli: Alcuni cenni intorno ai Dajak. p. 570—572. — Mantegazza: Notizie sui Parsì. p. 573—575. — S. Sommier: Presentazione di fotografie di popoli della Siberia. p. 578—585. — P. Riccardi: Cefalometria dei Modenesi moderni. p. 596—598.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Vol. XIV. Nr. 1. Firenze 1884. 8°. — Prof. Giovanni Zoja: Sul Teschio di Antonio Bordoni matematico pavese. Nota. p. 1—12. — Dr. Girolamo Lanzi: Di una interessante anomalia dell' osso occipitale umano. Nota. p. 13—16. — F. Scaramucci e E. H. Giglioli: Notizie sui Danakil e più specialmente su quelli di Assab. p. 17—44. — A. Zannetti: Il cigno e l'arpa. p. 45—52. — Carlo Beni: Di alcune maniere di scrittura usate dagli Aztechi. p. 53—62. — P. Mantegazza: Studii sull' etnologia dell' India. p. 63—96. — Riviste. — G. Romiti: Nota sulla sutura incisiva nell'uomo adulto. p. 98—100. — Giovanni Zoia: Di un solco men noto dell'osso frontale. p. 100—104. — Colini A. Dot.: Notizie etnografiche sue Givari. p. 111—117. — Dr. Tappeiner, Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni. p. 117—120. — Notizie. — Programma speciale della Sezione di Antropologia (Esposizione Generale Italiana in Torino 1884). p. 123—132. — Arturo Zannetti: (Nekrolog). p. 137—147.

Le Globe, Journal Géographique. Organe de la Société de Géographie de Genève. Tome 23. Série 4me, Tome III. Bulletin Nr. 1, 2. Genève 1884. 8°.

Naturwissensch. Verein für Steiermark in Graz. — Mittheilungen. Jg. 1883. Heft 20. — Graz 1884. CX + 222 pp. 8°.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. 4. Volgreeks, VII. Deel. 'S Gravenhage 1883. 8°. — Dr. A. W. F. Tuynboll: Naar aanleiding van Dr. C. Snouck Hurgronje's. (Nieuwe Bijdragen tot de kennis van den Islam.) p. 25—272. — 4. Volgreeks, VIII. Deel — 1ste Stuk. 'S Gravenhage 1884. 8°.

Leopoldina. Amtliches Organ der kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher. XIX. Heft. Jahrg. 1883. Nr. 23—24. Halle a. S. 1883. 4°. — Die prähistorische Ansiedelung bei Andernach am Rhein. p. 217—218.

— XX. Heft. Jahrg. 1884. Nr. 1—10. Halle a. S. 1884. 4°. — Nr. 3—8. — Charles Robert Darwin. p. 24—27. p. 42—45. — p. 62—67.

Verein für Erdkunde zu Halle a. S. Zugleich Organ des Thüringisch-Sächsischen Gesammtvereins für Erdkunde. Mittheilungen. Jahrg. 1883. Halle a. S. 1883. 8°. — H. Kempe: Zur Sittenkunde der centralaustralischen Schwarzen. p. 52—56.

Geograph. Gesellsch. (für Thüringen) zu Jena. Zugleich Organ des botanischen Vereins für Gesammt-Thüringen. Herausgegeben von G. Kurze und Dr. F. Regel. — Mittheilungen. Bd. II. Hft. 3 u. 4. Jena 1884. 8°. — Van Dijken: Küsten- u. Bergfahrten in Halemahera. p. 121—140. — G. Kurze: Die Reise der norwegischen Missionäre A. Walen und P. E. Nilsen im südöstlichen Madagaskar. p. 140—150.

Alterthumsgesellsch. „Prussia" zu Königsberg. Sitzungsberichte. 39. Vereinsjahr. Königsberg 1884. 8°. — Lorek auf Popelken: Die Hügelgräber bei Gaffken, Kreis Fischhausen. p. 48—50. — Von * *: Sitten, Gebräuche und Sagen,

gesammelt in Burdungen, Kreis Neidenburg. p. 55—68. — Dr. Bujack: Vier Gräberfelder des sogen. mittleren Eisenalters. p. 146—154. — Heydeck: Der Pfahlbau im Kock-See bei Voigtshoff, Kreis Rössel. p. 155—160.

Carinthia. Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistor. Landesmuseum in Kärnten. 73. Jahrg. 1883. Klagenfurt 1883. 272 pp. 8°. — Dr. F. Pichler: Archäologische Miscellen aus Kärnten. p. 151, 187.

Kongelige Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen. Oversigt over det kongl. Danske Vidensk. Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbejder i Aaret 1883. Nr. 3. Kjøbenhavn 1883. 8°.

— Oversigt. 1884. Nr. 1. Kjøbenhavn 1884. 8°.

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1883. Heft II—IV. Kjøbenhavn 1883. 8°. — Heft III—IV. — Dr. G. Stephens: Prof. S. Bugge's Studier over nordisk Mythologie. p. 215—363.

— Aarbøger 1884. Heft I. Kjøbenhavn 1884. 8°. — Dr. G. Stephens: Prof. S. Bugge's Studier over nordisk Mythologie. p. 1—47. — Sophus Bugge: Runestenen fra Strand i Ryfylke. p. 81—96.

— Tillaeg til Aarbøger. Aargang 1882 u. 1883. Kjøbenhavn 1883, 1884. 8°.

Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheit- en Taalkunde in Leeuwarden. De Vrije Fries. Mengelingen. Deel XVI, derde Reeks, 4. Deel, Afl. 1. — Leeuwarden 1883. 8°.

— 55. Verslag der Handelingen van het Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheid- en Taalkunde te Leeuwarden over het Jaar 1882—1883.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden. Handelingen en Mededeelingen over het Jaar 1883. Leiden 1883. 8°.

— Levensberichten der afgestorvene Medeleden van de Maatsch. d. Nederl. Letterk. Bijlage tot de Handelingen van 1883. Leiden 1883. 8°.

Institut archéologique Liégeois (Lüttich). Bulletin. Tome XVII. 2e Livr. Liége 1883. 8°. — Ph. de Limbourg: Fouilles archéologiques à Theux. 2e rapport. p. 289—303. — Cte Georges de Looz: Sur les antiquités franques découvertes à Moxhe. p. 304—314 u. 2 Taf.

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 4. Nr. 4—7. Lisboa 1883. 8°.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London. Journal. Vol. XIII. Nr. III u. IV. London 1884. 8°. — Nr. IV. — J. G. Garson: On the cranial characters of the natives of Timor-laut. p. 386—402 u. 2 Taf. — H. O. Forbes: On some of the tribes of the island of Timor. p. 402—430 u. 1 Taf. — A. W. Howitt: On some Australian ceremonies of initiation. p. 432—459 u. 1 Taf. — H. Johnston: On the races of the Congo and the Portuguese colonies in Western Africa. p. 461—479 u. 1 Taf.

Société d'Anthropologie in Lyon. Bulletin. Tome II. Nr. I. 1883. Lyon, Paris 1883. 8°. — Chantre: Aperçu sur les caractères céphalométriques des Ossèthes. p. 29—32. — Dr. Ollivier: Nouveaux renseignements sur les nécropoles préhistoriques des Basses-Alpes. p. 48—49 u. 1 Taf. — G. Mortillet: Les grecs du bassin du Rhône. p. 50—55. — E. Chantre: Notice nécrologique sur Dr. Bertillon. p. 59—60. — de Milloué: Cataloque du Musée Guimet. p. 60—66. — E. Chantre: Visite au Musée d'Antiquités de Bologne. p. 67—69. — Observations anthropométriques sur cing zoulous de passage à Lyon. p. 72—75. — Didelot: La tribule chez les anciens. p. 75—79. — Pigorini: La terramare de Castione. p. 83—91. — E. Chantre: La nécropole de Koban (Caucase). p. 92—107. — Milloué: Decouverte de l'ossuaire de la carrière de Rousson (Gard). p. 107—109. — Baron de Mercey: Crane macrocéphale de Saint-Albain (Saone-et-Loire). p. 117—119. — Cornevin: Les os wormiens de la face chez les animaux domestiques. p. 119—123. — Brizio: La grotte du Farné, près Bologne. p. 123—132.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. XVI. Fasc. XIX—XX. Milano. Napoli, Pisa 1883. 8°.

— Vol. XVII. Fasc. I—X. Milano, Napoli, Pisa 1884. 8°.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau. Bulletin publié sous la Rédaction du Dr. Renard. Année 1883. Nr. 3. Moscou 1884. 8°.

Geological and Natural-history Survey of Canada in Montreal. Report of Progress for 1880—1882. Montreal 1883. 4°.

Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften in München. Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Classe. 1883. Heft III. München 1884. 8°.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg. Anzeiger. I. Band 1884. Nr. 1—5. Nürnberg 1884. 8°. — Nr. 1, 2. — Fundchronik. p. 24—28. — Nr. 3. — Die Sammlungen des germanischen Nationalmuseums. Vorchristliche und frühchristliche Denkmäler. p. 29—36. — Nr. 4. — Fundchronik. p. 55—56. — Nr. 5. Fundchronik. p. 70—72.

Revue internationale des Sciences Biologiques in Paris. Dirigée par J. L. de Lanessan. Année 6e. Nr. 12. Paris 1883. 8°. — de Lanessan: Buffon. Ses idées, son rôle dans l'historie des sciences; son oeuvre et le développement des sciences naturelles depuis son époque (suite). p. 477—524. — G. W. Parker: La population et la langue de Madagascar (suite et fin). p. 546—558.

Société d'Anthropologie in Paris. Bulletins. Tome VIme (IIIe série) Nr. 4. Paris 1883. 8°. — Nr. 4. — Dr. Tenkate: Indiens de la Sonora et de l'Arizona. p. 634—637. — Quatrefages: Troglodytes ichthyophages de l'ile Socotora. p. 637—639. — Hamy: Mutilations dentaires des Huaxtéques modernes. p. 644—645. — Quatrefages: Observations sur une note du docteur Maget relative aux races japonaises. p. 651—657. — Cl. Royer: Comment l'homme est-il devenu droitier? p. 657—664. — Deniker: Les Araucaniens du Jardin d'acclimatation. p. 664—675. — Eschenauer: Paul Broca au collège. p. 675—679. — Hamy: Le Tzompantli, étude d'archéologie mexicaine. p. 689. — 694. — Manouvrier: Sur la grandeur du front et des principales régions du crâne chez l'homme et chez la femme. p. 694—698. — E. Maurel: Étude microscopique du sang dans les principales races. p. 698—710. — Manouvrier: Rapport sur les Cinghalais du Jardin d'acclimatation. p. 713—726. — Rapport sur les Araucans du Jardin d'acclimatation. p. 727—732. — É. Soldi: Le fer en Egypte. p. 732—737. — G. Hervé: Le cerveau de Cuvier. p. 738—748. — Deniker: Sur les Kalmouks du Jardin d'acclimatation. p. 754—785. — Hamy: Quelques observations sur la distribution géographique des Opatas, des Tarahumars et des Pimas. p. 785—791. — A. Sedouble: Sur la question des anomalies musculaires chez l'homme. p. 791—795. — Milloué: De l'usage du fer en Chine. p. 819—833. — Mortillet: Silex de Thenay. p. 852—855. — Piétrement: Note sur la valeur des renseignements que les anciennes peintures égyptiennes peuvent fournir aux naturalistes, aux ethnographes et aux historiens. p. 855—868. — Mortillet: Les Groënlandais descendants des Magdaléniens. p. 868—870. — Zaborowski: Les chiens tertiaires de l'Europe et l'origine des canidés. p. 870—889. — Delaunay: De la disparition des êtres supérieurs. p. 889—902. — Duval: Essai de représentation planisphérique des circonvolutions cérébrales. p. 902—908. — Rémy: Des Japonais. p. 908—924.

Société d'Anthropologie de Paris. Bulletins. Tome VIIme (IIIe série.) Nr. 1, 2. Paris 1884. 8°. — Nr. 1. — G. de Mortillet: Crâne de la race de Néanderthal. p. 10—12. — F. Gaillard: Le cimetière celtique de l'île Thinic à Portivy en Saint-Pierre-Quiberon. p. 12—17. — Dr. Dehoux: Les Viens-Viens. p. 17—22. — Dr. Verrier: Anomalie placentaire. p. 22—28. — André Sanson: Sur les Équidés quaternaires. p. 37—51. — Dr. Montano: Sur les races des Philippines. p. 51—58. — Léon Rejou: L'atelier du Moulin-de-Vent, dans le canton de Pons (Charente-Inférieure). p. 58—63. — Émile Soldi: Discussion sur le fer en Égypte. p. 63—68. — Dr. Delisle: Quelques observations de scaphocéphalie prises sur le vivant. p. 77—81. — Gillebert d'Hercourt: A propos des truddhi de la terre d'Otrante, comparés par Lenormant aux nuraghes de la Sardaigne. p. 81—87. — Charnay: Les Toltecs et leurs migrations. p. 87—89. — Dr. Philippe Rey: Notes sur les Botocudos et sur les Purys. p. 89—101. — O. Beauregard: L'antiquité du fer en Égypte. p. 104—130. — Les Cachets de la Grand Canarie. p. 130—133. — Dr. Arthur Chervin: Procédé rationnel et méthodique pour la mise en série des moyennes proportionnelles. p. 134—147. — Dr. Hyades: Contribution à l'ethnographie Fuégienne. I. p. 147—168. — T. Bridges: Moeurs et coutumes des Fuégiens. p. 169—185. — D'Acy: Silex préhistoriques de la station de Chelles. p. 189—192.

— Nr. 2. — D'Acy: Silex préhistoriques de la station de Chelles. p. 193—202. — Baron de Baye: Un dépôt de flèches à tranchant transversal dans les stations du Petit-Morin. p. 202—204. — Gustave Chauvet: Sur le tumulus de Gros-Guignon. p. 204—206. — J. B. Dehoux: Du sacrifice humain et de l'anthropophagie dans le Vaudou. p. 206. — E. F. S. Petitot: Sur l'habitat et les fluctuations de la population peau rouge en Canada. p. 216—222. — M. O. Beauregard: Discussion sur les Dardous. p. 232—238. — Piétrement: Discussion sur les origines du fer. p. 238—240. — Dr. Gustave le Bon: Sur la détermination de la circonférence du crâne en fonction de ses diamètres. p. 240—243. — E. de Ujfalvy: Cachmiris et Pandites. p. 243—248. — Émile Petitot: De la prétendue origine orientale des Algonquins. p. 248—256. — Th. Wilson: Nouveau squelette néolithique de Nice. p. 257—258. — L. Manouvrier: Crânes trouvés à la Nouvelle-Calédonie. p. 262—265. — Manouvrier et Sebillot: Sur des contes analogues répandus en diverses contrées. p. 265—271. — Dr. L. Manouvrier: Sur quelques erreurs dynamométriques. p. 271—281. — A. Nicaise: Objets d'archéologie. p. 286—293. — E. T. Hamy: Note sur les recherches ethnographiques de Guesde dans les Petites Antilles. p. 293. — C. Sabatier: Statistique démographique de la commune mixte de Fort-National. p. 298—302. — Gratien Charvet: La grotte sépulcrale de Rousson. p. 303—312. — Dr. E. Verrier: Nouvelle classification du bassin suivant les races au point de vue de l'obstétrique; conséquences qui en découlent. p. 317—324. — Kerckhoffs: La mâchoire de Maestricht et les récentes découvertes. p. 324—330. — Bardey: Traditions et divisions du Somâl (pays des Somalis). p. 331—348. — F. Gaillard: Une série d'explorations à Plouhinec, 20 mars 1884. p. 348.

Revue d'Ethnographie publiée sous la direction de Dr. Hamy à Paris. Tome II. Nr. 5, 6. Paris 1883. 8°.

— Nr. 5. — G. Bonvalot: Les ruines de la vallée du Sourkhane. p. 385—401 u. 1 Taf. — A. Bertrand: Les premières migrations vers la Gaule a l'époque historique et les premières grandes voies de commerce. p. 402—425. — Dr. E. v. Bary: Senams et Tumuli de la chaine de montagnes de la côte Tripolitaine. p. 426—437. — Dr. E. Hamy: Commentaire sur un bas-relief Aztèque de la collection Uhde. p. 438—451. — J. Moura: Les Canchos ou Candios. p. 452—453. — A. Corre: Landes, notes sur les moeurs et les superstitions populaires des Annamites, mariages, funérailles. p. 454—457. — Comte de Charencey: D. G. Brinton, American Heromyths, a study in the native religious of the Western continent. p. 460—465.

Revue d'Ethnographie publiée sous la direction de Dr. Hamy à Paris. Tome II. Nr. 5, 6. Paris 1883. 8°.

— Nr. 6. — Dr. Charnay: La ville Lorillard au pays des Lacandons. p. 481—503. — Dr. E. Martin: Les déformations craniennes en Chine. p. 504—506. — H. Duveyrier: L'anneau de bras des Touareg. p. 507—512. — Dr. Peney: Mémoires sur l'Ethnographie du Soudan égyptien, Daher et Tagala. p. 513—524. — E. Hamy: Les Indiens Omahas au jardin d'acclimatation. p. 525—529. — Lucien Biart: A. de Quatrefages, Hommes fossiles et hommes sauvages. p. 530—534. — C. de Charencey: Cyrus Thomas, a study on the manuscript Troano. p. 539—542. — Dr. J. Montano: A. B. Meyer, das Feilen der Zähne bei den Bewohnern des ostindischen Archipels, speciell bei den Javanesen. p. 542—544. — Dr. F. Delisle: Association française pour l'avancement des sciences. 12e session. — Congrès de Rouen. 11e Section. Anthropologie. p. 545—557. — E. Hamy: Le cabinet ethnographique du jardin zoologique d'Amsterdam. p. 558—559. — P. Pierret: Récentes acquisitions du Musée égyptien du Louvre. p. 559—562. — Hyades: Observations anthropologiques et ethnographiques à la Baie Orange. p. 564—566.

— Tome III. Nr. 1, 2. Paris 1884. 8°. — Nr. 1. — H. Tarry: Les villes Berbères de la vallée de l'Oued mya. p. 1—44. — Dr. Peney: Mémoires sur l'Ethnographie du Soudan égyptien. Le Fazoglou. p. 45—50. — Dr. E. Hamy: Decades Americanae. Memoires d'Archéologie et d'Ethnographie américaines. 1e Décade. I. Un insigne des pontifes Aztèques. II. La pipe du King's mound d'Ashland. p. 50—67. — G. F. Riedel: Les Orang-Outan des iles Arrou. p. 68—69. — E. Boban: Le vase en obsidienne de Tezcoco au musée national de Mexico. p. 70—71. — Duveyrier: H. Brosselard, voyage de la mission Flatters au pays des Touoregs-Azdjers. p. 72—76. — E. Hamy: La collection d'Ambras au Musée du Belvédère, à Vienne. p. 84—88.

— Nr. 2. — G. Capus: La musique chez les Khirghizes et les Sartes de l'Asie centrale. p. 97—119. — L. Fournereau: La fête des Polygoudoux. p. 120—133. — Dr. Clavel: Le tatouage aux iles Marquises. p. 134—149. — Dr. H. Hamy: Decades Americanae. III. Une terre-cuite des Antilles, découverte sur les rives du Goyabero, haut Orénoque. IV. Le tombeau de los tres molinos, près Guano (Équateur). V. Un caballito péruvien. p. 150—160 u. 1 Taf. — Dr. H. Kate: Notes sur l'Ethnographie des Zunis. p. 161—163. — E. Hamy: Roberjot, l'archipel des Nouvelles-Hébrides. p. 164—167. — Comte de Charencey: Carr Lucien, the mounds of the Mississippi valley historically considered. p. 168—170.

Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée in Paris. Fondée par G. de Mortillet, dirigée par E. Cartailhac et E. Chantre. Vol. 18, 3me série, Tome 1er. 1884, Janvier-Juin. Paris 1884. 8°.

— Janvier. — E. Chantre: Étude sur quelques nécropoles Hallstattiennes de l'Autriche et de l'Italie. (suite) Corneto, Este, Watsch, San-Margarethen, etc. p. 1—27. — E. Cartailhac: Georges Cuvier et l'ancienneté de l'homme. p. 27—35. — Dr. Hamy: L'ethnogénie de l'Europe occidentale. p. 35—48. — Ludovic Martinet: Le mouvement préhistorique dans l'Amérique du Sud. p. 49—57. — Émile C.: E Chouquet, les silex taillés des ballastières de Chelles. p. 57—59. —

— Février. — M. Boule: Découverte de puits préhistorique d'extraction du silex. p. 65—75. — P. de Chatellier: Grottes sépulcrales artificielles dans le Finistère. p. 75—79. — Émile C.: P. de Chatellier, exploration de quelques sépultures de l'epoque du bronze dans le nord du Finistère. p. 80—87.

— Mars. — G. de Mortillet: Nègres et civilisation Égyptienne p. 113—120. — E. Chantre: Étude sur quelques nécropoles Hallstattiennes de l'Autriche et de l'Italie (suite) Corneto, Este, Watsch, San-Margarethen, Terzisce etc. p. 120—140. — M. de Nadaillac: De la période glaciaire et de l'existence de l'homme durant cette période en Amérique. p. 140—155. — E. Chantre: A. de Quatrefages, hommes fossiles et hommes sauvages. p. 156—159. — P. Orsi, necropoli Italica di Vadena. p. 161—167. — Ferd. v. Hochstetter: Die neuesten Gräberfunde von Watsch und San Margarethen und der Culturkreis der Hallstätter Periode. p. 167—172.

Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée in Paris.

— Avril. — Dr. P. Topinard: L'anthropologie de Linneé. p. 177—186. — A. Baux: Essai sur les nuragues et les bronzes de Sardaigne. p. 187—210. — Ollier de Marichard: Découverte d'un trésor de l'age du bronze au dévoc, grottes de Vallon (Ardèche). p. 211—216. — Chantre: C. Deschmann, ein Kunstwerk altetruskischer Metalltechnik. p. 219—222. — E. Doigneau, Nemours. Temps géologiques, Prähistoriques, Historiques. p. 222—225. — A. B. Meyer, objects en Jadéite et en Néphrite. p. 226—228.

— Mai. — P. du Chatellier: Deux sépultures du canto de Plogastel-Saint-Germain (Finistère). p. 241 - 245. — J. Sicard: La grotte du Roc de Buffens, Cannes (Aude). p. 245—258. — Alphonse Baux: Grotte sépulcrale néolithique S'Orreri à Flumini Maggiore (Sardaigne.) p. 258—261.

— Juin. — Ed. Tartarin: Cimetière et stations de l'age de la pierre a Saint-Martin-la-Rivière (Vienne). p. 289—305. — E. Chantre: Étude sur quelques nécropoles Hallstatiennes de l'Autriche et de l'Italie. Klein-Glein. (Suite et fin.) p. 305—318. — E. Chantre: Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882 durch C. Deschmann. p. 323—328. — E. Miniggio: Gruppo Lodigiano della 1 eta del ferro. Castelfranco. Bull. di paletnol. Italiana. 1883. p. 328—331.

Société de Géographie in Paris. Compte rendu des séances de la commission centrale. Nr. 1, 9—12. Paris 1884. 8°.

Academy of natural Sciences in Philadelphia. Proceedings. Part. I—III. 1882. Philadelphia 1882. 8°.

— Proceedings Part. II—III. 1883. Philadelphia 1883. 8°.

— Proceedings Part. I. 1884. Philadelphia 1884. 8°. — Putnam: Indian mounds on the Miami river. p. 20—21. — J. Leidy: Fossil bones from Louisiania. p. 22. — T. Meehan: Indian use of Apocynum cannabinum as a textile fiber. p. 30.

American Philosophical Society in Philadelphia. Proceedings. Vol. XX. Nr. 113. Philadelphia 1883. 8°.

„Lotos". Jahrbuch für Naturwissenschaft, im Auftrage des Vereines „Lotos" herausgegeben von Prof. Dr. Lippich und Prof. Dr. Sigmund Mayer. Neue Folge. V. Bd. Prag 1884. 8°.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti. Anno 1883—84. Serie terza. Transunti. Vol. VIII. Nr. 1—10. Roma 1884. 4°.

— Nr. 1. — Fiorelli: Scoperte di antichità avvenute nei mesi di giugno-ottobre. p. 46—49. — Nr. 4. — Fiorelli: Notizie degli scavi di antichità del mese di decembre. p. 90. — Nr. 6. — Pigorini: Sul costume nell' età neolitica di seppellire le sole ossa umane già scarnite. p. 153—155. — Fiorelli: Notizie sulle scoperte di antichità del mese di gennaio. p. 155 156. — Nr. 8. — Pigorini: Analisi chimiche di alcuni oggetti di rame e di bronzo trovati nella stazione lacustre di Benaco. p. 190—192. — Fiorelli: Notizie sugli scavi di antichità del mese di febbraio. p. 192—193.

Società geografica Italiana in Rom. Bollettino. Serie II. — Vol. IX. Fasc. 1—6. Roma 1884. 8°. — Nr. 1. — G. A. Colini: Cronaca del Museo Preistorico-Etnografico di Roma. I. p. 80—85. — Nr. 2. — Cronaca del Museo. II. p. 157—162. — Nr. 3. — L'escursione nella Nuova Guinea del cap. W. E. Armit. p. 218—225. — G. A. Colini: Cronaca del R. M. Preist. — Etnog. di Roma. p. 237—240. — Nr. 4. — Cronaca del R. Museo. III. p. 316—320. — Nr. 5. — Cronaca del R. Museo. IV. p. 393—400. — Nr. 6. — Cronaca del R. Museo. IV. p. 476—482.

Bulletino di Paletnologia Italiana diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Anno 9. Nr. 11 e 12. Reggio dell' Emilia. 1883. 8°. — Strobel: Provenienza degli oggetti di Nefrite e di Giadaite. p. 177—182. — Castelfranco: Gruppo lodigiano della 1ª età del ferro. p. 182—202. — Pigorini: Paletnologia Istriana. p. 202—205. — Appunti per lo studio dei vasi antichi di pietra ollare. p. 206—211. —

Bulletino di Paletnologia Italiana diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. — Anno 10. Nr. 1—4. Reggio dell' Emilia 1884. 8°.

— Nr. 1 e 2. — Léon Goüin: Sur une grotte sépulcrale néolithique, dite de S'Orreri, prés de Flumini maggiore en Sardaigne. p. 1—9. — A. Issel: Esame sommario di avanzi d'uomo e d'animali raccolti nella grotta degli Orreri. p. 9—12. — A. Santarelli: Frammenti di stoviglie primitive d'uno scavo nel Forlivese. p. 12—15. — P. Orsi: R. Virchow, Ueber den Stand der prähistorischen Forschungen in Italien. — Höhlenfunde von Mentone. — Ueber die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen. p. 15—25.

— Nr. 3 e 4. — Pigorini: Comparazioni tra i fondi di capanne dell' età della pietra, le terremare dell età del bronzo e le necropoli del periodo di Villanova. p. 33—50. — A. Santarelli: Oggetti primitivi di scavi nel Forlivese. p. 50—52. — G. Foderaro: Di alcuni ornamenti preistorici di bronzo della Provincia di Catanzaro.

Académie Impérial des Sciences in St. Petersburg. Bulletin. Tome XIX. Nr. 1, 2. St. Pétersbourg 1884. 4°.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva in St. Petersburg. (Berichte der kaiserl. russischen geograph. Gesellschaft.) Bd. XIX. 1883. Nr. 4—5. St. Petersburg 1883. 8°. Bd. XX. 1884. Nr. 1. St. Petersburg 1884. 8°

— Otschet (Rechenschaftsbericht der k. russischen geograph. Gesellschaft) Jahrg. 1883. St. Petersburg 1884. 8°.

Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens in Stockholm. Månadsblad. 11. Årgången 1882. Stockholm 1883. 8°.

— Månadsblad. 12. Årgången 1883. Stockholm 1884. 8°. — Etnografiska forskningar i sammanhang med Vanadis verldsomsegling. p. 38—53.

Antropologiska Sällskapet in Stockholm. Tidskrift för Antropologi och Kulturhistoria. Bd. I. 1. Häftet. 1873—1877. Stockholm 1875. 8°.

Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi in Stockholm. Skrifter. Antropologiska Sektionens Tidskrift. Band I (Nr. 1—7). Stockholm 1878—81. 8°.

— Ymer. Tidskrift utgifven af Svenska Sällsk. för Antropol. och Geografi. 1. årgången. Nr. 1—4. Stockholm 1881. 8°.

— Ymer. 2. årgången. Nr. 1—8. Stockholm 1882. 8°.

— Ymer. 3. årgången. Nr. 1—8. Stockholm 1883. 8°. — Nr. 1. — O. Montelius: Några minnen från Sardinien. p. 15—39. — Nr. 4—6. — Hj. Stolpe: L'Ile de Pâques. p. 150—199 med 22 Fig. u. 1 Karte.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte in Stuttgart in Verbindung mit mehreren Vereinen herausgegeben von dem K. Statistisch-Topographischen Bureau. Jahrg. VI. Heft 1—4. 1883. Stuttgart 1884. 8°. — Nr. 1. — Dr. Paulus: Ausgrabung des Römerkastells bei Isny. p. 46—47.

Sapiski kavkazkago otdla Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva in Tiflis. (Schriften der kaukasischen Abtheilung der kais. russischen Geographischen Gesellschaft.) Bd. VIII. Nr. 1. 1883. Tiflis 1884. 8°.

Cosmos. Comunicazioni sui progressi più recenti e notevoli della Geografia e delle Scienze affini di Guido Cora. Vol. VII. Nr. 10—12. Turin 1883. 8°.

— Vol. VIII. Nr. 1, 2. Turin 1884. 8°.

Anthropological Society in Washington. Transactions for the 1, 2 and 3 years of its Organization. Published with the co-operation of the Smithsonian Institution. Vol. I. (February 1879 — January 1882.) Washington 1882. 8°. — H. Thomas: On some peculiarities in the use of moods in

the principal Neo-Latin languages. p. 29—33. — J. Petroff: Amphibious aborigines of Alaska. p. 33—39. — O. Mason: The savage mind in the presence of Civilization. p. 44—46. — Dr. R. Fletscher: Cranial amulets and prehistoric trephining. p. 47—51. — Dr. H. C. Yarrow: Some superstitions of the Sioux Indians. p. 51—55. — Dr. C. Mac Cauley: Personal characteristics of the Florida Seminoles. p. 55—57. — Dr. W. J. Hoffman: The application of gestures to the interpretation of Pictographs. p. 58—59. — A. M. Hancok: Prehistoric discoveries in the South of Spain. p. 66—68. — Owen Dorsey: The orphan and the buffalo woman (Omaha myth) p. 69. — Col. Mallery: On the dangers of Symbolic interpretation. p. 71—79. — R. L. Packard: A Navajo Myth. p. 84—86. — J. Howard Gore: Regulative system of the Zuñis. p. 86—88. — Lester F. Ward: The anthropocentric theory. p. 93—103. — J. W. Powell: Outlines of Sociology. Annual address of the President. p. 106—129.

K. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- u. historischen Denkmale in Wien. Mittheilungen Bd. X. Heft 1, 2. Neue Folge. Wien 1884. 4°.

K. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen. 1883. Nr. 16—18. Wien 1884. 8°.

— Verhandlungen. 1884. Nr. 1—10. Wien 1884. 8°. — Nr. 5. Dr. A. Nehring: Fossile Pferde aus deutschen Diluvial-Ablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden. (Sonderabdr. aus d. landwirthsch. Jahrbüchern, p. 81—160.) p. 91—92.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. Jahrg. V. Nr. 4—9. Wien 1884. 8°.

— Jahresbericht des Wissenschaftl. Club. 1883—1884. — VIII. Vereinsjahr. Wien 1884. 8°.

Physikalisch-Medicin. Gesellsch. zu Würzburg. Sitzungsber. Jahrg. 1883. Würzburg 1883. 8°. — Hans Virchow: Ueber die bei Neumünster gefundenen Schädel. p. 116—119.

Asiatic Society of Japan in Yokohama. Transactions. Vol. XI. Part I, II. Yokohama 1883. 8°.

— Part I. — J. M. Dixon: The Tsuishikari Ainos. p. 39—50. — Part II. — Warrington Eastlake: Equine deities. p. 260—285.

— Transactions. Vol. XII. Part I, II. Yokohama 1884. 8°.

Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich. Mittheilungen der Antiquar. Gesellsch. Bd. XXI. Heft 5. Zürich 1884. 4°.

B. Geschenke.

Drevnosti. Trudi Imperatorskago Moskovskago Archeologičeskago Občsestva. (Alterthümer. Sitzungsberichte der kaiserl. Archäologischen Gesellschaft in Moskau.) Tome 9. Nr. II. und III. Moskau 1883. 4°. (ded. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.)

Costa Goodolphim: Les institutions de prévoyance du Portugal. Lisbonne 1883. 15 pp. u. 1 Taf. 8°. (ded. Soc. de Geographie de Lisbonne.)

Bonaparte, Prinz Roland: Collection Anthropologique du Prince Roland Bonaparte. Kalmouks. 19 Photographien. St. Cloud 1884. 4°. (ded. Aut.)

— Hindous. 9 Photographien. St. Cloud 1884. 4°. (ded. Aut.)

— Paux rouges. 35 Photographien. St. Cloud 1884. 4°. (ded. Aut.)

— Atchinois. 2 Photographien. St. Cloud 1884. 8°. (ded. Aut.)

Petersen, Henry: Ueber die verschiedenen Formen der Steinaltergräber in Dänemark und deren Zeitverhältnisse zu einander. Uebersetzt von J. Mestorf. Sep. aus d. Archiv f. Anthrop. 1884. Bd. XV. 28 pp. u. 1 Taf. 4°. (ded. J. Mestorf.)

Bartels, Dr. Max: Die geschwänzten Menschen. Sep. aus d. Archiv f. Anthrop. 1884. Bd. XV. 88 pp. u. 2 Taf. (ded. Aut.)

Barber, Edwin A.: The Pennsylvania Museum and school of industrial art. Philadelphia. Catalogue of the collection of tobacco pipes deposited by E. A. Barber. Memorial Hall 1882. 13 pp. 8°. (ded. Aut.)

Barber, Edwin A.: Mound pipes. Sep. aus the American naturalist. Vol. XVI. April 1882. Nr. 4. 17 pp. 8°. (ded. Aut.)

Barber, Edwin A.: Indian music. Sep. aus the American naturalist. März 1883. 8 pp. 8°. (ded. Aut.)

Barber, Edwin A.: Archaeology and Ethnology. Programm für eine permanente Ausstellung. 3 pp. 8°. (ded. Aut.)

Meyer, A. B.: Ein neuer Fundort von Nephrit in Asien. 2 pp. 8°.

— Der Sannthaler Rohnephritfund. 8 pp. u. 1 Taf. Sep. aus d. Abhandl. d. naturwissensch. Gesellsch. „Isis" in Dresden. 1883. (ded. Aut.)

Uwarof, Graf A. S.: Archeologia Rossii. Kamenij Period. (Archaeologie Russlands. Steinzeit.) Moskau 1881. 2 Bde. Bd. I: X + 439 pp. u. 14 Taf. Bd. II: IV+151 pp., 49 Taf. u. 1 Karte. 4°. (ded. Aut.)

Société de Géographie de Lisbonne: La question du Zaire. Le Portugal et la traite de Noirs. Lettre de la commission nationale Africaine, de la Société de Géographie de Lisbonne á tous les Instituts et Sociétes en rapports avec elle. Lisbonne 1883. 30 pp. 8°. (ded. Soc. de Geog. de Lisbonne.)

Müller, Dr. David Heinrich: Siegfried Langer's Reiseberichte aus Syrien und Arabien und die von ihm entdeckten und gesammelten Inschriften. Leipzig 1883. XXXVII + 103 pp. u. 4 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Andree, Dr. Richard: Die Metalle bei den Naturvölkern mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Leipzig 1884. X + 166 pp. 8°. (ded. Aut.)

Lenhossék, Dr. Josef v.: Die Ausgrabungen zu Szeged-Öthalon in Ungarn, namentlich die in den dortigen urmagyarischen, altrömischen und keltischen Gräbern aufgefundenen Skelette, darunter ein sphenscephaler und katarrhiner hyperchamäcephaler Schädel, ferner ein 3. und 4. künstlich verbildeter macrocephaler Schädel aus O-Szöny und Pancsova in Ungarn. Budapest 1884. XI + 251 pp. u. 12 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. O.: Anthropologische Ergebnisse einer Reise in der Südsee und dem malayischen Archipel in den Jahren 1879—1882. Beschreibender Katalog der auf dieser Reise gesammelten Gesichtsmasken von Völkertypen. Mit einem Vorworte von Rud. Virchow. Berlin 1884. VIII + 78 pp. u. 6 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Camera dei Deputati d'Italia: Atti parlamentari. CCXLIII. Tornata di Sabato 15. Marzo 1884. 25 pp. 4°.

Schrenck, Dr. Leopold v.: Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—56. Band III. Lfg. I. Die Völker des Amurlandes. St. Petersburg 1881. IX + 310 pp. 8 Taf. u. 1 Karte. 4°. (ded. Aut.)

Ujfalvy, Ch. E. de: L'art des cuivres anciens dans l'Himalaya occidental. Extr. de la revue des arts décoratifs. Paris 1884. 12 pp. 4°. (ded. Aut.)

Powell, J. W.: Outlines of the Philosophy of the North American Indians. Read bef. the American Geogr. Society. Dez. 29th, 1876. New-York 1877. 19 pp. 8°. (ded. W. J. Hoffmann.)

Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der k. ungar. naturwissensch. Gesellschaft herausgegeb. von Bar. R. Eötvös, J. König, J. v. Szabó, K. v. Szily, K. v. Than. Redigirt von J. Fröhlich. In Comm. bei Friedländer in Berlin. Band I 1882—83 (October-Juni). 419 pp. u. 5 Taf. 8°.

Hoffman, W. J.: On the Mineralogy of Nevada. Sep. Bull. United States geol. Survey. Washington 1878. 15 pp. 8°. (ded. Aut.)

Hoffman, W. J.: Report on the Chaco-Cranium. 5 pp. u. 1 Taf. — Miscellaneous Ethnographic observations on Indians inhabiting Nevada. California and Arizona. 18 pp. u. 2 Taf. Sep. aus 10. Annual Report of United States geol. Survey. Washington 1879. 8° (ded. Aut.)

Hoffman, W. J.: Comparison of Eskimo Pictographs. Sep. aus Transactions of Anthropol. Society of Washington. Vol. II. 1883. 19 pp. 8°. (ded. Aut.)

Hoffman, W. J.: The Carson footprints. Sep. aus Transactions of Anthropol. Society of Washington. Vol. I. 1882. 4 pp. 8°. (ded. Aut.)

Stefani, Cav. Stefano de: Sopra gli Scavi fatti nella palafittia centrale del Golfo di Peschiera ed in quella del Minico. Sep. aus Accadem. d'Agricoltura, Acti e Commercio di Verona. Vol. LX, Serie III. Fasc. 1. 40 pp. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Czoernig, Karl Freih. v.: Ethnographie der österreichischen Monarchie. Herausgegeben durch die k. k. Direction der administrativen Statistik. Bd. I, Abtheil. I: XXII + 675; Bd. II: 372 pp.; Bd. III: 286 + 104 pp. Wien 1855. 4°. (ded. Direction d. administ. Statistik.)

Hilder, F. F.: Notes on the Archaeology of Missouri. Missouri historical Society. Publication Nr. 6. 17 pp. 1 Taf. 8°. (ded. Missouri hist. Society.)

Castelfranco Pompeo: Escursioni palethnolog. in Valsolda. Sep. aus Atti della Soc. Ital. science naturali. Vol. XXVII. Milano 1884. 8 pp. 8°. (ded. Aut.)

Castelfranco Pompeo: Gruppo Lodigiano della 1ª età del ferro. Sep. Bull. Paletnol. Ital. IX. Reggio nell Emilia 1884. 25 pp. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Reusens: Éléments d'Archéologique chrétienne. 2 Ed. I. Bd. 1. Theil. Aix-la-Chapelle 1884. 272 pp. 8°. (ded. Chanoine Reusens).

Guia da Exposiçao anthropologica Brazileira realizada pelo Museu Nacional de Rio de Janeiro. Rio de Janeiro 1882. 71 pp. 8°. (ded. Mus. Nacional do Rio.)

Verein der Geographen an der Universität in Wien. Bericht über das IX. Vereinsjahr. Wien 1884. 26 pp. 8°. (ded. Verein der Geogr.)

Hale, Horatio M. A.: The Iroquois book of rites. Brinton's library of aboriginal American Literature. Number II. Philadelphia 1883. 22 pp. 8°. (ded. D. G. Brinton.)

Brinton, Daniel G.: The Maya chronicles. Brinton's library of aboriginal American Literature. Number I. Philadelphia 1882. 278 pp. 8°. (ded. Aut.)

Brinton, Daniel G.: The Güegüence; a comedy ballet in the nahuatl-spanish-dialect of Nicaragua. Brinton's library of aboriginal American Literature. Number III. Philadelphia 1883. 92 pp. 8°. (ded. Aut.)

Bastian, Dr. Adolf: Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. Berlin 1884. XXIV + 174 pp. 8°. (ded. Aut.)

Newlands, John A. R.: On the discovery of the periodi-law, and on relations among the atomic weights. London 1884. 26 pp. 8°. (ded. Aut.)

Tordinac N.: Hrvatske narodne pjesme i pripoviedke iz Bosne (Kroatische Volkslieder und Volkserzählungen aus Bosnien.) 2. Aufl. Vukovar 1884. 62 pp. 8°. (ded. Aut.)

Müller, Dr. Sophus: Ursprung und erste Entwickelung der europäischen Bronzecultur, beleuchtet durch die ältesten Bronzefunde im südöstlichen Europa. Aus dem Dänischen von J. Mestorf. Sep. aus d. Archiv f. Anthropologie. Bd. XV. 1884. 324—355 pp. 4°. (ded. J. Mestorf.)

Mestorf, Frl. J.: Ueber die Entstehung der Schnalle. Sep. aus d. Verhandl. d. Berliner anthrop. Gesellsch. Sitz. am 19. Januar 1884. (27)—(30) pp. 8°. (ded. Aut.)

Mortillet, G. de: Nègres et civilisation Égyptienne. Cours de Préhistorique a l'école d'Anthropologie de Paris. 13 leçon. Sep. aus Matériaux pour l'histoire primitive de l'homme. Tome I. 1884. Mars. Paris 1884. 113—120 pp. 8°.

Hamy, Dr. E. T.: L'ethnogénie de l'Europe occidentale. Cours d'Anthropologie au Muséum de Paris. 1 leçon. Sep. aus Matériaux pour l'histoire primitive de l'homme. Tome I. 1884. — Janvier. Paris 1884. 35—48 pp. 8°. (ded. Aut.)

Hoffman, J. W.: On the Mineralogy of Nevada. Department of the Interior United States geological and geographical Survey. Sep. aus Bulletin of the Survey. Vol. IV. Nr. 2. Washington. July 29th 1878, 731—745 pp. 8°. (ded. Aut.)

Verein für Naturkunde in Zwickau: Jahresbericht des Vereins für Naturkunde zu Zwickau in Sachsen 1882 und 1883. Zwickau 1883 und 1884. 106 pp. 4 Taf. + XXV + 21 pp. u. 1 Taf. 8°. (ded. Ver. f. Naturkunde.)

Hamy, Dr. E. T.: Note sur les figures et les inscriptions gravées dans la roche à El Hadj Mimoun près Figuig. Sep. aus Revue d'Ethnographie (mars-avril 1882). Paris 1882. 11 pp. 8°. (ded. Aut).

Hamy, Dr. E. T.: Commentaire sur un Bas-Relief Aztèque de la collection Uhde. Sep. aus Revue d'Ethnographie Nr. 4. 1883. Paris 1884. 14 pp. (ded. Aut.)

Hamy, Dr. E. T.: Note sur une inscription chronographique de la fin de la période Aztèque appartenant au Musée du Trocadéro. Sep. aus Revue d'Ethnographie. Paris 1883. 14 pp. 8°. (ded. Aut.)

Hamy, Dr. E. T.: Quelques observations sur la distribution géographique des Opatas, des Tarahumars et des Pimas suivies d'une note sur la Toponymie Tarasque. Sep. aus Bulletins de la Société d'Anthropologie 1883. Paris 1884. 11 pp. 8°. (ded. Aut.)

Meyer, Dr. A. B.: Ueber Nephrit und ähnliches Material aus Alaska. Sep. aus XXI. Jahresbericht d. Vereins für Erdkunde zu Dresden 1884. Dresden 1884. 21 pp. 8°. (ded. Aut.)

Žujović J. M.: Beiträge zur Paläoethnologie der serbischen Länder. Belgrad 1883. (In russischer Sprache.) 15 pp. und 1 Karte. 8°. (ded. Aut.)

Sociedade de Geographia de Lisboa no Brazil: Revista mensal da Secção da Sociedade de Geographia de Lisboa no Brazil. Publicada sob a direcção de A. de Serpa Pinto junior. Tomo II. (Agosto-Outubro). Rio de Janeiro 1883. 48 + 34 pp. 8°. (ded. Socied. geogr. de Lisboa.)

Benedikt, Prof. Dr.: Schädelmessung. Kranio- und Kephalometrie. Sep. aus d. Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Wien 1884. 68 pp. 8°. (ded. Aut.)

Westpreussisches Provinzial-Museum: Bericht über die Durchforschung d. ProvinzWestpreussen in naturhistorischer, archäologischer und ethnologischer Beziehung. Sep. aus den Schriften der Naturforschenden Gesellsch. zu Danzig. Danzig 1884. N. F. Bd. VI. Heft 1. (ded. Director Conwentz des Westpr. Prov.-Museums.)

Hamy, Dr. E. T.: Mission scientifique au Mexique et dans l'Amerique centrale, ouvrage publié par ordre du Ministre de l'instruction publique. Recherches zoologiques publiées sous la direction de H. Milne Edwards. Première partie. Anthropologie du Mexique. Paris 1884. 40 pp. u. 15 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Schwartz W.: Ueber neue Funde auf dem Gräberfelde bei Kazmierz in Posen. Sep. aus d. Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft. December 1883. 1 p. 8°. (ded. Aut.)

Schwartz W.: Gräberfunde von Kazmierz in Posen 1883. Sep. aus d. Verhandl. d. Berliner Anthrop. Ges. Jänner 1884. 4 pp. 8°. (ded. Aut.)

Ohlenschlager F.: Prähistorische Karte von Baiern. Blatt I, Schweinfurt; Blatt 4, Würzburg; Blatt 6, Schönsee. Mit Text. München 1884. 34 pp. 3 Taf. 8° u. Fol. (ded. Aut.)

Kolberg, Oskar: Lud jego zwyczaje, sposób życia, mowa, podania, przysłowia, obrzędy, gusła, zabawy, pieśni, muzyka i tańce.

— Serya X—XV. W. Ks. Poznańskie. Część drugasiódma wydana z pomoca Akademii Umiejętności w Krakowie. (ded. Aut.)

— Serya XVI—XVII. Lubelskie. Część pierwsza druga wydana z pomoca Akademii Umiej tności w Krakowie. Kraków 1876—1884. 8 Bd. 8°. (ded. Akad. d. Wissensch. in Krakau.)

Kolberg, Oskar: Pokucie. Obraz etnograficzny. Tom. I, II. Kraków 1883. 356 + 300 pp. 8°. (ded. Akad. d. Wissensch. in Krakau.)

Archäologischer Verein in Časlau: Zpráva archäologického spolku „Včela Čáslavská" za rok 1883—1884. Čáslavi 1884. 35 pp. u. 5 Taf. (ded. Archäolog. Verein in Časlau.)

Pigorini, Luigi: Il Museo nazionale Preistorico ed Etnografico di Roma. Seconda relazione all' Ministero della pubblica istruzione. Roma 1884. 22 pp. u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Koolemans Beynen: De Reis der Pandora in den Zomer van 1876. Bijbladen van het Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap gevestigd te Amsterdam onder Redactie van Dr. C. M. Kan en N. W. Posthumus. Nr. 4. Amsterdam 1877. 37 pp. u. 1 Karte. 4°. (ded. Aardrijksk. Genootschap.)

Schouw Santvoort: Plan van een Onderzoekingstocht in Midden-Sumatra. (Uitgegeven van wege het Aardrijkskundig Genootschap.) Amsterdam 1876, 71 pp. u. 2 Karten. 4°. (ded. Aardrijksk. Genootschap.)

Bas F. de: De Residentie-Kaarten van Java en Madoera. (Uitgegeven van wege het Aardrijkskundig Genootschap.) Amsterdam 1876. 31 pp. 4°. (ded. Aardrijksk. Genootschap.)

Nomina Geographica Neerlandica: Geschiedkundig Onderzoek der Nederlandsche Aardrijskundige Namen, onder Redactie van Dr. J. Dornseiffen, Prof. Gallée, Kern, Nerber en Dr. Rogge uitgegeven door het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap. 1ste Deel. Amsterdam, Utrecht 1884. V+90 pp. 4°. (ded. Aardrijksk. Genootschap.)

Phillips, Jr. Henry: On a supposed Runic inscription at Yarmouth, Nova Scotia. Philadelphia. 2 pp. und 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Marchesetti, Dr. Carlo: Il Castelliere di Cattinara. Sep. aus Bollettino della Società adriatica di scienze naturali in Triest. Vol. VIII. 1883. 9 pp. 8°. (ded. Aut.)

Marchesetti, Dr. C.: Di alcune antichità scoperte a Vermo presso Pisino d'Istria. (Nota preliminare) Trieste 1. Maggio 1883. 9 pp. 8°. (ded. Aut.)

Marchesetti, Dr. C.: La Necropoli di Vermo presso Pisino nell' Istria. Sep. aus Bollettino della Società adriatica di scienze naturali in Trieste. Vol. VIII. 1883. (ded. Aut.)

Fonseca Francisco Lourenço da: Epedição scientifica à Serra da Estrella em 1881. — Secção de Medigina sub secção de Ophthalmologia. Sociedade de Geographia de Lisboa. 22 pp. u. 1 Taf. 4°. (ded. Soc. de Geog. de Lisboa.)

Sarmento, Dr. Francisco Martins: Expedição scientifica à Serra da Estrella em 1881. — Secção de Archeologia. — Sociedade de Geographia de Lisboa. — 26 pp. u. X. Taf. 4°. (ded. Soc. de Geog. de Lisboa.)

American Oriental Society: Proceedings at Boston, May 7th 1884. XVII p. 8°. (ded. American Oriental Society.)

Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Topographie von Niederösterreich. (Schilderung von Land, Bewohnern und Orten), herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich. II. Theil, 12. u. 13. Heft. Der alphabetischen Reihenfolge der Ortschaften von M. A. Becker 9. u. 10. Heft. Wien 1884. 4°. (ded. Verein f. Landesk.)

Struschka Hermann: Ueber einige (zumeist) prähistorische bei und in Kremsier gemachte Funde. Kremsier 1884. 30 pp. u. 2 Taf. (ded. Aut.)

Mallery Garrick: Introduction to the study of sign language among the North American Indians. Washington 1880. IV+72 pp. (ded. W. Hoffman).

Berger, Dr. Stephan: Der Grabfund von Holubic. Sep. aus d. Mittheil. d. k. k. Central-Comm. Bd. X. Heft II. Wien 1884. 23 pp. 8°. (ded. Aut.)

Congrès international des Américanistes: Compte-rendu de la cinquième session Copenhague 1883. Copenhague 1884. 436 pp. 8°. (ded. Congrès intern. d. Américanistes.)

James Simson: The social emancipation of the Gipsies. New-York 1884. 29 pp. 8°. (ded. Aut.)

Silex Albert: X. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz in Siebenbürgen. Zum Schluss des Schuljahres 1883—84 veröffentlicht. Bistritz 1884. 80 pp. 8°. (ded. Aut.)

Senf Friedr.: Die verschlackten Wälle in der Oberlausitz. Sep. aus d. neuen Archiv f. sächsische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. V. Heft 3. Dresden 1884. 227—238 pp. 8°. (ded. Aut.)

Magalhães C.: Le Zaire et les contracts de l'association internationale. Conférence faite le 21 Juin 1884. — Société de Géographie de Lisbonne. — Lisbonne 1884. 32 pp. 8°. (ded. Société de Geograph. de Lisbonne.) **N. Wang.**

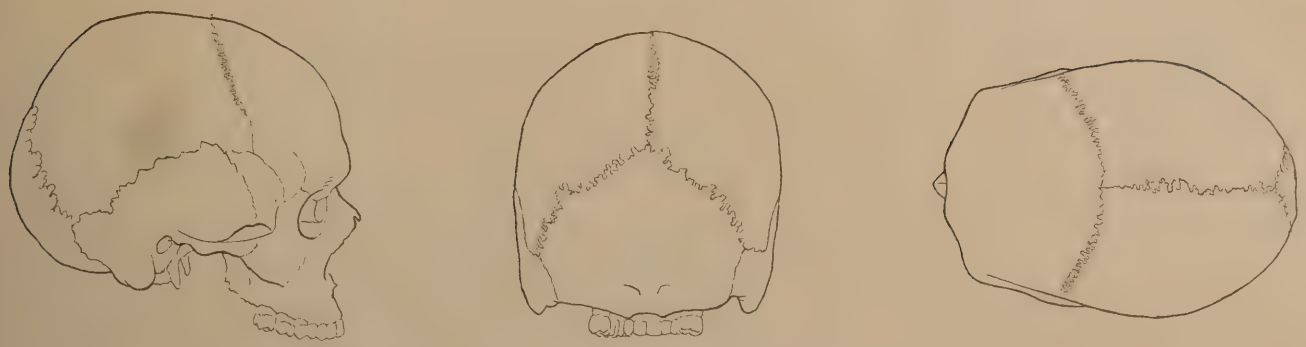


Fig. 1—3. Dolichoider Typus aus Oberau (Wildschönau).

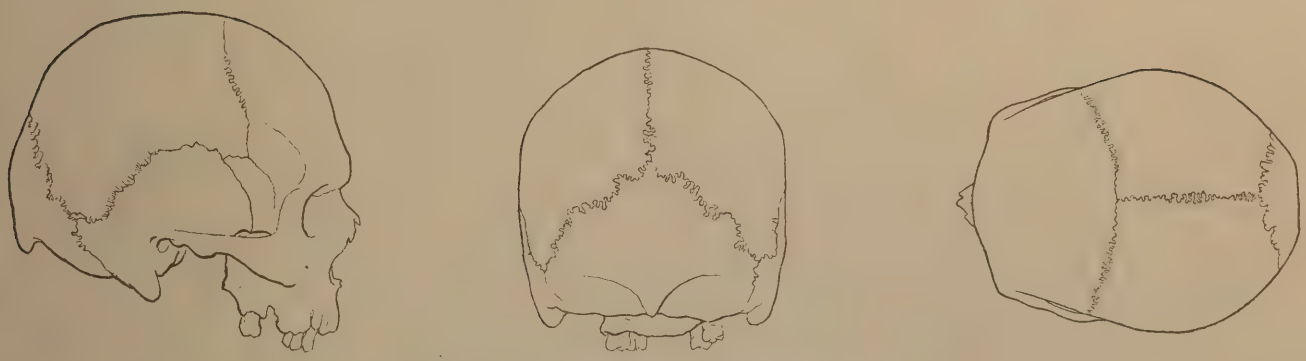


Fig. 4—6. Brachycephaler Typus aus Oberau.

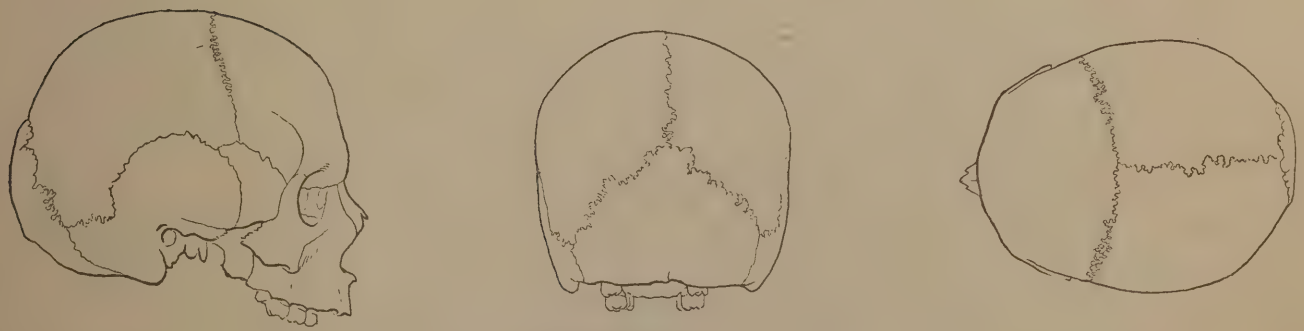


Fig. 7—9. Brachycephaler Typus aus Lermos.

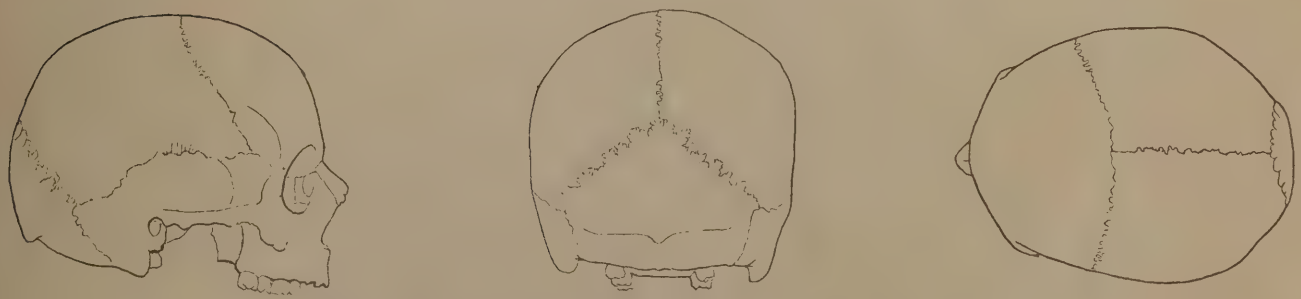


Fig. 10—12. Brachycephaler Typus aus St. Valentin auf der Heid.

Fig. 1—3. Hyperbrachycephaler Typus aus Oberau.

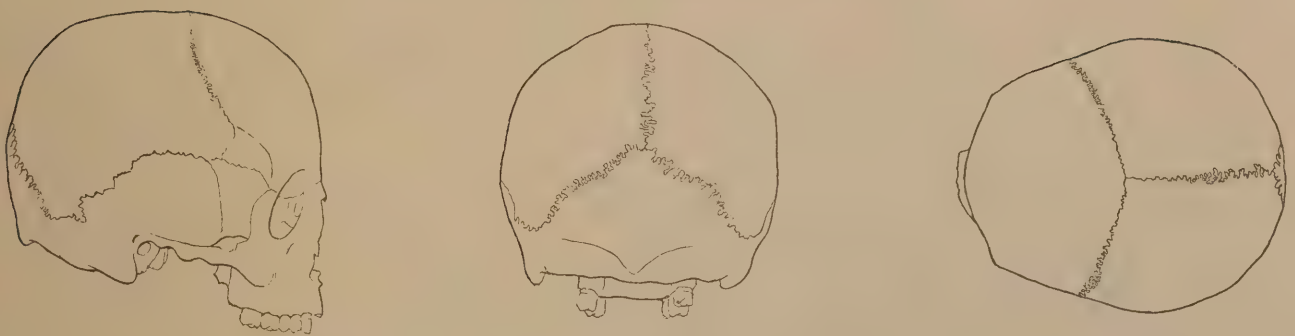


Fig. 4—6. Hyperbrachycephaler Typus aus Lermos.

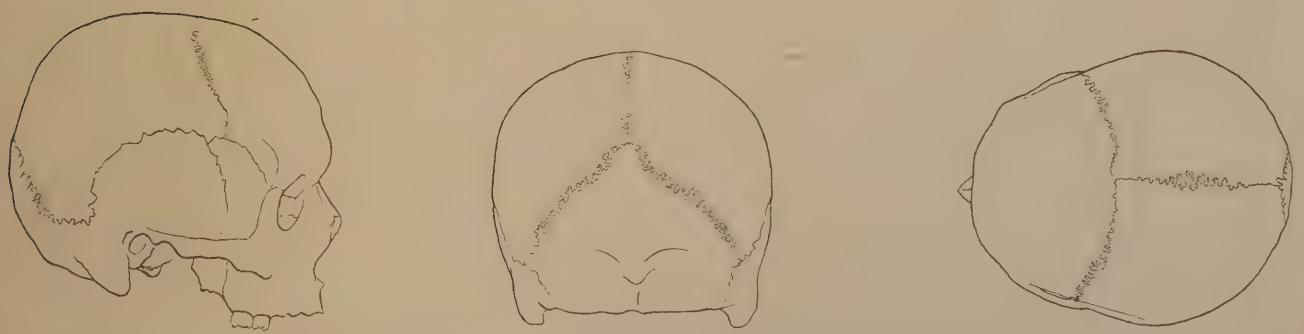


Fig. 7—9. Hyperbrachycephaler Typus aus St. Valentin auf der Heid.

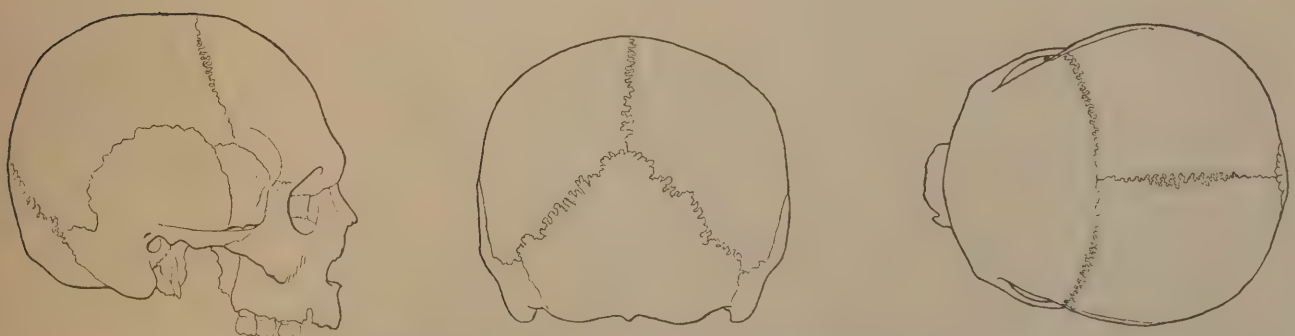
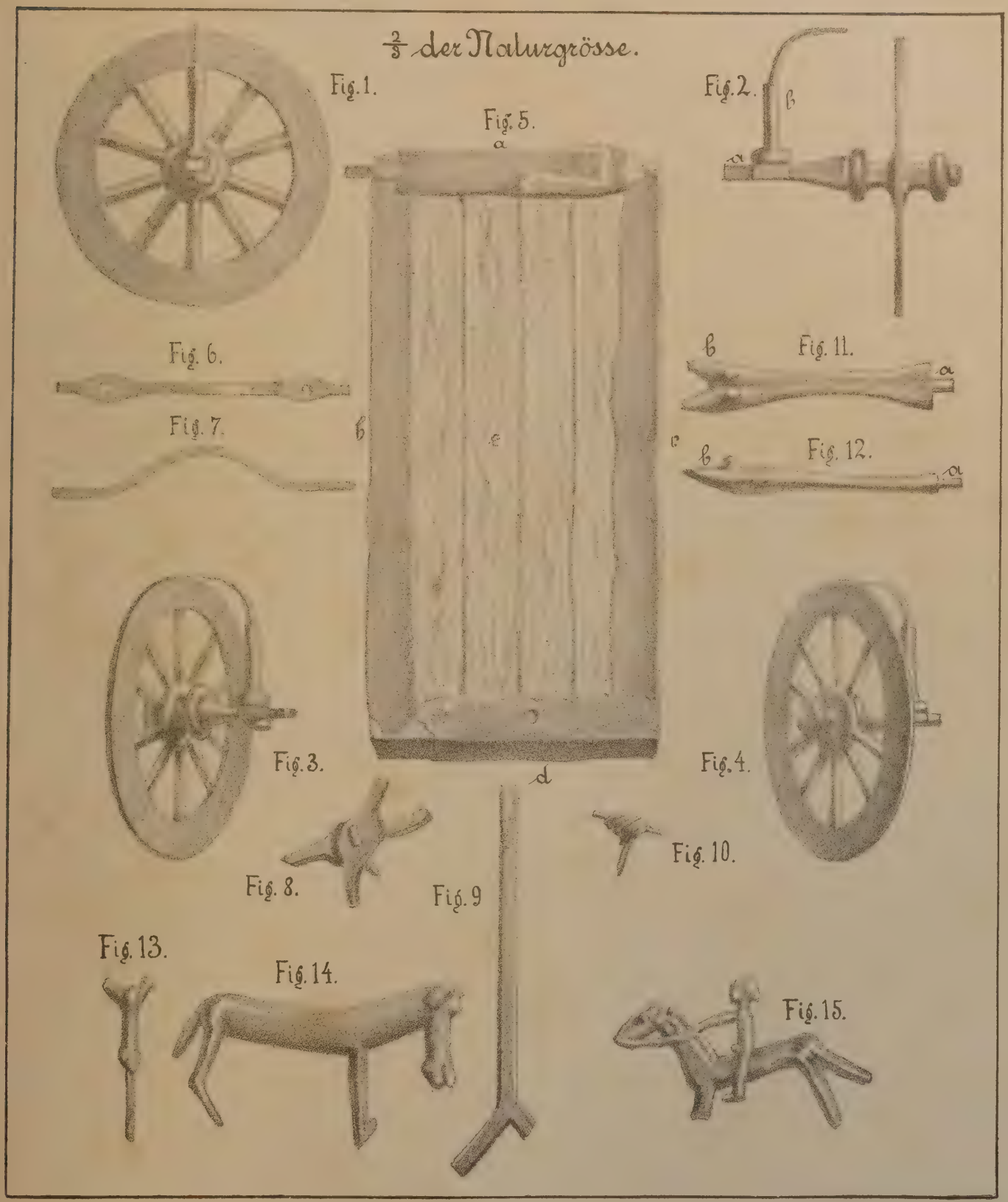


Fig. 10—12. Hyperbrachycephaler Typus aus St. Jacob.



F. Kanitz. Der prähistorische Bleiwagen aus den Tumuli zu Rosegg in Kärnten.

Aus den Gräberstätten der liegenden Hocker.

Von

Břetislav Jelínek.

(Mit 1 Tafel und 37 Textfiguren.)

Einen wichtigen Theil unserer gesammten anthropologischen Funde bilden solche Skeletgräber, in denen sich die liegenden Hocker befinden. Ihre sonderbare Anordnung erweckt desto mehr Interesse, als man neben denselben häufig auch Brandgräber antrifft. Ihr Erscheinen ist in Mitteleuropa nichts Seltenes und wenn man bedenkt, dass sie sich vom englischen Uferlande bis nach Polen erstrecken, gewinnen sie an Wichtigkeit, indem sie eine Strecke unseres Erdbodens durchziehen, über welche die Vorgeschichte noch nicht im Klaren ist. Ich habe ihr Auftreten stets mit lebhaftem Interesse verfolgt, begierig, über selbe in diversen Schriften nähere Aufklärung zu finden; es ist mir jedoch erst bei Besichtigung eines Hockers bei Klein-Číčevic gelungen, von dieser Erscheinung nähere Notiz zu nehmen, ohne dass es mir vergönnt gewesen wäre, daselbst weitere Nachforschungen veranstalten zu können. Erst im Jahre 1882 wurde es mir durch Vermittlung des Herrn Emanuel Muzika ermöglicht, eine solche Grabstätte — und zwar die von Braník-Hodkovičky — gründlich zu durchforschen und gleichzeitig (im December) hatte auch Herr J. U. Dr. Vojtěch Frič, Landesadvocat in Prag, die Güte, mich auf eine andere — die von Bechlín — aufmerksam zu machen, die, bereits von gewissenhaften Freunden dieser Wissenschaft untersucht, meinem Studium eine werthvolle Basis verschaffte.

Ich lasse vorerst die Thatsachen dieser zwei Grabstätten folgen, um ein klares Bild der Situation zu ermöglichen, wobei ich mir vorbehalte, selbe nachträglich einer Würdigung zu unterziehen.

Die Grabstätte von Braník-Hodkovičky.

Herr Emanuel Muzika, Bauunternehmer in Prag, hatte im Monate März 1882 die Güte, mir ein krügelartiges Töpfchen zu schenken, wobei er mir die Mittheilung machte, dass man im vorigen Jahre (1881) bei dem Bahnbaue auf der Strecke Modřan-Braník auf Gräber mit kauernden Skeletten gestossen war, woher auch das erwähnte Töpfchen, welches bei dem Kopfe eines dieser Skelette gefunden wurde, herrührte. Ueberdies theilte mir derselbe Herr weiter mit, dass noch einige andere Thongefässe und etliche Bronzegegenstände aufgefunden wurden, die sich derzeit im Besitze des Herrn Josef Muzika, Ingenieur in Jungbunzlau, befinden. Ich machte mich sogleich auf, diese Fundstätte zu besichtigen und fand richtig an der Gemeindegrenze von Braník-Hodkovičky, gegenüber dem Wächterhause Nr. 4 im Profile drei — leider aber nur noch in Fragmenten vorhandene — Grabstätten, die durch ihre aschgraue Färbung vom anderen Boden, der nur Sand enthält, ihre einstige Lage ganz gut erkennen liessen. Nur einige wenige Scherben fand ich noch bei deren Untersuchung, die zufällig umherzerstreut lagen, denn das aus dem Durchbruche der Bahnlinie gewonnene Material war bereits zum Bahnbaue verwendet worden. Als ich nun nach näheren Daten über dieselben forschte, machte mich der Bahnwächter Jos. Zíma auf ein anderes, etliche 200 Schritte von dort entferntes Grab aufmerksam, aus welchem bereits Knochen und Scherben von verschiedenen Gefässen entnommen worden waren. Ich untersuchte dasselbe und fand die Mittheilungen des Herrn Muzika vollkommen bestätigt: obzwar zur Hälfte abgerissen, constatirte ich doch aus den übrigen Skelettheilen einen liegenden Hocker. Seit der Zeit behielt ich diese Stätte im Auge und, da man daselbst eben nach Sand grub, liess sich die Sachlage leicht erfassen. Das Resultat, welches ich im Verlaufe eines Jahres erzielte, erlaube ich mir ohne umständliche Beschreibung, wie ich dabei zu Werke ging, nachfolgend mitzutheilen.

Die Grabstätte von Braník-Hodkovičky liegt am rechten Ufer der Moldau an der Gemeindegrenze der Dörfer Braník und Hodkovičky ($^3/_4$ Stunden südlich von Prag), auf der sogenannten Feldflur „pod Hladomoří.“ — Diese Benennung, die, aus den Wörtern hlad (Hunger) und mor (d. i. der Tod) zusammengesetzt, an und für sich schon Interesse erweckt, da sie zu einer Grabstätte

eigenthümlich passt, wiederholt sich auch bei der Mohylengrabstätte von Blovic [1]; allein im Vergleiche zu den sogenannten Mořina's, zu welchen ich bereits auf dem Congresse der böhm. Aerzte etc. in Prag 1882 [2]) hingewiesen habe, und die sich in den slavischen Ländern oft wiederholen, gewinnt auch die Umgegend von Braník-Hodkovičky an Interesse, denn man findet das Etymon derselben gleich in der Nachbarschaft bei Modřan (Modřany — wo sich ein ungewöhnlich grosses Grabfeld von Urnengräbern befindet) und bei Komořany unterhalb des Hradiště (von Břežan). Es ist für die Vorgeschichte von grosser Bedeutung, dass sich die Tradition bis auf die heutigen Tage erhalten hat, denn man kann daraus verlässlich auf einen fortdauernden Zusammenhang der Population von der ältesten Vergangenheit bis auf unsere Tage schliessen, ohne die Volkssagen über dieselben mit in Betracht zu ziehen.

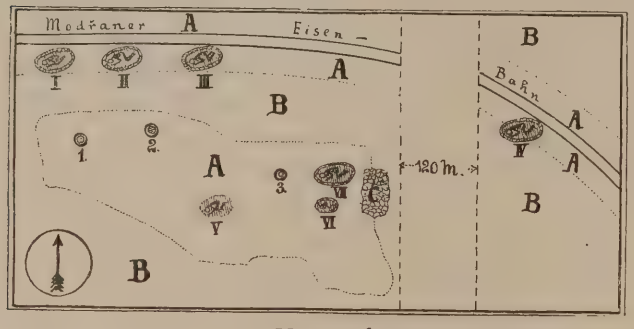


Fig. 29. Maassstab 1 : 400.

So viel bis heute über die Grabstätte von Braník-Hodkovičky ermittelt werden konnte, erstreckt sich dieselbe auf eine Länge von 144 m und eine Breite von 14 m. Der nördliche Abhang derselben, der sich zur Moldau hinabsenkt, zeigt keine Spur von Gräbern, aber der südliche, der sich zu den Höhen von Hladomoř allmälig hinanzieht, lässt noch mehrere vermuthen, da man daselbst bei Feldarbeiten häufig auf Steinlagen, welche die einzelnen Gräber bedecken, stösst und nicht selten auch Scherben von Gefässen auspflugt.

Bevor ich mich zur näheren Untersuchung besagter Objecte wende, erlaube ich mir den geneigten Leser mit der Situation der bisher erforschten Grabstätte bekannt zu machen. — Vergl. Fig. 29.

A und *A'* deuten jene Flächen an, die umgegraben wurden, *B* dagegen die noch nicht berührten Felder. Von den Skeletgräbern sind die sub I, II und III jene, welche bei dem Bahnbaue entdeckt wurden; IV jenes, welches ich zuerst constatirt habe; V, VI und VII habe ich theils selbst ausgegraben, theils schon geöffnet vorgefunden und untersucht. Die Ringe 1, 2 und 3 deuten die Stellen an, wo Urnen mit Asche, ausgebrannten Knochensplittern und einigen Beigaben gefüllt entdeckt wurden. *C* war ein 2 m langer, 1 m breiter und kaum 0·5 m hoher Haufen von zusammengetragenen Steinen, der sonst von der Dammerde ganz bedeckt war. Zweifellos bot er das Material zum Umlegen der Gräber.

Alle hierortigen Skeletgräber enthalten je einen ruhenden Hocker (auch die ersten drei sub I, II und III sollen nach der Aussage von Augenzeugen mit den übrigen gleichartig gewesen sein), der mit dem Kopfe gegen Südwest, mit den Fusssohlen gegen Nordost auf der rechten Seite ruhte, so, dass er mit dem Gesichte nach Osten gewendet war. Die rechte Schläfe ruhte auf seiner rechten Hand, wogegen

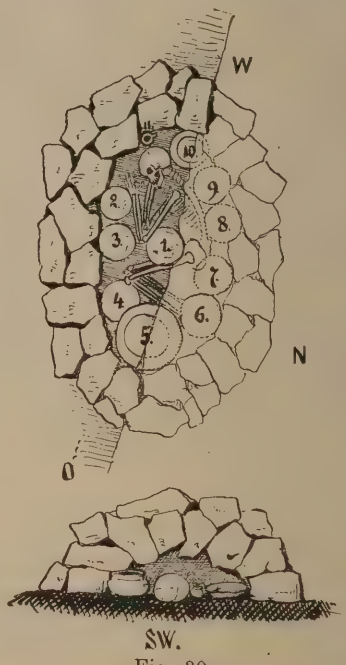


Fig. 30.

die linke Hand im Ellenbogen gebogen dem Gesichte zugewendet ganz frei lag. Die Beine waren so stark gekrümmt, dass die Knie fast an den Ellenbogen der linken Hand reichten. Alle glichen dem auf unserer Abbildung unter Fig. 30 skizzirten, nur ein einziger (V) war mehr als alle Uebrigen zusammengekauert; sonst waren alle mit Ausnahme dieses mit Beigaben versehen und mit Steinen überwölbt. Die Urnen dagegen befanden sich in den Boden versenkt und alle insgesammt sehr seicht, unmittelbar unter dem Humus verscharrt.

Die Skeletgräber.

Die Gräber I, II und III, in welchen, wie bereits gesagt, auch Hocker ruhten, waren mit Steinen

[1]) Hügelgräber. Vergl. Pam. Arch. T. XII, p. 7.

[2]) Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, B. XII, p. 148.

überwölbt, je circa 2 m lang (die Breite habe ich nicht genau ermitteln können, doch konnte ich sie approximativ auf 1 m schätzen). Der Länge nach war das erste (I) vom zweiten (II) 1·5 m und dieses vom dritten (III) 2 m entfernt angelegt. Von ihnen rühren die folgenden Fundobjecte her:

1. Eine Henkelschale aus gelbbraunem Thon (Fig. 31), von Aussen und von Innen aber schwarz und geglättet, 41 mm hoch. Die Mündung hat 98 mm Durchmesser; die Wände sind 4 mm stark.

2. Eine Henkelschale von grösserer Bauchung (Fig. 32) aus gleicher Masse, jedoch nur auf der Aussenseite schwarz

Fig. 31.

Fig. 33.

Fig. 32.

1/5 natürl. Gr.

geglättet, 34 mm hoch, 64 mm Durchmesser und der Boden ist in der Mitte nach Innen eingedrückt.

3. Henkelbecher (Fig. 33) aus gelblich grauem Thon, gut gebrannt, mit 2·5 mm breiten verticalen Riffen; derselbe ist 60 mm hoch, in der Ausbauchung 65 mm breit. Es ist das oben erwähnte Töpfchen, welches mir Herr Muzika geschenkt und das bei dem Kopfe eines Skelettes gefunden wurde.

4. Ein 9 cm hohes Thongefäss (Fig. 34) von graugelblicher Farbe und von einer groben Handarbeit (das einzige dieser

Fig. 34. 2/5 nat. Gr.

Art hier eruirte Exemplar), in Folge welcher seine Dicke sehr ungleich erscheint. Selbes ist mit 8 ungleichförmigen Henkeln versehen, die an dem Halse ebenfalls in ungleicher Entfernung von einander angebracht sind, so dass das Ganze den Eindruck von auffallender Primitivität macht.

5. Ein runder, glatter Bronze-Armring mit hakenförmigem Schluss, von 3 mm Stärke, die jedoch an den Enden um einen halben Millimeter abnimmt. Beim Ausgraben ward er von den Arbeitern absichtlich zerbrochen und theilweise zerbröckelt.

6. Ein Bruchstück eines anderen Armringes von Bronze, 3·5 mm stark, aber in Absätzen von 20 zu 20 cm mit feinen Riffeln versehen [1]).

Das Grab Nr. IV war unter allen an Inhalt das reichste. Als ich die Stätte besuchte, war es durch die Anlage des Bahngrabens zur Hälfte herabgerutscht, da der sandige Boden keinen Halt bot. Von den mit herabgerutschten 6 Gefässen waren nur noch Scherben, wie es sich erwies, von längst zerquetschten Gefässen vorhanden. Auch die übrigen 5, die ich nachher aus dem Grabe gehoben habe, waren von der Last des auf ihnen liegenden Gesteines längst zerdrückt. Ueberdies waren sie noch mit vermoderten Knochensplittern vermischt. Dieses Grab bestand aus einer Steinkammer, die den Leichnam und die Beigaben vollkommen deckte. Es hatte im Lichten eine Länge von 1·8 m, eine Breite von 1 m und war an 60 cm hoch. Die umschliessende Steinlage betrug circa 20 cm. (Siehe den Grundriss und den Durchschnitt Fig. 30.)

An der Kopfseite und an der linken Hand fanden sich Spuren von Feuer, das oberhalb der Steinwölbung angemacht worden sein musste, denn nicht blos die Steine waren von der Feuergluth zersprengt und war ein hier befindlicher Conglomeratblock völlig zerbröckelt, sondern auch die Masse von Asche oberhalb und die vom Feuer ergriffene linke Hand im Inneren des Grabes deuteten auf das Todtenfeuer, welches auf dem frischen Grabe gebrannt hatte. Trotz meiner sorgfältigsten Anstrengung, den Schädel und andere Gebeine unversehrt zu heben, ist mir weder das eine noch das andere gelungen; die Knochen zerfielen unter der Hand in förmlichen Staub und nur mit knapper Noth habe ich ein Stück der Kinnlade, welches ganz von Edelrost angelaufen war, sowie auch einige andere Stücke vom Schädel und anderem Gebein heben und conserviren können. — Es dürfte wohl der lockere

[1]) Von den hier angeführten Gegenständen sind mir Nr. 1, 2, 5 und 6 vom Herrn Ingenieur Jos. Muzika durch die Güte des Herrn Sigmund Grafen v. Potulicki übermittelt worden. Nr. 4 befindet sich in den Sammlungen der böhm. Töchterschule am Smichow und wurde mir vom Herrn J. Kořenský zur Zeichnung überlassen, wofür ich allen diesen Herren so wie auch dem Herrn Em. Muzika hierorts den pflichtschuldigen Dank erstatte.

Ausser diesen Gegenständen wurden hier noch andere Gefässe, wie Schüsseln, Töpfe u. dgl. ausgegraben, aber sofort zerschlagen. Auch soll hier ein goldener Gegenstand aufgefunden worden sein; allein trotz meines Bemühens ist es mir nicht gelungen, desselben ansichtig zu werden.

Sandboden, der jeder Witterung ausgesetzt bleibt, Schuld davon haben, dass Alles so auffallend in Moder zerfiel. Dasselbe Schicksal ereilte auch alle übrigen hier entdeckten Skelette.

Die Beigaben dieses Beerdigten erwiesen sich anderen Hockergräbern gegenüber überaus reich. Dass der Beerdigte Ohrringe hatte, beweist die grün gefärbte Kinnlade; allein sie dürften nur aus schwachem Draht bestanden haben, da selbe nicht mehr vorgefunden und somit ganz vom Rost aufgezehrt waren. Alles Uebrige waren nur Thongefässe ohne besonderem Inhalt und voll von eingeschwemmtem Sand. Es sind folgende:

1. Im Schoosse hatte der Todte eine auf der Töpferscheibe fein gearbeitete, von Aussen glänzend schwarz mit Graphit gefärbte und 5 mm dicke Schüssel aus feinem Thon, deren Höhe 7·8 cm, die Mündung 26 und der Boden 10 cm Durchmesser hat. (Fig. 35.)

2. Unter der linken Hand befand sich eine überaus fein gearbeitete Schüssel (Fig. 36) aus feinem, mit Glättsand vermischtem Thon, nur 3 mm dick und stark ausgebrannt. Selbe ist inwendig durch einen röthlichen, von Aussen aber mit metallisch glänzend schwarzem Graphitüberzug versehen. In der Ausbauchung hat sie 25 cm und der Boden 7·5 cm Durchmesser. Die Höhe bis zum Halse beträgt 7·5 cm. Der Hals, der vermuthlich die auf der Abbildung skizzirte Form hatte, war sowie die grössere Hälfte der ganzen Schüssel von einem auf ihr liegenden Steine ganz zerdrückt. Neben dieser, an den Ellenbogen gelehnt, befand sich

3. eine Schüssel aus röthlichem Thon, geglättet, 7 cm hoch, durchschnittlich 8 mm, an der Mündung aber blos 6 mm dick, deren Mündung 22·5 und deren Boden 10 cm Durchmesser zeigt. (Fig. 37.)

4. Unter den Knien befand sich noch eine grau geglättete an 5 mm dicke Schüssel, deren Mündung 26 und deren Boden 10 cm Durchmesser hat.

5. Zu den Füssen des Hockers stand ein grosses Gefäss, dessen Boden an 13 cm Durchmesser hatte. Es ist von rohem Material und roher Arbeit, nach aussen sehr unansehnlich mit der Hand geknetet, von schmutzig graugelber Farbe inwendig jedoch mit einem feineren, rothgelblichen Thonüberzug versehen. Seine Form lässt sich nicht mehr errathen, nur die des Bodenstückes und seine untere Gestalt, welche eine grosse Aehnlichkeit mit der in Fig. 41 abgebildeten Urne hat.

6. Ein grösseres Gefäss, dessen Mündung an 34 cm Durchmesser haben mochte. Es ist von graugelber Farbe und 9 mm stark, innen mit einem schwarzglänzenden Ueberzug gefärbt, der Spuren von einer kreuzweis laufenden Streifung an sich trägt.

7. Ein grösseres Gefäss mit einem wulstigen Rande, von schwärzlichem Thon an den Aussenwänden, aber mit einem röthlichen Ueberzug versehen.

Diese beiden Gefässe (6 u. 7) waren so stark zerschlagen, dass man ihre ursprüngliche Form gar nicht mehr errathen kann.

8 und 9 waren zwei Gefässe aus gleichem schwärzlichen Thon und von ähnlicher Form, auf der Aussenseite mit schmutziggelbglänzender, an der Innenseite aber mit einer hellröthlichen Schichte überzogen. Ihre Böden haben an 9·6 cm Durchmesser und eine Dicke von 7 mm. Diese Bodenstücke ähneln der in Fig. 38 abgebildeten Schüssel. Sonst waren sie auch völlig zerschlagen.

10. Ein schön gearbeiteter Henkelbecher, der, mit einem 6 cm hohen Halse versehen, an der Mündung 15 cm Durchmesser hatte. Auf den Aussenwänden ist derselbe mit rothem, fein geglättetem Ueberzug versehen, der an der Aussenseite nebstdem mit einem schwarzglänzenden Graphitanstrich gefärbt erscheint. Leider war auch dieses Stück völlig zertrümmert.

11. Ein kleiner Henkelbecher, beiläufig 7·5 cm hoch, auf der Aussenseite mit einem Graphitüberzug versehen. Das Ganze scheint die Form des in Fig. 39 gezeichneten Kruges gehabt zu haben. Er stand nächst dem Kopfe des Skelettes, allein durch die Last der Steine war er völlig zerbröckelt.

Das Grab Nr. V enthielt einen stark zusammengekauerten Hocker ohne alle Beigaben und ohne Steinkammer. Nach den Gebeinen zu schliessen, musste es einem jungen Geschöpfe angehören. Es war 1·2 m lang.

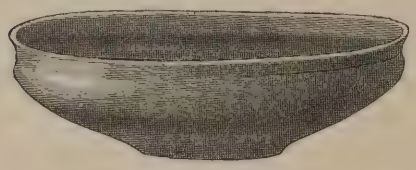


Fig. 35. 1/5 nat. Gr.

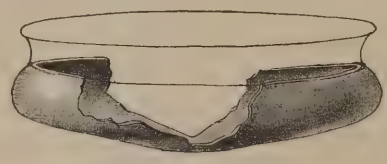


Fig. 36. 1/5 nat. Gr.

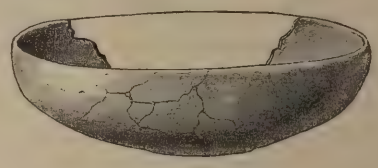


Fig. 37. 1/5 nat. Gr.

Das Grab Nr. VI enthielt ein Kind in einer 1·7 m langen Steinkammer, jedoch ohne Beigaben.

Das Grab Nr. VII befand sich 1 m vom vorigen entfernt. Ausser den Beigaben glich es vollkommen dem IV Grabe. In einer Steinkammer, die in der Länge 1.75 m und in der Breite 1 m mass, ruhte der Hocker, bei dessen Kopfe (wie im IV Grabe) ein Henkelgefäss (Fig. 40) stand, jedoch auch dieses war vom Gestein zerdrückt. Dasselbe ist von grauem Thon, 5 mm dick, 9·6 cm hoch, die Mündung hat 9·5 und in der Ausbauchung 10·5 cm Durchmesser.

Die Urnengräber.

Ausser diesen Skeletgräbern befanden sich auf dem Grabfelde drei Urnengräber. So viel ich über dieselben ermitteln konnte, bestand ein jedes aus einem grossen irdenen Gefäss, welches mit Asche, abgebrannten Knochenresten und diversen Beigaben bestand. Dieselben waren in blosser Erde versenkt,

kaum 30 cm tief, so dass sie die Dammerde berührten. In Folge dieser ungünstigen Lage geschah es auch, dass sie theils zerdrückt wurden, theils durch das Umpflügen stark gelitten hatten, da die Hälse aller von mir entdeckten Urnen durch den Pflug abgeschnitten waren.

Das Grab Nr. I enthielt eine grosse Urne, in deren Innerem sich Scherben von einem kleinen Napf befanden, welcher höchst wahrscheinlich sammt dem Leichname dem Feuer ausgesetzt gewesen ist, da er nur aus Scherben bestand, die sich unter Asche und Knochenresten befanden. Die Füllung der Urne war von zwei Schüsseln bedeckt, welche jedoch schon in dieselbe eingedrückt und zertrümmert vorgefunden wurden, auch nicht mehr zusammengesetzt werden konnten. Die grössere von ihnen scheint mit dem Boden aufwärts gelegen zu sein und das Ganze bedeckt zu haben.

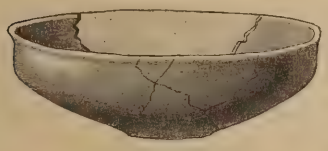


Fig. 38. 1/5 nat. Gr.

Fig. 41. 1/10 nat. Gr.

Fig. 40. 1/5 nat. Gr.

Fig. 39. 1/5 nat. Gr.

Von den daselbst gefundenen Gefässen verdienen erwähnt zu werden:

1. Die Urne (Fig. 41) ist aus schwärzlichem Thon, an beiden Aussenwänden je mit einem 1 mm dicken röthlichen Anstrich versehen, inwendig jedoch geglättet; sonst ist selbe von roher Arbeit, vom Halse hinab zum Boden grob — wie es scheint mit Fingern — geriffelt und circa 1 cm dick. Ihre Höhe beträgt nunmehr 32 cm, wovon auf das Gefäss selbst (den Hals, der 8 cm zur Höhe haben konnte, nicht mit gerechnet) 28 cm entfallen. Im Halse hat sie 51, in der Ausbauchung 54 und der Boden 17 cm Durchmesser. In derselben befanden sich:

2. Ein kleines Gefäss (Fig. 42) von grobem, gelbbraunem Thon. Es ist 6 cm hoch und hat in der Ausbauchung 7 cm Durchmesser.

3. Eine Schüssel von schwärzlichem Thon, an der Aussenseite geglättet; selbe scheint sehr flach und gross gewesen zu sein. Unter derselben befand sich

4. ebenfalls eine Schüssel von schwarzem, auf den Aussenwänden roth bemaltem Thon, geglättet. Nach den Scherben zu urtheilen, mochte sie im Bodenstücke die Form von Fig. 35 und an der Mündung von Fig. 37 gehabt haben, sie war jedoch kleiner als die vorerwähnte.

Dieses Urnengrab befand sich 4 m südöstlich von dem Skeletgrabe Nr. I und 3·2 m westlich von dem nachfolgenden angelegt.

Das Grab Nr. II befand sich unter selben Umständen wie das vorhergehende in der Erde versenkt, jedoch war es fast zur Hälfte durch Ackern weggeschnitten.

Selbes enthielt:

1. Eine Urne, welche durch Form und Arbeit der oben angeführten (Fig. 41) vollkommen ähnelt, jedoch kleiner und besser ausgebrannt war, wodurch sie eine gelbliche Farbe erhielt. Ihr Boden gibt im Durchmesser 11 cm.

In derselben befand sich wieder Asche mit verbrannten Knochenresten, von denen ein ganz verkohltes Stück vom Patinastaube grün gefärbt erscheint. Ein Beweis, dass sich hier unter den Beigaben auch Bronzeobjecte befunden haben mussten. Weiter wurden da noch vorgefunden:

2. Das Unterstück einer mir unbekannten Art von Muscheln (5 cm lang, 3·5 cm breit und flach).

3. Ein Nabel von grünlichem Glas, höchst wahrscheinlich von einem Deckel herrührend, unter Fig. 43 abgebildet.

Fig. 42. 1/5 nat. Gr.

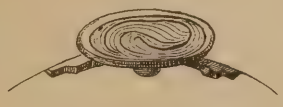


Fig. 43. 1/2 nat. Gr.

Fig. 45. 2/5 nat. Gr.

Fig. 44. 2/5 nat. Gr.

Fig. 46. 2/5 nat. Gr.

4. Ein irdener Deckel (Fig. 44) aus schwärzlichem Thon mit einem gelben Ueberzug versehen, circa 5 mm stark und am Rande mit zwei 4 mm grossen Löchern versehen. Er hat in der Länge 8·3 cm Durchmesser, die Höhe beträgt 2 cm.

5. Eine Schüssel, die vielleicht die Urne gedeckt hatte, von der aber nur noch spärliche Scherben vorhanden waren. Diese zeigt eine Formähnlichkeit mit Fig. 37.

Das Grab Nr. III war durch das Ackern fast gänzlich zerstört und nur durch die Aschenlage, die mit Scherben vermischt war, erkenntlich. Es befand

sich in einer Mulde und stak zum grössten Theile in der Dammerde. Von da rührt der unter Fig. 45 abgebildete Scherben her, der 1 cm dick und ganz aus schwärzlichem Thon gebrannt ist. Andere Scherben hatten eine überaus auffallende Aehnlichkeit mit den im Grabe IV aufgefundenen Schüsseln, Fig. 36 und 37.

Bei diesem Grabe wurde noch ein runder platter Rollstein gefunden, der 7·5 cm Durchmesser hat und dessen Dicke 9 mm beträgt. Ob sich derselbe aber ursprünglich in der Urne befunden, kann man nicht feststellen, da das ganze Grab sehr beschädigt und zerstreut war.

In der Nähe dieses Grabes fand ich noch zwei Scherben von einem fein gearbeiteten Gefäss, Fig. 46, welches an den Aussenwänden mit rothem Anstrich versehen war, an der Aussenseite aber Spuren von schwarzglänzender Graphitfärbung hatte. Seine Dicke

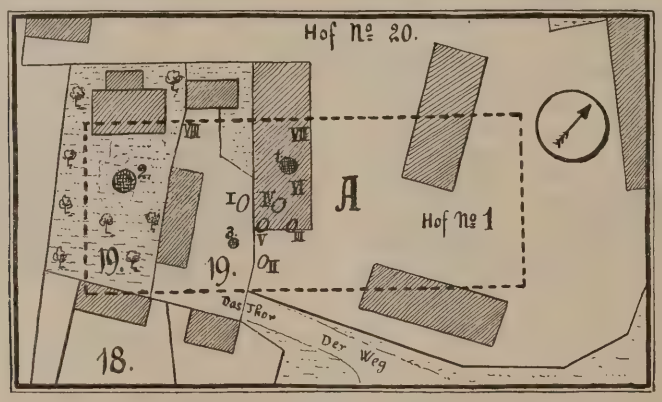


Fig. 47. Massstab 1 : 2000.

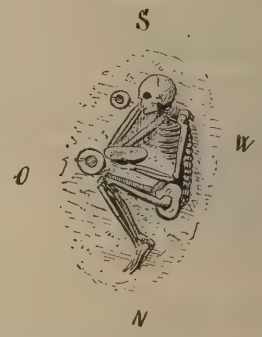


Fig. 48.

betrug 2—5 mm; ob selbes aber zu dem Grabe gehört habe, kann ebenfalls nicht festgestellt werden.

Sämmtliche hier aufgefundenen Geschirre haben den Charakter der in der Prager Umgebung häufig vorkommenden prähistorischen Gefässe, wodurch sie als locale Fabrikation auf einheimische Cultur hinweisen, was umsomehr Interesse erweckt, da selbe hierorts bei Skelet- und Brandgräbern gleichzeitig auftritt.

Was die Bestattung der hiesigen Skelette betrifft, fand ich zwar keine Spur von allfälligen Särgen, doch, wenn man das geöffnete Grab näher betrachtet, scheint es doch, dass die Leichname mit einer Holzverdeckung versehen gewesen, da das Gestein, welches sie nunmehr deckt, nicht unmittelbar auf ihnen liegt. Der Sand wurde offenbar mit der Zeit in das Grab geschwemmt und die Steinlage senkte sich später so tief, dass sie die umstehenden Gefässe zerdrückt haben musste, und nunmehr, in einander gepresst, einer förmlichen, aber nicht künstlich gemachten Wölbung gleicht.

Die Grabstätte von Bechlín.

Im December 1882 hatte Herr J. U. Dr. Vojtech Frič, Landesadvocat in Prag, die Güte, mich zur Besichtigung einiger Fundobjecte einzuladen, die seine Frau Gemalin, Frau Růžena Fričova in Bechlín (bei Raudnic) theils durch eigenes Nachgraben, theils durch Geschenke erworben hatte. Ich fand eine Collection von Gefässen, Scherben und diversen Antiquitäten, wobei mir auch mitgetheilt wurde, dass unter der Leitung dieser, sich für die anthropologische Wissenschaft sehr interessirenden Dame ein ganzes Skelet in kauernder Stellung gehoben wurde, und zwar in Gegenwart des Herrn Josef Novotny, dirigirenden Lehrers in Bechlín, der alle die daselbst gemachten Funde, sowie auch die ganze Grabstätte mit lebhaftem Interesse verfolgte und mir mehrere nähere Daten über dieselbe übermittelte.

Bevor ich zur Abhandlung über diese Grabstätte schreite, möge mir gestattet sein, den P. T. Herrschaften, Frau Růžena Fričova und den Herren Dr. Vojtěch Frič und Josef Novotný für ihr wohlwollendes Entgegenkommen, durch welches sie mir das Studium dieses Grabfeldes ermöglichten, meinen pflichtschuldigsten Dank auszusprechen.

In Bechlín befand sich seit undenklichen Zeiten ein Hof „hraběcí dvůr“ (d. i. Gräflicher Hof, jetzt Nr. I) genannt, einst eine Ritterveste der Vladiken von Bechlín. Diesem gegenüber befand sich ein anderer, der sogenannte „knížecí dvůr“ (d. i. der Fürstliche Hof, jetzt Nr. XX). Im Jahre 1874 kaufte diesen letzteren Se. Durchlaucht Josef Fürst von Lobkovic, worauf derselbe die beiden Höfe arrondirte.

Bei dieser Gelegenheit stiess man häufig auf verschiedene Schichten, in denen sich auch menschliche Schädel und Gebeine, Knochen, Gefässe und Scherben, manchmal auch ganze Aschenlager befanden; allein Niemand beachtete dies und Alles wurde zerstört. Erst Herr Novotný, der hievon gerüchtweise erfuhr, nahm selbes näher in Augenmerk.

Bis zum Jahre 1881 wurden in dem Vierecke *A*, siehe Situationsplan Fig. 47, welches den Hof Nr. I und die angrenzenden Privat-Grundbesitze Nr. XVIII und XIX durchläuft, Fundstätten constatirt, die jedoch niemals näher untersucht werden konnten, da man auf sie bei allfälligen Hofarbeiten wohl häufig stiess, ohne dass man sie einer weiteren Nachgrabung unterzogen hätte, obzwar Alles in einer Tiefe von kaum 40 cm dalag. Erst im genannten Jahre (1881), als man das neue Wirthschaftsgebäude aufführte, stiess man in der Tiefe von weniger als 40 cm auf Menschengebeine. Es war ein Skelet (auf dem Situationsplan sub Nr. V), bei welchem man ausser Scherben auch ganze Gefässe, welche aber bis auf eines zerschlagen wurden, vorfand. Seit dieser Zeit verfolgten die obgenannten Herrschaften die Situation mit grösstem Eifer, systematische Nachgrabungen fanden statt und es wurde nachfolgendes Resultat erzielt.

Die entdeckten Gräber befanden sich auf der Grabstätte unregelmässig zerstreut, von denen sich fünf als Skeletgräber und drei als Brandstätten erwiesen und in derselben Lage, wie sie auf dem Situationsplane aufgezeichnet erscheinen, vorgefunden wurden.

Die Ovale mit römischen Ziffern deuten die Skeletgräber, die kreuzweise schraffirten Kreise die Brandstätten oder Aschengruben an.

Die Skeletgräber.

Das Grab Nr. I enthielt einen ruhenden Hocker, der, in blosser Erde bestattet, eine Länge von 1 m mass. Mit dem Kopfe gegen Süden, das Gesicht gegen Osten gewendet, lag er in einer Tiefe von 40 cm. (Fig. 48.) — Der Kopf ruhte mit der rechten Schläfe auf der rechten, im Ellbogen gebogenen Hand; in der Linken, die ebenfalls gebogen den Schooss erreichte, hielt er eine aus dem Bodenstücke eines grösseren Gefässes geschaffene Schüssel, so dass dieselbe den Schooss, auf dem sie einst ruhen mochte, ausfüllte. Beim Kopfe, nämlich knapp vor dem Gesichte, stand ein kleines Henkelgefäss, weiter unten, seitwärts von den Knieen und der linken Hand, stand ein grösseres Gefäss. Sonst fand man daselbst keine Beigaben. — Dieses Skelet stammt von einem jungen Manne.

Wenn wir die Fundobjecte näher untersuchen, finden wir, dass alle diese Geschirre aus grauem Thon gut ausgebrannt und die Gefässe je mit einem Henkel versehen sind.

Die Schüssel, deren Mündung 15 cm und der Boden 6 cm Durchmesser hat, ist in der Masse 6 mm dick.

Das kleine Henkelgefäss (Fig. 49) hat die Höhe von 7 cm in der Mündung 8·2, der Boden 5·5 und in der Ausbauchung 9 cm Durchmesser.

Das grössere Gefäss (Fig. 50) hat die Höhe von 14·7 cm, an der Mündung 15 und am Boden 10·5 cm Durchmesser. Der Henkel ist nach Aussen mit einem Grat versehen, so dass er im Durchschnitte ein Fünfeck bildet.

Fig 49. 1/5 n. Gr.

Fig. 51. 1/5 n. Gr.

Fig. 50. 1/5 n. Gr.

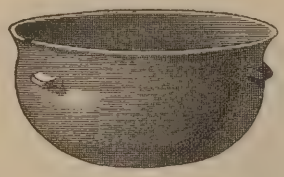


Fig. 53. 1/5 n. Gr.

Fig. 52. 1/5 nat. Gr.

Das Grab Nr. II enthielt ebenfalls einen Hocker (u. zw. einen Mann), der in einer ähnlichen Stellung wie der vorhergehende ruhte; allein nähere Details fehlen uns über denselben, denn er wurde (da er auf der Grenzscheide zweier Meiereien sich befand) nicht gleichzeitig ausgegraben. Ein Henkelgefäss, welches daselbst gefunden wurde, ist sammt dem Schädel, dessen linkes Schläfenbein von Edelrost grün angelaufen ist, erhalten. Dieser Edelrost argumentirt hinreichend das Vorhandensein von Bronze-Ohrringen, die der Begrabene getragen hatte.

Das Henkelgefäss, welches daselbst gefunden wurde (Fig. 51), ist von grauem, gut ausgebranntem Thon. Seine Höhe beträgt 14 cm. Die Mündung hat 13, die Ausbauchung 16·8 und der Boden 7·7 cm Durchmesser. Es weist Spuren von einer Glättung, die zu seinen beiden Aussenwänden und namentlich nach Innen noch deutlich ist. Sonst ist es wie die meisten hierortigen Geschirre von keiner bedeutend feineren Arbeit, obzwar man denselben eine fertigere Technik, mit der sie zum Theile auf der Töpferscheibe gearbeitet zu sein scheinen, nicht absprechen kann.

Das Grab Nr. III, welches ohne aller Beachtung ausgegraben wurde, enthielt ein weibliches Skelet, Scherben und zwei schüsselartige Gefässe. Auch der hier gefundene Schädel ist auf der rechten Schläfe bedeutend von Edelrost angelaufen, so dass das Schläfenbein stark grün gefärbt erscheint, welche Färbung weit in die Gehörkammer einläuft.

Die erste hier gefundene Schüssel ist reindelartig mit vier Füssen versehen (Fig. 52), von schwarzgrauer Farbe. Ihre Höhe beträgt 5 cm. Die Mündung hat 12·5 und der Boden 5 cm Durchmesser. Dieselbe scheint aus freier Hand gearbeitet zu sein.

Die zweite Schüssel (Fig. 53) ist ebenfalls von grauem, gut ausgebranntem Thon. Sie ist 8·3 cm hoch, hat an der Mündung 18·5 cm und am Boden 10·5 cm Durchmesser. Unterhalb des Halses, am Beginn der nicht bedeutenden Ausbauchung, ist selbe mit drei stumpfen und länglichen Nabeln, die nicht ganz gleich von einander entfernt sind, versehen.

Das Grab Nr. IV wurde beim Baue des neuen Schafstalles entdeckt, jedoch ganz zerstört. Nur die Schale des Schädels wurde durch Herrn Novotný gerettet.

Das Grab Nr. V, welches nur theilweise ausgegraben wurde, enthielt ein dem in Fig. 51 abgebildeten ähnliches Gefäss, das nur andere Dimensionen ausweist. Es hat eine Höhe von 11·5 cm, die Mündung hat 10·7 cm, die Ausbauchung 11·5 und der Boden 6·2 cm Durchmesser.

In den anderen Gräbern, deren Zahl nicht bestimmt angegeben werden kann und deren Lage sich in der Gegend von VI und VII befand, wurden auch Gefässe und Scherben gefunden; da man aber daselbst auch auf Aschenlager stiess, in welchen sich ebenfalls Gefässe und Scherben befanden, kann über dieselben nichts Positives gesagt werden. Deshalb will ich derselben erst am Schlusse erwähnen. — Ein noch traurigeres Schicksal als diese ereilte die Gräber von VIII. Es sind da zwei oder drei ausgegraben worden, aber leider völlig zerstört; ja man verschonte nicht einmal die Schädel.

Sämmtliche constatirte Skeletgräber wurden in schwärzlicher Thonerde gefunden, nur das Grab I war im blossen Lehm, der hier den Boden bildet, versenkt.

Die Brandgräber.

Etwas Aehnliches, jedoch in anderer Form wie auf der Grabstätte von Braník-Hodkovičky erweckt hier verdiente Aufmerksamkeit, und zwar die vermuthlichen Brandgräber in der Form von Kesselgräbern [1]). Es sind nämlich Aschengruben, in welchen sich Gefässe, Scherben und ausgebrannte Knochensplitter neben Thierknochen vorfinden. Die Mittheilungen, die mir über dieselben zugekommen, bieten viel interessante Details, die ich nachstehend wiedergebe.

Das Grab Nr. 1, welches sich nicht tief unter der Bodenfläche im Lehmboden befunden hat, war eine Grube in der Form eines Kessels und hatte ungefähr 1 m Durchmesser und 1 m Tiefe. Die Wände dieser Grube waren zumeist röthlich gefärbt und ziegelartig ausgebrannt, was lediglich von einem daselbst stattgehabten Feuer herrührt. Das ganze Kesselgrab war mit Asche, Knochen (zumeist von Thieren) und wenig Scherben ausgefüllt [2]). In der nächsten Umgebung dieser Grube wurden noch Rehgeweihe nebst einem Stück von Hirschgeweih ausgegraben.

Das Grab Nr. 2 wurde vor etlichen 20 Jahren durch Herrn Šustr (den noch lebenden Besitzer des

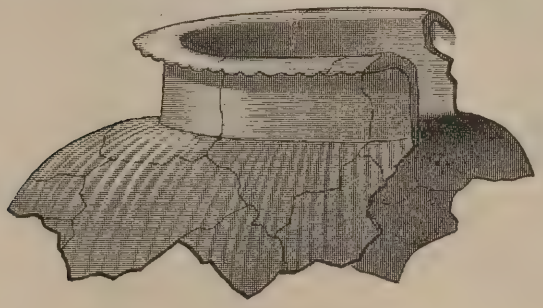
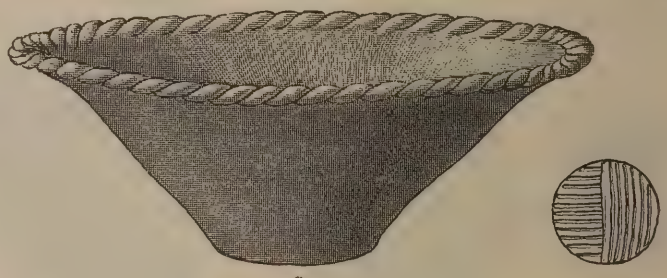


Fig. 54. 1/10 nat. Gr.



a *b*

Fig. 55 *a* und *b*. 1/5 nat. Gr.

[1]) Obzwar ich diese Aschengruben nicht selbst untersucht habe, dürfte es vielleicht doch nicht zu gewagt erscheinen, wenn man selbe für Brandgräber erklärt. Ich stütze mich hiebei auf die nicht seltene Erscheinung des Auftretens der verschiedenartigen Brandgräber neben den Hocker- und anderen Skeletgräbern auf einer und derselben Begräbnissstätte. Uebrigens werden wir noch weiter unten darauf zu sprechen kommen.

[2]) Aehnliche Kesselgräber habe ich auch auf der Grabstätte von Kotopek (bei Hořovic) und in Tetin entdeckt. Auch in Vokovic (bei Prag) findet man eine ähnliche Art von Kesselgräbern.

Hofes Nr. 18) entdeckt. Es war eine grosse 2 m breite Grube voll Asche (deren er sechs Fuhren auf's Feld ausgeführt hatte), Gefässscherben und angebrannten Knochensplittern. Daselbst wurde auch eine Riesenurne gefunden, welche der in Fig. 41 abgebildeten in Material und Arbeit glich, die aber der Eigenthümer stückweise verschenkt hatte, so, dass mir nunmehr nur ein Halsstück vorliegt, das die eben angeführte Angabe bestätigt [1]).

Das Grab Nr. 3 wurde nur noch in Fragmenten gefunden. Aus demselben rühren drei Fundobjecte her, u. zw.:

Das Bruchstück einer Riesenurne (Fig. 54). Es ist zwar nach Aussen von roher Arbeit, die Streifung scheint mit blossen Fingerspitzen hervorgebracht zu sein, nach Innen aber, namentlich am Halse und an der ausgeschweiften Mündung ist eine Glättung ersichtlich, die stellenweise roth ist; sonst ist der Thon von schmutzig gelbrother Farbe. Die Dicke der Masse beträgt durchschnittlich 11 mm. Die Schweifung der Mündung hier 4, dort 5 cm. Die ganze Urne mochte 1 m hoch gewesen sein, denn der Durchmesser der Halsöffnung allein beträgt 64 cm und der innere Umfang der Mündung 198·4 cm. Ueberhaupt rührt dieses Fragment von einer höchst ungewöhnlich grossen Urne her.

Eine tiefe Schüssel, Fig. 55 a, die von braunem Thon und aussen ohne jegliche feinere Bearbeitung ist; ihr Inneres dagegen, sowie die in einen Wulstrand geschweifte Mündung sind mit einem sehr feinen und dick aufgetragenen schwarzglänzenden Ueberzug von Graphit ausgestattet. Der Boden ist überdies innen noch geriffelt. (Fig. 55 b.) Diese Schüssel ist 13 cm hoch, die Mündung hat 28 und der Boden 13 cm Durchmesser.

Ein Napf, leider aber nur ein Bruchstück ohne Hals, dessen ideale Form ich auf der Abbildung Fig. 56 beisetze. [2]) Derselbe ist aus dem nämlichen Material wie alle übrigen hier in den Skeletgräbern vorgefundenen Gefässe verfertigt und auch von grauer Farbe. Seine Ausbauchung hat 7·3 und der Boden 2·4 cm Durchmesser.

Diverse Fundstätten.

Ausser den eben besprochenen Skelet- und Kessel-Gräbern wurden hier noch zwei Fundstätten constatirt, die ich aus Mangel an näheren Details separat anzuführen mich bemüssigt finde; obzwar die Möglichkeit, dass selbe Fragmente von Gräbern sind, nicht ausgeschlossen ist.

In der einen Fundstätte, zwischen den Gräbern III, IV und V wurden nur wenig Asche (vielleicht nur eine Schaufel voll) und einige Thierknochen nebst einer Kinnlade gefunden.

In der zweiten Fundstätte, östlich von VIII, fand man eine bedeutende Menge von Scherben theils von grauem Thon, theils aus anderem rohen Material. Von diesen verdienen jene erwähnt zu werden, die eine Ornamentik aufweisen. Es sind zumeist Halsverzierungen von grossen Gefässen, die in brauner und rother Thonfarbe daselbst vorkommen. Die Haupttypen derselben sind in Fig. 57 und 58 abgebildet. Verschieden von diesen erscheint ein Nabel (Fig. 59) von einem grösseren Gefässe, der höchst wahrscheinlich an der Ausbauchung angebracht war. Hier wurde auch ein Instrument von Bein gefunden

Fig. 56.
1/5 n. Gr.

Fig. 57 u. 58.
1/2 n. Gr.

Fig. 59.
1/4 n. Gr.

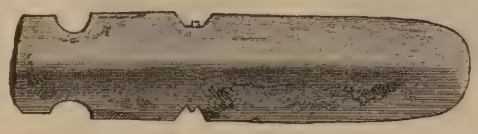


Fig. 60. 1/2 n. Gr.

(Fig. 60), welches die Form eines Falzbeines hat und aus einer Rippe verfertigt ist.

Nunmehr lasse ich noch jene Fundobjecte folgen, deren Fundort nicht mehr bestimmt werden kann:

1. Ein Gefäss (Fig. 61) von aschgrauer Farbe, matt geglättet, 12 cm hoch, dessen Mündung 10, die Ausbauchung 12·3 und der Boden 5 cm Durchmesser hat. — Von dieser Art und Ornamentik wurden hier noch Scherben eines grösseren Topfes gefunden, dessen Mündung ca. 14 cm Durchmesser hatte.

2. Ein Gefäss (Fig. 62 a) aus demselben Material wie das vorhergehende, 11 cm hoch. Seine Mündung hat 10 cm, die Ausbauchung, welche durch sechs gestreifte Strahlen in sechs Felder getheilt erscheint, hat 12 cm und der nach Innen etwas gewölbte Boden 5 cm Durchmesser. Unter dem Henkel ist es mit einem dem Boden zugewendeten Pfeil-Zack (Fig. 62 b) verziert.

3. Ein ähnliches Gefäss mit derselben Verzierung, jedoch kleiner und weniger ausgebaucht als Fig. 62, wurde in der Lage zwischen III, IV und V nebst einem anderen noch unter Menschengebeinen gefunden. Es ist von demselben Material wie die oberwähnten verfertigt, aber blos 7 cm hoch. Seine Mündung hat 7, und der Boden 3·5 cm Durchmesser. Bei

[1]) Auch derlei grosse Kesselgräber, die ich für Gesammtgräber halte, kamen in Kotopek und Vokovic zum Vorschein.

[2]) Näpfe dieser Art kommen in Böhmen und in der Lausitz nicht selten vor. Vergl. Frz. Heger's „Das Urnenfeld bei Libochovan" (Mittheil. d. Anth. G. Wien XIII, Tab. 15 bis 18) und „die Urnengräber von Oegeln" (Lausitz. Magazin Bd. V. Tab. I, Fig. 18), nach welchen ich unser Bruchstück ergänzt habe.

diesem jedoch fehlt der Pfeil-Zack, es ist blos durch fünf Strahlen in ebenso viele Felder getheilt. Daselbst wurde

4. noch ein einfaches Gefäss, ähnlich dem sub Fig. 51 abgebildeten gefunden. Dasselbe ist aber von geringerer Ausbauchung, 12 cm hoch und hat an der Mündung 8·8 cm Durchmesser.

5. Fragmente einer Schüssel (Fig. 63), deren Mündung 19 cm Durchmesser hatte. Selbe — das einzige hier gefundene Exemplar — war an der Aussenseite bemalt, wie die Scherben noch deutlich ausweisen, u. z. ist der Hals schwarz, die Ausbauchung oben (unterhalb des Halses) mit rothen und unten (am Bodenstück) mit schwarzen Dreiecken verziert. Die Farben rühren einestheils von dem roth (durch Bolus?) gefärbten Lehmüberzuge und anderntheils von dem üblichen Graphitüberzuge her. Dieses Fundobject unterscheidet sich nicht blos durch seine Malerei, sondern auch durch die Form von den hierortigen Thongefässen und nimmt den Charakter anderer in Böhmen genug selten vorkommender bemalter Schüsseln dieser Art an [1]), was allerdings auf eine hierher importirte Waare schliessen lässt.

6. Das Fragment einer glatten Schüssel, Fig. 64, deren Mündung an 25 cm Durchmesser hatte. Das Material, aus dem sie verfertigt ist, ähnelt den hierortigen Gefässen vollkommen.

Ueber die Cranien von Bechlín.

Von nicht geringer Bedeutung für die Grabstätte von Bechlín erscheinen die daselbst aufgefundenen Cranien. Ihr ausgesprochen dolichocephaler Typus bewog mich, selbe einer genaueren Prüfung unterziehen zu lassen, welcher Aufgabe sich mein hochschätzbarster Freund, Herr Dr. J. Kopernicki, bereitwilligst unterzog und mir über dieselben folgende Mittheilung zukommen liess, die ich dankerfüllt publicire:

Der Schädel Nr. I.

Von dem diesem Schädel zugehörigen Skelette, welches in dem Grabe I ganz intact aufgefunden wurde, wurden nachstehende Stücke aufgehoben und untersucht:

a) von der Wirbelsäule: 6 Hals-, 9 Rücken-, alle Lendenwirbel und der erste, noch nicht zusammengewachsene Kreuzwirbel. Von dem fünften Lendenwirbel fehlt der Bogen mit den beiden unteren Gelenkfortsätzen. Dieses verloren gegangene Stück wurde gar nicht abgebrochen, wohl aber im Grabe von den oberen Gelenkfortsätzen abgelöst,

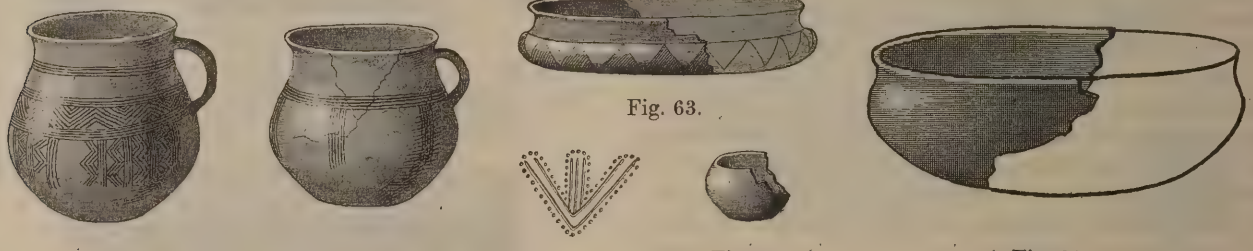


Fig. 61. Fig. 62 *a*. Fig. 63. Fig. 62 *b*. Fig. 65. Fig. 64.

1/5 natürlicher Grösse.

7. Ein Napf — Fig. 65 — von rohem grauen Thon. Seine Höhe beträgt 4 cm, die Ausbauchung hat 6 und der Boden 5 cm Durchmesser.

Ausser diesen Fundobjecten fand man noch eine Masse von verschiedenen Scherben, theils von feineren, mitunter auch von schwarzgeglätteten Thongefässen, theils von groben grösseren Gefässen, von denen manche eine auffallende Aehnlichkeit mit den Braník-Hodkovičker Urnen haben. Nicht unberührt darf ich auch die in der nächsten Nachbarschaft dieser Todtenstätte vorkommenden Steinhämmer und Steinmeissel lassen, die in und um Bechlin des Oefteren gefunden werden; es scheint, dass diese mit der hier zu Tage geförderten Cultur im Zusammenhange stehen.

[1]) Einige wenige solcher ähnlicher Schüsseln, die in Böhmen gefunden wurden, befinden sich im Böhm. Nationalmuseum in Prag, eine andere aus dem Grabhügel von Lichuceves (bei Prag) herrührende befindet sich im Eigenthume des Herrn v. Strassern in Ruzin. Sonst kommen ähnliche auch in Böhmens Nachbarländern gar selten vor, auch weichen sie in Malerei und Form von einander ab, ohne jedoch ihren Hauptcharakter zu verlieren. Mir sind selbe bis dato nur aus Brandgräbern bekannt und kommen dieselben — so weit mein Gedächtniss reicht — immer mit Asche gefüllt vor.

mit welchen es durch eine anomale Symphyse verbunden war, was sich an den höckerigen und mit unversehrter Knochensubstanz überzogenen Oberflächen der Trennungsstellen deutlich wahrnehmen lässt. — Die Knochenscheiben auf den Wirbelkörpern mussten unlängst erst mit dem Hauptstück verwachsen gewesen sein.

b) Von den Beckenknochen ist der rechte intact, vom linken jedoch ist das Schambein abgebrochen.

c) Von den langen Knochen der einzelnen Gliedmassen sind vorhanden:

1. Die beiden Schenkelbeine, von denen das linke ganz ist (41·5 cm lang); am rechten fehlen die Condyli. An den äusseren Knorren des linken Schenkelbeines sind noch die Spuren einer unlängst stattgefundenen Verwachsung mit dem Mittelstück wahrnehmbar. Die auf den beiden Schenkelbeinen überaus entwickelten Lineae asperae, Höcker (Rollhügel?) und andere Muskelansätzstellen beweisen einen männlichen Körperbau.

2. Die beiden Schienbeine (jedes 34 cm lang), ebenfalls mit unlängst verwachsenen Epiphysen, sind merklich platyknemisch (an dem Foramen nutritium das rechte $^{18}/_{30}$ mm = 0·62, das linke $^{17}/_{30}$ mm = 0·56 messend).

3. Die beiden Wadenbeine sind von gewöhnlicher Gestalt (33 cm).

4. Von den beiden Oberarmknochen (29 cm) hat der rechte seine Elbogengrube breit durchlöchert.

5. Endlich die beiden Ulnae (24·5 cm) und Radii (22·2 cm).

Der Bau sämmtlicher Gebeine sammt allen ihren osteologischen Merkmalen beweist ganz bestimmt, dass dieses Skelet ein männliches sei, und zwar eines erwachsenen, aber noch jungen (25—30 jährigen) Mannes von gewöhnlichem Körperbau und mittlerer (165 cm) Statur.

Der Schädel selbst (Taf. V, Fig. 1) ist gross und auffallend lang. — So stark in die Länge ausgedehnt, ist er hauptsächlich ob seiner ausserordentlichen seitlichen Verschmälerung auffallend, welche im Grabe durch die Last der Erde bei der seitlichen Lage des Schädels künstlich entstanden ist.

Am Gehirnschädel fehlen: das Keilbein, die ganze Pars basilaris et condyloidea ossis occipitis und das rechte Schläfenbein mit dem abgebrochenen unteren vorderen Winkel des rechten Scheitelbeins.

Vom Gesichtsschädel erhielt sich der ganze obere Vordertheil und die beiden Seitentheile des Unterkiefers. Das Mittelstück (die Symphyse mit dem Kinne) fehlt.

Die auf diesem Schädel deutlich ausgebildete Glabella, der grosse und dicke Warzenfortsatz, sowie die stark entwickelte Lin. semicircularis occipitis (obgleich ohne der Inion) kennzeichnen denselben mit den oben angeführten osteologischen Merkmalen des Skelettes übereinstimmend als einen entschieden männlichen.

Alle von aussen und von innen ganz offenen Schädelnähte und die gesunden, obgleich schon meistens abgenutzten Zähne (Broca 3—4) beweisen ihrerseits das noch blühende Alter dieses Mannes [1]).

Die *Norma verticalis* ist lang, elliptisch und ausnehmend schmal, mit flach abgesetztem Stirn- und scharf abgerundetem hervorragenden Hinterhauptsende. An den ungemein abgeflachten Seitentheilen des Umrisses sind die Tubera parietalia gar nicht angedeutet; die Jochbogen sind ebenfalls verborgen (cryptozyg).

Norma lateralis. Die Stirn ist ziemlich hoch und steil; der erhabene Scheitel senkt sich sanft auf das sehr hervorspringende und sphärisch abgerundete Hinterhaupt. Die Schläfen sind mässig ausgewölbt, die bogenförmigen Schläfenlinien schwach ausgebildet und erheben sich mässig zum Scheitel. Das Gesicht ist orthognath, länglich; die Nasenwurzel mässig vertieft, der scharfkantige Nasenrücken emporragend und etwas gewölbt. Der Unterkiefer war — wie aus den Ueberresten zu schliessen — nicht bedeutend gross; sein Körper ist lang, aber nicht dick; die kurzen und ziemlich schmalen Aeste bilden mit dem Körper einen etwas offenen Winkel. Die Jochbeine und die Nasenstachel sind mässig gross (Broca Nr. 3).

Norma frontalis. Die Stirn ist breit und oben sphärisch gewölbt; die Augenhöhlen eng und horizontal gestellt; das mittelgrosse Nasenloch mässig breit. Die Jochbeine sind steil, nach aussen gar nicht umgedreht und die Fossae malares tief.

Norma occipitalis ist bedeutend hoch und überaus eng, nach oben scharf gewölbt; die Schläfen platt und hoch, nach unten zusammenlaufend.

Norma basilaris. Die Gaumenfläche ist eng und sehr tief.

[1]) Sämmtliche Zeichnungen der Schädel sind mit Lucae's Orthograph perspectivisch in 1/4 natürlicher Grösse ausgeführt.

Schädelmaasse in Millimetern.

a) des Schädels: Länge 185, Breite 112; Ind. ceph. = '60·5. Stirnbreite: unten 91, oben 105.

b) Des Gesichtes:

Oberkiefer: Länge 59; Körperbreite: 82; Alveolarbreite 55; Malarbreite 96.

Orbitae: Höhe 28, Breite 35. — Orbitalindex = '80; Interorbitalbreite 23; Biorbitalbreite 90.

Nasenhöhle: Höhe 43, Breite 23; Nasenindex = '53·4.

Unterkiefer: Körper: Länge 77 (?), Breite 32; Ast: Höhe 56, Breite 28. — Kieferwinkel 128°.

Auf Grundlage dieser Maasse, sowie der oben besprochenen äusseren Merkmale der Schädelform ist der Schädel höchst dolichocephal, orthognath, leptoprosop, chamäkonch und mesorrhin.

Der Schädel Nr. II.

Eine grosse und überaus lange Calva. Von den Gesichtsknochen hat sich blos ein Bruchstück des Nasenrückens, die innere Hälfte der rechten Augenhöhle mit dem ganzen Nasenfortsatz und einem Theile des rechten Oberkiefers erhalten. Von der Schädelbasis ist der Körper des Keilbeines sammt der P. basilaris et condoloidea os. occipitis abgebrochen. Von den Jochbögen hat sich blos das hintere Stück am linken Schläfenbein erhalten, das, vom Edelrost angelaufen, die Ohröffnung an 3—4 cm weit färbt.

Die ansehnliche Grösse dieses Schädels, sowie auch die osteologischen Merkmale, welche ein gleiches Gepräge mit dem vorhergehenden Schädel (Nr. I) an sich tragen, zeichnen ihn als einen ausdrücklich männlichen, und die nach aussen durchgehends offenen, nach innen aber obliterirten Nähte beweisen, dass dieser Mann ein Alter von beiläufig 40 bis 45 Jahren erreicht hatte. — Vergl. Taf. V, Fig. 2.

Die *N. verticalis* erscheint auffallend verlängert, jedoch auf beiden Seiten weniger zusammengedrückt, als es auf den oben besprochenen (Nr. I) der Fall ist. Das frontale Ende des Schädelumrisses ist hier scharf ausgewölbt, die Parietalhöcker an den Seiten etwas hervorragend und von da nach hinten ist das occipitale Ende stark ausgedehnt.

Die *N. lateralis.* Oberhalb der Glabella erhebt sich steil die niedrige Stirn mit gut entwickelten Stirnhöckern. Von diesen angefangen erscheint die Contour des Schädeldaches im flachen und gestreckten Bogen gezeichnet, welcher sich in der Mitte der Pfeilnaht ziemlich scharf zu dem langen und mächtigen Hinterhaupte senkt. An der Lambdaspitze ist dieser Umriss leicht eingedrückt.

Das *Receptaculum cerebelli* ist flach, aber lang und schräg gestellt. Die Schläfen sind flach, die Bogenlinien nur schwach angedeutet und ziemlich niedrig.

Die *N. occipitalis* ist fünfeckig. Der Scheitel dachförmig, die Winkel des Occipitalumrisses an den Scheitelhöckern sind stark markirt; die Seiten hoch, flach und gerade; der Boden breit und schwach ausgewölbt. Die Pfeil- und Lambdanaht sind fein und tief eingezackt; in den letzteren finden sich einige kleine Schaltknochen.

Schädelmaasse.

Am Schädel: Länge 200, Breite 136; Ind. ceph. = '68. Untere Stirnbreite 98, obere 116. — Schläfenbreite 110. — Parietalbreite 125. — Occipitalbreite die grössere

(Mitte der Sut. parieto-mastoiden) 122, die kleinere (Asterion) 113. — Mastoidbreite 100. — Horizontalumfang 540; präauricular. Theil 290. — Sagittalbogen 390 (p. fr. 135; par. 95; occip. sup. 108; occip. inf. 52). — Orbitae: Höhe 30, Breite 40—41? — Orbitalindex '75?

In Folge dieser Maasse erscheint der Schädel als ungewöhnlich dolichocephal (Dolichocéphalie frontale. Gratiolet) und chamäkonch.

Hierorts verdient noch das Bruchstück einer Kinnlade erwähnt zu werden, welche nächst dem Grabe Nr. II aufgefunden wurde. Es rührt von einem beiläufig 4—5jährigen Kinde her, welches die wechselnden Milchzähne und ein Eckzahn desselben hinreichend erweisen.

Der Schädel Nr. III.

Eine nicht grosse und sehr beschädigte Calva. Es fehlen an ihm: die Basisknochen, das linke Schläfenbein und zwei Drittel des unteren Stirntheiles links (von der inneren Hälfte der rechten Augenhöhle angenommen). Im rechten Pterion steckt ein starker Schaltknochen, 2 cm gross. Das rechte Schläfenbein ist ganz von Edelrost angelaufen. Die sehr mässige Grösse dieses Schädels, die sehr schwache Lineae semicirculares occipitis, kein Inion und der zarte rechte Warzenfortsatz beweisen, dass der Schädel weiblich sei. Alle gänzlich offenen Schädelnähte, ausgenommen die Pfeilnaht, welche inwendig theilweise obliterirt ist, deuten auf ein mittleres, etwa 30.—35. Jahresalter dieses Frauenskelets. — Vergl. Taf. V, Fig. 3 [1]).

N. verticalis ist elliptisch und überaus lang, besonders auf dem Hinterhaupte, welches nebstdem bedeutend verschmälert erscheint. Die Scheitelhöcker treten auf der Contour gar nicht auf.

N. lateralis. Die Stirn ist ziemlich niedrig und etwas nach hinten abschiessend. Der mässig lange Scheitelbogen biegt sich in der Mitte der Pfeilnaht plötzlich gegen das überaus langgezogene Hinterhaupt, welches am Lambdagipfel bedeutend eingedrückt ist.

N. occipital ist glockenförmig, hoch und an den Seiten verschmälert. Das Schädeldach ist sphärisch gewölbt, die Seiten hoch, beinahe flach und nach unten mässig zusammenlaufend.

Die beiläufigen Maasse dieses Schädels sind:

Länge 192, Breite 131, Ind. ceph. '68·5.

Folglich ist dieser Schädel ein überaus ausgesprochener Dolichocephalus.

Der Schädel Nr. IV.

Eine bedeutend kleinere Calva als die vorhergehenden und sehr beschädigt; namentlich fehlt an ihr der ganze Basistheil nebst den beiden Schläfenbeinen und der unteren Abtheilung des Hinterhauptbeines. Dazu ist der ganze untere Rand des rechten Scheitelbeines abgebrochen. Dass dieser Schädel von einem weiblichen Individuum herrührt, beweisen die bezüglichen Merkmale, nämlich die sehr schwach ausgebildeten Brauenbogen und die Glabella. — Da die Kranznaht an diesem Schädel schon gänzlich verwischt und die Pfeil- und Lambdanaht, obgleich wahrnehmbar, dennoch schon obliterirt ist, musste es ein ziemlich altes, etwa 50jähriges Weib gewesen sein. — Vergl. Taf. V, Fig. 4.

Die Schädelform ist in der

N. verticalis durchaus elliptisch und viel weniger verlängert, als es bei den Vorhergehenden (Nr. I—III) der Fall war. Das Hinterhaupt, obgleich kugelförmig abgerundet und deutlich hervorragend, ist gar nicht so stark langgedehnt, wie an den eben erwähnten.

N. lateralis. Die Stirn ist mässig hoch und steil. Der laterale Schädelumriss, von oberhalb der Stirnhöcker ausgehend, bildet, die Scheitel- und Hinterhauptcontour umfassend, einen ununterbrochenen Bogen, der eine hübsch gezeichnete Ellipse darstellt.

N. occipitalis ist glockenförmig und ziemlich hoch, oben kugelrund ausgewölbt und die Contour senkt sich in einer bogenförmigen Linie auf die vorragenden Seiten, ohne an den Parietalhöckern zu brechen.

Schädelmaasse:

Länge 175, Breite 125; Ind. ceph. = '72.

Also ist dieser Schädel auch ein ausgesprochener Dolichocephalus.

Wenn wir nun den ganzen Thatbestand vom craniologischen Standpunkte auffassen, finden wir, dass alle diese von uns besprochenen Schädel ohne Ausnahme einem und demselben exquisit dolichocephalen Typus angehören, und zwar mit einer solchen Gleichförmigkeit und Permanenz, wie es selten bei einer Mehrzahl von Schädeln, die aus einem und demselben Orte herrühren, vorzukommen pflegt. — Diese Formgleichheit der typischen Schädel deutet unzweifelhaft auf eine ursprüngliche Racenreinheit des betreffenden Volkes, welches zu jener Zeit durch keine fremde Einmischung oder Kreuzung gestört worden war.

Derselbe dolichocephale Typus ist übrigens in Böhmen schon mehrmals constatirt worden. Zuerst von Dr. Eduard Grégeр im Jahre 1858 an zwei Cranien aus Šárka (Ind. ceph. = 70 [1]). Zehn Jahre später durch Dr. A. Weisbach an diversen vorgeschichtlichen Cranien, von denen zwei aus Kojetic (bei Mělník — l. c. = '74 u. '68), je einer aus Saaz ('71) und Schallan ('72), welche durchgehends — wie derselbe Forscher constatirt [2]) — demselben craniologischen Typus angehören, welchen auch die vorgeschichtlichen Cranien der Schweiz („Hohbergtypus", Prof. His) und die süddeutschen „Reihengräber-Schädel" (nach Prof. Ecker) nachweisen, die jedoch mit den jetzigen böhmischen und anderen slavischen im Allgemeinen nichts Gemeinschaftliches besitzen.

[1]) Das Profil dieses Schädels weist umgekehrt die rechte Seite auf.

[1]) „O lebkách člověčích vůbec a slovanských zvláště" in Živa, Roč. VI, Sv. 4. p. 238 sqq.

[2]) Archiv f. Anthrop. 1868, Bd. II, Heft 3, S. 286—305.

Das Gesagte bezieht sich vollkommen auf die eben besprochenen Cranien von Bechlín, sowie auch auf andere mir bekannte vorgeschichtliche Cranien aus Böhmen, die trepanirten von Strupčic (bei Bilín) mit eingeschlossen [1]).

Verschieden von diesen, obgleich theilweise mit diesen verwandt, erscheinen die Cranien aus der Grabstätte von Sušic, welche Prof. Dr. J. N. Woldřich beschrieben hat [2]) und die dem Ende des XI. Jahrhunderts n. Chr. angehören [3]). Diese vier Schädel sind durchgehends mesocephal (Ind. ceph. = '75·5, '75·8, '76·7, '77·6), also einem gemischten Typus angehörig, der höchst wahrscheinlich erst in der historischen Zeit entstanden ist, als sich die ursprüngliche dolichocephale Race mit den brachycephalen Slaven, welche nachher in Böhmen auftreten, gekreuzt hatte.

Schlussbetrachtungen.

Hauptsächlich wird es sich nun noch um die Zeitbestimmung der eben besprochenen Grabstätten handeln. Dies ist eine Frage, deren Lösung bisnun zu den schwierigsten Aufgaben unserer einheimischen vorgeschichtlichen Archäologie gehört, denn keine von diesen Fundstätten bietet ein hinlängliches Material zum Anhaltspunkte, von dem man zu einem entsprechenden Resultate gelangen könnte, da wir es hier ausschliesslich nur mit einheimischen Culturproducten zu thun haben. Das ganze Thema wird noch durch die rituelle Leichenbestattung in hockender Beisetzung, über welche sich keine — weder historische noch traditionelle — Nachrichten erhalten haben, erschwert. Von diesem Standpunkte und alles dies würdigend, müssen wir gewissenhafte Untersuchungen anstellen: 1. über das Erscheinen der Hocker im Allgemeinen und 2. über die sie begleitende Cultur. — Einen Versuch über mögliche Zeitbestimmung dieser Grabstätten müssen wir in Voraussicht einer milden Beurtheilung dennoch wagen, da es sich eben um ein Thema handelt, über welches noch sehr wenig verhandelt wurde. Man könnte über selbes sehr umfassend verhandeln, allein wir wollen uns lieber nur das Sachliche vor Augen halten und, uns kurz fassend, alle weiteren Ausführungen der Routine fachmännischer Leser überantworten.

Was das Auftreten der Hockergräber im Allgemeinen betrifft, so findet man sie, sofern uns bekannt, im östlichen Uferlande von England, in Frankreich, im südlichen Uferlande von Schweden, in Pommern, Polen, in Schlesien, in der Lausitz, in Böhmen und in Oesterreich; sie sollen auch in Deutschland und Russland öfters vorkommen.

Eine überaus interessante Erscheinung ist, dass selbe sehr häufig von Brandgräbern umgeben sind; ein Umstand, der die Annahme, dass selbe Judengräber wären, hinfällig macht, abgesehen davon, dass sie weder zu den rituellen Gebräuchen der Juden passen, noch vermöge ihres Alters auf eine solche Eventualität hinweisen; eher könnte angenommen werden, dass selbe einer bestimmten Race angehören, der diese Leichenbestattungsart eigenthümlich war, oder aber von einer Religionssecte herrühren, deren ceremonieller Begräbnissact sich seit undenklichen Zeiten bis zu späteren Nachkommen erhalten hat, bis es schliesslich eine Art Aberglaube wurde, dem man hie und da unter gewissen Umständen sporadisch gehuldigt hat. Diesen Schluss dürfte man wenigstens aus den jüngsten Hockergräbern ziehen, die einer Periode angehören, wo das Heidenthum bereits im Auflösen begriffen war. — Auf diese Ansicht werden wir weiter unten zurückkommen. Da ich hier aber nur über die liegenden Hocker zu sprechen habe, will ich unterdessen blos die Lage der Skelette und neben ihnen das gleichzeitige Auftreten der Brandgräber constatiren.

Die Lage der Skelette in diesen Gräbern pflegt zwar verschieden zu sein, vorwiegend findet man sie jedoch auf der rechten, seltener auf der linken Seite ruhen, die Füsse im Knie, das zur Brust gehoben ist, gebogen. Die Hände in den Ellenbogen gebogen und dem Gesichte zugewendet. — Der Grabhügel von Swinskoe Hill (in England) weist beide Stellungen nebeneinander auf, ja noch eine dritte, in welcher ein Skelet auf dem Rücken gelegen ist [1]). Einen ähnlichen Fall verzeichnet auch Godfried Ossowski aus einem Grabhügel von Zaluže in Wolhynien [2]). Das Skelet ruhte nämlich in halb-

---

[1]) Vergl. Dr. J Kopernicki: „O trepan. lebkách předh. nalezených v Čechách“ (Pam. Arch. XII, 219 sqq.) und „Ueber die präh. trep. Cranien aus Böhmen“ (Mitthlg. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, XII, p. 157).

[2]) Pam. Arch. XII. 16 sqq.

[3]) Wie es die daselbst mitgefundenen Hakenringe (mit S) nebst einem Denar Vratislav's II. (1054—1092) beweisen.

[1]) Der vorgeschichtliche Mensch von Wilh. Baer, Prof. Dr. H. Schaaffhausen und Friedr. v. Hellwald, p. 357. — Leider war es mir nicht geglückt, der Originalabhandlung dieses hochwichtigen Berichtes habhaft zu werden.

[2]) Wiadomości Archeologiczne, Bd. III, p. 101, Warszawa 1876.

sitzender Stellung auf einer absichtlich angelegten Erdstütze, etwas nach rechts zu gewendet.

Was die Lage der Hände betrifft, ist dieselbe auch verschieden, namentlich in Böhmen pflegen diese Hocker die Hand jener Seite, auf der sie ruhen, unter dem Kopfe zu haben [1]); oft findet man sie aber auch mit Händen auf den Knien oder im Schosse ruhend [2]). Andere Varianten [3]) gehören schon zu Seltenheiten oder Ausnahmen. Bei den sitzenden Hockern findet man schon bedeutendere Variationen in Stellung und Beisetzung, auf die ich nur nebenbei hinweise [4]). Zum Sachverhalte nur die Bemerkung, dass diese verschiedenen Bestattungsarten, ergänzt durch die sie oft begleitenden Brandgräber und Liebesgaben, von denen derzeit kaum zwei gleichmässige unter allen den verschiedenen Begräbnissstätten zu verzeichnen sind, uns hinlänglichen Beleg für die Annahme bieten, dass selbe lediglich von localen Verhältnissen und Anschauungen beeinflusst waren.

Was die beigesetzten Liebesgaben betrifft, herrschte ebenfalls die grösste Mannigfaltigkeit in dieser Beziehung; Manche pflegen reich, Andere dagegen sehr arm oder gar nicht beschenkt zu sein; doch überall findet man variirende Gebräuche [5]).

Was das allfällige Auftreten der Brandgräber neben den Hockern betrifft, darüber dürfte man bereits nach den bisherigen diesbezüglichen Erforschungen im Klaren sein, nämlich: dass selbe, wo sie mit den Skeletgräbern vorkommen, zumeist gleichzeitig sind. — Der Grabhügel von Svinskoe Hill barg in sich 13 Gräber von ruhenden Hockern, 3 Brandgräber, ein Schweinsskelet und ferner fanden sich daselbst auch Bruchtheile eines menschlichen Skelets. In Schallan (Žalany bei Schlan in Böhmen) wurden fünf Gräber von gleicher Construction (sie waren nämlich mit grossen Gneisplatten umwölbt) aufgedeckt, von welchen vier Brandgräber und eines einen ruhenden Hocker enthielt [1]). Die Brandgräber von Braník-Hodkovičky variiren blos durch ihre Beisetzung, nämlich als Urnengräber, deren Leichenverbrennung an anderem Orte stattfand und welcher Art auch das von Čeněk Ryzner unter den liegenden Hockern von Únětic entdeckte Urnengrab zu sein scheint [2]), deren mehrere andere derselbe noch nebenbei erwähnt [3]). Die Bechlíner Brandgräber erweisen jedoch Kesselgräber, wo die Bestattung der Asche in grossen Urnen stattfand, nachdem man an Ort und Stelle die Leichen verbrannt hatte.

Das Auftreten der Brandgräber neben den Skeletgräbern auf einer und derselben Begräbnissstätte ist übrigens nichts Seltenes, und eben dieser Umstand veranlasste viele Forscher zu verschiedenen Schlüssen. Manche folgerten daraus: 1. dass diese verschiedenen Gräber verschiedenen Nationen angehören; 2. oder, falls sie einer Nation angehören, dass sie in verschiedene Zeitalter fallen; oder 3., dass selbe durch mehrere Jahrhunderte benutzt worden waren u. s. w. Allein es herrscht noch eine andere Ansicht über dieselben, welche Dr. R. Biefel gelegentlich seiner Beschreibung der Reihengräber von Klein-Tinz [4]) äusserte, nämlich die, dass die in den Skeletgräbern bestattete Generation gleichzeitig mit einem Theile derjenigen Generation lebte, welche in Urnen beigesetzt wurden. Und diese Ansicht erörtert derselbe Forscher durch Beigaben, die dieselben Gegenstände hier und dort auffinden lassen. Diese Ansicht, obzwar hierorts schon bei jüngeren Gräberfunden constatirt (es wurden dort nämlich Ringe mit **S**-för-

[1]) Wie wir z. B. oben kennen gelernt haben; weiter fand ich dies auch bei den Klein-Číčevicer Hockern. Auf dem Rondway Hill (in Nord-Wiltshire in England) lag der Hocker in derselben Stellung auf der linken Seite u. s. w.

[2]) Wie bei Zaluže und Klein-Tinz (in Schlesien).

[3]) Wie z. B. P. Lamb. Karner (in d. Mitthlgn. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XIII, p. 222) bei dem Roggendorfer Hocker, dessen rechte Hand gegen Ost ausgestreckt war, gefunden, etc.

[4]) Z. B. auf die Begräbnissweise von Parcelly Hay, wo der Hocker die Hände zu den Fersen am Boden ausgestreckt hatte, und die mannigfaltigen Stellungen der schwedischen Hocker (vergl. „Der vorgesch. Mensch“, p. 357 u. 264). — In dem Grabhügel von Kněží háj bei Petersburg (Böhmen) war der Hocker ohne Kopf bestattet. Aehnliche sollen auch in Luxemburg, Thüringen und Mähren gefunden worden sein. (Pam. Arch. VIII, 312.)

[5]) Ueber diese Erscheinung werde ich mich hier nicht auslassen, da dieser Thatbestand allgemein bekannt sein dürfte. Ich will nur der Hockergräber von Klein-Číčevic erwähnen. Diese haben die nämliche Lage der Braník-Hodkovičker. Oberhalb des Kopfes liegt ihnen eine Schüssel oder ein Topf, auf der linken Hüfte haben sie ebenfalls ein irdenes Gefäss liegen. Die äussersten drei Endpunkte der Skelette, nämlich: der Kopf, die Knie und die Fersen sind je mit einem runden Stein (Rollstein) oder einer irdenen Kugel belegt.

[1]) Dr. Julius Födisch: „Die heidnische Todtenbestattung in Böhmen“, p. 11—12.

[2]) „Řadové hroby bliž Únětic“ Grab Nr. 22 (Pam. Arch. XI, p. 300—301).

[3]) Ib. p. 291, nämlich: „Unter den Gräbern (der Hocker) befanden sich auch einzelne Gefässe, die Asche enthielten, etc.“

[4]) In „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ (Breslau) Bd. II, p. 206.

migem Schluss aufgedeckt), hat viel Wahrscheinliches an sich, denn sie kann in bedeutend ältere Zeiten verfolgt werden, und zwar in die Zeit der — falls ich mich noch heute so ausdrücken darf — La Tène-Cultur, und zwar der in Böhmen vorherrschenden Duxer Fibeln (deren Charakter eben noch als La Tène bezeichnet wird) und der sie begleitenden Hand- und Armringe (die Schnecken- und Buckelarmringe mit eingeschlossen), Messer u. s. w., die mit La Tène nur eine bestimmte Epoche ausweisen dürften. Diese Culturperiode also, die ich mir hierorts nur zur näheren Kennzeichnung mit der Benennung Duxer Fibel- und Buckelarmringe-Periode zu bezeichnen erlaube, ist bis dato in nachstehenden verschiedenartigen Grabstätten durch folgende Funde constatirt:

In den *Skeletgräbern.*

1. Bei gestreckten Skeletten nächst Cibulka bei Prag (massive Duxer Fibel, Schnecken- und Buckelarmringe)[1] und von Žižkov bei Prag (Duxer Fibel, Duxer und Žižkover Armringe von der Art der Pliškovicer Armringe)[2].

2. Bei Hockern in sitzender Stellung von Moravěves bei Saaz (Duxer Fibel, Buckelarmringe)[3].

Unter den *Brandgräbern.*

1. Im Kesselgrabe von Pliškovic bei Mirovic (Duxer Fibel, Duxer und Žižkover Ringe)[4].

2. Im Kessel-Urnengrabe von Čelechovic bei Prosnitz in Mähren (Duxer Fibel und Duxer Ringe)[5].

3. Im Urnengrab von Kostomlat (eine Abart der Duxer Fibel und Armringe mit einem Schneckengewinde-Aufsatz)[6].

Schliesslich verdient der Massenfund von Dux erwähnt zu werden[7], der diese Kunstproducte als einen Handelsartikel constatirt.

Mit anderen Beispielen will ich hier nicht mehr aufhalten, da diese Data hinreichend sein dürften. Nachdem aber diese Culturperiode auch die Hocker berührt, wird es nicht unwesentlich erscheinen, wenn wir nach unseren unmassgeblichen Ansichten den Versuch einer möglichen Zeitbestimmung wagen, umsomehr, da sich ihre Tragweite theilweise auch bis zu den von uns besprochenen Hockergräbern erstrecken dürfte.

Die Buckelarmringe, sowie auch die bei ihnen auftretende Fibel dürften nach den bisherigen Erforschungen in die Zeit vor Christus gelegt werden, und zwar approximativ die Buckelarmringe als ältere in die letzten zwei Jahrhunderte v. Chr., die Fibel in das letzte Jahrhundert v. Chr. und in das erste nach Chr. Da aber Herr Schneider in den Kostomlater Urnengräbern Denare von Kaiser Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) und Nerva (96—98 n. Chr.) vorfand, würde hervorleuchten, dass diese Cultur (die zwar Böhmen nicht allgemein beherrscht und hier eben noch Armringe mit Schneckenschmuck ausweist) noch im zweiten Jahrh. n. Chr. in Böhmen vorgeherrscht hat. Der Žižkover Fund dürfte jedoch schon der jüngsten dieser Culturperioden angehören, da er bereits Perlringe und ein ornamentirtes Bruchstück eines Fibelbogens ausweist, welcher seinem Charakter nach stark an die Stradonicer Aera mahnt[1].

Die Stradonicer Aera, welche nur einige wenige (so weit mir bekannt drei Stück) Fibeln dieser Art ausweist, scheint diesen Typus nur für eine kurze Periode aufgenommen zu haben; es kann aber nicht angenommen werden, dass das Hradiště von Stradonic dazumal seinen Anfang genommen habe. Dass dem nicht so sei, beweisen die dort aufgefundenen Münzen: ein Denar von Appolonia und zwei römische As noch aus der Zeit der Republik, ohne andere Fundobjecte mit in Betracht zu ziehen. Dieses Hradiště reicht mit seinem Alter entschieden in die Zeit vor Christi Geburt und scheint sonach mit der Duxer Fibelperiode coexistent zu sein; allein die Glanzperiode dieses Hradiště, welches eine Industrialstadt gewesen, fällt doch in das II. bis IV. Jahrh. n. Chr., wo selbes, von einer importirten Cultur stark beeinflusst, zu einem Unicum in Böhmen wird; dem es ist daselbst sowohl der römische, als der helvetisch-

[1] Ausgrabungen von daselbst siehe in den Sammlungen der Böhm. Töchterschule am Smíchov.

[2] Vgl. „Starožitný nález v Žižkově" von Frt. Xav. Beneš (Pam. Arch. X, 67) und Herrn Dr. Steph. Berger's Sammlung.

[3] Vergl. „Pohřebiště u Moravěvsi" von Dr. Jul. Födisch (Pam. Arch. VII, 63).

[4] Vergl. „Hrob u Pliškovic" (Pam. Arch. XI, 87, Tab. 28, Fig. 1—7).

[5] Siehe in Herrn Náprstek's „České průmyslové Museum" in Prag, den ganzen Fund sammt Diagramm.

[6] „Starožitnosti Kostomlatské" von Lud. Šnajdr (Pam. Arch. X, 647).

[7] Vgl. „Bronzy Duchcovské" von Dr. Steph. Berger (Pam. Arch. XII, 72 sqq).

[1] Es sind dies die in den Pam. Arch. X, Tab. I abgebildeten Ringe, Fig. 3, 4, und Fibel Fig. 11 (in Stradonic ein ähnlicher Glasring).

keltische Einfluss von La Tène, der lebhaft für diese Annahme spricht, erkennbar [1]).

Doch trotz dieser daselbst vorherrschenden, in Böhmen sonst nicht bekannten Industrie, deren Fabrikate, wie es scheint, von da aus nach Norden exportirt wurden [2]), macht sich die einheimische allgemeine Cultur auffallend bemerkbar, namentlich bei der Keramik (durch die Technik und auch so der Formen, die italischen Musterbilder natürlich ausgeschlossen), bei den Eisenerzeugnissen, ferner bei den Gegenständen von Stein, Bein, Glas, Bronze u. s. w. gewinnt selbe das Uebergewicht. Was über das IV. Jahrh. hinausreicht, darüber will ich nicht urtheilen, so viel ist jedoch gewiss, dass Stradonice im grossen Ganzen die Periode der Burgwall-Keramik nicht erreicht — über welchen Gegenstand weiter unten Näheres gesagt wird.

Schliesslich muss ich behufs der Wichtigkeit dieses Gegenstandes bemerken, dass die Analogstellung der Stradonicer Cultur mit La Tène wohl zulässig sei, namentlich was die Erzeugung von feineren Metallwaaren betrifft. Auch eine bestimmte Coexistenz dieser Fundstätte lässt sich durch die in Marin gemachten Funde von Münzen (ein As von Tiberius, 14—17 n. Chr. und Claudius, 41—54 n. Chr.), sowie auch durch die in Stradonic gefundene Potinmünze, welche von Osbonre abbildet [3]) und die unzweifelhaft eine schlechte Nachprägung der keltischen ist [4]), in Einklang bringen. — Die Nachprägung des in Marin gefundenen makedonischen Philippiners (IV. Jahrh. v. Chr.) weist aber auf ältere Zeiten des Bestandes der Pfahlbauten von Marin hin, als bis derzeit in Stradonic constatirt werden kann. Prof. Dr. Joh. N. Woldřich's Erforschungen „über den Haushund von Stradonic [1])" sprechen auch für eine jüngere Aera dieses Hradiště der von La Tène gegenüber. — In Helvetien und Gallien herrschte zu jener Zeit offenbar mehr die La Tène-Cultur, begleitet von der Duxer Fibel und deren Ringen, vor [2]), Böhmen aber tendirt zu jener, deren Hauptcharakter die Buckelarmringe und die Duxer Fibel darstellt — so weit selbe daselbst verbreitet waren. Daraus dürfte man folgern, dass diese zwei Culturen zu einer bestimmten Zeit coexistirten.

Wir gehen nun zu der oben angedeuteten einheimischen Cultur über, welche wir in den üblichen inländischen Industrie-Erzeugnissen betrachten wollen. Diese Cultur kann unterdessen zur näheren Kennzeichnung die Šárka-Vokovicer Cultur benannt werden, da die Fundstätten dieser zwei nahe aneinander liegenden Orte (Vokovicer Grabstätte und das Hradischtě von Šarka) das meiste Material zu ihrer Beurtheilung und auch die grösste bis dato eruirte Zeitperiode umfassen.

Dass die Hockergräber von der ältesten bis in die historische Zeit auftreten, habe ich bereits erwähnt und setze voraus, dass diese Angabe nicht bezweifelt werden kann [3]). Somit erübrigt uns, den Zwischenraum, der viele Jahrhunderte umfasst, näher zu untersuchen.

---

[1]) Möglich, dass dieses Hradiště auch noch das V. Jahrh. erreicht, dafür dürften die daselbst aufgefundenen eisernen Lanzenspitzen, Pfeile, Messer und andere Gegenstände, namentlich aber ein Bronze-Instrument, auf dem sich ein mit einer Stanze ausgeprägtes Agnus Dei befindet, sprechen. (Dieses Fundstück ist vom Herrn Director Grosse an das k. k. naturhistor. Hofmuseum in Wien durch Kauf übergegangen.)

[2]) Dafür dürften einerseits die hierortigen Fabrikate und andererseits die verschiedenen Fundobjecte im heutigen Norddeutschland und in Dänemark sprechen; wie z. B. die Fibel (frühester römischer Form, I. bis II. Jahrh. n. Chr.), die in mehreren weiter entwickelten Varietäten noch später vorkommt. (Vergl. Dr. Ingwald Undset's: „Das erste Auftreten des Eisens etc." an verschiedenen Orten, und über die Fabrikation der Fibeln in Stradonic von Dr. Steph. Berger in Mitthlgn. der Anthrop. Gesellsch. Wien, Bd. XII, p. 156), „die Spornen" (bei Worsaae, Tab. 117, Fig. 486 und Undset's „Das erste Auftreten des Eisens etc.", Tab. 13, Fig. 8 — etwa 100 bis 350 n. Chr.); ferner bei Hostmann. („Der Urnenfriedhof bei Dartzau.") „Die Bronzeringe" (Tab. VIII, Fig. 23) „Nadeln" (VI. 9), Hängeknäufe (XI. 1—4) u. s. w.

[3]) „Der Hradischt bei Stradonic" Taf. I, Fig. 3.

[4]) Vergl. die in Marin gefundenen bei Dr. Ferd. Keller „Pfahlbauten", Bericht VI, p. 302, Zürich 1866. (Mitthlgn. d. antiquar. Gesellsch., Bd. XII.)

[1]) Vergl. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, XII, p. 153.

[2]) Für diese Annahme dürften die Funde aus der Schweiz und Frankreich sprechen. Ueber die La Tène-Schwerter von Alise-Sainte-Reni vergl. in Mitthlgn. d. antiquar. Gesellsch. Zürich, Bd. XII, Bericht VI, p. 296, 302 sqq. Funde von Duxer Fibeln und Ringen wurden gemacht z. B. in der Schweiz in den Grabhügeln von Hardt bei Meltenz-Basel (ib. Bd. II, Tab. II, Nr. 19 Fibel, Nr. 3, 6, 14 Ringe); im Grabhügel zwischen Neunforn etc. (ib. Bd. III, Tab. III, Fig. 5 Fibel); in Frankreich auf der Grabstätte von Crous bei Bergères-sous-Montmiral, Marne (in Le Musée Archéologique, Paris 1875, Tom. I. Classification des Fibules par G. de Mortillet, Fig. 3). Ja bis nach Irland kann man diese Fibel verfolgen (vergl. Horae ferales J. Kemble, p. 197, Tab. 21, Nr. 3) u. s. w.

[3]) Zur Erörterung dieses will ich mich auf einige Facta berufen. Herr Conservator Lud. Schneider hatte die Güte, mir mitzutheilen, dass er in Jičín einen liegenden Hocker aus der neolitischen Zeit entdeckt habe, der, auf der linken Seite liegend, ausser einem unter den Kopf gelegten Messer aus Feuerstein und einer geschnitzten Muschelschale sonst keine Beigaben aufweist. — Dr. Biefel erwähnt auch eines auf der linken Seite ruhenden Hockers (dolichocephaler Natur), der

Sobald die Duxer Fibel in Böhmen und den angrenzenden Ländern bei den Funden zu erscheinen aufhört, bleibt die Vorgeschichte daselbst in Dunkel gehüllt, in dem wir umsonst nach einem Lichtstrahl suchen, denn ausser Stradonic findet man fast keinen Anhaltspunkt für eine doch anzunehmende fortschreitende Cultur. Und Stradonic bleibt in seiner Wesenheit für Böhmen ein Unicum, die Stradonicer Fibel, die Spornen und andere Fabrikate sind bisher rein local. Die römischen, fränkischen und andere importirte Culturobjecte treten nur sporadisch, meist isolirt und selten von localen Erzeugnissen begleitet auf. Andere Fundstätten, wie die Grabhügel von Blovic, Mětelsko, Čichtic[1]) u. dgl., die Massenfunde von Běřín und Plešivec, Krendorf[2]) u. s. w. reichen mit ihrem Alter über die Duxer Fibel- und Buckelarmringe-Periode hinaus, denn sie berühren die Zeit der Bronzeschwerter, welche in der eben erwähnten Duxer Fibel- und Buckelarmringe-Periode nicht mehr vorkommen, vielmehr bereits durch eiserne ersetzt werden. Die bronzenen Dolchklingen, Messer, Sicheln, Paalstäbe, Kelte, Beile, Lanzenspitzen, massiven Ringe und Nadeln u. dgl. Gegenstände, welche das Bronzeschwert begleiten und bisweilen noch neben der Duxer Fibel auftreten, erschweren schon, mit der entsprechenden Periode collidirend, jede diesbezügliche Annahme und ob welche dieser Gegenstände, namentlich die Messer, Dolchklingen und Beile ihre bestimmte Zeit überdauern, bleibt immer noch ein schwer zu erweisendes Thema .... Kurz gesagt: Mitteleuropa präsentirt vom II. (beziehungsweise wo die Fibel nicht mit vorkommt, schon seit den zwei Jahrhunderten v. Chr.) bis zum VI. Jahrh. n. Chr. ein unergründetes Chaos.

Die Auswahl gewisser einheimischer Producte, die für die Annahme einer in die Zwischenzeit der obenerwähnten Fundstätte (Steinzeit und **S**-Ringe) fallenden Aera sprechen, ist keine bedeutende: Stein- und Knocheninstrumente bieten kein verlässliches Material, Gegenstände von Metall treten bei Gräbern sehr sporadisch auf — Bronze überdies sehr selten, Gold und Silber gehören zu Seltenheiten. Wenn wir uns nun in dieser bedrängten Lage weiter nach einem ausgiebigeren Material umsehen, dürfte uns nur die Keramik, welche überaus reich vertreten ist, zu weiterem Vorgehen ermuthigen — aber es ist zugleich das schwerst zu lösende Problem, obzwar die Keramik immerhin das verlässlichste Material liefert. Wenn wir die Unumgänglichkeit der Geschirre für den Bedarf des Menschen erwägen, liegt es auf der Hand, diese Industrie zur überwiegend einheimischen zu zählen, da von einem Import in solcher Menge, wie selbe vorkommt, keine Rede sein kann. Hiebei muss ich aber bemerken, dass die Fabrikate der Thonwaaren nicht durchgehends gleichförmig sind. Sie unterscheiden sich durch Kunstfertigkeit und im Geschmack, ferner durch den Fortschritt der verschiedenen Zeitalter, in denen sie entstanden; durch ihren Zweck, dem das Geschirr dienen sollte, haben sie auch verschiedene traditionelle Formen und ungleichförmiges Material. Ueberhaupt bietet sich hiebei das nämliche Verhältniss, wie es noch jetzt der Fall ist; obzwar heutzutage schon das wandernde Handwerk, diverse Musterbilder, die Gewerbschulen u. dgl. diesem Gewerbe Vorschub leisten, finden wir die Thonwaaren immer noch verschieden, und ohne uns weiter einzulassen, wollen wir beispielsweise auf die Mannigfaltigkeit der Thonproducte in Böhmen: die von Königgrätz, Budweis, Pisek, Prag und anderen Orten hinweisen, die sich allezeit bemerkbar macht. Aber wenn man die alten und ältesten Fabrikate der Keramik in's Auge fasst, findet man in der Technik ihrer Ausführung, dass eine gewisse Norm dem ganzen Handwerke unleugbar zu Grunde liegt. Es sind einestheils die groben, anderntheils die verschiedenartig geglätteten Geschirre und deren Scherben, welche die ehemalige Töpferkunst hinlänglich charakterisiren[1]). Und eben diese Technik begleitet fast alle Fundstätten von Stein- und Beinwerkzeugen, von Bronze- und Eisengegenständen, kurz: fast alle Funde von der ältesten bis in die historische Zeit[2]). Und selbes erscheint nicht nur in Böhmen und in den Nachbarländern, es greift auch bis in die Funde

die Hände im Schosse hielt, auf dem Grabfelde von Klein-Tinz (Schlesien), wo Skelette mit **S**-Ringen und Eisenobjecten versehen vorgefunden wurden. (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Bd. II, p. 203 sqq.) — Auch Herr Conservator Moriz Lüssner theilte mir mit, dass er in Königgrätz von Augenzeugen über ein Skelet aus der dortigen heidnischen Begräbnissstätte Auskunft erhielt, welches ebenfalls in kauernder Lage entdeckt wurde. Uebrigens hört man in Böhmen öfters von derlei Erscheinungen, wodurch die Sache an Bedeutung gewinnt.

[1]) Vergl. Pam. Arch. XII, 7, 153; Mitthlgn. d. Anthropol. Gesellsch. Wien, XIII, 13.

[2]) Vergl. Mitthlgn. d. Anthropol. Gesellsch. Wien, XII 146 sqq. XIII, 27.

[1]) Es ist dieselbe Keramik, welche Virchow in der Lausitz „Lausitzer Typus" benannte.

[2]) Da die massiven Gefässscherben fast überall zu finden sind und Jedermann hinlänglich bekannt sein dürften, will ich zur Erörterung des Gesagten nur einige Beispiele anführen, wo überall die geglätteten, zumeist mit einem Graphitüberzuge versehenen Gefässe constatirt sind. In den Brand- und

von La Tène und erstreckt sich weit über die Oder und Weichsel in den Norden und nach Westen von Europa. Wir werden auch hie und da, wenn wir die einzelnen Funde gruppenweise untereinander vergleichen, verschiedenen Formen begegnen, die neben dem grossen Gesammteindruck lebhaft an eine Verwandtschaft der Cultur deuten. Obzwar wir die Vergleichungstheorie bei einzelnen Fundobjecten, die keine ausgesprochene Cultur (wie z. B. im Gegensatze die Bronzeschwerter, Ringe, Fibeln u. dgl.) ausweisen, nicht anwenden wollen, da man durch solches Umsichgreifen leicht in andere Welttheile verleitet wird; finden wir es doch der Charakterähnlichkeit halber angezeigt, auf die keramische Technik, auf Gefässformen und ihre Details selbst in den Pfahlbauten und anderen Fundstätten, namentlich in den Terramaren von Italien und ihnen ähnliche von Ungarn und Dänemark hinzuweisen, die durch ihre Henkelaufsätze (ansae appendiculatae) mit manchen in Böhmen einheimischen viel Charakterähnlichkeit besitzen [1]).

Im VI. Jahrhunderte n. Chr. (im Allgemeinen aber schon viel früher) scheint Alles in Böhmen in jeder Hinsicht eine Wendung genommen zu haben und nimmt auch die bislang anhaltende Cultur einen Umschwung zu einer neueren, welche sich bereits früher daselbst bemerkbar macht, sodann aber auffallend rasch über das ganze Land verbreitet [2]). Ein Hauptbeleg dafür ist das charakteristische Auftreten der Burgwall-Keramik, oder anders gesagt derjenigen Keramik, die man mit dem Namen Burgwall- oder Wellen-Ornament bezeichnet [1]) und die bald nachher von den **S**-Ringen begleitet ist.

Die Keramik dieser Ausbildung macht sich in Böhmen auffallend bemerkbar, denn man findet selbe überall und ausserdem greift sie auch in die Nachbarländer über. Sie kennzeichnet sich durch die stark ausgebrannten Geschirre, die in allen möglichen Formen von Gefässen, Töpfen, Näpfen, Tassen, Schüsseln und auch Urnen u. dgl. vorkommen und zumeist mit Wellen- oder Ringstreifen, mitunter auch mit punktirten oder eingedrückten Ornamenten versehen sind. Die Urnen sind zumeist ohne Henkel, pflegen aber häufig mit einem Deckel versehen zu sein, dieselben und andere Gefässe sind selbst am Boden oft mit verschiedenen erhabenen Zeichen: Kreuzen, Krippen- oder Haken-Kreuzen, Ringen u. dgl., seltener noch mit einem Ueberzug von Graphit oder anderer Färbung, roth, weiss, braun u. s. w. versehen. Neben ihnen sind jedoch die Gefässe von blossem Graphit immer noch bemerkbar, nicht ausgenommen die grossen groben Gefässe. Ihre Technik bleibt in Böhmen mehrere Jahrhunderte überwiegend dieselbe und ward erst durch das Steingut (à la Bunzlauer Geschirr) und die Glasur (im XV.—XVI. Jahrh.) verdrängt; sie beschränkt sich sodann nur auf Erzeugung von Hausgeräth bei den ärmeren Volksclassen, aber auch nicht lange [2]).

Skeletgräbern von Strupčic (der Fundort weist zwei trepanirte Cranien auf. — Pam. Arch. X., 431, von Joh. Pudil). — Im Grabhügel von Roztok (Bronzeschwert und Schale. Sammlung Čeněk Ryzner in Roztok). — Im Skeletgrabe von Třebušic (Buckelarmringe und ein Napf. Sammlung Dr. Steph. Berger in Prag). — In den Brandgräbern von Bečov (Pam. Arch. X, 203, von Joh. Pudil) und den Urnengräbern von Libochovan (Mitthlgn. d. Anthropol. Gesellschaft. Wien, XIII, 185 sqq. von Frz. Heger). — In den Hockergräbern von Únětic (Sammlung C. Ryzner), von Branik-Hodkovičky (Sammlung Bŕt. Jelínek) und von Bechlín (Sammlung Dr. V. Frič). — In den Kesselgräbern von Vokovic (Sammlung Dr. S. Berger und von Strassern in Ruziň). — Auf dem Hradiště von Šárka (ib.), Řivnáč (Sammlung C. Ryzner), Na Zámkách bei Bohnic („Ueber einen Fund der jüngeren Steinzeit in Böhmen“ S. 2. von Wilh. v. Osborne), in Tetin (Sammlung Bŕt. Jelínek) u. a. m.

[1]) Namentlich sind jene von Šárka und Vokovic (Sammlung Dr. Berger), von Řivnáč (Pam. Arch. XIII, Tab. 11, Fig. 1, 4, 19), von Zámky bei Bohnic (v. Osborne, Tab. VI, Fig. 6) und von Želenic (Böhm. Nationalmus.) zu constatiren.

[2]) Die Ursache desselben dürfte vielleicht in politischen Geschichtsereignissen zu suchen sein.

[1]) Die Benennung Wellen-Ornament, mit der man die jüngere Keramik zu benennen pflegt, erscheint mir höchst unpassend; meiner Ansicht nach ist diese Bezeichnung zu einseitig und ganz unrichtig, was die Sache betrifft, denn unter Wellen-Ornament muss jedes Ornament verstanden werden, welches aus einfachen oder zusammengesetzten Wellenlinien besteht. Solches finden wir in Schliemann's „Troja“, in Hieron. Feldmanowski's „Ausgrabungen von Pawlowice“ (Posen 1877), in Stradonic, Na Zámkách (Osborne, Tab. 3), im Kostomlater Funde (Pam. Arch. X, Tab. 4 — punktirt) und anderwärts; natürlich aber auf Gefässen und Scherben, die andere (nämlich die ältere) Technik als die vermeinten Burgwall-Ornamente ausweisen. Ueberdies sind diese neueren Culturproducte nicht immer und auch nicht überall mit Wellen gezeichnet, namentlich vermisse ich diese im westlichen Mittelböhmen längs der Litava, wo nur Ringstreifen und sonst ganz andere Ornamente zu bemerken sind. Ohne den Anthropologen Deutschlands vorgreifen zu wollen, glaube ich, es wäre angezeigt, bevor man sich nicht über einen anderen passenderen Ausdruck geeignet hat, diese Art Keramik nach Herrn Witt kurzweg „Burgwall-Typus“ zu benennen. (Vergl. darüber umständlicher in der Discussion der XI. allg. Vers. der Deutsch. Ges. f. Anthrop. etc. zu Berlin 1880. — Vierte Sitzung.) — Nähere Beweggründe dazu dürfte das Nachfolgende erörtern.

[2]) Eine Collection solcher Geschirre, die in Prag ausgegraben wurden, und von ältesten Urnen zu denen des XIII. bis XV. Jahrh. reichen, findet sich von mir im Prager Städtischen Museum ausgestellt.

Nun finden wir aber neben der älteren Keramik auch jene der Burgwälle auf mehreren Fundorten, und zwar auf den von mir untersuchten in folgendem Verhältnisse zu einander:

Am Řivnáč ist der Burgwall-Typus in bedeutender Minderzahl vertreten. In der Šárka, obzwar durch das Wellen- und Ringstreifen-Ornament stark vertreten, ist er ebenfalls nur in Minderzahl. Am Tetin ist die jüngere Keramik vorwiegend und von S-Ringen begleitet. Am Butovicer Hradiště weist die ältere Keramik nur etliche Stücke auf; dagegen ist die Graphitglättung gar nicht mehr vertreten.

Das Auftreten der jüngeren Keramik würde ich mindestens in das VI. Jahrhundert verlegen, wozu mich der Umstand führt, dass dieselbe namentlich am Vyšehrad bei Prag und am Tetin vorkommt, also auf Burgen, deren bereits die Geschichte erwähnt und deren Existenz im VII. Jahrhunderte ausser Zweifel zu stellen ist. Von diesen Burgen aber bot Vyšehrad (dessen Gründung die Volkssage Libuše zuschreibt, von Cosmas [1]) aber und Dalimil [2]) erst nach Libuša's Tode dem Herzog Přemysl zugeschrieben wird; wogegen Tetin entschieden vor dem VI. Jahrhundert bewohnt war, wie die daselbst aufgefundenen Artefacte beweisen) ausser einigen Graphitscherben (von denen ein Stück an der Innenseite mit Bolus überzogen ist) ausschliesslich nur Thongefässe mit Burgwall-Ornamentik verschiedenster Art [3]). — Auch das Hradiště bei Hostím, wo bereits Herr Dr. Stephan Berger Nachgrabungen gemacht hat, bot neben Beinwerkzeugen nur Scherben der Burgwall-Ornamentik [4]).

Dass diese zwei Culturen auf einander wohl unmittelbar gefolgt waren, dafür haben wir zwei Anhaltspunkte:

1. Viele Scherben und Gefässe lassen einen auffallenden Uebergang von einem in das andere wahrnehmen, theils in der Ornamentik, theils in der technischen Ausführung selbst; aber der Uebergang musste rasch vor sich gegangen sein, denn ein besser bearbeitetes Material bot die Gelegenheit, schwächeres Geschirr zu erzeugen, aber auf Kosten der Ansehnlichkeit. Die Urnen, Gefässe, Schüsseln u. dgl. sind an der Mündung durch starke Ränder geschlossen, der Hals mehr eingezogen, die Aussenwände häufig ohne Ornamentik von blosser Thonfarbe, glatt und höchst selten noch mit anderem feineren Ueberzuge versehen. — Das ist der Umschwung, den diese neueren Industriegegenstände erlitten haben. Die Thongeschirre waren leichter erzeugbar, weswegen sie auch, an Werth verlierend, massenhaft auftreten. Ihre Erzeugung ward ganz gewöhnliches Handwerk.

2. Das Auftreten beider erwähnten Culturen nebeneinander, das an den Fundorten Rivnáč, Šárka, Tetin und Butovic constatirt ist, spricht deutlich für eine ununterbrochene Benutzung dieser Stätten und scheint jede Vermuthung einer zufälligen Zwischenpause, nämlich einer nach Jahrhunderten wiederholten Besitzergreifung auszuschliessen, da sich diese Thatsache zu auffallend wiederholt und sich gewiss noch bei weiterem gründlichen Nachforschen wiederholen dürfte. Noch verlässlichere Belege dafür bietet Tetin durch seine neuesten Funde. So verweist z. B. der Bogen einer nachgemachten jüngsten römischen Fibel, der unter Skeletgräbern daselbst gefunden wurde, auf jene Zeiten, wo das historische Zeitalter bereits im Werden begriffen war; ebenso ein Denar des Kaisers Theodosius (379—395). Doch das ausgiebigste Material zur Feststellung dieses Culturwechsels dürfte ein daselbst von mir im September 1883 durchforschtes muldenartiges Brandgrab bieten, aus welchem ausser verkohlten Knochen und einem halbverkohlten Menschenzahn ein mit einem Graphitüberzuge geglättetes Henkelgefäss alter Keramik (das aber leider während des Grabens zerschlagen ward), zwei kleine Schalen (ohne Henkel) und ein Gefässdeckel mit Burgwall-Typus, ferner ein Scherben mit Wellenornament zum Vorschein kam; was meine Annahme, dass dies kein Zufall sei, sondern dass diese Fundobjecte dort gleichzeitig beigesetzt worden sind, annehmbar macht. — Hier muss ich hinzufügen, dass das Wellenornament, sowie auch die Ringstreifen gleichzeitig neben einander in Böhmen auftreten und bestimmt vom VI. bis in das XI. Jahrhundert zu verlegen sind, ohne die Möglichkeit, dass dieselben noch tiefer in die Vorgeschichte reichen dürften, auszuschliessen [1]).

Nunmehr ist es uns ermöglicht, die Dauer einiger Burgstätten, Grabfelder und vorgeschichtlichen Ansiedelungsstätten approximativ festzustellen. Řivnáč's Epoche, über deren Beginn ich derzeit nichts Be-

[1]) Script. rer. boh. I. p. 21.

[2]) Kronika česká, Kap. 11.

[3]) Es sind zumeist Ringstreifen- und Wellenornamente; eine andere Art von Keramik habe ich bis dato nicht eruiren können.

[4]) Sämmtliche Funde aus genannten Orten befinden sich in unseren Sammlungen.

[1]) Ueber diese Möglichkeit kann ich mich derzeit noch nicht näher aussprechen, finde mich aber veranlasst, auf diesen Umstand hiermit aufmerksam zu machen. Vergl. die nachfolgende Anmerkung.

stimmtes sagen will, die jedoch bestimmt (wie aus den daselbst gemachten Funden zu schliessen ist) vor das Auftreten der Duxer Fibel zu verlegen ist, reicht bis zum Beginn der Burgwall-Keramik. Das Hradiště von Šárka und die Grabstätte von Vokovic, welche zwei Orte einander durch die daselbst gemachten Funde auffallend ähneln, dürften ein gleiches Alter mit Řivnáč haben; diese Epoche reicht aber bis in die Periode der Burgwall-Keramik (VII. Jahrh. n. Chr.). — Der continuirliche Cultur-Entwicklungsgang, vom Feuersteinmesser angefangen bis zu der Burgwall-Keramik spricht lebhaft für diese Annahme. — Das Grabfeld von Únětic dürfte ein gleiches Alter mit Řivnáč haben; ob es aber bis zur Burgwall-Keramik reicht, muss weiteren Forschungen anheimgestellt werden[1]). Tetin erreicht — nach meinen bisher dort gemachten Erforschungen — nicht das höhere Alter der eben besprochenen Fundstätten, wohl aber das christliche Zeitalter u. s. w. — Ueber die Richtigkeit dieser Hypothese, die ich einer weiteren Prüfung meiner P. T. Herren Mitforscher unterwerfe, dürften uns noch andere Fundstätten[2]) und weitere Nachforschungen bald besser belehren.

Dies Alles habe ich im Wesentlichen über die in Böhmen auftretenden Culturepochen vorausschicken müssen, um die Zeitbestimmung der oben besprochenen Grabstätten approximativ zu ermöglichen, denn dieses Thema, namentlich was Böhmen betrifft, hat man meines Wissens noch fast gar nicht behandelt.

Da nun sowohl in Böhmen als in dessen Nachbarländern Fundstätten constatirt sind, welche eine verschiedene Charakterähnlichkeit mit den vorgenannten Fundorten von Šárka, Řivnáč u. s. w. ausweisen, die aber dem grossen Ganzen gegenüber als Ausnahmen erscheinen, da ihre Periode keine so bedeutende ist, wie man zu vermuthen scheint, so gehören sie gewiss verschiedenen Epochen an, die nur zu einer gewissen Zeit mit jenen coexistent gewesen, mögen dieselben auch diese oder jene Leichenbestattungsart nachweisen. Es sind dies z. B. Grabfelder von der Art der Grabhügel von Korunka Jelení[1]), der Urnengräber von Libochovan[2]) der Brandgräber von Bečov[3]) u. a. m., sowie auch die Grabfelder von Braník-Hodkovičky und Bechlín, die uns eben zu diesem Aufsatze veranlassten.

Wenn wir somit alles hier Gesagte als Hypothese in Betracht ziehen, können wir keinen Anstand nehmen, aus den hier gemachten Funden den Schluss zu ziehen, dass die besprochenen Fundobjecte mit jenen von Šárka, Vokovic, Řivnáč, Únětic, Tetin u. s. w. eine gleiche Keramik ausweisen und mit ihnen daher in eine bestimmte Zeit fallen. Die Burgwalltypus-Periode erreicht jedoch keines dieser Fundobjecte, dafür liegen sich beide ziemlich nahe, denn die Technik der verarbeiteten Keramik-Gegenstände — wie bereits oben gesagt — erscheint durch locale Verhältnisse mehr oder weniger schon ziemlich vorgeschritten. Die Grabstätte von Bechlín will ich jedoch immerhin als älter erklären, und zwar aus dem Grunde, weil dieselbe durch ihre Ornamentik (namentlich die Dreiecke und Pfeilzacken) in jene Zeit zu versetzen ist, in der man noch bronzene Messer und Pfeilspitzen, Bronzebeile, Meissel u. dgl. Gegenstände handhabte; was daher auf jene Epoche schliessen lässt, die den Bronzeschwertern unmittelbar nachfolgte, die aber schon mit den Buckelarmringen und mit der Duxer Fibel-Periode eine gewisse Coexistenz nachweisen lässt. Sonach dürfte die Bechlíner Grabstätte in die Zeit der zwei letzten Jahrhunderte v. Chr. verlegt werden. Die Grabstätte von Braník-Hodkovičky ist dagegen in jene Zeit zu versetzen, wo bereits die Duxer Fibel ausser Gebrauch kam. Das Motiv hiefür bietet auch der feingearbeitete bronzene Hakenring und das Bruchstück eines anderen, welches mit netter Ringelstreifung geziert, eine der Duxer Fibel zunächst nachfolgende Cultur charakterisirt. Sonach kann die Grabstätte von Braník-Hodkovičky beiläufig in das II.—III. Jahrhundert n. Chr. versetzt werden.

[1]) Hier muss ich auf meine Ansicht, die ich bei dem Hradiště von Butovic (Pam. Arch. XII, 132, Anm. 18) geäussert, hinweisen, nämlich: dass die Erscheinung der zwei gleichzeitig neben einander auftretenden variirenden Keramiken Grund zu der Vermuthung bietet, dass diese verschiedene Keramik auf ihre verschiedene Verwendung deutet, und zwar dass die eine vielleicht zum ceremoniellen, die andere zum häuslichen Gebrauch gedient habe, oder, dass sie zur Zeit ihrer gleichzeitigen Existenz als verschiedenes Luxusgeräth im Gebrauche gewesen, wie es heute z. B. bei Verwendung von Porzellan und Fayence gegenüber der gemeinen Töpferwaare vorkommt.

[2]) Auch Virchow („Der Spreewald und der Schlossberg von Gurg", Berlin 1880) constatirt auf den Burgstätten von Batzlin und vom Schlossberge in der Lausitz die Aufeinanderfolge zweier verschiedener Culturperioden in der Keramik, und zwar den von ihm benannten Lausitzer Typus und das Burgwall-Ornament.

[1]) Vergl. Pam. Arch. XI, 614. Jos. Smolík.

[2]) Mitthlgn. d. Anthrop. Gesellsch. Wien. XIII, p. 180 sqq. von Franz Heger.

[3]) Pam. Arch. X, 203, von Jan Pudil.

Das Urnenfeld von Felsö-Kubin.

(Zweite Mittheilung.)

Von

Nikolaus v. Kubinyi jun.

Die freundliche Aufnahme, die mein erster Bericht über die Ausgrabungen in Felsö-Kubin[1]) gefunden, macht es mir zur Pflicht, über das bescheidene Resultat meiner vorjährigen Ausgrabungen daselbst Einiges in aller Kürze mitzutheilen.

Das Wetter, welches mir schon im Jahre 1882 zu mancher Klage Veranlassung gab, begünstigte meine Ausgrabungen während des vorigen Sommers noch viel weniger; dies ist zumeist der Grund, dass ich auch heute nur ein mangelhaftes Bild der interessanten Begräbnissstätte entwerfen kann.

Als ich die Fortsetzung meiner Ausgrabungen anfangs Juni wieder aufnahm, war meine erste Aufgabe die Aufdeckung jenes, mit auf die Kanten gestellten Sandsteinplatten eingefriedeten Kreises, dessen grössere Hälfte ich schon im Jahre 1882 mit einem so glänzenden Erfolg durchgeforscht habe. (Siehe den Plan Fig. 66, I.)

Anfangs lagen die Aschen-Urnen ziemlich dicht neben einander; doch je mehr wir uns vom Mittelpunkte des Kreises entfernten, desto seltener wurden die Gefässe. In einer Entfernung von 1·5 m von der gegenüberliegenden (östlichen) Wand des Kreises kamen überhaupt keine Urnen mehr vor, ja selbst das Erdreich war hier so fest, so rein von Kohle und Thonscherben, dass es wie unberührt erschien. Die Spur der menschlichen Hand verriethen nur mehr die den Kreis einrahmenden mächtigen Sandsteinplatten, welche, in schöner Ordnung auf die Kanten gestellt, stets wieder zum Vorschein kamen.

Nur ungern willigte ich in die Aushebung der Steinplatten, an deren innerer Fläche keine Spuren menschlicher Hand sichtbar waren. Doch, es musste dennoch geschehen! War doch nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres die Vermuthung berechtigt, dass auf der Rückseite der Steine Zeichnungen (Eingravirungen) vorkommen könnten.

Die geringe Mühe, mit welcher die Aushebung der Steine verbunden war, sollte nicht ganz unbelohnt bleiben. Es kam nämlich eine Sandsteinplatte zum Vorschein, die — zufolge der daran sichtbaren, konisch zulaufenden, scharf markirten geradlinigen Einschnitte — die Möglichkeit nicht ausschliesst, dass sie einst als Gussform für ein Schwert oder einen Dolch gedient haben mag. Leider ist die Platte gerade auf jener Stelle, wo die Einschnitte vorkommen, von drei Seiten abgebrochen,

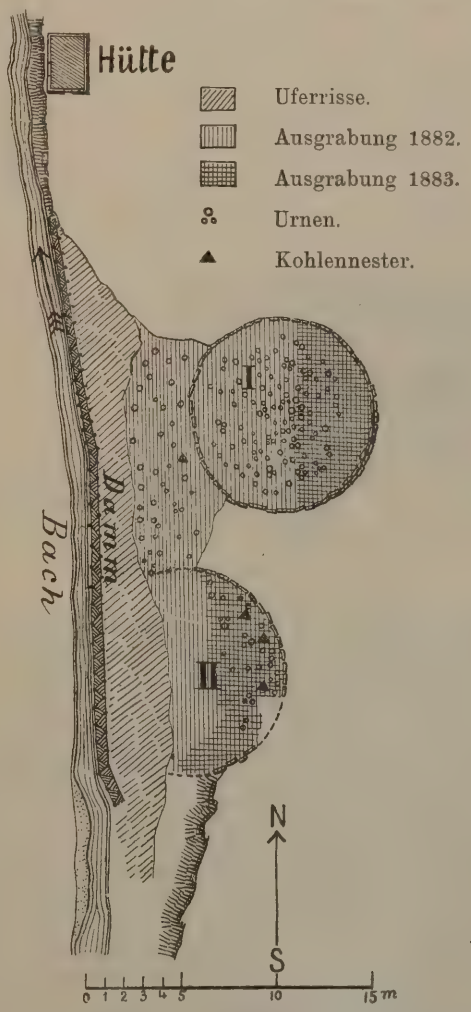


Fig. 66. Maassstab 1 : 400.

weshalb auch bei der Beurtheilung des Fundes die grösste Reserve geboten erscheint[1]).

[1]) Siehe XIII. Bd. I. Heft, pag. 67 dieser „Mittheilungen".

[1]) Der Geolog, Universitäts-Professor Dr. Hantken, der im Laufe des Sommers mein Gast war und den Stein sah, hat von seinem Standpunkte die Möglichkeit der künstlichen Gravirung nicht bestritten, zugleich aber bemerkt, dass die Einschnitte Abdrücke einer Pflanze sein dürften.

*

Die innerhalb des Kreises ausgegrabenen Urnen und sonstigen Gefässe sind sowohl bezüglich der Form, als auch des Materials und der Adjustirung analog den im Vorjahre Ausgegrabenen. Um mithin Wiederholungen zu vermeiden, erwähne ich hier blos diejenigen Urnen, welche in Bezug auf ihre Unterbringung einige Abweichungen aufweisen. Es gilt dies insbesondere von einer Aschenurne, welche auf der südlichen Seite des Kreises, unmittelbar an der Einfassung in einer Tiefe von 2·65 m (mithin um 1·05 m tiefer als die Urnenschichte) ausgegraben worden ist. (Fig. 67, *e.*) Die Urne war auch hier in verticaler Richtung in den schweren Lehmboden eingesenkt, nur war deren Oeffnung ausser der üblichen Steinplatte auch noch mit einem schüsselförmigen Thonscherben gedeckt. Seitwärts, beinahe an die äussere Wand der Urne angeschmiegt, lag eine kleine, mit einem Henkel versehene Schöpfschale, deren Form von den bisher gefundenen ähnlichen Schalen insofern abweicht, als sie jedes Zierraths entbehrt und

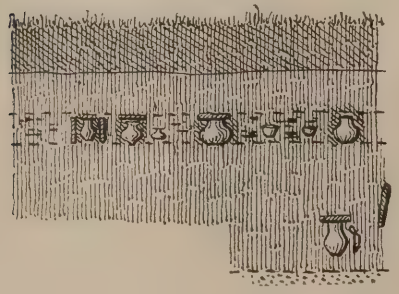


Fig. 67. Maassstab 1 : 100.

auch sonst, zufolge der primitiven Beschaffenheit, auf einen älteren Ursprung deutet. — In dem Wahn, dass hier eine ganze Urnenschichte meiner Aufmerksamkeit entging, habe ich die Ausgrabungen eine Zeit lang bis zu jener Tiefe, in der die Urne aufgefunden wurde, fortsetzen lassen, jedoch ohne allen Erfolg. Bald stellte sich auch Grundwasser ein, weshalb ich dann das Weitergraben bis zu dieser Tiefe einstellen musste. — Im Uebrigen weist die Urne keine neue Form auf und ist, wie die meisten Urnen, von einem mit quarzreichem Sand gemengten grauen, schlecht gebrannten Thon aus freier Hand angefertigt. Ihre Höhe beträgt 27 cm, der obere Durchmesser 19 cm, der mittlere 21 cm, die Basis aber 10·5 cm. Der Inhalt bestand aus mit Schlamm überzogenen gebrannten Knochen.

Zu erwähnen wäre hier noch eine kleine, blos 7 cm hohe, mit Graphit polirte, auf der äusseren Ausbauchung mit schief herablaufenden Parallellinien, und auf den gegenüberliegenden Seiten ausserdem mit kleinen Ohren und linsenähnlichen Eindrücken gezierte Urne, sowie eine aus demselben Material angefertigte, ebenso verzierte, 5 cm hohe, 12 cm breite, mit einem 4 cm hohen, aufrechtstehenden Henkel versehene Trinkschale, welche ebenfalls als Urne verwendet, und als solche mit einer dem feinen Material entsprechenden dünnen Sandsteinplatte bedeckt war. Beide Gefässe enthielten nichts, ausser offenbar Kindern angehörige, verschlämmte Knochen.

Kleine Gefässe dieser Art sind auch bisher — zumeist in gebrochenem Zustande — in und neben den Aschenurnen ziemlich häufig vorgekommen; doch dass dieselben als Aschenurnen verwendet worden wären, habe ich im Laufe meiner früheren Ausgrabungen noch nicht wahrgenommen. Ueberhaupt ist es auffallend, dass in diesem Theil der Begräbnissstätte viele, offenbar zu anderen Zwecken verfertigte Gefässe, als kleine Schüsseln, Trinkbecher, ja selbst schüsselähnliche Untertheile weniger bestimmbarer Nutzgefässe, welche nichtsdestoweniger mit den üblichen kreisförmigen oder sechseckigen

Fig. 68. ½ n. Gr.

dünnen Sandsteinplatten gedeckt und mit ganzer Sorgfalt eingenistet waren, statt Aschenurnen verwendet worden sind. Aus allen diesen Erscheinungen darf wohl gefolgert werden, dass selbst die primitivsten Aschenurnen einen Werth repräsentirt haben mochten, den die minderbemittelten Ureinwohner nicht erschwingen konnten.

Die in den Aschenurnen ziemlich spärlich vorkommenden, feuerbeschädigten Bronzegegenstände sind zumeist ähnlich denjenigen, welche ich schon in meinem ersten Bericht beschrieben habe. Zumeist sind es aus einfachem, oder spiralförmig mehrmals gewundenem Bronzedraht verfertigte Ringe, Ohrgehänge, Nadelspitzen und andere weniger bestimmbare Kleinigkeiten. Einer besonderen Erwähnung verdienen vorzüglich zwei aus vielmals gewundenem in einen, beziehungsweise zwei zum Schutz der Fingergelenke dienenden Spiraldisken endenden Bronzedraht verfertigte Ringe, ferner eine mit einem oben flachen

Knopf versehene, 18 cm lange, vollkommen wohlerhaltene Stecknadel, und endlich eine gebrochene Nadelspitze. Letztere ist insofern interessant, als auf derselben ein kleiner, aus 1 mm dickem Golddraht verfertigter Ring hing. (Fig. 68.) Unter den bisnun gefundenen Metallgegenständen ist dies der erste, der den Beweis liefert, dass die Urbewohner von Felsö-Kubin ausser der Bronze auch das Gold kannten.

Schon in meinem ersten Bericht that ich über die in den Aschenurnen zuweilen vorkommenden kleinen Sandsteine, insbesondere aber über einen, offenbar durch Zuschleifen der Kanten herzförmig zugeschnittenen kleinen Kieselstein Erwähnung, von welchem ich die Behauptung aufzustellen wagte, dass er durch die trauernden Angehörigen zum Zeichen ihrer Liebe — als Symbol — der Asche beigelegt wurde. Es ist diese meine Behauptung in Budapester Fachkreisen nicht ohne Wohlwollen kritisirt, jedoch auf Grund der ausgesprochenen Ansicht mehrerer Geologen, die auf dem vorgewiesenen Steinchen die Spuren einer menschlichen Hand nicht wahrnehmen wollten, als unhaltbar verworfen worden. — Nun wäre es meinerseits wohl angezeigt, über derartige Steinchen weiter kein Wort mehr zu verlieren, und wenn ich dies ungeachtet dessen doch thue, so möge als Entschuldigung die „archäologische Wissenschaft“ dienen, die es mir als Forscher zur unabweislichen Pflicht macht, alle, selbst scheinbar ganz unbedeutende Umstände treu zu verzeichnen.

Der kleine Stein, dessen ich hier Erwähnung zu machen gedenke, kam nebst zwei Ringen aus Bronzedraht, in einer mittelgrossen, durch das Gewicht des Erdreichs plattgedrückten Aschenurne vor. Es ist ein bläulich-grauer, mit röthlich-braunen Adern marmorirter Quarzstein. Seine Gestalt ist im Ganzen genommen unregelmässig; es ist jedoch die eine Seite desselben gegen die von Natur aus konisch zulaufende andere Seite mässig convex zugeschliffen, wodurch eine halbkreisförmige scharfe Kante entsteht, die den Stein in der Profilansicht einer Steinaxt nicht unähnlich macht. Ob wir es hier mit einer wahrhaftigen Steinaxt zu thun haben, oder ob das Steinchen eine andere Bestimmung hatte, mag vorläufig unentschieden bleiben. Jedenfalls hat aber der Stein seine jetzige Gestalt, ebenso wie das im Vorjahre gefundene herzförmige Steinchen, nur durch Zuschleifen erlangt.

Nach dem letzten Spatenstich, der innerhalb des Kreises gemacht worden ist, schien es, als sollte ich meine Ausgrabungen hier überhaupt für beendet ansehen. Meine Hoffnung nährte nur mehr die kaum 2 cm dicke, mit Asche gemengte Kohlenschichte, welche sich rechts vom Kreise in der bekannten Höhe der Urnenschichte, entlang des ganzen Ufers hinzog. Und fürwahr, kaum habe ich die Grabungen fortsetzen lassen, als wir abermals auf Aschenurnen, bald aber auch auf mächtige, in zwei, ja sogar drei Reihen neben einander gestellte Sandsteinplatten stiessen, die offenbar einen neuen Kreis einfriedeten. Wie beim ersten Kreis, habe ich die Steinplatten vorläufig auch hier stehen lassen, indem ich deren Lage auf der über den Fundort angefertigten Skizze bezeichnete.

Als wir mit den Grabungen soweit vorgeschritten waren, dass nach dem durch die Steine gebildeten Segment der Kreis selbst bestimmt werden konnte, habe ich die Grabungen sofort auch auf der durch die gezogene Kreislinie bezeichneten anderen Seite des Ufers vornehmen lassen, wo dann die Steinplatten auch bald zum Vorschein gekommen sind. Leider musste ich hier die Wahrnehmung machen, dass der grösste Theil des Kreises an dieser Stelle durch den nahe fliessenden Bach bereits weggeschwemmt worden ist. Im Uebrigen konnte der Kreis auch nach dem gebliebenen Segment ziemlich genau bestimmt und dessen Durchmesser, sowie jener des ersten Kreises mit 10 m festgesetzt werden. Die Entfernung der beiden Kreise von einander beträgt 5 m.

Ueber die im zweiten Kreise ausgegrabenen Urnen habe ich nicht viel zu bemerken. Wie im ersten Kreise, kommen sie auch hier in unregelmässigen Entfernungen von $^1/_2$—1 m einzeln oder gruppenweise zu 3—5 vor, mit dem Unterschied, dass hier die Urnen bis hart an die Grenzsteine vorkommen, wo hingegen im ersten Kreise, auf der dem Acker zugekehrten östlichen Seite, Gefässe in einer Entfernung von nahezu $1^1/_2$ m überhaupt nicht mehr zu finden waren. In Bezug auf die Form, das Material und die sonstige Adjustirung stimmen übrigens die Gefässe des zweiten Kreises mit jenen des ersten vollkommen überein.

Als ein besonderes Merkmal des zweiten Kreises erwähne ich hier noch die in der Nähe der östlichen Umzäunung vorkommenden, ungefähr $^1/_2$ □ m grossen Kohlennester, von welchen ich die Ansicht hege, dass sie die vom Leichenbrand übrig gebliebenen Kohlen- und Aschenreste enthalten.

Bronzegegenstände, die einer besonderen Erwähnung werth wären, habe ich innerhalb des zweiten Kreises nicht gefunden und bestand die Ausbeute

zum grossen Theil abermals blos aus durch den Brand beschädigten Nadelspitzen, Drahtringen und kleinen Spiraldisken. Werthvoller als diese halte ich eine unmittelbar neben der Mündung einer topfartigen Aschenurne gefundene, aus einer harten, abfärbenden, kreideähnlichen Masse angefertigte, mit einem von beiden Seiten konisch gebohrten, 2 cm breiten Loch versehene, etwas plattgedrückte, polirte Kugel[1]) (Fig. 69), ferner einen leider stark beschädigten Theil einer Gussform. Letztere verräth auf den ersten Blick, dass sie zu der Gruppe der im Vorjahre gefundenen Gussformen gehört und zum Guss eines Messers und eines Spiesses[2]) gedient haben mag.

Fig. 70, 71 und 72 repräsentiren die drei Normal-Typen der in allen Grössen vorkommenden Aschenurnen, von welchen die topfartigen (Fig. 70) durchgehends aus einem grauen, mit quarzigem Sand gemischten Lehm verfertigt, zum Theil von aussen (wahrscheinlich bei freiem Feuer) schwach gebrannt und verhältnissmässig am besten erhalten sind. Diese zeigen nie Spuren einer Ornamentik oder sonstiger Ansätze. — Fig. 71 ist die am seltensten vorkommende Form, charakteristisch durch die massiven hinunterhängenden Tragzapfen. Das Material dieser Urnen ist ein ebenfalls mit quarz- und glimmerreichem Sand gemengter schmutzig-gelber Lehm, meist ungebrannt. Fig. 72 ist die am häufigsten vorkommende Urnenform. Das Material: mit Kohlenstaub geschwärzter sandreicher Lehm; die Aussenwände sind schön geglättet und mit Graphit polirt. Ausser den auf der Zeichnung sichtbaren Warzenansätzen sind diese Urnen auch mit auf den Bauchflächen vertical herablaufenden, zuweilen auch schlangenförmigen, parallel eingedrückten, fingerbreiten Linien verziert. Zufolge des vollkommen ungebrannten, meist sehr dünnen Materials, sind diese Urnen durchgehends eingedrückt, und nur mit grösster Mühe zu reconstruiren.

Fig. 69. 1/5 n. Gr.

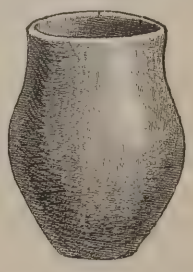


Fig. 70. 1/10 n. Gr.

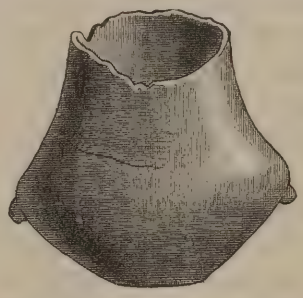


Fig. 71. 1/10 n. Gr.

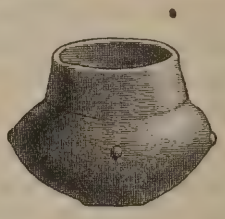


Fig. 72. 1/10 n. Gr.

Fig. 73. 1/5 n. Gr.

Um das hier blos in schwachen Umrissen entworfene Bild des Fundortes besser zu vergegenwärtigen, schliesse ich hier einige Abbildungen der bemerkenswerthen Fundobjecte mit Ausnahme der Gussformen, welche in der durch die ungarische Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschrift „Archaeologiai Értesitö“ bereits publicirt worden sind und auch sonst aus der vorjährigen Bronze-Ausstellung zur Genüge bekannt sein dürften.

Fig. 74.

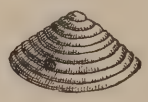


Fig. 75.

Fig. 76.

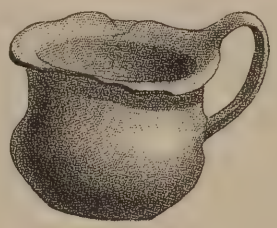


Fig. 78.

Fig. 79.

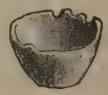


Fig. 77.

1/5 nat. Gr.

[1]) Der Durchmesser der Kugel beträgt in der Höhe 6 cm, in der Breite 8 cm, die Peripherie aber 24 cm.

[2]) Ich bediene mich dieses, auch schon in meinem vorjährigen Bericht gebrauchten Ausdruckes, weil ich keinen besseren finde für den geradlinigen, auf dem oberen Ende zugespitzten Stift, den wir wohl als die Urform unserer heutigen Gabel ansehen dürften.

An diese Urnen reihen sich bezüglich der Form die Beigefässe Fig. 73 und 74 mit dem Unterschied, dass diese unterhalb der Halsmündung stets mit kleinen Oehreln, oder statt diesen mit kleinen Löchern von der Grösse eines Stecknadelkopfes versehen sind. Dasselbe Merkmal trägt der mit kreis-

förmigen Paralleleinschnitten reich verzierte schüsselartige Deckel (Fig. 75). Zu bemerken ist hier, dass topfartige Beigefässe nie vorkommen. Die als Beigefässe benützten kleinen Schüsseln (Fig. 76 und 77) und Henkelschalen (Fig. 78 und 79) tragen sonst keine besonderen Merkmale.

Elegant in der Form und ausgezeichnet durch ihr graphitreiches Material sind die Schöpfschalen Fig. 80, 81 und 82. Insbesondere ist es die letztere, die auf einen ziemlich vorgeschrittenen Grad der Keramik hinweist. Abgesehen von der höchst gefälligen Form, verdient auch das besonders an der Randmündung papierdünne Material, dann die geschmackvolle innere (Fig. 82 b) und äussere Verzierung eine besondere Aufmerksamkeit. Dass die meisten Beigefässe in vielen Fällen auch als Urnen verwendet worden sind, ist schon oben erwähnt worden.

Von den bis jetzt gefundenen Bronzegegenständen sind wohl die unter Fig. 83—85 verzeichneten diejenigen, die das meiste Interesse verdienen.

Fig. 80. 1/5 n. Gr.

Fig. 81. 1/5 n. Gr.

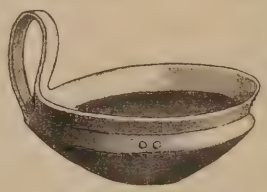


Fig. 82 a. 1/5 n. Gr.

Fig. 82 b. 1/2 n. Gr.

Fig. 83. 1/2 n. Gr.

Fig. 84. 1/2 n. Gr.

Fig. 85. 1/2 n. Gr.

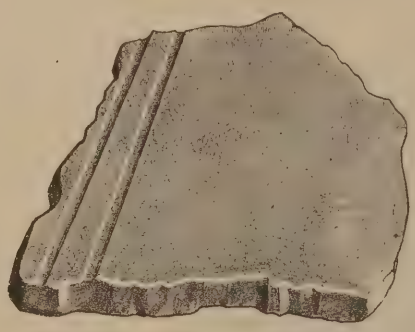


Fig. 86 1/3 n. Gr.

Schliesslich verdient wohl auch die unter Fig. 86 abgebildete Steinplatte besonders besprochen zu werden.

Wenn ich den Stein mit den in Felsö-Kubin bis jetzt gefundenen Gussformplatten vergleiche, so muss ich wohl zugestehen, dass letztere, wenn noch so verletzt zu Tage gefördert, stets den Charakter der menschlichen Bearbeitung selbst in dem kleinsten Bruchtheil beibehalten haben. Dies ist bei der hier besprochenen Steinplatte leider nicht der Fall, und es zeigen blos die beiden Parallelleisten eine derart glatte Fläche, wie sie bei den sonstigen Gussformen zu finden ist. Der grosse Rest des Steines ist vollkommen roh. Selbst die zwischen den Leisten sichtbare, in einer Breite von 4—3 cm konisch zulaufende, ziemlich regelmässig concav eingeschnittene Mulde zeigt Unebenheiten, die nicht den Eindruck machen, als wenn sie erst seit der Bearbeitung des Steines entstanden wären. Ausserdem zeigt der Stein in der Richtung der Leisten eine schwache wellenförmige Biegung, welcher auch die Leisten folgen, so dass, wenn jetzt eine glatte Fläche auf die Leisten gestellt wird, letztere nicht vollkommen gedeckt erscheinen, was die Annahme, dass wir es hier mit einer wahrhaftigen Gussform zu thun haben, unendlich erschwert. Nun bleibt aber die Steinplatte immerhin höchst interessant, und habe ich dieselbe meiner Sammlung einverleibt. Mögen geübtere Fachleute darüber urtheilen, ob der Stein seine merkwürdigen Furchen von der Natur oder durch menschliche Kunst erhielt.

Die Ausgrabungen, welche ich in Folge des anhaltend schlechten Wetters schon zu Anfang October einstellen musste, beabsichtige ich im Frühjahr wieder fortzusetzen.

Beiträge zur Urgeschichte Böhmens.

Zweiter Theil.

Von

Johann N. Woldřich.

(Mit 1 Tafel und 22 Textfiguren.)

Indem ich mir eine zweite Serie von „Beiträgen zur Urgeschichte Böhmens“ vorzulegen erlaube, welche sich an die im 13. Bande der vorliegenden Mittheilungen enthaltene erste Serie [1]) anschliesst, bemerke ich, dass dieselben vorherrschend das Resultat meiner, während der Ferien der Jahre 1882, 1883 und 1884 angestellten Forschungen sind. Ich beginne mit den Beiträgen zur ältesten Zeit der Urgeschichte des Menschen.

I. Paläolithische Zeit.

a) Der diluviale Mensch von Zuzlawitz im Böhmerwalde und die Fauna seiner Zeit.

An dem von mir entdeckten, bekannten Fundorte diluvialer Fossilreste, nämlich in den Spalten des dem Gneisse am rechten Wolinka-Ufer eingelagerten Urkalkes bei dem Dorfe Zuzlawitz (Sudslavic) unterhalb Winterberg, gelang es mir im Laufe der letzten Jahre die Existenz des diluvialen Menschen, also die ältesten Spuren für die Urgeschichte Böhmens sicherzustellen. Zwei dieser Spalten und der diluviale Lehm, welcher die Lehne und den Fuss des Felsens bedeckte, lieferten über 9000 Stück Knochen und bei 13.000 Stück Zähne, zusammen über 22.000 Stücke von mehr als 170 diluvialen, von mir bestimmten Thierformen; ferner Reste eines menschlichen Schädels, 150 Stück Steinartefacte, 200 Stück Knochenartefacte und an 400 Stück zerschlagene, mitunter bearbeitete Knochen [2]).

Neben dem Eingange zu einer vor Jahren hier bestandenen Höhle, die dem diluvialen Menschen zum Aufenthalte dienen mochte, fand ich im Lehm den Boden einer Grube mit zerschlagenen Knochen diluvialer Thiere nebst Stein- und Knochenartefacten, und unweit davon einen Feuerherd. Derselbe hatte einen Durchmesser von 1 m, war 0·4 m mächtig und mit angebrannten Steinen umstellt, mit Asche, Kohlenstückchen, einigen verkohlten Haselnussschalen und mit von Menschenhand zerschlagenen Steinen ausgefüllt. Darüber lag eine humöse schwarze Erde und über dieser ein 1—1·5 m mächtiger Schutt eckiger Kalksteine. Ferner fand ich im Lehm unweit der Grube neben zerschlagenen Rhinocerosknochen Reste eines menschlichen Schädels: ein linkes Parietale mit vollständiger Pfeil- und Lambdanaht, die Kronnaht ist theilweise verletzt; ein Stück des rechten Parietale und zwei Fragmente des Occipitale, und einen linken, hinteren, oberen Prämolar. Diese Reste gehören zu der gleichzeitigen postglacialen Mischfauna des Lehms und der Spalte II, welche aus der Weidefauna (den grossen Pflanzenfressern) und aus einer echten Waldfauna besteht, bei 70 Thierformen zählt und die Diluvialepoche abschliesst. Vor dieser Fauna kommt in unserer Gegend am Ende der Glacialzeit eine ältere diluviale Mischfauna vor, enthalten in der Spalte I, welche aus der Glacial- und aus der Steppen-Fauna zusammengesetzt ist und an 100 Thierformen zählt [1]).

Während die allermeisten Reste dieser älteren Mischfauna durch Raubthiere zusammengeschleppt wurden, ist die Ansammlung sehr vieler Reste der ersteren, jüngeren Mischfauna dem diluvialen Menschen zu verdanken, welcher sich der Thiere auf die verschiedenste Weise bemächtigt haben mochte, ihr Fleisch verzehrte und ihre Knochen nicht allein des Markes wegen zerschlug, sondern um dieselben auch zu verschiedenen primitiven, aber sehr brauchbaren Handwerkzeugen und Waffen zu gestalten.

---

[1]) Mitthl. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1883, Bd. XIII, Heft 1, 8 Tafeln.

[2]) Siehe meine Abhandlungen: „Diluviale Fauna von Zuzlawitz bei Winterberg“. I. Ber. m. 4 Taf.: Sitzb. d. kais. Akad. d. Wiss. Wien. Juniheft, Bd. LXXXII, 1880; II. Ber. m. 4 Taf., daselbst, Juniheft, Bd. LXXXIV, 1881; III. Ber. 3 Taf., daselbst, Octoberheft, Bd. LXXXVIII, 1883; ferner: „Diluvialní fauna u Sudslavic“, Sitzb. d. k. böhm. Ges. d. Wiss. Prag 1880, 1881, 1883.

[1]) Siehe die Verzeichnisse dieser Faunen auch in meinem Vortrage: Zoogeographische Resultate der Spaltendurchforschung im Urkalk des Böhmerwaldes. Mitthl. der Section für Höhlenkunde. Wien 1884. III. Jahrg. Heft 4.

Reste des menschlichen Schädels.

Das Parietale stammt von einem erwachsenen, kaum 20 Jahre alten Individuum; die Nähte sind scharf ausgebildet, in den Buchten der Pfeilnaht stecken theilweise die Zacken des rechten Parietale, das gewaltsam abgebrochen wurde.

Die Länge der Pfeilnaht beträgt in der Sehne 102·2 mm (an einem brachycephalen Schädel aus einem Tumulus bei Plevlje in Bosnien, der zufällig bei der Hand liegt, 106·2 mm, an einem subdolichocephalen Schädel der Bronzezeit aus einer Höhle bei Nussdorf in Krain [1]) 117·2, an einem recenten mesocephalen Europäerschädel 112). Dieselbe Länge beträgt im Bogen bei unserem Exemplare 111·1 mm, bei den übrigen genannten Schädeln der obigen Reihe nach: 111·7, 130·8 und 124; die Länge der Lambdanaht beträgt in der Sehne 81, im Bogen 88; Margo mastoid. ist ziemlich lang, nämlich 2·8; Margo sphenoid. und die vordere Partie des Margo sqam. ist verletzt. Der Semisulc. sagitt. ist nicht besonders stark, dagegen der Sulcus transv. ziemlich stark entwickelt. Die Linea temporalis ist keineswegs stark ausgeprägt. Die Dicke des Knochens ist nicht ungewöhnlich und beträgt am Beginne der Pfeilnaht 8 mm, am Ende derselben 7 mm, in der Gegend des Tuber pariet. 4·5 mm.

Der Knochen zeichnet sich durch seine Kürze bei geringer Breite, also durch seine Kleinheit aus; seine Form entspricht nicht einem brachycephalen Charakter; das Tub. par. ist klein, vor demselben ist der Knochen gegen das Frontale zu, sowie nach rückwärts gegen das Occipitale zu abgeflacht. Die geringe Wölbung des Knochens entspricht einer tieferen Entwicklungsstufe.

Bei der Besprechung des Backenzahnes füge ich nachstehend an zweiter Stelle die Maasse des Zahnes eines recenten mesocephalen Europäerschädels (eines kräftigen Mannes), bei.

Hinterer oberer l. Prämolar: Grösste Höhe des Zahnes am Aussenrande 21·5 mm (18·2 mm), grösste Länge (Dicke) der Krone v.-h. 6·6 (7), grösste Breite der Krone l.-r. 10·0 (9·0), grösste Breite der Wurzel l.-r. am Halse 8·5 (8·0). In der Schädelsammlung des Herrn Hofrathes Prof. Dr. R. v. Langer sah ich übrigens an einem Finnenschädel fast noch kräftigere Prämolaren. Trotz mancher Eigenthümlichkeiten besitzt der Zahn das Gepräge des Menschenzahnes und verräth ein sehr kräftiges Gebiss; auffallend ist seine bedeutende Grösse, besonders im Verhältniss zu dem kleinen Schädel.

Aus dem Angeführten über die wenigen Skeletreste des diluvialen Menschen von Zuzlawitz kann nur gefolgert werden, dass derselbe einen kleinen, aber keineswegs abnorm gebauten Schädel mit normaler Wanddicke und mit sehr kräftigem Gebiss besass, dass die geringe Wölbung des Parietale eine tiefere Entwicklungsstufe andeutet, und dass der Schädel nicht zum brachycephalen Typus zu gehören scheint.

[1]) Beide Schädel in der Sammlung des k. k. Hofmuseums in Wien.

Da das rechte Parietale unterhalb der Linea temporalis künstlich abgebrochen und mit kleinen viereckigen Schlagmarken versehen ist, wurde der Schädel durch den diluvialen Menschen zertrümmert. Die Art der Verletzung ist geeignet, nicht um auf die Absicht behufs der Gewinnung des Gehirns, sondern behufs der Benützung des Craniums zu irgend einem Zwecke schliessen zu lassen.

Steinartefacte.

Dieselben stammen theils vom Feuerherd, theils aus der Knochengrube, theils aus dem Lehm. Das Gestein, welches sich in dieser von der Gneissformation beherrschten Gegend einigermassen zu Werkzeugen eignen könnte, ist zunächst der Quarzit, seiner Härte wegen, ferner ein quarzreicher Urkalk, der scharfkantig bricht. Feuerstein kommt in der Gegend nicht vor. Die vorhandenen, von Menschenhand zugeschlagenen Steinwerkzeuge bestehen auch

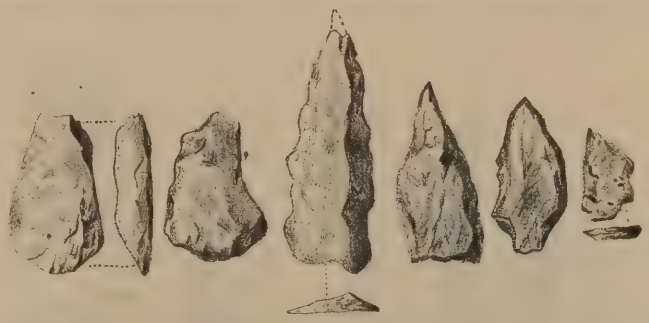


Fig. 87. Fig. 88. Fig. 89. Fig. 90. Fig. 91. Fig. 92.

Steinwerkzeuge und Waffen, 1/4 nat. Grösse. Fig. 87 und 88 axtförmig, Fig. 89 und 90 lanzenförmig, Fig. 91 pfeilförmig, Fig. 92 messerförmig; Fig. 87, 88 und 89 aus quarzreichem, feinkörnigem Urkalk, Fig. 90—91 aus Quarzit. (Sammlung Woldřich.)

aus obigen zwei Gesteinen, und zwar die grösseren besonders aus dem quarzreichen Kalk, die kleineren vorherrschend aus Quarzit. Von reinem Quarz war nur ein rundliches Stück vorhanden.

Was die Form dieser primitiven Steinwerkzeuge anbelangt, so ist dieselbe sehr verschieden, die absichtliche Formgebung sieht man allen an. Es kommen unter den 150 vorhandenen Stücken Aexte vor, die an die dänischen Formen erinnern, ferner beil-, lanzen-, pfeil-, meissel- und messerartige Formen, von denen einige der wichtigsten die beigefügten Fig. 87—92 zeigen. Längliche Steinchen besitzen an einem Ende Einkerbungen und dürften als Schmuck gedient haben.

Knochenartefacte.

Es sind verhältnissmässig viel mehr Artefacte aus Knochen vorhanden als aus Stein, wahrscheinlich wegen Mangels an geeignetem Steinmateriale. Ueberall,

wo dem diluvialen Menschen das Renthier zu Gebote stand, verfertigte er die meisten seiner primitiven Werkzeuge aus den Knochen dieses Thieres. Auch in Zuzlawitz sind die allermeisten Artefacte aus Renthierknochen, ferner aus Knochen des Pferdes, untergeordnet aus Knochen des Rindes, des Schafes und kleinerer Thiere verfertigt.

Einzelnen Knochentrümmern sieht man an den abgewetzten Bruchkanten eines Endes deutlich an, dass sie als Werkzeuge verwendet wurden, wahrscheinlich zum Scharren, zum Schaben und zu ähnlichen Verrichtungen. Spitze Knochenfragmente, welche sich zufällig beim Zerschlagen grösserer Knochen ergaben, wurden mit Vorliebe verwerthet und mitunter noch weiters zugeschlagen, um sie spitzer oder schärfer zu gestalten, oder um sie besser zu handhaben. Einzelne Exemplare endlich zeigen deutlich das mühsame, absichtliche Zuschlagen und Zuschneiden, so besonders die pfeilförmigen und einige

Fig. 93—95. Fig. 96. Fig. 97 u. 98.
1/2 nat. Gr.

pfriemförmige Stücke. Aus einer flach abgeschnittenen Stange des Renthiergeweihes und aus den Schnittflächen eines Hornzapfens geht hervor, dass der Zuzlawitzer Diluvialmensch ausser den oben besprochenen Steinwerkzeugen auch Feuersteinmesser besessen haben muss. Es ist mir nur vermittelst eines scharfen Feuersteinspanes gelungen, ein Stück Renthiergeweih auf dieselbe Art abzuschneiden, oder solche Schnittflächen zu erhalten, wie sich dieselben an dem kleinen Stirnzapfen vorfinden[1]).

Im Ganzen sind die Knochenwerkzeuge sehr primitiver Natur und zeigen im Allgemeinen dieselbe Formenreihe wie die Steinartefacte, die Aexte und Beile ausgenommen.

Es liegen mir über 200 Stücke vor, denen man entweder die absichtliche Formgebung auf den ersten Blick ansieht, oder deren stattgehabter Gebrauch sofort in die Augen fällt.

Die nachstehenden Fig. 93—95 zeigen eine Auswahl pfeil-[1]), lanzen-, harpunen- und pfriemenartiger Waffen und Werkzeuge. An den an einem Ende angebrachten Einkerbungen sieht man, dass die spitzigen Waffen an einem Holze, wahrscheinlich vermittelst eines Darmes oder des Bastes befestigt waren.

Zu kleineren Werkzeugen wurden ferner beuützt: Die Eckzähne des Schweines, und zwar nicht die Spitze allein, sondern auch das Wurzelende, ferner die Griffelbeine des Pferdes und selbst das Jugale eines kleinen Säugers wurde, wie die Fig. 98 zeigt, zu einem Werkzeug mit gebogener Spitze verwerthet.

Von grösseren Artefacten wären zunächst zu nennen: Eine aus dem Röhrenknochen eines grossen Säugers zugeschlagene dolchartige Waffe[2]), Fig. 96, welche am breiten Ende quere Einkerbungen zeigt, offenbar zur Befestigung an einem runden Stück Holz,

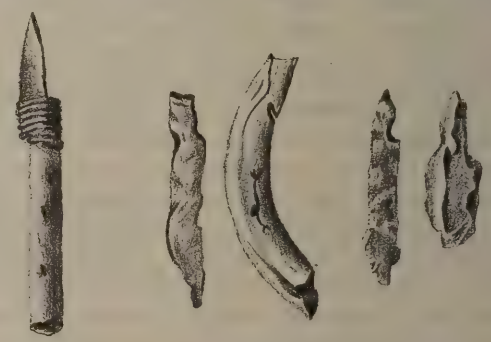


Fig. 99. Fig. 100—103. 1/2 n. Gr.

wie dies Fig. 99 zeigt, jedenfalls eine nicht ungefährliche Waffe; ferner Werkzeuge zum Schaben, Scharren und Kratzen aus dem Radius eines Zweihufers, des Pferdes, des Renthiers und aus anderen langen Knochen, an deren oft scharf zugeschlagenen und durch den Gebrauch abgewetzten Kanten der einen Seite man ihre obigen Zwecke sofort erkennt; auch aus dem Basilare des Pferdeschädels liegen mehrere solcher Werkzeuge vor, wie eines in der beistehenden Fig. 97 dargestellt ist[3]). An beiden Seiten abgeschlagene und abgewetzte, röhrige Knochen kommen häufig

[1]) Siehe Fig. 8, Taf. III, meines oben citirten dritten Berichtes: Diluviale Fauna von Zuzlawitz in dem Sitzungsb. d. kais. Akadem. d. Wiss. Wien.

[1]) Eine schöne einseitige pfeilförmige Knochenspitze, siehe auf Taf. III, Fig. 10 meines dritten Berichtes, wie oben.

[2]) Ein ganz gleiches Exemplar fand mein Freund Herr Dr. H. Wankel auf dem Lagerplatze des diluvialen Mammuthfängers in Předmost bei Prerau in Mähren, wo neben andern Knochenwerkzeugen auch ein schönes Knochenbeil vorkam. S. „Časopis muzejního spolku olomuckého“ Bd. I, Nr. 3, 1884.

[3]) Ein ähnliches Werkzeug aus einer Ulna, bildet Wankel a. a. O. p. 53, Fig. c ab.

vor, einige zeigen eine Benagung; in dem offenen Ende eines Exemplares befindet sich etwas Lehm und dieser zeigt einen rundlichen Abdruck, als ob ein länglicher Gegenstand mit rundlichem Ende darin gesteckt wäre.

Eine Menge kleiner, meist länglicher, aber auch unregelmässiger Knochenfragmente zeigt an dem einen Ende Einkerbungen und es scheint, dass dieselben an einem Faden befestigt und gleich den kleinen länglichen Steinchen zum Schmuck gedient haben. Diese Vermuthung gewinnt umsomehr an Wahrscheinlichkeit, als ein Schneidezahn eines Pferdes am Wurzelende einen 4 mm tiefen schiefen Einschnitt zeigt Fig. 101 (ein zweiter solcher Zahn zeigt den Beginn einer solchen Bearbeitung), der nur behufs der Befestigung des Zahnes an einem Faden erzeugt worden sein konnte, um als Schmuck zu dienen. Die vorstehenden Fig. 100—103 zeigen einige solcher Schmuckobjecte.

Zahlreiche abgeschlagene Köpfe des Femur vom Renthiere dürften als Spielzeug für die Kinder gedient haben [1]).

b) Reste der diluvialen Fauna verschiedener Gegenden Böhmens.

Unter den zahlreichen mir in jüngster Zeit aus Böhmen zur Untersuchung eingesendeten Knochen machte ich die nachfolgenden Bestimmungen:

Aus dem diluvialen Lehm bei Kuttenberg, eingesendet durch Herrn Prof. Kurz daselbst: Rhinoceros spec., ein Zahnfragment; Rangifer Tarandus Jard., einige Zähne; Equus Caballus fossilis Rütim., mehrere Reste; Equus Cab. fossilis minor Wold., zahlreiche Reste; Equus Stenonis affinis Wold., einige Reste; Bos primigenius Rütim.? einige Reste; Bos brachyceros Rütim., der fossile Stammvater des kleinen Torfrindes der Stein- und der späteren Zeit, zahlreiche Reste; Bos spec., eine etwas grössere Form, viele Reste. Sus palustris Rütim.? ein kleines Schwein, wahrscheinlich der fossile Stammvater des Torfschweines der Stein- und der späteren Zeit, mehrere Reste. Ovis, eine grosse und eine kleine Form.

Aus den diluvialen Ablagerungen bei Jičín, eingesendet durch Herrn Conservator Lud. Schneider: Elephas primigenius aus dem glacialen Schotter; Equus Cab. fossilis Rütim.? mehrere Reste; Bos (priscus oder primigenius), Sus, wahrscheinlich Wildschwein und Bos brachyceros Rütim.? einige Reste, alle aus dem diluvialen Lehm.

Aus dem Granat führenden Diluvium, eingesendet durch Herrn Prof. C. Zahálka in Raudnitz. Aus Dřemčice: Elaphas primigenius, Ursus spelaeus. Equus Cab. fossilis minor Wold. Aus Dažkovic: Equus Cab. fossilis Rütim., Equus Cab. foss. minor Wold. Aus Stará: Rhinoceros, spec. Aus Třiblic: Equus. Cab. foss. minor Wold., Equus Cab. fossilis Rütim., Sus, kleine Form.

Aus dem Kalkbruche von Habichau bei Schwarzbach, eingesendet durch Se. Durchlaucht Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg: Reste eines sehr starken Exemplares von Equus Cab. fossilis Rütim. und von Bos.

Aus dem diluvialen Lehm unterhalb Wolin, eingesendet durch Herrn J. Boháč in Wolin: Rhinoceros (Merckii, Jäg. und Kaup?) und Pferdereste.

II. Neolithische Zeit.

a) Aschige Grubenreste in der Gegend von Laun.

Aschengrubenreste bei Ročov. Auf einem neu angelegten Hopfenfelde in der Nähe des nordwestlich von Ober-Ročov gelegenen Dorfes Solopisk fand der Verwalter Herr Rich. Ebenhöck vor zwei Jahren in hellgelbem diluvialen Boden schwarze Nester mit aschigem Inhalt, Thonscherben und zugeschliffenen Steinartefacten. Solche Nester, im Durchmesser von 2 m und darüber, kommen in jener Gegend meist in den Thälern, in Gruppen vereinigt, sehr unregelmässig von einander entfernt, mitunter zu einem ganzen dunkleren Felde verschwommen, sehr häufig vor.

Die bei Solopisk gefundenen Objecte sandte Herr Ebenhöck an das Fürstlich Schwarzenberg'sche Museum (Ohrada in Frauenberg) und mir einen ausführlichen Bericht über dieselben ein. Die Objecte sind:

Ein flacher, meisselförmiger Schaber, Taf. VI. Fig. 1 (zum Schaben der Felle, vielleicht auch zum Glätten der Thongefässe) aus einem harten, grünlichen Gestein, auf einer Seite eben, auf der andern abgerundet, die Schneide einseitig zugeschliffen, L. 7·5 cm, Br. oben 3·5 cm, an der Schneide 4·5 cm, D. 1 cm.

Ein langes, messerartiges Werkzeug, an einer Längs- und an der unteren Breitseite zugeschliffen, an der anderen Längsseite breit abgeschnitten (Taf. VI, Fig. 2), aus grauem Thonschiefer. L. 25 cm, Br. 5 cm, D. 1·5 cm.

Ein kegelförmiges, an beiden Enden abgebrochenes Steinwerkzeug von der Form eines länglichen, der Länge nach gespaltenen Halbkegels aus grauem Thonschiefer. L. 12 cm, Br. 3 cm, D. 3 cm.

Die Gefässscherben bestehen aus grobem Lehm, sind von freier Hand gemacht, schwach oder gar nicht gebrannt und zeigen eigenthümliche Verzie-

[1]) Unter den mir vor vier Jahren vom Herrn Prof. K. Maška aus den Stramberger Höhlen „Certova dira“ und „Šipka“ zur Untersuchung eingesendeten massenhaften Knochen fand ich ganz ähnliche Formen von Waffen, Werkzeugen und Zierobjecten aus Knochen und hatte damals noch keine Ahnung, dass ich in Zuzlawitz bald einen Menschen derselben Culturstufe finden werde.

rungen, bestehend aus eingeritzten Linien, Punkten und Strichen, wie die Fig. 7, 8, 9 und 10 auf Taf. VI zeigen. Der Scherben, Fig. 10, besitzt einen Höcker, von dem nach drei Richtungen je vier Punktreihen verlaufen; derselbe stimmt vollkommen überein mit solchen Gefässresten, welche Herr Conservator Lud. Šnajder aus Jičín in ähnlichen Aschengruben bei Neu-Bydžov gefunden hat.

Aschengrubenreste von Divic. Bei dem nordöstlich von Ročov gelegenen Dorfe Divic traf Herr Ebenhöck ebenfalls solche schwarze Nester an, und fand darin:

1. Eine Steinaxt aus grünlichem, oben zugeschlagenem Gestein, die Schneide zugeschliffen, Taf. VI, Fig. 4, L. 16 cm, Br. der Schneide 6·5 cm, des Kopfes 4·5 cm, grösste Dicke in der Mitte 4·2 cm.

2. Einen flachen Steinmeissel (Schaber), gleich dem von Solopisk und ein solches halbes in der Mitte scharf durchschnittenes Exemplar.

Die Gefässscherben, Taf. VI, Fig. 11, 12, 13, bestehen entweder aus lichtgelbem, etwas sandigem Lehm oder aus braunem Lehm mit schwarzem, nicht graphitischem Anstrich, ungebrannt. Die Verzierung besteht aus winkelig gestellten Strichen in Verbindung mit länglichen Tupfen.

Bei Hořešovic, nordwestlich von Schlan, östlich von Ročov, kommen ebenfalls solche Nester vor.

Aschengrubenreste bei Kaunova. Auf dem Felde dieser südwestlich von Ročov gelegenen Meierei wurden im Jahre 1873 beim Rigolen zum Hopfgarten in einer Tiefe von 2·5 Fuss auf Parc. Nr. 1041/1045 die nachstehenden, im Ohrader Museum befindlichen Gegenstände aufgefunden:

1. Eine mittelgrosse Steinaxt aus grünlichem Gestein, zugeschlagen, Schneide zugeschliffen, L. 10 cm, Br. der Schneide 5·2, des Rückens 2·5, Dicke in der Mitte 3 cm, Taf. VI, Fig. 3.

2. Ein sogenannter Knochenhammer (Stockgriff) aus Hirschhorn, Taf. VI, Fig. 14; L. 15·2 cm, gr. Br. 6·4, Loch 2·5 cm, glatt geschabt (Aussehen wie vom Renthier), gebrochen und hierauf zugeschärft und als Schaber benützt.

3. Ein grob gearbeiteter trichterförmiger Topf.

4. Eine bearbeitete Hirschzinke, eine abgebrochene Hirschzinke; ein Oberkiefer- und ein Unterkiefer-Fragment mit Zähnen vom Rind, das wohl Bos brachyceros Rütim. sein dürfte.

Aschengrubenreste bei Nečenic. Westlich von Ročov gelegen; Waldgelegenheit „Neuwelt", Parc. Nr. 385, bei Rodungen im Jahre 1873 gefunden:

Ein schönes, der ganzen Länge nach zugeschliffenes Steinbeil mit spitzigem Rücken aus grünlich grauem Gestein, Taf. VI, Fig. 5, L. 18·5 cm, Br. der Schneide 6 cm, D. in der Mitte 3·5 cm.

Aschengrubenreste bei Hřivic. Nordwestlich von Ročov gelegen:

Ein Steinbeil von der Form des vorigen, aus grünlichem, festem Gestein, ebenfalls ganz geschliffen, oben etwas breiter; L. 12 cm, Br. 5·5 cm, D. 2 cm.

Aschengrubenreste bei Tauchovic. Eine Viertelstunde weiter nördlich vom vorigen Orte entfernt:

Ein Steinhammer (im Ohrader Museum), Taf. VI, Fig. 6, aus grünlichem Gestein mit schiefriger Structur, zugeschlagen und nur wenig zugeschliffen, das Loch sehr schön ausgebohrt; auf einer Seite etwas beschädigt. L. 10·5 cm, Br. 5 cm, D. 4 cm, Loch 3·4 cm weit.

Ausserdem liegen noch ein halber Steinhammer und eine Steinaxt aus Serpentin im Museum vor, ohne Fundangabe, welche Gegenstände zweifelsohne aus derselben Gegend stammen.

Bemerkungen zu vorstehenden Funden. Ebensowenig als man aus vereinzelten Funden von zugeschlagenem Feuerstein, dessen Gebrauch sich vereinzelt vom Diluvium her nicht nur während der neolithischen Zeit, sondern mitunter bis zur historischen Zeit erhalten hat, auf die paläolithische Zeit schliessen darf, ebensowenig ist es erlaubt, aus einzelnen Funden von zugeschliffenen Steinartefacten, deren vereinzelter Gebrauch mitunter tief in die Metallzeit reicht, auf die neolithische Zeit zu schliessen.

In vorliegendem Falle besteht wohl kein Zweifel, dass die obigen Funde der neolithischen Zeit angehören, denn es ist an so zahlreichen Fundstellen, die alle dasselbe Gepräge tragen, kein Metallgegenstand gefunden worden, die Gefässscherben besitzen einen etwas anderen Typus als diejenigen, welche wir in Begleitung der Bronze finden, und alle diese Reste stimmen nicht nur unter einander überein, sondern auch mit derartigen Funden anderer Gegenden, die der neolithischen Zeit angehören.

Ich glaube, dass es wohl keinem Zweifel unterliegt, dass alle diese dunklen Nester im diluvialen Lehm Reste einstiger Wohnhütten sind und dass ihre Gruppen einstigen Ansiedlungen der neolithischen Zeit angehören. Es ist schon erwähnt worden, dass ein Gefässscherben von Solopisk vollständig übereinstimmt mit Gefässresten aus Aschengruben bei Neu-Bydžov, welche Schneider[1]) ebenfalls als Reste von Wohnungshütten erklärte; aber auch die übrigen Gefässreste von Solopisk, sowie die von Divic stimmen mit denen von Neu-Bydžov und unter einander überein,

[1]) „Jáma s odpadky kuchyňskými u Nového Bydžova". Jičin 1881.

und zwar durch die eingeritzten Linien und Punkte. Da diese Ornamentik auch mit jener der auf dem nördlich von Prag gelegenen Berge Řivnáč gefundenen Reste und mit anderen ähnlichen Fundstellen der Umgegend von Prag stimmt, da fernere derartige Aschengruben mit Gefässfragmenten, Knochenresten, Knochenartefacten und zugeschliffenen Steinartefacten auch weiter nordwestlich und westlich von Prag auftreten (ich selbst fand dieselben theilweise bei Brüx, Rudelsdorf, Seidowitz, Morawes, Ploscha, Postelberg [1]), nur dass ich damals die Gruben für Gräber und die Aschenlagen (Ustrinen) für Verbrennungsplätze und nicht für Producte der Verbrennung ganzer Ansiedlungen hielt): so haben wir es in besagter Gegend mit sehr vielen, in der Launer Gegend sogar mit ziemlich dichten Ansiedlungen eines zahlreich vertretenen Volkes der neolithischen Zeit zu thun, das hier dauernd sesshaft war und sich, wie die Funde lehren, oder wie dies namentlich aus meinem oben angeführten, eingehenden Berichte hervorgeht, von Viehzucht und Ackerbau nährte. Sehr lehrreich in dieser Beziehung ist die Ansiedlung auf dem Berge Řivnáč, welche durch Herrn Č. Ryzner [2]) im Detail untersucht wurde, dem wir auch eine eingehende Beschreibung dieser Localität, sowie der dortigen Funde verdanken. Auch Herr Prof. J. Smolík in Prag [3]) berichtete über diese Ansiedlung, welche so wichtig ist, dass ich hier etwas näher auf dieselbe eingehen muss.

b) Ansiedlung auf dem Berge Řivnáč.

Der Berg liegt nördlich von Prag auf dem linken Moldauufer unterhalb Roztok. Die Ansiedlung auf demselben lieferte eine reiche Ausbeute vornehmlich an zugeschliffenen Steinartefacten, an Knochenwerkzeugen und Gefässresten, welche alle in obiger Arbeit Ryzner's sehr nett abgebildet sind. In Folge des Fundberichtes des Herrn Ryzner, sowie in Folge der abgebildeten und beschriebenen Funde kann ich leider weder die Ansichten Ryzner's noch die meines Freundes Smolík über diese Ansiedlung vollständig theilen, welche die gesammten dortselbst gemachten Funde in dieselbe und noch dazu in eine sehr junge Zeit stellen, wozu wohl die daselbst gemachten Eisenfunde, durchaus aber nicht alle übrigen Funde Veranlassung bieten.

Aus dem Berichte Ryzner's geht hervor, dass der Berg Řivnáč mit langgezogenen Wällen befestigt war; innerhalb des grossen Innenraumes kamen 10 Gruben zum Vorschein, gefüllt mit Asche, gebranntem Lehm (Lehmanwurf), Knochen, Knochenfragmenten, Scherben, Knochenwerkzeugen und meist polirten einfachen, vorherrschend nicht durchbohrten Steinwerkzeugen; am Grunde der Gruben befanden sich Feuerherde. Diese Gruben bezeichnet Ryzner ganz richtig als Reste einstiger Wohnstätten (Hütten). Die Ausgrabung der Hüttenreste Nr. 3, 4 und 5 wird sehr ausführlich beschrieben; es wurden darin ausser den obigen Objecten keine Metallgegenstände gefunden, wohl aber in der oberflächlichen Schichte zwischen Nr. 4 und 5 eine Bronzenadel, wie solche Ryzner in Reihengräbern des nicht weit entfernten Ortes Unětic [1]) gefunden hat und welche Nadel auch mit diesen Gräbern in Verbindung zu bringen sein dürfte. Die übrigen Funde von Unětic, die Gefässe mit inbegriffen, haben wohl mit den Steinwerkzeugen und den Gefässresten des Řivnáč nichts Gemeinsames; eine in den Gräbern von Unětic gefundene Knochenahle ist vollkommener gearbeitet als solche Werkzeuge von Řivnáč, und selbst wenn dieselbe ganz gleich wäre, hätte dieses Stück nichts zu bedeuten, da ja der Gebrauch knöcherner Ahlen bis in die historische Zeit reicht.

Weiter führt Ryzner summarisch an, dass die übrigen Gruben unter ganz ähnlichen Umständen aufgedeckt wurden; unter den nun folgenden ebenfalls summarisch angeführten Funden werden dieselben Lehm-, Scherben- und Knochenreste, Steinwerkzeuge und Knochenwerkzeuge genannt, daneben aber auch sieben Stücke Bronzereste, welche wohl ebenfalls aus der oberflächlichen Schichte zwischen oder über den Gruben gleich jener ersten Bronzenadel stammen werden und nichts mit dem Inhalte der Gruben selbst zu thun haben dürften. Wenn auch Eisenfunde ziemlich tief in die Bronzezeit Böhmens vielfach eingreifen, erscheint es mir unzulässig, die eisernen Lanzenspitzen (Ryzner, Fig. 119, 120, 121), sowie die eiserne Angel (Fig. 118), welche Gegenstände im Westen der Ansiedlung unterhalb

[1]) Geologischer Bericht über den Brüxer Schädel und weitere Funde in der Brüxer Gegend. Mittheil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien, Bd. III, Nr. 3, 1873.

[2]) Řivnáč, předhistor. Hradiště u „Levého Hradce". Památky arch. Prag, XII, Heft 5, 6, 7. Taf. X, XI, XII, XIII, XIV. 1883.

[3]) O předh. „Hradišti na Řivnáči". Památky archeol. Prag, XII, Heft 7, 1883.

[1]) Památky archaolog. Prag, Bd. XI, 289—353, Taf. XIII, XVI.

des Walles in unregelmässig vertheilter Asche gefunden wurden, mit der für sich völlig abgeschlossenen und weit verbreiteten Culturstufe der Aschengruben mit den theilweise noch zugeschlagenen, meist jedoch zugeschliffenen Steinwerkzeugen oder Knochenartefacten in gleichzeitige Verbindung bringen zu wollen. In den Gruben des Řivnač haben wir es vielmehr mit Wohnstätten aus neolithischer Zeit zu thun, und zwar in sehr typischer Entwicklung der älteren Formen.

Ganz ähnliche, wahrscheinlich noch etwas ältere Wohnstätten sind in Lithauen am Ufer des Chronus[1]) aufgedeckt worden: mit Asche, Knochen und Feuersteinspänen, ohne jegliches Metall. Im Flussgebiet des Niemen findet man heute noch Sommerhütten, die aus einer mit Stroh, Aesten und Gestrüpp bedeckten Erdgrube bestehen, und den ältesten slavischen Urkunden[2]) zufolge wurden in früherer Zeit solche Hütten auch im Winter bewohnt. In der Nähe solcher alter Wohnstätten kommen Gräber mit verbrannten Leichen vor, die von der Bevölkerung, ebenso wie auch die heutigen Gräber, „žale“ genannt werden.

Es ist eine bekannte Thatsache und dem Gange der natürlichen Culturentwicklung vollkommen entsprechend, dass der Gebrauch der Metalle, insbesondere der Bronze, theilweise in die neolithische Zeit eingreift, d. h. dass eine Bevölkerung mit zugeschliffenen Steinwerkzeugen einmal die Bekanntschaft mit der Bronze machen musste und dabei sicherlich nicht sofort ihre erprobten und gewohnten Steinwerkzeuge oder Waffen wegwarf; daher sind die gemischten Funde nicht selten, besonders solche, bei denen entweder der Stein oder das Metall vorherrscht, je nach dem relativen Alter derselben. Von den wenigen Bronzeresten des Řivnač aber glaube ich nichtsdestoweniger annehmen zu dürfen, dass sie nicht in die Zeit der daselbst bestandenen neolithischen Wohnstätten fallen.

Wie die im westlich gelegenen Theile des Walles am Řivnač gefundenen rothgebrannten Thonwalzen bezeugen, erfolgte die Befestigung des Berges viel später und es waren bei der Anlegung des Hradiště die neolithischen Wohnstätten bereits verschwunden. Aus dieser Zeit der Befestigung des Berges dürften sicherlich die daselbst gefundenen Bronzen stammen und, wie dies Ryzner und Smolík richtig bemerkten, mit den Gräbern von Unětic im Zusammenhange stehen. Ich stimme auch mit Smolík überein, dass die Anlage des Hradiště etwa in das V. oder VI. Jahrhundert n. Chr. fallen dürfte, sowie dass der daselbst gefundene Kamm mit Eisennieten, und einzelne Wirtel noch jünger sind und mindestens bis zum VIII. Jahrhundert reichen.

Was nun die Eisenobjecte anbelangt, nämlich: vier pfeilförmige Spiesse, eine gedrehte Fischangel und ein Messerfragment, so zeigt mindestens der Spiess (Nr. 121) mit gedrehtem Hals und die gedrehte Fischangel, dass diese Objecte mit dem Hradiště selbst kaum etwas zu thun haben, einer viel jüngeren Zeit angehören und, wie Smolík bemerkt, bis zur Hussitenzeit reichen könnten. Wenn dem auch nicht so sein muss, so spricht für ihr bedeutend jüngeres Alter gegenüber den Bronzen des Hradiště am Řivnáč und des Grabfeldes von Unětic, dass in einer Tiefe von 3 m unter den Eisenobjecten in schwarzer Asche neben einer verkohlten Strohschaube ein Knäuel Rosshaare gefunden wurde[1]).

c) Allgemeine Bemerkungen.

Aehnliche Funde, wie am Řivnáč, sind in der Šárka, ferner auf dem am jenseitigen Ufer der Moldau gelegenen Přemyšlení (Scherben auf Taf. VI, Fig. 36), auf dem weiter südlich hiervon gelegenen Hradiště „Na zámkách“ bei Bohnic und am Schlaner Berge gemacht worden. Die meisten der von Smolík[2]) besprochenen und abgebildeten, zugeschliffenen 47 Stück Steinwerkzeuge stammen aus denselben Gegenden

[1]) Sig. Gloger: Wiadomości archeolog. Dil I, 97 und dil III, 115.

[2]) Biblioteka Warszawska 1871 (dil II, 506).

[1]) Bezüglich der Schlüsse auf die Gleichzeitigkeit aller Funde an einer Fundstätte, an der der Mensch in verschiedenen Zeiten zu thun gehabt haben kann, ist die grösste Vorsicht nöthig. Unterhalb des Walles am Hradiště des Berges Věnec bei Čkyň fand man mittelalterliche Sporen, die gewiss mit der Zeit des Hradiště nichts zu thun haben. In mährischen Höhlen ist ein Eisenmesser neben Knochen des Höhlenbären in derselben Schichte gefunden worden, und doch sind das sehr weit auseinanderreichende Gegenstände.

Es ist nicht unwichtig, dass die Zahl solcher Fundstätten beständig zunimmt, an denen sich der Mensch seit der paläolithischen bis zur historischen Zeit aufgehalten hat, ja an denen sich heutige Ansiedlungen befinden. Die Erbauung alter Kirchen an prähistorischen Begräbniss- oder Cultusstätten, und alter, jetzt zerfallener Burgen an der Stelle prähistorischer Wallburgen gehört in Böhmen wenigstens zu den häufigen Erscheinungen.

Der Ansicht, dass zugeschliffene Steinwaffen der Form von Metallwaffen nachgeahmt und erstere demnach im Allgemeinen jünger als die letzteren wären, kann ich nicht beipflichten.

[2]) Památky arch. T. XXIII u. XXV, B. XI, Heft 12, 1881.

des mittleren und nördlichen Böhmen, besonders um Prag herum. L. Schneider fand bei Postelberg mehrere solcher Ansiedlungen, ferner in Liben, Veliš und Popovice bei Jičín; das Hofmuseum in Wien, sowie auch meine Sammlung besitzen Funde aus solchen Ansiedlungen bei Komotau und Kaurim. W. Osborne[1]) fand auf dem oben angeführten Hradiště „Na Zámkách" bei Bohnic nördlich von Prag eine Ansiedlung, die neben massenhaften Thierknochen und Topfscherben an 100 Steinwerkzeuge, meist zugeschliffen, lieferte, sowie einige Stücke aus zugeschlagenem Feuerstein; die Verzierung der Gefässscherben besteht aus einer Combination von Strichen und Punkten; ferner constatirte Osborne Gruben mit Asche, Lehmstücken etc., die ich auch für Wohnhüttenreste halte. Von Bronze fand Osborne nur einen Flachkelt, der offenbar einer etwas späteren Zeit angehört.

Ohne Zweifel wird sich die Zahl dieser neolithischen Ansiedlungen noch stark vermehren, wenn man bei Rodungen besser auf ihr Vorkommen Acht haben wird, wie dies in der Launer Gegend der Fall ist. Der Umstand, dass dieselben von der Ackerkrume bedeckt sind, mag die Erscheinung erklären, dass sie aus dem südlichen Böhmen noch wenig bekannt sind. Es scheint mir möglich, unter der bisher bekannt gewordenen bedeutenden Anzahl derselben drei Stufen fortschreitender Entwicklung unterscheiden zu können, eine älteste, eine mittlere und eine neuere Stufe. Die älteste Stufe ist gekennzeichnet durch viele zugeschlagene Steinartefacte, durch meist ganze, zugeschliffene und wenig geglättete Steinwerkzeuge und durch primitive, aus Strichen und Punkten (neben Fingereindrücken) bestehende Gefässornamentik (Řivnáč, Neu-Bydžov, Solopisk etc.); die mittlere Stufe zeigt weniger zugeschlagene, mehr zugeschliffene und zum Theil polirte ganze und durchbohrte Steinwerkzeuge, die obige Ornamentik wird formenreicher (Na Zámkách). Die dritte Stufe ist durch schön geformte, zugeschliffene und schön polirte, meist durchbohrte Steinwerkzeuge und eine reichere Ornamentik der Gefässe ausgezeichnet (Přemyšlení, Kožov, Saaz, Kostomlaty bei Raudnic, Brüx u. s. w.). Die schön geformten und polirten Hämmer und Beile haben sich stellenweise bis weit in die Metallzeit erhalten, kommen da aber stets vereinzelt neben zahlreichen Producten der Metalltechnik besonders der Bronzetechnik vor. Eine Ansiedlung oder eine Fundstätte muss auch dann noch als neolithisch bezeichnet werden, wenn sie neben dem vorherrschenden Gebrauch von Steinwerkzeugen und Knochenartefacten einzelne Metallobjecte aufweist, sie gehört der Uebergangszeit an, welcher sich Fundstellen der Metallzeit anreihen, die neben vorherrschenden Metallobjecten noch einzelne polirte Steinobjecte enthalten.

In welche Zeit die besprochenen neolithischen Ansiedlungen Böhmens fallen, ist heute schwer zu entscheiden, doch glaube ich nicht weit fehl zu gehen, wenn ich dieselben der Zeit der neolithischen Pfahlbauten Oberösterreichs und der Schweiz anreihe; einzelne nur zugeschliffene Steinbeile ohne Loch, welche mir aus böhmischen Stationen vorliegen, sind nahezu identisch mit solchen, die Graf G. Wurmbrand[1]) im Attersee gefunden hat; auch die Hausthiere sind hier wie in der Schweiz: vorherrschend die kleine Torfkuh, das Schaf, die Ziege, das Torfschwein etc., und dies ist nicht unwichtig. Weiter scheint es, dass sich die neolithischen Ansiedlungen Böhmens länger erhalten haben als die Schweizer Pfahlbauten und dass sie es auch zu vollkommeneren, mitunter meisterhaft geformten und geglätteten Steinartefacten brachten, als die Seeansiedlungen.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die in meinen bereits erschienenen „Beiträgen" beschriebenen und abgebildeten Krendorfer Bronzen, welche ich zu den ältesten rechne, die in Böhmen gefunden wurden, zu der neolithischen Bevölkerung dieser Gegend durch einen Händler importirt wurden. Krendorf liegt inmitten der Gegend, aus welcher die meisten Funde neolithischer Ansiedlungen gemacht wurden, ja bei dem nicht weit südlich von Krendorf entfernten Dorfe Kožov sind ebenfalls zugeschliffene Steinartefacte gefunden worden[2]). Woher die Bronzen kamen, ist heute schwerer zu entscheiden als gestern, jedenfalls aus einer in der Bronzetechnik bedeutend vorgeschrittenen Gegend. Eine grosse Analogie der Bronzetechnik zeigen die kürzlich durch Herrn J. Szombathy in Grabhügeln bei Rosegg in Kärnten gemachten Funde.

Was die Bevölkerung dieser neolithischen Ansiedlungen anbelangt, so wäre heute ein definitives Urtheil hierüber zu verfrüht. Wenn aber Lindenschmit, Much und Mehlis annehmen, dass die gegenwärtige Bevölkerung der Schweiz, des Mittelrheins u. s. w. zum Theile als Abkömmling der neolithischen Pfahlbautenbewohner anzusehen sind, so würde die

[1]) Ueber einen Fund aus der jüngeren Steinzeit in Böhmen. Naturw. Gesellsch. Isis zu Dresden, Heft 1 u. 2, 1879.

[1]) Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1871. Bd. I, Taf. II.

[2]) Siehe Smolík: Památky archeol. B. XI, Heft 12, 1881.

Annahme um so wahrscheinlicher erscheinen, dass die gegenwärtige Bevölkerung unserer besprochenen Gegend ebenfalls zum Theile als Abkömmling des neolithischen Erdhüttenvolkes dieser Gegenden anzusehen wäre, weil sich dieses Volk über ein weites Gebiet erstreckte, seine Ansiedlungen sehr dicht waren und seine Zahl somit eine bedeutende gewesen ist. Ein solches Volk, das noch dazu von Viehzucht und Ackerbau lebte, verlässt nicht insgesammt seine Sitze, es klebt an der Scholle; an ein Aussterben desselben ist nicht zu denken. Dasselbe nahm vielmehr nach und nach die Metalle auf, errichtete während unruhiger Zeiten, so beispielsweise während der sogenannten Völkerwanderung, befestigte Plätze und blieb weiter auf dem Boden, den es so lange bearbeitete.

Es ist schon oben bemerkt worden, dass die heutige Bevölkerung Lithauens die in der Nähe der neolithischen Grubenwohnungen vorkommenden Gräber mit Leichenbrand „Žale“ oder „Žalniky“ [1]) nennt, genau so wie ihre gegenwärtigen Friedhöfe. Smolík [2]) weist nun darauf hin, dass dies nur möglich ist, wenn dieselbe Bevölkerung, welche die Grubenwohnungen errichtete und ihre Leichen verbrannte, sich bis heute in jenen Gegenden erhalten hat. Nun ist es interessant, dass unterhalb des Řivnáč das uralte Dorf „Žalov“ [3]) (ein Ort des Leides) auf einem einstigen Begräbnissfelde liegt, auch sind in Žalov zugeschliffene Steinwerkzeuge [4]) und Gefässscherben [5]) bekannt, welche mit jenen des Řivnáč stimmen. Einzelne schön geformte und mit Einschnitten verzierte Knochenartefacte des Řivnáč aber erinnern an die von G. Ossowski [6]) in den Höhlen bei Krakau entdeckten, so merkwürdigen Knochenartefacte.

Dass das Hradiště am Rivnáč mit seinen Bronzeresten und das dazu gehörige Gräberfeld von Unětic mit theilweise gleichen Bronzen einem slavischen Stamme angehören dürfte, könnte aus dem Umstande gefolgert werden, dass (nach Smolík's Bericht an v. a. O.) südlich unterhalb des Řivnáč die berühmte Burg „Levý Hradec“ stand, von der Kosma erzählt, dass sie bereits in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts ein Fürstensitz war, zu einer Zeit, in welcher Neklan mit Vlatislav am benachbarten Felde Krieg führte und wo der böhmische Fürst Bořivoj im Jahre 884 die erste Kirche Böhmens errichtete. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Slaven, wenn sie erst im 6. Jahrhundert nach Böhmen und in die benachbarten Gebiete eingewandert wären, nicht nur schon im 8. Jahrhundert in der Burg Levý Hradec einen Fürstensitz gehabt, sondern auch im 7. [1]) und 8. Jahrhundert so viele Ansiedlungen und feste Plätze in ganz Böhmen und Mähren und darüber hinaus besessen hätten, wie dies die Geschichte lehrt. Doch sind dies Fragen, die heute allenfalls, ohne jede einseitige Voreingenommenheit, angeregt werden dürfen, einer Beachtung werth, aber noch nicht entschieden sind.

d) Reste der neolithischen Fauna.

An die von mir bestimmten und in meinen früheren Publicationen veröffentlichten Thierreste reihen sich die nachstehenden Bestimmungen der letzten Jahre an:

Eingesendet durch Herrn Lud. Schneider aus der neolithischen Station Liben: Canis fam. intermedius Wold. Bos (brachyceros Rütim.), Cervus elaphus L., Sus scropha L., ein ungewöhnlich grosser, mit Feuerstein stark bearbeiteter Eckzahn (Länge von der Spitze zur Wurzel 14 cm); Sus scropha palustris Rütim., Equus Cab. minor Wold.; Bos sp., ein kurzer, sehr flacher Stirnzapfen, Bos taurus L. (Primigeniusrasse ?), Ovis L. Aus der Station Veliš: Bos taurus L. (ein grösseres Rind), Bos brachyceros Rütim.?, Ovis. Aus Popovic: Sus scropha (palustris Rütim.); Equus Cab. minor Wold. Aus Neu-Bydžov, Šrol's Ziegelei, Aschenlage: Equus Cab. minor Wold. Bos brachyceros Rütim.; Bos taurus L. (Primigeniusrasse ?), Capra (hircus L.), ungewöhnlich grosser Stirnzapfen. Schnabel's Ziegelei, Aschenlage: Equus Cab. minor Wold., sehr viele Reste; Cervus elaphus L., Ovis, Sus, Bos taurus L. (Primigeniusrasse ?), Bos brachyceros Rütim.; Homo, Fibula und Radiusfragmente von einem ziemlich (nicht sehr) grossen Individuum.

Eingesendet durch Herrn Čermák in Čáslau aus einer Aschengrube bei der Spiritusfabrik: Bos brachyceros Rütim., unter zahlreichen Resten ein Schädel vollkommen gleich dem der Pfahlbauten der Schweiz, Bos L., eine mittelgrosse Rasse, vielleicht Kreuzung; Ovis, eine sehr kleine Tibia, Equus Cab. minor Wold., Equus Caballus L., Cervus elaphus L., Sus scropha palustris Rütim., Canis fam. matris optimae Jeitt.

---

[1]) žal = Leid, Betrübniss.

[2]) Památky archeolog. B. XII, Heft 7, 1883.

[3]) Vergleiche auch: Žalany (Schallan) bei Schlan und Želenic, beide mit alten Gräbern.

[4]) Siehe Smolík an v. a. O.

[5]) Siehe Schneider an v. a. O.

[6]) G. Ossowski: Trzecie sprawozdanie z badan w jaskiniach okolic Krakowa. Zbior wiad. do Anthrop. Kraj. Tom. VI. dzial I. 1882.

[1]) Die Existenz der Burg Vyšehrad bei Prag und der Burg Tetin im 7. Jahrhunderte ist zweifellos.

III. Metallzeit.

A. Grabhügel.

1. Gegend von Netolic.

a) Grabhügel bei Čichtic.

(Fortsetzung des ersten Berichts.)

Nr. V. Derselbe wurde im Juli des vorverflossenen Jahres von Sr. Durchlaucht dem Herrn Johann Prinzen zu Schwarzenberg geöffnet, wobei dieselben Arbeiter wie im Vorjahre verwendet wurden. Dem mir hierüber von Sr. Durchlaucht eingesendeten ausführlichen Berichte zufolge lag der Hügel 60 Schritte östlich von Nr. 1, hatte nahe dieselbe Grösse, war kreisrund, unversehrt und der Gipfel fast gar nicht eingefallen. Sein Steinkranz war sehr mächtig. Bald zeigten sich in dem den Kranz bedeckenden Lehm Kohlenfragmente und in nordwestlicher Richtung innerhalb des Kranzes lag nahe dem Boden der Leichenbrand mit Asche und Knochenresten eines Kindes; in südwestlicher Richtung lagen nahe am Naturboden auf einer Fläche von etwa 12 □cm zerdrückte Beigefässe ohne eine Urne. Sonst ist in diesem Hügel, in dem der Leichenbrand des Kindes ohne Urne auf Lehm und daneben einige sehr nette Beigefässe bestattet wurden, nichts Weiteres gefunden worden. Etwaige nicht metallene Zierobjecte sind mit der Leiche verbrannt.

1. Ein kleiner Krug (Taf. VI, Fig. 15) aus gelbem, mit viel Sand versetztem Lehm, von freier Hand, sehr schwach gebrannt, aussen und innen gleichförmig gelblich roth; der Hals ist gerade, 5·8 cm lang, das untere Halsende geht in eine schwache hervorragende Leiste über, in welcher längliche Vertiefungen aneinandergereiht sind (Schnur-Ornament). Henkel schmal und sehr lang, bis zum Bauche reichend. Einen ähnlichen Krug hat Heger[1]) aus dem Urnenfelde von Libochowan abgebildet.

H = 13·4 cm, B = 8 cm, gD = 13·8 cm,
Md = 9·8 cm, Wd = 0·4 cm.

2. Eine becherförmige Schüssel mit Henkel (Taf. VI, Fig. 17) aus einem feinen Lehm mit wenig Sandkörnern, von freier Hand, schwach gebrannt, gelblichroth, Verzierung wie am obigen Kruge.

H = 11 cm, gD = Md = 20·6 cm, B = 8·8 cm,
Wd = 0·3 cm.

3. Ein Töpfchen (Taf. VI, Fig. 16) aus mit Sand vermischtem gelben Lehm, von freier Hand, etwas stärker gebrannt, ohne Verzierung.

H = 8·4 cm, Md = gD = 9·8 cm, B = 7 cm,
Wd = 0·8 cm.

Nr. VI. Bei 130 Schritte östlich vom vorigen entfernt öffnete ich im September 1883 in Gesellschaft des Herrn Verwalters Olschbauer einen mittelgrossen, oben etwas abgeflachten, gut erhaltenen Hügel von 31 m Umfang, 9·1 m Durchmesser N.-S., 9·5 m O.-W. und 1·2 m Höhe, bewachsen mit neun Bäumen. Oestlich befand sich ein aus kleineren Steinen bestehender Bogenkranz in der Länge von einem Drittel des Umfangs und 0·3 m Höhe; vom Nordwesten zog sich gegen die Mitte hin in selber Höhe eine aus grösseren Blöcken bestehende Steinsetzung, darüber lag erdiger Lehm in so grosser Menge, dass man diesen Hügel mehr als einen Lehmhügel betrachten muss. Nach Abtragung von 50 cm Lehm zeigte sich in der Mitte der Leichenbrand in Form einer länglichen Ellipse, bestehend aus Asche, Knochenresten und viel Kohlenstückchen; unter einer ca. 10 cm starken Lage Lehms folgte wieder ein solcher Leichenbrand, dann noch ein dritter und ein vierter. Gegraben wurde bis 1·3 m Tiefe und es kam sonst nichts, nicht einmal ein Scherben zum Vorschein. In diesem Hügel wurden also nacheinander die Reste von vier Leichenbränden bestattet und der Hügel dann geschlossen.

Nr. VII. Bei 180 Schritte nordöstlich von Nr. I. nahm ich einen anderen fast ebenso grossen, unversehrten, mit rundem Gipfel versehenen Hügel in Angriff. Derselbe hatte einen Umfang von 31 m, einen Durchmesser von 9·5 m N.-S., 9 m O.-W. und eine Höhe von 1 m. Derselbe zeigte in der Mitte einen mächtigen, aus so grossen Blöcken bestehenden Steinkegel, dass drei Mann einen solchen Block fortschaffen mussten; über dem Steinkegel war Lehm ausgebreitet, besonders viel in westlicher Richtung, und mit wenigen Kohlenspuren versehen. Unter dem Steinkegel lag in der Mitte am Naturboden eine Steinplatte, darunter und darüber war gar nichts; seitlich neben der Platte befanden sich zwischen Steinen drei Pfeilspitzen aus Bronze, eine zwar interessante, aber für eine dreitägige Arbeit mit zehn Mann geringe Ausbeute. Offenbar lag auf der Steinplatte der Leichenbrand mit den Pfeilspitzen und wurde vom Wasser weggespült, worauf nicht nur die Lage der Pfeilspitzen, sondern auch neben der Platte befindliche Kohlenstückchen und Knochenspuren hindeuten.

Eine ziemlich erhaltene Pfeilspitze (Taf. VI, Fig. 18) ist 24 mm lang und scheint nur auf einer Seite einen Widerhaken besessen zu haben. Im Schaftloch befindet sich eine Oeffnung, die unmöglich zur Befestigung des Schaftes dienen konnte, da bis zu ihrer Lage kaum das Ende der Schaftspitze reichen kann; es ist vielmehr ein Giftloch und das Exemplar eine Giftpfeilspitze.

[1]) Fr. Heger: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen. Mittheilg. der Anthrop. Gesellsch. Wien, B. XIII; 1883.

Von der zweiten, ebenfalls mit einem Giftloch versehenen Pfeilspitze ist nur der Kern vorhanden; die dritte ist ziemlich gut erhalten, besitzt die Form der ersten, jedoch kein Giftloch.

Den Rest der erhaltenen Hügel hoffe ich, falls es die Umstände erlauben, während der nächsten Ferien untersuchen zu können, was vom wissenschaftlichen Standpunkt um so nöthiger erscheint, als nur eine Untersuchung sämmtlicher oder mindestens der allermeisten Hügel einer Nekropole ein vollkommenes Bild aus der Zeit ihrer Anlage zu geben im Stande ist.

b) Grabhügel am Silberberg.

Von der Gruppe der Grabhügel auf der nordöstlich von Netolic gelegenen Anhöhe „Silberberg, stříbrný vrch", deren Existenz ich im vorigen Bericht constatirte, untersuchte ich zwei, einen grossen und einen kleinen.

Nr. I. Umfang 35 m, Durchmesser 7·8 m N.-S., 11·7 m O.-W., Höhe 1·5 m. Dieser mächtige elliptische Hügel war am Gipfel etwas vertieft. Es wurde ein 2 m breiter Graben angelegt, am Gipfel begonnen und bis zum Naturboden fortgesetzt. Es ist ein Lehmhügel ohne Kranz und ohne Kern; nahe dem Naturboden zeigte sich eine etwas dunklere, über die ganze Bodenfläche ausgebreitete Schichte mit sehr viel Kohlenstückchen und sehr fettem, aschigem Lehm; ausser einem rundlichen Stückchen einer rothen Erde (fast gleich der Terra sigillata) kamen weder Knochenreste noch Scherben vor, nur am nördlichen Rande kam ein Graphitscherben zum Vorschein, aus reinem Material mit sehr dicker Wand. Der Sicherheit wegen wurde nicht nur in die Tiefe, sondern auch seitlich weiter gegraben, ohne ein weiteres Resultat. Graphitscherben und rothes Erdklümpchen deuten auf ein verhältnissmässig jüngeres Alter.

Nr. II. In einer Entfernung von 10 m nordwärts vom vorigen liess ich einen kleinen flachen Hügel aufgraben, welcher genau so beschaffen war, wie der vorige und gar keine Reste lieferte.

c) Grabhügel am Berge Krtel.

Etwa eine Viertelstunde Weges nördlich vom Silberberg erhebt sich der bewaldete, 532 m hohe Berg Krtel. Am Gipfel des Berges liegt eine Gruppe von fünf ziemlich gut erhaltenen, grösseren und kleineren Hügeln auf einem Plateau, dessen Ränder abgegraben und theilweise mit einem Aufwurf versehen sind. Ich untersuchte zwei derselben.

Nr. I. Umfang 29 m, Durchmesser 10·5 m N.-S., 9·5 O.-W., Höhe 1·5 m. Dieser Hügel lag an der Schneisse, war rund und am Gipfel mit einer schwachen, fast ebenen Vertiefung versehen; er besass einen grossen, aus mächtigen Quarzitblöcken bestehenden sehr hohen Steinkranz, dessen obere Ränder eingestürzt sind; über dem Kranz war viel erdiger Lehm aufgeschüttet. In einer Entfernung von 4 m vom östlichen Kranzrande zeigten sich 0·4 m unter dem Gipfel im Lehm Gefässe, darunter eine vollständige, jedoch mit lauter Sprüngen versehene Urne, daneben eine vollständige Schüssel und zahlreiche Scherben ringsherum. Neben der Urne lag ein Bronzefragment.

1. Urne (Taf. VI, Fig. 19) aus grobem Lehm, von freier Hand, schwach gebrannt, aussen mit Graphit angestrichen; einfach, ohne Henkel, ohne Verzierung, nur mit einer einfachen Einschnürung am untern Halsende. Eine ähnliche kommt auch im Urnenfelde von Libochowan vor.

H = 23·4 cm, B = 9·6 cm, gD = 19 cm,
Md = 13·6 cm, Wd = 0·8 cm.

2. Becherförmige Schüssel (Taf. VI. Fig. 21) mit nach innen gebogenem Rande, einfach, ohne Verzierung; von freier Hand, schwach gebrannt.

H = 9 cm, B = 6·2 cm, gD = 28 cm, Md = 24 cm,
Wd = 0·5 cm.

3. Becher (Taf. VI, Fig. 20), zierlich, mit Graphit angestrichen, mit abgerundetem Boden, von freier Hand, schwach gebrannt.

H = 7·4 cm, B = 3·4 cm, gD = 11·8 cm,
Md = 11·2 cm, Wd = 0·4 cm.

4. Ein drahtförmiges, gebogenes Bronzefragment könnte einer Fibel angehören.

Nr. II. 4 m nördlich vom vorigen entfernt; Umfang 37 m, Durchmesser 11·7 N.-S., 10·7 O.-W., Höhe 1·4 m; rund, Gipfel vertieft; mit mächtigem Steinkranz und in der Mitte mit einem Steinkegel. Bei 4 m vom östlichen Rande entfernt zeigten sich in einer Tiefe von 6 cm Kohlenspuren, einige Knochenfragmente, ein Thierzahnfragment und schwarze Erde; weiter folgten in der Mitte auf dem Steinkegel zerdrückte Gefässscherben von mehrerlei Gestalt und eine halbe Bronzenadel mit Kopf. Es hatte fast den Anschein, als wenn hier schon gewühlt worden wäre. Im und unter dem Steinkegel war nichts.

1. Eine kleine becherförmige Schüssel, (Taf. VI, Fig. 22) mit kleinem Henkel, einfach, innen mit Graphit angestrichen, aussen gelb, von freier Hand, kaum gebrannt,

H = 5·5 cm, B = 5·0 cm, gD = Md = 25·5 cm.

2. Ein Gefässfragment (Taf. VI, Fig. 23), ist aus mit Kohle vermengtem Lehm gemacht, schwach gebrannt,

schön geformt, flach mit abstehendem Rand, die Verzierung besteht aus eingeritzten Rauten-Combinationen mit Punkten.

3. Ein anderes Stück (Taf. VI, Fig. 24) ist aus gelbem Lehm, aussen schwarz, ebenfalls schwach gebrannt und stammt von einem niedrigen bauchigen Gefässe, das am Bauche Gruppen herablaufender wulstiger Ausbuchtungen besass (ähnliche aus der Byčískála in Mähren bekannt); der Hals trägt einen Kranz eingedrückter Kreise.

4. Ein drittes Fragment (Taf. VI, Fig. 25) besteht aus gelbem Lehm, ist innen und aussen schwarz; um den Hals läuft eine eingedrückte Linie und von dieser herab Gruppen zu je drei Linien, die sich verlaufen.

5. Ein anderes Stück (Taf. VI, Fig. 27) aus feinem, mit Kohle vermengtem Lehm zeigt schief gestrichelte Dreiecke, an deren Spitze sich je ein eingedrücktes, mit Graphit glänzend ausgeglättetes Scheibchen vorfindet, wie solche in Kostelec vorkamen. (Erster Bericht Tafel I, Fig. 20.)

Ein fünftes Fragment (Taf. VI, Fig. 26) zeigt vertical gestrichelte Dreiecke.

6. Endlich ist ein abgewetztes Fragment zu erwähnen, dessen Boden nach aussen hervorsteht und das aus grobem, röthlichem Lehm besteht.

7. Die Bronzenadel (Taf. VI, Fig. 28) ist in der Mitte abgebrochen, beide Stücke, 20 cm lang, sind vorhanden, die Spitze fehlt. Ganz eigenthümlich ist ihr walzlicher Kopf geformt und mit übereinanderliegenden eingedrückten, ringförmigen Rinnen versehen; eine ziemlich primitive Arbeit.

Etwa 15 Minuten westlich von dieser Hügelgruppe trifft man eine mit Steinen eingefasste, gegenwärtig nicht benützte Quelle an, oberhalb welcher sich ein unregelmässiges, sehr verdächtig aussehendes Waldterrain ausbreitet.

d) Hügelgruppe bei Heřbes (Hrbov).

Eine Stunde südwestlich von Netolic befindet sich im Walde Brašna nordwestlich bei Herbes eine Gruppe von circa 30 Grabhügeln.

e) Hügelgruppe im Třebankawald.

Etwa 40 Minuten westlich von Netolic führt von der Strasse ein Fussweg rechts durch den Třebankawald, neben welchem Se. Durchlaucht Fürst Adolf Schwarzenberg Grabhügel vermuthete. Ich fand diese Vermuthung bestätigt und untersuchte einen derselben in Gesellschaft des Herrn Directors Schlechta.

Nr. I. Umfang 26 m, Durchmesser 7·8 m N.-S. und O.-W., Höhe 1·3 m. Kegelförmig, Gipfel abgerundet, darauf 9 Bäume. Ein Lehmhügel mit einem südöstlich gelegenen Kreisausschnitt aus Steinblöcken von Quarzit und Granit; im Lehm kamen einige ungebrannte braune Gefässcherben ohne Verzierung vor; in der Mitte lag nahe am Naturboden der Leichenbrand, bestehend aus Asche, Kohlen und etwas fettem Lehm.

f) Hügelgruppe bei Libějic.

Eine halbe Stunde Weges östlich von Libějic fand ich am nördlichen Rande des in der Ebene gelegenen Waldes „Černohaj", den ich seines Namens wegen aufsuchte, eine Gruppe von 12 Grabhügeln, die sich aus dem Walde gegen den Teich gleichen Namens hinzieht. Am südlichen Rande des Waldes befinden sich noch zwei alleinstehende schön erhaltene Hügel, auf deren einem Gipfel eine Linde steht. Ich untersuchte in Gesellschaft des Herrn Ingenieurs H. Wandas die Hügel der Gruppe.

Nr. I. Umfang 29 m, Durchmesser 9·1 m N.-S. und 11 m O.-W., Höhe 1·2 m; Gipfel rund, am nördlichen Fusse ein frischer Wassergraben; ein fester Steinkern ohne Kranz war mit Lehm bedeckt; der Leichenbrand befand sich nicht weit vom Gipfel entfernt; im Lehm kam ein roher ungebrannter Scherben aus braunem, unreinem Thon vor.

Nr. II. Umfang 40 m, Durchmesser 13 m N.-S. und O.-W., Höhe 1·3 m.; sehr schöner, ziemlich grosser, oben runder und wohlerhaltener Grabhügel, auf dem 60jährige Bäume standen. Mit niedrigem Steinkranz und mächtigem kugelförmigen Steinkerne aus Quarzit; innerhalb des Kranzes kam im Lehm wiederholt Asche und Kohle vor, ebenso im Kegel neben einigen ungebrannten und unvollständig gebrannten einfachen Scherben, vier Stückchen einer angebrannten und einem Stück einer ungebrannten anthracitartigen Kohle, einem Graphitscherben und einem cylinderförmigen Stückchen eines wachs- und harzartigen, riechenden Körpers, dem zahllose cantharidenartige, metallisch grün und blau glänzende Schüppchen beigemengt sind.

Nr. III. Umfang 24 m, Durchmesser 7 m N.-S. und O.-W., Höhe 0·3 m. Ausserhalb des Waldes gelegen, ziemlich abgetragen; oben lagen einige Steine zerstreut, wahrscheinlich vom Steinkranz, darunter war erdiger Lehm, darin Scherben einer Urne aus grobem, sandigem, braunem Thon, innen schwarz, aussen gelb angestrichen, schwach gebrannt; ferner Reste eines dünnwandigen Bechers aus sandigem, braunem Thon mit einfachem, eingedrücktem Strickornament um den Hals, darunter Gruppen von flachen, eingedrückten, graphitisch glänzenden Scheibchen.

Die graphitisch glänzenden Scheibchen am Becher erinnern an solche Vorkommnisse am Berge Krtel und in der Nekropole von Kostelec a. d. M.

Nr. IV. Von der Grösse und Beschaffenheit des vorigen mit Resten einer ähnlichen, grobwandigen Urne.

Der Waldboden der nächsten Umgebung zeigt als einstiger Acker deutliche Furchen.

2. Gegend von Protivin.

Vier Grabhügelgruppen im Walde Pisečna und am Berge Hájek.

In einem grossen Hügel der Gruppe in Klein-Pisečná wurde im Jahre 1880 eine Jägerhütte angelegt. Nachdem grosse Steinblöcke von der einen Seite des Kranzes entfernt wurden, hob man einen viereckigen Raum heraus und errichtete darüber ein Dach. Bei dieser Gelegenheit wurden im Inneren dieses Hügels Nr. I einige Gefässfragmente und Eisenreste vorgefunden.

Ein Fragment rührt von einem grossen Gefässe, besteht aus braunem, sandreichem, kaum gebranntem, von freier Hand geformtem Lehm. ist innen gelb und aussen mit Graphit schwarz angestrichen; ein zweites solches Exemplar zeigt aussen Querfurchen; ein drittes Fragment aus feinem Lehm, von einem kleineren Gefässe rührend, ist ohne Verzierung und innen und aussen mit Graphit angestrichen. Die Eisenreste sind sehr stark angegriffen und ihre ursprüngliche Form kaum erkennbar. Interessant ist ein einer Fibel ähnlicher Rest, der eine aus 0·8 cm dickem Eisendraht gewundene Rolle darstellt (Taf. VI, Fig. 35), deren Enden in der Mitte nach derselben Seite hin hervorragen, das längere Ende ist bügelartig gebogen, das kürzere gerade; ich bezweifle sehr, dass dies etwas Anderes war als eine ziemlich derbe Eisenfibel, besonders weil vom Bogen noch ein loses Fragment vorhanden ist. Die Rolle ist 4·5 cm lang, 2·5 cm dick, die seitliche Oeffnung der Rolle wird gegen die Mitte zu schmäler.

Ein aus dünnem Eisenblech geformter Buckel ist mit zwei Löchern und an den Rändern mit flachem, weit abstehendem Rande versehen, so dass man an eine Schelle nicht denken kann; der Durchmesser dieses besser erhaltenen Stückes beträgt 5 cm, die Höhe 2 cm.

Nr. II. Auf einen sehr grossen Grabhügel dieser zerstreuten Gruppe machte mich Se. Durchlaucht Fürst Adolf Josef zu Schwarzenberg besonders aufmerksam, ich untersuchte denselben in Gesellschaft des Herrn Revierförsters Thomas Bronec im Jahre 1884.

Umfang 44·5 m, Durchmesser 13 m N.-S. u. O.W., Höhe 1·5 m. Derselbe war vom Gipfel gegen West etwas eingefallen (wahrscheinlich wurde hier vor langer Zeit ein Baum gefällt), und bestand aus einem äusserst mächtigen, aus grossen Blöcken zusammengesetzten Steinkranz, dessen Innenrand sich gegen die Mitte zog, die mit Lehm ausgefüllt war; am Naturboden zeigte sich fast durchgehends eine gebrannte, schwache Erdschichte.

In der Mitte lagen die Trümmer einer Urne aus grobem gelbem Thon, mit scharf auswärts gebogenem Rande, von freier Hand, ungebrannt; ferner stark zerdrückte Scherben kleiner Beigefässe, so eines kleinen Näpfchens mit weitem Bauch, weitem Hals und kleinem Boden aus geschlemmtem gelbem Thon, innen schwarz; Fragmente eines kleinen Bechers mit auswärts gedrehtem Rand aus demselben Materiale, mit Graphit angestrichen; Reste einer kleinen Schüssel aus mit Kohle gemischtem Lehm, alle von freier Hand und ungebrannt. In östlicher Richtung lagen unter dem Kranze die Reste einer zweiten Urne von der gleichen Form, der Boden gross mit vorstehendem Rand; ferner die Scherben kleiner Beigefässe, so einer kleinen Schüssel aus grobem Lehm, aussen gelb bestrichen; eines kleinen Napfes aus demselben Materiale; eines kleinen dünnwandigen Bechers mit schwach nach auswärts gerichtetem Rand, aus braunem, geschlemmtem Thon, innen mit Graphit, aussen

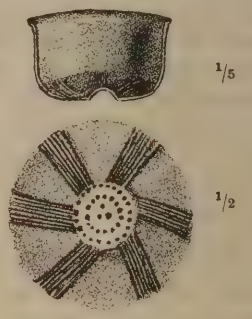


Fig. 103.

gelb bestrichen, um den Hals mit eingedrücktem einfachem Perlschnur-Ornament; endlich Fragmente einer äusserst zierlichen Schale aus feingeschlemmtem Lehm, mit stark eingedrücktem Boden; innen und aussen mit Graphit angestrichen; der Boden ist innen mit eingeritzten feinen Linien und Punkten ziemlich nett, aber von ungeübter Hand verziert, wie Fig. 103 zeigt.

Zwischen den Scherben kam ein stark verschlackter kleiner geschlossener Eisenring vor: äusserer Durchmesser 32 mm, innerer 18 mm, der Ringkörper rund; ferner ein rundliches kleines Eisenfragment und ein kleines Bronzefragment, vielleicht das Ende eines Bronzeringes.

Die Gräber gehören somit jener Metallzeit Böhmens an, in der das Eisen bereits auftritt.

Eine Viertelstunde westlich von der vorstehenden Gruppe befindet sich im Walde Gross-Pisečná, nördlich von Skočic, eine kleine Gruppe zerstreuter, mittelgrosser Hügel, von denen ich einen untersuchte.

Nr. I. Umfang 30 m, Durchmesser 7 m O.-W., 5·7 S.-N., Höhe 0·7 m; mit rundlich flachem Gipfel: der Steinkern ohne Kranz, mit wenig Lehm bedeckt;

2·6 m vom Südrande entfernt kam zwischen grossen Steinen ein Bronzedolch zum Vorschein; keine Kohlenreste, keine Scherben und keine Knochenreste.

Der Dolch mit schöner Patina ist 162 mm. lang, am Griff 37 mm. breit, sehr flach, in der Mitte an der Rippe nur 3 mm. dick; besitzt vier Nietnägel und zeigt deutlich den Abdruck der Form des Griffendes. (Fig. 104.)

Eine Viertelstunde von hier in nördlicher Richtung entfernt befindet sich am nordwestlichen Rande desselben Waldes eine dritte kleine Gruppe niedriger Hügel, von denen vor einem Jahre zwei gelegentlich abgetragen werden mussten. Herr T. Bronec übergab mir die darin gefundenen Reste, welche zwischen Steinen vorkamen. Es sind dies ein kleines Bronzefragment und Scherben.

Nr. I. Scherben einer grossen Urne mit auswärts gebogenem Halse aus bräunlichem Thon, von freier Hand, ungebrannt; um den Hals verlaufen parallele runde Rinnen, von diesen in Abständen Gruppen solcher Rinnen über den Bauch herab, zwischen

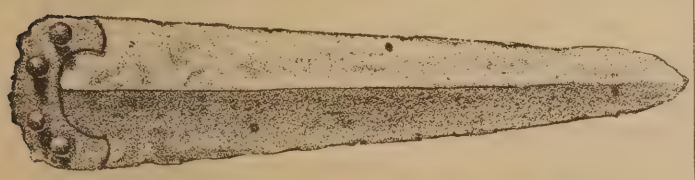


Fig. 104. ½ nat. Gr.

ihnen fügen sich zwei parallele Rinnen bogenförmig an die Halsverzierung an; der Anstrich graphitisch. Eine kleine Schüssel aus geschlemmtem Lehm, der nach oben schön roth gefärbt ist; innen ist die Schüssel schwarz. Eine kleine Schüssel mit groben, quer und schief verlaufenden, sich kreuzenden, eingeritzten Strichen. Ein Bronzefragment.

Nr. II. Scherben einer grossen Urne aus grobem gelben Thon, mit weitem, grossem Henkel, von aussen mit Fingern bestrichen, von freier Hand, ungebrannt.

Auf dem eine halbe Stunde östlich von Pisečná gelegenen Waldhügel Hájek befinden sich eine vierte Gruppe einzeln zerstreuter Grabhügel. Am Gipfel des Hügels scheinen Ueberreste heidnischer Cultusanlagen vorhanden zu sein.

Zwischen Hájek und Pisečná finden sich Reste uralter, vergessener Bauten, so die Feste Božovic am Tvrský-Teich und ein kleiner tiefumwallter Hügel bei der Meierei Dvorec. Am Fusse des Hájek steht eine uralte einsame Capelle (S. Veit), welche die Dorfbewohner von Budišovic zuweilen besuchen.

3. Umgebung von Moldautein.

a) Grabhügel bei Křtěnovo.

Das Dorf Křtěnovo mit einer auf einer Anhöhe stehenden, weit sichtbaren alten Kirche liegt bei einer Stunde Wegs südwestlich von Moldautein. Bei vier Kilometer nördlich von diesem Dorfe befindet sich ein sechzigjähriger Kiefernbestand, welcher sammt den umliegenden Feldern die Bezeichnung „Hroby“ (Gräber) führt, obwohl die Bevölkerung nicht zugeben will, dass sich daselbst wirkliche Gräber befinden sollten. In diesem Gehölze entdeckte im Jahre 1882 Herr Heinrich Rychlý [1]) eine an 200 Gräber zählende Nekropole.

Der grossen Wichtigkeit derselben wegen will ich in Kürze zunächst die Ausgrabungsresultate Rychlý's hier anführen.

Nr. I. Einer der grössten Hügel, im Umfange von 50 Schritten und 2 m hoch, bestand aus Lehm und Steinen, darin wurden gefunden: eine rhombenförmige Pfeilspitze und zwei eigenthümlich geformte Armringe aus Bronze, eine Urne mit niedrigem Bauch und hohem, fast geradem Halse, an dessen unterem Ende sich zwei kleine Henkel befinden; das Dreieck-Ornament derselben bestand aus Strichen und Punkten; eine flache Schüssel mit Henkel, beide von freier Hand und schwach gebrannt. Diese Funde sind ähnlich jenen aus den Grabhügeln von Hladomiří bei Selovic.

Nr. II. Aus einem, von Arbeitern am westlichen Ende des Waldes zerwühlten Hügel erhielt Rychlý einen Armring (Rychlý, Fig. 15 a. o. a. O.) mit rautenförmigem Durchmesser; darin wurden noch 36 Stück Bronzeschüsselchen (wahrscheinlich Buckeln), schraubenförmig gedrehte Bronzenadeln und zwei Armringe gefunden, welche Gegenstände verloren gingen.

Im Sommer des abgelaufenen Jahres untersuchte Herr Rychlý sieben weitere Hügel [2]).

Nr. III. Oestlich gelegen, oben beschädigt, Umfang 45 Schritte; im Steinkegel ein Bronzedolch mit vier Nieten. (Rychlý, Taf. XVI, Fig. 13 a. o. a. O.)

Nr. IV. Oben beschädigt, ohne Funde.

Nr. V. Südöstlich gelegen, erhalten, 14 Schritte im Durchmesser und 1 m Höhe, mit Steinkegel; Leichenbrand, einige Scherben; gezogener, eingewundener Golddraht. (Rychly, Fig. 14 a. o. a. O.)

Nr. VI. Angegraben gewesen; Scherben, darunter ein Stück schwarz glänzend; Kohlen, Asche und roth gebrannter Lehm.

Nr. VII. In der Mitte des Waldes gelegen, 50 Schritte Umfang, 1·5 m hoch; Kohlen, Bronzedolch mit zwei Nieten, dessen hölzerner Griff zerfiel, fünf Pfeilspitzen; ein Fragment eines auf einer Seite flachen Bronzedrahtes und eines Riemens.

---

[1]) Památky archeolog. Prag 1882, B. XII, Heft 4, T. VIII, Fig. 10—14.

[2]) Památky archeolog. Prag. Bd. XII, Heft 8, 1883.

Nr. VIII. Südöstlich ausserhalb des Waldes im Felde gelegen, durch Ackern flach geworden. Im Steinkerne: verzierte Gefässscherben, einigermassen ähnlich denen von Milavec bei Taus, ein Eisenmesser mit Griff, die Hälfte eines grobgearbeiteten Eisenringes (ähnlich, aber grösser und primitiver als der von mir aus dem Urnenfelde Sv. Jan bei Netolic beschriebene [1]).

Nr. IX. Südlich gelegen, 51 Schritte im Umfang, 1 m hoch; oben im Lehm ein Bronzearmring, Form und Verzierung ähnlich jenem aus Kostelec (mein 1. Ber. T. I, Fig. 14); ein Scherben und zwei verkohlte Haselnüsse.

Ich selbst habe im August des Jahres 1883 zwei Hügel dieser Gruppe untersucht:

Nr. X. Westlich gelegen, Umfang 41 m, Durchmesser 11·7 m N.-S., 11·7 m O.-W., Höhe 1·2 m; ziemlich rund, kegelförmig, unverletzt. Unter viel Lehm rings herum ein schwacher, aber ziemlich hoher Steinkranz; innerhalb desselben erhob sich nahe der Mitte, 4 m vom südlichen Rand entfernt, ein Steinkegel, welcher in dieser Richtung mit dem Kranz in Verbindung stand; über dem Kegel war bei 30 cm vom Gipfel entfernt eine 2 cm dicke Lage festen, braunen, ockerigen Lehms ohne Knochenreste und ohne Kohlenspuren. Bei 80 cm Tiefe kam zwischen den Steinen des Kegels eine Bronzepfeilspitze zum Vorschein, seitlich davon im selben Niveau eine Haarnadel, welche auf einem länglichrunden, ganz vermoderten Holze ruhte, das mit acht Bronzenägeln verziert war, und wahrscheinlich ein Holzkamm gewesen ist; westlich lagen zwei Armringe und ein Zierblech aus Bronze und etwas tiefer ein Dolch. In der Mitte des Hügels war nichts gelegen, im Ganzen kam nur ein einziger Scherben vor, aus grobem, braunem, nicht gebranntem und nicht angestrichenem Lehm.

1. Die Pfeilspitze (Taf. VI, Fig. 32) hat symmetrische, seitliche Widerhaken, ist 2·7 cm lang (dürfte 3·2 cm lang gewesen sein); das Schaftloch ist ziemlich lang und enthält noch das Schaftholz; in der Mitte des Halses befindet sich ein geräumiges Giftloch und seitlich ein kleines Loch zur Befestigung des Schaftholzes vermittelst eines Nagels.

2. Der Dolch ist 17·5 cm lang, sehr flach, in der Mitte mit einer Längsrippe versehen, 3·5 cm breit, stark gebraucht, zur Befestigung dienten drei Nieten. Aehnlich dem aus Čichtic (1. Ber. Taf. 1, Fig. 1).

3. Die Nadel (Taf. VI, Fig. 29) ist 20 cm lang, ohne Spitze, besitzt einen flachen, am Rande eingekerbten Kopf, unter welchem sich eine ringförmige Verzierung befindet, tiefer folgt eine zweite solche Verzierung, aus zwei Abtheilungen bestehend; sonst sehr ähnlich den Exemplaren von Čichtic und von Kostelec.

4. Die beiden Armringe sind vollkommen gleich dem im 1. Ber. auf Taf. I, Fig. 14 abgebildeten Exemplar aus der Nekropole von Kostelec; die Strichverzierung ist auf dem einen Exemplar gröber als auf dem andern.

5. Die Zierplatte (Taf. VI, Fig. 30) ist einfach, ohne Verzierung, in der Mitte verengt, ihre Länge beträgt 4·1 cm, ihre Breite 1·9 cm, ihre Dicke 0·3 cm.

6. Die Nägel (Taf. VI, Fig. 31) bestehen aus einem kegelförmigen Kopf und einem Stift.

Nr. XI. Ein nördlich am Waldesrande gelegener grosser Hügel von 48 m Umfang, Durchmesser N.-S. 15·6 m, O.-W. 15·6 m, Höhe 2 m; rund, kegelförmig, vollkommen erhalten. In der Richtung von SO nach NW wurde ein 3 m breiter Graben angelegt; in der Mitte zeigte sich bei 1·3 m Tiefe vom Gipfel ein aus locker aufgeschichtetem, oben grossem, unten kleinem Quarzitgestein bestehender Kegel ohne Steinkranz, über welchem erdiger Lehm mit wenigen Kohlenspuren aufgeschüttet war; bis zu 1·8 m Tiefe zeigte sich kein Fundobject, nicht einmal ein Scherben. Am nächsten Tage setzte der Forstadjunct Herr Oswald die Grabung nach meiner Weisung fort und fand am Grunde des Kegels eine Bronzespirale, gleich dem auf Taf. II, Fig. 30 des 1. Ber. abgebildeten Exemplare; nur ist das äussere Ende derselben flach und dürfte sie deshalb einem flachen Fingerringe mit zwei solchen Spiralen angehören, wie ein solcher in Grabhügeln bei Milaveč östlich von Taus gefunden wurde [1]). Trotzdem der Graben in der Mitte erweitert wurde, kam nichts mehr zum Vorschein.

Von den Arbeitern kaufte ich für das Museum eine Bronzepfeilspitze, die aus dem Hügel Nr. VII stammte; ferner eine Bronzeschnalle mit Eisenresten, die angeblich ebenfalls aus diesem Hügel stammen soll, die aber mittelalterlich zu sein scheint und oberflächlich gefunden worden sein mag.

Die Nekropole von Křtěnovo, zu welcher die Ansiedlung wahrscheinlich bei Gross-Tmelin zu suchen sein dürfte, gehört nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch ihren Umfang zu den wichtigsten Grabstätten Böhmens. Nach der Fläche des Feldes ausserhalb des Waldes zu urtheilen, das ebenfalls denselben Namen „Hroby“ führt und an dessen Unebenheiten man die Reste der einstigen Grabhügel erkennen kann, dürfte die Zahl derselben an 300 betragen haben, im Walde sind noch an 40 vorhanden.

Alte Leute erzählen, dass vor 50 Jahren ein Birkenbestand in das vorhandene Feld umgewandelt

[1]) Památky archeolog. Prag. B. XII, Heft 4, 1882, T. VIII, Fig. 4.

[1]) Smolík: Památky archeol. 1882, XII, Heft 4, Taf. VIII, Fig. 5.

wurde, und dass damals in „Erderhöhungen“ gefunden wurden: ein grünliches Metallgefäss mit 5—6 Liter Innenraum, das beim Kratzen gelb war; ein kleineres solches Gefäss, ein Schwert und Dolche von grünlicher Farbe; Ringe, Nadeln und Spangen, ein goldener Ring und ein silberner Fingerring u. s. w., welche Gegenstände spurlos verschwunden sind. Es soll an diesem Orte einstens eine Schlacht stattgefunden haben, worauf oberflächlich gemachte Funde von Hufeisen und Eisenmessern einen Schluss erlauben würden.

Da die Bevölkerung nicht zugeben will, wie schon angedeutet, dass sich hier Gräber vorfinden, kann sie dieser Hügelgruppe nicht den Namen „Hroby“ (Gräber) gegeben haben, sondern muss diese Bezeichnung ererbt haben. Wir stossen auch hier wieder, wie dies bezüglich der Burgwälle „Hradiště, Hradec u. s. w.“ im ersten Bericht angeführt wurde, auf dieselbe Erscheinung, dass sich unter der gegenwärtigen Bevölkerung Bezeichnungen für prähistorische Stätten erhalten haben, deren Wesen und Zweck dieselbe nicht mehr kennt, deren Entstehung aber sicherlich bis zum Beginne unserer Zeitrechnung reicht.

b) Grabhügel bei Albrechtec [1]).

Ich besuchte die Gegend heuer und verdanke Herrn Tom. Porod eine Reihe interessanter Bronze- und Eisenreste; dieselben scheinen mir so wichtig, dass ich mir die Mittheilung hierüber vorbehalte, bis ich selbst einige dieser Grabhügel untersucht haben werde. Ausser den bereits bekannten zwei Gruppen von Grabhügeln befindet sich eine dritte Gruppe im Walde beim Beranek und eine vierte im Osten bei Doubrava.

Auf dem Friedhofe von Albrechtec sind in einer Tiefe von 1 m grobe Graphitscherben und drei steinerne Stufen gefunden worden.

c) Grabhügel bei Podhaj.

Eine halbe Stunde östlich von der Gruppe Křtěnovo und bei einem Kilometer nordöstlich vom Dorfe Podhaj befindet sich im Walde des Herrn V. Velc eine Gruppe von circa 30, meist kleineren Grabhügeln, von denen ich einen untersuchte.

Nr. I. Umfang 15 m, Höhe 0·8 m; vollkommen rund, der Gipfel erhalten; aus Lehm ohne Steinkranz, mit Steinkegel; in diesem auf einer Steinplatte aufliegend einfache, 4 cm im Durchmesser grosse Bronzedeckel aus sehr zartem Blech, nebst einigen gewöhnlichen Gefässscherben.

Nr. II und III. Ich fand zwei Hügel offen, welche nach Aussage der Arbeiter Herr Rychlý geöffnet haben soll; in einer soll ein Eisenmesser, in anderen sehr viele Thonscherben gefunden worden sein.

d) Grabhügel im Revier Litoradlic, Waldabtheilung „Shořova“.

(Fortsetzung aus dem ersten Berichte.)

Nr. II. Bei Gelegenheit der Anlage eines Weges im vorigen Herbste wurde ein Tumulus unweit des von mir vor zwei Jahren untersuchten und den Mühlstein bergenden Hügels geöffnet. Dem mir durch Herrn Alfred Kargl zugekommenen Berichte zufolge hatte der Hügel einen Durchmesser von 4 m, war kegelförmig, rund und der Gipfel erhalten. Da derselbe aus vielem, mit erdigem Lehm vermischtem Quarzitgestein bestand, glaube ich, dass er einen ähnlichen Bau hatte, wie Nr. I (im ersten Bericht) und einen Steinkranz besass, den die Wegarbeiter nicht zu unterscheiden wussten; einen Steinkern besass der Hügel nicht. Man fand darin eine Bronzenadel und einen Eisenring, jedoch keine Gefässfragmente.

1. Nadel aus Bronze, Taf. VI, Fig. 33. Dieselbe besitzt einen runden, hohlen, auf einer Seite offenen Kopf, der Scheitel ist flach abgeschliffen und ein kleines, rundes, künstlich erzeugtes Loch führt zu einer Höhlung des Kopfes. Kopf und Hals sind mit primitiv eingeritzten Spirallinien verziert; die Nadelspitze ist viereckig und spiralig gewunden. Die Höhlung dieser Schmucknadel (Kleidernadel) ist offenbar behufs der Befestigung derselben mittelst eines Fadens erzeugt worden. Länge 8 cm, dürfte ursprünglich 16 cm lang gewesen sein.

2. Ein kleiner Eisenring, Taf. VI, Fig. 34, besitzt einen flachen, 1 mm dicken, 4 mm breiten Reifen, dessen Enden aneinandergelegt und äusserst unvollständig miteinander verschmolzen sind. Seine Form ist viereckig abgerundet und dürfte zur Befestigung eines Griffes gedient haben. Seinem Alter nach kann derselbe recht gut neben die besprochene Bronzenadel zu Beginn des Eisens gestellt werden.

Nr. III. Aus einem Grabhügel auf Parc. 15 b wurde im Sommer 1884 durch Herrn Revierförster Fr. Fouczek ein Steinhammer (Fig. 105) an das Museum in Ohrad eingesendet. Der Hügel hatte einen Durchmesser von 10 m und eine Höhe von 60 cm, derselbe bestand aus Lehm ohne Steinkranz, mit Steinkegel.

Der Hammer lag am Grunde des Hügels ohne anderweitige Reste; derselbe besteht aus einem sehr dichten, feinkörnigen grünlich-grauen Eruptivgestein und ist vollkommen erhalten. Seine Form erinnert an den Hammer der Bergleute, derselbe ist zugeschliffen, nicht geglättet, 137 mm lang, in der Mitte 47 mm breit, 32 mm hoch und besitzt ein rundes Loch, unten von 25 mm, oben von 19 mm im Durchmesser. Obwohl die

[1]) Im ersten Bericht heisst es irrthümlich „Albrechtic“.

beiden Enden des Hammers seitlich etwas abgesprengt erscheinen, zeigen dieselben doch keinen Gebrauch des Objectes als Hammer und ich glaube, dass derselbe noch während der Metallzeit, in welche die Gräber fallen, entweder als Symbol zu Cultuszwecken oder als Handgriff des Stockes eines Würdenträgers fungirt hat.

e) Hügelgruppe an der Hradeker Spitze.

Nicht weit von obiger Stelle fand ich im vorverflossenen Sommer im Walde „Hradeker Spitze" eine Gruppe von beiläufig 20 runden, ziemlich gut erhaltenen Hügeln, zum Theile in niedrigem, kaum zugänglichem Waldbestande gelegen.

4. Umgebung von Kostelec.

a) Oestliche Grabhügelgruppe bei Kostelec.

(Fortsetzung.)

Nr. X. Die Ausgrabung dieses Hügels, welche ich, sowie die der nachfolgenden, in Gesellschaft der Herren Kroh und Kolář vornahm, ergab keine Funde. Umfang 28 m, Durchmesser 6·5 m, Höhe 0·8 m; Steinkranz; Spuren von Leichenbrand.

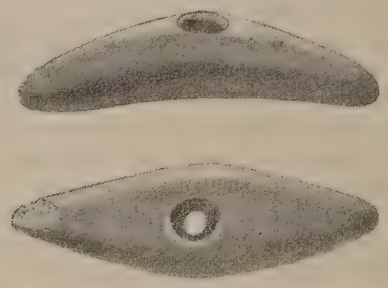


Fig. 105. 1/8 nat. Gr.

Nr. XI. Umfang 30 m, Durchmesser N.—S. 7·8 m, O.—W. 7·8 m, Höhe 1 m. Ziemlich mächtiger Steinkranz, in der Mitte ein Steinkegel (siehe Fig. 106), darüber viel Lehm. Bei 56 cm Tiefe vom Gipfel zeigte sich der Leichenbrand auf dem Steinkegel liegend und westlich im Lehm zerdrückte Beigefässe von Urnen- und von Schüsselform. Da sich im Leichenbrand moderiges Holz zeigte, hob ich zunächst die Gefässfragmente heraus und liess den Kegel von allen Seiten blosslegen. Nun wurde langsam mit den Händen und mit Stechmessern der Lehm über dem Leichenbrand beseitigt, wobei ein Klopfstein gefunden wurde, und es lagen vor uns auf zwei flachen Steinen mitten im Leichenbrand ein Paalstab mit hölzerner Handhabe und darunter quergelegt eine Bronzenadel nebst einem Bernsteintropfen, wie die Fig. 107 zeigt.

1. Das grosse urnenartige Gefäss, welches Herr Anton Kolář nachträglich zusammenstellte, besteht aus mit Sand und Kohle gemengtem Lehm, ist innen grau, aussen schwärzlich, ohne Graphitanstrich, ohne Verzierung, von freier Hand gemacht, nicht gebrannt; die Form ist ähnlich der grossen Urne auf Taf. I, Fig. 19 des ersten Berichtes, nur ist der Halsrand niedriger.

H = 29 cm, B = 11 cm, gD = 38 cm, Md = 22 cm, Wd = unten 0·8 cm, oben 1 cm.

Die übrigen wenigen Scherben liessen sich nicht zusammenstellen.

2. Die Nadel ist 32 cm lang und mit Ausnahme der Länge in Form und Verzierung vollkommen gleich der auf Taf. I, Fig. 2 des ersten Berichtes abgebildeten Nadel aus den Čichticer-Nekropole; der Knopf der vorliegenden Kostelecer Nadel scheint etwas dünner zu sein.

3. Paalstab (Flachkelt) ist 15·5 cm lang und besitzt eine sehr schöne Form, die Schneide flach, 4·2 cm breit, der Rücken schmäler, stärker, 2·3 cm breit, über der Mitte näher zum Rücken befindet sich die seitliche Einschnürung, die nur 2 cm breit ist; an dieser Einschnürung treten die Ränder schaftlappenartig hervor [1]).

Fig. 107.

Die Handhabe, welche aus Eschenholz zu sein scheint, war in einer Länge von 19 cm vorhanden, flach geformt, 3 cm im stärkeren Querdurchmesser und am Ende nahe unter einem rechten Winkel eingebogen, das kürzere Ende gespalten und seitlich sorgfältig so zugeschnitten, dass die beiden Hälften genau zu den Schafträndern des Paalstabes passen; die Befestigung vermittelt ein halbcylindrischer Bronzedraht (auf der einen Seite flach, auf der andern rund), mittelst dessen das ganze gespaltene Seitenende, sowie weiter der Bug und ein Theil des Griffes selbst noch umwickelt war.

4. Der Klopfstein besteht aus einem länglichen Quarzitgeschiebe, das an den beiden Enden auf jeder Seite ausgeklopfte Vertiefungen (im Ganzen vier) enthält.

5. Das Bernsteinstückchen hat die Form eines länglichen zerflossenen Tropfens.

Diese Funde ergänzen die bisherigen aus der Nekropole von Kostelec in sehr charakteristischer

[1]) Bemerkungen über Flachkelte siehe: Szombathy, drei Flachbeile von Unterthemenau in Mähren. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. Bd. XIII, Heft 1, S. 77.

Weise. Zunächst ist das Vorkommen des Paalstabes höchst wichtig, es beweist, dass hier ein Mann begraben wurde, dessen Leichenbrand man auf dem Kegelstutz ausbreitete und darüber die Nadel, sowie den Paalstab mit der Handhabe als Liebesgaben sorgfältig legte, welche Gegenstände der Verstorbene im Leben führte. Diese wurden nicht mit der Leiche verbrannt und es kann die Nadel somit keine Haarnadel gewesen sein, sondern dürfte als Ziernadel zum Zusammenhalten eines Kleidungsstückes gedient haben. Der Bernsteintropfen ist der Rest eines zerflossenen, nicht verbrannten Bernsteinschmuckes.

Die Darstellung eines solchen Paalstabes mit Handhabe befindet sich auf einem Gürtelbleche aus der bekannten Nekropole von Watsch, welches Fundstück Graf Gund. Wurmbrand kürzlich demonstrirte[1]); ein Reiter und ein Fussgänger schwingen solche Paalstäbe als Waffen (Streitaxt), der Reiter dürfte, wie ich glaube, einen einheimischen Mann darstellen, der auf einem kleinen einheimischen Pferde sitzt und gegen einen fremden Streiter mit Helm und lanzenartiger Waffe kämpft, der auf einem grossen Pferde sitzt und an die griechische Kampfesweise mahnt. Einen solchen einheimischen Mann, der im Leben den Paalstab führte, sei es als Werkzeug, sei es als Waffe (Streitaxt) oder zu beiden Zwecken zugleich, finden wir in unserem Hügel begraben. Das kleine einheimische Pferd aber, das ich anderweitig als Equus Caballus minor bezeichnete, finden wir, abgesehen von seinem häufigen Vorkommen in prähistorischen Ansiedlungen Niederösterreichs, Mährens, Böhmens und anderer Länder, in unserer Gegend nicht weit vom Gräberfelde entfernt, nämlich in einer Aschengrube bei Libějíc. (Siehe meinen ersten Bericht.)

b) Grabhügel im Revier von Poněšic.

Der im Walde „Haj" gelegenen Grabhügel Nr. I (s. m. ersten Ber. S. 21) wurde von Herrn Kroh vollständig durchgegraben und ich besichtigte den Durchstich, ohne anderweitige neue Resultate gefunden zu haben.

[1]) Sitz. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, 5. März 1884. Mitth. der Anthrop. Gesellsch. B. XIV, Heft 2 und 3.

5. Gegend von Frauenberg.

a) Grabhügel bei Munic.

Eine Viertelstunde nordwestlich von Frauenberg, östlich vom Dorfe Munice, befindet sich im Walde rechts von der Strasse, die nach Chlumec führt, eine kleine Gruppe von Grabhügeln, deren zwei ich im Jahre 1884 untersuchte.

Nr. I. Umfang 26 m, Durchmesser 7·8 m N.—S. und O.—W., Höhe 0·7 m. Ein mittelgrosser, flacher Hügel mit einem flachen Steinkerne, welcher mit Lehm bedeckt war. In der Mitte des Steinkernes kamen Holzkohle, verkohlte Knochenstückchen und zwei ungebrannte grobe Scherben vor mit Buckeln und Fingereindrücken.

Nr. II. Umfang 48 m, Durchmesser 15·7 m N.—S., 13 m O.—W., Höhe 1·6 m. Ein mächtiger, elliptischer Hügel mit schwach vertieftem Gipfel, starkem Steinkranz und einem aus grossen Blöcken bestehenden Steinkerne; Kohlenstückchen im Lehm zwischen Kern und Kranz. Ueber dem Kern Scherben einer grossen Urne aus mit Kohle vermengtem Thon, von freier Hand, ungebrannt, Hals einfach aufstrebend, der ganze Bauch bis zum Boden mit erbsengrossen, dicht nebeneinanderstehenden, scheibenförmig vertieften Eindrücken besäet; ferner Scherben eines zweiten groben, unverzierten Gefässes. Im Steinkerne, etwa 50 cm vom Gipfel entfernt, in bräunlicher Erde eine Bronzenadel (Fig. 108 auf folg. S.). Dieselbe besitzt einen hohlen runden Knopf und erinnert so an die Bronzenadel aus der nördlich von hier gelegenen Hügelgruppe Shořova, Taf. I, Fig. 33, nur ist sie grösser (über 145 mm lang) und mit eingeritzten Strichen von freier Hand anders verziert. Die Innenwand des Knopfes ist theilweise mit Eisen ausgefüllt, an dem die dünne Bronzelage innig anliegt.

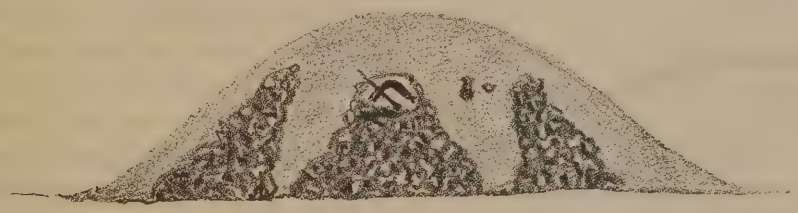


Fig. 106.

b) Grabhügel bei Hosín.

Südöstlich bei Hosín und nordöstlich von Hartowitz (Hrdějic) befindet sich unweit einer Wallfahrtscapelle im Wäldchen bei der Hardtmuth'schen Schlemme eine kleine Grabhügelgruppe. Hinter dem

Friedhofe von Hosín sollen sich einst auf dem Felde, das den Namen „Hroby“ (Gräber) führt, auch Grabhügel befunden haben; ich fand auf dem bewachsenen Felde keine deutliche Spur davon.

B. Burgwälle (Hradiště).

a) Im Walde „Doubrava“ bei Netolic, eine Stunde nordwestlich vom Burgwall Hradeček, fand ich auf mässiger Anhöhe eine mit einem Walle befestigte Fläche elliptischer Form. Gegen Süden lauft ein natürlicher Abfall zum Bache Mastnice, von Westen zieht sich über Norden ein mässig hoher Wall nach Osten. Ausserhalb des Walles erhebt sich östlich ein künstlicher Kegel von bedeutenden Dimensionen, der, sowie die Reste eines zweiten, ein Aussichtshügel gewesen sein dürfte.

b) Burgwall von Wagau (Vadkov) bei Elhenic. Südwestlich von Elhenic und westlich neben dem Dorfe Wagau überraschte mich auf bewaldeter Bergeshöhe eine grosse Wallburg, die ich während der

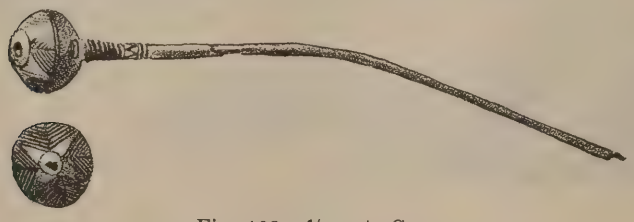


Fig. 108. ½ nat. Gr.

letzten Ferien in Begleitung des Herrn Revierförsters Bolech besuchte und von deren Existenz die Bevölkerung der Umgebung keine Ahnung hatte. Die einzige Andeutung für die Existenz der Wallburg dürfte in der Bezeichnung der am Fusse des Berges gelegenen Einschichte „Bílohrad“ und des im Süden sich an die Wallburg anschliessenden Berges „Vrata“ (Thor) zu suchen sein. Ein circa 150 m langer Bergrücken stürzt in eine Tiefe von 30—40 m fast senkrecht gegen das Dorf Grub (Jama) ab und ist von dieser Seite mit Ausnahme zweier Stellen nicht zugänglich. Im Süden verläuft ein beiläufig 50 m langer Erdwall über dem Sattel, der zum Berge Vrata führt, und zeigt eine Oeffnung, die offenbar einst der Eingang war, daher wahrscheinlich der Name des vorgelegenen Berges Vrata (Thor). Oestlich zieht sich ein Steinwall nordwärts und biegt sich dann gegen Westen um, wo er sich an die Steilwand anschliesst; im Norden zieht sich noch ein zweiter Wall, Vorwall, hin, der sich an einen Felsvorsprung anschliesst, von dem man nicht nur die eine Stunde entfernte Wallburg Hradeček, sondern auch das weitentfernte Hradiště bei Wällisch-Birken [1]) sieht. Bei 50 m Entfernung vom Eingange zieht sich von West gegen Ost ein Querwall, der die Vorburg einstens abschloss, neben ihm befinden sich in der Steilwand zwei Einsenkungen, die gut befestigt waren.

c) Hradiště bei Třisau. Auf einer von der Moldau und vom Kremserbache gebildeten Halbinsel nördlich von Goldenkron breitet sich eine sehr grosse Wallburg aus, die mit der am jenseitigen Ufer des Kremserbaches gelegenen Ruine Maidstein nichts zu thun hat. Ich besuchte die grossartigen Wälle während der letzten Ferien in Gesellschaft des Herrn Bergdirectors Balling. Trotz des östlichen und nördlichen Abfalles gegen das Flussthal zieht sich doch in dieser Richtung ein mässig hoher Steinwall, der sich an die grossen Hauptwälle im Westen bei dem Dorfe Třisau anschliesst. Hier befand sich ein grosses Thor, das nach innen stark befestigt war; nord- und südwärts vom Thore zieht sich ein mächtiger Doppelwall, der innere viele Meter hoch; zwischen beiden verlaufen im Graben niedrige Querrücken. Ich glaube nicht, dass diese prähistorische Wallburg trotz ihrer sehr bedeutenden Ausdehnung einst eine Wohnstätte war, sie dürfte vielmehr als eine Art verschanzter Zufluchtsstätte gedient haben.

C. Diverse Funde.

a) Bronzefunde im oberen Moldauthale.

An der im ersten Berichte näher bezeichneten Stelle „Schanzau“ bei Eleonorenhain im Böhmerwalde, wo der grosse Graphitkessel gefunden wurde, hat Herr Johann Kralik R. v. Mairswalden ein Bronzeobject entdeckt, das zufolge seiner Beschreibung und Zeichnung ein Dolch war, welcher leider auf dem Wege nach Frauenberg verloren ging.

Die Stelle bei Hintring, an welcher die in meinem ersten Berichte erwähnten Gefässscherben vorkommen, habe ich heuer besichtigt; dieselbe liegt westlich unweit des Dorfes am Rain eines Feldes, das eben mit Flachs bebaut war; in einer Furche fand ich stellenweise deutliche Spuren angebrannter Erde und kleine Graphitscherben. Die Bedeutung dieses prähistorischen Punktes lässt sich ohne nähere Untersuchung nicht feststellen, doch hat derselbe eine solche Lage am rechten Ufer der Moldau, dass es ein Lagerplatz gewesen sein könnte.

[1]) Siehe meinen Bericht: Wallbauten im südwestlichen Böhmen. Mitth. der Anthrop. Gesellsch. B. V. Wien 1875.

Berücksichtigt man auch noch den im ersten Berichte erwähnten Fund eines Paalstabes weiter südlich in der Rathschlägerau bei Schwarzbach, so ist wohl die Behauptung erlaubt, dass der sogenannte goldene Steg, der aus den Salzwerken des Salzkammergutes längs der Moldau führte, bereits in prähistoriseher Zeit existirte. Salz und Bernstein gehörten schon in prähistorischen Zeiten zu den wichtigsten Handelsartikeln. Seine Richtung behielt dieser Steg bis in die historische Zeit, wo er bei Obermoldau abbog und längs des Ernstbergerbaches (in einer Verlängerung des Wolinkathales) bei dem Dorfe Salzweg (Solna Lhota) vorbei nach Winterberg führte, und an dessen ältestem Stadttheile Hradčin vorüber und im Wolinkathale [1]) weiter gegen die uralte Stadt Strakonic.

b) Skelette zwischen Čichtic und Gross-Blanic.

Auf dem Wege von Čichtic nach Gross-Blanic steht rechter Hand über einer Hohlwand eine alte Säulencapelle (Muka boži — Martersäule) auf Schottergrund; in diesem sind kaum 50 cm tief zwei Menschenskelette in liegender Stellung gefunden worden, die Abdrücke der Beine des einen Skelettes fand ich noch vor; die Knochen selbst sind spurlos verschwunden (wahrscheinlich begraben worden). Beim Nachgraben feldeinwärts fand ich nichts vor. Die obige Bezeichnung der Stelle deutet darauf hin, dass auf dieser mässigen Anhöhe bei Beginn des Christenthums wahrscheinlich einige widerspenstige Heiden gemartert und begraben wurden.

c) Mühlstein von Hořešovic.

Nordwestlich von Schlan fand man im vorigen Jahre in der Meierei Hořešovic bei 60 m entfernt von neolithischen Wohnresten in einer Tiefe von 1 m einen Mühlstein aus einem porphyrartigen Gestein; derselbe ist rund, besitzt einen Durchmesser von 48 cm, ist 12 cm hoch und enthält in der Mitte eine runde, 12 cm weite Oeffnung; die Reibfläche ist gegen die Mitte um 1 cm konisch vertieft. Dass dieser Mühlstein mit der neolithischen Ansiedlung bei Horišovic nichts zu thun hat, ist selbstverständlich; die Mühlsteine, welche L. Schneider bei Neu-Bydžov fand, stellen mehr weniger ebene Steinplattenfragmente vor, zu denen kleine Handreibsteine gehören. Unser Mühlstein ist viel jünger und erinnert an die Form der sogenannten römischen Handmühlen. Dieselbe befindet sich im Museum Ohrad.

[1]) Ich habe unterhalb Winterberg und bei Čkyn im Wolinkathale die bekannten kleinen Hufeisen der Saumpferde vorgefunden.

d) Alte Goldgruben bei Vsetec.

Aus Anlass einer im Ohrader Museum befindlichen nicht sehr alten Bronzefigur aus Všetec machte ich von Protivín aus einen Ausflug nach diesem anderthalb Stunden östlich im Walde gelegenen Orte. Auf dem Wege dahin traf ich unterhalb des Dorfes Těšín neben der Strasse Seifenhügel, welche früher schon Sr. Durchlaucht dem Fürsten Adolf Schwarzenberg umsomehr auffielen, als gegenwärtig in der Thalsenkung kaum eine Spur von fliessendem Wasser anzutreffen ist; die Form der Thalsenkung lässt jedoch auf ein reichlicheres Wasser in früheren Zeiten schliessen. Rechts neben dem Wege nach Všetec zieht sich im Walde eine lange Reihe zahlreicher, mehrere Meter tiefer, trichterförmiger Gruben im Gneis in nordöstlicher Richtung. Meines Wissens ist das Vorhandensein dieser Goldgruben in besagter Gegend bisher unbekannt.

Etwas Näheres über das Fundvorkommen der Bronzefigur konnte ich nicht erfahren. Dieselbe ist aus echter Bronze mit viel Kupfer und wenig Zinn hohl gegossen; das mit einem Spitzbart und einem durchbrochenen Auge versehene Gesicht ist mit einer dreizipfeligen, ausgefeilten Mütze bedeckt, hält eine Hand nach aufwärts umgebogen, um den Leib läuft ein Gurt, die Oberfläche ist braun, ohne Patina: dürfte dem Mittelalter angehören [1]).

e) Verschollene Ansiedlung bei Netolic.

Bei 40 Minuten westlich von Netolic befand sich unterhalb des Waldes Třebanka ein unregelmässiges Terrain, welches vor wenigen Jahren zu einem Felde umgestaltet wurde, wobei man eine Menge gebrannter Lehmklumpen, angebrannter Steine und Scherben gefunden hat; es dürfte an dieser Stelle die verschollene Ansiedlung „Třebanka“ gestanden sein. Von zwei mir in die Hand gekommenen groben Graphitscherben enthält der eine um den Rand laufende erhabene und gepresste Buchstaben, die von einer verkehrt stehenden Inschrift herrühren und an das XIV. Jahrhundert mahnen.

Reste der Fauna der Metallzeit.

Eingesendet durch Herrn L. Schneider in Jičín. Aus Neu-Bydžov, Špatny's Ziegelei, Ansiedlung mit auf der Scheibe gedrehten Thongefässen: Bos brachyceros Rütim., Ovis L. Von dem theilweise verschlackten Hradiště Lipno: Ursus arctos L., Arvicola amphibius Blas. Bos (brachyceros Rütim.) Bos taurus L. Sus scropha (palustris Rütim.); Sus scropha L., Ovis L. Von dem theilweise verschlackten Hradiště Doudlebce: Bos brachyceros Rütim. mit Bronzespuren an den Zähnen, Sus (scropha L.). Von dem Hradiště Hostim: Cervus elaphus L., Sus (scropha L.).

[1]) Diese Figur ist offenbar eines der in Böhmen zu Tausenden vorkommenden Žiška-Figürchen. (D. Red.)

INHALT.

Seite

I. Paläolithische Zeit 192
a) Der diluviale Mensch von Zuzlawitz im Böhmerwalde und die Fauna seiner Zeit 192
Reste des menschlichen Schädels, Steinartefacte, Knochenartefacte 193
b) Reste der diluvialen Fauna verschiedener Gegenden Böhmens 202
II. Neolithische Zeit 293
a) Aschige Grubenreste in der Gegend von Laun 203
Bei Ročow, Solopisk, Divis, Hořovic, Kaunova, Nečenic, Hřivic und Tauchovic. Bemerkungen hierzu . . 203
b) Ansiedlung am Berge Řivnáč 205
c) Allgemeine Bemerkungen 206
d) Reste der neolithischen Fauna 208
III. Metallzeit 209
A. Grabhügel 209
1. In der Gegend von Netolic (Čichtic, am Silberberge, am Berge Krtel, Třebankawald (Herbes), Libějic . . 209
2. In der Gegend von Protivin (Písečná-Wald, Hájekberg) 212
3. In der Gegend von Moldautain (Křtěnovo, Albrechtec, Podháj, Litoradlic Shořova, Hradeker Spitze) . . . 213
4. In der Gegend von Kostelec a. d. M. (Kostelec, Poněšic) 216
5. In der Gegend von Frauenberg (Munic, Hosín) 217
B. Burgwälle (Doubrova bei Netolic, Wagau bei Elhenic, bei Třisau) 218
C. Diverse Funde (Bronzefunde im oberen Moldauthale, Skelette bei Čichtic, Mühlstein von Hořešovic, Goldgruben bei Všetec, Třebanka bei Netolic) 218
Reste der Fauna der Metallzeit 219

Erklärung der Tafel.

Fig. 1. Meisselförmiger Schaber aus Stein, 1/3 n. Gr. von Solopisk. — Fürstl. Museum in Ohrad.
„ 2. Messerartiges Steinwerkzeug, 1/3 n. Gr. von Solopisk. „ „ „ „
„ 3. Steinaxt, Schneide zugeschliffen, 1/3 n. G. Kaunova. „ „ „ „
„ 4. „ „ „ 1/3 n. Gr. Divic. „ „ „ „
„ 5. „ ganz geschliffen, 1/3 n. Gr. Nečenic. „ „ „ „
„ 6. Steinhammer, zugeschlagen, 1/3 n. Gr. Tauchovic. „ „ „ „
„ 7—10. Gefässscherben, 1/2 n. Gr. von Solopisk. „ „ „ „
„ 11—13. Gefässscherben, 1/3 n. Gr. Divic. „ „ „ „
„ 14. Beinhammer, 1/5 n. Gr. Kaunova. „ „ „ „
„ 15—17. Gefässe, 1/5 n. Gr. Grabhügel V. Čichtic. „ „ „ „
„ 18. Bronzepfeilspitze, n. Gr. Grabhügel VII. Čichtic. „ „ „ „
„ 19—21. Gefässe, 1/5 n. Gr. Grabhügel I. Krtel. „ „ „ „
„ 22. Gefäss, 1/5 n. Gr. Grabhügel II. Krtel. „ „ „ „
„ 23—27. Gefässscherben, 1/2 n. Gr. Gräberhügel II. Krtel. „ „ „ „
„ 28. Bronzenadel, n. Gr. Grabhügel II. Krtel. „ „ „ „
„ 29. Bronzenadel, n. Gr. Grabhügel X. Křtěnovo. „ „ „ „
„ 30. Zierplatte aus Bronze, n. Gr. Grabhügel X. Křtěnovo. „ „ „ „
„ 31. Bronzenadel, n. Gr. Grabhügel X. Křtěnovo. „ „ „ „
„ 32. Bronzenadel, n. Gr. Grabhügel X. Křtěnovo. „ „ „ „
„ 33. Bronzenadel mit hohlem Knopf, n. Gr. Grabhügel Shořova (Litoradlic) II. — Fürstl. Museum in Ohrad.
„ 34. Eisenring, n. Gr. Grabhügel Shořova (Litoradlic) II. — Fürstl. Museum in Ohrad.
„ 35. Fibelähnliches Eisenobject. Grabhügel I. Klein-Písečná. — Fürstl. Museum in Ohrad.
„ 36. Gefässscherben, 1/2 n. Gr. Přemyšleni. — Sammlung Woldřich.

Literaturberichte.

35.

Lenz, Oskar. Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan, ausgeführt im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. Leipzig, Brockhaus, 1884. 8°. 2 Bde. (Bd. I. XVI, 430 S. mit 29 Abbildungen und 1 Karte, Band II, X, 408 S. mit 28 Abbildungen und 8 Karten.)

Ein Werk, das in mancher Hinsicht epochal genannt werden kann, indem es unsere Kenntnisse des westlichen Sudan um ein Bedeutendes erweitert. Der Schwerpunkt desselben ruht, ausser in den rein geographischen, in den historisch-politischen, besonders handelspolitischen Schilderungen und Beobachtungen (besonders ausführlich über Marokko und Timbuktu). Dabei geht aber auch die Ethnologie nicht leer aus, indem der Verfasser häufig Bilder des von ihm beobachteten Volkslebens vorführt, und wenn sich dazu Gelegenheit bietet, auch auf die Discussion strittiger ethnologischer Fragen eingeht. — Hier ist besonders die II. S. 256 geführte Untersuchung über die Fulah (Fulbe) hervorzuheben, in welcher der Verfasser zu der von mir in der „Allgemeinen Ethnographie" aufgestellten Ansicht sich bekennt, dass die Fulbe von den Negern scharf geschieden sind und einen eigenen Rassentypus bilden. Der Ausspruch eines Mannes, der beide Rassentypen, nämlich Neger und Fulbe, öfter zu sehen und mit einander zu vergleichen Gelegenheit hatte, ist in der That schwerwiegend. Eine Zierde des höchst interessanten Werkes sind die 57 schönen Abbildungen, wie denn überhaupt die Verlagshandlung keine Kosten gescheut hat, um das Werk seiner selbst und der altberühmten Firma gleich würdig auszustatten.

Friedrich Müller.

36.

Mittheilungen der Riebeck'schen Niger-Expedition. I. Ein Beitrag zur Kenntniss der fulischen Sprache in Afrika von Gottlob Adolf Krause. II. Proben der Sprache von Ghât in der Sahara mit haussanischer und deutscher Uebersetzung von Demselben. Leipzig, Brockhaus, 1884. 8°. 108 und 82 S. mit je 1 Karte und II. Theil mit Facsimiles.

Eine vortreffliche linguistische Publication, welche aber auch manches Ethnologische enthält. Im ersten Hefte erfahren wir Mehreres über die Geschichte und Verbreitung der Fulah, welche durch eine gute Kartenskizze veranschaulicht wird. Krause scheidet die Fulah scharf von den Negern (gleichwie ich in meiner „Ethnographie" im Gegensatze zu O. Peschel); er geht noch weiter als ich, indem er dieselben als Proto-Hamiten erklärt. Seine Ausführungen sind sehr zu berücksichtigen, insofern er Land und Leute genau kennt. — Das zweite Heft bringt Proben eines eigenthümlichen Berber-Dialektes, des Dialektes von Ghât (auf den Karten in der Regel Rhat geschrieben), mit Uebersetzungen desselben Textes in die Sprache der Hausa, liefert also für beide Sprachen ein schätzbares Material. Auch dieses Heft enthält mehrere für die Ethnologie wichtige Angaben und Erörterungen, die grösstentheils in der 27 Seiten umfassenden Einleitung niedergelegt sind. Aber auch die beiden am Ende stehenden Texte, welche von der Königswahl und der Königsabsetzung bei den Berbern handeln, sind für den Ethnologen von hohem Interesse.

Friedrich Müller.

37.

Johnston, H. H. Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1884, 8°. XXI. 437 S.

Ein Reisehandbuch für den Kongo, ein „Führer am Kongo", wie es der Verfasser in der Vorrede selbst bezeichnet und zwar im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich hinlänglich Zeit genommen, um Land und Leute genau kennen zu lernen und das Buch grösstentheils unter dem frischen Eindrucke der Erscheinungen und Begebenheiten verfasst. Er verräth sich überall als scharfer und zuverlässiger Beobachter, der seine Darstellung durch ein charakteristisches Bild zu unterstützen im Stande ist. — Seine nationalökonomischen und biologischen Betrachtungen und Rathschläge sind sehr treffend und beherzigenswerth. — Das Werk zerfällt gleichsam in zwei Theile, wovon der erste (Capitel I bis XI oder S. 1 bis 274) die Schilderung der Reise, der zweite (Cap. XII bis XVII oder S. 277 bis Ende) die systematische Beschreibung des Landes nach Bodenbeschaffenheit, Klima, Flora und Fauna und der Bewohner und ihrer Sprachen umfasst. Köstlich ist die Schilderung der Rückkehr aus dem Innern, der Wildniss, unter die europäische civilisirte Gesellschaft auf S. 273 ff., die den Humor des Verfassers so recht offenbart. Der Zoolog vom Fache dürfte in dem ausführlichen Abschnitte, welcher die Fauna behandelt, eine reiche Ausbeute finden. Für den Ethnologen jedoch sind die beiden letzten Capitel, das XVI. und XVII. nämlich, von dem höchsten Interesse. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich (S. 368) dass der Bantu-Stamm, zu welchem bekanntlich die Völker des Kongo gehören, „physikalisch und sprachlich sich streng von den verschiedenen Neger-, Halbneger- und hamitischen Stämmen im Norden und von der Gruppe der Hottentoten und Buschmänner im Süden unterscheidet", eine Ansicht, die mit meinen, in der „Allgemeinen Ethnographie" niedergelegten Forschungen übereinstimmt, dagegen von der Ansicht O. Peschel's (welcher die Bantu zu den Negern rechnet) ganz abweicht. Die

Beschreibung der Geräthe und Waffen dieser Völker ist eine willkommene Ergänzung zu dem berühmten Schweinfurth'schen Werke „Artes Africanae". Von ganz besonderem Werthe sind die sprachlichen Aufzeichnungen des Verfassers; wir lernen durch dieselben drei Sprachen, nämlich Ki-teke, Ki-buma und Ki-jansi und zwar nicht blos in Vocabularien, sondern in gut gearbeiteten grammatischen Skizzen kennen. Gerade diesen Theil der Arbeit sollten die Reisenden sich zum Muster nehmen; sie würden dadurch der ethnologisch-linguistischen Forschung ein zuverlässiges Material zuführen.

Friedrich Müller.

38.

Cust, Robert Needham. A sketch of the modern languages of Africa. Accompanied by a language-map. London 1883. 8. 2 voll. Zusammen XVI und 566 S. und 6 photograph. Tafeln (Porträts von afrikanischen Sprachforschern).

Ein gediegenes, sorgfältig gearbeitetes Werk, das kein Ethnolog, kein Sprachforscher, der auf dem Gebiete Afrikas arbeitet, entbehren kann. Das staunenswerthe Werk konnte nur von einem Manne ausgeführt werden, der viel freie Zeit, viel Geld hat und, was die Hauptsache ist, von reiner Liebe zur Wissenschaft und Menschheit beseelt ist. Und Männer dieser Art sind bekanntlich sehr selten. Der Verfasser, ehemals ein hochgestellter Beamter im englisch-indischen Dienst, wusste sein Otium, das er cum summa dignitate geniesst, nicht besser zu verwerthen, als einem der verwickeltsten Probleme des dunklen Erdtheils nachzugehen und seine weitverzweigten Verbindungen, sowie seine Stellung als Vorstands-Mitglied mehrerer englischen Bibel- und Missionsvereine ermöglichten es ihm, jedes Buch, das er citirt, sich zu verschaffen und über die strittigen Fragen an Ort und Stelle selbst Erkundigungen einzuziehen. Dadurch war er im Stande, ein Werk zu schaffen, das an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit in der That nichts zu wünschen übrig lässt und für längere Zeit den ersten Platz auf diesem Gebiete behaupten wird.

Das Werk bietet eine systematische Uebersicht sämmtlicher Sprachen und Völker des modernen Afrika. Jede Sprache, jedes Volk ist geographisch genau fixirt und auf der von Ravenstein bearbeiteten, aus zwei grossen Blättern bestehenden Karte verzeichnet. — Die in Betreff der Bezeichnungen stattfindenden Ungleichmässigkeiten, sowie die häufig zu Tage tretenden Widersprüche der Reisenden und Missionäre werden sorgfältig erörtert und zu lösen versucht, überall werden die Quellen erschöpfend dargeboten und ausgenützt. Der Verfasser hat dabei mein in der „Allgemeinen Ethnographie" aufgestelltes System angenommen. Das Auffinden jeder Sprache, jedes Dialektes, jedes Volkes wird durch die am Ende des Werkes stehenden reichhaltigen und genauen Indices ermöglicht. Den Umfang der vom Verfasser herangezogenen Quellen ersieht man am besten aus dem Autoren-Index und dem Appendix (Bibliographical Table of languages, dialects, localities and authorities). Die auf die Bewältigung eines so riesigen Materials verwandte Mühe allein würde hinreichen, auf den Dank der Mit- und Nachwelt Anspruch zu erheben.

Friedrich Müller.

39.

Stoll, Otto. Zur Ethnographie der Republik Guatemala. Zürich, 1884. 8°. IX. 176 S. 1 Tafel und 1 Karte.

Eine ausgezeichnete und werthvolle Publication. Der Verfasser, praktischer Arzt, der mehrere Jahre im Lande gelebt, hat frühzeitig der Ethnologie und Linguistik dieser Gegenden seine Aufmerksamkeit zugewendet und den Stoff für seine Forschungen gesammelt. Er geht bei diesen auf eine sorgfältige Prüfung der Quellen, welche er so vollständig als möglich citirt, ein, und sucht vor Allem den linguistischen Zusammenhang der Stämme zu ermitteln. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die Untersuchung der Maya-Völker, welche er in vier Gruppen zerlegt, nämlich 1. Tzental-Gruppe, 2. Pokoman-Gruppe, 3. Quiché-Gruppe, 4. Mam-Gruppe. Zur 1. (Tzental-) Gruppe rechnet er die Huasteken, die Mayas, die Chontal, die Tzental, die Tzotzil, die Cañabal und die Choles; zur 2. (Pokoman-) Gruppe die Quekchi, die Pokonchi, die Pokoman und die Chorti; zur 3. (Quiché-) Gruppe die Cakchiquel, die Tzutujil, die Quiché und die Indianer von St. Miguel Uspantan; zur 4. (Mam-) Gruppe endlich die Ixiles, die Mammes und die Aguacateken. — Der Zusammenhang dieser Völker wird durch ein vergleichendes Vocabular ihrer Sprachen erläutert. Dazu kommen Bemerkungen über einzelne Sprachen, unter denen die grammatische Skizze des Cakchiquel von St. Juan Secatepequez speciell hervorzuheben ist. Neben den Maya-Stämmen, welche den Hauptbestandtheil der Indianerbevölkerung Guatemalas bilden, betrachtet der Verfasser auch die mit den Azteken verwandten Pipiles, die Pupulucas, und die blos in dem atlantischen Hafenorte Livingstone, am Ausflusse des Rio Dulce in die Bay von Honduras, angesiedelten Caraiben. Der Verfasser gibt die Grenzen der einzelnen von ihm behandelten Stämme genau an und fügt am Schlusse des Werkes eine sorgfältig ausgeführte und colorirte ethnographische Karte der Republik Guatemala hinzu, wodurch die Brauchbarkeit der ausgezeichneten Publication wesentlich erhöht wird.

Friedrich Müller.

40.

Tschudi, J. J. von. Organismus der Khetšua-Sprache. Leipzig, Brockhaus, 1884. 8°. XVI. 534 S.

Wenn auch das vorliegende ausgezeichnete Werk seinem Titel und hauptsächlichsten Inhalte nach der Sprachwissenschaft angehört und eine Würdigung desselben in einer den Zwecken dieser Disciplin dienstbaren Zeitschrift am Platze ist, so müssen wir es dennoch wegen der über 100 Seiten starken Einleitung, in welcher der Verfasser die Amerika im Allgemeinen betreffenden ethnologischen Fragen mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Geist und Scharfsinn erörtert, in dieser Zeitschrift zur Anzeige bringen. — In dieser Einleitung bespricht der Verfasser zunächst die beiden Fragen, „ob der indianische Mensch ab origine in Amerika entstanden, oder auf diesen Continent eingewandert ist" und „ob die indianische Bevölkerung Amerikas eine einheitliche Rasse bildet oder nicht?" In Betreff der ersten Frage bekennt sich der Verfasser zur Ansicht, dass der Mensch zur Neogenzeit Amerika bevölkerte, und dass der heutige Indianer nur eine Fortsetzung

des amerikanischen Menschen der Neogenzeit ist. Da der Mensch nicht in Amerika entstanden, sondern diesem Continente von Aussen, wahrscheinlich vom Nordwesten her, zugekommen ist, so muss dies zu jener Zeit geschehen sein, wo die Behringsstrasse durch eine Landenge überbrückt war und in jenen heute so rauhen borealen Regionen ein warmes Klima herrschte. In Betreff der zweiten Frage bemerkt der Verfasser, dass beim Aboriginer Amerikas an eine einheitliche Rasse nur insofern gedacht werden kann, als er von den einer bestimmten Rasse angehörenden ersten Einwanderern der Neogenzeit abstammt, dass jedoch der heutige Indianer weder in Betreff der Schädelbildung und Hautfarbe noch auch in Betreff der Sitte, Religion und Sprache einen einheitlichen Rassentypus darbietet. — Der Verfasser geht dann auf das Problem des Ursprungs der amerikanischen Cultur über, wobei er die verschiedenen Möglichkeiten erörtert, um schliesslich die Frage auf dem Gebiete Peru's im Besonderen zu verfolgen. Es folgt nach einer kurzen Uebersicht der Sprachen Süd-Amerika's eine ethnologische Schilderung der alten und modernen Peruaner, die um so werthvoller ist, als sie aus der Feder eines Mannes stammt, der Land und Leute längere Zeit mit den Augen eines exacten Naturforschers beobachtet hat. Die ethnologische Schilderung geht bis Seite 63. Von Seite 63 beginnt die Untersuchung über die Khetšua-Sprache, die bis Seite 91, wo das bibliographische Element mehr in den Vordergrund tritt, eine Menge der lehrreichsten, auch für den sprachwissenschaftlich nicht geschulten Ethnologen interessanten Aufklärungen und Bemerkungen enthält. Im Uebrigen ist die Untersuchung über den Organismus des Khetšua so geschrieben, dass selbst der sprachwissenschaftlich nicht gebildete Leser derselben ohne Schwierigkeit zu folgen vermag. Und die originelle Sprache, das Idiom eines der wenigen Culturvölker Amerikas ist in der That eines Studiums werth.

Friedrich Müller.

41.

Brinton's Library of Aboriginal American Literature. Number I. The Maya Chronicles. Edited by Daniel G. Brinton, M. D. Philadelphia 1882. 8. 279 pgg. Number II. The Iroquois Book of Rites. Edited by Horatio Hale, M. A. Philadelphia 1883. 8. 222 pgg.

Die Denkmäler, aus denen wir unsere Kenntnisse der früheren Zustände der amerikanischen Völker schöpfen können, reichen bekanntlich nicht weit zurück und sind mitunter höchst unzuverlässig. Was unsere Vorfahren, befangen von einer beschränkten und verkehrten Weltanschauung, versäumt haben, nämlich die spärlichen Ueberreste der literarischen Production der amerikanischen Aboriginer zu sammeln, jene Versäumniss nach Kräften gutzumachen, dies ist der Zweck einer von dem bekannten Amerikanisten Daniel G. Brinton in Philadelphia unternommenen Publication, von welcher uns gegenwärtig zwei stattliche Bände vorliegen. Indem wir die Aufmerksamkeit aller Jener, welche an der Geschichte des Menschengeschlechtes im weiteren Sinne Antheil nehmen, auf diese Publication zu lenken uns erlauben, wollen wir in Kurzem den Inhalt der beiden vorliegenden Bände anzudeuten versuchen.

Der erste Band (The Maya Chronicles) bietet zunächst eine Einleitung über die linguistische Stellung des Maya-Stammes, über den Culturzustand der Maya-Völker zur Zeit der Eroberung durch die spanischen Conquistadoren, einen Abriss der Maya-Grammatik, Untersuchungen über den Maya-Kalender und über die alte Hieroglyphen-Schrift und endlich eine Uebersicht des Bestandes der heute noch existirenden Maya-Literatur, bestehend in Original-Manuscripten, Grammatiken und Wörterbüchern.

Es folgt dann die Sammlung der fünf Chroniken aus den Büchern der sogenannten Chilan Balam, d. h. Priestern, welche die alten Traditionen bewahrten. Jede Chronik wird im Originaltext, in englischer Uebersetzung und mit erklärenden Noten mitgetheilt. Diese Chroniken setzen uns in den Stand, die Geschichte des Maya-Stammes eine geraume Zeit hinter die Epoche der Eroberung des Landes durch die Spanier zurück zu verfolgen.

Diesen fünf alten Chroniken reiht sich ein sehr interessantes Document aus der Conquistadorenzeit an, nämlich die Chronik von Chicxulub, einer Stadt im Norden von Merida, verfasst von Nakuk Pech, um das Jahr 1562, welche die Begebenheiten während der Eroberung des Landes durch die Spanier erzählt. Auch der umfassende Text dieser Chronik ist von einer englischen Uebersetzung und Anmerkungen begleitet. Den Schluss des Werkes bildet ein Maya-Vocabular zum Verständniss des Originaltextes.

Der zweite Band (The Iroquois Book of Rites), bearbeitet von dem berühmten Sprachforscher und Ethnologen Horatio Hale, seinerzeit Mitglied der Wilkes'schen Expedition, bringt ein äusserst interessantes Denkmal der Aboriginer-Literatur, nämlich das Bundesbuch des durch Hiawatha's Bemühungen gestifteten Irokesenbundes, welches der Herausgeber „an Iroquois Veda" nennt. Dieses Buch ist eine Sammlung von Reden, Gesängen und Ceremonien, welche beim Tode eines Häuptlings und bei der Installation seines Nachfolgers vorgetragen wurden. Es enthält eine Menge Anspielungen auf die ältere Geschichte des Irokesen-Volkes und gestattet einen tiefen Einblick in das Denken und Fühlen des nordamerikanischen Indianers. Der Herausgeber, der dieses Denkmal vor fünf Jahren bei den Irokesen in der Nähe von Brantford entdeckt hat, gibt den irokesischen Originaltext mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen. Der Publication voran geht eine Einleitung, welche eine ethnologisch-historische Skizze des Irokesen-Stammes enthält, darunter auch ein Abriss der irokesischen Grammatik. Derselben ist eine Karte beigegeben, welche die Verbreitung der Irokesen zwischen den Jahren 1535 und 1780 veranschaulicht. Am Schlusse finden sich einige Excurse, worunter wir namentlich zwei, nämlich D. The Hiawatha Myths und F. The Pre-Aryan Race in Europe and America hervorheben, dann ein Glossar und ein Index.

Brinton's Library muss in ihrer soliden Ausführung als ein Quellenwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Friedrich Müller.

42.

Roepstorff, F. A. de. A dictionary of the Nancowry dialect of the Nicobarese language, in two parts: Nicobarese-English and English-Nicobarese. Calcutta, 1884. 8°. XXV. 279 S.

Eine treffliche linguistische Publication, welche aber auch manches Ethnologische bietet. Dahin gehören vor Allem der

Kalender der Nicobaresen und die im Original und in einer englischen Uebersetzung mitgetheilten Sagen und Märchen. Dann sind noch die auf S. 19 gegebene Abbildung einer Wohnung der Eingeborenen und die auf S. 32 stehende Abbildung eines Geister-Canoe hervorzuheben. Interessant ist die beigegebene Abbildung der Votive plate als Beitrag zur Schriftmalerei der Naturvölker. Auf S. 217 findet sich ein Verzeichniss von 34 Schobäng-Wörtern (vgl. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellschaft IV, 152), dessen Untersuchung ich mir für eine spätere Zeit vorbehalte. **Friedrich Müller.**

43.

F. Reuleaux. Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881.

Fünfzehn Tage brachte der Verfasser des vorliegenden Reisebuches durch Indien im Lande zu, in einem Lande, das uns in neuester Zeit oft genug geschildert worden ist, — und welche Fülle interessanter Beobachtungen, charakteristischer Details, werthvoller zuverlässiger Nachrichten über Land und Leute hat der Verfasser nicht mitgebracht, als hätte er jahrelang mit ihnen gelebt. Es kommt beim Reisen eben vor Allem auf die Beobachtungsgabe, das eifrig gespannte, nimmer müde Interesse, das Keiner sich geben kann, an. Reuleaux ist das Ideal eines Reisenden: vorurtheilslos, voll Eifer zu sehen, zu lernen, der fremden Art auf den Grund zu kommen, ein scharfer Beobachter, ohne den Hochmuth eines Kritikers. Seine Tour führte ihn, wie der Titel seines Buches anzeigt, durch die grossen indischen Städte, von Kalkutta über Benares, Agra, Delhi nach Bombay. Ueberall hat er mehr gesehen, als Reisende vor ihm; er kümmert sich eben auch um das Kleinleben und sucht das Volk dort, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, auf, nämlich bei seiner Arbeit. Ueberall, dies verleugnet sich nicht, verfolgt er neben dem allgemeinen, sich im Lande umzusehen, ein Sonderinteresse, nämlich dasjenige für das technologische Studium. Wenn die Frage der Entwicklung des Werkszeugs, der menschlichen Handarbeit an anthropologischer Bedeutung immerfort zunimmt, so ist die Absicht, welche unsern Reisenden überall in Werkstätten zu den Handwerkern eintreten liess, nämlich unsere Kenntniss vom menschlichen Werkzeug zu vervollständigen, die von Vielen für ausgedehnter genommen wird, als sie thatsächlich ist, insbesondere in dem anthropologisch wichtigsten Gebiete der unteren und untersten Stufen, — so ist diese herrschende Absicht Reuleaux's auf seinen Reisen eine ungemein dankens- und beherzigenswerthe. Indien, wie der ganze Orient überhaupt, ist in dieser Beziehung ein ganz ausgezeichnetes Untersuchungsfeld. Bei der Einfachheit der Lebensweise, trotz aller Kunst- und Prachtliebe, bei der Bedürfnisslosigkeit des Orientalen, ob hoch ob niedrig, sind auch wenig Geräthschaften im Handwerk vorhanden und einfache Form der Werkzeuge herrschend. Die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Hilfsmittel lässt sich da mitunter auf's Bestimmteste ablesen. Reuleaux hat es darüber in seinem Werke an zahlreichen treffenden Bemerkungen nicht fehlen lassen. Ausserdem studirte der Verfasser aber auch die Leistungen des Volkes selbst. Was Künstliches und Vorzügliches in irgend welcher Gattung ihm aufgestossen, bespricht er mit Verständniss und Wärme. Es thut ausserordentlich wohl, einen Sachkundigen mit so viel Respect von den Leistungen des vielbegabten und gerade in seinem Kunstsinn seinem Geschmack viel gelästerten Volkes, wie das indische ist, reden zu hören. Was besonders angenehm auffällt, ist die sorgfältige Art, in der sich Reuleaux von den alten, factischen Verhältnissen Indiens, seinen politischen, socialen und häuslichen Einrichtungen unterrichtet zeigt. Es ist ihm das auf seinen Reisen bei der Auffassung des modernen, in den grossen indischen Städten pulsirenden Lebens sehr zu statten gekommen: daher er selten ungerecht wird und immer die Richtung auf's Verstehen nimmt, niemals die auf's Tadeln, wie so viele Reisende vor ihm, Schlagintweit nicht ausgenommen. Im Ganzen lässt sich vom vorliegenden Buche sagen, dass es, zwar stofflich in 14 Tagen zusammengekommen, ideell das Product eines geschulten, reifen, jahrelangen Denkens und Beobachtens ist, und vom eigentlichen Leben in Indien, d. h. dem Arbeiten und Schaffen der Hand wie des Geistes besser und mehr, als sonst Reisebücher pflegen, erzählt.

Wien. **Dr. M. Haberlandt.**

44.

Památky archaeologické a mistopisné. Bd. XII, Prag, 1882.

Heft 1.

Jos. Smolík, Grabhügel in Böhmen und ihr Inhalt.

In der Einleitung bespricht der Verfasser die verschiedenen Formen und Grössen, sowie auch die diversen Fundobjecte derselben, die untereinander sehr variiren, und hält jene, die mit Steinkammern (kamenné jádro) versehen sind und eine Höhe von 2—6 m und am Fusse 8—15 m Breite im Durchmesser erreichen, für die ältesten in Böhmen, weil sie blos Brandgräber, aber keine Skelette aufweisen, u. s. w. I. Die Grabhügel von Hladomoř zwischen Blovic, Hradiště und Chocenic, mit 1 Tafel. Daselbst wurden 8 Grabhügel geöffnet, die, von Stein aufgetragen, eine Höhe von 1—2·5 m erreichen. Selbe enthielten Asche und Beigaben von Bronze (wie 1 Schwertklinge, 1 Dolchklinge, 1 Pfeilspitze, 1 gehöhlten Palstab, 1 Pincette, Armringe, Nadeln u. s. w.), 1 goldenen Draht-Fingerring, Goldfasern, 1 Bernsteinkoralle und diverse Thongefässe.

Zwei böhmische Grabstätten aus dem XI. Jahrh. (mit 1 Taf.)

I. Das Grabfeld von Sušic (von J. N. Woldřich). Dasselbe enthielt Skelette, von denen vier Schädel, die ganz aufgefunden wurden, mesocephal sind. Die Beigaben bestehen zumeist aus Schläfenringen mit **S**-förmigem Schluss aus Bronze, aus Bronze und Zinn mit Silber plattirt und aus Silber; zwei bronzene Schliessen, Scherben von Thongefässen und einem Denar von Vratislav II. (1061—1092), welcher unter der Hand eines Kindesskelettes gefunden wurde. II. Die Grabstätte von Otmik (v. Jos. Mužik) enthielt ebenfalls Skelette mit Beigaben von bronzenen Schläfenringen (mit **S**), Korallen von Flussspath und ebenfalls einen Denar Vratislav's II. Diesen zwei Abhandlungen ist ein Anhang von Jos. Smolík beigefügt, bei welcher Gelegenheit derselbe mehrere Varianten von **S**-Ringen aus diversen Fundstätten abbildet.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an prähistorischen Objecten. Ein Reibstein und Feuersteinsplitter vom Quaderberg bei Tetschen. Thongefässe und ein Palstab, gefunden bei Elbe-Teinic. Diverse Steinmeissel, Beinwerkzeuge und Thongefässe aus Mähr. Krumau. Fibeln und Ringe aus dem Massenfunde von Dux u. s. w. Berichte über die Grabstätten von Hořínèves, Albrechtic und Údraž. Vortrag des Dr. Emil Holub: „Ueber einige südafrikanische Völkerstämme und deren Burgwälle." Bericht des Dr. St. Berger: „Ueber den Massenfund von Dux". Daselbst wurden Fibeln, Arm- und Fingerringe (1200—1800 Stück), nebst einer Lanzenspitze, einem Dolch und einem Kessel (Alles aus Bronze) aufgefunden.

Heft 2.

Dr. St. Berger. Duxer Bronze. Erster Absatz (mit 2 Taf.).

Nachdem der Verfasser des Massenfundes von Dux erwähnt und über die verschiedenen Ansichten, die auf dem Congresse zu Bologna über derartige Funde und deren Cultur ausgesprochen waren, resumirt, wendet sich derselbe zur Untersuchung des vorliegenden Fundes und constatirt die Gleichzeitigkeit aller Fundobjecte desselben. Von den Fibeln, die aus einem Stück verfertigt erscheinen und einen frei vom Bügel abstehenden Fuss haben, unterscheidet er nach deren Form und Ornamentirung acht Arten. (Schluss.)

Kleinere Mittheilungen. Bericht über die Verhandlungen der Anthropologischen Section auf dem II. Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher (siehe vollinhaltlicher in unseren Mitthlg. Bd. XII, pag. 144). — Ein Thongefäss, gefunden auf dem Hradiště bei Lžovic.

Heft 3.

Dr. St. Berger. Duxer Bronze. Erster Absatz. (Schluss.) (mit 1 Taf.).

Daselbst werden die Armringe zur Darstellung gebracht, sowie auch der Kessel, der den Fund barg, die Dolchklinge und Lanzenspitze. Der Verfasser unterscheidet 4 Arten der Armringe, die sich vielfach durch verschiedene Modelirung und Ornamentirung unterscheiden. In seinen Forschungen gelangt derselbe zu der Schlussbetrachtung, dass die Fibeln mit offenem, abstehendem Fusse älter sind als jene, deren Fuss entweder ganz massiv oder am Fibelbogen geschlossen erscheint, deren letztere beide Arten massenhaft in Stradonic sich vorfanden und erwiesener Weise auch dort fabricirt wurden; weshalb derselbe meint, dass auch eine mögliche Fabrikation der Duxer Fibel hierzulande nicht ausgeschlossen sei. — Zweiter Absatz von Jos. Smolík. Nachdem der Verfasser einen Rückblick den Funden aus diversen Heilquellen zugewandt, den Duxer Fund von ihnen als verschieden bezeichnet und einer weiteren Untersuchung unterzogen, gelangt er zu den Schlussfolgerungen, dass die Fibeln mit offenem Fusse eine längere Dauer hatten, als jene mit dem geschlossenen Fusse, und dass alle hierortigen Fundobjecte ein gleichzeitiges Fabrikat und jünger als der Fund von Kostomlat (der, wie bekannt, Münzen von Kaiser Augustus und Nerva aufweist) sind. Ferner, dass sie eine importirte Waare seien, und dass die Fibeln und Armringe des Duxer Typus in Böhmen lange Zeit, vielleicht mehrere Jahrhunderte im Gebrauch waren, weil selbe nicht blos in den älteren Brandgräbern, sondern auch in den jüngeren Reihengräbern vorkommen, welche letztere in der Archäologie überhaupt in die spätere Heidenzeit verlegt werden.

Brt. Jelínek. Die Wallburg „Hradiště" bei Butovic (mit 1 Taf.).

Nachdem der Verfasser diese Wallburg, welche bereits Hájek v. Libočan im X. Jahrh. erwähnt, durchforscht hatte, kommt er zu der Schlussfolgerung, dass die Angabe dieses Jahrhunderts richtig erscheinen dürfte, weil die hierortigen Fundobjecte zumeist Scherben von Burgwall-Typus aufweisen; da aber daselbst auch Scherben alter Keramik vorgefunden wurden und die Funde überhaupt auffallend spärlich und die Bodenbeschaffenheit dieser Burgstätte für eine Ansiedlung ganz unvortheilhaft erscheinen, folgert derselbe weiter, dass diese Wallburg ein Refugium gewesen, welches dem umwohnenden Landvolke auch als solches gedient haben mochte. Von anderen daselbst gemachten Funden verdient noch ein Bruchstück einer grossen Steinaxt von Diabas erwähnt zu werden.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke: Thongefässe, bronzene Armringe und Nadeln aus den Gräbern von Nymburg. Diverse Thongefässe aus den Grabfeldern von Kounic, Hořínèves und Slavětín. — Berichte über die Funde von Lžovic; über eine heidnische Opferstätte zu Znaim; über die Grabhügel von Habartic; über die Grabstätte von Nymburg und über Brandstätten und Funde aus der Umgebung von Čáslav und von Močovic.

Heft 4

J. N. Woldřich. Ein slavisches Grabfeld bei Netolic (mit 1 Taf.).

Auf dem Berge „na Vidici" bei Netolic wurde ein mit Wällen umfriedetes Grabfeld entdeckt, welches Brandgräber mit Urnen enthielt. In jedem Grabe wurde je ein Wirtel aufgefunden, ausser vielen anderen Beigaben, von denen erwähnt zu werden verdienen: ein silberner, mit halb S-förmigem Schluss versehener Schläfenring, eine ornamentirte Bronzeplatte nebst anderen verschiedenen Ringen aus Bronze und aus Eisen und eine eiserne Lanzenspitze. Besonderes Interesse erwecken die verschiedenen Wirtel aus Thon und Graphit, sowie auch die Scherben, welche dem Burgwalltypus angehören. Nach angestellten Vergleichungen verlegt der Verfasser dieses Grabfeld in das IX. Jahrh. n. Chr.

Grabhügel in Böhmen und ihr Inhalt (mit 1 Taf.).

II. Die Grabhügel von Horní Metelsko bei Bischof-Teinic (v. Jos. Smolík), deren Aschenlage mit Stein umzäunt erscheint, erreichen eine Höhe von 0·65—2·5 m und eine Breite von 2—8 m im Durchmesser und weisen Funde von 1 bronzenen Dolchklinge, 1 Fingerring mit einem doppelten Spiralgewinde, Armringe, Nadeln von 27—40 cm Länge und diverse Thongefässe nach. — III. Die Grabhügel von Křtěnov bei Moldau-Teinic (v. Jindř. Rychlý) „na hrobech" (d. i. auf den Gräbern) genannt, von denen ein Grabhügel geöffnet wurde und von Stein aufgetragen war, erreichte eine Höhe von 2 m. Der Fund präsentirt eine bronzene Pfeilspitze, Armringe und

diverse Thongefässe. — IV. Die Grabhügel von Milavče bei Taus (v. Jos. Smolík) sind ebenfalls von Stein aufgetragen und an 3 m hoch. Einer von denselben geöffnet enthielt im Innern Aschenlager und viele Scherben von irdenen Gefässen, drei ganze Thongefässe von Handarbeit und ein Werkzeug (Meissel?) von Schiefer.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke prähistorischer Objecte, und zwar: bronzene Fibeln, Nadeln, eine eiserne Scheere und Scherben von Thongefässen aus den Brandgräbern von Dux. Silberne Schläfenringe mit S-förmigem Schluss und Korallen aus Bernstein und Glas aus den Reihengräbern von Zakolan. Diverse Bronzeringe aus den Fundstätten von Čep und Böhm. Skalic. — Berichte über die Brandgräber von Dux, über die Reihengräber von Zakolan und über die Funde aus der Umgebung von Elbe-Teinic. — Bericht über den archäologischen Verein „Včela čáslavská" pro 1881/82. Es wird hier auch der Thätigkeit und der Erforschungen dieses Vereines in der Umgebung von Čáslav erwähnt, namentlich jener, welche in das Fach der Anthropologie einschlagen.

Památky archaeologické a místopisné. Bd. XII. Prag, 1883.

Heft 5.

Jos. Smolík. Quellen zur vorgeschichtlichen Anthropologie unseres Vaterlandes.

In diesem Aufsatze wird die Wichtigkeit der Gräber, der Burgstätten und der Massenfunde besprochen. Massenfunde in Böhmen. I. Der Massenfund von Čep (bei Pardubic). Daselbst wurde im Jahre 1882 ein Fund von Bronzegegenständen gemacht, der 2 Riesenfibeln und 29 massive, durchaus mit gravirten Ornamenten versehene Armringe enthielt.

Řivnáč. Ein vorgeschichtliches Hradiště bei Levý Hradec (mit 1 Situationsplan von Čenek Ryzner).

Daselbst fanden auf einer Fläche von 1700 □m, die das genannte Hradiště einnimmt, durch den Verfasser Ausgrabungen statt, welche eine reiche Auswahl vorgeschichtlicher Objecte aus Bronze, Eisen, Stein, Bein und Thon zum Vorschein brachten, in Folge derer, sowie auch aus deren Lagerungen der Verfasser dieses Hradiště für einen vorgeschichtlichen Ansiedlungsplatz erklärt. (Fortsetzung.)

Dr. J. Kopernicki. Ueber die in Böhmen aufgefundenen trepanirten Cranien. Vortrag, gehalten auf dem II. Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher in Prag 1882 (mit Abbild.).

(Vide in unseren Mitthlg. Bd. XII, pag. 157.)

Jindř. Rychlý. Burgwälle von Svákov (mit 1 Querschnitt.)

Auf den Bericht über die Wälle von Svákov (Pam. Arch. IV. Abth. 2, pag. 27) sich berufend, widerlegt der Verfasser die Angabe von hier sein sollenden Schlackenwällen und constatirt in den daselbst befindlichen Erdwällen einen Eisen-Schmelzofen.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke prähistorischer Objecte: bronzene Buckel-, Schnecken- und andere Armringe, ein Theil einer Kette sammt Haken und Schliesse, eine massive duxerartige Fibel und Bruchstücke von Draht-Armringen nebst einem Armband von Kšel; Buckelarmringe aus den Reihengräbern von Zabrdovic; ein Bronzegefäss mit zwei Henkeln aus einem Brandgrabe von Polep u. s. w. — Berichte über die Funde von Polep und über die Erforschungen auf der Wallburg von Alt-Kouřím. — Grabhügel mit Skeletten in Böhmen. Unter dieser Aufschrift wird über die Berichte des K. Čermák, Dr. J. A. Foedisch und L. Schneider, die das Vorhandensein der Skelette in Grabhügeln behaupten, verhandelt. Der Redacteur bezweifelt jedoch diese Ansicht, indem er die daselbst eruirten Skelette als eine vermuthlich nicht gleichzeitige, sondern später hinzugekommene Bestattungsart bezeichnet.

Heft 6.

Řivnáč. Ein vorgeschichtliches Hradiště etc. (mit 2 Taf.) von C. Ryzner, ergänzt von Jos. Smolík. (Fortsetzung.)

Aus den reichhaltigen Funden, die daselbst gemacht wurden, beschreibt und abbildet der Verfasser nur typische Objecte; dies sind von Thongegenständen: 1 Krug, dessen Henkel mit zwei nach oben auslaufenden Ohren (in der Art einer ansae cornutae) versehen ist. Henkel dieser Art (ansae appendiculatae) kommen daselbst des Oefteren vor. Eine Schüssel, innen schwarz geglättet, nach aussen ganz roh. Von Scherben verdienen die verschiedenartig geglätteten, mit Streifen, Punkten, Dreiecken, Nabel- und Wulstaufsätzen u. dgl. verzierte besonderer Erwähnung, da selbe häufig sehr fein und dünn, oft wieder sehr stark, massiv und roh verarbeitet erscheinen. Auch Scherben von Seigegeschirr kommen mitunter zum Vorschein. Alles von alter Keramik; nichtsdestoweniger liegen auch mit Wellenornament versehene Scherben von Gefässen vor, die schon dem Burgwalltypus angehören. Von Wirteln erscheinen, bis auf ein einziges Stück welches geriffelt ist, alle glatt und von verschiedenartigen Formen. Auch zwei irdene Löffel wurden daselbst gefunden. Von Steinobjecten präsentirt Řivnáč ebenfalls eine reiche Collection, namentlich von Meisseln, Hämmern und Wetzsteinen, nebst Pfeilspitzen, Messern und anderen Gegenständen aus Feuerstein. Zu Raritäten gehören eine aus Stein verfertigte Säge und ein Ring aus Kieselstein u. s. w. (Schluss.)

Kleinere Mittheilungen. Ein vorgeschichtlicher Ofen zum Brennen der Thongefässe, entdeckt bei Neu-Stettin in Pommern (v. F. Kasiski).

Heft 7.

Frt. Křikava. Grabhügel in Böhmen und ihr Inhalt. V. Die Grabhügel in der Umgebung des Klabavka-Flusses.

1. Grabhügel von Eipovic. Von 123 derselben wurden 82 geöffnet, welche der Verfasser in 4 Gattungen theilt: a) jene, die aus Steinkammern bestehen, b) jene, die von grossen Steinen zusammengelegt, c) jene, die nebst einer Steinumfassang von blosser Erde aufgetragen und d) jene, die von Stein und Erde aufgetragen sind. In allen diesen wurden nebst Asche und abgebrannten Menschenknochen Scherben, Urnen, diverse Thongefässe, bronzene Messer, Nadeln, Armringe, Draht, Gussmasse und diverse Bruchstücke aufgefunden. 2. Grabhügel von Horomyslic. Von 103 Hügeln

wurden 38 durchforscht, die in 3 Gattungen zerfallen: a) Grabhügel mit Steinkammern, b) solche, die von blosser Erde aufgetragen und c) welche von Stein und Erde aufgetragen sind. Die Funde aus denselben präsentiren Scherben und Urnen; von Bronzeobjecten 1 glatten Palstab, 1 Dolchklinge und diverse Bruchstücke; von Eisen: 1 Messer, Bruchstücke u. s. w. 3. Grabhügel von Dejšina. Von diesen enthielt ein Hügel eine Steinkammer mit Asche, Urnen und Scherben. Daneben befand sich ein Skelet mit Beigaben von Thongefässen, Bronzearmringen, Nadeln u. dgl. Ein anderer enthielt ein Bronzegefäss, Ringe, Knöpfe und andere Kleinigkeiten von Bronze. 4. Die Grabhügel von Kyšic ähneln in ihrer Wesenheit denen von Dejšina. Erwähnenswerth ist ein Familiengrab, das nebst einem Skelet auch mehrere Brandgräber umfasste und Thongefässe, sowie auch Rronzeobjecte, wie Ringe, Knöpfe, Nadeln, 1 Diadem; eine Bernsteinkoralle u. dgl. Kleinigkeiten enthielt.

Č. Ryzner. Řivnáč, ein vorgeschichtliches Hradiště etc. (mit 2 Taf. Schluss).

Werkzeuge von Bein und Knochen sind aus verschiedenen Thierknochen verfertigt, namentlich aus Renthier-, Hirsch- und Dammhirschgeweih, darunter Handhaben, durchbohrte Hämmer, Stecher u. dgl. Von anderen verdienen Erwähnung: Ahle, Nadeln, Handmeissel u. dgl., ein Kamm u. s. w., verschiedenartig geschnitzt, polirt, verziert und durchlöchert, und rühren von Bären-, Reh-, Schweine-, Iltis-, Hasen- und anderen Thierknochen her. Metall erscheint spärlich vertreten, doch sind vorhanden aus Bronze: zwei Dolchklingen, Nadeln, darunter die sogenannte Säbelnadel, Ringe u. dgl.; aus Eisen: Pfeilspitzen, Fischangeln u. s. w.

Jos. Smolík. Betrachtungen über das vorgeschichtliche Hradiště am Řivnáč.

Nachdem der Verfasser die ganze Sachlage von Řivnáč prüfend einer Untersuchung unterzogen hatte, gelangt er aus der Situation desselben, sowie aus den daselbst aufgefundenen Artefacten, mögen selbe aus welchem Material immer verfertigt sein, zu der Schlussfolgerung, dass selbe nicht tiefer als in das VI. Jahrh. n. Chr. reichen, wohl aber erscheinen nicht wenige von den Fundstücken, namentlich der Kamm, einige Wirtel und die eisernen Pfeilspitzen, jünger. Ferner: dass höchst wahrscheinlich eine Translocation dieser Ansiedlung nach dem näher unten liegenden Žalov, nicht lange nach der Schlacht bei Tursko, zu Ende des VIII. Jahrhunderts oder noch etwas später stattgefunden hatte.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an prähistorischen Objecten: Ein Steinhammer von Maslovic; ein Kernreiber von Pětipsy; Steinobjecte und Thongefässe aus Třebechovic; Buckelarmringe, Fibeln und Schnallen aus den Reihengräbern von Zabrdovic; ein Buckelarmring und ein Theil eines Gürtels aus Bronze und Eisen von Neu-Bydžov; 1 vierräderiger Bronzewagen, 1 Bronzeschwert, Nadeln, Ringe, Knöpfe und Scherben von Thongefässen aus dem Grabhügel von Milavče; Cranien aus den Gräbern von Bečov und Neu-Bydžov. — Berichte über die Skelet-gräber von Bečov und über die Grabhügel von Poliň, in welchen letzteren Bronzeringe, Nadeln, Thongefässe und Bernsteinkorallen aufgefunden wurden. — Ueber Einzelnfunde von Dašic und Lžovic. — Berichte über die Grabhügel von Milavče und über ein Römercastell bei Gradišče in Serbien. — Gruben mit Culturüberresten in Hoch-Libeň. — Bericht über die Skelet- und Brandgräber von Bylan.

Heft 8.

Jos. Smolík. Grabhügel in Böhmen und ihr Inhalt.

V. Die Grabhügel in der Umgebung des Klabavka-Flusses (mit 2 Taf.). Zur Ergänzung des Berichtes über diese Grabhügel lässt der Verfasser daselbst Abbildungen deren Fundobjecte folgen. a) Aus den Grabhügeln von Eipovic: 4 Bronzemesser, 1 geringelter Nadelkopf und 2 irdene Näpfe; b) von Horomyslic: Bronzeobjecte: 1 Dolchklinge, 1 glatter Palstab, 1 Armring; 1 Bruchstück eines Eisenmessers und 2 Korallen; c) von Dejšina: 1 Spiralfibel, 1 Radnadel, 1 Diadem, 1 Brechzaum, Armringe, Knöpfe, alles aus Bronze; 1 Schwert aus Eisen mit Bruchstücken einer Schwertscheide und diverse Thongefässe; d) von Kyšic: Bronzeobjecte: Arm- und andere Ringe, darunter ein hohler Ring, eine überaus feingearbeitete Fibel mit Maskengesichtern; aus Eisen: 2 Schwerter, von denen das eine mit einem Handgriff aus Bronze und einer Parirstange versehen ist, 1 Lanzenspitze und diverse Ringe nebst Thongefässen und Scherben. VI. Die Grabhügel von Chedrbi (mit Abbild.) von Klim. Čermák. Dieselben erreichen eine Höhe von 0·5—1·5 m und einen Umfang von 15—52 m. Selbe sind von Erde aufgetragen und bisweilen mit einer Einfassung von Stein versehen. Im Innern befinden sich zumeist nur Scherben, Aschenhaufen und Urnen mit Asche und abgebrannten Knochensplittern gefüllt. Die Funde weisen nebst einem Wirtel von Stein und einem Eisenmesser nur Scherben und Urnen von Burgwalltypus auf. Der Verfasser verlegt diese Grabstätte approximativ in das V.—VI. Jahrh. n. Chr. VII. Die Grabhügel von Křtěnov (mit Abbild.) von Jindř. Richlý. Der Verfasser behandelt ausführlicher diese Grabhügel, deren er bereits Bd. XII, Heft 4 erwähnte, namentlich was deren Bau und Fundobjecte betrifft. Es sind namentlich: 1 Stück Golddraht, 2 Dolchklingen, 1 Pfeilspitze und 1 Armring aus Bronze; 1 Messer und ein Bruchstück eines Ringes aus Eisen und Scherben von Thongefässen.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an prähistorischen Objecten: Feuersteinsplitter, gefunden auf dem Mileschauerberg; ein reindelartiges Gefäss aus Thon, mit 3 Füssen, gefunden bei Svijan; 1 Lanzenspitze und 1 Prisma (hranol?) aus Bronze, gefunden bei Ronov. — Correspondenz: Bericht über neuerforschte Grabstätten von Smiřic. Sedlečko, Nadrybí und Dolan. — Nachtrag zu den Grabhügeln von Horomyslic; daselbst wird ein Zwillingshügel constatirt. in welchem Golddraht gefunden wurde.

Heft 9 und 10 siehe pag. 153 in diesem Bande.

Brt. Jelínek.

45.

Maksymilian Borucki. Ziemia kujawska. Włocławek 1884. (M. Borucki: Kujavien. Gedr. in Włocławek 1884.)

Borucki liefert in seinem Werke ein werthvolles Material zu einer allgemeinen Schilderung Kujaviens, einer an den Flüssen Weichsel, Netze und Brahe gelegenen Provinz Polens. — Uns interessirt besonders der ethno-archäologische

Theil des Werkes. Das Landvolk, welches Kujavien bewohnt, ist mit Ausnahme von nicht zahlreichen deutschen Colonisten polnisch; seine Sprache enthält hie und da urslavische Archaismen. Mit dem materiellen Wohlstand des Volkes hängt sein froher und lustiger Charakter und grosse Gastfreundlichkeit zusammen; die Kujavier sind schön und stark gebaut, nach Holsche auch sehr streitsüchtig, was schon dem polnischen Dichter Ł. Opalinski (XVII. Jahrh.) bekannt gewesen sein musste, indem er schreibt:

„Gdy jedziesz do Kujaw, pisz testament w domu"
(Gehst du nach Kujavien, schreib' zu Haus' dein Testament"),

Als ein Bild der Kujavischen Sitten und Gebräuche diene folgende kurze Schilderung der Hochzeit, wie sie beim Landvolke gefeiert wird: Der heiratslustige Jüngling schickt 2 oder 3 seiner gesetzteren älteren Nachbarn an die Eltern seiner Lieben mit der Bitte um die Hand der Tochter; diese Heiratsvermittlung nennt das Volk „dziwo-słęby". — Nach der Verlobung („Zrękowiny") wird die Mitgift besprochen und der Tag der Trauung bestimmt. — Einige Tage vor der Hochzeit gehen beide Brautführer (drużba) im ganzen Dorfe herum und laden die Verwandten und Freunde zur Hochzeit ein. Dabei hält der ältere Brautführer eine chablonenmässige Rede in Versen, in der er nach einer volksthümlich-philosophischen Einleitung über die Abstammung der Heirat von der Rippe Adam's die Einladung vordeclamirt; dabei zählt er alle die Speisen und Getränke auf, die die Gäste bei der Hochzeit geniessen werden, und nachdem er ihnen noch empfohlen hat, in den schönsten Kleidern bei der Trauung zu erscheinen, endigt er mit einem: „Gelobt sei Jesus Christus". Um 10 Uhr Vormittags, gewöhnlich am Sonntag, fährt der ganze Hochzeitszug, begleitet von Dorfmusikanten, auf zweispännigen Wägen in die Kirche; der Wagen, in welchem die junge Frau fährt, wird von berittenen Brautführern begleitet. — Nach der Trauung findet im Hause der Eltern der jungen Frau eine Mahlzeit statt, nach welcher der jungen Frau die erste Weiberhaube als Symbol der Verheiratung feierlich auf den Kopf gesetzt wird. — Letztere Sitte nennt das Volk „oczepiny" von „czepek" (Haube). Dann bekommt die junge Frau die Brautgeschenke, wobei auch schwungvolle Reden gehalten werden. Wie überall in Polen, besteht auch in Kujavien beim Landvolke die Sitte, dass den jungen Frauen gleich nach der Trauung die Haare abgeschnitten werden.

Ganz Kujavien ist besäet mit alterthümlichen Friedhöfen, was gar nicht zu verwundern ist, indem Kujavien bekanntlich der älteste Theil Polens, die Wiege der Piasten ist; an den Kujavischen See Gopło knüpfen sich zahlreiche Sagen vom König Piast, von seinen Söhnen und Enkeln. — Die alten Gräber haben im Volksmunde den Namen Żale (Trauer) und sind mit grossen, zu Gruppen gesammelten Steinen bedeckt. — Trotz der grossen Anzahl der uralten Friedhöfe hat man bis jetzt in der ganzen Provinz keine archäologisch-wissenschaftlichen Ausgrabungen vorgenommen und die bis jetzt gefundenen antiken Objecte sind nur zufällige Funde, die man bei Bauten angetroffen hat. — So hat man im Dorfe Dąbie im Jahre 1859 in Gegenwart von Borucki eine dunkelaschengraue Urne von bauchiger Gestalt ausgegraben; ihre Wand war ungefähr ¼ Zoll dick und das Material, aus dem sie gemacht war, gewöhnlicher Lehm, gemischt mit fein gemahlenem Granit. — Neben der Urne fanden sich mehrere kleine Krüge mit gebrannten Knochen. — In demselben Orte findet sich ein sandiger Hügel, auf dessen Oberfläche man zahlreiche Menschenknochen findet, die wahrscheinlich ehemals in der Tiefe vergraben waren, später aber auf die Oberfläche gelangten, indem der sandige Gipfel des Hügels weggeweht wurde. Besonders reich an alterthümlichen Friedhöfen ist die Gegend von Gopło. Hier hat Mąkowski im Dorfe Sompolinek in einer Sandgrube mehrere Urnen angetroffen, die aber gleich bei erster Berührung der Spatel in Stücke gingen. Auf einem zweiten Friedhofe in derselben Ortschaft hat man eine schön polirte Hammeraxt aus Feuerstein und ein fein gearbeitetes Ohrgehänge gefunden.

Konr. Majewski.

46.

Castelfranco P. Gruppo lodigiano della I. età del ferro. (Bull. di paletnol. 1883, pag. 182.)

Verfasser gibt die Beschreibung und Abbildung einiger in der Provinz Lodi aufgefundener Gegenstände. Besondere Erwähnung verdienen u. A. grosse blutegelförmige Fibulae mit Verzierungen, Haarnadeln mit Zickzackverzierungen, ein Ring mit rundherum aufstehenden Vögeln (wahrscheinlich Gänse, die zur ersten Eisenzeit sehr beliebt waren), ein Ring mit kleinen Kügelchen, ein Gehänge mit 4 Ringen, wobei bemerkenswerth ist, dass alle diese 4 Ringe in Einem gegossen wurden, ein runder, konisch geformter Helm u. s. f. — Alle diese Funde der Gruppe Lodi deuten auf eine homogene Civilisation, Grabstätten mit Ornamentalbronzen ohne Waffenreste.

Diese Gruppe charakterisirt sich durch ihre Ringe mit Kügelchen und durch die sehr grossen Fibulae. Die Bewohner dieser Gruppe zählt Castelfranco zu den Liguriern, die bei jeder neuen Invasion, bei jeder Niederlage weiterzogen, ihren Wohnsitz änderten und mit den Etruskern, den Galliern und den Römern verbündet waren oder in Krieg standen. Der oben angedeutete Helm, im Sande des Addaflusses aufgefunden, deutet auf eine solche Periode hin. **Sr.**

47.

De Stefani Stefano. Sopra gli scavi fatti nella palafitta centrale del golfo di Peschiera ed in quella del Mincio. Verona 1884. (Accad. d'agric., arti e commercio. Verona, vol. 60, Ser. 3, fasc. 1.) 1 T.

Die Funde im Golfe von Peschiera deuten auf eine primitive Metallindustrie (Haarnadeln, Amulette, Armspangen, Fingerringe, Fibulae, elegante Dolchmesser, rothe und gelbe Bernsteinperlen mit geometrischen Verzierungen u. m. A.), aus welchen sich auf ein Centrum grösseren Wohlstandes schliessen lässt.

Bemerkenswerth ist die Sandschichte, unter welcher unmittelbar die Gegenstände liegen — diese zeigt nuss- bis pomeranzengrosse, rosenfarbige Kugeln, welche in der Sonne zerfallen und eine weisse Farbe annehmen, sobald der Sand jedoch wieder nass wird, erlangt er wieder seine Rosafarbe.

Unter den Funden zeigten sich unregelmässig geformte Stücke schwammigen Kupfers und Zierathe aus reinem, gegossenem Zinn und reinem, gegossenem Blei; Kupferartefacte, wie sie in Ungarn reichlich vorkommen, wurden diesmal von Stefani in den in Rede stehenden Pfahlbauten nicht auf-

gefunden. Die Armspangen sind bandförmig mit hakenförmigem Schlusse, ein Beweis der hohen Civilisation des bezüglichen Volkes; die Amulette haben einen nordischen Typus. Das Vorhandensein dreier reiner Metalle, die Schmelztiegel, Schlacken u. A. bringen zur Vermuthung, dass wenigstens im Centrum des Golfes von Peschiera eine Metallofficin bestanden habe. — Steingeräthe fanden sich diesmal wenige, nur Bruchstücke mit begonnener Bearbeitung. — Stefani gibt auch eine Uebersicht über die in der Provinz Verona in Gebrauch gewesenen Beerdigungsarten.

Im Mincio bei Peschiera wurden diesmal nur ein Stück geschmolzenen Kupfers, das Fragment eines Gewindes (Spira) aus Bronze und eine Pfrieme aufgefunden; reichlich hingegen waren die Steingeräthe (Aexte, Sägen, Messer, Pfeilspitzen etc.), Glasemaille, Artefacte aus Hirschgeweih, roh bearbeitete Töpfe u. s. w. Sr.

48.

Gouin L. Sur une grotte sepulcrale néolithique dite de S. Orreri, près de Fiumini maggiore en Sardaigne. (Bull. di Paletnolog. ital. Reggio di Emilia 1884. Nr. 1, 2.) 2 tav.

Aus Sardinien ist sehr wenig Prähistorisches bekannt. Im December v. J. hat Herr Gouin die Höhle von S. Orreri besucht und manch' Interessantes vorgefunden. Der Boden derselben war mit Kalkconcretionen bedeckt, und von der Decke starrten bis zum Boden herab zahlreiche Stalaktiten.

Es fanden sich Obsidianbruchstücke, Menschen- und Thierknochen, Meermuscheln und Töpfe von eigenthümlichen Formen. Besonders erwähnenswerth sind die dreifüssigen rothfarbigen, mit der Hand bearbeiteten Töpfe, ein Ring aus gebrannter Erde, eine Militärschnalle aus dem III. oder IV. Jahrhundert, wie solche noch gegenwärtig in Sicilien gebräuchlich sind; in einer nischenartigen Vertiefung mehrere Menschenknochen und unter einem grossen Stalaktiten ein gut erhaltener, in Tropfstein eingehüllter Menschenschädel.

Herr Gouin hält diese Höhle von S. Orreri für eine Familiengruft aus einer schon der Civilisation nahestehenden Epoche, wie es die schön und fein bearbeiteten Obsidiangeräthe und sonstige Ornamente beweisen.

Herr Gouin erwähnt ferner einer bei Neuxis in der Provinz Cagliari gelegenen Höhle, in welcher ebenfalls solche Töpfe aufgefunden wurden, wie jene in S. Orreri.

Verfasser ist der Ansicht, dass in Sardinien die Steinzeit nur durch aus dem Auslande importirte Gegenstände repräsentirt sei; dass gleichzeitig auch Bronze eingeführt worden sei und der Gebrauch beider Materialien durch längere Zeit fortgedauert habe; dass ferners die Bronzeperiode Sardiniens als erste Metallepoche zu benennen sei, denn mit der archaischen Bronze, einen höheren Civilisationsgrad bezeichnend, finden sich Statuetten, irrigerweise Götzenbilder benannt, dann Waffen von sonderbaren Formen, Blei behufs Befestigung dieser Idole auf Gesteinsgestellen, und sonderbarerweise rothes gehämmertes Kupfer, zum Zusammenbinden der Votivdegen. Wahrscheinlich entsprechen diese letzteren Funde dem Beginn der Eisenperiode, und es dürfte sonderbar erscheinen, dass Verfasser so weit von einander entfernte Zeitalter in eines zusammenfasst; das dürfte jedoch den eigenthümlichen Verhältnissen in Sardinien zuzuschreiben sein: in einigen Landestheilen plötzlich auftretende Civilisation, in anderen gleichzeitig alte beibehaltene Gebräuche, wie es noch heute der Fall ist.

Im Anhange an Gouin's Aufsatz gibt Prof. Issel eine Beschreibung der in der S. Orreri-Höhle aufgefundenen Gegenstände, Menschenschädel u. a. Knochen (worunter von Ovis Musimon). Sr.

49.

E. Freiherr von Tröltsch. Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Ferd. Enke. 1884. 119 S. 4.

Die Urgeschichtsforschung, welche heute hauptsächlich noch auf das sorgfältige Aufsammeln und Beobachten von Funden angewiesen ist, hat zwar noch manche räumliche und zeitliche Lücke auszufüllen, allein das bis heute in Hunderten von Sammlungen angesammelte Material hat dennoch schon einen solchen Umfang angenommen, dass Werke, welche dem Forscher einen Ueberblick über die Funde grösserer Gebiete eröffnen, der freundlichsten Aufnahme sicher sind, weil sie einem wirklichen Bedürfnisse begegnen. Ein solches Werk liegt uns nun vor. Der durch seine kartographischen Arbeiten auf prähistorischem Gebiete seit vielen Jahren bekannte Verfasser hat sich die sehr mühevolle aber dankbare Aufgabe gestellt, die vorrömischen Metallfunde des Rheingebietes in übersichtlichen Tabellen und Karten zu verzeichnen, und wir können sagen, dass er dieselbe in eigenartiger und vollkommen gelungener Weise gelöst hat.

Die Fundangaben sind nur zum Theile aus der Literatur geschöpft (und in dieser Beziehung liesse sich wohl sogar eine zu geringe Benützung der periodischen Fachschriften und der Localpublicationen bemängeln), dafür aber sind die directen Mittheilungen der Vorstände von mehr als 80 Sammlungen und die Studien des Verfassers in circa 50 Museen gewissenhaft verwerthet, und dadurch gewinnt das Werk ganz den Charakter einer Original-Publication, welche in manchen Fällen sogar geeignet sein wird, irrige Angaben früherer Publicationen zu berichtigen. Die eingetragenen Fundorte (über 4000) liegen der Mehrzahl nach im Gebiete des Ober- und Mittel-Rheins und seiner Nebenflüsse und für dieses Gebiet erhebt das Werk den Anspruch grosser Vollständigkeit. Um Anhaltspunkte für Vergleichungen zu geben, sind aber auch die Funde Oberitaliens, der Gebiete der Rhone, der oberen Donau und Nordwest-Deutschlands auszugsweise berücksichtigt. Die diesbezüglichen Angaben reichen aber nur für gewisse, den rheinischen Palethnologen naheliegende Fragen hin und legen uns den Wunsch nahe, dass auch für Ober-Italien und die Ost-Alpen, für Nord-Deutschland, Frankreich u. s. w. ähnliche Werke zu Stande kommen mögen.

Den wichtigsten Theil des Buches bildet die tabellarische Uebersicht der Funde im Rheingebiete. Die Gegenstände sind in derselben nach ihren Typen (z. B. 17 Bronzefibeln, 50 Bronzeringe, Schmucksachen, Waffen, Gefässe etc.) deutlich abgebildet und an jede Abbildung schliesst sich, tabellarisch nach geographischen Gruppen geordnet, die Fundstatistik an, mit Angabe der Art der Fundstelle (Tumulus, Flachgrab, Pfahlbau etc.) und der Sammlung. Zur Vervollständigung dienen kleinere Tabellen über die Funde ausserhalb des

Rheingebietes, ein Verzeichniss der prähistorischen Sammlungen und ein alphabetisches Verzeichniss der Fundorte. Dieser Theil ist also in ganz eigenartiger Weise angelegt und macht das Buch ebenso ansprechend und werthvoll für den Fachmann, als leicht benützbar für den Dilettanten.

Von den Karten stellen die vier ersten die Verbreitung von je einer Hauptgruppe der Metallgeräthe (Bronzezeit, Hallstätter Funde, La têne-Funde und altitalische Funde) dar, jede begleitet von einer Tafel mit den in Betracht gezogenen Fundstücken. Die fünfte Karte zeigt die Verbreitung der Massenfunde und Gussstätten, die sechste Karte die Verbreitung der vorrömischen Münzfunde. Auf den vier ersten Karten sind die Funde nicht nach den einzelnen Localitäten markirt, sondern es sind nach der von Prof. Fraas empfohlenen Methode der geologischen Colorirung ganze Gebiete mit der betreffenden Farbe bedeckt. Diese Methode ist nun wohl bei geologischen Karten, in welchen immer nur die auf der Oberfläche erscheinende Formation oder Gesteinsart dargestellt werden soll, empfehlenswerth; bei prähistorischen Karten, wo gewissermassen verschiedene Culturschichten übereinander darzustellen wären, hat sie keine Anwendbarkeit — und auch keinen Sinn; wir müssten denn, um die Verbreitung der Bronze-Cultur, Hallstätter Cultur etc. darzustellen, ganz Mitteleuropa mit der Farbe der betreffenden Periode überziehen. Die archäologischen Karten haben eben einen ganz anderen Zweck als die geologischen; sie sind nichts anderes als Karten der Fundorte und geben, sobald alle einzelnen Fundorte eingezeichnet sind, ohnehin auch ein Bild der Verbreitung, wie man auch hier an den Karten Nr. 5 und 6 sieht. Die auf den Karten Nr. 1—4 aufgetragene Grundfarbe macht dieselben nur allgemeiner und ungenauer und hat einerseits den Verfasser verhindert, verschiedene, sonst ausführbare Unterscheidungen — Tumuli, Flachgräber etc. — anzubringen, während sie anderseits Veranlassung zu manchem scheinbaren Uebergriff gegeben hat. Die vierte Karte, altitalische Funde, dürfte wohl vielfachen Anfechtungen begegnen. Wie wenig zwingend es war, solche Funde besonders auszuscheiden, zeigt der Verfasser selbst am besten, indem er auf der beigegebenen Typentafel einerseits die bei den Hallstätter Funden häufig angeführten Bronzegefässe (Cisten und Situlen) und vier den Typen der Hallstatt-Fundkarte entnommene Fibeln, andererseits neben der wirklich altitalischen Bogenfibula eine etruskische Schnabelkanne abbildet; fürwahr ein sehr gemischtes Inventar, welches diese Karte geradezu zu einer Waffe gegen übertriebene Importtheorien macht.

Doch diese kleinen Schattenseiten (zu welchen noch etliche kleine Unsicherheiten in der Classification zu zählen wären) werden alle Billigdenkenden nur zu einer desto grösseren Hochschätzung der weitaus überwiegenden Lichtseiten des Werkes veranlassen, denn sie gewähren Einblicke in die grossen Schwierigkeiten, welche der Verfasser (als Pfadfinder) zu überwinden hatte. Es ist kein Zweifel, dass dieses Werk bald für alle Palethnologen ein häufig benütztes Hilfsbuch werden wird und dass sich bald das Bedürfniss nach ähnlichen, ebenso zweckmässig eingerichteten Nachweisen für andere Ländergebiete fühlbar machen wird.

J. Szombathy.

Eingelangte Schriften.

1. Juli — 31. December 1884 [1]).

A. Erwerbungen auf dem Wege des Schriftentausches.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva in Agram. (Vierteljahrsschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft.) Band VI, Heft 3—4. Zagreb 1884. 8°.

Koninklijke Akademie van Wetenschappen in Amsterdam. Verslagen en Mededeelingen Afdeeling Natuurkunde. Tweede Reeks, IV. Deel, Stuck 1—3. Amsterdam 1869—70. 8°.

— Afdeeling Natuurkunde. Tweede Reeks, Deel XVIII. Amsterdam 1883. 8°.

— Afdeeling Letterkunde. Tweede Reeks, Deel XII. Amsterdam 1883. 8°. — Jos. Habets: Over twee fragmenten van een Romeinsch opschrift, gevonden te Odilienberg. p. 27—39. — C. P. Tiele: Is Sumêr en Akkad hetzelfde als Makan en Mêlucha? p. 199—209.

— Jaarboek van de koninkl. Akad. van Wetenschappen gevestigd te Amsterdam voor 1882.

— Naam-en Zaakregister op de Verslagen en Mededeelingen. Afdeeling: Letterkunde. 2e Serie. Deel I—XII. Amsterdam 1883. 8°.

[1]) Das Präsidium bittet die geehrten Schwestergesellschaften und Spender, die Anführung ihrer Schriften in diesem Verzeichnisse als Empfangsbestätigung betrachten zu wollen.

Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam. Tijdschrift onder Redactie van Dr. C. M. Kan en N. W. Posthumus. Tweede Serie. Deel I. Verslagen en Aardrijkskundige Mededeelingen. Nr. 1—10. Amsterdam, Utrecht 1884. 8°.

— Tijdschrift van het Nederl. Aardr. Genootsch. Tweede Serie. Deel I. Afdeeling: Meer uitgebreide artikelen. Nr. 1 u. 2. Amsterdam, Utrecht 1884. 8°.

— Nr. 2. — A. Schück: Die Entwickelung unseres Bekanntwerdens mit den astronomischen, geographischen und nautischen Kenntnissen der Karolineninsulaner, nebst Erklärung der Medo's oder Segelkarten der Marshallinsulaner im westlichen grossen Nord-Ocean. (Mit Karten und Abbildungen.) p. 226—252.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Verhandelingen. Deel XLIV. S'Gravenhage 1884. 8°. — A. C. Vreede: Drie Teksten van Tooneelstukken uit de Wayang Poerwå. p. 1—409.

— Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXIX. Aflevering 4. Batavia 1884. 8°. — P. A. Bakker: Het rijk Sanggau. p. 353—463.

— Tijdschrift. Deel XXX. Aflevering 1—2. Batavia 1884. 8°.

— Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXII, Aflevering 1. 1884. Batavia 1884. 8°.

Evangelisches Missions-Magazin in Basel. Jg. XXVIII. 5 Hefte (August—December). Basel 1884. 8°.

K. Preussische Akad. d. Wissensch. zu Berlin. — Sitzungsberichte. Jg. 1884. Heft I—XXXIX. Berlin 1884. 8°. — Nr. III. — Conze: Zur Topographie von Pergamo. p. 7—17. — Nr. V. u. VI. — Kiepert: Gegenbemerkungen zu der Abhandlung des Hrn. G. Hirschfeld über die Lage von Tavium. p. 47—61. — Nr. VII. — Weber: Ueber eine magische Gebetsformel aus Tibet. p. 77—83 u. 1 Taf. — Nr. XXI u. XXII. — Schröder: Neue Palmyrenische Inschriften. p. 417—445 u. 1 Taf. — Nr. XXIII. — Curtius: Eleusinion und Pelargikon. p. 499—513 u. 1 Taf. — Conze: Jahresbericht über die Thätigkeit des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts. p. 515—519. — Nr. XXVII u. XXVIII. — Conze: Grabstatue aus Tarent. p. 621—635. — Nr. XXXIV u. XXXV. — Nöldeke: Altaramäische Inschriften aus Teimâ (Arabien). p. 813 bis 820 u. 2 Taf. — Nr. XXXIX. — Landauer: Ueber die von Euting in Palmyra gefundene Synagogen-Inschrift. p. 933—935 u. 2 Taf.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 16. Jg. Heft III, IV. Berlin 1884. 8°.

— Heft III. — A. Treichel: Hochzeits-Gebräuche, besonders aus Westpreussen. Nebst einem Anhange über das Ehe-Ceremoniell der Pruzzi p. 105—133. — W. Dolbescheff: Archäologische Forschungen im Bezirk des Terek (Nordkaukasus). p. 134—141.

Besprechungen. — Müller-Beek: Louis Gonse, l'art japonais, Paris 1883. p. 142—143.

Januar-Sitzung. — Dr. Th. Noak: Gräberfunde von Sülze in der Lüneburger Heide. p. (97)—(98). — Gräberfund von Helsungen bei Blankenburg a. H. p. (98)—(99). — B. Ornstein: Ueber einen sehr ausgedehnten behaarten Naevus. p. (99)—(106). — Bartels: Ueber den Affenmenschen und den Bärenmenschen. p. (106)—(113). — Virchow: Das neolithische Gräberfeld von Tangermünde. p. (113)—(124). — Virchow: Neue Erwerbungen aus Transkaukasien, insbesondere eine Fensterurne und Schmucksachen aus Antimon. p. (125)—(132). — E. Krause: Ueber eine sympathetische Kur mittelst Annageln von Menschenhaut an einen Baum. p. (132)—(134). — P. Telge: Ueber Reste einer Goldkette von Vettersfelde. p. (134).

Februar-Sitzung. — W. Joest: Die Volkstracht auf Madeira. p. (137)—(138). — Handelmann: Ueber eingegrabene und eingemauerte Mühlsteine. p. (138)—(140). — Handelmann: Thongefässe der frühen Eisenzeit im Kieler Museum. p. (141). — Pastor Becker: Ueber neue Grabfunde bei Wilsleben (Prov. Sachsen). p. (142)—(145). — Virchow: Schädel von Hochberg bei Wilsleben. p. (146)—(147). — A. Langen: Zwei abgeschnittene und getrocknete Köpfe von Timoresen. p. (147)—(149). — Virchow: Ueber die timoresischen Köpfe, insbesondere die Defecte am Schädelgrund und die Haare. p. (149)—(152). — P. Telge: Schädel von Rosengarten bei Frankfurt a. O. p. (152)—(153). — Virchow: Zwei künstlich deformirte Schädel von Niue und den Neu-Hebriden, letzterer mit temporaler Theromorphie. p. (153)—(158). — Reiss: Ein bearbeiteter Stein aus den megalithischen Bauten von Hagiar Kim auf Malta. p. (159)—(160). — Virchow: Ueber die neueste Deutung von Hissarlik als einer Feuernekropole. p. (161)—(166). — Voss: Fundgegenstände von Pribbernow, Kreis Cammin in Pommern. p. (167). — Virchow: Die Rasse von La tène. p. (168)—(181).

März-Sitzung. — J. Voss: Zwei zerstörte Riesenbette auf der Insel Fehmarn. p. (185). — Handelmann: Steinaltergräber auf dem Wulfener Berge (Fehmarn). p. (188)—(189). — Behla: Ueber Hochäcker in der Lausitz. p. (190). — Jentsch: Ueber Grabfunde bei Nieder-Jeser, Datten und Zauchel. p. (190)—(192).

— Heft IV. — W. Dolbescheff: Archäologische Forschungen im Bezirk des Terek (Nordkaukasus). Fortsetzung. p. 145—163 u. 1 Taf. — Dr. L. Kotelmann: Die Augen von 23 Singhalesen und 3 Hindus. p. 164—171.

Besprechungen. — A. Bastian: Hermann Strebel, Die Ruinen von Cempallan im Staate Vera-Cruz (Mexiko), Mittheilungen über die Totonaken der Jetztzeit, Ruinen aus der Misantla-Gegend. p. 174. — R. Virchow: E. Freiherr von Tröltsch: Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Stuttgart 1884. 4°. p. 175—177. — Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und culturgeschichtlicher Beziehung. Braunschweig 1884. Abth. I. Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. p. 178—179. — John Anderson, Catalogue and handbook of the archaeological collections in the Indian Museum. P. II. Gupta and Inscription Galleries. Calcutta 1883. p. 179—180.

Verhandlungen. — März-Sitzung. — Virchow: Ueber einen riesigen geschlagenen Spahn aus Feuerstein aus Transkaukasien. p. (195)—(197). — Fischer: Nephritfrage und submarginale (subcutane) Durchbohrung von Steingeräthen. p. (197)—(200). — Virchow: Ueber neue Funde von Schläfenringen von Schubin (Posen). p. (200)—(202). — Bastian: Neue Erwerbungen des königl. Museums, namentlich Masken und Wurfbretter aus Südamerika. p. (203)—(204). — E. Friedel: Objecte aus dem Märkischen Provinzial-Museum. p. (204)—(207). — Voss: Ueber Gräberfunde von Kolin in Böhmen. p. (207)—(208). — Virchow: Die prähistorischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien. p. (208)—(219). — G. A. Fischer: Die Volksstämme in den Gebieten der ostafrikanischen Schneeberge. p. (219)—(221). — Jacobsen: Ethnologische Gegenstände aus seiner im Alaska-Territorium zusammengebrachten Sammlung. p. (221)—(224).

April-Sitzung. — E. Friedel: Das Vorkommen von Hochäckern p. (229)—(231). — A. Krause: Fischfang, Jagd und Handel bei den Tlinkit-Indianern. p. (232)—(235). — Bastian: Neue Erwerbungen des königl. Museums durch Capitän Jacobsen aus Nordwestamerika und durch Herrn Rhode aus Südamerika. p. (236)—(238). — Schneider: Slavische Brandgräber und trepanirte Schädel in Böhmen. p. (239)—(242).

Mai-Sitzung. — Westedt: Ueber eine Steinkammer mit Näpfchenstein bei Bunsoh, Kirchspiel Albersdorf, Kreis Süderdithmarschen. p (247)—(249). — Zwei Grabhügel mit eigenthümlichen Vorrichtungen p. (249)—(251). — Dr. Anger: Eine Ausgrabung bei Rondsen. p. (251). — Behla: Ueber Thonlöffel und Rundwälle im Luckauer Kreise. p. (251)—(252). — Friedel: Ueber einen vorgeschichtlichen Fund aus dem Innern Berlins. p (252)—(253). — Krause: Drei Dolche und ein Steinhammer aus dem Fiener Bruch. p. (254.) — Virchow: Ueber schlesischen Nephrit. p. (255)—(256). — v. Fellenberg: Zur Nephritfrage. p. (256)—(261). — Messikommer Sohn: Beobachtungen auf verschiedenen keltischen Niederlassungen. p. (262)—(266). — v. Alten: Neue oldenburger Funde. p. (266)—(267). — N. Kiesewetter: Schlacken- oder Brandwall auf der Hünen- oder Hunnenkuppe bei Blankenburg. p. (268)—(270). — Virchow: Pfeile der Ticki-Ticki (Akka). p. (271)—(273). — Zwei geschwänzte Menschen. p. (273)—(274). — Hausurne von Marino. p. (274)—(275). — Ueber 2 Schädel des Stralsunder Museums. p. (276). — Ueber altslavische und vorslavische Alterthümer von Gnichwitz (Schlesien). p. (277)—(286) u. 1 Taf. — v. Kaufmann: Ueber den Silberfund von Gnichwitz. p. (286)—(287). — Virchow: Bronze-Modellschädel von Ranke. p. (290)—(291). — E. Friedel: Schwunghämmer zum Zerspalten des Granits. p. (291)—(292). — Bayern: Zur Geschichte des Aberglaubens, bei Gelegenheit einer Blatternepidemie in Tiflis 1884. p. (292)—(294). — Schweinfurth: Prähistorische Eisenbeile aus dem Lande der Monbuttu. p. (294). — Virchow: Nephritbeilchen (Hohlmeissel) von Hissarlik. p. (297)—(299). — Schliemann: Mittheilungen über das Ergebniss der Ausgrabungen in Tiryns. p. (301)—(303).

Naturforschende Gesellschaft in Bern. Mittheilungen aus dem Jahre 1883. Heft II. Nr. 1064—1072. Bern 1884. 8°. Mittheilungen aus dem Jahre 1884. Heft I. Nr. 1073—1082. Bern 1884. 8°. — Dr. Studer: Nachtrag zu dem Aufsatz „Ueber die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bielersee's." p. 3—11 u. 1 Taf. — Mittheilungen über die Menschenschädel der Pfahlbauer. p. 11—59 u. 5 Taf.

Schweizerische Naturforschende Gesellschaft. Verhandlungen in Zürich den 7., 8. und 9. August 1883. 66. Jahresversammlung. Jahresb. 1882—83. Zürich 1883. 8°.

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Jahrbücher. Heft LXXVII. Bonn 1884. 8°. — A. Wiedemann: Winckelmann's Urtheil über die ägyptische Kunst und die Profankunst der Aegypter. p. 1—13. — J. Klein: Denkmäler römischer Soldaten von Andernach. p. 14—44 u. 3 Taf. — L. Schwörbel: Eine neue Inschrift aus Deutz. p. 45—47. — W. Weissbrodt: Griechische und lateinische Inschrift von der Untermosel. p. 48—56 u. 1 Taf. — J. Klein: Neue römische Inschriften aus Köln. p. 57—60. — C. Mehlis: Die Heidelsburg bei Waldfischbach und ihre Denkmäler p. 61—87 u. 3 Taf. — Literatur. — H. Schaaffhausen: A. Furtwängler, der Goldfund von Vettersfelde. 43. Programm zum Winckelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1883. p. 166—170. — Berichte. — H. Schaaffhausen: Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Trier am 9.—11. August 1883. p. 173—188. — S. Jenny: Bericht über antiquarische Funde am Oberrhein und am Bodensee. p. 189—195. — Constantin Koenen: Römische Funde in Andernach. p. 208—209. — Sch.: Ein Steinsargfund in Bedburg. p. 209—210. — Schaaffhausen: Bergbau-Alterthümer. p 210—213. — Römische Funde in Bonn und römisches Maass. p. 214—216. — Sch.: Der Donnerkeil von Martha's Hof in Bonn und die Nephritfrage. p. 216—217. — Hügelgräber am Rhein auf den Höhen zwischen Boppard und St. Goar. p. 219—220. — J. Klein: Buschdorf bei Bonn. Grabfund. p. 220—221. — Dr. C. Mehlis: Rheinische Gräber und nordischer Goldschmuck aus der Pfalz. p. 225—230. — Neue römische Alterthümer aus der westlichen Pfalz. p. 231—232. — Schaaffhausen: Neue römische Funde in Remagen. p. 232—234. — Römische Fundamente im Walde bei Roetgen. p. 234—235. — Die Ausgrabungen für das Provinzial-Museum in Trier. p. 236—237.

American Academy of Arts and Sciences in Boston. Proceedings. New Series, Vol. XI, whole Series, Vol. XIX. Part I (From May, 1883 to December, 1883.) Boston 1883. 8°.

— Proceedings. Vol. XI, whole Series, Vol. XIX. Part II (From December 1883, to May, 1884.) Boston 1884. 8°.

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau. Jahresbericht. 61. Jg. 1883. Breslau 1884. 8°.

Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie in Bukarest sub Directiunea lui G. G. Tocilescu. Anul. II. Vol. I. Fascicula II. Bucuresci 1884. 8°.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Vol. VI. Nr. 4, 5. Chicago 1884. 8°. — Nr. 4. — F. G. Fleay: Lectures on Polytheism, III. German Mythology. p. 225—231. — A. C. Merriam: Schliemann at Ilium. p. 232—236. — J. O. Dorsey: The Myths of the Raccoon and the Craufish, among Dakota tribes. p. 237—240. — L. P. Gratacap: Antiquities of Mexico. p. 241—247. — E. D. Neill: Life among the Mandans and Gros Ventres eighty years ago. p. 248—253. — St. D. Peet: Emblematic mounds. Bird effigies. p. 254—275. — A. C. Merriam: Notes on classical Archaeology. p. 278—283. — John Avery: Notes from Oriental periodicals. Primitive Tribes in Australia. Turkish Numerals. p. 283—285.

— Nr. 5. — F. G. Fleay: Lectures on Polytheism. Hindoo Mythology. p. 289—294. — Wentworth Webster: Castaing, the ancient dates in the history of South America. p. 295—299. — A. C. Merriam: Marvelous cures at Epidaurus. p. 300—307. — John Avery: The hill tribes of India. Tribes of the Nord east border. p. 307—316. — W. P. Clarke: Ancient earthworks in Rock County, Wis. p. 317—322. — St. D. Peet: Emblematic mounds as works of art. The attitudes of the animals represented. p. 322. — Correspondence. — T. H. Lewis: The camel and elephant mounds at prairie du Chien. p. 348—349.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab in Christiania. Udgivet af Sophus Lie, Worm Müller og G. O. Sars. Bd. 9. Heft 2, 3, 4. Christiania 1884. 8°.

Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. Bd. VI, 1. Heft. Danzig 1884. 8°. — J. Preuschoff: Volksthümliches aus dem grossen Marienburger Werder. p. 164—188. — Dr. Conwentz: Berichte über die Durchforschung der Provinz Westpreussen in naturhistorischer, archäologischer und ethnologischer Beziehung seitens des Westpreussischen Provinzial-Museums und der vom Provinzial-Landtage subventionirten Vereine während der ersten 6jährigen Etatsperiode der Verwaltung des Westpreussischen Provinzial-Verbandes. p. 189—204.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsberichte u. Abhandlungen. Jahrg. 1884. Januar bis Juni. Dresden 1884. 8°. — Sitzungsberichte. — H. Engelhardt: Die Insel Aru, niederl. Indien. p. 4—5. — Frl. v. Boxberg: Spuren prähistorischer Trepanation in Sachsen. p. 29. — H. B. Geinitz: Vorlagen von Gegenständen aus dem Gebiete des Aberglaubens aus den Sammlungen des Frl. v. Boxberg. p. 30—32.

Gelehrte estnische Gesellsch. zu Dorpat. Sitzungsberichte 1883. Dorpat 1884. 8°. — Dr. Max Buch: Das Volkslied der Wotjäken. p. 133—135. — Dr. Grewingk: Ueber Steinhaufen als Grabstätten. p. 105—106. — Ueber die Steinhaufen-Grabstätten von Unnipicht. p. 153—160. — P. Hellat: Einige Bemerkungen über die Volksmedicin der Esten. p. 107 bis 124. — Dr. Weske: Ueber den Waldgott in den Gebeten der Finnen und Esten. p. 107—160.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicología comparata. Pubblicato dal Dr. P. Mantegazza. Vol. XIV. Nr. 1, 2. Firenze 1884. 8°. — Nr. 1. — Giovanni Zoja: Sul Teschio di Antonio Bordoni matematico pavese. p. 1—12. — Dr. Girolamo Lanzi: Di una inteéssante anomalia dell' osso occipitale umano. p. 13—16. — F. Scaramucci e E. H. Giglioli: Notizie sui Danakil e più specialmente su quelli di Assab. p. 17—47. — A. Zannetti: Il Cigno e l'Arpa. p. 45—52. — Carlo Beni: Di alcune maniere di scrittura usate dagli Aztechi. p. 53—62. — P. Mantegazza: Studii sull' etnologia dell' India. p. 63—96. — Riviste. — G. Romiti: Nota sulla sutura incisiva nell' uomo adulto. p. 98—99. — Zoia P. Giovanni: Di un solco men noto dell' osso frontale. p. 100—103. — Romiti e Dr. Lachi: Catalogo ragionato del Museo Anatomico della R. Università di Siena. p. 104—106. — Dr. Colini: Notizie etnografiche sui Givari. p. 111—117. — Dr. F. Tappeiner: Studien zur Anthropologie Tirols und der sette Comuni. p. 117—120. — Notizie. — Programma speciale della Sezione di Antropologia nell' Esposizione Nazionale di Torino. p. 123—132.

— Nr. 2. — Prof. Paolo Mantegazza: Studi sull' etnologia dell' India. p. 161—210.

Le Globe, Journal Géographique. Organe de la Société de Géographie de Genève. Tome 23. Série 4me, Tome III. Mémoires. Genève 1884. 8°.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. 4. Volgreeks, VIII. Deel. 2de u. 3de stuk. S'Gravenhage 1884. 8°. — 2de Stuk. — v. Dijk: Rapport over de Loeboe-Bevolking in de Onderafdeeling Groot-Mandheling en Batany Natal. p. 151 bis 161. — C. F. H. Campen: Eenige Mededeelingen over de Alfoeren van Hale-ma-hèra. p. 162—197 u. 6 Taf. — K. Niemann: De Latowa. p. 198—228. — A. C. Vreede: De Vertaling der Abiâsâ door den H. C. Humme. p. 227—261.

— 3de Stuk. — H. E. D. Engelhardt: Mededeelingen over het Eiland Saleijer. p. 263—510 u. 3 Taf. — C. F. H. Campen: Eenige Mededeelingen over de Alfoeren van Halema-hèra. p. 511—516. — Dr. G. Schlegel: Eene chineesche Begrafenis-en Huwelijks-Onderneming. p. 517—559. — Altindische Fabeln in germanischem und chinesischem Gewande. p. 560—569.

Leopoldina. Amtliches Organ der kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher. XX. Heft. Jahrg. 1884. Nr. 11—22. Halle a. S. 1884. 4°. — Nr 15—18. — Charles Robert Darwin: p. 138—142, p. 151—155. — Die XV. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Breslau vom 4. bis 7. August 1884. p. 162—166. — Nr. 19—20. — F. W. True: Charles Robert Darwin. Chronologisch geordnetes Verzeichniss der Schriften Darwin's. p. 176—179. — Die XV. allg. Vers. d. deutschen Anthrop. Gesellsch. in Breslau v. 4.—7. August 1884. p. 186—188.

Verein für Erdkunde zu Halle a. S. Zugleich Organ des Thüringisch-Sächsischen Gesammtvereines für Erdkunde. Mittheilungen. Jahrg. 1884. Halle a. S. 1884. 8°. — Richard Rackwitz: Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaus. (Mit 1 Karte von Karl Meyer.) p. 1—26. — Bruno Haushalter: Die Mundarten des Harzgebietes. p. 66—85 u. 1 Karte.

Finska Vetenskaps-Societeten in Helsingfors. Öfversigt af Finska Vetensk. Societ. Förhandlingar. XXV. 1882—1883. Helsingfors 1883. 8°.

Zeitschrift des „Ferdinandeums" für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck. III. Folge. Heft Nr. 1—7, 9—10, 13—28. Innsbruck. 8°.

Geograph. Gesellsch. (für Thüringen) zu Jena. Zugleich Organ des botanischen Vereines für Gesammt-Thüringen. Herausgegeben von G. Kurze und Dr. F. Regel. — Mittheilungen. Bd. III. Heft 1—3. Jena 1884. 8°. — Nr. 1. — Das Volk der Bannar. Nach den Forschungen der Missionäre Combes, Dourisboure und Gerlach. p. 1—14. — Nr. 2 u. 3. — Beiträge zur Mythologie der Moskito-Indianer. Nach Missionar Ziok. p. 91—92. — Alfred Kirchhoff: Erstlingsergebnisse der Beantwortung des vom Thüringerwald-Verein umgesandten Fragebogens. p. 170—203.

Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein in Kiel. Schriften. Band V, 2. Heft. Kiel 1884. 8°.

Physikalisch-Oekonomische Gesellschaft zu Königsberg. Schriften. Jg. 24. 1883. 1. u. 2. Abth. Königsberg 1884. 4°. — 1. Abtheilung. — Abhandlungen. — Dr. R. Hertwig: Gedächtnissrede auf Charles Darwin. p. 21—33. — Dr. Otto Tischler: Die neuesten Entdeckungen aus der Steinzeit im ostbaltischen Gebiete und die Anfänge plastischer Kunst in Nord-Ost-Europa. p. 89. — Sitzungsberichte. — Dr. O. Tischler: Ueber die Urgeschichte des Kaukasus. p. 21—27.

Carinthia. Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistor. Landesmuseum in Kärnten. Bd. 16, Jg. 1826; Bd. 18, Jg. 1828; Bd. 19—27, Jg. 1829—1837; Bd. 29—32, Jg. 1839—1842; Bd. 34, Jg. 1844; Bd. 35, Jg. 1845; Bd. 37, Jg. 1847; Bd. 38, Jg. 1848; Bd. 48, Jg. 1858; Bd. 50, Jg. 1860; Bd. 65, Jg. 1875; Bd. 67—72, Jg. 1877—1882. Klagenfurt. 8°.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Herausgegeben von dem historischen Vereine für Kärnten in Klagenfurt. Jg. 1—14. Klagenfurt. 8°.

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1884. Heft II. Kjøbenhavn 1884. 8°. — Dr. Sophus Müller: Mindre Bidrag til den forhistoriske Archaeologis Methode. p. 161—182.

Museum Francisco-Carolinum in Linz. 42. Bericht nebst 36. Lief. d. Beitr. z. Landesk. von Oberösterr. Linz 1884. 8°.

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 4. Nr. 6—9. Lisboa 1884. 8°.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London. Journal. Vol. XIV. Nr. I u. II. London 1884. 8°. — Nr. I. — Miss A. Walbank Buckland: On traces of commerce in Prehistoric times. p. 3—12. — Lorimer Fison: The Nanga, or sacred stone enclosure, of Wainimala, Fiji (with 2 plates). p. 14—30. — R. H. Codrington: On the languages of Melanesia. p. 31—39. — A. L. Lewis: On the „Longstone" and other Prehistoric remains in the isle of Wight. p. 45—47. — Rea Admiral F. S Tremlett: On the Cromlech (stone circle) of Er-Lanic. p 47—50 u. 1 Taf. — Henry Prigg: On a portion of a human skull of supposed Palaeolithic age, from near Bury St. Edmunds. p. 51—55 u. 3 Taf. — F. G. Hilton Price: Notes upon some ancient Egyptian implements. p 56—64 u. 1 Taf — J. G. Garson: On the Frankfort Craniometrie agreement, with critical remarks thereon. p. 64—81 u. 2 Taf. — John P. Joung: On some Palaeolithic fishing implements from the stoke Newington and Clapton gravels. p. 83—85. — Anthropological Miscellanea. — On artificial deformation of the head in Sumatra, Celebes and the Philippine islands by A. B. Meyer. p. 85—86. — Legends of the Australian aborigines. p. 87—88. — Nr. II. — A. H. Keane: Ethnology of Egyptian Sudan. p. 91—113. — W. H. Flower: Additional observations on the Osteology of the natives of the Andaman Islands. p. 115—120. — H. O. Forbes: On the Kubus of Sumatra. p. 121—133 u. 1 Taf. — Theodore Bent: Notes on prehistoric remains in Antiparos. p. 134—139. — A W. Howitt and Lorimer Fison: On the Deme and the Horde. p. 142—168. — Rev. C. A. Gollmer: On African symbolic messages. p. 169—181. — W. H. Flower: On the size of the teeth as a character of Race p. 183—186. — M. J. Walhouse: A. Hindu prophetess. p. 187—192. — O. A. Shrubsole: On certain less familiar forms of Palaeolithic flint implements from the gravel at Reading. p. 192—200 u. 1 Taf.

Società Italiana di Scienze naturali in Mailand. — Atti. Volume XX. Fasc. 1, 2; XXI. Fasc. 1, 2. Milano 1878. 8° — Atti. Vol. XXV. Fasc. 3, 4. Milano 1883. 8°. — Atti. Vol. XXVI. Fasc. 1—4. Milano 1883. 8°.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. XVII. Fasc. XI—XVIII. Milano, Napoli, Pisa 1884. 8°. — Nr. XI—XII. — Prof. Ello Lattes: Appunti etruscologici. p. 487—517. — Nr. XVI. — Biondelli: Di una rilevante scoperta archeologica fatta sui monti Lessini, presso Verona. p. 729—730.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau. Bulletin. publié sous la Rédaction du Dr. Renard. Année 1883. Nr. 4. Nebst Beilage zum Bulletin de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou. Meteorologische Beobachtungen von B. E. Bachmetieff. Moskau 1884. 4°.

— Bulletin. Année 1884. Nr. 1. Moscou 1884. 8°. — N. Sorokine: Courte description d'un voyage dans l'Asie centrale. p. 93—141.

— Nouveaux Mémoires de la Soc. Imp. des Natur. de Moscou. Tome XV. Livr. 1. Moscou 1884. 4°.

Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften in München. Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Classe. 1884. Heft I—III. München 1884. 8°.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg. Anzeiger. I. Band 1884. Nr. 6—12. Nürnberg 1884. 8°. — Nr. 6, 7. — Fundchronik. p. 94—96. — Nr. 8. — Fundchronik. p. 109—112. — Nr. 9, 10. — A. Essenwein: Waffen aus dem 4. bis 9. Jahrhundert. p. 60—68. — Fundchronik. p. 131—132. — Nr. 11, 12. — Fundchronik. p. 152—154.

Société d'Anthropologie de Paris. Bulletins. Tome VIIme (IIIe série). Nr. 2, 3. Paris 1884. 8°. — Nr. 2. — D'Acy: Silex préhistoriques de la station de Chelles. p. 193—202. — Br. de Baye: Un dépôt des flèches à tranchant transversal dans les stations du Petit-Morin. p. 202—204. — G. Chau-

vet: Sur le tumulus de Gros-Guignon. p. 204—206. — J. B. Dechoux: Du sacrifice humain et de l'anthropophagie dans le Vaudou. p. 206—216. — E. — F. S. Petitot: Sur l'habitat et les fluctuations de la population peau rouge, en Canada. p. 216—222. — O. Beauregard: Discussion sur les Dardous. p. 232—238. — Piétrement: Discussion sur les origines du fer. p. 238—240. — Dr. Gustave le Bon: Sur la détermination de la circonférence du crâne en fonction de ses diamètres. p. 240—243. — E. de Ujfalvy: Cachmiris et Pandites. p. 243—248. — Émile Petitot: De la prétendue origine orientale des Algonquins p. 248—256. — L. Manouvrier: Crânes trouvés à la Nouvelle-Calédonie. p. 262—265. — Manouvrier et Sebillot: Sur des contes analogues répandus en diverses contrées. p. 265—271. — Manouvrier: Sur quelques erreurs dynamométriques. p. 271—281. — Nicaise: Objets d'archéologie p. 286—293. — E. T. Hamy: Note sur les recherches ethnographiques de Guesde dans les Petites-Antilles. p. 293—298. — Camille Sabatier: Statistique démographique de la commune mixte de Fort-National. p. 298—302. — Gratien Charvet: La grotte sépulcrale de Rousson. p. 303—312. — Dr. E. Verrier: Nouvelle classification du bassin suivant les races au point de vue de l'obstétrique; conséquences qui en découlent et Disc. p. 317—324. — Kerckhoffs: La mâchoire de Maestricht et les récentes découvertes. p. 324—330. — Bardey: Traditions et divisions du Somâl (pays des Somalis) p. 331—347. — F. Gaillard: Une série d'explorations à Plouhinec, 20 mars 1884. p. 348—351.

Société d'Anthropologie de Paris. Bulletins. Tome VIIme (IIIe série). Nr. 2, 3. Paris 1884. 8°. — Nr. 3. — de Ujfalvy: Rapport sur: Die Ausgrabungen zu Szeged-Öthalom, Ungarn. p. 353—358. — Chudzinski: Sur un faisceau supplémentaire du muscle grand pectoral et Discussion. p. 362—366. — Girard de Rialle: Allées couvertes d'Ellez (Tunisie). p. 366—371. — Dr. Maurel: De l'influence des climats et de la race sur la température normale de l'homme et Discussion. p. 371—392. — Chouquet: Sur la présence de l'Elephas primigenius dans les alluvions de Chelles et Disc. p. 392—411. — de Ujfalvy: Les opinions récemment émises en Allemagne sur le berceau des Aryas et Disc. p. 411—443. — Chudzinski: Anomalie du muscle grand pectoral. p. 446. — Denicker: Un foetus de gorille. p. 447—451. — D'Acy: Le mammouth dans le forest bed de Cromer et Disc. p. 452—461. — Zaborowski: L'ancienneté du Dingo en Australie. p. 461—464. — Chouquet: Les alluvions de Chelles. p. 464—466. — Bonnemère: Les caves de Saumoussay et Disc. p. 466—473. — Zaborowski: Produit des fouilles des cavernes de Cracovie. p. 473—478. — Topinard: Crânes pathologiques. p. 482 bis 484. — Dr. Allaire: Des premiers rudiments du langage enfantin. p. 484—490. — Clavel: La dépopulation aux iles Marquises et Disc. p. 490—500. — Fourdrignier: Monstre double sternopage vivant. p. 500—502. — Dr. N. Bajènoff: Etudes céphalométriques sur des bustes d'assassins suppliciés et de personnages distingués et Discussion. p. 502—514. — Ch. Letourneau: Sur l'Anthropophagie. p. 516—518. — C. A. Piétrement: Note sur les chars de guerre gaulois. p. 518—526. — W. J. Hoffmann: La fête annuelle des Indiens Arikaris. p. 526—532. — Dr. Tautain: Contribution à la pathologie des Mandingues. p. 532—540. — Dr. Soulié: Dolmen du Ben-Smida. p. 540—542. — Dr. Maurel: De la couvade et Disc. p. 542—551. — Dr. Ten Kate: Matériaux pour servir à l'anthropologie de la presqu'ile californienne. p. 551—560.

Revue d'Ethnographie publiée sous la direction de Dr. Hamy à Paris. Tome III. Nr. 3, 4. Paris 1884. 8°.

— Nr. 3. — Dr. Verneau: Les Pintaderas de la Crande Canarie. p. 193—217. — L. Rousselet: Le Kafiristan et les Kafirs. p. 218—226. — X. Brau de Saint-Pol Lias: Les Battaks. p. 227—248. — L. Archinard: La fabrication du fer dans le Soudan. p. 249—255. — de Charencey: Note sur un passage du manuscrit Troano. p. 256. — Variétés. — C. Bock: Le tatouage au Laos occidental. p. 266. — Hamy: La collection Guesde, à la Pointe-à Pitre. p. 266—268.

Revue d'Ethnographie publice sous la direction de Dr. Hamy à Paris. Tome III. Nr. 3, 4. Paris 1884. 8°.

— Nr. 4. — E. T. Hamy: Étude sur les peintures ethniques d'un tombeaus Thébain de la XVIIIe dynastie. p. 273—294. — Teobert Maler: Mémoire sur l'état de Chiapa (Mexique). p. 294—312. — Dr. Toutain: Notes sur les castes chez les Mandingues et en particulier chez les Baumanas p. 313—352. — Variétés. — Dr. Noulet: Bambous gravés de la Nouvelle-Calédonie. p. 353—354. — N. Quellien: Quelques particularités de certains costumes Bretons. p. 354—355.

Société de Géographie in Paris. Compte rendu des séances de la commission centrale. Nr. 13—17. Paris 1884. 8°.

— Bulletin de la Soc. de Géogr. redigé avec le concours de la section de publication par les secrétaires de la commission centrale. 1er, 2e, 3e trimestre. 1884. Paris 1884. 8°. — 1er trimestre. — Le P. Jean: Étude comparative des langues Malgache et Malaise. p. 135—144. — 3e trim. — Charles Huber: Inscriptions recueillies dans l'Arabie centrale (1878—1882). p. 289—303.

Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée in Paris. Fondée par G. de Mortillet, dirigée par E. Cartailhac et E. Chantre. Vol. 18, 3me série, Tome 1er. 1884, Juillet-Novembre Paris 1884. 8°.

— Juillet. — Jules Lemoine: Note sur une sépulture de l'age néolithique découverte à la ville Druu-Plestan. p. 337 bis 343. — Revue des livres. — Charles Tardy: L'homme quaternaire dans la vallée de l'Ain. p. 348. — De la Chênelière: Deuxième inventaire des monuments mégalithiques des Côtes-du-Nord, par L. Petit. p. 345. — Sabitier-Désarnauds: Étude sur le préhistorique et le protohistorique de l'ancienne province du Languedoc et des territoires limitrophes, par L. Petit. p. 346. — A. Zannoni: Les fouilles de la Chartreuse de Bologne, avec 3 figures dans le texte, par Cazalis de Fondouce p. 348. — Dr. O. Finsch: Anthropologische Ergebnisse einer Reise in der Südsee und dem Malayischen Archipel, par E. Chantre. p. 356. — Vouga: Les stations lacustres de Cortaillod. p. 357. — Dr. L. Pigorini: Il museo nazionale preistorico ed etnografico di Roma, par E. Chantre. p. 363. — Le Mème: Comparazioni tra i fondi di capanne dell' età della pietra, le terramare dell' età del bronzo et le necropoli del periodo di Villanova, par E. Miniggio. p. 367. — Finska for uminnes foereningens tidskrift, par E. Beauvois. p. 370.

— Août. — J. B. Rames: Géologie du Puy Courny. Éclats de silex tortoniens du bassin d'Aurillac (Cautal). p. 385—406. — Léon Penet: Station robenhausienne de Fontaine près Grenoble. p. 406—412. — Revue des livres. — Fred. Moreau: Album-Caranda. Les fouilles de Chouy, par C. Chantre. p. 413. — Indicateur Suisse: Pfahlbau Wallishofen bei Zürich, par M. S. p. 414. — L. Pigorini: I Liguri nelle tombe cella prima età del ferro di Golasecca, par E. Chantre. p. 415. — G. Foderaro: Di alcuni ornamenti prehistorici di bronzo della provincia di Catanzaro, par E. Chantre. p. 420. — Comte Gozzadini: Nuovi scavi nel fondo San Polo, pres Bologne, par E. Chantre. p. 421.

— Septembre. — Marquis de Nadaillac: Les découvertes récentes en Amérique. p. 433—447. — Lukis: Exploration d'un tumulus de l'époque du bronze dans la commune de Plouyé (Finistère). p. 447—451 u. 1 Taf. — Beroud et Tournier: La grotte des Balmes à Villereversure (Ain). p. 451—456. — Revue les livres. — Dr. V. Gross: Les Protohelvètes, par Ed. Flouest. p. 456. — F. de Hochstetter: 7. Bericht der Prähistor. Commission. p. 459. — Jarrin et Jacquemin: La vallée du Suran et l'abri de Châteauvieux, par P. L. p. 467. — Van Overloop: Sur une méthode à suivre dans les études préhistoriques, par P. L. p. 486. — J. Évans: On a hoard of bronze objects found in Wilburton fen, near Ély, par B. B. p. 469. — Felix Gaillard: Fouilles du cimetière celtique de l'île Thinie, par P. L. p. 471. — Nécrologie. — Ferdinand de Hochstetter. p. 478.

Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée in Paris. etc.

— Octobre. — L'association française en Congrès à Blois, Travaux de la section d'Anthropologie. p. 481—524.

— Novembre. — Zaborowski: Les chiens domestiques de l'ancienne Égypte p. 529—553. — P. du Chatellier: Une allée couverte à sculptures, à Commana (Finistère). p. 553—555. — Revue des livres. — A. Bertrand: La Gaule avant les Gaulois, par Cartailhac. p. 555. — Ed. Brizio: Villaggio prehistorico a fondi di Capanna scoperto nell' Imolese, par E. Miniggio. p. 561.

American Philosophical Society in Philadelphia. Proceedings. Vol. XXI. Nr. 114, 115. Philadelphia 1884. 8°. — Nr. 114. — Horatio Hale: The Tutelo tribe and language. p. 1—45. — Henry Phillips: A brief account of the more important public Collections of American Archaeology in the United States. p. 111—120. — Nr. 115. — G. Brinton: A grammar of the Cakchiquel language of Guatemala. p. 345 bis 413. — E. Y. Mac Cauley: Inscription on a mummy case of the XIXth Dynasty in Memorial hall, in Philadelphia. p. 488 bis 491. — Henry Phillips: On a supposed runic inscription at Yarmouth. p. 491—492.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Mittheilungen. Jg. XXII. 1—4. Nebst der literarischen Beilage, redigirt von Dr. L. Schlesinger. Prag 1884. 8°.

— 21. Jahresbericht des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Vereinsjahr 1882—1883. Prag 1883. 8°.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti. Anno 1883—84. Serie terza. Transunti. Vol. VIII. Nr. 11—15. Roma 1884. 4°. — Nr. 15. — S. Fiorelli: Notizie sulle scoperte di antichità del mese di maggio. p. 350—351.

Società geografica Italiana in Rom. Bollettino. Serie II. — Vol. IX. Fasc. 7—11. Roma 1884. 8°. — Nr. 7. — Gli indiani dell' alto Amazzoni: Notizie di B. Luciòli raccolte ed ordinate dal dott. G. A. Colini (con tavola). p. 528—555. — Dr. G. A. Colini: Cronaca del R. Museo Preistorico-Etnografico (1884—IV). p. 563—569. — Nr. 8. — Dr. G. A. Colini: Cronaca del R. Museo Preistorico - Etnografico (1884—V). p. 652 - 657. — Nr. 9. — Gli indiani dell' alto Amazzoni. 5. Notizie di B. Luciòli raccolte ed ordinate dal dott. G. A. Colini. p. 708—717. — 6. Alcune canzoni degli Indiani abitanti sull' alto Ucayali e nel dipartimento di Loreto, nota di G. D. V. (con una tavola). p. 717—719. — c) Sulla collezione etnografica della Terra del Fuoco illustrata dall dott. Colini, nota del prof. D. Lovisato. p. 719—724. — Nr. 10. — G. Roncagli: Da Punta Arenas a Santa Cruz. p. 741—785 u. 1 Taf. — Nr. 11. — Dott. G. A. Colini: Cronaca del Museo Preistorico-Etnografico (1884—VI). p. 883—892.

Bulletino di Paletnologia Italiana diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Anno 10. Nr. 5 e 6. Reggio dell' Emilia. 1884. 8°. — J. Cafici: Tomba neolitica e manufatti coevi di Sciri in provincia di Catania. p. 73—78. — Strobel: Scavi in Castione de' Marchesi. p. 78—80. — Ulteriori appunti intorno ai vasi di pietra ollare. p. 80—82. — P. Mantovani: Oggetti del periode archeologico di Villanova trovati a Quercianella presso Livorno. p. 83—95. — Bibliografia. — Strobel: G. de Mortillet, l'homme, Journal illustré des sciences antropologiques. p. 96—99.

Gesellschaft für Landeskunde in Salzburg. Mittheilungen. XXIV. Vereinsjahr. 1884. Redigirt von Friedr. Pirckmayer. Salzburg. 8°.

Académie Impérial des Sciences in St. Petersburg. Bulletin. Tome XXIX. Nr. 3. St. Pétersbourg 1884. 4°.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Obščestva in St. Petersburg. (Berichte der kais. russ. geograph. Gesellsch.) Bd. XX. 1884. Nr. 2—5. St. Petersburg 1884. 8°.

— Otčet (Rechenschaftsbericht der k. russischen geograph. Gesellschaft). Jahrg. 1884. St. Petersburg 1884. 8°.

Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte. 29. Jg. Schwerin 1884. 8°. — Prof. Fr. Merkel: Die beiden Ostorfer Schädel des Schweriner Antiquariums. p. 1—7 u. 1 Taf. — Dr. R. Beltz: Mecklenburgische Grabfelder der Eisenzeit. p. 7—27 u. 1 Taf.

Straits branch of the Royal Asiatic Society in Singapore. Journal. December 1883. Nr. 12. Singapore 1884. 8°. — W. E. Maxwell: Shamanism in Perak. p. 222—233.

Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens in Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige genom Hans Hildebrand. 8 Delen. Nr. 1, 2. — Nr. 1. — Hjalmar Stolpe: Vendelfyndet. En förberedande öfversigt. p. 1—34. — Hans Hildebrand: Vendelfyndet. Några anmärkningar. p. 35—64. — Nr. 2. — Pontus Fahlbeck: Forskningar rörande Sveriges äldstahistoria: I. Beovulfsqvädet såsom källa för nordisk fornhistoria. p. 1—88.

Royal Society of New South Wales in Sydney. Journal and Proceedings. Vol. XVI. 1882. Sydney 1883. 8°. — James Manning: Notes on the Aborigines of New Holland. p. 155—175. — J. Fraser: The Aborigines of New South Wales. p. 193—235.

Canadian Institute in Toronto. The Canadian Journal. Proceedings. New series. Vol. I. Part 1. Toronto 1879. 8°. — John Campbell: The affiliation of the Algonquin languages. p. 15—54.

— Vol. I. Part 2. Toronto 1881. 8°. — John Campbell: Asiatic tribes in North America. p. 171—207. — Daniel Wilson: An ancient haunt of the cervus megaceros; or great Irish deer p. 207—225.

— Proceedings of the Canadian Institute. Being a continuation of the „Canadian Journal" of Science, Literature and History. Vol. I. Fasc. Nr. 3, 4, 5. Toronto 1882, 1883. 8°. — Nr. 4. — John Campbell: Some laws of phonetic change in the Khitan languages. p. 282—300. — Neil Mac Nish: A typographical argument in favour of the early settlement of the British isles by celts, whose language was Gaelic. p. 310—332.

— Vol. II. Fasc. Nr. 1, 2, 3. Toronto 1884. 8°. — Nr. 1. — J. M. Buchan: Complexion, climate and race. p. 5—26. — Nr. 2. — John Campbell: The Khitan languages; the Aztec and its relations. p. 158—181.

Cosmos. Comunicazioni sui progressi più recenti e notevoli della Geografia e delle Scienze affini di Guido Cora. Vol. VIII. Nr. III—IV. Turin 1884. 8°. — Nr. IV. — Dott. Domenico Lovisato: Appunti etnografici con accenni geologici sulla Terra del Fuoco. I. Kiökkenmödding. p. 97—108.

Anthropological Society in Washington. Transactions. Published with the co-operation of the Smithsonian Institution. Vol. II. (February 1882 — May 1883.) Washington 1883. 8°. — Ivan Petroff: Limits of the Innuit tribes of the Pacific coast p. 3—5. — Brown Goode: The classification of objects in the New National Museum in its relations to Anthropology. p. 5—8. — J. C. Welling: The turning point of modern Sociological Science. p. 15—34. — Dr. W. J. Hoffman: The Carson foot-prints. p. 34—38. — Cyrus Thomas: Tattooing among civilized people. p. 40—68. — F. A. Seely: An inquiry into the origin of invention. p. 70—90. — William H. Holmes: Art in shell. p. 94—119. — Hamilton Porter: Cannibalism. p. 119—122. — Rivett Carnac: Stone implements from Ghazipur, India. p. 122—124. — Dr. W. J. Hoffman: Comparison of Eskimo Pictographs with those of other American Aborigines. p. 128—147. — Albert S. Gatschet: The Shetimasha Indians of St. Mary's Parish, Southern Louisiana. p. 148—159. — William H. Holmes: The use of the Cross symbol by the ancient Americans. p. 161—172. — Dr. Charles E. Hagner: Origin of the Lexes. p. 172—176.

K. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- u. historischen Denkmale in Wien. Mittheilungen Bd. X. Heft 3. Neue Folge. Wien 1884. 4°.

K. k. Geograph. Gesellsch. in Wien. Mittheilungen. Jg. 1882. XXVI. Band (der neuen Folge XVI.). Wien 1883. 8°. — H. G. Campen: Die Religionsbegriffe der Alfuren von Halmahera (Djilolo). p. 607—626.

— Bd. XXVII. Nr. 1—10. Wien 1884. 8°. — Nr. 1. — Ueber Bilderschrift. p. 35—37. — Recension. — Die Völker Oesterreich-Ungarns. VIII. Bd. Die Čecho-Slaven. p. 37—40. — Nr. 6. — Carl Theodor von Inama-Sternegg: Die Ansiedelungsformen in den Alpen. p. 250—560. — Friedenfels: Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rud. Bergner. p. 281—283. — Nr. 7. — F. Blumentritt: Die Negritos von Baler. p. 317—321. — Nr. 8. — Franz Heger: Ferdinand von Hochstetter. p. 345—392.

Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, redigirt von Dr. Anton Mayer. Neue Folge. Jg. XVII. 4. Heft. Nr. 1—12. Wien 1883. 8°. — Heft 1. Nr. 1—3. — P. Lambert Karner: Ein Grabfeld zu Roggendorf. p. 137—141.

— **Topographie von Niederösterreich,** herausgeg. vom Ver. f. Landesk. v. Niederösterr. Bd. II. Hft. 11.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. Jahrg. V. Nr. 10—12. Wien 1884. 8°.

— VI. Jahrg. Nr. 1—3. Wien 1884. 8°. — Nr. 2. — Dr. Carl v. Lützow: Der Gräberbau und der Gräberschmuck in ihrer geschichtlichen Entwicklung. p. 15—24.

K. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen. 1884. Nr. 11—16. Wien 1884. 8°. — Nr. 14. — Dr. H. Pohlig: Geologische Untersuchungen in Persien (aus brieflichen Mittheilungen an Dr. E. Tietze). p. 281—284. — Nr. 16. — Literatur-Notizen. — A. Fritsch: Ueber einen Menschenschädel aus dem Löss von Podbaba in Prag. p. 323.

Asiatic Society of Japan in Yokohama. Transactions. Vol. XII. Part II. Yokohama 1884. 8°.

B. Geschenke.

Ferreira Marrecas Feliciano L.: Expedição scientifica á Serra da Estrella em 1881. Secção de Ethnografia. I. Relatorio do L. F. M. Ferreira. — Sociedade de Geographia de Lisboa. — Lisboa 1883. 122 pp. 4°. (ded. Socied. de Geographia de Lisboa.)

Australian Museum: New South Wales. Report of the trustees for 1883. Presented to Parliament, pursuant to act 17. Victoria 28 pp. 4°. (ded. Australian Museum.)

Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana: „Timehri" being the Journal of the R. Agric. and Commerc. Society of British Guiana. Vol. III. June 1884. Part 1. London 1884. 217 pp. 8°. (ded. R. Agric. a. Commerc. Society.)

Kříž, Dr. Martin: Führer in das mährische Höhlengebiet. I. Abtheilung. I. Höhlengruppe. (Die Macocha und Punkva — die Höhlen bei Sloup, Holstein und Ostrov — das Slouper- und das dürre Thal — das Plateau von Ostrov-Vilimovic und „na Harbechu".) Mit 4 Illustr. u. 1 Plan der Slouper Höhlen. Steinitz 1884. 128 pp. 8°. (ded. Aut.)

Meyer, Dr. A. B.: Alterthümer aus dem Ostindischen Archipel und angrenzenden Gebieten unter besonderer Berücksichtigung derjenigen aus der hinduischen Zeit. Nr. IV. Herausgegeben von dem königl. Ethnographischen Museum zu Dresden mit Unterstützung der Generaldirection der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden. Mit 19 Taf. in Lichtdruck, darunter 4 in Chromolichtdruck, u. 1 Karte. Leipzig 1884. 24 pp. Folio. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. Friedr.: Text zur archäologischen Karte von Steiermark. — Anthropologischer Verein zu Graz. 1884. 60 pp. 8°. (ded. Bergdirector Radimsky.)

Royal Dublin Society: The scientific Transactions. Vol. I (Series II.), XX—XXV. Dublin 1882. 4°.

— Transactions. Vol. II (Series III.), I—III. Dublin 1884 4°.

— The scientific Proceedings. Vol. IV. (N. S.) Part 1—4. Dublin 1883. 8°.

Jijima, J. u. **Sasaki, C.:** Okadaira shell mound at Hitachi being an Appendix to Memoir. Vol. I. Part 1 of the Science Department, Tôkiô Daigaku (University of Tôkiô). Tôkiô 1883. 7 pp. u. 11 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Farkass, Róbert: A magy. kir. Földtani intézet Könejo-és Térképtárának Czimjegyzéke (Katalog der Bibliothek und allg. Kartensammlung der kgl. ungar. geologischen Anstalt. Budapest 1884. 192 pp. 8°. (ded. k. ung. geolog. Anstalt.)

Königl. ungar. geologische Anstalt: Jahresbericht der kgl. ungar. geolog. Anstalt für 1883. Budapest 1884. 144 pp. u. 1 Taf. 8°. (ded. k. ungar. geolog. Anstalt.)

Schröter, Paul: Anthropologische Untersuchungen am Becken lebender Menschen. Inaugural-Dissertation. Dorpat 1884. 82 pp. mit 6 Tabellen u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Baye, Joseph Baron de: Sujets décoratifs empruntés au règne animal dans l'industrie Gauloise. Extr. d. Mémoires de la Société nationale des Antiquaires de France. Tome XLIV. Paris 1884. 8 pp. 8°. (ded Aut.)

Kollmann, M. J.: Deux espèces des variations corrélatives dans le crane facial de l'homme. Association Française pour l'avancement des sciences Congrès de Rouen 1883. Paris 1884. 4 pp. 8°. (ded Aut.)

Kraus, Dr. Friedr. S.: Sitte und Brauch der Südslaven. Nach heimischen gedruckten und ungedruckten Quellen. Im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien herausgegeben. Wien 1885. A. Hölder. 681 pp. 8°. (ded. Aut.)

Finska Vetenskaps Societeten: Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Tamus XIII. Helsingforsiae 1884. 568 pp. und 5 Taf. 4°. (ded. Finska Vetensk. Societ.)

Meyer, Dr. A. B.: Rohjadeit aus der Schweiz. Sep.-Abdr. aus „Antiqua", Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde (Zürich). 7. pp. 8°. (ded. Aut.)

American Philological Association: Transactions. Vol. XIV. 1883. Published by the Association. Cambridge 1884. 79—xlviii pp. 8°. (ded. A. Philolog. Associat.)

Museal-Verein in Cilli: Thätigkeits-Bericht. Cilli 1884. 19 pp. 8°. (ded. Bergrath Riedel.)

Magyar kir. Földtani Intézet Évkönyve: VII. Kődet, 2 Tüzet. Erdély O-Tertiär-Echinidjei. Dr. Koch. Antal. Négy könyom táblával. Budapest 1884. 123 pp. 8°. (ded. k. ung. geolog. Anstalt.)

Verein für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 56. Bericht. Breslau 1884. IV. Bd. Nr. 12. 201—216 pp. 8°. (ded. Ver. f. d. Museum schles. Alterth.) **N. W.**

GRAF GUNDAKER WURMBRAND. EIN GURTELBLECH AUS WATSCH.

Lichtdruck von J. Löwy, k. k. Hof-Photograph in Wien

Fig. 1.

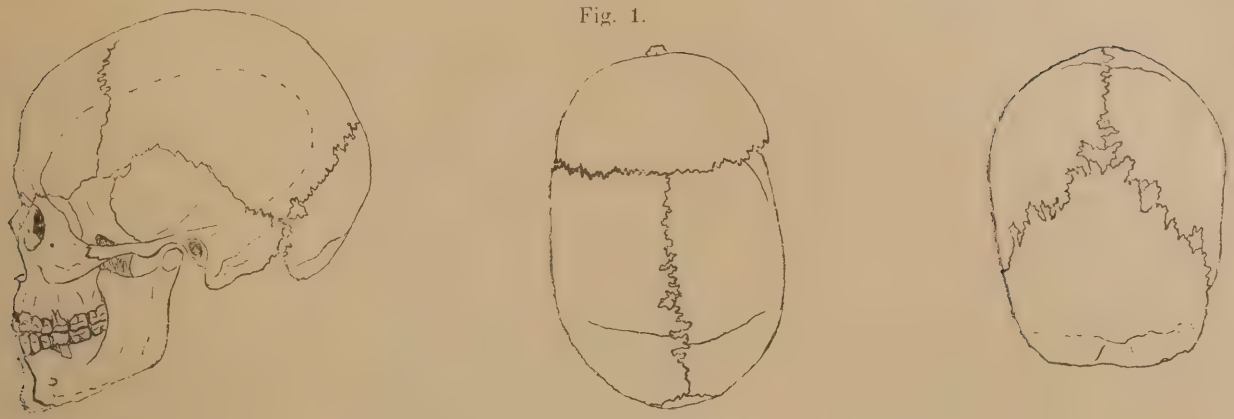


Fig. 2.

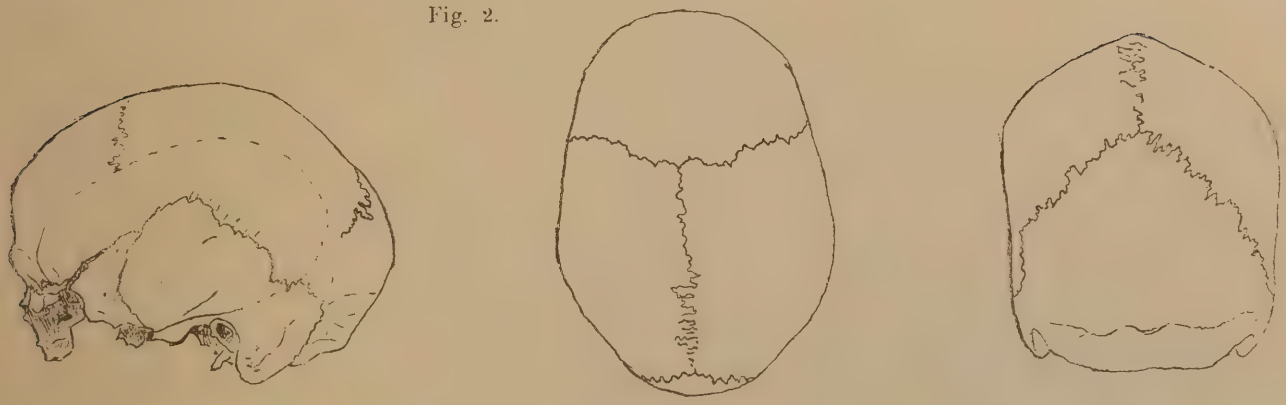


Fig. 3.

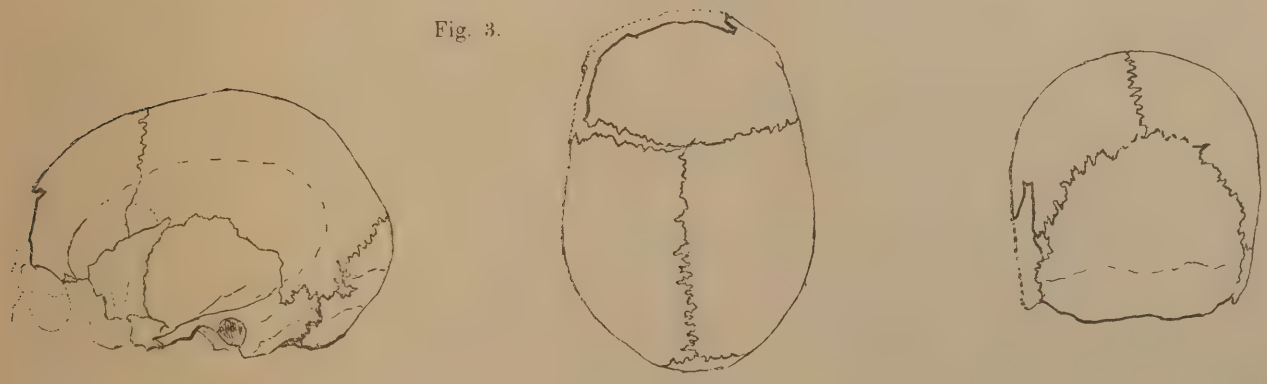
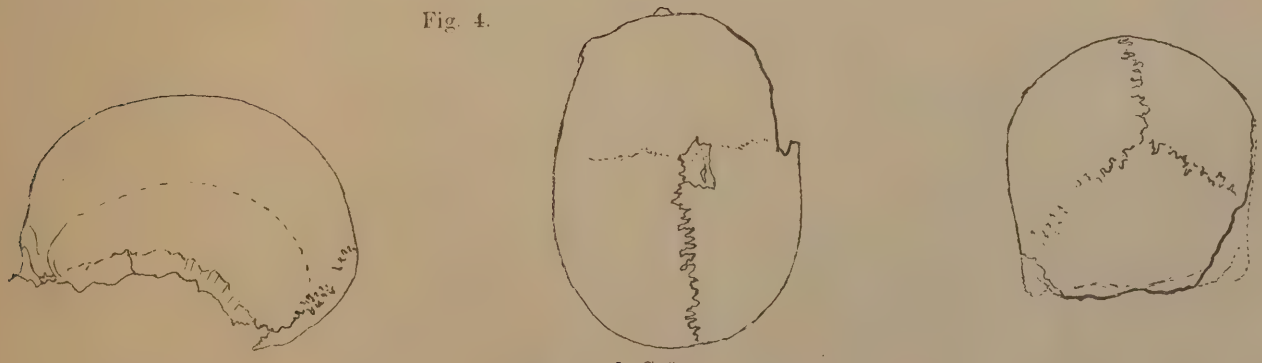


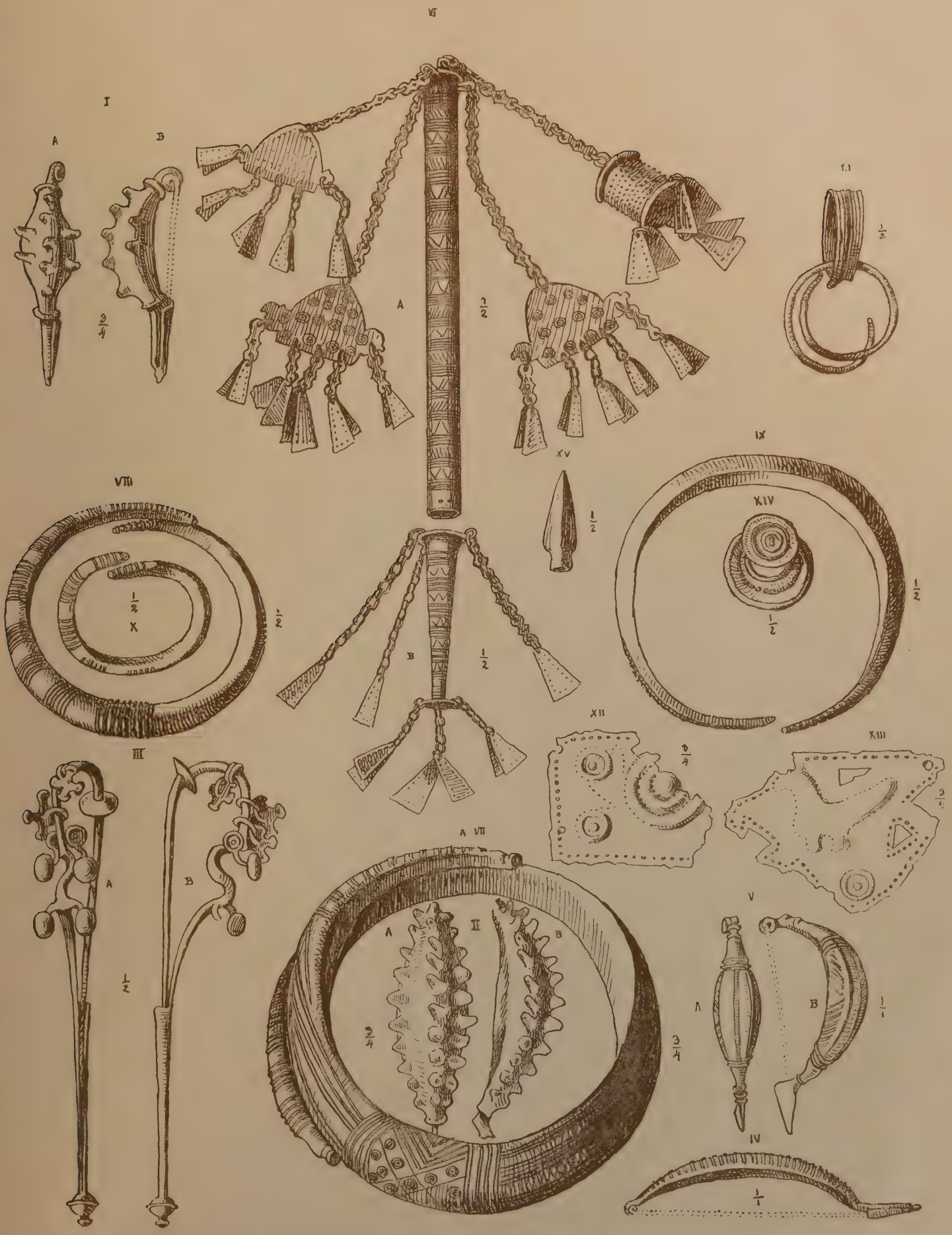
Fig. 4.



¼ natürl. Grösse.

Břetislav Jelinek, Grabstätten der liegenden Hocker.

Johann N. Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, II.



Ig. Spöttl. Bronzen von St. Margarethen.

3/4 natürl. Grösse.

J. Spöttl, Bronzen aus Kroatien.

Verhandlungen.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft

nach dem Stande der Jahresversammlung am 12. Februar 1884.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Langer.**
Dr. Friedrich **Müller.**

Secretäre:

Josef **Szombathy.**
Felix **Karrer.**

Cassier:

Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Franz **Heger.**
Dr. Ferdinand von **Hochstetter.**
F. **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Hans **Kundrat.**
Dr. Felix Ritter von **Luschan.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Graf Gundaker **Wurmbrand.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
A. de **Quatrefages** in Paris.
J. W. **Powell** in Washington.
J. J. S. **Stenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.
J. J. **Worsaae** in Kopenhagen.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
Friedrich **Bayern** in Tiflis.
A. **Bertillon** in Paris.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Lorenz **Diefenbach** in Darmstadt.
Alexander **Ecker** in Freiburg i. B.
Ernst **Eitel** in Honkong.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
Girard de Rialle in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Graf **Gozzadini** in Bologna.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Ernest **Hamy** in Paris.
Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
Julie **Mestorf** in Kiel.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Obst in Leipzig.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.
Johannes **Ranke** in München.
Charles **Rau** in Washington.
K. von **Renard** in Moskau.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. **Riedel** in Gorontalo (Celebes).
L. **Rütimeyer** in Basel.
E. **Schmeltz** in Kopenhagen.
W. **Schwartz** in Posen.

Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Dorpat.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Graf **Uvarov** in Moskau.
Julien **Vinson** in Bayonne.

III. Wirkliche Mitglieder.

Aberle, Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I., Bäckerstrasse 8.
Alessi, Dr. A. P., Professor in Nassod, Siebenbürgen.
Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von, k. k. Ministerialrath etc. etc. Wien, I., Pestalozzigasse 3.
Arneth, Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. geh. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Giselastrasse 7.
Arneth, Dr. Hektor Ritter von. Wien, I., Kolowratring 14.
Beer, Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III., Lagergasse 1.
Benedikt, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Franziskanerplatz 5.
Benndorf, Dr. Otto, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, IX., Pelikangasse 16.
Benoni, Dr. Eduard, Landesadvocat in Ischl.
Bernstein, Dr., k. k. Mil.-Sanitätschef. Wien, VII., Kollergerngasse 1.
Bettelheim, Dr. Carl, Priv.-Docent an der Universität. Wien, I., Nibelungengasse 4.
Biesiadecki, Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent i. Lemberg.
Bogišić, Dr. Valtazar, Conseiller d'Etat actuel, professeur de droit, à l'université d'Odessa. Paris (d. Z.), Rue des Saints-Pères 71.
Braun, Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath. Wien, VIII., Laudongasse 12.
Brief, Sigmund, Philologe. Wien, II., Ob. Donaustrasse 63.
Brücke, Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX., Währingerstrasse 11.
Brun, Ferdinand, Leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
Brunner von Wattenwyl, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Vice-Präsident des Wissenschaftlichen Club. Wien, IV., Theresianumgasse 25.
Christomano, Theodor. Wien, I., Sonnenfelsgasse 19.
Chroback, Dr. Rudolf, Priv.-Docent an der Universität. Wien, I., Bräunerstrasse 9.
Clary und Aldringen, Edmund Fürst, k. k. wirkl. geh Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I., Herrengasse 9.
Conrad von Eybesfeld, Sigmund Freiherr, k. k. wirkl. geh. Rath, kais. öst. Minister für Cultus u. Unterricht etc. etc. Wien, I., Minoritenplatz 3.
Czoernig, K. Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath, Sectionschef etc. Wien, I., Mölkerbastei 5.
Daudlebsky von Sterneck, Richard Freiherr von, k. k. Reserve-Lieutenant. Wien, IV., Wienstrasse 21.
Delhaes, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII., Schlösselgasse 2.
Deutsch, J., kais. Rath, Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III., Rudolfsgasse 22.
Dillinger, Andreas, Disponent. Wien, V., Wehrgasse 6.
Dittel, Dr. Leopold, k. k. Univ.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX., Alserstrasse 4.
Dlauhy, Dr. Johann, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Spitalgasse 5.
Doblhoff, Josef Freiherr von. Wien, I., Eschenbachgasse, Wissenschaftlicher Club.
Döll, Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I., Ballgasse (Blumenstock).
Dungl, P. Adalbert, Stiftsarchivar. Göttweig, Niederösterreich.
Duška, Josef. Josefstadt, Böhmen.
Dworschak, Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
Dzieduszycki, Adalbert Graf, Reichsraths-Abgeordneter, Gutsbesitzer. Olszanica, Galizien.
Dzieduszycki, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.
Egger, Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresian. Gymnasiums. Wien, IV., Favoritenstrasse 15.
Ehrenfeld, Dr. Adolf. Wien, I., Schellinggasse 7.
Faber, Dr. Carl. Wien, I., Postgasse 22.
Familienfonds- und Privat-Bibliothek Sr. Maj. des Kaisers. Wien, k. k. Hofburg.
Fellner, Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad.
Fidler, Carl von, k. k. Sectionschef im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, I., Singerstrasse 18.
Figdor, Dr. Albert, Grosshändler. Wien, I., Schottenbastei 1.
Figdor, Gustav. Wien, II., Praterstrasse 8.
Frueth, Dr. Wilhelm, k. k. Oberstabsarzt. Mauer.
Gauster, Dr. Moriz, Primararzt der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX., Lazarethgasse 14.
Geyer, Drd. Rudolf. Wien, I., Franz Josefs-Quai 39.
Gomperz, Dr. Theodor, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Johannesgasse 16.
Gröber, Carl, k. k. Hauptmann. Wien, IV., Goldegggasse 6.
Grohmann, Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités d. I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.
Grotrian, Hermann, Kammerrath in Braunschweig.
Gruber, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Neuer Markt 2.
Grün, Dion. R. von. Prag, Gürtlergasse.
Gunkl, Alfons, Hausbesitzer. Wien, IV., Mayerhofgasse 11.
Gussenbauer, Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
Hauer, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Director der geologischen Reichsanstalt. Wien, I., Canovagasse 7.
Heger, Franz, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II., Taborstrasse 75.
Heintz, Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.
Herrnfeld, Heinrich, Redacteur der „Presse". Wien, I., Sterngasse 9.
Herzog, Jakob, Schriftsteller. Wien, I., Lothringerstrasse 15.
Hinterstoisser, Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX., Währingerstrasse 18.
Hochstetter, Dr. Ferd. von, k. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, Döblinger Hauptstrasse 60.

Hoelder, Dr. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
Hoernes, Dr. Moriz, Archäologe. Wien, II., Aloisgasse 3.
Hoernes, Dr. Rudolf, k. k. Univ.-Professor, Graz.
Hoffmann, Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath, Director des allgem. Krankenhauses. Wien, IX., Alserstrasse 4.
Holl, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck.
Jelinek, Břetislav, Custos des städt. Museums. Smichow bei Prag, Hieronymusgasse 13.
Jettel, Dr. Emil, k. k. Hof- und Ministerial-Secretär. Wien, I., Landhausgasse 4.
Jocić, Luka, Verlagsbuchhändler in Neusatz.
Jurié, Dr. Gustav, Privat-Docent an der Universität. Wien, I., Tuchlauben 8.
Kaiser, Franz, k. k. Kanzlei-Official im Finanzministerium. Wien, IV., Favoritenstrasse 17.
Kaltenegger, Dr. Ferdinand, kaiserl. Rath. Brixen, Südtirol.
Kanitz, F. Wien, I., Eschenbachgasse 9.
Kaposi, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Alserstrasse 28.
Karabaček, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Seidelgasse 17.
Karner, P. Lambert, Pfarrer in Raggendorf, Niederösterreich.
Karrer, Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.
Keglevich, Stefan Graf von, k. k. Kämmerer. Kis-Tapolcsán.
Kinsky, Eugen Graf, Güterbesitzer. Wien, I., Kolowratring 12.
Klinkowström, Alfons von, k. k. Hofrath i. P. in Bozen.
Komers, August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
Königswarter, Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses, Grosshändler etc. Wien, I., Kärntnerring 4.
Košćal, Franjo, Gymnasialprofessor in Pošega, Slavonien.
Kraus, Franz. Wien, I., Strobelgasse 2.
Krauss, Dr. Friedrich. Wien, VII., Sigmundsgasse 13.
Kříž, Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
Krumhaar, Jos. Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, IX., Hörlgasse 8.
Kübeck, Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV., Wienstrasse 27.
Kubenik, Dr. Carl. Wien, IX., Währingerstrasse 16.
Kubinyi, Nicolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva. Árva Váralya, Ungarn.
Kundrat, Dr. H., k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Alserstrasse 30.
Kutschera, Hugo, Vice-Civil-Adlatus bei d. bosnischen Landesregierung in Serajevo.
Lanckoroński, Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX., Wasagasse 6.
Landwehr, Georg, k. k. Major im 12. Feld-Art.-Bat. in Esseg.
Langer, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX., Währingerstrasse 1.
Leidesdorf, Dr. Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
Lepkowsky, Dr. J., k. k. Univ.-Professor in Krakau.
Lorinser, Dr. Friedrich Wilhelm, k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV., Favoritenstrasse 30.
Löw, Philipp, Advocatursconcipient in Kreuz, Kroatien.
Luschan, Dr. Felix von, Privat-Docent an der Universität. Wien, I., Stoss im Himmel 3.
Luschka, Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII., Auerspergstrasse 17.
Marenzeller, Dr. Adolf Edler von, prakt. Arzt. Wien, I., Donnergasse 1.
Maška, Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.
Meyer, Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.
Meynert, Dr. Theodor, k. k. Regierungsrath, Univ.-Professor. Wien, IX., Pelikangasse 12.
Michel, Anton, fürstl. Kinsky'scher Zuckerfabriks-Verwalter in Zlonic bei Neustadt a. d. Mettau.
Miličević, Franjo, in Mostar.
Mittler, Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstrasse 16.
Morawitz, Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I., Elisabethstrasse 3.
Moser, Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest via Cecilia 8.
Much, Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV., Favoritenstrasse, Hôtel Victoria.
Much, Dr. Matthäus. Wien, VIII., Josefsgasse 6.
Much, Rudolf, stud. arch. Wien, VIII., Josefsgasse 6.
Müller, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Marxergasse 24.
Müller, Dr. David Heinrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Beatrixgasse 16.
Müller, Hugo, Privatier. Wien, I., Grünangergasse 1.
Müllner, Alphons, k. k. Professor in Linz.
Neudörfer, Dr. Ignaz, k. k. Stabsarzt. Wien, IX., Wasagasse 2.
Neumann, Dr. Wilhelm O. S. B., k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Schönlaterngasse 5.
Niedermaier, Dr., praktischer Arzt in Hallein.
Nitzelberger, Alfred O. S. B., k. k. Professor. Wien, I., Freiung 6.
Obersteiner, Dr. Heinrich jun., k. k. Univ.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döbling, Hirschengasse 71.
Oikonomides, Philippos, Dr., Professor aus Athen. Wien, I., Schulerstrasse 22.
Osborne, Wilhelm, Gutsbesitzer. Dresden, Pillnitzerstr. 32.
Oser, Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitals. Wien, I., Neuthorgasse 20.
Papi-Balogh, Peter von, Mezöhegyes, Ungarn.
Peez, Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I., Opernring 3.
Penížek, Josef, Schriftsteller. Wien, VII., Burggasse 26.
Penka, Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Theresiengasse 70.
Petrino, Otto Freiherr von, in Okna bei Czernowitz.
Pfeiffer, Rudolf, k. k. Bergcommissär in Brünn.
Pfungen, Dr. R. Freiherr von. Wien, IX., Alserstrasse 4.
Pietrowsky, Dr., k. k. Professor. Krakau, Weichselgasse 175.
Pissling, Dr. Wilhelm, k. k. Statthaltereirath in Prag.
Plohl-Herdvigov, Rikardo Ferdinando. Warasdin, Kroatien.
Polak, Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I., Teinfaltstrasse 6.
Politzer, Dr. Adam, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Gonzagagasse 19.
Politzer, Dr. Leopold Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Tuchlauben 7.
Pošepný, Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.

Pudil, Jan, fürstl. Lobkowitzischer Bauverwalter in Bilin, Böhmen.

Rabatz, Dr. Filipp, k. k. Hof-Zahnarzt. Wien, I., Goldschmiedgasse 1.

Rabl, Dr., Prosector der anatomischen Lehrkanzel an der Universität. Wien, IX., Währingerstrasse 11.

Radimský, Wenzel, Bergdirector in Wies, Steiermark.

Ransonnet, Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, I., Singerstrasse 30.

Reinisch, Dr. Leo, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Strohgasse 2.

Riese-Stallburg, Werner Freiherr von, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer etc. Vojkau, Böhmen.

Rigler, Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III., Seidelgasse 4.

Rokitansky, Dr. Hans Freiherr von. Wien, IV., Hauptstrasse 51.

Rollet, Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I., Opernring 7.

Romer, Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.

Rosenberg, Leopold. Wien, I., Kärntnerring 12.

Rücker, Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I., Canovagasse 7.

Salzer, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III., Marxergasse 4.

Sarg, Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Wien, IV., Schwindgasse 7.

Scheyer, Moriz, Forstmeister in Ratschach.

Schieder, Dr. Eduard, Badearzt in Arco, Südtirol.

Schmarda, Dr. Ludwig, k. k. Univ.-Professor. Wien, II., Grosse Pfarrgasse 25.

Schmidl, K. Hietzing, Alleegasse 25.

Schmidt, Josef, Pfarrer in Winklarn bei Amstetten.

Schneller, Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath. Wien, I., Färbergasse 10.

Schott, Dr., k. k. Professor in Innsbruck.

Schröer, Dr. Carl Jul., k. k. Professor an der technischen Hochschule. Wien, III., Salesianergasse 5.

Schroff, Dr. Carl Ritter von, k. k. Hofrath, Univ.-Prof. Graz.

Schwegel, Josef Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, IX., Thurmgasse 3.

Sederl, J. Wien, III., Reisnerstrasse 51.

Simony, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Salesianergasse 19.

Späth, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor, Sanitätsrath. Wien, I., Schottenbastei 3.

Specht, Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I., Franz-Josefs-Quai 37.

Spöttl, Ignaz, Historienmaler. Wien, VII., Westbahnstrasse 6.

Srpska-Zora, Akadem. Studenten-Verein. Wien, VIII., Schlösselgasse 15.

Stache, Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III., Strohgasse 21.

Standhardtner, Dr. Josef, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX., Alserstrasse 4.

Strassern, Hugo von, Fabriksbesitzer in Rusin bei Prag.

Stricker, Dr., Salomon, k.k. Univ.-Professor. Wien, I., Höfergasse 1.

Strobel, Dr. Pelegrino, Professor in Parma.

Strohmayer, Dr. August. Wien, VII., Burggasse 2.

Suchomel, Dr., Landesadvocat in Matzen.

Suess, Dr. Eduard, k. k. Univ.-Professor. Wien, II., Novaragasse 49.

Svetlin, Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt. Wien, III., Erdbergerstrasse 7.

Széchenyi, Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.

Szombathy, Josef, Assistent am naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII., Bernardgasse 3.

Tandler, Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III., Ungargasse 27.

Tappeiner, Dr., praktischer Arzt in Meran.

Teglás, Gabriel. Déva, Siebenbürgen.

Teplonchoff, A. E., Forstmeister in Ilynsk, Russland.

Theer, Peter von, k. k. Oberst, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III., Rennweg 6.

Tomovitz, Dr. Johann, k. k. Oberstabsarzt. Wien, III., Schulgasse 12.

Tordinac, Nikola, Capellan in Ivankovo, Slavonien.

Undset, Dr. Ingvald, Conservator am archäologischen Museum in Christiania.

Universitäts-Bibliothek, königl. in Göttingen.

Valjavec, Matthia, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.

Voss, Richard, Schriftsteller. Berlin, Französische Strasse 8.

Vukasović, Vid Vuletič, Professor in Curzola, Dalmatien.

Wahrmann, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Wollzeile 29.

Wahrmund, Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Orientalischen Akademie. Wien, I., Himmelpfortgasse 20.

Wang, Nikolaus, k. k. Oberlieutenant i. d. Reserve. Wien, I., Maximilianstrasse 8.

Wankel, Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.

Wedl, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Wasagasse 27.

Weinberger, Isidor, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahn. Wien, III., Oetzeltgasse 4.

Weiss, Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Sporgasse 25.

Wieser, Dr. Franz, k. k. Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.

Wieselthier, Dr. Bernhard. Wien, I., Graben 27/28.

Wilckens, Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 57.

Wilczek, Hans Graf, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, I., Herrengasse 5.

Windischgrätz, Ernst Fürst zu, k. k. Oberst a. D., Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III., Strohgasse 11.

Winternitz, Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I., Helferstorferstrasse 9.

Witlacil, Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII., Piaristengasse 17.

Wittmann, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I., Weihburggasse 32.

Woldřich, Dr. Joh. Nep., k. k. Gymnasial-Professor. Wien, III., Schützengasse 23.

Wurmbrand, Gräfin Gabriele. Wien, IV., Wohllebengasse 3.

Wurmbrand, Graf Gundaker, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, IV., Wohllebengasse 3.

Wurmbrand, Graf Heinrich. Graz, Schumanngasse 14.

Zichy von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer etc. etc. Wien, I., Weihburggasse 32.

Zitný, Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.

Zuckerkandl, Dr. Emil, k. k. Univ.-Professor in Graz.

Zwiklitz, Felix, öffentlicher Gesellschafter der Firma Lindheim & Co. Wien, I., Giselastrasse 9.

Verzeichniss

derjenigen Institute, Gesellschaften etc., mit denen die Anthropologische Gesellschaft in Schriftentausch steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
Basel: Evangelische Missionsgesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Anthropologische Gesellschaft.
— : Gesellschaft für Erdkunde.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: American Academy of Arts and Sciences.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Chicago: American Antiquarian Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. d. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Genf: Société de Géographie.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
— : Verein für Erdkunde.
Helsingfors: Finnische Akademie der Wissenschaften.
Jena: Geographische Gesellschaft.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Kärntnerischer Geschichtsverein.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongl. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Société Royale des Antiquaires du Nord.
— : Nordiske Oldskrift-Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Leeuwarden: Prov. Fries. Genootschap.
Leyden: Maatschappij der nederlandsche Letterkunde.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
Lissabon: Société de Geographie.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
Lyon: Musée d'histoire naturelle.
— : Société d'Anthropologie.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— : Società italiana di scienze naturali.
Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.
Modena: Società dei Naturalisti.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie etc.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Oldenburg: Landesverein für Alterthumskunde.
Paris: Revue internationale des sciences biologiques.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Société d'Anthropologie.
— : Société de Geographie.
Parma: Bulletino di Paletnologia italiana.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a místopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
St. Louis: Academy of science.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Geographische Gesellschaft.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft.
Toronto: Canadian Institute.
Toulouse: Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
— : United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Naturwissenschaftlicher Verein an der technischen Hochschule.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Würzburg: Physikalisch-medicinische Gesellschaft.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Ausschusssitzung am 8. Jänner 1884.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Als wirkliche Mitglieder der Gesellschaft werden aufgenommen die Herren:

Ferdinand Brun, Ingenieur in Kottes, Niederösterreich,

Dr. Johann B. Dworschak, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark,

Drd. Rudolf Geyer in Wien,

Graf Carl Lackoroński, k. k. Kämmerer in Wien,

Dr. David Heinrich Müller, k. k. Universitäts-Professor in Wien,

Dr. Bernhard Wieselthier, Zahnarzt in Wien,

Dr. Emil Hugo Wittmann, Schriftsteller und Redacteur in Wien.

Es liegen Anträge zum Schriftentausch vor vom „Kärntnerischen Geschichts-Verein in Klagenfurt“ und von der „Anthropological Society of Washington“. Beide Anträge werden nach kurzer Debatte angenommen.

Nach Erledigung einer Reihe von administrativen Vorlagen bringt der Vorsitzende, Herr Baron Andrian, einen Antrag zur Einsetzung einer ethnographischen Commission ein. Er bemerkt, dass unsere Gesellschaft in der letzten Zeit ihren Wirkungskreis nach mehreren Richtungen hin ausgedehnt hat, dass wir aber für die Ethnologie bisher am wenigsten gethan haben und in dieser Richtung Vieles nachholen müssen. Es ist besonders unsere Aufgabe, neben der allgemeinen Ethnologie das Studium der Ethnographie Oesterreich-Ungarns und der Ethnographie der Balkanländer auf's Kräftigste anzuregen und zu unterstützen. Es ist kein Zweifel, dass sich für diese Arbeiten viele Kräfte finden werden, wenn wir nur die Initiative dazu ergreifen. Es liesse sich dies am besten durch eine eigene Commission erreichen, welche die Aufgabe hätte, ethnographische Forschungen anzuregen, diesbezügliche Arbeiten zur Veröffentlichung zu bringen, Instructionen auszuarbeiten u. s. w. Diese Commission würde im Augenblick bereits einige dringende und wichtige Aufgaben auszuarbeiten haben und die von dem Antragsteller mit den Herren Prof. Friedr. Müller, Custos Franz Heger und Dr. Friedr. S. Krauss gepflogenen Unterredungen haben eine grosse Geneigtheit der Fachkreise für die Mitwirkung an den Arbeiten dieser Commission erkennen lassen.

Diesen Auseinandersetzungen bringen sämmtliche Ausschussmitglieder ihre einmüthige Zustimmung entgegen. Nach längerer Debatte, an welcher sich die Herren Hofrath von Hochstetter, Graf Wurmbrand, Hofrath Langer, Baron Andrian, Professor Karabaček, F. Kanitz, J. Szombathy und Custos F. Heger betheiligen, wird die Einsetzung einer ethnologischen Commission im Principe beschlossen, und der Vicepräsident Herr Professor Dr. Friedrich Müller mit der Ausführung der zur Constituirung dieser Commission nothwendigen Schritte betraut.

J. Szombathy.

Monatsversammlung am 8. Jänner 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

1. Herr Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck übersendet in einem Schreiben an den Präsidenten folgenden

Vorläufigen Bericht über die im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft ausgeführten Ausgrabungen in Hötting bei Innsbruck.

. . . . Nachdem ich die Ausgrabungen auf dem Urnenfriedhofe bei Hötting, zu welchen mir die Anthropologische Gesellschaft die nöthigen Geldmittel zur Verfügung stellte, definitiv abgeschlossen habe, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen über die Hauptergebnisse derselben kurz Bericht zu erstatten.

Es wurden im Ganzen 30 Urnengräber aufgedeckt. Die Mehrzahl der Urnen war allerdings leider zerdrückt, doch konnten 9 Stück, wenn auch mehr oder weniger beschädigt, als Ganzes ausgehoben werden. Ausserdem werden noch einige aus den sorgfältig gesammelten Scherben wahrscheinlich restaurirt werden können.

Die Urnen standen in einem gelben Schwemmsand, waren meistens seitlich von Steinkoppen umstellt und fast durchaus mit einer Deckplatte aus Stein versehen. Im Innern bargen dieselben Knochenbrand, dann durchschnittlich zwei Beigefässe (ein schalen- und ein krugförmiges) und gewöhnlich auch verschiedene Bronzebeigaben. Nur in seltenen Fällen standen Beigefässe ausserhalb um den Hals der Urne, und dann waren sie meist zertrümmert. Im Ganzen sind über 30 Beigefässe wohlerhalten, und zwar zeigen dieselben grosse Mannigfaltigkeit in Gestalt und Ornamentik. Einfaches Strich- oder Linien-Ornament herrscht vor.

Die Bronzegeräthe sind meistens schlecht erhalten; da sie mit dem Cadaver dem Brande ausgesetzt waren, sind sie häufig bis zur Unkenntlichkeit zerschmolzen. Doch sind mehrere Messer mit geschweifter Klinge, Flügelmesser, Armringe und einzelne Nadeln gut conservirt. Auch die Bronze-Artefacte zeigen manchmal zierliches Linien-Ornament. Leider fanden sich keine Fibeln, oder doch nur ganz vereinzelnte kleine Spuren, die nicht ausreichen, den Typus zu bestimmen. Von Eisen war trotz der sorgsamsten und aufmerksamsten Beobachtung keine Spur zu entdecken, und es ist auch wenig Aussicht vorhanden, dass noch nachträglich bei der Schlemmung des Knochenbrandes solche zum Vorschein kommen werden.

Von Edelmetall fanden sich nur drei kleine Fragmente einer feinen Spirale aus Golddraht. Abgesehen von den mitunter ganz interessanten Fundmodalitäten, liegt nach dem Gesagten der Hauptwerth der Fundobjecte in den keramischen Gegenständen. Nach sorgfältiger Reinigung und Restaurirung wird sich eine ganz stattliche und sehenswerthe Collection herausstellen.

Ich behalte mir vor, über den ganzen Fund einen ausführlichen, mit Illustrationen versehenen Bericht für

die Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft auszuarbeiten und bitte, mir zu diesem Zwecke die Fundgegenstände noch einige Zeit hier zu lassen. Ich habe dieselben in einem abgeschlossenen Raume des hiesigen Museums aufgestellt, wo ich dieselben mit den schon früher auf diesem Gräberfelde gefundenen und im Besitze des Museums befindlichen Objecte vergleichen kann. Denn ich möchte in meinem Berichte das Urnenfeld als Ganzes zu charakterisiren versuchen, unter Berücksichtigung der Ergebnisse aller Grabungen.

Leider wird es mir kaum möglich sein, schon in der nächsten Zeit diesen Bericht auszuarbeiten, da ich vorher einigen anderen Verpflichtungen, die während der unerwartet lange dauernden Grabungsarbeiten vernachlässigt wurden, nachkommen muss. Doch werde ich die Sache gewiss nach Möglichkeit zu beschleunigen suchen.

Nach Abschluss meines Berichtes werde ich sämmtliche Objecte sorgfältig verpackt an das k. k. Hofmuseum absenden.

Schliesslich erwähne ich noch, dass ich bei den Grabungsarbeiten von Herrn Professor Joh. Schuler, k. k. Bezirks-Schulinspector, der auch früher schon an dieser Stelle gegraben hat, in der dankenswerthesten Weise unterstützt worden bin.

2. Herr Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck übersendet folgende Mittheilung:

Der Burgwall auf dem Kürnberge.

Auf dem Kürnberge, einer waldigen Höhe im Westen von Linz, machte ich während der letzten Osterfeier zufällig eine Beobachtung, welche mir interessant genug erscheint, um an dieser Stelle kurz besprochen zu werden.

Man hatte mir in Linz mitgetheilt, dass auf dem Kürnberge die Reste der Stammburg des Minnesängers Kürnberger — Fr. Pfeiffer vermuthet in ihm bekanntlich den Dichter des Nibelungenliedes — sich befinden. Da ich auf einem Spaziergange ohnedies in der Nähe war, beschloss ich, die historisch denkwürdige Stätte aufzusuchen. Auf der Höhe des Kürnberges angekommen, sah ich mich vergebens nach den Schlossruinen um. Dagegen erregte meine Aufmerksamkeit eine wallartige, zum Theil mit Fichten bewachsene Bodenerhöhung, die sich auf grössere Entfernung durch den Wald zu erstrecken schien. Bei näherer Zusicht stellte es sich heraus, dass die ganze Kuppe des Kürnberges von einem aus übereinander geschichteten rohen Blöcken bestehenden Steinwalle umzogen ist. Derselbe bildet ein unregelmässiges Polygon mit einem Umfange von ca. 1200 Schritte. Der Längendurchmesser beträgt 450, der Querdurchmesser 250 Schritt. Die Höhe des Walles ist nicht constant, da häufig Blöcke abgestürzt sind; sie schwankt zwischen ca. 2 und 6 M. Den Terrainverhältnissen entsprechend ist die Dammhöhe nach Aussen zu meist bedeutender, als nach Innen. An drei Stellen (bei a, d und h in der Planskizze, Fig. 1) ist der Wall von Thor-Einschnitten unterbrochen, durch welche noch jetzt Fusswege führen. Auf der Nordseite (zwischen e und g) zieht sich parallel mit dem Hauptwalle in einem Abstande von ca. 20 Schritten ein äusserer Vorwall hin, mit einer Längenerstreckung von ca. 140 Schritt. Rechts vom südlichen Thore (bei m) ist der Wall merklich verbreitert; vielleicht befand sich hier eine Art von Warte. An dem südlichsten Punkte (bei b) ist von Forstleuten einmal bis 1·5 M. Tiefe nachgegraben worden, wobei Topfscherben zum Vorschein kamen. Nach einigen mir vorliegenden Proben waren die Gefässe roh aus freier Hand gearbeitet und ungleichmässig gebrannt. Der Thon ist ungeschlemmt und reichlich mit Sandkörnern gemengt. Einzelne Scherben zeigen eine geglättete, mit Graphit geschwärzte Oberfläche.

Es dürfte nach Allem keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit einem urgeschichtlichen

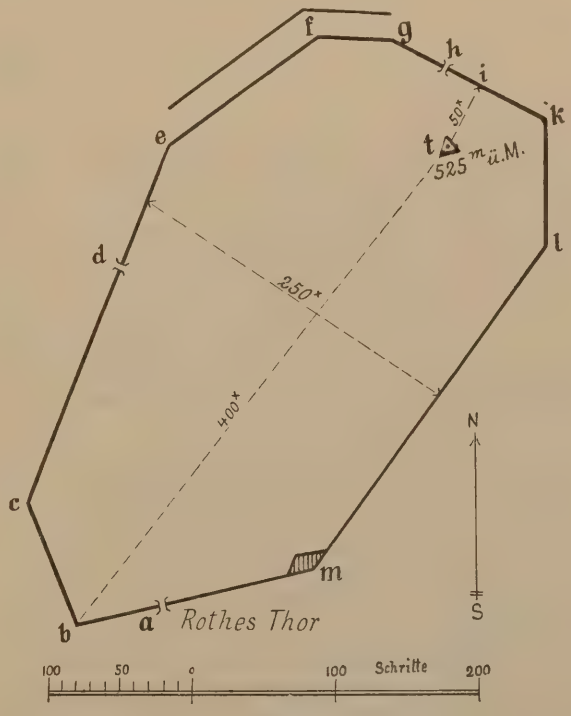


Fig. 1.

Befestigungsbau, einem Burgwalle, zu thun haben. Im Volksmunde heisst der Platz schlechthin „Die Burg“. Für die südliche Wallöffnung hat sich der Name „Das rothe Thor“ erhalten.

Gewiss wäre es sehr wünschenswerth, dass der Kürnberger Burgwall einer eingehenden fachmännischen Durchsuchung unterzogen würde. Zweck dieser Zeilen ist es, die Aufmerksamkeit competenter Kreise auf dieses interessannte Object hinzulenken. Ich selbst musste mich leider wegen Zeitmangels mit einer flüchtigen Untersuchung begnügen; einige Detailnotizen, sowie die beifolgende Planskizze verdanke ich der Liebenswürdigkeit der Herren Prof. J. Heller und K. Kirchleitner in Linz, welche die Güte hatten, den Platz auf meinen Wunsch in Augenschein zu nehmen.

3. Herr **Dr. M. E. Weiser,** k. k. Bezirksarzt in Lesina, berichtet über

Tumuli und prähistorische Funde auf der Insel Lesina.

Auf der Insel Lesina [1]), von den Griechen ursprünglich Πίτυεια, später Πάρος, Φάρος, Φαρία, Φάρα, von den Römern Pharia, von den Slaven Lisna, Lesna, Liesna, Liesena (die Waldige), von den Venetianern angeblich wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit einer Schuster-Ahle (= lesina) so genannt, finden sich zahlreiche Grabdenkmäler, welche zweifellos bis in die zweite Hälfte der Bronzezeit zurückreichen. Viele derselben sind in der nächsten Nähe der Stadt Lesina selbst anzutreffen und dem Auge des Beschauers schon von einiger Entfernung als Tumuli von beiläufig 10 Fuss Höhe und einem Umfang von zuweilen 100 Fuss kenntlich, deren Kuppen in der Regel mit besonders mächtigen Steinmassen abschliessen. Das Materiale der Tumuli selbst besteht ganz aus Steinen. Dem Standorte nach sind die Tumuli Lesina's ausnahmslos Höhentumuli, d. h. auf der Spitze irgend einer natürlichen Bodenerhebung errichtet.

Wie diesbezügliche Forschungen ergeben haben, enthalten diese Tumuli Gräber, welche jedoch nie rein centrisch gelegen, sondern mehr an den östlichen Theil der Peripherie des Tumulis herausgerückt sind.

Anfangs der 60er Jahre wurden einige dieser prähistorischen Denkmäler über Initiative des wissenschaftlich viel verdienten, derzeitigen k. k. Telegraphenamtsleiters Herrn Gregor Bucich und des Herrn Peter Boglić, Apotheker d. Z. in Knin (Dalmatien), eröffnet und genauer durchforscht.

Die aufgefundenen Gräber waren von äusserst massiven Steinplatten gebildet, welche bei einer unregelmässigen, nicht viereckigen Form eine Länge von 3—4 Fuss, eine Breite von 2 Fuss und eine Dicke besassen, welche beiläufig der Breite gleichkam.

Die Mächtigkeit der Deckplatten und einiger, stets auf die Kante gestellten Seitenplatten war eine ganz ausserordentliche.

„Als Deckel", berichtete hierüber seinerzeit Herr Gregor Bucich, „diente immer nur eine einzige, dann aber stets äusserst massige und rohe (nicht bearbeitete) Platte. Einmal fand sich eine solche von derartiger Mächtigkeit, dass trotz der zahlreichen, hiebei verwendeten Arbeiter es absolut unmöglich war, sie durch die Kraft menschlicher Arme auch nur etwas zu heben und der Versuch gemacht werden musste, sie durch Darauffallenlassen von Felsblöcken zum Bruche zu bringen."

Da diese riesigen Platten nachweisbar nicht dem Fundorte selbst oder seiner nächsten Nähe entstammten, so ist die Annahme gerechtfertigt, dass ganz ausserordentliche Anstrengungen nothwendig gewesen waren, um dieselben seinerzeit ohne Beihilfe von Maschinen an Ort und Stelle zu schaffen. —

Die Gräber waren ganz ohne Anwendung von Kalk und über dem Niveau des gewachsenen Bodens hergestellt.

In einem derselben fand sich ziemlich wohlerhalten ein Theil eines menschlichen Craniums und Kohlenreste; in einem andern etliche Kohlen und kleine Gefässe aus gebranntem Thon; wieder andere enthielten Knochenüberreste bunt durcheinander gemischt, welche — wie berichtet wird — theils erwachsenen, theils kindlichen Individuen angehört zu haben scheinen.

An sonstigen Fundgegenständen wurde gesammelt: ein Bronze-Spindel (Haarnadel), eine halbkreisförmige Fibula, ein Ring, eine Angel, einige der für jene Periode so charakteristischen Spiralen — sämmtlich aus demselben Metalle hergestellt — und Bernsteinstückchen.

Die Gefässe, die Bronzegegenstände und die damals gefundenen Bernsteinstückchen wurden ursprünglich von dem Vater des hiesigen Communal-Secretärs Giuseppe Macchiedo, Herrn Giolamo Macchiedo in Verwahrung genommen und bilden einen Theil der reichen Sammlung von Büchern und Musealgegenständen des Ersteren; die Schädelknochen und ein Schenkelknochen wurden neuerlich beerdigt. Sämmtliche oben angeführten Gegenstände wurden auch von dem zu früh dahingeschiedenen Hofrath Prof. Dr. R. v. Unger seinerzeit (1864) untersucht und als der Bronzezeit angehörig erklärt.

Hin und wieder war ein Grab leer; trotzdem aber hatte es nicht den Anschein, als sei dasselbe schon früher einmal geöffnet worden, da man in solchen Fällen gleichwohl keine Spuren einer etwaigen Arbeit an dem Tumulus beobachten konnte und auch die Steinplatten der Gräber selbst die Annahme ausschliessen liessen, als seien sie schon einmal aus ihrer Lage gebracht gewesen; im Grabesraum fehlte dann aber nicht jene modrige Erde, welche sich als Product des Einflusses der Zeit und der Feuchtigkeit auf die s. Z. beigesetzten animalischen Stoffe darstellte. Besonders hervorgehoben muss werden, dass sich in keinem dieser Gräber Gegenstände aus Eisen auffinden liessen.

Vor vielen Jahren verlegten sich einige Landleute auf eigene Faust auf die Tumulus-Forschung in der Anhoffung, mit den muthmasslich in denselben verborgenen Schätzen sich zu bereichern. Bei dieser Gelegenheit gruben sie ein grosses, irdenes Gefäss und einen Hammer aus Bronze aus — die einzige Frucht ihrer langen und mühsamen Arbeit! — In einer, der von ihnen blossgelegten Grabesstätten fanden sich Kohlen so massenhaft angehäuft, dass dem Gedanken Raum gegeben wurde, es sei ebendort der Leichnam selbst verbrannt worden.

Die Grabeshöhle war nicht immer so lang, um den Körper eines Menschen in ausgestrecktem Zustande aufnehmen zu können. Da nun u. A. auch Knochen in ihnen vorgefunden wurden, welche nicht die geringsten Anzeichen boten, dass sie je dem Feuer ausgesetzt gewesen wären, so folgt daraus einerseits mit Gewissheit, dass nicht alle Leichen verbrannt wurden, sowie anderseits angenommen werden muss, dass in einzelnen Fällen die Leichname in gebeugtem, geknicktem oder sozusagen in zusammengelegtem Zustande beigesetzt worden sein mochten.

Diese letztere Muthmassung gewinnt umsomehr an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, als aus vor-

[1]) Studii storici sull'isola di Lesina di Giacomo Boglic, Professore nell' i. r. Gymnasio di Zara.

genommenen Messungen eines Schädels und eines Schenkelknochens geschlossen werden dürfte, dass die Menschen, denen einstens die genannten Skelettheile angehörten, von hoher Statur und mächtigen Körperdimensionen gewesen sein mussten.

Von den gewöhnlichen Steinhaufen oder Steinhügeln, wie sie von den Landleuten bei Herrichtung ihrer Weinberge und Felder aufgeführt zu werden pflegen und welche mit den in Rede stehenden, urgeschichtlichen Grabdenkmälern einige Aehnlichkeit besitzen, lassen sich die eben erwähnten Tumuli gleichwohl mit Leichtigkeit und aller Bestimmtheit unterscheiden u. zw. durch die im Allgemeinen pyramidenförmige Gestalt des Tumuli, durch die Farbe und Grösse der ihre äussere Umfassung bildenden Steine, sowie namentlich auch durch ihr Vorkommen auf felsigem, nicht cultivirtem Boden und ihre Lage auf natürlichen Höhenpunkten.

Die vor circa 20 Jahren über Initiative des Herrn Gregor Bucich eröffneten Tumuli waren der Anzahl nach im Ganzen 6 und lagen alle östlich, beziehungsweise südöstlich von der Stadt Lesina, zwischen derselben und dem Orte Grabje, in einer Entfernung von 2—6 Km. von der Hauptstadt der Insel.

Der erste derselben fand sich in nächster Nähe der Stadt auf der „Spille“ genannter Oertlichkeit; er lieferte als Fundgegenstände Menschenknochen (von dem vaterländischen Naturforscher Botteri an Ort und Stelle als solche bezeichnet, welche mehreren jugendlichen Individuen angehörten), Holzkohlen, ein Spiralstück aus Bronze, eine Art Gürtelschnalle aus Bronze und eines jener spindel- oder kopfnadelartigen, 14 Cm. langen Bronzestäbchen (Haarnadeln), welches mit jenen gelegentlich des Baues der Hochquellen-Wasserleitung bei Leobersdorf aufgefundenen, dem Ende der Bronzeperiode angehörigen, in den Mittheilungen der geologischen Reichsanstalt in Wien im Jahre 1877, Band IX, Seite 392 beschriebenen und auf Tafel XVII abgebildeten Gegenständen gleicher Gattung auffallende Aehnlichkeit hat.

Der zweite Tumulus lag auf der „Plašica“ genannten Anhöhe und enthielt in seinem Grabe ausser menschlichen Knochenüberbleibseln einen Ring aus Bronze.

Der dritte und vierte lag oberhalb der „Milnà“ genannten Bucht auf einem Hügel, welcher nach seiner entfernten Aehnlichkeit mit einem Glockenthurme (ital. campanile) im slavischen Volksmunde den Namen „Campanjel“ führt. Die Ausbeute aus ihm bestand — ausser dem gewöhnlichen Funde an Menschenskelettheilen — in zwei Vasen aus terracotta, glatt, ohne irgend welche Verzierung.

Der fünfte und sechste Tumulus standen ziemlich nahe beisammen auf einer Anhöhe unweit des zur Gemeinde Lesina gehörigen Dorfes Grabeje, welche Oertlichkeit die etwas räthselhafte, etymologisch nicht weiter aufzuklärende Bezeichnung „Motokito“ trägt. Es fanden sich in ihnen Kohlen- und Knochenreste, darunter ein von obgenanntem Botteri in Verwahrung genommenes Cranium.

Ausserdem wurde mir von Herrn Giuseppe Macchiedo noch eine mit Patina überzogene Angel aus Bronze gezeigt, welche gleichfalls einem Tumulus entstammen soll, ohne dass dies jedoch mit voller Bestimmtheit behauptet oder gar der Tumulus selbst genauer bezeichnet werden konnte. Die Angel, deren geradlinig verlaufender (Schaft-) Antheil eine Länge von 4 Cm. aufweist, unterscheidet sich in nichts von den auch heutzutage käuflichen Stahlangeln grösserer Gattung.

Die aus rohem gebrannten Thon hergestellten beiden Gefässe entsprechen im Allgemeinen der Form von (Suppen-)Schalen mit Henkeln und haben eine Höhe von 10—12 Cm. Eine dunkle, röthlich-missfärbige Stelle grösseren Umfangs am Grunde einer derselben (Opferschalen?) wurde seinerzeit von Herrn Prof. Schulze aus Graz (höchst wahrscheinlich nicht mit Unrecht) als der Ausdruck einer stattgefundenen Imbibition des Thones mit Blut angesprochen. Eine der beiden Schalen ist sehr wohlerhalten, während die andere von der Feuchtigkeit sichtlich gelitten hat und auf einer Stelle ihrer Seitenfläche durchbrochen ist. —

Von den ober der Bucht „Sokolica“ auf der nordöstlichen (der Insel Brazza zugekehrten) Seite gelegenen Tumulis — 12 an der Zahl — beabsichtige ich in nächster Zeit einen oder den anderen zu eröffnen. Wie mir Herr Gregor Bucich versicherte, existirt auf der kleinen, zwischen Lesina und Currola liegenden Insel Torcola eine Gruppe von Tumulis, welche mit Bezug auf Formation, Lage, kurz in allen äusseren Verhältnissen eine frappirende Uebereinstimmung mit den Tumulis von Sokolica aufweisen.

4. Herr Dr. **Carl Moser,** Prof. in Triest, übersendet

Notizen über Funde aus prähistorischer und römischer Zeit im Küstenlande und in Istrien[1]).

Ich stelle in Folgendem die Fundorte in alphabetischer Reihenfolge zusammen:

In Barbana in Istrien wurden eine Lanzenspitze aus Eisen und eine Pfeilspitze aus Feuerstein aufgefunden. Die Funde sind im Besitze des Advocaten Herrn Dr. Edlen von Scampicchio in Albona. In Barbana will Herr Dr. Dekleva ein cyklopisches Mauergrab entdeckt haben und mit eigenen Mitteln Nachgrabungen veranstalten. (Rittmeister Schram.)

Herr Domprobst Capellari aus Pisino erzählte mir, dass man in Carridico in Istrien viele Topfscherben, sowie ganze Urnen mit Leichenbrand gefüllt, gefunden habe. Desgleichen sollen Münzen und Urnen von Steinen umgeben gefunden worden sein bei Crasizza (Krašica) in Istrien.

Nach Mittheilungen des Herrn Schram aus Pola wurde bei Dignaro in einem Hügel ein Schaftkelt gefunden (im Besitze des Herrn Schram). — Ebenso soll ein bei Fianona gefundener Bronzehelm im Besitze des Herrn v. Scampicchio in Albona sein.

Flitsch. Nach gef. Mittheilungen des Hrn. Bezirksrichters Rossmann ebendaselbst wurden beim Nivelliren der Erderhöhung des Wiesgrundes Gomilza Menschen-

[1]) Obwohl die hier erwähnten Funde nicht durchaus neu sind, mag doch eine vollständige Mittheilung dieser uns durch Herrn Hofrath v. Hochstetter übermittelten Notizen gerechtfertigt erscheinen. Der Secretär.

knochen und ein Topf vorgefunden. Am Flitscher Felde gegen Rabelnek-Stersišče wurde ein Menschenskelet gefunden, mit einer Schnur aus beinernen und gefärbten gläsernen Kugeln am Halse. Desgleichen berichtet Herr Rossmann von wallartigen Erderhöhungen in der Nähe von Flitsch.

Grac oder Gradec bei Slivno nächst Nabresina stellt einen freien Hügel dar, der nahe unter dem Gipfel von einem Steinwalle umgeben ist. Topfscherben und eruptive Gesteinsstücke waren die einzige Ausbeute eines Ausfluges, den ich im Juli 1883 dahin unternahm. Nördlich von diesem Hügel führt die alte Römerstrasse (stara cesta im Volksmunde) vorüber. Der Hügel hat eine Abdachung nach O. und ist von einem doppelten Ringwall umgeben. Die Oberfläche des Hügels zeigt deutliche Tumuli, die in Gruppen zu vier, die Ecken eines Quadrates darstellend, angeordnet sind. Ich habe deren an 36 gezählt, die meisten davon haben die Form eines Kegels, wenige die Gräberform. Der Grund ist eine fruchtbare Wiese.

Gleichzeitig erhielt ich auch die Nachricht, dass man in Slivno nächst der Kirche Steingräber aufdeckte, die nur Zähne enthielten.

Grado-Aquileja. Auf eine mir durch Herrn Ragg aus Triest zugekommene Nachricht fuhr ich nach den beiden Orten und besichtigte die Localität, an welcher römische Steinurnen durch Fischer von Grado aus dem Schlamme gehoben wurden. Eine solche käuflich erworbene Urne übersandte ich an Herrn Hofrath von Hochstetter. Nach der Erzählung der Fischer sind an dieser Localität viele Urnen begraben.

Unmittelbar bei dem nur 7 m. hohen Erdhügel, auf der neuen Specialkarte mit „Mutaron“ bezeichnet, im Canal der Fiumetissa zwischen Aquileja und Grado in der Nähe des auf der Karte gezeichneten Hauses — also auf der Strecke zwischen dem „Mutaron“ und dem Fischerhause — ist die Fundstätte der Urnen. Bei Meeresfluth ist diese Grabstätte ganz unter Wasser (das Wasser steht vielleicht $^1/_3$ m. hoch), tritt jedoch die Ebbe ein, so verläuft sich das Wasser derart, dass die ganze Fläche, von Meeresschlamm und echten Salzpflanzen bedeckt, ein wenig über den Wasserspiegel des Canals hervorragt. Die Fischer benützen die Gezeiten des Meeres und die angelegten Canäle für den Fischfang. Zu dem Behufe müssen sie die Netze mit starken Pflöcken im Schlamme befestigen. Sie sinken hiebei in den Schlamm oft bis zu 1 m. Tiefe und darüber ein und fühlen mit den Füssen in der Tiefe die Steinurnen, die sie durch Ausgraben des Schlammes während der Ebbe heben können. — Nach den Erzählungen der Fischer sind in der ganzen Umgebung des Hügels „Mutaron“ Urnen gefunden worden, theils aus Thon, theils aus Stein. Das Plateau des Hügels dürfte vielleicht eine Ausdehnung von 15—20 □m. haben.

Nach alledem müsste somit eine Senkung des ganzen Terrains, auf dem die Urnen stehen, im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden haben, denn es lässt sich kaum annehmen, dass die Römer die Urnen in den Schlamm unter die Wasseroberfläche hinein versenkten. Möglich ist es jedoch, dass die Urnen in Folge ihrer eigenen Schwere in dem durchaus weichen und feinen Meeresschlamm im Laufe der Zeit tiefer versanken, als sie bei der Bestattung gestanden sind.

Gimino in Istrien. Nach gef. Mittheilungen des Herrn Domprobst Capellari in Pisino, wie nach genauen Angaben des Pfarrers Herrn Orlich aus Gimino wurden an der Strasse nach St. Peter im Walde, zwischen den Dörfern Paladniaki und Pifari, vier römische Glasurnen, in Steinurnen verwahrt, mit Leichenbrand gefüllt, vorgefunden. Thränenfläschchen und Oellampen waren die Beigaben. Eine dieser schönen Glasurnen befindet sich im Besitze des Herrn Domprobst Capellari in Pisino.

Karfreit. Im Besitze des Herrn Rossmann in Flitsch befinden sich Menschenknochen und Thongefässe, Bronzefibel, welche Gegenstände beim Aufarbeiten eines Grundstückes des Bauers Monfreda, vulgo Schriber, gefunden worden.

Kašcerga in Istrien. Laut Mittheilungen des Herrn Camus aus Triest wurden an genannter Localität Urnen mit Leichenbrand auf einem Ackerfelde gehoben.

Moschenizze in Istrien. Laut Mittheilungen des Herrn Schram aus Pola wurden daselbst Urnen und Bronzen gefunden; in einer Höhle im Valle di St. Marina will man Spuren von Höhlenbewohnern und merkwürdige Schriftzeichen an den Wänden entdeckt haben.

Mte. S. Daniele. Hier wurde ein kleiner Bronzelöffel in einer Höhle des genannten Berges gefunden; zur Zeit im Besitze des Herrn Schram.

Mte. Mordelle bei Parenzo. Herr de Franzeschi in Pisino übermittelte mir in zuvorkommender Weise die Zeichnung und Aquarelle eines an genannter Localität gefundenen prähistorischen Thonlöffels.

Ossero. Hier besitzt die Gemeinde eine ganze Sammlung von dort aufgedeckten Funden aus prähistorischen und römischen Gräbern, die Herr Domherr Bolmarcich mit Subvention des k. k. Unterrichts-Ministeriums aufdeckte.

Conte Gravisi in Capodistria besitzt einige dieser prähistorischen Objecte, nebst Funden von Portole in Istrien. Conte Gravisi besitzt überhaupt eine werthvolle Sammlung antiker Funde, sämmtliche aus Istrien.

Oberbreth. Herr Rossmann in Flitsch besitzt aus diesem Orte ein Bronzeschwert, welches bei Aufarbeitung des Wiesengrundes des Hauses Nr. 32, Grundeigenthümer Strukl, gefunden wurde.

Pinguente. Herr Schram in Pola besitzt von da einen Kelt aus Bronze.

Promonte. Der Pfarrer besitzt angeblich einen daselbst gefundenen Bernsteinring mit Figur.

S. Primus bei Grignano. An dieser Localität fand ich zu wiederholten Malen Topfscherben an den Steinwällen, die die Mauerreste einer ehemaligen Wallfahrtscapelle umgeben. Eine hier befindliche Grotte von besonderer Ausdehnung und Tiefe dürfte vielversprechende Resultate liefern.

Trenta bei Flitsch. Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Rossmann sind in der Alpe Trenta alte Bergbaue entdeckt worden u. zw. ein Stollen von $^1/_2$ m. Breite und 2 m. Höhe. In diesem Stollen sind alte Bergwerksgeräthe, wie Hauen etc. gefunden worden.

5. Vortrag von Prof. Dr. **M. Wilckens**:

Ueber den Einfluss der Lebensweise auf Formveränderungen des Gebisses und des Mittelfusses bei einigen Hausthieren.

Seit der mittelmiocänen Periode erkennen wir an dem Gebiss der Hufthiere eine Vergrösserung der Backenzähne sowohl im Quer- wie im Sagittaldurchmesser. W. Kowalevsky [1]) nimmt an, dass zu dieser Zeit eine grosse Aenderung der Nahrung stattgefunden habe, welche einen grossen Einfluss auf die weitere Entwicklung einiger Typen ausüben musste; zu seiner Ueberraschung erfuhr er von den beiden französischen Forschern auf dem Gebiete der Phytopaläontologie, dem Grafen Saporta und Herrn Marion, dass ihre Untersuchungen über die fossilen Pflanzen, ganz ohne Berücksichtigung der Thierwelt, sie zu ähnlichen Schlüssen führen, dass sie beide nämlich im oberen Eocän noch keine Pflanzen fanden, die ein Gedeihen grosser Graminivoren gestatteten und dass nur im Unter- und Mittelmiocän solche Pflanzenformen auftraten, die eine üppige Wiesenvegetation bedingen, welche zur Entwicklung von grasfressenden Thieren nothwendig ist.

Bei den pferdeartigen Hufthieren tritt die Vergrösserung der Backenzähne, von denen je im Ober- und Unterkiefer jederseits die ersten drei Prämolaren [2]) fast

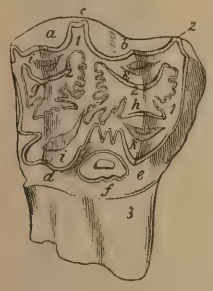


Fig. 2. n. Gr.

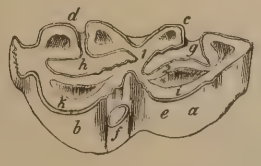


Fig. 3. n. Gr.

gleiche Form und Grösse haben mit den drei Molaren, am deutlichsten hervor bei den miocänen Hipparien; dieselben erlangen an der Krone eine nahezu quadratische Form und der Querdurchmesser wird noch vergrössert durch das Auftreten von accessorischen Säulen, welche an den Prämolaren und Molaren des Oberkiefers an der inneren (medialen) Seite, an den Milch-Prämolaren des Unterkiefers aber an der äusseren (lateralen) Seite — einen Mittelpfeiler darstellend — ihren Platz haben und gleichsam angewachsen erscheinen; diese accessorischen Säulen sind in der Fig. 2 (Oberkiefer — Molaris III) und Fig. 3 (Unterkiefer — Prämoralis Dec. III) mit *f* bezeichnet. Bei den Nachfolgern der Hipparien — bei der Gattung Equus — und zwar bei Equus fossilis im Pliocän und Diluvium, und Equus Caballus in der Gegenwart, sind die accessorischen Säulen vollständig verwachsen mit der zugehörigen Wand des Backenzahnes, und zwar derart, dass ihr Schmelzskelet, beziehungsweise die Schmelzfalte des vollständig entwickelten Backenzahnes mit der Schmelzfalte der Innenwand (an den Oberkieferzähnen), oder der Aussenwand (an den Unterkieferzähnen des Milchgebisses) verschmilzt, wie dies an dem zweiten und dritten Prämolarzahn des Oberkiefers eines modernen Pferdes bei *f* (Fig. 4) zu sehen ist. Die Schmelzfalten umgeben beim Hipparion die Marken *g* und *h* (Fig. 3) in Zickzacklinien, während sie beim modernen Pferde einfacher und gleichsam ausgedehnt erscheinen.

Doch das sind Verhältnisse, welche bereits mehrfach beschrieben und jedem Paläontologen bekannt sind. Wunderbarerweise haben diese bei der Vergleichung der paläontologischen Formen fast ausschliesslich nur den Backenzähnen ihre Aufmerksamkeit gewidmet, selbst dann, wenn ihnen Schneidezähne zur Verfügung standen.

Ich habe mich seit einigen Jahren mit der paläontologischen und embryologischen Entwicklung der Schneidezähne von pferdeartigen Thieren beschäftigt und bin in der Lage, einige Ergebnisse meiner Forschungen mittheilen zu können.

Wie die Backenzähne, so haben sich auch die Schneidezähne seit der mittelmiocänen Periode vergrössert. Diese Vergrösserung war leicht möglich von vorn nach hinten, d. h. in sagittaler Richtung, aber sie fand in

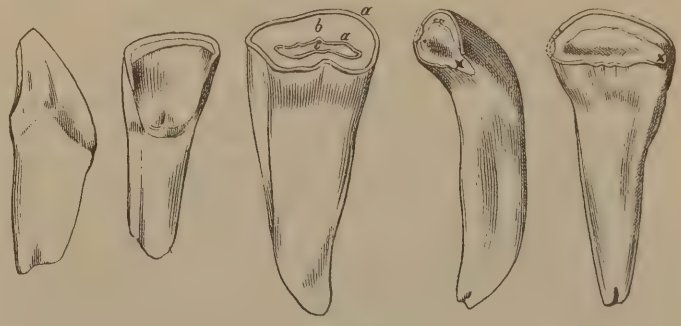


Fig. 4 und 5. n. Gr. Fig. 6—8. n. Gr.

querer Richtung ein Hinderniss an der engen Stellung der Schneidezähne in dem schmalen Körper des Zwischenkiefers und des Unterkiefers. Im Verlaufe der paläontologischen Entwicklung der pferdeartigen Thiere sind diese Kiefertheile in Folge der Verbreiterung der Schneidezähne wohl etwas breiter geworden, aber die Vergrösserung der letzteren geschah doch vorwiegend in sagittaler Richtung, und zwar in derselben Weise wie an den Backenzähnen, d. h. durch Faltenbildung. Wir finden noch bei den eocänen Paläotherien einfache Schneidezähne, wie Fig. 4 im Profil und Fig. 5 von hinten zeigt. Aehnlich ist auch der Schneidezahn des untermiocänen Anchitheriums. Aber an den Schneidezähnen des mittel- und obermiocänen Hipparions finden wir bereits die den modernen Pferden eigenthümliche Grube (Marke) auf der Kronenfläche des im Sagittaldurchmesser vergrösserten Zahnes (*c* in Fig. 6 von Hipparion mediterraneum von Pikermi). An einem anderen Zahne dieses Thieres (der in Fig. 7 im Profil, in Fig. 8 von hinten dargestellt ist) sehen wir, dass der hintere Schmelzrand den vorderen nicht erreicht; es bleibt bei *x* eine Lücke. Der Zahn ist an dieser Stelle ganz unversehrt, es ist nichts beschädigt oder ausgebrochen, sondern man erkennt deutlich, dass die Entwicklung des hinteren, die

[1]) Paläontographica. N. F. II. 3 (XXII) Seite 284.

[2]) Nach dem Vorgange von Hensel werden die Prämolaren von hinten nach vorne gezählt; der vierte (vorderste) Prämolarzahn ist bei den Hipparien unvollständig entwickelt.

Marke von rückwärts schliessenden Blattes nicht vollendet ist.

Ehe ich das Zustandekommen der Marke erörtere, will ich den Längsdurchschnitt eines noch nicht gebrauchten Schneidezahnes von einem modernen Pferde zeigen; es ist der erste Schneidezahn der rechten Hälfte des Unterkiefers von einem $2^1/_4$jährigen Pferde, der in Fig. 9 abgebildet ist. Das Vorderblatt *a* des Zahnes ist etwa $3^1/_2$ mm. länger als das Hinterblatt *b*; zwischen beiden befindet sich die mit Cement ausgekleidete Grube (Marke), welche an Schneidezähnen des Unterkiefers (vom Hinterblatte des Zahnes nach abwärts gemessen) durchschnittlich 15 mm. tief ist. Die Marken der Schneidezähne des Zwischenkiefers haben eine durchschnittliche Tiefe von 30 mm. Von dem Zahngewebe ist bezeichnet mit 1 das Zahnbein, mit 2 der Schmelz, mit 3 der Cement und 4 ist die Zahnhöhle. Wie aus der Zeichnung zu ersehen, schlägt sich der Schmelzüberzug des Vorderblattes *a* und des Hinterblattes *b* nach einwärts, umhüllt die ganze Marke und ist der Lichtung der Marke zunächst von einer dünnen Cementschicht bekleidet, welche auch den Schmelzüberzug der beiden Zahnblätter bedeckt, was aber in der Zeichnung nicht dargestellt ist. Die Zahnhöhle erstreckt sich zwischen Vorderblatt und Marke bis nahe an den Eingang der letzteren, während die Hinterwand der Marke aus solidem Zahnbein besteht. Die Marke ist leer an Zähnen, welche noch nicht zum Kauen verwendet sind; bei gebrauchten Zähnen aber ist sie mit vertorften Futterresten gefüllt, welche die Oeffnung derselben schwarz erscheinen lassen.

Fig. 9.
$^1/_2$ n. Gr.

Die Entwicklung der Marke ist in den Figg. 10 bis 13 dargestellt. Der Schneidezahn erscheint zuerst als einfache Schmelzfalte, welche gegen die Zahnfachhöhle hin offen ist. Die jüngste Form des Schmelzskeletes von einem bleibenden Schneidezahn — des zweiten linken aus dem Zwischenkiefer eines $1^1/_2$jährigen Pferdes —

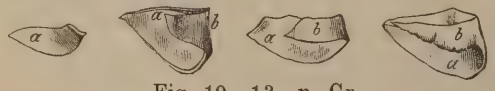


Fig. 10—13. n. Gr.

ist in Fig. 10 dargestellt; *a* bezeichnet hier die Hinterwand der einfachen Schmelzfalte, welche an ihrer schraffirten Seite bereits etwas gekrümmt ist. In Fig. 11 ist abgebildet der zweite Schneidezahn des linken Zwischenkiefers von einem 2jährigen Pferde, in Fig. 12 der dritte Schneidezahn des linken Zwischenkiefers eines $2^1/_2$jährigen Pferdes und in Fig. 13 (wegen der Uebereinstimmung mit den Formen der vorigen ist die obere Oeffnung der Schmelzfalte aufwärts statt abwärts gezeichnet) der zweite Schneidezahn aus dem rechten Unterkiefer eines 2jährigen Pferdes; *a* bezeichnet überall die Hinterwand der vorderen, *b* die der hinteren Schmelzfalte. Man sieht, dass sich die ursprünglich einfache Schmelzfalte am Medianrande seitwärts umbiegt und lateralwärts sich verlängert, bis sie den lateralen Rand der vordern Schmelzfalte erreicht hat, mit welchem sie verwächst; ist dies geschehen, dann ist die Marke gebildet, welche vorn von der ursprünglichen, hinten von der secundären (durch Umbiegung der ersteren entstandenen) Schmelzfalte begrenzt wird. Durch diese Verbreiterung mittelst secundärer Faltung der ursprünglich einfachen Schmelzfalte erlangt der Schneidezahn des Pferdes den Charakter eines Mahlzahnes und er wird in der That wie ein solcher verwendet.

Das Gebiss des Pferdes hat sich seit der eocänen Periode aus einem omnivoren zu einem graminivoren entwickelt. Als einziges Andenken an jene Periode erscheint beim modernen Pferde zuweilen noch der vierte Prämolarzahn im Oberkiefer, den Anchitherium stets, Hipparion in der Mehrzahl der Fälle besass. Diesen vierten Prämolarzahn — als Wolfszahn[1]) bekannt — sehen Sie hier an dem Oberkiefergebiss eines arabischen Pferdes (abgebildet in Fig. 14 *b*); er hat unverkennbar

Fig. 14. $^1/_2$ n. Gr.

Fig. 15. $^1/_2$ n. Gr.

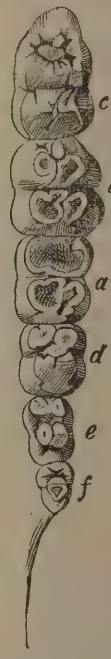


Fig. 16. $^3/_4$ n. Gr.

Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Prämolarzahn der Gattung Paläotherium.

Welchen Einfluss die Lebensweise auf die Form der Backenzähne ausübt, sehen wir am deutlichsten an zwei nahe verwandten Arten der Suidenfamilie, des europäischen Wildschweines (Sus Scrofa) und des südamerikanischen Pekari (Dicotyles Torquatus), deren gegenwärtige Lebensweise uns genau bekannt ist; das erstere ist Allesfresser, der letztere Pflanzenfresser. Von beiden Thieren sind die Backenzähne des linken Unterkiefers in Fig. 15 und 16 abgebildet. Besonders beachtenswerth ist die Form der Prämolaren, deren das Schwein vier (Fig. 15 *d*—*g*), der Pekari aber nur drei (Fig. 16 *d*—*f*) besitzt; doch ist der vierte (vorderste)

[1]) Prof. Nehring (Sitzungsbericht der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin v. 21. März 1882) hat unter 191 Schädeln von Equus caballus der zool. Sammlung der landw. Hochschule zu Berlin 78 Schädel mit Wolfszähnen gefunden.

Prämolarzahn g [1]) des Schweines bereits verkümmert und er wird nicht mehr gewechselt, sondern er bleibt als Milch-Prämolarzahn zeitlebens bestehen. Man erkennt sofort, dass die Prämolaren des Schweines den Charakter von Schneide- oder Reisszähnen haben, während die Form der Prämolaren des Pekari sich der der Molaren nähert; jene werden wie diese nur zum Mahlen verwendet.

In ähnlicher Weise ist die Form der Prämolaren bei den Wiederkäuern im Verlaufe der paläontologischen Entwicklung abgeändert worden. Den Verlauf dieser Entwicklung können wir uns vergegenwärtigen an den Prämolaren dreier Wiederkäuer, welche als Hausthiere verschiedene Culturstufen einnehmen: des Renthieres — des jüngsten wiederkäuenden Hausthieres — der Hausziege und des Hausschafes (Bergamasker), deren zweite Prämolarzähne vom rechten Unterkiefer in Fig. 17 bis 19 abgebildet sind. Der Prämolarzahn des Renthieres besteht noch aus zwei getrennten Schmelzfalten; die hintere (Fig. 17 c) grenzt einen selbstständigen, gleichsam accessorischen Pfeiler ab, während die Prämolaren der Ziege und des Schafes von einer einzigen, in sich zusammenhängenden Schmelzfalte gebildet sind. Aber die Schmelzfalte der Ziege (Fig. 18) ist viel einfacher als die des Schafes (Fig. 19); die des letzteren ist an

Fig. 17—19. n. Gr.

der Innenseite a und der Aussenseite b mehrfach ausgebuchtet, und sie zeigt die Tendenz, die Kaufläche des Zahnes zu vergrössern. Die beiden Schmelzschlingen an der Innenwand c und Aussenwand d am zweiten Prämolarzahn des Schafes sind eines der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale von dem Gebiss der Ziege, an dem diese Schmelzschlingen fehlen. Ohne hier die Frage entscheiden zu wollen: ob das Schaf oder die Ziege früher in den Hausstand des Menschen eingetreten ist, will ich nur die Thatsache feststellen: dass das Schaf weit mehr dem Einflusse der künstlichen Züchtung des Menschen unterworfen ist als die Ziege, und dass dieser Einfluss sich dahin geltend gemacht hat: das Schaf an ein mehr trockenes und rohfaserreiches Futter zu gewöhnen, als es die Ziege und selbst das Renthier aufnimmt. Weil das Schaf unter der Herrschaft des Menschen mehr trockenes und hartes Futter zu kauen hat als die beiden anderen Hausthiere, so hat sich auch sein Prämolargebiss durch Vergrösserung der Kaufläche der ihm aufgenöthigten Function angepasst.

Während das Gebiss durch den Einfluss der Lebensweise im Verlaufe der paläontologischen Entwicklung zusammengesetztere Formen angenommen hat, ist der Fuss durch den gleichen Einfluss vereinfacht worden. Diesen Vorgang erkennen wir am deutlichsten an der Form der Mittelfussknochen (Metacarpus und Metatarsus). Beim Pferde hat sich der dritte oder mittlere Mittelfussknochen auf Kosten der seitlichen derart vergrössert, dass er ganz allein die Stütze des Gliedes bildet, was schon bereits bei Hipparion der Fall war. Nachdem die ersten und fünften Zehen mit ihren Mittelfussknochen an jedem Fusse schon bei den pferdeartigen Thieren der eocänen Periode sich verloren hatten, sind am Fusse des gegenwärtigen Pferdes auch die zweiten und vierten Zehen verschwunden, deren Mittelfussknochen aber noch als Knochensplitter geblieben; sie sind als sogenannte „Griffelbeine“ an jedem Mittelfusse mit dem dritten Mittelfussknochen (dem „Röhrenbeine“) verwachsen.

Bei unseren gegenwärtig lebenden Wiederkäuern stützen sich die Glieder auf die Klauen der dritten und vierten Zehen; die zweiten und fünften Zehen bestehen nur noch als Afterklauen, welche den Boden nicht mehr berühren und denen keine Mittelfussknochen (bis auf die verkümmerten Reste der Griffelbeine) mehr entsprechen. Die Mittelfussknochen der dritten und vierten Zehen sind zu einer einzigen Röhre zusammengewachsen, deren Verwachsungsrinne man noch bei allen Wiederkäuern erkennen kann, wie die vorgewiesenen Musterstücke vom Kalbe und Schafe, von der Antilope und dem Renthiere beweisen [1]). Bei dem letzteren ist die Verwachsung eigentlich nur an dem vorderen Umfange der Mittelfussknochen eingetreten; der hintere Umfang zeigt deutlich die Umrisse zweier Mittelfussknochen, welche durch eine tiefe Rinne von einander getrennt sind.

Die gegenwärtig lebende Familie der Suiden besitzt an jedem Fusse vier Zehen, von denen die beiden mittleren — der dritte und vierte — dem Gliede zur Stütze dienen, während die zweiten und fünften Zehen nur mit der Spitze ihrer Klauen den Boden berühren, es sei denn, dass der Boden sehr weich wäre, in welchem Falle auch beide Afterklauen auf demselben eine Fährte hinterlassen. Bei dem europäischen Wildschweine und dem Hausschweine sind alle vier Mittelfussknochen jedes Fusses von einander getrennt, und je die dritten und vierten sind stärker und etwas länger als je die zweiten und fünften. Bei dem südamerikanischen Pekari aber sind die dritten und vierten Mittelfussknochen am oberen Ende verwachsen und die zweiten und fünften sind im Verhältniss zu jenen schwächer entwickelt als beim Schweine.

Wir haben also in dem Pekari einen Pflanzenfresser (aus einer omnivoren Familie) vor uns, der in der Gegenwart — gleichsam vor unseren Augen — in Folge seiner Lebensweise [2]) seinen Fuss vereinfacht, wie dies in vorgeschichtlicher Zeit bei allen Wiederkäuern geschehen ist.

Erklärung der Figuren.

Fig. 2. Dritter Molarzahn des linken Oberkiefers von Hipparion mediterraneum.

1. Zahnbein; 2. Schmelz; 3. Cement, a Vorderjoch, b Hinterjoch, c mittlere Schmelzfalte der Aussenwand, d Vorderjoch, e Hinterjoch, f Basalsäule der Innenwand, g vordere Marke, h hintere Marke, i Zahnhöhlen des Vorderjoches, k Zahnhöhlen des Hinterjoches.

[1]) Er ist in dem vorliegenden Unterkiefer ungewöhnlich weit vorgerückt.

[1]) Ich unterlasse, diese Verhältnisse durch Abbildungen zu erläutern, weil solche in jedem Handbuche der Veterinär-Anatomie zu finden sind.

[2]) Die Gründe, welche dafür sprechen, sind von Kowalevsky — in dem Eingangs citirten Werke — ausführlich erörtert worden, weshalb ich davon absehe, die in meinem Vortrage angeführten Ursachen für die Vereinfachung des Fusses in diesem Berichte zu wiederholen.

Fig. 3. Dritter Milch-Prämolarzahn des rechten Unterkiefers von Hipparion med. Bezeichnung wie oben.
Fig. 4. Bleibender Schneidezahn von Paläotherium magnum im Profil.
Fig. 5. Derselbe von hinten.
Fig. 6. Bleibender Schneidezahn von Hipparion med. von hinten; *a* Schmelz, *b* Zahnbein, *c* Marke.
Fig. 7. Bleibender Schneidezahn von Hipparion med. mit unvollständiger Verschmelzung des Vorder- und Hinterblattes bei *x*, im Profil.
Fig. 8. Derselbe von hinten.
Fig. 9. Längsschnitt durch den ersten bleibenden Schneidezahn des rechten Unterkiefers vom 2¼jährigen Pferde. 1. Zahnbein, 2. Schmelz, 3. Cement in der Marke, 4. Zahnhöhle, *a* Vorderblatt, *b* Hinterblatt.
Fig. 10. Schmelzskelet des bleibenden zweiten Schneidezahnes des rechten Zwischenkiefers vom 1½jährigen Pferde. *a* Hinterwand des Vorderblattes.
Fig. 11. Desgleichen vom linken Zwischenkiefer eines 2jährigen Pferdes; *a* wie oben, *b* Hinterblatt.
Fig. 12. Desgleichen des dritten Schneidezahnes vom linken Zwischenkiefer eines 2½jährigen Pferdes.
Fig. 13. Schmelzskelet des bleibenden zweiten Schneidezahnes des rechten Unterkiefers vom 2jährigen Pferde.
Fig. 14. Theil des rechten Oberkiefergebisses von einem 5jährigen Hengst; *a* dritter Prämolarzahn, *b* vierter Prämolarzahn, *c* zahnfreie Lade, *d* Hakenzahn, *e* Hinterjoch der Innenwand, *f* Innenpfeiler am Vorderjoch.
Fig. 15. Linker Unterkiefer vom europäischen Wildschwein; *a—c* Molaren, *d—f* bleibende Prämolaren, *g* vierter (Milch-) Prämolarzahn.
Fig. 16. Linker Unterkiefer von Dicotyles Torquatus; *a—c* Molaren, *d—f* Prämolaren.
Fig. 17. Zweiter Prämolarzahn des rechten Unterkiefers vom Renthier; *a* Innenwand, *b* Aussenwand, *c* Hinterwand.
Fig. 18. Desgleichen von der Hausziege.
Fig. 19. Desgleichen vom Hausschaf (Bergamasker); *a* und *b* wie oben, *c* hintere Schmelzfalte der Innenwand, *d* desgleichen der Aussenwand.

6. Vortrag des Herrn **Dr. Friedrich S. Krauss**:

Ueber slavische Reminiscenzen in Brandenburger Sagen.

So echt deutsch der Name „Brandenburg“ auch klingt, so ist er doch, wie bekannt, kein ursprünglich deutscher, sondern ein slavischer Name. Branibor lautete die slavische Form. Die ehemalige slavische Bevölkerung von Brandenburg, die sich vorwiegend mit Ackerbau beschäftigte, unterlag dem Ansturm deutscher Eroberer. Ein grosser Theil wurde mit Feuer und Schwert ausgerottet, der Ueberrest ging allmälig im Deutschthum auf. Mit dem Verlust der Sprache endete das Wendenthum in Brandenburg. Doch nicht vollständig. Es haben sich so manche slavische Ueberlebsel in Volkssprache und Volksglauben bis in die Gegenwart erhalten. Eine Aufzeichnung solcher Ueberlebsel erscheint bei dem vollständigen Mangel an Nachrichten aus alter Zeit ethnographisch überhaupt schätzbar. Es liegt mir ferne, alle slavischen Spuren auf diesem Gebiete zu verfolgen. Ich will mich diesmal lediglich darauf beschränken, in der angegebenen Richtung hin ein kürzlich erschienenes Werk zu besprechen. Es sind dies die „Neuen Sagen aus der Mark Brandenburg von E. Handtmann“. (Berlin, 1883. Abenheim. VIII. + 263.)

Handtmann ist Prediger zu Seedorf bei Lenzen. Das ganze Jahr über verkehrt er, wie er mir schrieb, selten mit jemand Anderem als mit dem Bauernvolke und Arbeitern. Seit fünfundzwanzig Jahren studiert er das Volk. Ein glänzendes Zeugniss davon legt sein Buch ab. Leider fand sich in Deutschland kein Verleger, der die Sammlung in ihrer ursprünglichen Fassung gedruckt hätte. Handtmann musste sich zu einer novellistischen Zustutzung bequemen und beeinträchtigte so den wissenschaftlichen Werth seines Buches. Das erste Originalmanuscript wanderte indessen in's märkische Museum.

Handtmann theilt 67 Sagen und Märchen mit. Die Mehrzahl davon sind Localsagen, die an alte Burgen und Templer anknüpfen. Das eigentliche Kindermärchen ist schwach vertreten und seinem Charakter nach farblos, so dass es sich nur selten entscheiden lässt, ob man in dem einen oder anderen Stücke ein ursprünglich deutsches oder slavisches Märchen vor sich hat. Im Allgemeinen hat Handtmann die slavischen Reminiscenzen in diesen Sagen richtig erkannt, wenn auch manche Details zu berichtigen sind. Auf S. 190 bis 194 erzählt er die allgemein bekannte Sage vom Müller, der den Teufel überlistet. Der Teufel hat den Müller reich gemacht (dies wird stillschweigend vorausgesetzt) und kommt endlich, um den Müller selbst abzuholen. Der Müller ersinnt rasch eine List und meint, es sei schöner, wenn sie gemeinschaftlich zu Wagen abfahren. Der dumme Teufel geht auf den Vorschlag ein und nähert sich des Müllers Schimmel, um ihm den Schwanzriemen anzulegen. Da nickt der Müller und der Schimmel wiehert hell auf:

„Chreschoan, pass up!
Chreschoan, hack up!“

und „Krach, hat der Teufel eins mit den Hinterhufen vor die Stirn weg, dass ihm die Hörner nur so wackeln“ (S. 193). Dass „Chreschoan“ ein slavisches Wort ist, das gibt Handtmann wohl richtig an, unrichtig aber ist es, wenn er meint, dass es im Slavischen „Bauer, Besitzer“ bedeute. Chreschoan geht zurück auf das griechische χριστιανός und bezeichnet den Christgläubigen. In alter Zeit, wo die Nationalität vorwiegend durch das Glaubensbekenntniss vertreten wurde, war auch selbstverständlich der entsprechende Name ein wesentliches Unterscheidungszeichen. So ist's noch gegenwärtig z. B. in Bosnien der Fall. Der katholische Bošnjak nennt sich sowohl im Gegensatz zum Mahomedaner als zum Nichtunirten: hrišćanin (Christ). Auch wenn ein Katholik dem Anderen begegnet, so reden sie einander zuweilen mit „brate hrišćanine!“ (Bruder Christ) an. So ist's auch in Russland und so war es gewiss auch bei den alten Wenden. Nachdem sie germanisirt worden, vergassen sie auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, das sie beibehielten und nun wird es allgemein in der Bedeutung „Bauer, Besitzer“ gebraucht. Es ist ein üblicher Ruf- und Anredenamen geworden.

Wie bemerkt, waren die alten Wenden ein ackerbautreibendes Volk. Als selbstverständlich darf man daher voraussetzen, dass bei ihnen zumeist Feldgottheiten verehrt wurden.

Die betreffenden Gottheiten sind freilich vom Volke zu Schreckgespenstern und tückischen Kobolden umgestaltet worden, doch ist ihr ursprünglicher Charakter aus den Sagen selbst ganz gut erkennbar. So z. B. ist der Drache (S. 22—23), der „in Gestalt eines dunkelrothen Feuerstreifens Abends“ über den Ort fliegt, die Personification der Gewitterwolke, die den Aeckern erquickenden Regen spendet. Die Vorstellung von der Wolke als Feuerdrachen ist eine allgemeine. Es sind die Blitze, die aus der Wolke fahren, welche den Drachen zu einem feurigen Ungethüm im Volksglauben gestalten. „Wenn der Drache über einen Menschen dahin schwebt, so muss man alles Eisengeräth von sich werfen, sonst wird man vom Drachen zerschmettert.“ Hierin spiegelt sich ein alter Erfahrungssatz ab, dass Eisen den Blitz anzieht. „Wenn man aber bei dieser Gelegenheit mit jemand Anderem schweigend den rechten Fuss kreuzt, dann lädt der Drache Korn ab.“

Auf S. 22 heisst es: „Der Drache liebt es sehr, Hirse unterwegs zu finden. Wer solche für ihn vor den Thorweg stellt, dem weiss er viel guten Entgelt in den Hof zu schaffen.“ Dies ist eine alte Erinnerung an die Hirseopfer, wie man sie in der vorchristlichen Zeit den Feldgottheiten darzubringen pflegte.

Das Wesen der slavischen Feld- speciell Tennegottheit, welche unter dem Namen „Pumpan“ im Volke bekannt ist, hat Handtmann missverstanden. Er sagt (S. 208): „Besser als Wodan, die weisheitsvoll still waltende Macht, hat sich Thor, die praktische Thatkraft im Gedächtniss rege erhalten.“

„Thor, der hilfreiche und gefahrdrohende Gewitter-, Sturmes- und Kriegsgott, lebte weiter unter dem slavischen Namen „Pumpan“.“

„Pumpan, Pumphut = Pa-mtschaschtschi = der Schnellwegreissende, Gewaltsame (Ps. 104), der daher fährt auf den Fittichen des Windes (steht gefeiert da in den nachstehend dargebotenen Versen). Er ist Hüter der ausgleichenden Gerechtigkeit, der Fleiss und Treue belohnt, widerstandslos verzehrt und vernichtet, was ihm zuwider ist — wie in der germanischen Sage Thrym, der Frostriese — Unrecht gegen Wehrlose bestraft, der vom Himmel schaut und siehet aller Menschen Kinder (Psalm 14. 2).“

In dieser Deutung ist die Zurückführung des Wortes Pumpan auf pamtšašći richtig. Dass es aber der „Schnellwegreissende, Gewaltsame“ bedeutet, ist unrichtig. Die Gestalt des Pumpan ist den Slovenen in Steiermark unter dem Namen Posmetuh geläufig. Der posmetuh haust in den Getreidefeldern und verursacht den Brand der Frucht. Ich habe in meiner Sammlung südslavischer Sagen eine Reihe von Erzählungen über den posmetuh und sein Treiben. Posmetuh bedeutet wörtlich übersetzt der Auskehrer, der rein ausfegt. Das bulgarische pomet heisst Ofenkehrwisch. Dass den Wenden der Pumpan — pamtšašći als der Auskehrer Κατ' ἐξοχήν galt, geht auch aus der 1. Strophe des Liedes hervor, das Handtmann mittheilt:

„Es war einmal ein Mann,
Der hiess Pumpan.
Pumpan hiess er,
Starke Winde blies er.
Fegte Alles klipp und rein,
Trat er in das Haus hinein.“

Dass Pumpan wirklich eine Gottheit des Feldes ist, erhellt wieder aus der Schlussstrophe:

„Es war einmal — hiess er,
Arme Leute grüsst er.
Miss das Korn nur richtig ein,
Pumpan kukt zum Schornstein 'rein.“

Auffällig ist Handtmann's Erklärung einer anderen slavischen Feldgottheit, des „Poldsche“, des Mittagsgeistes. Handtmann meint, es sei der Typhon, der Gluthwind der Egypter und vermuthet, die Templer-Johanniter hätten den Typhon aus dem Morgenlande mitgebracht. (Text S. 225 ff. Anm. S. 261—262.) In seiner Erläuterung ist wieder die Zurückführung von Poldsche auf poldanj (der Mittägliche), richtig, er irrt aber darin, dass er glaubt, der männliche Mittagsgeist „Poldsche“ wäre eine dem märkischen Volksglauben eigenthümliche Erscheinung, während sonst bei den Slaven der Mittagsgeist ein weibliches Wesen sei. (Nebenbei bemerkt, ist der Hinweis auf die südslavische Vila nicht zulässig.) Bei den Čechen findet sich nämlich sowohl ein männlicher als ein weiblicher Mittagsgeist, der poledníček und die polednice. (Vergl. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen, S. 111.) Aber auch in Brandenburg kommt die Mittagsfrau vor.

„Auch die deutsche Sage kennt eine Mittagsfrau Ên-ongermôer (von onger = d. i. undorn die mittlere Stunde zwischen Sonnenaufgang und Mittag), welche in den Getreidefeldern umgeht.“ (Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte. S. 135.) Bei den Neugriechen sind es die Neraïden, welche um die Mittagsstunde Menschen nachstellen und dieselben geistig und körperlich zu lähmen suchen.

Handtmann war so gütig, mir eine Originalfassung der Poldschesage mitzutheilen. Aus derselben geht deutlich hervor, dass der Poldsche ein Feldgott ist. Er überfiel eine Frau, die auf dem Felde Roggengarben aufband und wollte ihr Gewalt anthun. In der umgearbeiteten Sage im Buche ist das wahre Wesen des Poldsche verwischt.

Auf ausdrücklichen Wunsch Handtmann's muss ich es unterlassen, die äusserst unflätige Sage hier öffentlich mitzutheilen. Ebenso ergeht es mir mit der Sage vom Scherber, dem Sichelmann. (Griech. ἅρπη, vrgl. lat. sarpio, sarmen, sarpta ahd. sarf. Vrgl. Mikloš. s. v.)

In der überarbeiteten Sage von des „Scherbers Leid“, hat Handtmann einen wichtigen Zug ausgelassen. Der Scherber sucht überall nach einem Mädchen, das ihn lieben möchte. Jede schreckt vor ihm zurück, weil ihm das wesentlichste Attribut eines Mannes abgeht, nur ein armes, sieches Mädchen findet an ihm Gefallen, „weil er schön auf der Flöte aus Weidenbast zu blasen versteht“. (Nach der Handschrift.)

Der Scherber entspricht der griechischen Feldgottheit Pan. Des Scherbers Aussehen und Benehmen gleicht in vieler Beziehung dem des Pan. Nur hat im märkischen Volksglauben eine Vermengung des Scherber mit dem Poldsche stattgefunden; an Beiden, sowie an Pumpan aber ist charakteristisch die Geilheit, die auch dem Pan, sowie den Satyren in seinem Geleite zugeschrieben wird. Bemerkenswerth ist es, dass der Scherber auch zum Wassermanne gemacht wurde. Er trat ganz an die Stelle des zweiten tückischen vodni muž (Wassermannes), dem man im Volksglauben aller Slaven begegnet. Naheliegend und erklärlich ist dieser Uebergang auf jeden Fall. Man dachte sich den Feldgott im Wasser hausend, das die Aecker befruchtet. Der Wasserman erscheint auch bei den Lausitzer Serben als Feldgottheit. In einer Sage, die Pful in der Lužica (1883. S. 7, f. Tři bajki wo wódnym mužu I.) mitgetheilt, schenkt der wódny muž einem armen Bauer, der für seine Kinder kein Brod hat, zwei Säcke Frucht.

Aus den angedeuteten Zügen kann man ersehen, dass das Volk den alten slavischen Glauben noch ziemlich getreu bewahrt hat. Die Wandlung der ursprünglich wohlthätig gedachten Feldgeister in tückische Kobolde hat sich lediglich unter dem Einfluss des Christenthums hier wie anderwärts vollzogen. Selbst die alten Namen geriethen theilweise in Vergessenheit. Nach einer Generation dürfte schon Alles vergessen worden sein. Noch im letzten Augenblicke rettete Handtmann, was zu retten war. Dies verleiht seinem Buche eine bleibende Bedeutung. Es wäre nur allzusehr im Interesse der Wissenschaft wünschenswerth, wenn die Originale in unverballhornter Gestalt bald veröffentlicht würden.

7. Herr Pfarrer **P. Lambert Karner** zeigt einige

Prähistorische Funde aus Niederösterreich (V. U. M. B.).

a) Funde von dem noch heute benützten uralten Friedhofe in Pulkau, welche in der letzten Zeit von dem dortigen Todtengräber gelegentlich ausgegraben wurden. Es sind dies verschiedene aus freier Hand gearbeitete Gefässscherben, eine kleine ägyptische Figur aus blauem Email und mehrere Zähne und Kiefer von Pferd und Ziege.

b) Funde von einer alten Grabstätte beim Ziegelofen nächst Pulkau, wo sich im Lehm trapezförmige Gruben vorfinden, welche mit Asche, Gefäss- und Knochenresten gefüllt sind.

c) Funde von einem grossen Erdbau im Westen von Pulkau. Das Interessante an diesem Baue ist, dass am Ende eines Grabens sich ein Steinmonument befindet, bestehend aus fünf in einem Halbkreise stehenden grossen Nischen, die aus dem Gesteine (Sandstein oder Granit?) herausgearbeitet sind. Am Fusse dieser Nischen, sowie in dem Walde nebenan finden sich sehr hübsche prähistorische Gefässe, von welchen Herr P. Karner seinerzeit eine Schale dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum übergeben hat.

d) Eine grosse Steinaxt von Markersdorf.

Ausschusssitzung am 14. Jänner 1884.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Herr Prof. Dr. Woldřich legt den Rechenschaftsbericht pro 1883 zur Berathung vor. Aus demselben ergibt sich, dass die Kosten des XIII. Bandes der „Mittheilungen“ den Rahmen der regelmässigen Einnahmen der Gesellschaft um mehr als 300 fl. überschreiten, welche aus dem für besondere Publicationen bestimmten Cassabestande entnommen werden mussten.

Nach Feststellung des Rechnungsabschlusses wird die Debatte über den Voranschlag pro 1884 eröffnet. Aus dieser Debatte, in welche sämmtliche Anwesende eingreifen, geht der Beschluss hervor, die Kosten für die „Mittheilungen“ und die Administration auf den Betrag der regelmässigen Einnahmen, also auf circa 2500 fl. zu beschränken und für die Supplement-Publicationen nur die ausserordentlichen Einnahmen heranzuziehen.

Der Ausschuss nimmt mehrere Beschlüsse des Redactions-Comités zur genehmigenden Kenntniss; darunter:

1. Der Umschlag der Mittheilungen kann auf den leeren Seiten zur Aufnahme von fachwissenschaftlichen Inseraten benutzt werden.

2. Für den Band XIV der „Mittheilungen“ wird die Honorirung von 6 Bogen Literaturbesprechungen mit 32 fl. per Bogen in Aussicht genommen.

3. Die Sitzungsberichte und die kleinen Mittheilungen werden zu einem Capitel „Verhandlungen“ mit besonderer Paginirung zusammengefasst.

Schliesslich werden die der Jahresversammlung vorzulegenden Anträge über die Neuwahlen für den Ausschuss und für correspondirende und Ehrenmitglieder festgestellt.

J. Szombathy.

Ausschusssitzung am 12. Februar 1884.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Josef Freiherr von Doblhoff in Wien,

Dr. Adolf Ehrenfeld in Wien,

Frl. Anna Grohmann in Prag,

Luka Jocić, Verlagsbuchhändler in Neusatz,

Dr. Ferdinand Kaltenegger, kaiserl. Rath, Professor in Brixen,

Hugo Kutschera, Vice-Civil-Adlatus bei der bosnischen Landesregierung in Serajewo,

Philippos Oikonomides, Professor in Wien,

Josef Penížek, Schriftsteller in Wien,

Dr. Leo Reinisch, k. k. Universitäts-Professor in Wien,

Werner Freiherr von Riese-Stallburg, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer in Vojkau (Böhmen),

Leopold Rosenberg, Kaufmann in Wien,

Dr. Karl Jul. Schröer, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Wien,

Richard Voss, Schriftsteller in Berlin,

Srpska Zora, akadem. Studenten-Verein in Wien.

Es liegen Anträge auf Schriftentausch von der Société d'Anthropologie in Brüssel und vom Canadian Institute in Toronto vor. Beide werden angenommen.

Der Secretär-Stellvertreter stellt den Antrag, die Auflage der „Mittheilungen" dem gesteigerten Bedarfe entsprechend für den Band XIV um 100 Exemplare zu erhöhen. Nach ausführlicher Begründung und nach kurzer Berathung wird dieser Antrag einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende berichtet über die am 10. Februar erfolgte Constituirung der ethnographischen Commission. Es sind derselben folgende Mitglieder beigetreten:

Professor Dr. F. Müller (Obmann),
Custos F. Heger (Obmann-Stellvertreter),
Freiherr von Andrian-Werburg,
Professor Dr. G. Bühler,
Hofrath von Hochstetter,
F. Kanitz,
Prof. Dr. J. Karabaček,
Dr. Fr. S. Krauss,
Prof. Dr. D. H. Müller,
Prof. Dr. L. Reinisch,
Prof. Dr. K. J. Schröer,
J. Szombathy,
Graf G. Wurmbrand.

Der Ausschuss genehmigt diese Liste.

Die Commission hat bereits ihre wissenschaftliche Thätigkeit begonnen, indem sie eine von Herrn Dr. Fr. S. Krauss verfasste Zusammenstellung von nahezu 1000 ethnologischen Fragen für die südslavischen Länder in Berathung gezogen und an die einzelnen Commissions-Mitglieder zur Beurtheilung vertheilt hat. Es ist auch bereits die Anfertigung von ähnlichen Fragebögen für andere Völkerstämme Oesterreich-Ungarns und von Instructionen für grössere Reisen in Aussicht genommen.

Die ethnographische Commission hat auch ein besonderes Programm für ihre Thätigkeit in Berathung gezogen. Der Entwurf desselben gelangt durch Herrn Custos Heger zur Verlesung. Der Ausschuss wird erst nach der endgiltigen Redaction dieses Entwurfes über denselben zu beschliessen haben.

Der Ausschuss nimmt nach kurzer Debatte diese Mittheilungen zur genehmigenden Kenntniss.

Der Secretär-Stellvertreter benützt diesen Anlass, um darauf hinzuweisen, dass die Anthropologische Gesellschaft bisher nur eine Geschäftsordnung in mündlicher Ueberlieferung besessen hat und beantragt, ein Comité zur Vorberathung einer geschriebenen Geschäftsordnung zu wählen. Dieser Antrag wird angenommen und die Herren Hofrath v. Hauer, Karrer, Szombathy und Woldřich in dieses Comité gewählt.

Es gelangt der Vorschlag des Präsidiums, im Sommer dieses Jahres eine Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Krakau abzuhalten, zur Verhandlung. Nach eingehender Darlegung der für und gegen die Wahl von Krakau sprechenden Gründe und nach Erwägung der Vortheile, die aus einem Anschluss dieser geplanten Versammlung an jene der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Breslau für unsere Arbeiten erwachsen können, spricht der Ausschuss im Principe seine Geneigtheit zur Veranstaltung dieser Wanderversammlung aus. Hofrath v. Hochstetter beantragt, einige der leitenden Persönlichkeiten in Krakau zu benachrichtigen, dass der Ausschuss die Stadt Krakau für eine Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Aussicht genommen habe und dass wir die Herren um eine diesbezügliche officielle Antwort bitten. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen und die Beschlussfassung über diesen Gegenstand bis zum Einlangen der Antworten vertagt.

Zum Schlusse schlägt der Secretär-Stellvertreter vor, eine zweitägige Excursion der Anthropologischen Gesellschaft in das Waldviertel von Niederösterreich zum Besuche der Löss-Fundstätte bei Willendorf und einer Anzahl von Höhlen im oberen Kremsthal mit Funden aus der Renthierzeit zu veranstalten. Er beantragt, der Ausschuss möge ihn mit der Veranstaltung dieses Ausfluges betrauen. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

J. Szombathy.

Jahresversammlung am 12. Februar 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Schriftführer: Secretär-Stellvertreter J. Szombathy.

1. Der Präsident eröffnet die Jahresversammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

Der Schriftführer, Herr J. Szombathy, erhält das Wort zur Erstattung des Jahresberichtes.

Meine Herren! Sie werden mit Bedauern bemerken, dass heute nicht unser verehrter Herr Secretär Dr. Much, an dessen schwungvolle Jahresberichte wir uns nachgerade gewöhnt haben, das Amt des Schriftführers versieht, sondern sein Stellvertreter. Herr Dr. Much war durch Unpässlichkeit und Ueberbürdung mit anderen wissenschaftlichen und Berufsgeschäften leider während eines grossen Theiles des verflossenen Jahres an der Theilnahme an unseren Arbeiten verhindert, so dass ich thatsächlich seine Stelle vertreten musste und in dieser Eigenschaft auch heute die Ehre habe, Ihnen einen kurzen Ueberblick über unsere Wirksamkeit im verflossenen Jahre vorzulegen. Ich muss sagen, dass ich es gerade heute unserem, um das Gedeihen der Gesellschaft so verdienten Herrn Secretär von Herzen gegönnt hätte, an meinem Platze zu sein, um den neuerlichen Aufschwung unserer Gesellschaft constatiren zu können.

Dieser Aufschwung bezieht sich sowohl auf unsere Arbeiten, als auch auf die Zahl unserer Mitglieder.

Wir haben im verflossenen Jahre sieben regelmässige Sitzungen abgehalten. Aus den kurzen Berichten, welche Sie im Capitel „Vereinsnachrichten" (Bd. XIII, p. 85, 147, 255) finden, werden Sie ersehen, dass in denselben sämmtliche Zweige unserer Wissenschaft gepflegt und einzelne Vorträge von hervorragender Bedeutung gehalten wurden.

Von unseren praktischen Arbeiten erwähne ich zunächst die prähistorischen Ausgrabungen. Die

von uns eingeleitete Subscription brachte uns, Dank der Munificenz Allerhöchst Sr. Majestät des Kaisers und der Herren Baron Andrian, Wilh. Ritter v. Gutmann, Fürst Ferdinand Kinsky, Baron Königswarter, Baron Kübeck, Graf Wilczek, Graf Wurmbrand und Fürst Windischgrätz einen Fond von 1900 Gulden. Die mit demselben unternommenen Ausgrabungen in Watsch bei Littai in Krain, im Sulmthale bei Wies in Steiermark (durch Herrn V. Radimsky) und in Hötting bei Innsbruck (durch Herrn Prof. Dr. Franz Wieser — beides unsere Mitglieder) haben befriedigende Resultate ergeben. Die betreffenden Funde werden Ihnen im Laufe der nächsten Monatsversammlungen vorgelegt werden und Sie werden ersehen, welch grossen Nutzen die Kenntniss der urgeschichtlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes aus diesen Arbeiten schöpft. Nicht gering dürfen auch die Verdienste angeschlagen werden, welche sich die Anthropologische Gesellschaft durch die mit diesen Arbeiten verknüpfte Rettung wichtiger Funde um die Bereicherung unserer vaterländischen Museen erwirbt. Es wäre daher in höchstem Grade wünschenswerth, dass wir in diesem Jahre wieder Gönner finden würden, mit deren Hilfe neue derartige Ausgrabungen durchgeführt werden könnten.

In Folge der Initiative der Anthropologischen Gesellschaft wurden im Vorjahre von unseren Mitgliedern Prof. Dr. Holl und Prof. Dr. Zuckerkandl craniologische Untersuchungen in den Alpen, welche für das ethnologische Studium der österreichischen Völker von grösster Wichtigkeit sind, vorgenommen. Die beiden genannten Gelehrten hatten schon im Jahre 1882 auf Veranlassung unseres Herrn Präsidenten Schädelmessungen in einigen Beinhäusern der nördlichen Alpen vorgenommen. Zwei diesbezügliche Arbeiten sind im Bande XIII enthalten. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht gewährte nun im Vorjahre der Anthropologischen Gesellschaft über ihr Ansuchen eine Subvention von 400 Gulden für die Fortsetzung dieser Studien. Mit dieser Dotation ausgestattet, untersuchten die beiden oben genannten Anatomen ein ziemlich ausgedehntes Gebiet in Steiermark und im Anschlusse an die Arbeiten Dr. Tappeiner's mehrere Localitäten in Tirol. Die Abhandlungen über diese Arbeiten werden im Laufe des Jahres in den „Mittheilungen" erscheinen. Eine weitere Fortsetzung derselben in diesem Jahre ist nun ein dringendes Bedürfniss und wir hoffen, heuer wiederum hohen Orts die hiefür nothwendige Unterstützung zu finden.

Ueber Antrag des Herrn Regierungsrathes Meynert bildete sich eine aus den Herren Hofrath Prof. Dr. Langer, Regierungsrath Prof. Dr. Meynert und Prof. Dr. Kundrat zusammengesetzte craniometrische Commission zur Berathung der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft vorgeschlagenen Verständigung über ein gemeinsames craniometrisches Verfahren. Ueber die Resultate der bereits abgeschlossenen Verhandlungen wird Herr Regierungsrath Meynert demnächst Bericht erstatten. Dass dasselbe ein positives ist, können wir wohl schon daraus erschliessen, dass die Commissionsmitglieder bereits persönlich jener „Frankfurter Verständigung" beigetreten sind.

Der wissenschaftlichen Bearbeitung der durch die letzte Volkszählung gewonnenen Daten über die somatologischen Eigenschaften der österreichischen Schulkinder widmen wir seit 1881 unsere Aufmerksamkeit. Das ganze Material wurde in einer Anzahl von Commissions-Sitzungen eingehend durchberathen und schliesslich von Herrn Regierungsrath Gustav Schimmer zur Ausarbeitung übernommen. Diese ist nun so weit gediehen, dass wir bereits mit dem Druck der Tabellen beginnen konnten und dass wir wahrscheinlich im Laufe dieses Sommers die ganze Arbeit vollendet sehen werden.

Die ethnologischen Studien sind bisher in unserer Gesellschaft gegenüber den prähistorischen und anthropologischen Arbeiten in den Hintergrund getreten, obwohl uns nicht nur in fremden Welttheilen, sondern auch in unserem eigenen Vaterlande und auf der benachbarten Balkanhalbinsel reichliches Materiale für ethnographische Forschungen vorliegt. Um diese Lücke in unserem Wirkungskreise auszufüllen, hat unser Herr Präsident die Bildung einer besonderen ethnographischen Commission angeregt, deren Aufgabe es sein soll, eine kräftige Initiative zur Pflege der Ethnologie, mit besonderer Berücksichtigung der Bevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Balkanhalbinsel (speciell der Südslaven), innerhalb unserer Gesellschaft zu entfalten.

Diese ethnographische Commission hat sich am 10. Februar constituirt und besteht derzeit aus folgenden Mitgliedern:

Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg,
Prof. Dr. Georg Bühler,
Custos Franz Heger,
Hofrath Ferdinand von Hochstetter,
F. Kanitz,
Prof. Dr. Josef Karabaček,
Dr. Friedrich Krauss,
Prof. Dr. Friedrich Müller,
Prof. Dr. Dav. Heinrich Müller,
Prof. Dr. Leo Reinisch,
Prof. Dr. Karl Julius Schröer,
Josef Szombathy,
Graf Gundaker Wurmbrand.

Zum Obmanne wurde Herr Prof. Dr. Friedrich Müller, zum Obmann-Stellvertreter und Schriftführer Herr Custos Franz Heger gewählt. Zugleich hat die Commission die Berathung über ein von Herrn Dr. Krauss verfasstes, aus nahezu 1000 Fragen bestehendes Questionaire über die Ethnologie der Südslaven begonnen und die Ausarbeitung anderer Instructionen eingeleitet.

Der XIII. Band unserer Mittheilungen, der sich bereits complet in Ihren Händen befindet, ist etwas grösser geworden als die früheren Bände, besonders was die Anzahl der Tafeln und Abbildungen anbelangt. Er ist zu diesem Umfange angewachsen, obwohl ich mich nach jeder Richtung hin bemüht habe, mit dem Raume so viel als möglich zu sparen. Aus dem Inhalte werden Sie aber ersehen, dass wir auch nach Kräften bemüht waren, den an die Gesellschaft herantretenden Anforderungen Rechnung zu tragen.

Den Inhalt haben wir durch ein Capitel von praktischem Werthe vermehrt, nämlich durch ein Verzeichniss der im Wege des Schriftentausches und durch Geschenke uns zugekommenen Werke. Ich glaube, dass Viele von uns aus diesem Verzeichnisse Nutzen ziehen werden. Ferner waren wir bestrebt, der schon vor zwei Jahren von unserem Herrn Präsidenten angeregten Berichterstattung über die Arbeiten in unseren fremdsprachigen Kronländern neue Kräfte zuzuführen. Das soeben erschienene, sowie das nächsterscheinende Heft weisen in dieser Richtung Fortschritte auf.

Bezüglich der Anordnung des Stoffes hat das Redactions-Comité beschlossen, die kleineren Mittheilungen und die Sitzungsberichte in Zukunft unter der Rubrik „Verhandlungen" zusammenzufassen, um dadurch eine grössere Uebersichtlichkeit zu erzielen und um unsere auswärtigen Mitglieder über die Vorgänge in unseren Sitzungen besser auf dem Laufenden erhalten zu können.

Um den an uns herantretenden Anforderungen für die Publication grösserer wissenschaftlicher Arbeiten, welche über den Rahmen unserer Mittheilungen und unserer regelmässigen Einnahmen hinausgehen, einigermassen gerecht werden zu können, hat der Ausschuss in Folge des Antrages eines besonderen Comités den Beschluss gefasst, neben den regelmässigen Heften unserer Mittheilungen Supplementhefte erscheinen zu lassen, welche in den Buchhandel gesetzt, unseren Mitgliedern aber um den halben Ladenpreis geliefert werden sollen. Das erste dieser Supplementhefte, welches sich bereits im Druck befindet, wird die Bearbeitung der somatologischen Aufnahmen an den österreichischen Schulkindern enthalten.

Der Commissionsverlag unserer Publicationen wurde dem k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler Alfred Hölder übergeben. Die Versendung der Mittheilungen an die Mitglieder hat das Secretariat unmittelbar in die Hand genommen, so dass ihre regelmässige Zustellung, soweit sie nicht durch etwaige uns nicht angezeigte Veränderungen der Adresse gestört wird, vollkommen gesichert erscheint.

Was die Zahl unserer Mitglieder anbelangt, so glaube ich, dass wir uns am Ende einer Periode der Ebbe befinden. Sie werden sich erinnern, dass mit dem Jahre 1874 eine bedeutende Abnahme in unserer Mitgliederzahl eintrat und dass diese später durch 5 Jahre (1878—82) auf 165—170 stagnirte. Für das Jahr 1883 weist nun der Rechnungsabschluss 191 Mitglieder auf und ausserdem haben bis heute noch 5 Mitglieder ihren Beitrag für 1883 nachgetragen, so dass wir also für das verflossene Jahr 196 Mitglieder rechnen können. Sie sehen, dass das ein relativ sehr beträchtliches Anwachsen ist und wir hegen die Hoffnung, dass dasselbe kein vorübergehendes, sondern ein nachhaltiges sein werde.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, dass die Zahl unserer Mitglieder noch in gar keinem Verhältnisse steht zu der Grösse unserer Aufgaben und zu dem Interesse, welches unsere Wissenschaft in weiteren Kreisen verdient.

Um unseren sich immer steigernden Aufgaben gerecht werden zu können, bedürfen wir einer bedeutenden Erhöhung unserer regelmässigen Einkünfte, welche nur durch eine Vermehrung unserer Mitglieder zu erreichen ist.

Ausserdem aber bedürfen wir eines hohen Mitgliederstandes auch, um mit seiner Hilfe das Interesse für unsere Arbeiten zu verbreiten und dasselbe dort, wo es durch zufällige Funde oder durch spontane Arbeit Einzelner geweckt wird, für unsere Wissenschaft nutzbringend zu machen.

Darum erlaube ich mir, diese Gelegenheit zu benützen, um an alle unsere geehrten Mitglieder und Freunde die Aufforderung zu richten, in ihren Kreisen eifrig neue Mitglieder für uns zu werben.

Ich glaube, dass hier der Ort ist, um an unsere sämmtlichen Mitglieder und Freunde die Einladung zu richten, unseren Versammlungen nicht nur ihre Aufmerksamkeit und persönliche Gegenwart zu widmen, sondern dieselben auch durch Vorlage neuer Funde, sowie durch Einsendung fachlicher Mittheilungen — wenn sie auch noch so klein und bescheiden sein sollten — zu bereichern und zu beleben. Wir werden sie immer dankbar aufnehmen.

Sie werden aus diesem kurzen Berichte die Ueberzeugung gewonnen haben, dass unsere Gesellschaft im abgelaufenen Jahre ihren verschiedenen Aufgaben nach Kräften entsprochen hat. Indem wir dieses erfreuliche Resultat unserer Thätigkeit constatiren, müssen wir mit dem Ausdrucke des wärmsten Dankes der Unterstützungen gedenken, welche uns von verschiedenen Seiten zugeflossen sind und ohne welche uns viele unserer Arbeiten unmöglich gewesen wären. Ausser den bereits früher erwähnten Subventionen für specielle Arbeiten erhielten wir noch Subventionen für die Herausgabe unserer Mittheilungen aus der Privatcasse Allerhöchst Seiner Majestät des Kaisers, vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht und vom hohen niederösterreichischen Landtag. Ich glaube, dass unsere bisherigen Arbeiten als Beweis für die gewissenhafte Verwendung dieser Unterstützungen gelten können und dass sie uns zur Hoffnung berechtigen, auch in Zukunft derselben theilhaft zu werden.

Leider kann ich diesen Bericht nicht schliessen, ohne mehrerer empfindlicher Lücken zu gedenken, welche der Tod in die Reihen unserer Mitglieder gerissen hat. Am 25. Februar v. J. starb nach kurzem Krankenlager unser Vicepräsident Freiherr von Sacken, welcher in den Jahren 1879—81 das Präsidium unserer Gesellschaft führte. Einen würdigen Nachruf hat Dr. Much im XIII. Bande unserer Mittheilungen (p. 83) dem hochverdienten Gelehrten gewidmet. Ferner beklagen wir den Tod unserer Mitglieder Stationsvorstand Breindl, Feldzeugmeister Hauslab, Prof. L. H. Jeitteles, Ernst Marno und Hofrath Lipold. Von auswärtigen Gelehrten, welche unsere Wissenschaft im verflossenen Jahre verloren hat, will ich nur der beiden Altmeister der Urgeschichtsforschung Friedr. Lisch in Schwerin und Sven Nilsson in Lund in Schweden Erwähnung thun.

Eingedenk der Verdienste, welche sich die Verewigten um unsere Wissenschaft erworben haben, treten wir in das laufende Jahr ein. Dieses wird uns hoffentlich auch in dem freundlichen Verhältnisse, in welchem

wir mit allen unseren Fachgenossen stehen, um einen Schritt vorwärts führen.

Der Cassier, Herr Prof. Dr. J. N. Woldřich, erhält das Wort zur Vorlage des Rechenschaftsberichtes.

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1883.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1882	fl.	2250.79
Subvention Allerhöchst Sr. Majestät des Kaisers	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterr.-Ministeriums	„	300.—
„ „ „ niederösterr. Landtages	„	100.—
Ausserordentliche Subvention des hohen k. k. Unterr.-Ministeriums für craniolog. Untersuch.	„	400.—
Abrechnung der C. Gerold'schen Buchhandlung	„	347.—
Jahresbeiträge von 191 Mitgliedern à 5 fl.	„	955.—
Zinsencoupon von 2 Staatsobligationen u. Zinsen	„	39.49
Druckkostenbeitrag des Herrn J. Spöttl	„	15.—
„ „ „ V. Radimský	„	50.—
Rückzahlung des Vorschusses für Ausgrabungen im Jahre 1882	„	118.42
Nachtragszahlungen von 2 Mitgliedern	„	10.—
Für 2 Diplome	„	4.—
Gesammtsumme	fl.	4789.70

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler	fl.	1336.50
„ „ chemigraphische Anstalt Angerer & Göschl	„	926.21
Für Zeichnungen an Herrn Schima etc.	„	169.50
An das militär.-geograph. Institut für die Karte von Wies	„	123.32
Versendung der Mittheilungen	„	104.05
Buchbinder Rautter	„	5.—
Druck der Jahreskarten	„	6.30
An die Herren: Prof. Dr. Zuckerkandl und Prof. Dr. Holl für craniologische Untersuchungen	„	400.—
Honorar für literarische Besprechungen	„	41.—
An Diener Eckert für Eincassirungen und Gänge	„	32.—
An die Diener des wissenschaftl. Club und des Hofmuseums	„	45.—
Auslagen des Secretärs	„	204.43
„ „ Cassiers	„	22.18
Gesammtsumme	fl.	3415.49
Cassarest pro 1884	„	1374.21
Die Ausgabe gleich der Einnahme	fl.	4789.70

Wien, 15. Jänner 1884.

Dr. J. N. Woldřich, d. z. Cassier.

Dr. J. E. Polak, Rechnungsführer.

Geprüft und richtig befunden:

Dr. Jos. Schneller.

Revidirt und richtig befunden:

Dr. Johann Tomowitz.

Der Secretär-Stellvertreter erhält das Wort zur Vorlage des Berichtes über den Ausgrabungsfond:

Rechnungsabschluss

für den Ausgrabungsfond der Anthropologischen Gesellschaft in Wien im Jahre 1883.

Einnahmen:

1. Subvention aus der Privatcasse Allerhöchst Sr. Majestät des Kaisers	fl.	1000.—
2. Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg	„	100.—
3. Wilhelm Ritter von Guttmann	„	100.—
4. Fürst Ferdinand Kinsky	„	200.—
5. Moriz Freiherr von Königswarter	„	100.—
6. Baron Max Kübeck	„	100.—
7. Graf Hans Wilczek	„	200.—
8. Fürst Ernst zu Windischgrätz	„	50.—
9. Graf Gundaker Wurmbrand	„	50.—
10. Zinsen	„	4.50
Summe	fl.	1904.50

Ausgaben:

1. An die Casse der Anthropol. Gesellsch. Rückerstattung des Vorschusses vom vorigen Jahre	fl.	118.42
2. Herrn Szombathy für Ausgrabungen bei Watsch in Krain	„	1108.65
3. Herrn Prof. Dr. Wieser für Ausgrabungen in Hötting, Tirol	„	200.—
4. Herrn V. Radimský für Ausgrabungen im Sulmthal, Steiermark	„	350.89
5. Spediteur Moriz Sockl für Transportspesen	„	65.37
6. Saldovortrag für das Jahr 1884 in der Giro-Abtheilung der österr. Creditanstalt	„	61.17
Summe	fl.	1904.50

Wien, 1. Februar 1884.

J. Szombathy, Secretär-Stellvertreter.

Nach den Beilagen genau revidirt und richtig befunden:

Dr. J. E. Polak.

Die Ausgabsposten mit den Beilagen verglichen und richtig befunden: Dr. J. v. Schneller.

Die Ausgaben mit den Beilagen verglichen und richtig befunden:

Dr. Johann Tomowitz.

Die Versammlung ertheilt den Rechnungslegern das Absolutorium.

Der Präsident bringt folgendes Schreiben des Herrn Dr. Much, ddo. 14. April 1883 zur Verlesung:

Wien, 14. April 1883.

Euer Hochwohlgeboren!

Hochgeehrter Herr Baron!

Voll schmerzlichen Gefühles, aber in der Ueberzeugung der unerbittlichen Nothwendigkeit lege ich Ihnen, hochgeehrter Herr Baron, die Bitte vor, mich von dem Amte und den Verpflichtungen eines Secretärs der Anthropologischen Gesellschaft zu entheben. Schon bei der Wiederwahl im Februar vorigen Jahres habe ich dem Ausschusse dargelegt, dass ich in Folge meines schlechten Gesundheitszustandes genöthigt bin, zu bitten, die Wahl auf eine andere Persönlichkeit zu lenken. Ich habe mich trotzdem zur Annahme der Wahl bestimmen lassen und versucht, die Geschäfte fortzuführen, so gut es geht, gewiss nicht ohne Anstrengung. Ich sehe indess die Nothwendigkeit vor mir, mir eine Zeitlang voll-

ständige Enthaltung und Ruhe zu gönnen, was bei der gegenwärtig angebahnten Erweiterung und Vertiefung der Aufgaben der Gesellschaft unmöglich wäre, da es mir widerstrebt, Amt und Titel zu behalten, die Arbeit aber Andern zu überlassen. Ich möchte nicht gerne als ein unnützes Glied dastehen, noch peinlicher wäre es für mich, wenn ich in Folge meiner Unzulänglichkeit die Gesellschaft in ihren Aufgaben hemmen würde. Ich will die Hoffnung nicht aufgeben, dass sich meine Gesundheit wieder kräftigen wird, dann will ich gerne wieder einen Theil der Arbeit auf mich nehmen. Indem ich etc.

Dr. M. Much.

Der Präsident theilt mit, dass Herr Dr. Much auf Wunsch des Ausschusses sich im verflossenen April bereit erklärte, unter gänzlicher Enthebung von den Geschäften die Stelle des Secretärs bis zur Jahresversammlung beizubehalten. Die Hoffnung, dass Herr Dr. Much die Secretariatsgeschäfte in diesem Winter wieder werde aufnehmen können, hat sich leider nicht erfüllt und er beharrt auf seinem Ansuchen.

Herr Szombathy hebt die Verdienste, welche sich Herr Dr. Much um die Anthropologische Gesellschaft erworben hat, hervor und stellt den Antrag, die Gesellschaft möge Herrn Dr. Much ihre Anerkennung durch ein mit Acclamation gefasstes Dankesvotum ausdrücken. Dieser Antrag wird mit Beifall angenommen.

Der Ausschuss beantragt die Wahl des Herrn Josef Szombathy zum Secretär und des Herrn Felix Karrer zum Secretär-Stellvertreter. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Statutengemäss treten in diesem Jahre folgende Herren aus dem Ausschusse: Hofrath Dr. F. von Hochstetter, Prof. Dr. Karabaček, F. Kanitz, Felix Karrer, Regierungsrath Prof. Dr. Meynert.

Der Ausschuss empfiehlt die Wiederwahl der Herren: Hofrath Dr. von Hochstetter,
F. Kanitz,
Prof. Dr. Karabaček und
Prof. Dr. Meynert.

An Stelle des zum Secretär ernannten Herrn Felix Karrer wird
Herr Dr. Much als Ausschussrath vorgeschlagen.
Diese Anträge werden einstimmig angenommen.

Der Ausschuss beantragt die Wahl folgender Gelehrter:

a) zu Ehrenmitgliedern:

Prof. Dr. Adolf Bastian in Berlin,
Dr. J. W. Powell in Washington.

b) zu correspondirenden Mitgliedern:

Albert S. Gatschet in Washington,
Dr. Ernest Hamy in Paris,
W. J. Hoffmann in Washington,
Prof. Dr. Johann Urban Jarnik in Prag,
Dr. Gustav Radde in Tiflis,
Dr. E. Schmeltz in Leyden,
Dr. Georg Schweinfurth in Cairo,
A. Steinhauer in Kopenhagen.

Die Versammlung genehmigt mit Acclamation diesen Antrag.

Der Präsident schliesst hierauf den geschäftlichen Theil der Jahresversammlung. **J. Szombathy.**

2. Herr Bergdirector **V. Radimský** übersendet einen

Vorläufigen Bericht über die Untersuchungen von Tumulis in der Umgegend von Wies in Steiermark im Jahre 1883.

Der Hauptzweck der Arbeiten, welche ich mit einer Subvention der Wiener Anthropologischen Gesellschaft im Sommer und Herbste des Jahres 1883 durchführte, war die Oeffnung des 36 m. im Durchmesser haltenden Kürbischhanselkogels in Goldes, sowie die weitere Durchforschung einiger zu der Purgstaller Nekropole gehörigen Tumulusgruppen.

Hügelgräber der römischen Periode wurden nur gelegentlich von Orientirungsgrabungen in Angriff genommen.

Im Ganzen gelangten 29 Tumuli zur Oeffnung und zwar von jenen der älteren Periode:

1 grosser Kogel im Kürbischhanselweingarten zu Goldes,
1 Hügel im Tschoneggerfranzelwalde zu Goldes,
8 „ „ Forstwalde zu Gleinstätten,
4 „ „ Kaiserschneiderwalde zu Purgstall,
1 „ „ Ofenmacherwalde zu Purgstall,
1 „ „ Muskerfastlwalde „ „
6 „ „ Leitengritsch- und Schützenwalde zu Mantrach und
1 Hügel im Fuxwalde zu Hörmsdorf.

Zus.: **23** Stücke,

und von jenen der römischen Periode:

2 Hügel im Gretschwalde zu Vordersdorf und
4 „ „ Hannsjörgelwalde zu St. Andrä.

Zus.: **6** Stücke.

Der grosse Kürbischhanselkogel ergab einen interessanten viereckigen Mittelbau von 6 bis 7 m. Seitenlänge mit einem 7·7 m. langen, südwärts gestreckten Vorbau, nebst verschiedenen Steinsätzen, welche zusammen ein Steinmauerwerk von circa 41 Kbm. Inhalt repräsentirten.

In Bezug auf Beigaben hat jedoch dieser Hügel leider den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; denn obwohl zwischen den Mauern des Mittelbaues in verschiedenen Horizonten vier Brandschichten vorkamen, so enthielten dieselben ausser den Leichenbrandresten nur kleine Goldschmuckfragmente, etwas Bein-, Bernstein- und Glasperlen, viele, jedoch durch Feuer und Rost meist zerstörte Bronzefragmente, eine eiserne Messerklinge, zwei Bruchstücke von gravirten Beigeräthen, drei Spinnwirtel von Thon und eine grössere Anzahl von Thongefässscherben. Der ganze grosse und aus gewaltigen Steinen zusammengesetzte Vorbau war bis auf einen Ziegenzahn vollständig leer.

Ausserdem wurde in der Anschüttung ein gebrochener Schleifstein, ein eiserner Kelt und ein ganzer gelblicher Thontopf gefunden.

Die übrigen Hügel von Goldes, Gleinstätten, Purgstall und Mantrach lieferten ausser zahlreichen Thongefässscherben, Eisen- und Bronzefragmenten einen Steinmeissel und einen durchbohrten Wetzstein, fünf Spinnwirtel von Thon, fünf ganze Eisenringe, eine eiserne

Messerklinge, einen Eisenkelt, vier Eisenlanzen und einen Palstab von Bronze.

Der Tumulus im Fuxwalde zu Hörmsdorf bei Eibiswald, welchen ich für ein Grab aus der Römerzeit hielt, erwies sich bei der am 30. Juli vorgenommenen Oeffnung als der älteren (Purgstaller) Periode angehörig. Seine Brandschichte enthielt nämlich mehrere charakteristische Thongefässe und eine gekrümmte Messerklinge von Eisen, wie solche hier nur in den Gräbern der älteren Zeit angetroffen werden.

Nachdem nun bisher weder in dem schwarzen, noch in dem weissen Sulmthale ein Tumulus der vorrömischen Periode beobachtet wurde, obwohl viele Tumuli bei Schwanberg, St. Martin und Vordersdorf geöffnet wurden, so scheint das Saggauthal bis in die Nähe von Eibiswald hinauf schon früher besiedelt gewesen zu sein als die beiden Sulmthäler. (Siehe meine Karte, Mitth. d. A. G. B. XIII, Taf. IX.)

Möglich, dass diese ältere Bevölkerung des Saggauthales den Radelpass schon kannte, und wäre es zur Aufklärung der vorliegenden Frage sehr erwünscht, wenn auch der südliche Fuss des Radelberges im Drauthale nach dieser Richtung hin näher untersucht würde.

Von den Tumulis der römischen Periode zeigten die zwei im Gretschwalde zu Vordersdorf geöffneten Hügel elliptische Steinbaue, deren einer zwei gebrochene Mühlsteine aus Gleichenberger Andesit mit eingemauert enthielt und fanden sich darin ausser den gewöhnlich vorkommenden Thongefässen eine bauchige Glasurne und drei Kupfermünzen vor.

Die vier Hügel im Hannsjörgelwalde zu St. Andrä dagegen waren sehr arm an Beigaben und wäre ausser Thongefässscherben nur eine grössere Anzahl von verschiedenen Eisennägeln zu erwähnen.

Sämmtliche Funde wurden bereits an das k. k. Hofmuseum abgeliefert, wo die Thongefässe in Kürze einer Restaurirung unterzogen werden.

Ausser den Grabungsarbeiten habe ich ferner Vermessungen aller jener Tumulusgruppen und einzelnen Hügel in Gleinstätten, Goldes, Purgstall, Mantrach und Grossglein vorgenommen, welche nicht schon gelegentlich der Grabungen des Jahres 1882 zum Theile durch Herrn Assistenten J. Szombathy, zum Theile durch mich aufgenommen worden waren. Im Ganzen wurden 431 Tumuli neu vermessen und damit das nöthige Materiale beschafft, um eine Detail-Karte der ganzen Purgstaller Nekropole zusammenstellen zu können.

3. Herr Pfarrer P. **Lambert Karner** übersendet eine Notiz über

Zwei neue Burgstallberge in Niederösterreich.

In den Gemeindegebieten von Haslach bei Nappersdorf und Klein-Sierndorf ragt eine isolirte Bergkuppe über alle Hügel der Nachbarschaft empor. Dieser Berg beherrscht als höchster Punkt weitaus die ganze Gegend und führt den Namen Burgstall oder Bokstall.

Schon von weiter Ferne fällt die eigenthümlich gestaltete Nordseite dieses Berges in die Augen, die trotz der grossen Ausdehnung und trotz der theilweisen Waldanstockung auf eine künstliche Formation schliessen lässt.

Doch haben wir hier keinen Tumulus mit Wall und Graben vor uns, sondern eher einen uralten befestigten Platz, vielleicht ein Schanzwerk.

Die Spitze des Berges ist abgeplattet und bildet eine mässig breite, von West nach Ost sich erstreckende Längsfläche von circa 300 Schritten. Während das Westende der eigentlichen Kuppe nicht mehr intact ist, da sich daselbst eine Schottergrube mit einem vorbeiführenden Fahrweg befindet, schliesst sich östlich ein in einem grossen Bogen gegen Südost führender, schmaler, gegenwärtig mit einem Fusssteige versehener Bergrücken an, dessen Südwand dachförmig, dessen Nordwand theilweise senkrecht abfallend gestaltet ist. Während sich die Südseite nur etwa 3 m. hoch von der Umgebung abhebt, fällt die Nord- und Nordostseite 30—35 m. tief und zwar in einer Neigung von beiläufig 35° ab. Daran schliesst sich, besonders an der Nordseite gegen Ost sich wendend, und wo sie nicht vom Fahrwege durchbrochen ist auch an der Westseite eine Ebene von 35—40 m. Breite an, und wieder fällt dann der Berg ringsherum dachförmig in die Tiefe ab und ist das Gefälle besonders an der West- und Ostseite, wo der Berg ganz isolirt steht, ein bedeutendes.

Die Südseite des Berges ist muldenförmig eingebuchtet und erscheint mithin von der vortretenden Südost- und Südwestseite gewissermassen flankirt. Die ganze Anlage bildet also einen riesigen Halbkreis. Wie mir dünkt, findet sich hier Kunst und Natur vereint, indem die Südseite des Berges wenig oder gar nicht verändert wurde, dagegen die übrigen Seiten desselben durch die künstliche abgestufte Abdachung ihre jetzige Form erhielten.

Oben am Plateau fand ich Artefacten, und zwar Gefässreste ohne alles Ornament, theils mit schwarzem, theils mit ockergelbem und rothem Anstriche (? D. R.), mit glatter und rauher Aussenseite. Unten im Thale fand ich auf einem Acker den Boden eines Gefässes, 1 cm. dick, mit einem Umbo von 4 cm. Durchmesser und unmittelbar davon weit auseinanderstrebenden Gefässwänden [1]).

Im Südost vom Burgstallberg, schon im Gemeindegebiete von Klein-Harras, in der Luftlinie 1 km. entfernt, befindet sich ein sogenannter „Hausberg“, dessen nordöstlicher, eine nahezu quadratische Ebene bildender, sehr mässiger Abfall von drei Seiten, Südost, Südwest und Nordwest mit einer wallartigen Erhöhung umgeben ist. Artefacten fand ich daselbst keine, doch scheint der Name nicht ganz ohne Bedeutung zu sein. In dieser Gegend soll vor Jahren, wie mir berichtet wurde, eine bei 30 cm. lange Säge aus Feuerstein gefunden worden sein.

Es befinden sich also hier auf einem verhältnissmässig geringen Terrain drei Erdwerke: der Tumulus

[1]) Nach Stephan Mill wird dieser Berg schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts urkundlich erwähnt, und zwar im Zwettler Gültenbuche, wo es heisst: „Stec habemus a domino Stadmaro secundo supra dicto de Chunnring ium bono monte ibidem qui Purchstall vulgariter nominatur.“

von Nappersdorf, unmittelbar daran anschliessend der Burgstallberg und vielleicht 2 Stunden davon gegen Ost der berühmte Tumulus von Stronek.

Der zweite Burgstallberg befindet sich nahe an der mährischen Grenze in Neu-Ruppersdorf, einer Filiale von Wildendürnbach. Derselbe ist ein grosser Tumulus, dessen Form eine auffallende Aehnlichkeit mit dem von Nappersdorf besitzt.

Merkwürdigerweise ist die Anlage als Tumulus vom Thale und auch von der Ferne aus nicht erkennbar; nur die kahle, ringsum abgedachte Form des isolirt stehenden Berges fällt dem Beobachter in die Augen.

Die ganze Anlage erstreckt sich über einen isolirt stehenden oblongen Berg, der sich unmittelbar nördlich von Neu-Ruppersdorf von West nach Ost hinzieht. Der eigentliche Tumulus befindet sich auf der östlichen Hälfte des Plateaus und besitzt eine fast dreieckige Form, ähnlich dem von Nappersdorf; er erhebt sich nur unmerklich über den ringsherum laufenden Wall und ist daher vom Thale aus nicht sichtbar. Das Westende desselben bildet eine von Süd zu Nord laufende gerade Linie von 30 m. Länge. Die Ecken sind etwas abgerundet und daran schliessen sich die Seitenwände, von denen die südliche ebenfalls fast gerade 40 m. lang sich hinzieht und nur gegen das Ostende sich etwas einwärts biegt, während die Nordwand in einer Ausbauchung von 50 m. Länge zur scharf ausgeprägten Südostspitze hin verläuft. Die ganze Länge der Tumulusebene beträgt 45 m. Der Graben ringsherum dürfte 2—3 m. tief sein und der Wall, der im Norden, Osten und Süden unmittelbar nach Aussen in die Tiefe abfällt, steht, in seiner Mitte gemessen, vom Tumulus 15—17 m. weit ab. Der äussere Abfall des Walles ist besonders an der Ostseite ausserordentlich steil und von bedeutender Tiefe, dem Augenscheine nach gewiss 60 m., wenn nicht mehr. Der Totalumfang des Walles beträgt 246 m.

Auf dem Plateau des Tumulus und im Graben fand ich an Artefacten zerstreut liegende Gefässreste, darunter auch den Rand eines fingerdicken Gefässes aus geschlemmtem Lehm, mit Wellenornament im Innern des Gefässes. Ein ganz gleiches Gefässstück fand ich später am Friedhofe in Pulkau, über den ich gelegentlich mehr berichten werde. Die übrigen Gefässreste von verschiedener Dicke waren ohne Ornament, theils ohne, theils mit Röthel- und Graphitanstrich. Auch faustgrosse, theils runde, theils oblonge Steine liegen herum, doch dürften sie nach meinem Dafürhalten keine Kunstproducte sein.

Die an den westlichen Wallrand sich anschliessende Westhälfte des Plateaus ist zur Zeit beurbart und befinden sich daselbst Aecker; doch ist das ganze Terrain wellenförmig vertieft und ziehen sich diese Vertiefungen von Süd nach Nord. Auch hier fand ich diverse Gefässreste. Das Westende des Berges bildet eine gerundete Kuppe und befindet sich dort eine Schottergrube. Hier stehen wir nun, ich möchte sagen vor einem geologischen und archäologischen Räthsel. Das Gerölle ist so fest und compact, dass es mit eisernen Krampen abgehauen wird. Mitten nun in diesem Gerölle fanden die Arbeiter in einer Tiefe von 2 m. — wie ich gemessen — intact, ganz alleinstehend, ein schwarzes Gefäss, wie sie sagten, mit sehr dicken Wänden, ausgebaucht und vielleicht einen halben Liter haltend. Das Gefäss wurde auch unversehrt herausgebracht, aber, wenngleich es nur kurze Zeit vor meiner Ankunft entdeckt wurde, fand ich nichts mehr davon vor; es wurde Kindern zum Spielen gegeben. — In einer Entfernung von circa 10 m., aber unmittelbar unter der Oberfläche, glaubten die Arbeiter ein Menschenskelet gefunden zu haben. Die Fundstelle erwies sich deutlich vom Gerölle abgegrenzt, als eine mit schwarzem Erdreiche gefüllte Grube. Ich sondirte noch weiter, fand auch einige Knochenreste, halte sie aber nicht für Menschen- — sondern für Rindsknochen. Die Stelle dagegen, wo im Gerölle das Gefäss stand und welche ich selbst noch sah, zeigte nirgends nur eine Spur von Erdreich, in welchem dasselbe wäre eingebettet gewesen.

4. Herr Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck berichtet über einen

Gräberfund bei Sterzing.

Neben dem Zoll-Wirthshause am alten Jaufenwege bei Sterzing wurden schon vor mehreren Jahren Menschenknochen und Topfscherben ausgegraben. Im vergangenen Sommer stiess man nun beim Abgraben eines ziemlich steilen Hügelabhanges neuerdings auf fünf Skelette, darunter ein Kinderskelet. Leider wurden die zum Theil wohlerhaltenen Schädel zertrümmert. Herr Conr. Fischnaler, Lehrer am hiesigen Pädagogium, der gerade in Sterzing anwesend war, hatte die Liebenswürdigkeit, mich von dem Funde zu benachrichtigen. Ich eilte sofort nach Sterzing und nahm im Verein mit Herrn Fischnaler eine Grabung vor. Das Ergebniss derselben war indessen ziemlich spärlich.

Wir fanden in verschiedener Höhe in den Abhang eingelagert drei ausgestreckt liegende Skelette. Dieselben lagen, durchaus mit dem Gesichte nach Osten orientirt, auf einer mit Steinen vermischten Brandschichte und waren auch mit einer Kohlen- und Aschenlage bedeckt. Alle drei Schädel waren so zermorscht und zerdrückt, dass an ihre Conservirung nicht zu denken war. In der Brandschichte fanden sich zerschlagene Knochen von Rind und Ziege (ein Ziegenstirnzapfen war abgesägt), ein Fragment feinen, stark irisirenden Glases und verschiedene Topfscherben. Diese verrathen grösstentheils eine vorgeschrittene keramische Technik. Bei einigen ist der Thon allerdings mit Sandkörnern gemengt, die Oberfläche rauh, die Brennung ungleich. Andere Scherben aber zeigen feingeschlemmten Thon, dünne Wandung, geglättete Oberfläche und sind gleichmässig roth gebrannt; die Gefässe, von denen sie herrühren, waren unverkennbar auf der Drehscheibe gefertigt. Von eigentlichen Beigaben ist zu nennen eine gut erhaltene Bronzenadel, 12 cm. lang, mit abgeflachtem oberen Ende, dann ein Stück dünngewalzten Bronzeblechs. In der Erde, unmittelbar oberhalb der Kohlenschichte, lag eine römische Kaisermünze (Probus).

Die mit Thierknochen und Scherben vermengte Branderde wurde an verschiedenen Stellen aufgedeckt. Die Lagerungsverhältnisse sind für Grabungsarbeiten insoferne nicht günstig, als die Brandschichten sich in schwacher Neigung ziemlich tief in den Hügel hineinziehen, so dass eine bedeutende Erdbewegung nothwendig wäre, um eine ausgedehntere systematische Grabung durchzuführen.

Bei späteren Nachgrabungen, welche der Grundbesitzer durchführte, kamen noch drei weitere Skelette zum Vorschein. Eines derselben soll mit Steinen umstellt gewesen sein. Beigaben fehlten. Ein Schädel, der gut erhalten war, wurde mir überbracht. Derselbe ist subbrachycephal (L. Br. Ind. 81·4), hat aber dolichoiden Typus. An der rechten Seite zeigt er eine vernarbte Hiebwunde.

Bei der Spärlichkeit der Grabungsresultate ist es schwer, ein Urtheil über das Alter der Begräbnissstätte abzugeben. Doch scheint Manches dafür zu sprechen, dass dieselbe nicht in die vorrömische Zeit zurückreicht.

Der Schädel wurde der kraniologischen Sammlung an der hiesigen Universität einverleibt, die übrigen Fundobjecte dem Museum Ferdinandeum übergeben.

5. Herr Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck schreibt uns: Ueber den

Bronzefund bei Dercolo,

den wir in dieser Zeitschrift Bd. XIII p. 220 f. kurz besprochen haben, bringt das letzte Heft des „Archivio Trentino“ (Anno II. fasc. 2 p. 165 ff.) einen längeren interessanten Aufsatz von G. A. Oberziner, dem Verfasser des tüchtigen und verdienstvollen Werkes: „I Reti in relazione cogli antichi abitatori d'Italia, Roma 1883.“ Oberziner bespricht die einzelnen Fundgegenstände detaillirt und zieht an der Hand einer sehr umfassenden Literatur allenthalben analoge Funde zum Vergleiche heran. Er gelangt zu dem Resultate, der Fund von Dercolo sei ein Grabschatz — „deposito mortuario“ — aus der ersten Eisenzeit, und zwar trage er entschieden italisches Gepräge; das Grab, in welchem der Schatz deponirt war, sei das einer Frau oder noch wahrscheinlicher das eines Priesters gewesen. Dieser Auffassung gegenüber halte ich meine früher ausgesprochene Ansicht, es handle sich um ein Waarendepôt, unbedenklich aufrecht. Die Hypothese, dass die Situla mit ihrem reichen Inhalte in einem Grabe gestanden habe, wird durch die von Oberziner mitgetheilten Erkundigungen über die Fundmodalitäten nach meiner Ueberzeugung keineswegs bestätigt. Vor Allem spricht aber dagegen das Vorkommen so zahlreicher Exemplare desselben Typus (z. B. nicht weniger als 76 ganz gleich grosse Certosa-Fibeln!). Ich hoffe, auf diese Fragen an anderer Stelle noch einmal ausführlicher zurückzukommen, wobei sich auch Gelegenheit ergeben wird, einige Ungenauigkeiten zu berichtigen, die sich in den Aufsatz Oberziner's eingeschlichen haben, weil er nicht die Fundobjecte selbst, sondern nur Zeichnungen vor sich hatte.

6. Herr **Dr. Joh. B. Dworschak** in Deutschlandsberg übersendet einen Bericht über

Die Gedächtnisshügel des Lassnitzthales in Steiermark [1]).

Die Gedächtnisshügel des Alterthums, insbesonders die Begräbnisshügel, sind gewöhnlich und vorzugsweise an den alten Verkehrszügen und Strassen errichtet worden; auch die Römer huldigten dieser Sitte und die Grabmäler der via Appia sind allbekannt. Es ist daher nahezu selbstverständlich, dass auch die Gedächtnisshügel des Lassnitzthales meistentheils an wichtigen, in der Vorzeit benutzten Strassenzügen oder wenigstens in deren Nähe sich finden.

Wenn man das Lassnitzthal, bei Landsberg beginnend, durchstreift, stösst man in der nächsten Nähe des Marktes auf die erste Gruppe von Tumulis in der Gemeinde Leibenfeld an einer Biegung der nach Eibiswald führenden Bezirksstrasse.

Diese Gruppe liegt an einer bewaldeten, sanft ansteigenden Hügellehne zur rechten Seite der Strasse und links der Eisenbahn unterhalb ihrer Uebersetzung der Bezirksstrasse. Sie enthält mehr als 25 Stücke, die meisten davon dem Anscheine nach intact. Nur ein einziger grösserer Tumulus liegt von den übrigen Hügeln dieser Gruppe etwas entfernter rechts von der Bahn im Walde des vlg. Schwab in Leibenfeld.

Bevor wir die nähere Umgebung von Landsberg verlassen, muss ich noch eines Hügels in der Sulz und des zum Gebiete des fürstlich Liechtenstein'schen Gutes Feilhofen-Landsberg gehörigen Feilhofner Wäldchens erwähnen, das nach seiner Eröffnung mir interessante Ausbeute von gut erhaltenen Thonfragmenten ergab, worunter ein nahezu vollständiges thönernes Näpfchen, dann Bruchtheile von wenigstens fünf grösseren und kleineren Gefässen, darunter eine flache Schale, alle von schöner Technik, einige davon schwarz, die Schale röthlich, sämmtlich auf der Drehscheibe gearbeitet. Nebstbei zeigte sich auch eine ziemlich starke Brand-, Knochen- und Kohlenschichte. Im Bodenstückfragmente eines Gefässes befand sich nebst Schädelknochensplittern unter der Loupe deutlich erkennbar eine Anzahl pflanzlicher Reste von brauner Farbe und kätzchenartig. Diese Bodenreste hatten aber weder Höhlungen, noch konnte ich trotz sorgfältigster Untersuchung mit der Loupe Körnerreste finden. Da links von dem knapp vorbeiführenden Wege ein Haus sammt Aecker sich befindet, dürften, da dieser Tumulus wahrscheinlich nicht der einzige war, die übrigen längst planirt sein. Seine Höhe betrug kaum einen Meter bei einem Durchmesser bei drei Meter.

An der rechten Seite der Lassnitz unter Leibenfeld zwischen Schloss Frauenthal und Krottendorf in der Ebene liegt der sogenannte Lechkogel [2]). Trotzdem er kaum eine Höhe von anderthalb Meter besitzt, ist er doch vermöge seiner Lage in der Ebene weithin sichtbar.

---

[1]) Raummangel nöthigt uns, von diesem interessanten, gedankenreichen Aufsatze vorläufig nur den Absatz über die topographische Vertheilung der Tumuli mitzutheilen. Die Red.

[2]) Sein Name deutet auf eine alte Opferstätte; „Lech“ kommt vom keltischen „leagh“, dem liegenden Opfersteine — der „Opferstätte“ — in dieser steinarmen Gegend durch Lehmhügel vertreten.

Sein Durchmesser beträgt an der längsten Stelle bei 30 Meter. Nahe der Mitte des Kreises trifft man auf Spuren eines sich unter ihm verlierenden Steinlagers. Es durchschneidet ihn die Grenze zweier Grundbesitze; der eine Antheil ist bereits planirt, der andere aber bis jetzt noch nicht zur Cultur verwendet.

Es soll an ihm bereits der verstorbene Herr Dr. Unger in St. Florian vor Jahren Grabungen angestellt haben, ob was gefunden wurde, ist nicht eruirbar gewesen.

Die nächste Ortschaft von antiquarischer Wichtigkeit auf der rechten Lassnitzseite ist Lassenberg.

Auf dem Plateau eines in die Ebene vorspringenden Hügels dieser Gemeinde liegen die jetzt noch als „Burgstall-Aecker" bezeichneten Grundstücke, auf denen nach Angaben der Bewohner Legionsziegel, römische Münzen, Grundmauerwerk und Waffenstücke gefunden worden sein sollen.

Auch im Thale gegen Gross-Florian zu, in Grünau, wurden nach Erzählungen Einheimischer römisches Mauerwerk, Münzen und Ziegel gefunden.

Von vorgenannten Burgstall-Aeckern gegen Westen an dem Gemeindewege nach Nassau trifft man zu beiden Seiten desselben eine Gruppe von Hügeln, die jedoch schon beinahe unkenntlich sind. Auch hier soll nach den Aussagen der Bewohner Dr. Unger Nachgrabungen angestellt und Bronzen, sowie Eisen gefunden haben. Nachdem er jedoch bezüglich seiner Grabungen und Funde nichts Schriftliches hinterliess, sind die Resultate seiner Arbeiten und das Material für die Wissenschaft verloren.

An der von Wettmannstätten nach Zenndorf führenden Gleinstättner Strasse liegen links im Walde an der Lehne acht ziemlich grosse Hügel von $1^1/_2$ bis 2 Meter Höhe und 5 bis 6 Meter Durchmesser. Bei Eröffnung von zwei derselben fand sich darin rein gar nichts. Auch bezüglich der übrigen sämmtlich bereits geöffneten Hügel ergaben die eingezogenen Erkundigungen gleichfalls ein negatives Resultat.

Zwischen Zenndorf und Leitersdorf liegt in der Ebene vorgebirgsartig hereingelagert ein Hügelrücken mit einem Wohnhäuschen des vlg. Koglbauer auf dem äussersten Vorsprunge. Ich halte denselben für eine alte Niederlassung oder einen Cultushügel. Die genauere Untersuchung der Spitze desselben wird wohl weiteren Aufschluss geben.

Den Lauf der Lassnitz in das Murthal berücksichtige ich hier weiter nicht und gehe auf die linke Lassnitz-Uferseite über. Hier heben wir nördlich der Station Wieselsdorf den sogenannten Sauruckkogl hervor (keltisch: „saur" „Wasser", „rock" „Bergrücken"), nahe der Mühle gleichen Namens, an dessen äusserstem Vorsprunge in das Thal hinaus eine ähnliche Erhöhung wie beim Koglbauer sich befindet. Nachdem an diesem Kogl Sagen von Schätzen und Geistern haften, dürfte eine Durcharbeitung nicht ohne Ausbeute sein; ich habe noch nicht die Musse hiezu gefunden.

Im Stainzthal finden sich in der Gemeinde Wetzelsdorf zwei Tumulus-Gruppen, wovon die eine in der Gegend Aling mit wenigstens 30 Hügeln besonders interessant ist, weil sie noch beinahe unangetastet zu sein scheint. Ich habe darin drei Hügel geöffnet. In zweien fand ich Thonscherben älterer Formation, nicht auf der Drehscheibe gearbeitet, jedoch Brandschichte und in dem einen davon auch Knochen und Kohle. Es waren dies zwei grössere Hügel von mehr als $1^1/_2$ Meter Höhe und 12 Meter Durchmesser. Im dritten, viel kleineren, kaum 30 Schritte entfernt, mit 1 Meter Höhe und 4 Meter Durchmesser, fand ich einen kleinen Brandplatz sammt Knochenschichte in dessen Mitte von kaum 1 Meter Durchmesser, ferners die Trümmer eines sogenannten Dreifusses sammt Deckel, die ich theilweise zusammensetzen und restauriren konnte. Nebstbei fanden sich darin noch mehrfache Gefässfragmente, theilweise von hübscher Arbeit, einige darunter denen des Tumulus vom Feilhofner Wäldchen gleichend. Die zweite Gruppe in Wetzelsdorf wurde von mir noch nicht untersucht.

Wir kommen nun auf den mittleren Uebergang aus dem Lassnitz- in's Stainzthal, nämlich über Vochera, Tanzelsdorf und Rassach. An allen diesen drei Orten finden sich je eine Gruppe Tumuli; die in Vochera ist deshalb interessant, weil sie ziemlich weit von der Strasse abseits an einem ziemlich steilen Berghange liegt.

Zwischen Rassach und Neudorf im Stainzthale findet sich bei letzterem Orte eine Gruppe, dann ein einzelner Tumulus in Schwagg. Endlich kommen wir zum obersten Uebergange vom Lassnitz- in's Stainzthal in der Richtung von Landsberg über Wildbach nach Stainz. Hier findet sich auf der linken Thalseite in der Gemeinde Fürth ein einzelner sehr grosser Hügel, dann auf der rechten Seite an der Strasse von Gams nach Stainz auf der Höhe der Uebersattlung in's Stainzthal, wo von der Bezirksstrasse sich noch zwei Wege, der eine mittlere nach Gersdorf und der rechte nach Rassach, abzweigen, zwei Gruppen. Von der einen, ganz knapp an der Bezirksstrasse, wurden bei Verbreiterung letzterer an ihrer linken Seite, wenn man gegen Stainz zu geht, einige mitten durchschnitten. Rechts liegen acht bis zehn Hügel. Zwei davon wurden von mir untersucht und darin wohl Brand- und Kohlenschichte, aber keine Knochen oder Gefässtrümmer gefunden. Die übrigen Hügel sind meist sehr zerwühlt.

Wenn man von dieser Gruppe rechts den nach Rassach hinabführenden Weg verfolgt, trifft man kaum 10 Minuten von der früheren Gruppe weg auf ein ganzes Gräberfeld von mehr als 50 Hügeln gross und klein, viele sogar in ziemlich geordneten Reihen, von deren Inhalt ich noch nichts weiss, da ich zur Eröffnung derselben noch nicht gekommen bin.

Nach dieser kurzen Schilderung besitzt also das Lassnitzthal eine ganz anständige Zahl von Hügelgruppen und damit ein für längere Zeit zureichendes Forschungsmaterial.

7. Herr Hofrath Dr. **Ferdinand von Hochstetter** spricht über

Zwei neu angefertigte neuseeländische Mere aus Nephrit

und legt eines derselben vor.

Im Jahre 1881 kam die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Museums durch die Vermittlung des Herrn Dr. Julius

Ritter von Haast, des Directors des Canterbury Museums in Christchurch (Neuseeland), in den Besitz eines Mere Punamu, einer Steinaxt aus neuseeländischem Nephrit, von der bekannten Form der neuseeländischen Mere, die aber dadurch interessant ist, dass sie erst in den letzten Jahren von einem 68 Jahre alten Maori Namens Mahia Tamate Tikao, der in Wainni auf Banks Peninsula in der Provinz Canterbury lebt, verfertigt wurde. Gleichzeitig mit diesem Exemplar hat Tamate Tikao ein zweites Exemplar verfertigt, das in den Besitz des k. ethnographischen Museums in Dresden kam. Tikao soll 8 Jahre an diesen beiden Mere, die im Jahre 1881 fertig wurden, gearbeitet haben. Die dicke Schnur aus neuseeländischem Flachs am Handgriff wurde von Tikao's Frau, Namens Mairehe geflochten und zwar aus einer ungefärbten und zwei nach alter Maoriart gelb und schwarz gefärbten Schnüren.

Die Ausmasse des neuen Meres sind:

Länge	400 mm.
Grösste Breite des Blattes . .	117 „
Breite am Handgriff	45 „
„ „ Knopf	60 „
Dicke des Blattes	12 „
„ am Handgriff	20 „

Das Stück zeigt eine gleichmässig grüne Farbe und besitzt nur wenige schuppig schiefrige Ablösungsflächen.

Wahrscheinlich sind diese beiden Mere die letzten, die überhaupt von einem Maori noch angefertigt wurden.

Nach brieflichen Mittheilungen von Rev. J. W. Stack, Devan chelles-Bay Akaroa Harbour, Canterbury Nr. 3, (erh. December 1882) kann ich über die Verfertigung der Mere noch Folgendes hinzufügen: „Die zur Verfertigung von Meres von den Maoris am meisten geschätzten „Punamu-Steine", d. h. Nephrite, waren diejenigen, welche als Geschiebe oder Rollblöcke in Flussbetten gefunden wurden. Der Block, wenn gefunden, wurde nach dem Namen des Geistes benannt, der dem Tohunga, welcher den Führer bei der Suchpartie machte, die Lage desselben offenbarte.

Die Eingebornen der Ostküste der Südinsel hatten nämlich die Gewohnheit, im Herbst in kleinen Partien sich über die Alpenpässe, die ihnen bekannt waren, nach der Westküste aufzumachen. Nach der Ankunft an der Küste trennte sich der Führer der Partie, der Tohunga, von den übrigen und führte gewisse religiöse Ceremonien durch, um die Atuas, die Geister, zu bestimmen, ihm den Ort zu bezeichnen, wo Grünstein zu finden sei. Wenn gnädig, so offenbarten die Geister ihm im Traum den Ort, wo der so hochgeschätzte Stein vorkommt. Beim Erwachen theilte der Tohunga seinen Genossen die Offenbarung mit und nun machten sich alle nach der bezeichneten Localität auf und zerstreuten sich zur Durchsuchung aller Wasserläufe. War der Block gefunden, so wurde er alsbald nach dem Geist, der zu seiner Entdeckung mithalf, benannt. Im Wasser unterscheiden sich die einzelnen Grünsteinblöcke wenig von einander, da sie an ihrer Aussenseite im Allgemeinen grau oder braun erscheinen.

Da nur verhältnissmässig geringe Mengen der am meisten geschätzten Varietäten von Nephrit auf die beschriebene Weise gefunden wurden, so mussten die Maoris auch die ursprüngliche Lagerstätte des seltenen Minerals aufsuchen, um sich Stücke vom anstehenden Fels selbst abzuschlagen.

Dazu suchten sie sich einen grossen runden Nephritblock aus, der eine möglichst nach jeder Richtung verworrene oder verflochtene Structur zeigte, also sicher recht zäh war. Diesen Block befestigten sie an das Ende eines Holzbalkens und machten sich auf diese Art einen Hammer. Am Hammerende wurden dann drei Seile angebracht und der Hammer in der Nähe des Nephritfelsens ungefähr unter 80° aufgerichtet, indem ein Mann an einem Seil hielt oder dasselbe befestigte, und andere mittelst der beiden andern Seile dem Hammer eine solche Richtung gaben, dass derselbe genau auf die gewünschte Stelle niederfiel.

Hakopato Ataota, ein alter Maori, erzählte, dass 30 Mann nothwendig waren, um mit dem Hammer zu arbeiten, als er vor 60 Jahren seine erste Nephritreise nach der Westküste machte.

Die Werkzeuge, welche zur Bearbeitung des Nephrits verwendet wurden, sind:

1. Kuru Kohatu, Steinhammer, bestehend aus einem etwa kopfgrossen runden Geschiebe von Nephrit, mittelst dessen von den grösseren Blöcken Stücke abgeschlagen wurden. Um einen geraden Bruch zu erzeugen, wurde an der passenden Stelle vorher eine Furche ausgeschliffen.

2. Parihi Kohatu, ein scharfkantiges Bruchstück von Basalt oder irgend einem andern harten Stein, mittelst dessen durch Vor- und Rückwärtsreiben die Furche ausgeschliffen wurde.

3. Hoanga, Schleifstein, irgend ein körniger Sandstein, um die rauhe Oberfläche abzuschleifen.

4. Kuru paka, ein glimmerreicher, zugleich ziemlich harter Kohlenschiefer, wie er an der Westküste häufig vorkommt, um Rinnen oder Furchen auszuschleifen.

5. Mata, eine Obsidianspitze, als Bohrer, um damit Löcher auszudrillen.

Die Eingebornen von Canterbury holten sich ihre Schleifsteine vom oberen Ende des Lyttelton-Hafens in der unmittelbaren Nachbarschaft von Quails Island, wo ein dazu geeigneter trachytischer Sandstein vorkommt.

Die Bearbeitung des Nephrits war eine Lieblingsbeschäftigung alter Häuptlinge, die Tag und Nacht bei der eintönigen Arbeit ausharrten. Bei Tag trugen sie ihren Stein zu irgend einem beliebten Ruheplatz (taumata) auf dem Gipfel eines benachbarten Hügels, wo sie nun den ganzen Tag sassen mit dem Schleifstein auf der Oberfläche des Nephrits vor- und rückwärts schleifend, ohne andere Unterhaltung, als dass sie von der Anhöhe Alles beobachten konnten, was im Dorfe vor sich ging. Ein fleissiger Häuptling trug Abends seinen Stein nach Hause, setzte sich gegen die Wand seiner Hütte, um nicht einzunicken und Zeit zu verlieren. Uebermannte ihn der Schlaf, so behielt er dennoch seinen Schleifstein in der Hand, um, sobald er wieder erwachte, die Arbeit fortzusetzen. Bei unausgesetzter Arbeit konnte er auf diese Weise ein Mere in etwa 12 Monaten vollenden. In den meisten Fällen kostete es aber viel längere Zeit.

8. Vortrag des Herrn Dr. J. E. Polak

über prähistorische und ethnographische Objecte aus Persien,

zumeist gesammelt während einer Reise im Jahre 1882.

Obwohl meine Reise in Begleitung zweier Fachmänner für geologische und botanische Zwecke unternommen wurde, so sollten nebstbei auch prähistorische und ethnographische Studien Berücksichtigung finden. Unvorgesehene Verhältnisse wirkten jedoch störend ein; nicht allein der Unfall des Geologen, dem die Forschung der Tumuli zugedacht war, sondern auch meine Krankheit, die mich fast unbeweglich machte, haben die Resultate sehr geschmälert. Dazu kam noch der Umstand, dass ich als Arzt so sehr in Anspruch genommen wurde, dass mir fast keine Zeit übrig blieb. — Im Weichbild von Hamadan, dem alten Ekbatana, wird in gewöhnlichen Jahren der Boden von den vielen Goldgräbern regelmässig durchwühlt, oft sind an hundert Arbeiter beschäftigt, die Erde durchzusieben und zu schlemmen. Trotzdem sie gehalten sind, an den Gouverneur eine schwere Steuer und an die Bodeneigenthümer eine beträchtliche Entschädigung zu leisten, so werden sie doch gewöhnlich durch die Ausbeute entschädigt. Bei den vielen Kriegen und Plünderungen seit ältester bis zur modernen Zeit, bei der Neigung aller orientalischen Völker, bei nahender Gefahr ihr Hab unter der Erde zu verstecken, bei dem gewöhnlichen Niedermetzeln der meisten Einwohner nach Einnahme einer Stadt, darf es nicht Wunder nehmen, dass die Funde zahlreich und lohnend sind, besonders da bei dem geneigten Boden viele Gegenstände gegen die tieferen Lagen geschwemmt werden. Dieses auch der Grund, dass Gegenstände von verschiedensten Epochen oft dicht nebeneinander liegen. Zu unserem Leidwesen hatte jedoch im Jahre 1882 der Gouverneur die Goldwäscherei untersagt, weil angeblich dadurch die Wässer verunreinigt und die Saaten geschädigt würden. Die Arbeiten konnten daher nur in geringem Masse mit gestohlener Erde vollzogen werden, welches natürlich die Möglichkeit des Sammelns verringerte. Doch im Ganzen konnten einige hübsche Gegenstände erlangt werden:

Goldfunde. Ziemlich häufig sind es Münzen von ältester Zeit der Kajaniden (selten), von Alexander M. und seinen Nachfolgern, von den Römern, Byzantinern, bis zu den Chalifen und Herrschern der neuesten Zeit. Goldmünzen der Arsaciden und Sassaniden kamen mir dort nie zur Ansicht. Wenn man an die vielen Beziehungen denkt, durch Handel, Kriege, abwechselnder Tributleistung, Einwanderung u. s. w., so wird das nicht seltene Vorkommen ähnlicher Münzen keineswegs befremden. Vielleicht noch häufiger sind die Funde an Schmucksachen, wohl erhalten oder in Trümmern, Goldperlen, Ohrringe, Armbänder, Spangen u. s. w. Die Arbeiten besonders in Filigran sind oft vorzüglich und noch für heutigen Schmuck verwendbar. Interessant sind auch Goldfigürchen griechischer guter Arbeit, oft mythologische Figuren darstellend. (Davon einige in meiner Sammlung.) Dies und noch andere später auszuführende Daten sind dadurch zu erklären, dass Griechenland eine solche Masse von Fachleuten erzeugte, dass viele in der Fremde Brod suchten, welches nicht allein notorisch bei Aerzten, sondern auch bei Handwerkern und Künstlern stattgefunden hat.

Silbergegenstände. Silbermünzen aus allen Dynastien findet man sehr zahlreich; schwach sind die Kajaniden vertreten, weil Alexander M. sie fast sämmtlich einschmelzen liess, desto häufiger, ja massig, sind jene von Alexander und seinen Nachfolgern, von Arsaciden, Sassaniden und Muselmanen. Die Römer sind nur schwach vertreten, ebenso die Baktrier. Unbegreiflich ist das seltene Vorkommen von Silbergegenständen, nur hie und da einige Nippen und Votivstücke. Wahrscheinlich werden sie von den Findern gleich eingeschmolzen, weil ihr Verbergen wegen des Volums schwierig ist.

Kupfermünzen finden sich mit Ausnahme der Kajaniden von allen früher genannten Dynastien und Ländern, am häufigsten sind die Arsaciden, seltener Sassaniden, Römer und Baktrier. Nippen aus Kupfer, Gesichtsmasken, sind im Vergleich zu Bronze selten, wahrscheinlich wegen der schwierigen Erhaltung.

Bronzemünzen, besonders von Alexander's Nachfolgern und Arsaciden in ausserordentlicher Menge und Mannigfaltigkeit. Bronzefigürchen meist als Votivstücke in ausserordentlicher Zahl und verschiedenen Formen (s. später).

Geschnittene Steine als Intaglio finden sich in ausserordentlicher Menge, von Cylindern mit Keilschrift angefangen, bis zu den gewöhnlichen Siegelsteinen, selten mit Menschen-, meist mit Thierfiguren, so Löwe, Buckelstier, Schaf, Steinbock, geflügelter Stiermensch, Fisch, Vögel, Skorpion u. s. w. Die Inschriften sind meist Pahlevi oder Keilschrift, äusserst selten griechisch. Die Ausführung ist entweder sehr roh, oder sehr künstlerisch. Letztere würde schon an und für sich den griechischen Meister verrathen, wenn nicht das Sujet selber, trotz der Pahlevi-Inschrift, auf diesen hinweisen würde. Es sind eben von Persern bestellte, von Griechen ausgeführte Kunstgegenstände.

Keramische Gegenstände. Trotz aller Nachforschung gelang es mir in Hamadan nicht, Einiges zu Gesicht zu bekommen, wahrscheinlich werden sie als werthlos zerbrochen und verschleudert. Endlich führte mich ein persischer College in eine ferne Vorstadt, dort fand ich im Halbstock vier enorme Thonkrüge, deren jeder etwa 1000 Liter fassen mochte und die jetzt zur Aufbewahrung von Gerste dienen. Sie sollen vor einigen Jahren in der Nähe der Stadt ausgegraben worden sein. Doch die ganze Arbeit, der fein durchgebrannte röthliche Thon, die schöne Guirlande, welche den Hals verzierte, wiesen auf die beste maurische Arbeit hin, also auf ein Datum von 400—500 Jahren. Aehnliche Krüge habe ich später südwestlich von Hamadan in der Provinz Malajir im Dorfe Čičian gefunden. (Ueber prähistorische Töpfe in Hekatompylos und Chanabad s. später.)

Von Schädeln hat nach meiner Abreise Herr Dr. Wöhner in Hamadan manche erlangt, sie dürften etwa im Laufe der Jahre einer Bearbeitung entgegensehen. Individuell bin ich jedoch der Ansicht, dass die modernen persischen Schädel im Allgemeinen und die Hamadaner insbesondere nur wenig Originelles bieten werden, weil das persische Blut zu viel mit tatarischem,

arabischem, kurdischem, afghanischem, jüdischem, tscherkessischem, armenischem, aramäisch-chaldäischem, scythischem gekreuzt ist, als dass ein annähernd reines Resultat zu erwarten wäre. Etwas bessere Aussicht dürften noch die spärlichen Gebern, die Kurden, die Zigeuner, die Bewohner der Provinz Schiraz und jene am kaspischen Meer, die Taberistaner und Gilen geben, ferner die Schädel von Juden, Armenern und Zigeunern, die jedoch in der ganzen Welt billiger zu haben sind, da diese Rassen nirgend variiren und man vielleicht an der Ostsee reinere Typen von Juden als in Persien findet. Gehen wir nun zu den einzelnen Funden über.

Pfeilspitzen.

Eine Reihe von verschiedenen persischen Exemplaren, die vorzulegen ich die Ehre habe, repräsentiren diese Waffe von der prähistorischen bis zur modernen, ja Jetztzeit, weil Bogen und Pfeil trotz des allgemeinen Gebrauchs von Schiesspulver bei Spielen und Kraftübungen noch heutigen Tags in Verwendung stehen:

1. Zwei Stücke aus Silex, sie stammen aus dem Tumulus Hissar bei Damghan, welcher vom General Schindler beschrieben wurde [1]). Sie sind jetzt im Besitz S. E. des Generals Neriman Chan. Beide sind aus grauem und bräunlichem Feuerstein, blattförmig, dünn, sehr fein zugespitzt und an den Rändern scharf zugeklopft, 4 cm. lang und 2 cm. breit (Fig. 20). Sie hatten die Bestimmung, in den Spalt des Schafts hineingezwängt, dann mittelst Bindfaden fixirt zu werden. Herr Dr. Much hatte die Güte, mir einen ähnlichen, doch gröber gearbeiteten Silex vom Mondsee aus seiner Sammlung zu zeigen, an dessen Basis noch Pechreste für sichere Haftung ersichtlich waren.

Trotz des häufigen Vorkommens von Quarz, besonders von Bergkrystall in Persien, scheint doch dasjenige von Feuerstein ziemlich selten; mir wenigstens kam er nur einmal unter und zwar vor etwa 26 Jahren auf dem Anstieg zu Imāmzadeh Ismaïl auf dem Sommerweg zwischen Jezdichast und Schiraz. Feuerstein heisst im persischen Idiom senge čekmaq, während gewöhnlicher Quarz senge belur heisst.

Hekatompylos in Asien (zum Unterschied von dem afrikanischen), welches in seiner Lage dem jetzigen Damghan entspricht, leitet nach allgemeiner Annahme seine Benennung davon her, dass es als Kreuzstation nach den verschiedensten Richtungen diente, weil im Orient 100, 1000 und 40 stets als Zeichen der Vielheit diente; jedoch schliesst dieses pylos ebenso wie die pylœ caspianæ nicht aus, dass der ursprüngliche Ortsname etwa mit pyle zusammengesetzt war, wie z. B. das heutige Städtchen Pile-rudbar u. A.

2. Pfeilspitzen aus Bronze, blattförmig. Sie stammen aus dem mächtigen Tumulus von Chānabad, zwei Tagreisen westlich von Teheran auf dem Karawanenweg nach Hamadan. Ein Stück mit schöner Patina ist vollkommen blattförmig. Die Mittelrippe ist auf beiden Seiten stark hervorragend, geht oben in die Spitze aus und setzt sich unten in einen 3 cm. langen Stiel fort. Die andere bildet ein Dreieck, dessen obere Ecke gestutzt ist, während die zwei unteren Ecken in Widerhaken auslaufen. Der starke Stiel besitzt zur besseren Haftung ringförmige Einkerbungen. Die Stiele solcher Pfeilspitzen wurden in den angebohrten Schaft gesteckt und dann befestigt. (Fig. 21 und 22.)

3. Konische Pfeilspitzen aus Bronze späterer Zeit, wie sie in den persisch-griechischen Kriegen und später üblich waren. Sie sind massiv, dreikantig, die Flächen stark ausgeschweift, so dass die Kanten wie geflügelt erscheinen. Es ist ersichtlich, dass den sämmtlichen alten Pfeilspitzen gewisse Dornen, Blätter und Früchte als Modell gedient haben. An der Basis ist ein kurzer massiver Stielfortsatz, in welchem sich eine Schaftröhre befindet. Diese Schaftröhre ist zum Unterschied von ähnlichen im Kaukasus nie absichtlich durchlöchert, selten zufällig durch Fehler im Guss oder durch Platzen beim Einzwängen des Schaftstockes. Pfeilspitzen dieser Art sind sehr häufig an verschiedenen Stellen, besonders in den Blachfeldern von Hamadan und Merdescht (Persepolis). Die vorgezeigten (Fig. 23—25) stammen von Hamadan.

4. Eisenspitzen früherer und moderner Zeit, vierkantig, bolzenartig mit sehr fester Spitze. Die

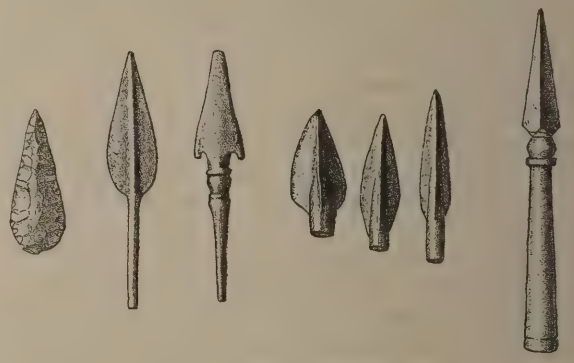


Fig. 20—26. ½ nat. Gr.

Flächen sind nur schwach concav aufgerauht, die Schaftdülle ist sehr weit und tief. Das vorgezeigte Exemplar (Fig. 26) stammt aus Isfahan und dürfte nach der Gestalt an 200 Jahre alt sein. Es lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass in der Reihe Anfangs- und Mittelglieder fehlen, so die Pfeile aus Holz und Bein, Silices mit kurzem Stiel etc., Formen, auf welche spätere Sammler gewiss ihr Augenmerk richten werden. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, dass zur Zeit, als die konischen Pfeilspitzen im Gebrauch waren, schon das Eisen eine allgemeine Verbreitung hatte, es ist jedoch klar, dass der Bronzeguss viel leichter und einfacher als das Schmieden gewesen, daher für die Massenerzeugung sich eher die Bronze eignete.

Bronzen.

Nebst den Pfeilspitzen hatte ich noch Gelegenheit, prähistorische und relativ alte Bronzen theils zu finden, theils zu sammeln, und zwar 1. prähistorische.

a) Vom obengenannten Tumulus bei Chanabad einen wohlerhaltenen Bronzedolch, Klinge 13 cm., Griff 5 cm. Länge. Die Klinge ist gegen die Mitte sehr verdickt und abgeplattet, und von dort gegen die Schneide

[1]) Vide „The Journal of the Royal Asiatic Society“ 1876, pag. 425.

stark abgedacht. Gegen Ende des Griffes ist eine rhombische Oese. (Fig. 27.)

b) Vom selben Tumulus Glieder eines dünnen Armbands oder einer Fibel, zwei dieser Glieder zeigen gegen das Ende einen ciselirten Schlangenkopf. Einige Mittelglieder sind schraubenartig gewunden, so dass es leicht möglich ist, dass die sämmtlichen Fragmente einem Armband und einer Fibel angehören.

c) Item von daselbst einen napfartigen Bronzekuchen, noch unberührt für den Gebrauch vorbereitet, wie er aus dem Schmelztiegel hervorging. Das Gewicht des Kuchens beträgt 1·710 gr. Ueberall sind die Flächen glatt polirt, welches auf einen guten Tiegel hinweist, nur die obere Fläche ist höckrig und grubig.

Als Anhang dienen dazu die vorgelegten Kupferschlacken, die am Rande des Tumulus und am Fusse desselben angehäuft sind, auch ist eine Vertiefung im Tumulus selbst, die zum Schmelzofen gedient haben mochte.

2. Relativ jüngere Bronzen. Im Weichbild von Hamadan werden, wie erwähnt, bei der Goldwascherei sehr häufig Bronzefigürchen gefunden, ich habe deren viele gesehen und an 200 Stück erlangt. Obwohl unbestreitbar antik, scheinen sie doch verschiedenen Epochen anzugehören. Jedenfalls reichen sie nach ihrem Charakter weit in die vorislamitische Zeit,

Fig. 27. 1/4 nat. Gr.

mit Ausnahme einiger Gewichte der arabischen Miskaleinheit (Miskal = 4·60 gr.). In Gemeinschaft mit denselben Figürchen werden auch die obengenannten Keilpfeilspitzen gefunden. Soviel ich auch ihrer gesehen, konnte ich doch nirgends Schriftzüge entdecken, um ein gewisses Licht auf ihr Entstehen und ihre Zwecke zu werfen. Einige von ihnen sind sehr roher Arbeit, während andere die Gestalten recht schön realistisch, hie und da sogar künstlerisch geben. Viele zeigen auf den Flächen Schnörkelverzierungen, seltener auch Vergoldung. Allem Anschein nach dienten sie als Votivstücke, worauf die vielen Hände und Füsse, die Darstellung geflügelter Thier- und Menschengebilde, auch die Zapfen und Löcher zum Befestigen hindeuten. Ich trachtete sie in Gruppen zu ordnen:

Vogelfigürchen mit Darstellung von Hühnern, Hahnen, Tauben, Falken, Trappen, Adler, darunter sind drei Adler mit Vergoldung, einer trägt auf dem Flügel eine schöne Palmetten-Verzierung. (Fig. 28.)

Säugethierfiguren, als Bär, Leopard, Hund, Fuchs, Löwe, Katze etc., doch kam mir mit äusserst seltener Ausnahme des Pferdes nie — und ich glaube dies nicht dem Zufall zuschreiben zu können — ein Hausthier, wie Kuh, Schaf, Ziege, auch kein sonstiges gehörntes Säugethier, wie Hirsch, Reh, Wildschaf und Antilope unter, im Gegensatz zu den analogen Funden im Kaukasus, wo die gehörnten Wiederkäuer überwiegen. Von besonderer Meisterschaft in der Modellirung, im Guss und nachhelfender Gravirung ist eine hockende Kameelfigur in meiner Sammlung. Bedenkt man, dass das Kameel fast das zur Nachbildung schwierigste Thier ist, dass es selbst in der Malerei erst in neuester Zeit gelungen ist, selbes richtig darzustellen und zwar durch Maler, welche in Algier lebten und die Physiognomie dieses Thieres studirten, so wird man dieser Figur die gehörige Anerkennung zollen.

Fischdarstellungen gehören zu Seltenheiten.

Figuren von Gliedmassen. Sie finden sich häufig und an deren oberen Ende ist immer eine Oese. Die Hände sind mit eingezogenen Fingern in Faustform, oft auch ist der Zeigefinger gestreckt, wie zur Betheuerung. Aehnliches findet sich auch manchmal auf griechischen Camäen, wie ich eine besessen. Die Füsse sind immer stereotyp in Stiefelform, oft sind die Schäfte mit schnörkelartigen Verzierungen. (Fig. 29.)

Sphinxartige Figuren. Sie finden sich am häufigsten, manche sehr roh, fast nur angedeutet, manche besserer Arbeit, selten aus Silber. Sie zerfallen in zwei Kategorien: a) mit Katzen- oder Löwenkopf und dreispitziger Krone, breiter gewölbter Brust, aus welcher zweistämmige Füsse herauswachsen, und b) mit Menschenkopf, bedeckt mit flacher oder konischer Tiara, breiter Thierbrust, aus welcher oft Flügel herauswachsen, deren Schwingen den Kopf einfassen, nach

Fig. 28—30. 1/2 nat. Gr.

unten endigen sie wie die vorigen mit stämmigen Thierfüssen. (Fig. 30.) Aehnliche Figuren erinnern an die assyrischen Gebilde, wie sie in den Palästen von Ninive, in Persepolis, in Beschreibung der Visionen des Propheten Ezechiel und in Gravuren auf Camäen als geflügelter Stiermensch häufig vorkommen.

Genrefiguren: Flötenspieler mit Tiara und anliegendem langen Wamms, bärtiger carikirter Kopf mit Schopfbüschel. Sonst sind die Gesichter stets bartlos. Eine schöne Kopfmaske, aus Kupfer getrieben, u. s. w.

Nippsachen: Urnenkrüglein und Vasen nach griechischem Vorbild, Anhängsel, Beschläge, Gussplatten mit Thierfiguren in Relief etc. Einige tragen Spuren von Vergoldung, auch hie und da wellenartige Verzierungen und Randeinfassung in Relief.

Knüpfen wir daran einige Bemerkungen über die Bronze-Anfertigung in Persien. Das Wort „Bronze“ stammt von dem persischen gleichbedeutenden Berindsch. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Bronze daselbst, wenn nicht etwa erfunden, doch wenigstens an Ort und Stelle gemacht wurde. Dahin weisen die massigen Schlacken am Tumulus bei Chanabad, auch diejenigen bei Hekatompylos (Schindler l. c.). Das Kupfer (pers. mis, daher unser Messing) findet sich ziemlich häufig nativ, und es lag daher nahe, an ähnlichen Minenorten es künstlich durch Schmelzen zu erzeugen, da es auch rohen Völkern nicht entgehen konnte, dass durch Verwitterung des nativen Kupfers ein ähnliches Product

entsteht, wie es ihnen in den Minen vorlag. Bei der unvollständigen Durchforschung ist es allerdings noch nicht gelungen, Zinnmineral als solches zu entdecken, nur in Spuren mit Blei gemischt hat man es gefunden. Jedenfalls ist es ihnen nicht von England zugekommen. Der gebräuchliche Name Gali weist auf Indien hin. Es scheint jedoch nicht unerlässlich, das Zinn als Metall zu kennen, um Legirungen zu erzeugen, da durch zufälliges Schmelzen der entsprechenden rohen Mineralien auch eine Legirung als Bronze entstehen kann. Ich will nur ein Analogon anführen: die Perser, ohne Kobalt als Mineral zu kennen, erzeugen doch mit der Kobalterde die schönsten Schmaltefarben. Aehnliches fand auch dort mit dem Zink statt.

Keramische Erzeugnisse.

Ueber diejenigen von Hamadan wurde bereits im Eingang berichtet, dass sie relativ jüngern Datums sind. Aus Damghan-Hekatompylos in der Tumulus-Kyste, wo die Silices gefunden wurden, sind mir zwei becherartige Gefässe eingeschickt worden, aus hellgrauem Thon mässig gebrannt, beide sind gegen die Mitte etwas eingezogen; das eine, an der Oberfläche geschwärzt, zeigt schwach eingeritzte Linien als Ornament. Die Gefässe sind aus freier Hand gemacht. (Fig. 31 u. 32.)

Fig. 31 und 32. 1/4 nat. Gr.

Im Dorfe Chanabad, wo in der Nähe der mächtige Tumulus, wurden mir Näpfe, Krüglein, Kännchen angeboten aus grauem oder hellrothem gut gebrannten Thon. Sie waren sämmtlich mit Drehscheibe erzeugt und stammen, nach dem Thon zu schliessen, aus derselben Fabrik wie die Hamadan-Gefässe.

Perlenschmuck.

Ich hatte deren viele aufgelesen in den Bewässerungs-Rinnsalen bei dem Tumulus Chanabad. Sie waren fässchenförmig aus weissem Thon, schwach gebrannt. Auch einen Vogel, roh gearbeitet, fand ich aus selbem Material. Sehr häufig gerieth ich auch auf cylindrische oder kubische Perlen aus Lapis lazuli, die ich in meine Sammlung aufnahm.

Die Tumuli und ihre Bedeutung für das Studium der Anthropologie.

Um die Migrationen der prähistorischen Völker, die Entwicklung ihrer Vertheidigungs- und Kampfmittel, ihrer Geräthe, Schmuck, ja Kunstgegenstände, die Production von Metallen, ihrer Legirungen und ihrer Verarbeitung, die sociale Verfassung etc. kennen zu lernen, wäre nach meinem Dafürhalten der einzige und erfolgreiche Weg: das methodische Studium der Tumuli von der Sulimankette an der Grenze von Indien bis zum Atlantischen Meer, natürlich die Menhirs und Cromlechs inbegriffen, die entweder als erste oder letzte Manifestation der Tumuli gelten müssen, nämlich als Kysten ohne Erdumhüllung. Die wichtigste Aufgabe wäre in dieser Beziehung die Durchforschung der zahlreichen Tumuli in Persien, weil die meisten Völker bei ihrem Zuge, ob von Osten nach Westen oder umgekehrt, dieses Land passiren und nach Art der Migration primitiver Völker dort länger verweilen mussten. Von Persien aus konnte einerseits der Zug gegen Westen nach Syrien, anderseits gegen Nordwesten gegen den Kaukasus fortgesetzt werden. Dieses Studium müsste methodisch angestellt und die Funde jedes einzelnen Tumulus an Gefässen, Aschen- und Knochenresten, Metallfunden etc. genau registrirt werden. Eine genaue Einzeichnung aller vorhandenen Tumuli, also eine Tumulus-Karte, wäre von grosser Bedeutung. Da alle civilisirten Völker ein gemeinschaftliches Interesse in Bezug auf ihre Abstammung und Herkunft, ergo Migration besitzen, so könnte ein solches Unternehmen nur ein internationales sein, d. h. dass einem jeden Culturvolk im gewissen Verhältniss ein Theil der Arbeit aufgetragen und die Resultate in einem gemeinschaftlichen Organ veröffentlicht würden. Es ist einleuchtend, dass ein ähnliches Unternehmen eine Reihe von Decennien in Anspruch nehmen müsste, jedoch wäre ein solches Zeitmass im Verhältnisse zum Endziel von keinem Belang.

Wie für Geologen gewisse Leitmuscheln, so wären auch hier gewisse Gegenstände, die viel Licht verbreiten könnten. Ich will versuchen, einige aufzuführen: 1. Funde von Nephrit und Jadeit, die bei allen Urvölkern in hoher Achtung standen, ja noch jetzt im Orient ein hohes Ansehen geniessen; 2. von Lapis lazuli, welcher auf Turkestan hinwiese; 3. von Türkis und Bernstein, jener auf den Osten, dieser auf den Westen hindeutend; 4. das Vorkommen von geflügelten Thieren und Thiermenschdarstellungen; 5. das Palmetten-Ornament, welches uralt in vielen Varianten bis zur neuesten Zeit sich erhalten hat. Ich zweifle gar nicht, dass mit dem Fortgang der Arbeit sich eine Reihe von Leitmotiven feststellen liesse.

Tumuli in Persien.

Die Zahl der Tumuli (tappeh) ist sehr beträchtlich, besonders auf dem Wege von Teheran-Rhages nach Hamadan, zwischen Kaswin und Hamadan im Gebiet Karagan; in Malajir, südlich von Elwend, nordwestlich von Kaswin und anderswo. Nach Angabe von Volnay (Voyage en Syrie p. 150) trifft man sie ebenso häufig in Syrien. Ich habe sie gänzlich im Tiefland am Caspisee vermisst — obwohl ein zufälliges Uebersehen möglich ist. — Ebenso fehlen sie in Engthälern und Pässen, sie sind auf den weiten Ebenen verbreitet. Oft sind 2 bis 3 Tumuli in sehr geringer Entfernung von 1 bis 2 Km. vorhanden, welches gegen Wachposten-Station spricht.

Der Form nach bilden sie zumeist abgestumpfte Pyramiden mit einer Böschung von 45°, ja noch etwas geringer. Aeusserst selten trifft man die kreisrunde Form z. B. jener zwischen Rabat-Kerim und Teheran u. s. w. Volnay l. c. erwähnt die runden Tumuli in Syrien. — Der Umfang und die Höhe sind sehr beträchtlich,

letztere zwischen 25 und 35 m., während man zum Umgehen 10 bis 15 Minuten braucht. Nur in Malajir bei dem Dorfe Čzčian fand ich einen Tumulus von über 100 m., doch verhielt sich die Sache in der Weise, dass auf einem Hügel, welcher von Natur oder Kunst pyramidal zulief, noch Erde etwa 30 m. aufgeschüttet wurde, wodurch diese bedeutende Höhe erzielt wurde. Eigenthümlich ist es, dass man nur äusserst selten die Stelle entdecken kann, woher die Erde zu diesen massigen Aufschüttungen geholt wurde, da man in der Ebene nirgends eine Vertiefung findet. Nur zweimal ist mir dies gelungen, so beim Tumulus von Čzčian und Gusedje auf dem Wege nach Teheran. Man wende nicht ein, dass im Laufe der Zeit die Höhlung sich ausgefüllt hat; dies ist schon deshalb unhaltbar, weil selbst Furchen vom Aufackern bei den geringen Niederschlägen sich durch Jahrhunderte erhalten. Eine andere Frage ist: Woher nahmen die Arbeiter ihre Nahrungsmittel und besonders ihr Wasser? Man findet Tumuli häufig in Oeden, wo in weiter Entfernung absolut kein Wasser zu finden ist. Allerdings versteht es der moderne Perser, durch langwierige hydraulische Arbeiten oft von stundenweiter Entfernung Wasser zuzuleiten; kann man jedoch Urvölkern eine solche Kenntniss zutrauen? Bei der Nahrung so vieler Arbeiter mussten fast gleiche Schwierigkeiten obwalten; denn wir sehen Tumuli in Salzsteppen, die fast gar nichts produciren. Wie immer setzen ähnliche ausgedehnte Erdarbeiten, besonders wenn die Erde von der Ferne geholt wurde, eine bedeutende gesellschaftliche Unterordnung zu einem gemeinschaftlichen Zweck und ein einheitliches Commando voraus. Wer war das Volk, wer der Commandant? — Nur wenige Tumuli sind angegraben, fast keiner durchgegraben worden, welches auch bei der bedeutenden Masse sehr schwierig ist. Man findet darin Aschen- und Kohlenlagen (daher sie auch hie und da zu Dünger oder Salpeterfabrikation benützt werden), Scherben, Bronzen, Thongeschirre, auch sollen nach vielfacher Angabe Grabkysten vorkommen. In ihrer Nähe trifft man manchmal auf ausgedehnte Kupferschlacken, und hier entsteht wieder die Frage: Woher das Brennmaterial in einer Gegend, wo weit und breit nur Salsolen vegetiren? In jetziger Zeit dienen die Tappeh's sehr häufig zur Anlage von Dörfern, weil man immer aus Gesundheitsrücksichten eine Anhöhe zur Ansiedelung vorzieht. Manche dienen als Begräbnissplätze, auf einigen sind moderne Befestigungen oder vielmehr ihre Ruinen. Ueber ihr Alter ist natürlich im Lande nichts bekannt, jedenfalls fand sie Alexander M. schon vor, denn er recognoscirte schon auf einer Tappeh bei Gaugamela; die Zoroastriner errichteten wohl auf ihnen Feueraltäre, doch waren die Tumulus-Erbauer früher als sie und machten ihren Zug bis zum Atlantischen Ocean weit vor Zoroaster, ja ihr Andenken muss damals, etwa 500 v. Ch., schon gänzlich verschollen sein, da ihrer nirgends in den Gesetzbüchern Erwähnung geschieht. Künftigen Reisenden empfehle ich den Tumulus (eigentlich zwei) bei Chanabad, man findet zugleich im Orte gute Unterkunft. Als Anhang sei erwähnt, dass im Osten des Orts beim Posthaus eine Wasserleitung gegraben wurde. Als ich hineinstieg, bemerkte ich eine Lage von Knochentrümmern, etwa 2 m. tief und mehrere Meter Ausdehnung. Wie weit sie sich unter dem Boden hinzog, konnte ich nicht ermitteln. Dem Ansehen nach konnten diese Trümmer nur einige Jahrhunderte zählen und rühren wahrscheinlich her von einer Schlacht zu Zeiten der Seldschukiden.

9. Herr Custos **Heger** zeigt

Ethnographische Gegenstände von den Feuerländern.

Dieselben stammen von jenen Feuerländern her, welche im Jahre 1881 vom Capitän Schweers nach Europa gebracht wurden, wo sie im Sommer desselben Jahres im Jardin d'Acclimatation in Paris und später, im Herbste, im zoologischen Garten in Berlin ausgestellt waren; sie wurden für die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums von dem bekannten Unternehmer Carl Hagenbeck in Hamburg angekauft. Die Pariser anthropologische Gesellschaft hat sich in mehreren Sitzungen eingehend mit diesen Feuerländern beschäftigt [1]); ebenso hielt die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 14. November 1881 eine eigene Versammlung im Saale des zoologischen Gartens ab, in welcher Virchow die anwesenden Feuerländer den Mitgliedern dieser Gesellschaft vorführte und einen Vortrag über dieselben hielt [2]).

Als Feuerland bezeichnen heute die Geographen jenen Inselcomplex, welcher sich südlich von der Magalhaens-Strasse bis Staatenland-Island im äussersten Südosten und Cap Horn im Süden erstreckt. Derselbe besteht aus einer grossen Insel, dem eigentlichen Feuerlande, 5—6 mittelgrossen, und einer Unzahl kleiner Inseln, welche zahllose Buchten, Fjorde und Canäle bilden. Magalhaens, der die nach ihm so benannte Strasse entdeckte, gab dem südlich von derselben gelegenen Lande den Namen: Tierra del Fuego, weil er bei seiner Durchfahrt durch die Strasse des Nachts über viele Feuer auf demselben sah, welche auf den Booten der Eingeborenen brannten, wo dieses von denselben Tag und Nacht unterhalten wird. Der englische Seefahrer Narborough nannte später die Hauptinsel King Charles South Land, welche Bezeichnung die Engländer heute noch für dieselbe beibehalten haben.

Das Land bildet seinem ganzen Charakter nach eine Fortsetzung Patagoniens; denn, während der nördliche und östliche Theil von grösseren grasreichen Ebenen und stellenweise sumpfigen Strecken eingenommen wird, ist der westliche und südliche Theil ein ausgedehntes, rauhes Bergland, welches das südliche Ende der südamerikanischen Anden bildet und zum grossen Theile mit dichten Buchenwäldern bedeckt ist. Das Klima

[1]) Siehe die Sitzungsberichte vom 17. November und 15. December 1881, sowie vom 5. Jänner 1882 in den Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, Tome quatrième (IIIe. série) p. 760 ff. und 841 ff., sowie Tome cinquième (IIIe. série) p. 12 ff.

[2]) Siehe die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom Jahre 1881, p. 375 ff.

ist für die relativ nicht hohen Breitegrade ($52^1/_2$ bis 55 s. Br.) ein äusserst rauhes und unwirthliches, obzwar es sich nicht durch bedeutende Kälte auszeichnet; die Sommer- und Wintertemperatur sind nur wenig von einander verschieden. Der Himmel ist den grössten Theil des Jahres bewölkt, die Niederschläge ungemein häufig, daher die Luft ausserordentlich feucht; nur selten unterbrechen einige ruhige Stunden die fast beständig bewegte Atmosphäre.

Die hier lebenden Volksstämme gehören unstreitig mit zu den in der Cultur am tiefsten stehen gebliebenen Menschen, was aber nicht so sehr ihren geringen geistigen Fähigkeiten, als der Rauhheit und Unwirthlichkeit ihres Landes zugeschrieben werden muss. Bekannt ist ja die Schilderung, welche Darwin über seinen Aufenthalt in den Jahren 1832 und 1833 in dem Werke[1]) über seine epochemachende Reise um die Erde über die Feuerländer und seine Bewohner gab. Er kann in demselben nicht oft genug den unglaublich niedrigen Culturgrad derselben hervorheben. Ueber die erste Begegnung, die er mit den Patagoniern hatte, schreibt er: „Es war ohne alle Ausnahme das merkwürdigste und interessanteste Schauspiel, was ich je erblickte: ich hätte kaum geglaubt, wie gross die Verschiedenheit zwischen wilden und civilisirten Menschen sei; sie ist grösser als zwischen einem wilden und domesticirten Thier, insofern beim Menschen eine grössere Veredelungsfähigkeit vorhanden ist.“ Bei Gelegenheit einer anderen Begegnung mit den weiter westlich wohnenden Feuerländern spricht er sich weiter folgendermassen aus: „Es waren dies die verächtlichsten und elendesten Geschöpfe, die ich irgendwo gesehen habe“ und: „Diese armen elenden Geschöpfe waren in ihrem Wachsthum verkümmert, ihre hässlichen Gesichter waren mit weisser Farbe beschmiert, ihre Haut schmutzig und fettig, ihre Haare verwirrt, ihre Stimme misstönend und ihre Geberden heftig. Erblickt man solche Menschen, so kann man sich kaum zu dem Glauben bestimmen, dass sie unsere Mitgeschöpfe und Bewohner einer und derselben Welt sind.“ Und doch legt Darwin am Schlusse seiner Betrachtungen über die Feuerländer eine Lanze ein, indem er ihre geistige Begabung höher anschlägt, als jene anderer, unsere Erde bewohnenden Volksstämme. Er sagt: „Ich glaube, in diesem äussersten Theile von Süd-Amerika existirt der Mensch in einem niedrigeren Zustand der Veredelung, als in irgend einem anderen Theile der Welt. Die Südsee-Insulaner der beiden, den stillen Ocean bewohnenden Rassen sind vergleichsweise civilisirt. Der Eskimo geniesst in seiner unterirdischen Hütte manche der Bequemlichkeiten des Lebens und zeigt in seinem Canoe, wenn es vollständig ausgerüstet ist, viel Geschicklichkeit. Manche der Stämme von Süd-Afrika, die nach Wurzeln umherkriechen und auf den wilden und dürren Ebenen verborgen leben, sind wohl elend genug. Der Australier kommt in der Einfachheit der im Leben verwandten Künste dem Feuerländer am nächsten: er kann sich indess seines Boomerangs, seines Speers, seines Wurfstocks, seiner Methode, die Bäume zu erklettern, Thiere aufzuspüren und zu jagen, rühmen. Obgleich der Australier in solchen Fertigkeiten überlegen sein mag, so folgt doch durchaus nicht, dass er auch der geistigen Fähigkeit nach höher stehe: nach dem, was ich von den Feuerländern, so lange sie an Bord waren, gesehen, und was ich von den Australiern gelesen habe, möchte ich glauben, dass geradezu das Gegentheil wahr ist.“

Die Bewohner des Feuerlandes sind durchaus nicht als ein Volk aufzufassen, sondern zerfallen in zwei, in physischer Beziehung ziemlich scharf getrennte Gruppen, eine nordöstliche und eine südwestliche. Die erstere ist den Patagoniern nahe verwandt, aber von hohem Wuchse und kräftigem Körperbau. Sie bewohnen die ebeneren Theile des nördlichen und östlichen Theiles der Hauptinsel, wo sie zumeist der Guanacojagd obliegen. Es

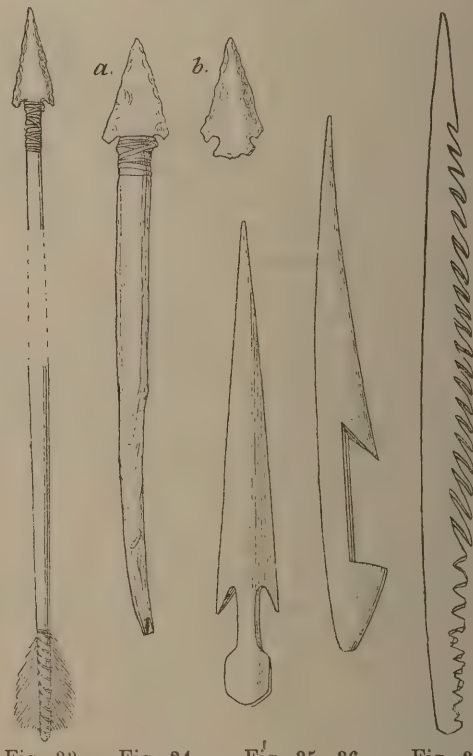


Fig. 33. Fig. 34. Fig. 35, 36. Fig. 37.
1/4 nat. Gr.

fehlt ihnen nur das Pferd, um sie ihren Verwandten am Festlande gleichzustellen. Sie stellen vielleicht ein Mischvolk zwischen den Pampas-Patagoniern und den eigentlichen Feuerländern dar. Diese letzteren, gewöhnlich Peschäräh genannt, bewohnen den gebirgigen Osten und Süden der Hauptinsel, wo sie sich meist in der Nähe der Küste aufhalten, und die hier vorliegenden Inseln. Sie stehen in jeder Beziehung bedeutend unter den vorhin erwähnten, den Patagoniern nahestehenden Stämmen. Obzwar klein von Statur (Durchschnittsgrösse der Männer 1·5 m.), stellen sie doch keine eigentliche Zwergrasse dar, als die sie manche Reisende im Gegensatz zu der angeblichen Riesenrasse der Patagonier (Durchschnittsgrösse der Männer 1·7 m.) geschildert haben. Fast alle diese eigentlichen Feuerländer sind

[1]) Reise eines Naturforschers um die Welt von Charles Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. 2. Auflage. Stuttgart. E. Schweizerbart, 1875.

wahre Canoe- oder Boot-Indianer, welche sich fast ausschliesslich von Robben, Vögeln, namentlich aber von Fischen und Crustaceen nähren und daher in ihren Booten ein beständig umherschweifendes Leben führen. Sie leben fast ausschliesslich von thierischer Nahrung, da ihnen der Ackerbau ganz fremd ist und sie mit Ausnahme eines Baumschwammes keine Pflanzennahrung zu sich nehmen. Fast ihr ganzes Leben verbringen sie auf ihren Booten, welche aus Baumrinde verfertigt sind, die über ein Holzgerüst gezogen und mit Bastschnüren zusammengehalten wird. Auf einer aus Steinen und Erde ausgeführten Unterlage unterhalten sie auf diesen Booten ein beständiges Feuer, welches sie nicht wie andere Naturvölker durch Reiben zweier Holzstücke aneinander hervorbringen (was schon wegen der ausserordentlichen Feuchtigkeit des Klimas sehr schwierig wäre), sondern durch Schlagen eines Stückes von Schwefelkies an einem Steine; die hiebei erzeugten Funken werden an einem Stückchen Zunder aufgefangen.

Die Feuerländer, von welchen die gleich näher zu beschreibenden Gegenstände herrühren, stammen angeblich von der Abtheilung der Yapoos von der ganz im Süden in der Nähe des Cap Horn gelegenen Hermite-Insel. Die in Paris und Berlin anthropologisch sehr genau untersuchten Individuen stimmen nicht ganz mit der gewöhnlichen Schilderung der eigentlichen Feuerländer überein. Virchow fand bei den Männern eine durchschnittliche Körperhöhe von 1·6 m. Sie dürften daher schon mit den östlich wohnenden Stämmen vermischt sein.

Ihre hauptsächlichsten Waffen, die zugleich bei der Jagd Verwendung finden, sind:

1. Bogen und Pfeile. Die mässig langen Bogen sind aus weichem Holze verfertigt und mit Sehnen aus Thierdärmen versehen. Die kurzen Pfeile (siehe Fig. 33) besitzen einen Schaft aus weichem Holz, der am hinteren Ende durch zwei kleine Federstücke befiedert ist. Die Spitze besteht zumeist aus Glas und ist in den Schaft eingelassen und an demselben mit Sehnenstreifen befestigt. Ueber die Art der Anfertigung dieser Pfeilspitzen aus Glas soll gleich die Rede sein.

2. Dolche, die zugleich als Messer dienen. In einem mässig starken, kurzen Holzstiel ist am vorderen Ende eine den Pfeilspitzen ähnliche, nur grössere und stärkere Glasspitze ganz in derselben Weise, wie bei den Pfeilen befestigt (siehe Fig. 34).

Ursprünglich verwendeten die Feuerländer — und verwenden gewiss heute noch — wohl Feuerstein und Obsidian, vielleicht auch Quarz zur Herstellung ihrer Pfeil- und Dolchspitzen. Seit dem regeren Schiffsverkehr in diesen Regionen, da viele dieser Leute in Verbindung mit den die Magalhaens-Strasse befahrenden Schiffen kommen, tauschen sie gerne die zerbrochenen Flaschen und Gläser ein und verwenden heute mit Vorliebe das Glas derselben zur Herstellung dieser für sie so wichtigen Gegenstände. Interessant ist nun die Art und Weise, wie so eine Pfeil- oder Dolchspitze aus Glas hergestellt wird. Unter den Glasscherben wird eine passende Form ausgewählt; die Zuarbeitung der Ränder wird durch Abdrücken oder Absprengen mittelst eines stumpfen Instrumentes bewerkstelligt. Es wird also die Detailarbeit an diesen Spitzen nicht durch Schlagen erzeugt; ein starker, plötzlicher Druck mit einem stumpfen Geräthe auf die Kante des Glases genügt, um eine kleine Lamelle derselben loszusprengen; auf diese Art formen sie wirklich recht kunstvoll diese Spitzen.

3. Lanzen oder Speere. An einem sehr langen Schaft aus weichem Holz wird am stärkeren Ende in einem Einschnitte eine aus Seethierknochen geschnitzte Spitze befestigt, welche an der einen Seite zahlreiche, ausgeschnittene Widerhaken trägt (siehe Fig. 37).

Endlich kommen Schleudern und bei einigen Stämmen auch Keulen als Waffen vor.

Die wichtigste Jagdwaffe für grössere Seethiere ist aber die Harpune. Solcher gibt es der Form der Spitze nach zwei Arten, nämlich mit einem und mit zwei Widerhaken (siehe Fig. 36 und Fig. 35). Diese Spitzen, welche ebenfalls aus Seethierknochen verfertigt sind, werden mittelst einer langen, aus Därmen verfertigten Schnur an das eine Ende der Harpunenstange befestigt und vor dem Wurfe in dieses mit einem Ausschnitt versehene Ende hineingesteckt.

Die anderen Geräthe und Habseligkeiten dieser Feuerländer sind sehr primitiver Art. Ein Seeotter-, seltener ein Guanacofell, bildet, um die Schultern geworfen, so ziemlich die einzige Bekleidung; dasselbe wird nach der Windseite gerichtet und bedeckt nur einen Theil des Oberkörpers. Häufig gehen sie aber ganz nackt. Ihr einziger Schmuck besteht aus Perlen, die sie aus dünnen Vogelknochen schneiden und die an einer Schnur aufgefasst werden. Aus einer Art Schilf flechten sie ganz geschickt Körbe. Alles in Allem gehören ihre Geräthe zu den dürftigsten, welche man bei einem Naturvolke antrifft; die gänzliche Abwesenheit jeder Verzierung an denselben stellt sie an und für sich auf eine der niedrigsten Culturstufen, auf welchen Menschen heute noch leben.

10. Herr Custos **Heger** zeigt einige durch ihre Verzierung bemerkenswerthe

Gefässe der Somali.

Die zu der äthiopischen Familie des hamitischen Stammes der Mittelmeerrasse gehörigen Somali bewohnen das nach ihnen benannte Land, welches den bekannten nasenartigen Vorsprung an der Ostküste Afrika's südlich von Arabien bildet. Sie sind ihrer Beschäftigung nach grösstentheils Viehzüchter, die sich zum guten Theile von dem Milchertrage ihrer Heerden nähren. Gefässe, in welchen die Milch aufbewahrt wird, spielen daher bei ihnen eine grosse Rolle. Dieselben haben verschiedene Grössen und Formen, und sind aus einem Baste oder einer Grasart geflochten, welches Geflecht so dicht ist, dass es keine Flüssigkeit durchlässt. Manche derselben sind überdies im Inneren noch mit einer Art Pech ausgeschmiert. Aus der Art und Weise der Flechtarbeit ergeben sich nun verschiedene Muster, welche bei den Holzgefässen, deren sie sich auch bedienen, imitirt werden. Diese Musterimitirung gibt uns einen Fingerzeig, wie manche unserer alten und modernen Verzierungen, die offenbar mit dem Material des Geräthes in keinem erklärlichen Zusammenhange

stehen, entstanden sind. In Fig. 38 und Fig. 40 sind zwei flaschenartige Wassergefässe abgebildet, das eine aus den Pflanzenfasern verfertigt, das andere aus Holz geschnitten. Bei beiden ist die obere Mündung des Halses durch Holzstöpsel abgeschlossen. Jedes der Gefässe steckt in einem Gehänge aus schmalen Lederstreifen geschnitten, an welchem die aus dem gleichen Materiale bestehende Tragschnur befestigt ist. Das Holzgefäss (Fig. 40) ist nun an der Oberfläche ganz mit eingeschnittenen Verzierungen versehen, welche in Längsstreifen angeordnet sind. Schon diese Anordnung der Verzierungen lässt auf den Ursprung derselben schliessen, da sonst bei Gefässen von ähnlicher Form die Verzierungen gewöhnlich in querumlaufenden Streifen angeordnet erscheinen. Deutlicher als an der ähnlich geformten Bastfasernflasche (Fig. 38) zeigt sich die Entlehnung des Holzgefässmusters von dem aus einer Grasart geflochtenen grossen becherartigen Gefäss mit Fuss (Fig. 39). Dasselbe ist im Inneren mit einer pechartigen Masse ausgeschmiert, der konische Fuss ist mit den für ganz Ostafrika charakteristischen Schalen von Cyprea moneta — der Kaurischnecke — besetzt, und an der Ansatzstelle des Gefässes hängen lange, fransenartige Streifen aus dünnem Leder, die zum Theil rothbraun gefärbt sind, herab. Eine Vergleichung des durch die Flechttechnik bedingten Musters des letzteren Gefässes (ein Stück im Detail siehe Fig. 41) mit der Verzierung auf dem Holzgefäss (siehe Fig. 42) ergibt die genaue Uebereinstimmung beider und erklärt uns die Provenienz der Verzierung auf das Schlagendste.

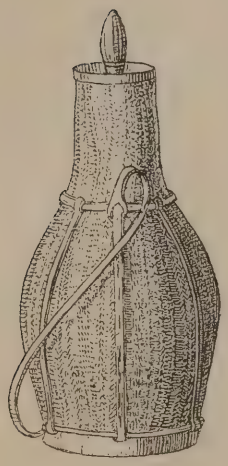


Fig. 38. 1/4 n. Gr.

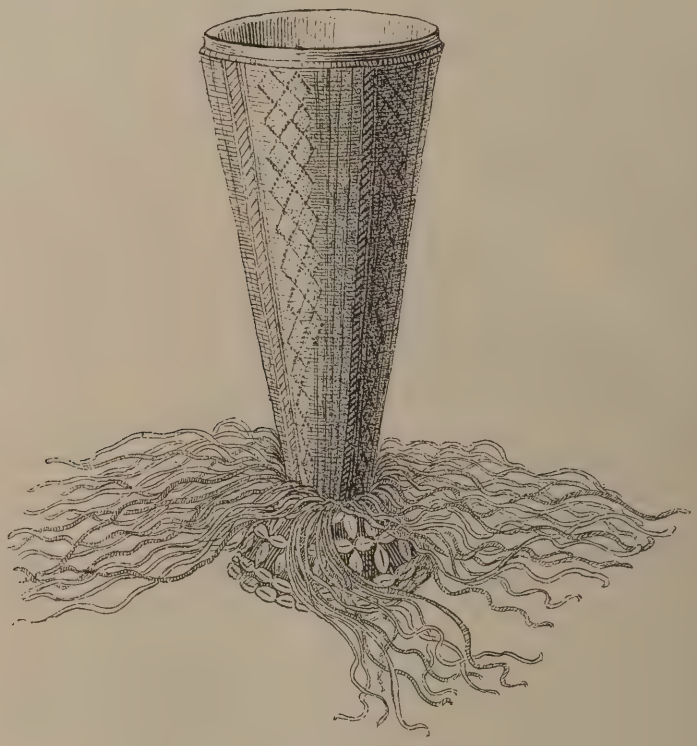


Fig. 39. 1/4 n. Gr.

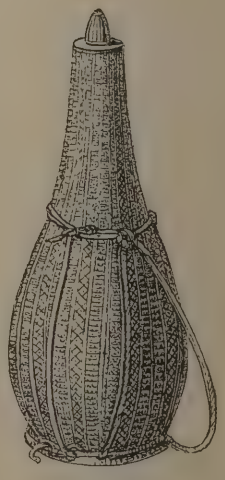


Fig. 40. 1/4 n. Gr.

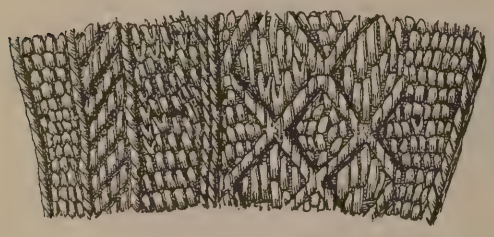


Fig. 41. 3/4 nat. Gr.

Fig. 42. 3/4 nat. Gr.

11. Herr Graf **Adalbert Dzieduszycki** hält einen Vortrag über

Prähistorische Funde in Ostgalizien

unter Vorlegung einer Anzahl von Fundstücken, Plänen und Ansichten. Der Wortlaut dieses Vortrages wird in einem späteren Hefte dieser „Verhandlungen“ zum Abdrucke gelangen.

12. Herr **J. Szombathy** berichtet über

Eine paläolithische Fundstätte im Löss bei Willendorf in Niederösterreich.

Der kleine Ort Willendorf liegt am linken Ufer der Donau, am Fusse des Jauerling, 4 Kilom. oberhalb des Marktes Spitz, im Viertel ob dem Manhartsberge. Die Donau durchbricht hier die südlichsten Ausläufer des böhmischen Massivs in einem engen, romantischen, nahezu von S. nach N. gerichteten Thale, der Wachau. An den Abhängen des krystallinischen Gebirges finden sich einzelne schmale Partien von Löss, welche gewissermassen als eine Fortsetzung der weiter östlich gelegenen Lössablagerungen des Wagram betrachtet werden können. Eine solche Lösspartie ist hinter (südl. von) dem Hause des Willendorfer Landmannes Lorenz Brunner durch eine demselben gehörige Ziegelei an zwei Stellen (den beiden Flanken der Ziegelgrube) aufgeschlossen.

Im nordöstlichen, nächst der Scheune gelegenen Aufschlusse wurden wiederholt Knochen von Mammuth und anderen diluvialen Säugethieren gefunden, aber keine Spuren des Menschen. Im südwestlichen Aufschlusse hingegen fand der Besitzer seit einer Reihe von Jahren zahlreiche Splitter von geschlagenem Feuerstein, welche er zum Theile sammelte, um sie an seine Nachbarn als „Feuersteine“ für ihre alten Stein-Feuerzeuge zu verschenken, zum grösseren Theile aber mit dem humusreichen Abraume auf die benachbarten Felder stürzte. Erst im verflossenen Herbst erhielten die Herren Leopold Koch, Lehrer in Spitz, und Ferdinand Brun, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal in Kottes, fast gleichzeitig Kenntniss von diesen Funden. Sie veranstalteten, zum Theil in Gesellschaft anderer Herren aus der Umgegend, kleinere Nachgrabungen mit ziemlich günstigem Erfolge und boten schliesslich ihre Funde dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum als Geschenk an. Diese, sowie einige Funde des Herrn Oberlehrers Schweiger in Nieder-Ranna liegen vor.

Von Artefacten haben wir hervorzuheben:

a) Ein spitzes Knochen-Instrument. Es ist die vordere Hälfte des proximalen Endes einer (wahrscheinlich dem Höhlenbären angehörigen) Ulna, 124 mm. lang, in eine rund zugearbeitete und stark abgenützte Spitze endigend. So wie die Spitze sind auch die übrigen Kanten abgenützt. Der Erhaltungszustand, respective der Grad der Petrification, ist dem der übrigen Knochen vollkommen gleich.

b) 9 Stück „Schaber“ aus Hornstein und rothem, gelbem und graugrünem Jaspis. Es sind dies prismatische, geschlagene Stücke mit mehr oder weniger sorgfältig zugearbeiteten Rändern. Länge zwischen 35 und 114 mm., Breite zwischen 18 und 46 mm. Es sind meistens Bruchstücke. Nur ein Stück von 114 mm. Länge und 29 mm. Breite, mit beiderseits zugeschlagenen Rändern, ist ganz erhalten.

c) Zahlreiche prismatische und unregelmässige Splitter von gemeinem Quarz, Hornstein und Jaspis, mit mehr oder weniger deutlichen Schlagmarken.

d) 3 Hammersteine; unregelmässige Knollen von gelbem Jaspis von circa 100 mm. Durchmesser, mit mehreren stark abgenützten Schlagflächen. Es sind dies Stücke, wie sie mir zum Abschlagen von Feuersteinspänen ganz geeignet erscheinen.

e) 2 Klopfsteine von unregelmässig prismatischer Form. Beide tragen im Allgemeinen den Charakter grösserer Donaugeschiebe an sich. Der eine derselben ist 306 mm. lang und circa 100 mm. dick, dreiseitig, mit abgerundeten Kanten und Enden, an einem Ende etwas dünner als am anderen. Er besteht aus einem sehr festen grauwackenartigen (Uebergangs-) Gestein mit grünlichem, Quarz und Chlorith hältigem Bindemittel und vielen kleinen porphyrisch ausgeschiedenen weissen Feldspathkrystallen. Seine Seitenflächen und das dickere Ende haben eine glatt abgeschobene Oberfläche. Die Kanten sind aber bis an das dünnere Ende hin ganz mit groben Schlagspuren bedeckt, rauh und stark abgenützt. Man muss annehmen, dass mit diesem Steine heftige Schläge geführt wurden, wie sie etwa zum Zerschlagen derber Knochen u. dgl. nöthig sind. Das zweite Stück ist die Hälfte eines nach der Quere entzweigebrochenen Klopfsteines. Es hat einen elliptischen Querschnitt, ist 83 mm. lang, an der Bruchstelle 42—54 mm. dick und verschmälert sich gegen das natürliche Ende. Die breiteren Flächen sind geglättet, mit einzelnen Geschieberitzen, die beiden Schmalseiten sind wieder ganz mit Schlagspuren bedeckt und dem Anscheine nach durch dieselben stark abgenützt.

f) (?) Die Rose eines Geweihes vom Edelhirsch, von welcher die Stange mittelst zahlreicher Schnitte abgetrennt und die zweite Augensprosse abgeschlagen ist. Die erste Augensprosse ist bis auf ihre abgeschlagene Spitze erhalten und ist 275 mm. lang. Der Durchmesser des Geweihes über der Rose ist 50—73 mm.

g) Zahlreiche Bruchstücke von verschiedenen Säugethierknochen mit undeutlichen Schlagmarken.

Von Säugethieren sind vornehmlich vertreten:

Equus Caballus, die mittlere, starkknochige Rasse des diluvialen Pferdes,

Cervus Tarandus, das Renthier,

Cervus Elaphus (?), der Edelhirsch,

Elephas primigenius, das Mammuth und

Lupus vulgaris, der Wolf.

Diese Tabelle ist sehr unsicher, da bei den bisherigen Nachgrabungen auf die Constatirung und Erhaltung der Knochen kein vollkommen genügendes Gewicht gelegt wurde. Ich habe daher auch keine wohlerhaltenen Stücke zur Hand.

In Bezug auf den Erhaltungszustand sind alle Knochen (mit nur einer Ausnahme) gleich. Ihre Masse ist lichtgrau, mit zahlreichen dunkelgrauen dendritischen Flecken, stark an der Zunge haftend und reichlich mit Calciumcarbonat imprägnirt, daher beim Betupfen mit Säure stark brausend. Eine Ausnahme bildet nur das sub *f* erwähnte Geweihstück, welches gelblich gefärbt und frei von Dendriten ist. Ich habe es daher auch mit einem Fragezeichen angeführt.

Durch diese in hohem Maasse bemerkenswerthen Funde war ich veranlasst, noch am 5. December v. J. eine Excursion zur Untersuchung dieser Fundstätte zu unternehmen. Ein an demselben Tage eingetretener Schneesturm verhinderte leider jede Nachgrabung. Ich

konnte nur die Localität in Augenschein nehmen. Die Fundstelle liegt am Rande der unmittelbar gegen das Bett der Donau abfallenden, schmalen Lössterrasse und bildete eine 6—6·5 m. hohe Wand. (Fig. 43.) Die oberste Schichte derselben (*h*) ist mit Humus durchsetzt. Darunter folgt normaler gelber Löss (*l*), in dessen Mitte eine mit der gegenwärtigen Oberfläche bis zu einem gewissen Grade correspondirende Schichte (*p*) mit den paläolithischen Funden eingelagert ist. Unter dem Löss folgt eine Ablagerung rothen sandigen Thones (*s*). Die beiden durch die Fundschichte getrennten Lösspartien sind in ihrer Beschaffenheit nicht vollkommen gleich. Das beste Ziegelmaterial dieser Grube liefert nach den Angaben des Besitzers die unterhalb der Fundschichte gelegene Lösspartie. Die obere Lösspartie, sowie der rothe Liegendthon, liefern ein weniger gutes Material.

Die Fundschichte ist 0·50—0·80 m. mächtig und nach oben und unten deutlich abgegrenzt. Sie besteht der Hauptsache nach ebenfalls aus lössartigem Material, welches aber gegenüber dem anderen Löss einen geringen Farbenunterschied (nämlich eine etwas mehr graue Färbung) und eine schwache Neigung zu horizontalblättriger Absonderung zeigt. In dieser Schichte treten

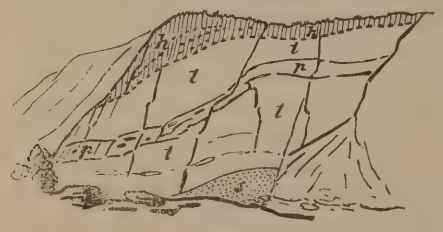


Fig. 43.

nun horizontal gelagerte Lössconcretionen, schmale Streifen von Sand und grössere und kleinere Donaugeschiebe in ziemlich grosser Menge auf. Neben diesen finden sich, unregelmässig zerstreut, die oben angeführten Knochen und Artefacten. An mehreren Stellen der Fundschichte sollen dünne Bänder von Holzkohle und Asche vorgekommen sein. Ich fand gerade kein solches; wohl aber constatirte ich mehrere einzelne, in der Fundschichte unregelmässig vertheilte Holzkohlenstückchen. So weit meine Beobachtungen gehen, sind alle diese Funde auf die eine Schichte beschränkt; auch der Besitzer versicherte mich, dass er ausserhalb dieser, für ihn ganz unbrauchbaren Schichte noch keine Kohlen, Knochen oder Feuersteine gefunden habe.

Ich betrachte diese paläolithische Schichte als die inmitten der Periode der Lössbildung bewohnt gewesene Boden-Oberfläche.

Mit Willendorf ist die Reihe der uns durch Graf Gundaker Wurmbrand [1]) (Joslowitz, Sonnberg, Hollabrunn und Zeiselberg) und Dr. Much [2]) (Stillfried an der March, Gösing und Stettenhof am Wagram) mitgetheilten niederösterreichischen paläolithischen Fundorte in Löss wieder um einen vermehrt. Diese Localität ist aber in Folge der deutlichen Lagerungsverhältnisse der Fundschichte beweiskräftiger, als die meisten der bisher untersuchten und es wird deshalb, sobald es das Wetter erlaubt, eine genaue Untersuchung der Fundstelle durchgeführt werden.

13. Herr **J. Szombathy** zeigt einige Bronzen von einem

Depotfund bei Ungarisch-Brod in Mähren.

Auf einem Felde bei dem Dorfe Nedachlebitz auf der Herrschaft Ungarisch-Brod (in dem östlich von der March gelegenen Theile Mährens) wurde von einem Knecht beim Ackern eine grosse, mit bronzenen Hohlkelten und Sicheln gefüllte Urne gefunden. Die Urne wurde leider von dem Unwissenden vernichtet und die Bronzen wurden mit solcher Schnelligkeit zerstreut, dass nach kurzer Zeit, beim Bekanntwerden des Fundes, in der ganzen Gegend nur mehr 3 Stücke derselben aufzutreiben waren. Herr Isidor Spitzer, welcher dieselben sammelte, hatte die Güte, mir dieselben zu zeigen und zur Vorlage in unserer Sitzung zu überlassen.

Es ist *a*) eine Bronzesichel mit 2 Verstärkungsrippen, stark gekrümmt, in der Sehne 121 mm. lang; unbearbeiteter, roher Guss. *b*) Zwei kleinere Hohlkelte von der für Ungarn charakteristischen Form, mit grossem Oehr, weiter, mit Rippen verzierter Dülle und wenig verbreiterter Schneide. Die Länge derselben beträgt 87 und 88 mm.

Ueber die Zahl der gefundenen Stücke konnte leider gar keine verlässliche Nachricht erfragt werden.

Nachträglich eruirte Herr Spitzer noch die Scherben eines rohen, tonnenförmigen, schwachgebrannten Topfes von 130 mm. Höhe mit einem kleinen, circa 32 mm. hohen und 22 mm. breiten Henkel, welche neben dem grossen Topfe gefunden worden sein sollen. Weitere Nachgrabungen an Ort und Stelle sind inzwischen in Folge der Bestellung des Feldes unmöglich geworden.

---

[1]) G. Graf Wurmbrand. Ueber die Anwesenheit des Menschen zur Zeit der Lössbildung. Denkschr. der math.-naturw. Classe der k. Akad. der Wiss. B. XXXIX. Wien, 1879.

[2]) Dr. M. Much. Ueber die Zeit des Mammuth im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammuthjägern in Niederösterreich im Besonderen. Mitth. der Anthrop. Ges. B. XI. Wien, 1882.

Redactions-Comité: **Franz Ritt. v. Hauer, Carl Langer, M. Much, Friedrich Müller, S. Wahrmann, J. Woldřich.**

Redacteur: **Josef Szombathy.**

Verhandlungen.

Ausserordentliche Versammlung am 8. März 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Vortrag des Herrn Baron **Stillfried** über

Japan und seine Bewohner

unter Vorlage zahlreicher Photographien.

Der erste Eindruck, den man von Japan bekommt, ist ein sehr günstiger, namentlich wenn man von China kommt, schon des Contrastes wegen. Es ist aber unmöglich, ein Volk, das physisch und moralisch von uns so grundverschieden ist, in einigen Tagen kennen lernen zu wollen. Was im Anfange anzieht, stösst später ab, und wenn einmal der Reiz verflogen ist, den alles Neue an sich hat, und der ruhigen Ueberlegung und Anschauung Platz gemacht hat, wenn ferner noch die Kenntniss der leicht zu erlernenden Landessprache dazu kommt, so wird man das strenge Urtheil begreifen, welches die ältesten Autoren wie Kämpfer und Thunberg über Japan gefällt haben.

Sie schildern das Land als arm, was es auch in der That ist, und den Nationalcharakter mit Worten, die ich in Anbetracht der freundlichen Beziehungen, in welchen wir jetzt zu diesem Volke stehen, hier nicht wiederholen will. Selbst mit der vielgepriesenen, fast zum Sprichwort gewordenen japanischen Reinlichkeit ist es nicht so weit her.

Japan, wie wir das Land nennen, Dai Nippon, wie es in Wirklichkeit heisst, hat bei einem Flächeninhalte von ungefähr 6000 Quadratmeilen kaum 18 Millionen Einwohner. Von den vier Hauptinseln Jeso, Nippon, Sikok und Kiusiu sind Jeso und Sikok, namentlich die letztere, sehr spärlich bevölkert. Von Nippon ist nur der südliche Theil dicht bevölkert.

Die Sprache hat keine Verwandtschaft mit irgend einer anderen asiatischen, selbst mit der Aïnusprache nicht.

Die Laute sind nicht unangenehm und durch die italienische Orthographie, namentlich die Zischlaute, am besten zu geben. Die japanesischen Gelehrten leiten ihre Abstammung von verschiedenen Eindringlingen ab, welche mit den den Ureinwohnern geraubten Frauen das jetzige Geschlecht gezeugt haben. Die japanesische Mythologie wird dadurch freilich stark angegriffen. Denn nach der Mythe stammen die Japaner — nicht, wie neuere Autoren behaupten, blos der Kaiser, sondern das ganze Volk — von den Göttern ab und die Aïnus von einer wegen Untreue vom Hofe verbannten Kaiserin und einem Hunde, ihrem einzigen Begleiter. Allerdings ist dieser Stammbaum nicht schmeichelhaft und der Aïnu wehrt sich auch mit aller Kraft gegen diesen vierfüssigen Ahnen.

Dass die Aïnus einmal Bewohner Nippons waren, ist zweifellos; die nördlicheren Theile dieser Insel sind erst vor circa zwei Jahrhunderten ganz von denselben geräumt worden. Die eigene Tradition der Aïnus bestätigt dies.

Ich habe selbst mehrere Monate unter diesen Leuten gelebt und mich viel mit ihnen unterhalten. Sie bewohnen jetzt ausser dem Innern Jesso's nur noch Sachalin und die Kurilen.

Auf Jesso schätzt man ihre Anzahl auf 40.000 Seelen. Die Aïnus erzählen von ihren Vorfahren, dass sie früher nicht in Pelze gekleidet waren, dass sie ihre Bären und Hirsche in einem wärmeren Klima erlegten, dass später fremde Menschen bewaffnet in ihr Land gedrungen sind, dass diese ihre Waffen nicht nur gegen die Thiere des Waldes, sondern auch gegen die Menschen richteten, dass sie ihnen die Frauen entführten, dass darüber die Feuer verloschen und die Sonne stillstehen blieb und dass alles dieses sie gezwungen habe, ihr Land zu verlassen und sich dem Norden zuzuwenden.

Der Aïnu nennt sich selbst A-i-nu, jede Silbe deutlich betont, den Japaner nennt er Schabo. Alle übrigen Menschenracen — er kennt deren ausser sich nur noch zwei — nennt er Fereschi. Schabo heisst in der Aïnusprache so viel wie „Gewalt“ oder „Unrecht“.

Die Aïnu sind Feueranbeter und verehren den Bären als Symbol der Stärke. Im Gegensatze zu anderen asiatischen Völkern, welche die Thiere ihrer Verehrung nicht tödten, jagen und tödten sie den Bären, wo sie seiner habhaft werden können. Europäern erlauben sie aber nicht ein Gleiches zu thun und es war mir trotz des hohen Preises, den ich bot, nicht vergönnt, einen Bären zu erlegen.

Hingegen hatte ich das seltene Schauspiel eines Bärenkampfes. Solche Bärenkämpfe werden an gewissen Festtagen begangen. Die Bären werden jung gefangen und dann, ähnlich wie die Stiere in Spanien, eigens zu diesem Kampfe erzogen. Der Bär wird aus seinem Käfig geführt, was er sich auch ganz ruhig gefallen lässt und von den Männern des Ortes, welche an diesem Kampfe theilnehmen, umringt. Bewaffnet sind diese Leute mit einem kleinen (ungefähr 6—7 Zoll langen) Messer. Dann wird der Bär so lange gereizt, bis er sich schliesslich nicht anders helfen kann und auf seine Angreifer losstürzt. Das ist das Zeichen zum Kampfe; die Aïnus fallen über den Bären her und bedecken ihn förmlich mit ihren Leibern. Der Bär wird schliesslich durch die Ueberzahl überwältigt und durch kleine Messerstiche getödtet; nicht selten aber büsst einer der Angreifer seinen religiösen Fanatismus mit dem Leben, und derjenige, welcher die meisten Wunden davonträgt, ist der Held des Tages und gelangt bei seinen Landsleuten zu hohem Ansehen. Ich habe Aïnus gesehen, auf deren Rücken und Brust man die fünf Klauen des Bären deutlich sehen konnte. Die Japaner betrachten die Aïnus als Thiere und nennen sie auch Aïnu Chiku-sho, d. h. so viel wie Aïnu, Vieh.

Allerdings stehen die Aïnus auf einer niederen Stufe der Cultur; es ist aber ein gemüthliches, gutmüthiges, schmutziges, von der Civilisation noch nicht belecktes Völkchen.

Der Aïnu ist gross und stark, am ganzen Körper behaart, die Frauen zeichnen sich durch ihre tätowirten Schnurrbärte unvortheilhaft vor ihren japanischen Schwestern aus.

Die Frage der Abstammung der Japaner ist noch immer eine offene und hat in Folge ihrer Verquickung mit religiösen Vorstellungen wenig Aussicht, mit Hilfe japanischer Quellen gelöst zu werden. Das Chaos von Shintolehre, Kamidienst und Buddhismus bietet Belege für meine Behauptung. Der Kamidienst enthält die Lehre von der göttlichen Abstammung der Japaner, im Gegensatze zur Shintolehre, welche die Abstammung des Menschen in ein unergründliches Dunkel hüllt. Diese beiden Lehren verunstalten noch heutzutage die reine göttliche Lehre des Buddhismus. Der Buddhismus ist seit 1868 Staatsreligion und die grosse Aehnlichkeit desselben mit der christlichen Lehre und der Mangel an religiösem Sinne im Volke wird dem Fortschreiten des Christenthums wohl noch für lange hinderlich sein. Uebrigens wäre ein Japaner nur durch materielle Vortheile zu bewegen, seinen Glauben zu ändern. Die Christenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts, von welchen die Missionäre uns berichten, bestreiten japanische Autoren, oder bezeichnen sie uns wenigstens als übertrieben. Wenn es sich mit denselben ebenso verhält, wie mit der Christenverfolgung von 1868, welche ich erlebt habe, so muss ich allerdings den japanischen Autoren beipflichten.

Diese letzten Christenverfolgungen haben darin bestanden, dass die Regierung gewisse Steuern von Einwohnern einzelner Ortschaften in der Nähe Nagasaki's, welche sich dieselben weigerten, zu entrichten, mit Gewalt eintrieb, wobei es allerdings zu Grausamkeiten kam, die aber im Sinne der japanischen Gesetzgebung ausgeführt und nicht gegen das Christenthum gerichtet waren.

Seit frühester Zeit jedoch bis auf heute bestand in Japan vollkommene Religionsfreiheit. Die Religionsedicte des Jycyas und seiner Nachfolger sind entweder falsch übersetzt, oder falsch interpretirt worden, und nur die Unmöglichkeit, zu gleicher Zeit gläubiger Christ und loyaler, den Mikado göttlich verehrender Unterthan zu sein, verbunden mit dem fanatischen Vorgehen glaubenseifriger Missionäre, haben diese Conflicte herbeigeführt, die man jetzt Christenverfolgungen zu nennen beliebt.

Wenn aber die christliche Lehre heutzutage trotz dem über alles Lob erhabenen Benehmen der französischkatholischen Missionäre vollkommen discreditirt ist, so liegt dies in dem Benehmen der amerikanischen Missionäre, welche ihre Täuflinge zum Viertel der ihnen von den heimatlichen Missionen bewilligten Taufhonorare taufen und auf diese Weise z. B. in Yokohama jährlich circa 800 Kulis zweimal taufen. Da es aber in Jokohama vier verschiedene Missionen gibt, so werden diese 800 Kulis jährlich achtmal getauft, was selbst für den verstocktesten Heiden ausreichend sein dürfte.

So gering der religiöse Sinn in Japan ist, so hoch ist die Achtung oder, um besser zu sagen, die Furcht vor dem Gesetze; denn wo Willkür und Bestechlichkeiten so allgemein sind, kann selbst bei einem so willenlosen und indolenten Volke von wirklicher Achtung vor dem Gesetze füglich nicht die Rede sein.

Eine merkwürdige Praxis der japanesischen Rechtspflege ist die solidarische Verantwortlichkeit, die solidarische Straffälligkeit. Nicht nur die Familienmitglieder in auf- und absteigender Linie, sondern auch die Bewohner eines Hauses, wenn sie einander noch so fern stehen, selbst die Bewohner und Besitzer der angrenzenden Häuser sind solidarisch für die Vergehen eines Einzelnen verantwortlich.

Diese Praxis fördert das in Japan florirende Spionirsystem und bietet der Rache leichte Gelegenheit zur Befriedigung. Der Angeber, wenn er arm oder ärmer ist als der Denuncirte, muss freilich gewärtigen, dass ihn eventuell dieselbe Strafe trifft, wie diejenige, die er seinem Gegner gedachte — denn „Strafe muss sein", lautet das japanische Rechtsprincip.

Allerdings bemüht sich die Regierung, in den Vertragshäfen die Grausamkeiten, welche durch die japanische Strafrechtspflege entstehen, möglichst zu beschönigen; sie bestreitet das Vorhandensein der Tortur und der körperlichen Züchtigung, von denen das täglich zu hörende Jammergeschrei in der Nähe der Gefängnisse ein beredtes Zeugniss ablegt.

Im Innern des Landes aber, wo man sich vor den Ke-tojm (ein Schimpfwort, das ungefähr so viel heisst, wie behaarter Westländer) gar nicht zu geniren braucht, waltet noch die ganze Unmenschlichkeit der alten Gesetze, wie in früheren Jahrhunderten, in ungeschwächtem Masse fort. Das Köpfen für Diebstahl, falsche Zeugenaussage ist wohl heute noch nicht ganz aus der Mode. Die Kreuzigung für Mord und Brandlegung in verschiedenen Variationen habe ich selbst mit angesehen. Das Kochen in Oel soll auch noch bestehen, doch kann ich dies durch Augenschein nicht bestätigen.

Das Harakiri oder Bauchaufschneiden ist eine Umwandlung der Todesstrafe von einer entehrenden in eine ehrende; es ist ein Privilegium des Adels. Ein Adeliger, der zum Tode verurtheilt wird, kann die Begünstigung des Bauchaufschneidens erlangen. Es hat dies gewisse rechtliche Consequenzen: seine Nachkommen bleiben im Besitze der Güter und des Ansehens. Im Uebrigen aber kommt es ziemlich auf eins heraus; denn wenn er sich auch den Bauch wirklich aufschneidet, was er meistens nur markirt, so steht immer einer seiner Freunde hinter ihm, welcher ihm in einem gewissen Momente den Kopf abhaut.

Die politischen Ereignisse seit der Erschliessung des Landes durch die Amerikaner im Jahre 1854 bis zum Sturze des Schoguns durch den Feudaladel, Satsuma an der Spitze (von den Europäern fälschlich Taikun genannt), die Einsetzung des machtlosen Mikado's in seine angestammten Rechte — die Mediatisirung der Fürsten sind für uns ungelöste Räthsel, die nur Derjenige zu ergründen vermeint, der nicht die Zeit hatte, die sich häufende Masse von Widersprüchen kennen zu lernen, die sich dem wirklichen Forscher entgegenthürmen.

Die Kasteneintheilung, wie sie früher im Lande gewesen ist, hat jetzt gesetzlich allerdings aufgehört, im Volksleben besteht sie fort. Es sind 5 Kasten: Der Adel, der Landmann, der Handwerker, der Priester und der Bettler. Ausser der Kasteneintheilung und sozusagen ausser dem Gesetze stehend, sind die Etas. Jede Kaste hat ausserdem noch Unterabtheilungen, so hat z. B. der Adel: Samuraid, d. h. Krieger, Jakuin, d. h. Beamte, und Gelehrte.

Die Etas sollen Abkömmlinge der Christen sein, welche in früheren Zeiten in Japan hingerichtet worden sind. Ob das wahr ist, ist nicht recht erwiesen; denn es soll vorher auch Etas gegeben haben. Sie beschäftigen sich nur mit den sogenannten unreinen Gewerben, wie Gerberei und Fleischerei, und werden von den Japanern gemieden, da sie als unrein gelten.

Die Priester nehmen im Gegensatze zu anderen ostasiatischen Völkern eine sehr untergeordnete Stellung im Lande ein. Die Klöster sind nicht, wie man glaubt, Stätten der Gelehrsamkeit, sondern Stätten der Unsittlichkeit.

Nach der Ansicht der Japaner soll der Buddhismus von Siam importirt worden sein; Thatsache ist es, dass Japan bis in das 15. Jahrhundert blühende Handelscolonien in Bangkok und in Makao hatte.

Die Japaner gehen sogar weiter und behaupten, sie seien vor dem 10. Jahrhundert an der Westküste Amerikas gewesen, und wollen dort, wo heutzutage Acapulco steht, eine Niederlassung gehabt haben.

Die Schrift haben die Japaner sowie manches Andere, den Chinesen entlehnt.

Fast alle Zweige der japanischen Kunstindustrie stammen aus China, haben aber theilweise Abänderungen und Verbesserungen erfahren — so z. B. der Lack — welcher heute in Japan besser wie in China gemacht wird.

Die Porzellanfabrikation ist bei vorzüglichem Material auf einer niedrigen Stufe technischer Vollkommenheit, in der Porzellanmalerei wird hingegen Tüchtiges geleistet.

Die Bronzetechnik bewegt sich ziemlich auf gleicher Höhe mit der chinesischen, jedoch ist durch Jahrhunderte viel von China importirt worden und ein grosser Theil von alten Bronzen, die wir heute in Japan kaufen, ist chinesischer Provenienz.

Das Cire-perdue-Verfahren ist in Japan lange bekannt.

Cloisonnés werden erst seit einem Jahrhundert in einigermassen bemerkenswerther Qualität erzeugt.

Alle älteren sind chinesische, zum Theil für Japan gemachte Sachen.

In Metalllegirungen leisten die Japaner Grosses.

Eine Legirung von Gold, Kupfer und Eisen, Scutoku genannt, und eine andere, von Kupfer, Gold und Zink, Eboschi, ist besonders bemerkenswerth.

Mosaiken in Metalllegirungen auf Schwertgriffen, Tabakbeutel u. s. w. bilden eine besondere Specialität.

Sehr bemerkenswerth und eines gründlichen Studiums würdig ist die Papierfabrikation. — Merkwürdig und im höchsten Grade interessant ist die Technik der Malerei, d. h. mit einem Pinsel und einem Tone auf japanischem Papier verschiedene Effecte hervorzubringen.

Sehr eigenthümlich ist das japanische Familienleben. Der Familienvater übt die Herrschaft in seinem Hause in der unumschränktesten und rücksichtslosesten Weise aus. Er hält strenge an dem Ceremoniellen und Hergebrachten, und übt Gastfreundschaft in einer ostentativen Weise, stets in der Hoffnung, dass man sie nicht annimmt. Die Ehe ist kein Bindemittel, wie man es allgemein glaubt, schon aus dem Grunde nicht, weil sie auf einseitigen Wunsch des Mannes sofort wieder aufgelöst werden kann. Ausserdem kann der bemittelte Japaner sich so viel Seitenfrauen beilegen, als er wünscht. Die Rechte der Frauen und Seitenfrauen sind juridisch und social dieselben. Die Kinder dieser verschiedenen Frauen nennen sich untereinander Geschwister, sind gleich erbberechtigt, nennen alle verschiedenen Frauen Mutter, und es ist mir vorgekommen, und klingt so unglaublich, dass ich kaum wage, es zu sagen, dass 10jährige Kinder nicht wussten, welche ihre wirkliche Mutter war.

Bei Trennung einer Ehe oder eines Concubinats bleiben die Kinder meistens bei der Mutter. Wenn die Mutter eine neue Ehe eingeht, so übernimmt der neue Eheherr auch die Kinder: er hat also die Familie ganz fertig. Es gibt demnach Familien in Japan, in welchen Kinder nicht nur von verschiedenen Müttern, sondern auch von verschiedenen Vätern vorhanden sind.

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, welche in dem Berichte der preussischen Expedition für Ostasien so fesselnd geschildert wird, möchte ich vergleichen mit der Liebe des Viehzüchters zu seinem Vieh.

Die Eltern berechnen sich im Voraus das Capital, das sie aus ihren Töchtern schlagen werden. Die Mädchen werden, sobald sie mannbar sind, verpfändet. Denn Sklaverei hat es in Japan nie gegeben, sondern vielmehr ein Verpfänden, demzufolge das lebende Pfand dem jeweiligen Besitzer mit seinem Leib und seiner Arbeitskraft unterthan wird.

Ob dieses Recht, welches die Eltern über ihre Töchter haben, die Prostitution fördert, wie dies neuere Autoren behaupten, will ich dahingestellt sein lassen.

Der Begriff von Prostitution, wie er uns eigen ist, fehlt dem Japaner gänzlich — und er betrachtet die Prostitution als Gewerbe, nicht unehrenhafter als irgend ein anderes Gewerbe, wo man seinen Körper oder doch seine Körperkraft verdingt.

Der geschlechtliche Umgang ist frei und wird bei sich gegenseitig zusagenden Bedingungen ohne weitere Präliminarien geübt. Daher kommt die vollkommene Schamlosigkeit, das gemeinschaftliche Baden, das völlige Nacktgehen in der heissen Jahreszeit und das freie Besprechen der intimsten geschlechtlichen Mysterien, die man bei uns kaum anzudeuten wagen würde. — Die Fabel der Identität der Bordelle mit den Erziehungsanstalten für Mädchen, selbst der höchsten Stände, entbehrt jeder Begründung — dass jedoch gebildete oder vornehme Japaner Ehen mit Mädchen aus diesen Häusern abschliessen, gehört zu dem Alltäglichen und ist eine Consequenz des oben Gesagten.

Eine grosse Rolle im japanischen Familienleben spielt die Adoption. Der Hausvater muss stets darauf bedacht sein, sich einen Nachfolger seiner patriarcha-

lischen Würde, welcher er sich meistens im 50. Lebensjahre begibt, zu erziehen. Hat er nun keinen wirklichen oder erheirateten Sohn, so schreitet er zur Adoption und sucht seinen Nachfolger und Erben im Kreise seiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft. — Die jetzt herrschende japanische Dynastie stammt nicht direct von Dzin-mu-Tenno 660 v. Chr. ab, sondern ist mehrfach ausgestorben und durch Adoption fortgesetzt worden.

Die rechtmässige Gattin steht dem Hauswesen vor und lässt sich darin von den Seitenfrauen, soweit sie es wünscht, unterstützen. Der gänzliche Mangel an Einrichtungsgegenständen in einem japanischen Hause und die Einfachheit der japanischen Küche macht es der Hausfrau und ihren Gehilfinnen leicht genug. Die viele erübrigte Zeit wird durch Musiciren und dolce far niente ausgefüllt.

Die Männer suchen nach vollbrachtem Tagewerk ihre Vergnügungen ausser dem Hause in den sogenannten Tscha-yas (Theehäuser) und Dschoro-yas (Bordelle) in Gesellschaft der mitunter wirklich niedlichen Geischa's bei Tanz, Spiel und Musik und reichlichem Genuss von Sake (Reisbier), von dem ich nur sagen kann, dass es mir am liebsten ist, wenn es von jemand Anderm getrunken wird.

Die Geischa ist ein Mittelding von Tänzerin, Sängerin und Schauspielerin, d. h. sie vereinigt diese drei Künste zu einer einzigen.

Der Unterschied von Tscha-ya und Dschoro-ya ist in dem Werke der preussischen Expedition nach Ostasien treffend geschildert worden. Für die viel verkannten Geischa's möchte ich hier eine Lanze brechen. Vom Standpunkte unserer Tugend und Moral darf man die japanesische Geischa freilich nicht betrachten, wie man überhaupt bei dem Studium der japanesischen Sitten durch Vergleiche mit den unserigen nie zu einem richtigen Urtheil gelangen wird — die Geischa musicirt, singt und tanzt für Geld, ihre Gunst aber verschenkt sie. Uebrigens gehört die Geischa der besseren Classe der japanesischen Bevölkerung an: ihr Tanz, Spiel und Gesang lassen allerdings Viel zu wünschen übrig. Die gewöhnlichsten Instrumente sind das Samsen, eine Art Mandoline mit drei Saiten; das Koto, eine Art Harfe, die Trommel, Taiko, und die Fuje, Flöte.

Das Ceremoniel spielt in Japan eine grosse Rolle; es ist für Hoch und Niedrig gleich bindend und durch eigene Gesetze geregelt. Der gänzliche Mangel eines geselligen Verkehrs zwischen Europäern und Japanern liegt wohl darin, dass unsere Begriffe von Höflichkeit auf die Japaner ebenso abstossend wirken, wie das japanische Ceremoniel uns unverständlich und unbequem ist. Ebensowenig wir es fassen können, wozu es des Austausches von Höflichkeiten in der Dauer einer halben Stunde bedarf, bevor man auf das eigentliche Gesprächsthema kommt, ebensowenig begreifen die Japaner, wie man dieselben umgehen kann. Beim Betreten oder Verlassen eines Hauses, beim Begegnen auf der Strasse, im Bade, bei Mahlzeiten, im Verkehre zwischen Hoch und Niedrig gibt es eine solche Masse von bestimmt vorgeschriebenen Höflichkeiten, dass ein grosser Theil der Zeit in den Schulen geopfert wird, um dieselben zu erlernen.

2. Vortrag des Herrn Grafen **Gundaker Wurmbrand**

Ueber ein Gürtelblech aus Watsch.

Kurz nach dem epochemachenden Fund der Situla von Watsch kann ich über ein neues erst im Vorjahre vom Fürst Ernst Windischgrätz dort ausgegrabenes Fundstück berichten, welches gerade im Zusammenhang mit der Situla von grösstem Werthe für die Frage nach der Herkunft jener Kunstobjecte ist.

Wie die Zeichnung zeigt, haben wir es mit einem jener Gürtel aus Bronzeblech zu thun, welche wahrscheinlich an einem Ledergurt befestigt um die Mitte des Leibes getragen wurden.

Das Gürtelblech lag neben einer Dolchscheide aus Eisen, einem Dolchgriff aus Bronze und einigen Topfscherben in jenem Theile des Grabfeldes, in welchem sich zumeist die Skeletgräber befinden.

Es ist hervorzuheben, dass in Watsch sich zwei wesentlich von einander verschiedene Grabstätten neben einander befinden. Skeletgräber mit reichem Bronze- und Bernsteinschmuck nebst eisernen Waffen und roth gefärbten Urnen, andererseits aber Brandgräber ohne Waffen, mit ziemlich plumpen Bronze- und Eisengegenständen und schlecht gebrannten schwarzen oder bräunlichen Urnen. Einzeln kommt wohl auch hier ein Skelet oder dort eine Urne mit Brandresten vor. Beide Grabstätten vereinigen sich an der höchst gelegenen Stelle des Grabfeldes, wo eine Unterscheidung minder leicht ist.

Unter den Skeletgräbern also, und nicht sehr weit von der Stelle, wo die Situla nebst anderen reichen Bronzen [1]) lag, befand sich unser Gürtelblech.

Aus sehr feiner Bronze getrieben, erscheint uns innerhalb einer rundumlaufenden Bordüre nach antikem Muster die Darstellung einer Kampfscene von eigenthümlicher Auffassung in vollendeter Arbeit. (Taf. IV.)

Denn nicht nur die Kunst des Treibens müssen wir bewundern, sondern auch die meisterhafte Führung des Grabstichels in den eingravirten Contouren.

Hier ist nicht das Blech auf Holzmodelle geschlagen oder eine stylistische Typenform flüchtig nachgeholt.

Hier scheint nichts traditionell, jede Person hat eine andere Stellung, ein anderes Costüm. Die Pferde und Menschen sind möglichst individuell dargestellt. Die Begabung des Zeichners und sein Mangel an Schulung drückt sich dadurch aus, dass gewisse Darstellungen ganz vortrefflich gelungen, andere schülerhaft schlecht sind. So sind die Pferde, besonders das grosse Pferd, in seinen Verhältnissen so untadelhaft, dass ich, ausser in der classischen Kunst, kein Beispiel ähnlicher Vollendung finde, andererseits sind wieder die Gestalten, besonders der Fussgeher, ausser allem Verhältniss und höchst mangelhaft. Besonders der rechtsseitige Krieger hat geradezu verkümmerte Beine, an denen aber doch wieder die Muskulatur recht gut angedeutet ist.

---

[1]) Siehe „Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen von Ferd. v. Hochstetter". XLVII. Band der Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Auch die Köpfe zeigen das Streben nach Individualisirung.

Was die Handlung selbst betrifft, so stellt sie einen Kampf vor, welcher schon ein vorgeschrittenes Stadium erreicht hat. Die langen Lanzen sind geschleudert, die Lanze des helmbedeckten Reiters hat eine Scheibe (eine Phalerne), welche das Pferd des Gegners auf der rechten Schulter trägt, durchstossen. Die Contour der Lanze, durch den Scheibenring unterbrochen, kommt unter dem Ring wieder zum Vorschein.

Die Lanze des Gegners mit unbedecktem Haupte schwebt in der Luft und ist gegen des ersten Reiters Stirn gerichtet. Es ist dies eine jener langen Lanzen mit beschlagenem Schaftende und mit der Wurfschlinge, wie sie die Griechen und Römer im Gebrauche hatten. In der Linken hält derselbe Reiter die kurze zweite Lanze zum Wurfe bereit [1]), der andere wieder mit der Linken einen an gebogenem Stiel befestigten Paalstab [2]).

Beide Reiter sind bekleidet. Der Helmtragende mit einem anschliessenden, reich gemusterten Rock. Der Helmlose mit einem nach unten weiten Gewand, welches von oben nach unten aus einzelnen zusammengefügten Streifen zu bestehen scheint.

Die Füsse hängen an dem Pferd herunter und sind scheinbar nackt oder mit Schnabelschuhen, keinesfalls mit Sandalen bekleidet. Zu bemerken ist hier, dass auch der zweite Fuss beim Reiter stets sichtbar ist, wieder eine nicht schematische Auffassung des Künstlers.

Die Pferde sind verschieden gross. Das grössere mit geschorener Mähne ist im Verhältniss zum Reiter grösser als das Mittelmaass unserer Cavalleriepferde und bedeutend grösser als wahrscheinlich die Pferde der Römer und Griechen waren, das andere ist bedeutend kleiner und mit offener reicher Mähne versehen, wie sie nur die Pferde der Barbaren trugen.

Das Riemzeug des Kopfgestelles ist beim grossen Pferde deutlich sichtbar, sowie die halbrunde Stange, welche an zwei Stellen befestigt war und welche oft gefunden wurde, ohne die Lage im Gebiss genau zu kennen [3]).

Die Fussgänger hinter diesen Reitern sind beide mit Schild und Helm bewehrt; derjenige, der hinter dem behelmten Reiter schreitet, hat zwei Lanzen. Der Andere schwingt denselben Paalstab, wie der ihm feindliche Reiter und trägt einen ähnlichen reich gemusterten Rock.

Wir unterscheiden somit nicht durch typisch verschiedenes Costüm Freund und Feind, denn der behelmte Reiter ist bis auf den Schild mit dem Krieger zu Fuss, welcher sich ihm gegenüber befindet, gleich gekleidet und schwingt dieselbe Waffe.

Der erschreckt aussehende Flüchtling endlich hat einen breiten Hut und ein ärmelloses Gewand.

Suchen wir nach Analogien für dieses ausserordentliche Stück einer vorgeschrittenen Technik und einer freien Darstellung, so sind wir in grosser Verlegenheit. Ich finde nichts Gleiches, ich möchte fast sagen nichts vollkommen Aehnliches unter den Bildwerken der Vorzeit.

Alle in unseren Ländern, sowie in Oberitalien oder sonstwo gemachten Funde sind bei einiger Aehnlichkeit doch recht wesentlich verschieden, entweder in der Technik oder in der Zeichnung oder in allen beiden Stücken.

Aus Hallstatt ist in dieser Hinsicht nur der Deckel einer Bronze-Situla und eine Schwertscheide zu erwähnen. Auf dem Deckel sind zwei geflügelte Thiere in sehr bekannter archäistischer Zeichnung gegeben, welche weit mehr mit etruskischen und altgriechischen Vorbildern Aehnlichkeit haben, als mit der vorerwähnten Kriegsscene.

Auf der Schwertscheide aus Hallstatt [1]), welche durch das eiserne Beschläge mit den beiden Schlangenköpfen sehr an die Funde in la Têne erinnert, und kein hohes Alter verräth, sind die Contouren der Reiter, sowie die das Rad haltenden Männer in das Bronzeblatt nur eingeritzt.

Was die Darstellung betrifft, so sind vorzüglich die Pferde durchaus nicht naturalistisch, sondern im Gegentheil sehr stylisirt behandelt, besonders durch die Ornamente am Schenkel.

Es verrathen auch die Figuren keine individuelle Auffassung. Die Röcke der Reiter aber haben einige Aehnlichkeit mit denen, welche auf unserem Gürtel vorkommen. Freiherr v. Sacken erkannte besonders in der Bekleidung, wie ich meine mit Recht, eine grosse Aehnlichkeit mit etruskischen Costüm-Darstellungen. Er hätte noch besonders den Gebrauch der Schnabelschuhe hervorheben können, welche für jenes Culturvolk sehr charakteristisch sind [2]).

Zum weiteren nächstliegenden Vergleich bieten sich die bekannten getriebenen Arbeiten aus Matrai, Moritzingen, die Situla von Watsch, von Bologna und, in denselben Culturkreis fallend, die wichtigen Funde von Bolda Dolfin, der Villa Benvenuti u. s. w. bei Este [3]).

Letztere sind deshalb so sehr wichtig, weil in vier Schichten übereinander gelagert, diese Funde uns eine relative Altersbestimmung bis zur römischen Occupation gestatten.

Dort liegt ein in Thon geformter Opferwagen, welcher an den in Bosnien gefundenen Bronzewagen erinnert, nebst Bronzen, wie sie in unseren Alpenländern häufig

---

[1]) Die lange Lanze mit doppelter Spitze heisst griechisch Saurater und wird in der nachhomerischen Zeit gewöhnlich von Fussgängern, in Makedonien aber (siehe d. pelimäische Münze, M. Hunter 42, I.) auch von Reitern getragen. Der kürzere Riemenspeer hiess mesankylon, (hasta amentata). Siehe Verhandlungen der 26. Versammlung deutscher Philologen. Leipzig 1869. S. 226 bis 238.

[2]) Ueber die beiden Waffen, den langen Speer (Amentum) und den Paalstab (Cataya), siehe Abhandlung von Bertrand. Revue archéologique 1884.

[3]) Ernest Chantre bildet in seinem Prachtwerke Age de Bronze mehrfach solche Stangen ab, so in den Fundorten Larnaud, Vaudrevange, Möringer. Siehe ferner Gozzadini: Sur quelques mors de cheval.

[1]) Ueber einige neue Funde im Grabfelde zu Hallstatt von Freiherrn v. Sacken. Mittheilungen der k. k. Centralcommission. 1. Jahrgang.

[2]) Etruskische Bronzefiguren. Ingh. M. e. III. 2. Man vergleiche die zwei Figuren aus Terracotta im Louvre Anali 33, P. 391.

[3]) Notizie delle Necropoli Euganee di Este. Alessandro Prosdocimi, Roma 1882.

vorkommen, zu unterst; dann kommen Urnen, welche der Form nach, sowie durch die eigenthümliche Verzierung mit Bronzenägeln an Maria Rast [1]) und Watsch erinnern.

In der dritten Schichte befinden sich aber erst die Situlen mit übereinandergereihten Darstellungen von landwirthschaftlichen Arbeiten, von geflügelten und ungeflügelten Thieren in getriebener Arbeit.

Diese sind also jünger als die Mehrzahl unserer Bronzen und nicht sehr weit von der Epoche der römischen Culturherrschaft entfernt.

Dieser Umstand ist zur Bestimmung unseres Gürtelbleches von Wichtigkeit.

Obwohl wesentlich verschieden in der ungezwungenen Auffassung und in der künstlerischen Vollendung, ist das Gürtelblech doch durch den Gesammtcharakter der vorgefundenen Bronzen, durch die mit Este nahe verwandten rothen und bronzebeschlagenen Urnen [2]), besonders aber durch die Situla aus Watsch in dieselbe Culturepoche, wie die Funde aus Este zu stellen.

Wir haben es somit hier wie dort durchaus nicht mit den Anfängen der Kunst einer voretruskischen, protoetruskischen Zeit zu thun, welche zur figuralen Darstellung die ersten schüchternen Versuche macht und auf denen sich die etruskische Formgebung aufbaut, sondern wir müssen uns im Gegentheil die Zustände der Decadence einer Kunstperiode vorstellen, welche durch ihre unverstandenen Imitationen und durch die Sucht nach Uebertreibungen immer kenntlich ist.

Solche Imitationen einer alten Stylistik von ungeschulter, wenn auch individuell begabter Künstlerhand ausgeführt, tragen nie die Naivetät der Jugend, sondern das Kindische des Alters zur Schau.

Auch ich bin mit Hochstetter der Ansicht, dass wir es bei diesem Gürtelblech, wie bei der Situla, wahrscheinlich mit einer heimischen Arbeit zu thun haben; ich befinde mich nur darin in einem ziemlich wesentlichen Widerspruch mit seiner Ansicht, dass ich nicht glaube, diese Bildwerke wären, von unseren Kelten vorgebildet, nach Italien gelangt, um dorthin Kunstsinn und Kunststylistik zu tragen, sondern, dass ich im Gegentheile in diesen Bildern die letzten Ausläufer, ich möchte sagen, die letzte Brandung der orientalisch-griechisch-etruskischen Kunst und Kunststylistik erblicke.

Ich setze die drei Namen nebeneinander, weil sowohl in der etruskischen Kunst, weit mehr aber noch in diesen Bildwerken der Alpenländer schwer zu entwirrende Reminiscenzen und Imitationen sich mengen.

Sowie die Philippsmünzen von den Kelten bis in das Unkenntliche imitirt wurden und auf sehr verschwindender Stufe in Bezug auf künstlerischen Werth stehen, sind für mich die geflügelten Thiere in Este, ebenso wie die stylisirten Thiere mit den auf ihnen sitzenden Vögeln oder die reissenden Thiere mit den menschlichen Gliedmassen im Rachen, unverstandene Imitationen alter Vorbilder [1]).

Die Stühle, worauf die Festgäste sitzen, die Wägen des festlichen Aufzuges, ja selbst die Milchgefässe sind, meiner Ansicht nach, durchaus nicht keltisch.

Der Künstler hat sie nicht in Watsch gesehen, und auch nicht etwa bei einer dortigen Hochzeitsfeier frei nach der Natur entworfen, ebensowenig als er die in Watsch nicht lebenden Gazellen und Tiger zufällig dazu gezeichnet.

Wenn Hochstetter meint (a. O. S. 19): „Beweisend für diese Ansicht scheint mir die Thatsache, dass gerade jene geflügelten Wesen, welche in Griechenland und über Griechenland in Etrurien und Italien Eingang fanden, auf den Erzeugnissen der Hallstatt-Cultur, wie wir oben gesehen haben, sich nicht finden. Die Chalkeuten der Hallstatt-Cultur hielten sich immer auf dem Standpunkte des reinen Naturalismus“, so beweisen gerade die geflügelten Thiere auf dem erwähnten Deckel in Hallstatt und ebenso gut die geflügelten Thiere auf der Situla in Bologna, in Este und in Oberitalien überhaupt, dass die Chalkeuten, wenn sie überhaupt die Erzeuger dieser Bildwerke waren, dabei nicht anders vorgegangen sind, als alle Völker der Erde. Kein Volk kommt auf dem Standpunkt des „reinen Naturalismus“ dazu, ohneweiters als ersten Versuch einen Festzug in Bronze zu treiben, wenn es keine stylistischen Vorbilder hat.

Es ist gewiss ein grosses Verdienst Hochstetter's, welches ich voll anerkenne, dass er durch die treffliche Vergleichung der im Umkreis der Hallstätter Cultur gefundenen Waffen mit zwingenden Gründen den Nachweis liefert, die auf der Situla von Watsch dargestellten Krieger seien dieselben, welche in unseren Grabstätten liegen, und damit die Möglichkeit heimischer Arbeit darthut. Das Gürtelblech bestätigt seine Ansicht nach dieser Richtung.

In wirklich naturalistischer Auffassung sehen wir hier Kämpfer zu Pferd und zu Fuss vor uns, welche durchaus nichts Classisches an sich haben. Die Schutz- und Angriffswaffen sind durchaus solche, wie wir sie in den Gräbern gefunden, selbst das Gebiss der Pferde ist uns bekannt.

Weder in dem Reiter auf dem kleinen Pferde mit reicher Mähne, noch in dem Lanzenwerfer mit seinen flatternden Locken können wir Römer oder Griechen vermuthen.

Auch der flüchtige Landmann mit seinem breiten Hut und seinem ärmellosen Ueberwurf (Bunda) hat für uns nichts Fremdartiges.

Er ist ähnlich auf der Situla von Bologna abgebildet und verbindet dieses Object mit unserem Formenkreis. Inwieweit derselbe aber sich dem Etruskischen nähert oder von ihm verschieden ist, kann heute sehr schwer gesagt werden.

Je mehr die tieferen Schichten in Griechenland und Italien ihre Schätze dem prähistorischen Forscher er-

[1]) Das Urnenfeld von Maria Rast. Wurmbrand, Archiv für Anthropologie, Band XI, Heft 3.

[2]) Eine solche, aus Watsch stammend, befindet sich im Besitz des Fürsten Ernst Windischgrätz.

[1]) Da besonderes Gewicht auf diese Darstellung gelegt wurde, nenne ich die im Museo etrusco (Mus. Gilg.) befindliche Scheibe I, 5, 1a von getriebener Bronze, wo auch ein Thier mit einem Menschenschenkel im Rachen vorkommt.

schliessen, desto mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, dass alle europäischen Kunstformen aus ähnlichen, sehr einfachen, durch die Behandlung des Bronzedrahtes bedingten Formen sich entwickelt und dass für die ganze antike Welt Griechenland massgebend wurde, soweit sein Einfluss reichte.

Ebenso unzweifelhaft ist der orientalische Charakter und sein Zurückweichen vor der griechischen Kunst nachzuweisen.

Was nun die Etrusker, Umbrer, Rhäter, Kelten und Gallier vom orientalischen und später vom griechischen Styl angenommen und selbstständig weiter verarbeitet, ist heute überhaupt noch nicht zu bestimmen. Dies wird wohl erst zu bestimmen sein, wenn allenthalben und besonders in Italien das Studium des echt Etruskischen soweit gediehen ist, um dort das Fremde mit Bestimmtheit ermitteln zu können.

Für uns ist das unmöglich; wir können uns nur die Aufgabe stellen, nachzuweisen, welche Kunstproducte von unseren Alpenvölkern erzeugt wurden, wo und wie lange bestimmte Formen in Gebrauch waren und was bei uns fremd oder heimisch ist. So sind, meiner Ansicht nach die Funde von Valdengesheim, Schwarzenbach, Eygenpilsen, Dürkheim u. s. w. für uns fremd, das heisst importirt, ob etruskisch oder griechisch, kümmert mich vorläufig wenig.

Sie dienen uns nur als Beweis des regen Verkehrs mit den südlichen Culturländern, von denen die mitteleuropäischen Völker, besonders unsere metallkundigen Noriker, neue Formelemente aufnahmen. Diese neuen Formelemente erscheinen uns im Formkreis der alten, sich ähnlich bleibenden Bronzestylistik oft fremdartig, ohne deshalb von Fremden erzeugt worden zu sein.

Wir können uns damit vorläufig begnügen und dürfen es als einen Gewinn anerkennen, gegenüber der früher von Lindenschmid vertretenen Ansicht, dass alle Bronzen fremd sind, weil, wie er meinte, unsere barbarischen Völker nie auf einer so hohen Culturstufe gestanden, um Bronze in ähnlicher Vollkommenheit zu erzeugen.

Eine andere Förderung der schwierigen archäologischen Fragen, die ich nur berühren kann, ist wohl auch durch die Kenntniss der sogenannten etruskischen Inschriften zu erwarten, welche ja wieder nur Imitationen der griechischen Schriftzeichen sind, und wie es scheint, nicht nur von den Etruskern gebraucht wurden.

Oberzinner [1]) stellt drei rhätische und zwei etruskische Alphabete zusammen, wobei merkwürdigerweise für das nord-etruskische Alphabet nur solche Zeichen angeführt sind, wie sie in Kärnten, Steiermark und wohl auch in Krain gefunden werden.

Wird Herr Prosdocimi nicht auch für die Euganeer Schriftzeichen in Anspruch nehmen, und dürfen wir, wenn die Objecte, auf welchen sich die Inschriften bei uns vorfinden, sich als keltische erweisen, das nordetruskische Alphabet nicht als ein keltisches für unsere Alpenvölker reclamiren?

Sollte gerade dieses Volk und die verwandten Gallier der Schriftkunde absolut unzugänglich gewesen sein? Ich glaube kaum.

[1]) Giovanni Oberzinner. J. Reti: Roma 1883.

Einmal von dem Banne erlöst, unsere Alpenvölker als Barbaren zu betrachten, denen jeder Kunstsinn fremd war, fördert jede Ausgrabung die Erkentniss ihrer Cultur, welche unzweifelhaft bis nach Oberitalien sich verfolgen lässt, und welche vor der Occupation der Römer einen nicht unbedeutend hohen Grad erreicht hat, Dank den friedlichen und kriegerischen Beziehungen unserer Kelten mit den oberitalischen Culturvölkern.

Es wäre aber ein völliges Umkehren der Verhältnisse in zeitlicher und kunstgeschichtlicher Beziehung, wollte man von einer eigenthümlichen keltischen Cultur sprechen, welche nach Italien hin befruchtend und bildend gewirkt hätte.

Der Vorsitzende eröffnet die Debatte über diesen Vortrag.

3. Herr Hofrath Prof. Dr. **Otto Benndorf**

bespricht die Bedeutung, welche die Ausgrabungen in Este bei Padua für die vielerörterten Funde von Watsch und St. Margarethen besitzen. Die Ausgrabungen, welche bereits seit einer längeren Reihe von Jahren im Gange sind und das Localmuseum der Stadt rasch zu einem der reichsten unter den prähistorischen Sammlungen Italiens gemacht haben, wurden von Cav. Alessandro Prosdocimi geleitet und besitzen schon eine eigene italienische Literatur, in welcher ein zusammenfassender Originalbericht Prosdocimi's (in Fiorelli's notizie degli scavi di antichità, Jahrg. 1882, S. 5—32. Tav. I—VIII) durch sachlich genaue Haltung sich auszeichnet. Aus diesem Uebersichtsberichte ist die thatsächliche Lösung der historischen Fragen zu gewinnen, welche sich an die in ihrer Isolirung räthselhaften Funde von Watsch und St. Margarethen knüpfen.

Was an alterthümlichen Bronzegegenständen mit figürlichen Reliefcompositionen neuerdings in Krain, Tirol und sehr ausnahmsweise auch in Hallstatt gefunden worden ist, betrachtet Herr von Hochstetter nach Styl, Technik und Gegenstand der Darstellungen mit Recht als zusammengehörig.

Während diese Funde in den Alpenländern bisher immer nur vereinzelt auftraten, sind gleichartige Objecte jetzt in der Poebene massenhaft, reicher entwickelt und als Producte eines historisch bekannten Volkes, der Euganeer, zum Vorschein gekommen. Nach antiken Zeugnissen haben die Euganeer Verona und Patavium gegründet und bis in die Alpen herauf gewohnt; ihr Name lebt noch fort in der Bezeichnung der euganeischen Berge von Padua. Eine successive Reihe genau durchsuchter reicher Fundschichten stellt die allmälige Entwicklung ihrer Cultur in helles Licht. Die kunstvollsten Bronzeerzeugnisse, welche den fraglichen Funden von Krain durchaus entsprechen, aber den Darstellungskreis derselben beispielsweise durch das Vorkommen geflügelter Pferde und Centauren erheblich erweitern, gehören der von unten auf gerechnet dritten Fundschicht an und sind hier zusammen mit griechischen Thonvasen zu Tage getreten. Proben solcher Vasen hat Prosdocimi auf Tav. V, Fig. 53—55 veröffentlicht: eine Kylix von feinstem schwarzen Firniss, einen zweihenkligen Napf

mit aufgemaltem geometrischen Ornament und einen dickbauchigen Lekythos mit schwarzen Figuren auf hellem Thongrunde. Soweit die Abbildung ein Urtheil zulässt, ist dieses letztere Gefäss schwerlich älter als das fünfte Jahrhundert vor Chr., möglicher Weise etwas jünger. Auch Inschriften sind auf Vasen in Este entdeckt worden, in dem bekannten euganeischen Alphabet, dessen hellenischer Ursprung keinem Zweifel unterliegt.

Wie die Schrift sind die Bildwerke der Euganeer aus griechischer Cultur erwachsen. Ihr Decorationssystem ist im Ganzen wie in zahlreichen Einzelnheiten unmittelbar abhängig von altgriechischer, wahrscheinlich altionischer Kunst. Dieses Sachverhältniss leuchtet so klar durch alle Depravation hindurch, dass es für die in der antiken Formenwelt Bewanderten kaum eines näheren Beweises bedarf.

Das Prävaliren von Reihen menschlicher Figuren mit einem an untergeordneter Stelle noch beibehaltenen Thierzuge ist für ein bestimmtes Stadium der von den Griechen aus dem Orient übernommenen und selbständig weiter entwickelten Streifencomposition charakteristisch, welches die berühmte Françoisvase in Florenz aus dem sechsten Jahrhundert vor Chr. am geläufigsten repräsentirt. Die Füllornamente in den leeren Räumen des Reliefs, vornehmlich die von dem oberen Streifenrande herabfallende Volute, welche selten in reiner Zeichnung, meist in rohe Schnörkel degenerirt, auftritt, desgleichen die Bildung der Thiere, besonders der phantastisch gestalteten, auch einzelne Scenen und Darstellungsmotive, wie die Zweikämpfer, zwischen denen ein Helm als Preis angebracht ist, oder die über den Pferden fliegenden Vögel, decken sich mit altgriechischer Decorationsweise. Die merkwürdig sackartige Tracht der männlichen Figuren kehrt beispielsweise in den alterthümlich feinen Graffitozeichnungen eines in Olympia gefundenen Panzers (bulletin de correspond. héllen. VII, pl. III.) gleichartig wieder. Dem bekannten Münzbilde von Mende in Thrakien mit dem Maulthiere, dem eine Krähe ein Korn aus dem Steisse pickt, ist eine Thiergruppe auf der Situla von Watsch nachgebildet, freilich in sinnloser Entstellung, da die Procedur hier einem Widder gilt u. s. w. u. s. w.

Andere Details dagegen springen ebenso deutlich als locale Elemente in die Augen. So die von Hochstetter nachgewiesenen seltenen Helmformen, die Gestalt der geflochtenen Lehnsessel (ganz wie die sedia Corsini, deren Reliefs auch sonst sehr beachtenswerthe Analogien bieten), die primitive Construction der Wagen, die Beschirrung der Pferde, die Paalstäbe in den Kampfscenen u. dgl.

Man sieht an diesen Dingen bestimmter noch als in der durchgehenden Verderbniss des angeeigneten Kunstgutes, dass man es mit Erzeugnissen eines Volkes zu thun hat, das von den höher entwickelten Griechen mit einer ähnlichen Freiheit zu lernen verstand, wie diese selbst einst von der orientalischen Kunst gelernt hatten. Fremdes und Einheimisches, Entlehntes und frei Erfundenes oder dem eigensten Leben Nachgebildetes ist zu einer vollkommen gleichwerthigen Masse verschmolzen, und jede Analyse detaillirt nur das Bild eines Mischstyles, in welchem plumper und gröber, aber kunstgeschichtlich nicht weniger lehrreich sich der nämliche Process wiederholt, der uns die Anfänge der hellenischen Kunst so interessant macht.

In Contact kamen die Euganeer mit den Griechen an der Pomündung in Adria. Literarisch wird Adria zuerst erwähnt durch Hekataios von Milet, dessen ausgedehnte Reisen wahrscheinlich noch in das sechste Jahrhundert, vor den ionischen Aufstand fallen. Die griechische Besiedelung des Platzes beweisen griechische Vasenfunde, welche auf Anregung Theodor Mommsen's, der ihren hohen geschichtlichen Werth erkannte, Richard Schöne in einem eigenen Werke zugänglich gemacht hat. Auf einigen dieser Vasen finden sich Inschriften eingeritzt in einem Alphabete, dessen genaue Erforschung für die unbekannte Herkunft der griechischen Bewohner von Adria entscheidend wäre. Leider lässt sich bis jetzt mit Sicherheit nur behaupten, dass es nicht attisch ist; es kann altionisch sein.

Neben den griechischen Importartikeln sind in Adria Thonwerke von localer Fabrikation zu Tage gefördert worden, deren Ornamente und figürliche Darstellungen den in Rede stehenden Denkmälern von Watsch und Este gleichen (Schöne, antichità di Adria, Tav. XIV), desgleichen Inschriften sehr ähnlich wie die euganeischen, und auch Prosdocimi kennt aus neuerer Zeit euganeische Funde in Adria.

So ordnen sich denn unsere Alpenfunde, welche zu so kühnen Hypothesen Anlass gegeben haben, einem wohlverständlichen geschichtlichen Zusammenhang ein, dem sie Niemand entreissen wird, ohne den Erfahrungssatz umzustossen, dass Cultur nicht in abgeschiedenen Gebirgswinkeln, sondern in fruchtbaren, dem Verkehre offenen Tiefländern entsteht.

4. Herr Hofrath **von Hochstetter**:

Es freut mich, dass Herr Graf Wurmbrand und Herr Hofrath Benndorf mich in Folge meiner Abhandlung über Watsch nicht für einen Ketzer erklärt haben, wie mein hochverehrter College Virchow in Berlin.

Mit Herrn Benndorf stimme ich vollkommen überein, wenn er sagt, dass sich in den Darstellungen auf der Situla von Watsch ungemein viel orientalische Anklänge finden und dass die Cultur der Hallstätter Periode viel Gemeinschaftliches mit der archäisch-griechischen Cultur habe. Was Graf Wurmbrand in Bezug auf die vier verschiedenen Völker bemerkt, denen man diese Darstellungen zuschreiben könne, die Etrusker, Umbrer, Euganeer, Rhätier oder Rasener, so muss ich gestehen, dass nach meiner Auffassung die Umbrer, die Euganeer und die Rhätier nächstverwandte Stämme eines und desselben Volkes mit einer und derselben Cultur gewesen sind. Die Sitze dieser Stämme waren die Alpen und Oberitalien, und als historisch nachgewiesen darf man ja wohl annehmen, dass die Völkerbewegung im ersten Jahrtausend vor Chr., in welches jene Cultur fällt, von Norden nach Süden ihre Richtung genommen hat und nicht von Süden nach Norden.

Man könnte nun allerdings sagen, dass die Verbreitung der Cultur den anderen Weg genommen habe: von Süden nach Norden; aber dies wäre doch nur eine Hypothese.

Nach den Historikern waren die Umbrer die ersten Einwanderer aus unseren Alpen nach der Poebene, dann sollen die Etrusker gefolgt sein, welche die Umbrer unterjocht haben und nach den Etruskern waren es die Gallier, welche über die Alpen nach Oberitalien zogen. Alle diese Völker müssen die ihnen eigenthümliche Cultur mitgebracht haben.

Das, was trotzdem immer noch von anderer Seite betont wird, ist: dass die Hallstatt-Cultur von Süden, d. h. aus Italien nach dem Norden gekommen sei und diese Ansicht ist es eben, die ich durch die Funde von St. Margarethen und Watsch für vollständig beseitigt glaube. Es sind mir keine Funde bekannt, welche so vollkommen zu den Darstellungen auf den Situlen von Bologna, Este, Watsch und Matrei passen, wie unsere Funde von Watsch und St. Margarethen. An diesen Orten sind die Menschen, namentlich die Krieger mit ihren Helmen und Waffen thatsächlich ausgegraben worden, welche auf jenen Situlen und auf dem Gürtelblech von Watsch dargestellt sind. In unseren Alpen haben also die auf unseren Bronzegefässen dargestellten Menschen wirklich gelebt, das ist eine unzweifelhaft festgestellte Thatsache. Die Darstellungen sind nach dem Leben gemacht, allerdings mit Kunstpraktiken, welche ursprünglich dem Orient entnommen sein mögen; mit dem archäisch-griechischen Kunstkreis haben sie ungemein viele Berührungspunkte.

Das Schwert von Hallstatt, auf welches hingewiesen wurde, gehört nicht dem Hallstätter Formenkreise an, sondern dem der La Téne-Periode und ist vielleicht ein gallisches Erzeugniss.

5. Herr Dr. Graf **Adalbert Dzieduszycki**:

Man hat, meine Herren, vielfach die Aehnlichkeit der einerseits in Watsch und Hallstatt, und andererseits im Süden gefundenen Bronze- und Eisengegenstände hier besprochen. Man hat auch die Theorie ausgesprochen, es wäre das Volk, welches die erwähnten Gegenstände verfertigte, von Norden nach Süden mit seiner ganzen, bereits fertigen Cultur vorgerückt und es hätte die Erzeugnisse seines Fleisses mit sich aus den Alpenländern nach Italien getragen. Wäre diese Hypothese richtig, so wäre das Hallstatt-Watschervolk irgendwo aus Nordwest-Asien durch Nordost-Europa vorgerückt und wir würden die hier besprochenen Gegenstände in allen nordslavischen Ländern, und zwar in einem älteren Stadium ihrer Entwicklung finden. Ich werde nun wohl auf einige ähnliche im Norden vorgefundene Gegenstände Ihre Aufmerksamkeit richten, ich werde aber dabei bemerken, dass diese Gegenstände ziemlich vereinzelt und meiner Ueberzeugung nach viel jünger sind, und dass daher die Wahrscheinlichkeit der nordischen Provenienztheorie mir gering erscheint.

Man hat an der äussersten Ostgrenze Galiziens vor 5 Jahren in Michalkowice einen reichen Goldschatz aus den ersten Jahrhunderten vor Chr. gefunden, der jetzt Eigenthum des Dzieduszycki'schen Museums in Lemberg ist. Das an ein jonisches Capitäl mahnende Ornament, welches Professor Benndorf mit so grossem Nachdruck gezeigt hat, findet sich in diesem Schatze oft und auch plastisch wiederholt, manchmal in vollkommen ausgebildeter, manchmal in mehr archäistischer Form.

Es werden überhaupt im Norden, in Polen, auch andere ähnliche Gegenstände gefunden. Es ist aber in der ganzen Periode Eisen in Polen äusserst selten, Bronze dagegen gewöhnlich, Gold ziemlich häufig. Die in Hallstätter und Watscher Knochengräbern vorgefundenen Urnenformen sind meines Wissens in Polen unbekannt, dagegen ist die Form der Urnen aus den Brandgräbern eine gewöhnliche und reicht bis in die christliche Zeit hinein. Es finden sich auch Helme wie in Watsch vor; man hält sie aber allgemein für sehr späte Gegenstände. Daneben bestehen aber auch grosse und durchschneidende Unterschiede zwischen den polnischen und den alpenländischen Funden.

Ich glaube, meine Herren, wir haben in Wirklichkeit sowohl in Polen, als in den Alpenländern und allenthalben in Nordeuropa mit dem Einfluss der griechischen Cultur zu thun, die auf verschiedenen Wegen unter die Barbaren eindrang und es wird vielleicht überhaupt angezeigt sein, die Aufmerksamkeit der Forscher mehr auf die Texte alter Schriftsteller zu richten, wodurch wir vielleicht oft Auskunft bekommen werden, sowohl über die Völker, welche Bronze- und Eisengegenstände verfertigt haben, als auch über die Wege, auf welchen der griechische Einfluss zu ihnen gelangte.

Um zu den Hallstatt-Watscher Gegenständen zurückzukehren, so halte ich schon des Vorwiegen des Eisens für einen Beleg ihrer späten Entstehung. Die Bronze spielte noch im früheren classischen Alterthum eine sehr vorwiegende Rolle. Als ein König von Lydien im sechsten Jahrhundert vor Chr. dem delphischen Gott ein ausserordentlich kostspieliges Geschenk machen wollte, liess er nicht ein goldenes, sondern ein eisernes Gefäss verfertigen. Eine uns zufällig durch Diodor von Sicilien erhaltene Nachricht versichert, dass, als der Phokische Strateg Onomarch sein Volk zum heiligen Kriege im vierten Jahrhundert vor Chr. rüstete, er ihm viel mehr bronzene als eiserne Waffen verschaffte. Würden wir nun zugeben, es hätte eine Eisenzeit in den Alpenländern schon früher gegeben, so würden wir unsere Begriffe über den Gang der Cultur auf den Kopf stellen.

Es findet sich weiter in Hallstatt eine ungewöhnliche Menge von Bernstein vor. Ich will mich gar nicht in die Frage einlassen, ob wir hier etwa mit nordischem oder etwa mit viel späterem, im Alterthum ganz unbekanntem sicilischen Bernstein zu thun haben. Ich will zulassen, wir hätten hier nordischen, also antiken Bernstein. Er war im frühen Alterthum an den Gestaden der Adria eine Seltenheit, von deren Ursprung man sich die abenteuerlichsten Sagen erzählte, ähnlich wie von dem Ursprunge des Goldes, von dem man fabelte, es stamme aus dem weitesten Arimasperlande. Erst um die Zeit Christi wurde der Bernstein so gewöhnlich, dass nach dem Zeugnisse des Plinius die venetischen Bauerndirnen am Nordgestade der Adria den Bernstein als den gewöhnlichsten Schmuck gebrauchten.

Ich stimme also vollständig den Herren bei, welche unsere Funde als verhältnissmässig spät, d. h. unmittelbar vorrömisch bezeichnen.

Es gibt uns aber auch Herodot Auskunft darüber, wie sowohl der Bernstein, als auch gewisse classische Formen in die Alpenländer gedrungen sind und wir brauchen gar nicht das Zeugniss einer griechischen Industrie in der Stadt Adria, um den griechischen Einfluss in den Alpenländern Oesterreichs uns zu erklären.

Es meinten die Griechen zur Zeit Herodot's, es gäbe im Norden einen grossen Fluss, den sie mit dem Namen Eridan belegten; dieser Fluss habe seine Quellen in den Riphäischen Bergen und fliesse von diesen in den nordischen Ocean, d. h. in die Ostsee, es fände sich endlich an den Mündungen des Eridans der Bernstein im Meere. Herodot meint wohl, diese ganze Erzählung sei eine Fabel, wir wissen aber heute, dass sie ganz und gar mit der Wahrheit übereinstimmt. Die Riphäischen Berge sind die Karpathen und der Eridan ist die Weichsel.

Es wohnte an dem Eridan ein friedfertiges, ackerbauendes Volk, dem die Griechen den Namen Hyperboräer geben. Dieses Volk schickt jährlich in Stroh gewickelte heilige Gaben nach Delos, als Weihgeschenk des Sonnengottes und gebrauchte dabei andere Völker als Vermittler. Es empfingen zuerst die skytho-medischen, in der Theissebene hausenden Syginen die Gaben. Diese überreichten sie den Pannoniern oder nordischen Päoniern, die Pannonier den stammverwandten Henetern oder Wenetern, welche damals einen Theil von Oberitalien, Krain und das Küstenland innehielten. Von den Henetern gelangte die heilige Post durch Vermittlung der Illyrier zu den Griechen.

Wie abenteuerlich auch die Erzählung klingt, haben wir es hier ganz sicher mit einer Thatsache zu thun, und es zeichnet uns der Vater der Geschichte den Weg vor, den jener Tauschhandel wanderte, der den Bernstein nach Süden und griechische Formen nach Norden brachte, ohne dass ein alter Hellene je über die Alpen gezogen wäre. In der Mitte dieses Weges sassen die alten Heneter, ein zahlreiches Volk, sowohl von den Etruskern, als von den Illyriern verschieden, mit den Pannoniern verwandt. Sie sassen in Oberitalien und Oesterreich. Die Euganeer waren ein henetischer Stamm. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf diese Weneter und Heneter lenken, da ich glaube, dass die Watscher Gegenstände von ihnen herstammen.

6. Fürst Ernst zu Windischgrätz

macht darauf aufmerksam, dass bei mehreren der bisher in den Alpen durchgeführten Ausgrabungen nicht alle Details in genügender Weise beobachtet wurden und dass es speciell in Watsch nothwendig sei, die Skeletgräber von den Brandgräbern vollkommen getrennt zu halten, da beide ganz verschiedenartige Funde enthalten.

Ausschusssitzung am 11. März 1884.

Auszug aus dem Protokoll.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Hofrath von Langer.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Dr. Ferdinand Blumentritt, Professor in Leitmeritz,

Dr. Georg Bühler, k. k. Universitäts-Professor in Wien,

Fürst Edmund Clary-Aldringen, k. k. wirkl. geh. Rath etc. in Wien,

Johann Gigl, Verkehrschef der Südbahn in Wien,

Victor Houdek, Statth.-Conc.-Praktikant in Wien,

Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg, k. k. Hofrath in Wien,

Dr. Hermenegild Jireček, Ritter von Samokov, k. k. Hofrath in Wien,

Dr. Franz Ritter von Miklosich, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien,

Carl Prohaska, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen,

Rittmeister Schram, Conservator der k. k. Central-Commission in Pola.

Herr Secretär Szombathy theilt mit, dass nach einem an Herrn F. v. Hochstetter eingelangten Schreiben des österr.-ungar. Consuls Hansal der berühmte Reisende Ernst Marno am 31. August v. J. in Chartum gestorben sei, wornach das Datum des Todestages dieses correspondirenden Mitgliedes richtigzustellen ist.

Derselbe berichtet ferner, dass er den Tauschverkehr auf die ganze Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte auszudehnen sich bemüht habe. Ferner wird der Schriftentausch mit der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst und die Fortsetzung des Tauschverkehrs mit der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie auf Kosten des k. k. Hof-Museums genehmigt.

Der Bericht des Herrn Custos Heger über die Sitzung der ethnographischen Commission und das Arbeitsprogramm derselben, sowie über den zweiten Theil des diesfälligen Entwurfes wird gleichfalls nach einigen kleinen Abänderungen genehmigt. Es folgt noch eine kurze Mittheilung über die verschiedenen Gesuche, welche zur Unterstützung der Arbeiter der Anthropologischen Gesellschaft verfasst werden sollen, hierauf schliesst der Präsident die Sitzung.

F. Karrer.

Monatsversammlung am 11. März 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Herr F. Kanitz, welcher heute über einen prähistorischen Wagen aus Blei von Rosegg in Kärnten[1]) vortragen sollte, ist zu unserem grössten Bedauern am verflossenen Freitag an Diphteritis erkrankt, aber glücklicher Weise der eminenten Todesgefahr durch die am

[1]) Siehe die Abhandlung pag. 141 und Taf. III in diesem Hefte.

Samstag Nachts ausgeführte Tracheotomie glücklich entrissen worden. Wir erhalten soeben die erfreuliche Nachricht, dass ein glücklicher Verlauf der Krankheit als gesichert betrachtet werden kann.

1. Herr Pfarrer **Senf** in Laugwitz bei Brieg in Schlesien übersendet folgende Mittheilung über

Wiener Legionsziegel und Wellenornament.

Was ich lange vergeblich gesucht, fand ich endlich in Wien, und zwar auf den Legionsziegeln der Ambraser Sammlung. Auf 213, 231 Capucinerkloster, 147 Trattnerhof, mit der Inschrift Ant. Tibr. Vindob., sind parallele Wellenlinien wahrzunehmen, die einen in gleichmässiger Schlangenbewegung, die anderen in Guirlandenmanier. Seit Jahren vermuthete ich, dass die den Germanen und Slaven ursprünglich fremde, mehrfache Wellenlinie nicht, wie der fliegende Hund, von Norden herab, sondern von Süden herauf nach Deutschland eingewandert sei. Jetzt stand ich vor der Bestätigung. Bis zur vollen Gewissheit ist freilich noch ein weiter Weg, den nur österreichische Forscher mit Erfolg betreten könnten. Mir wenigstens fehlt das ausreichende Material. Ein paar niederösterreichische Scherben, die in meiner Hand sind, der eine von Tölkau, der andere von Oberstinkenbrunn, bezeugen nur, dass jene Verzierungslinien in verschiedener Modification auf heimische Gefässe übergingen, aber sie reichen nicht aus, eine Uebersicht über diese Modificationen zu gewinnen, noch weniger lässt sich von hier aus etwas sagen über Verbreitung, Linienmuster, Mustertechnik der Legionsziegeln.

Eine kleine Anregung, tiefer auf die Wellenlinienfrage einzugehen, gibt vielleicht den österreichischen Männern von Fach die Mittheilung der Anschauungen, die ein Dilettant in der Lausitz und Schlesien gewann.

In diesen Regionen, auch höher hinauf, selbst in Norwegen (Zeitschr. f. Ethnol. 1881, S. 402), liegen die Scherben mit Wellenornament auf, meist aber diesseits der breiten Grenze zwischen Heidenthum und Christenthum. Die Sitte der Todtenverbrennung und Beisetzung der Gebeinreste in Urnen lag sichtlich bereits im Sterben, meist schon im Grabe.

Beweis:

1. Die abnorme Seltenheit **ganzer** Urnen mit Wellenornament, doppelt auffällig, weil die grösstentheils hart, selbst klingend hartgebrannten Gefässe sich trefflich conserviren mussten. Es gibt nur fünf bekanntere Exemplare. Ihre Fundorte: *a*) Amtitz, Kreis Guben, Zeitschr. f. Ethnol. 1881, S. 181; *b*) Mühlrose, Kr. Rothenburg O. L., l. c. 1881, S. 142; *c*) Oblath, Kr. Züllichau, l. c. 1880, S. 143; *d*) Kl.-Tinz, Kr. Breslau, Schlesiens Vorzeit etc., Ztschr. f. Eth. 1877, S. 182; *e*) Ardey bei Soest, 1881, S. 80. Wenn Kundige (l. c. 1881, S. 29) das kurze Verzeichniss selbst um das Zehnfache verlängerten, so würden auch fünfzig ganze Gefässe noch kein ausreichendes Fundament abgeben für die Behauptung, dass zur Zeit ihrer Beisetzung die Sitte der Urnenbestattung Verstorbener noch im Schwange ging. Das umsoweniger, weil

2. **mit Knochen gefüllte** Wellenornament-Urnen gar nicht existiren, oder doch nur in so geringer Anzahl, dass sie die oben aufgestellte Behauptung lediglich bestätigen. Rückfälligkeit des eben erst christianisirten Heidenthums, auch in die alte Begräbnisssitte, kann nicht überraschen. So musste nach Helmold um 1156 den Wenden neu eingeschärft werden, ihre Todten in atrio ecclesiae zu bestatten (1881, S. 48) ein Gebot, das bei ihnen, zumal da Kirchen noch zu den Seltenheiten gehörten, sicher ebenso langsame Befolgung fand, als die ähnliche Verfügung Karl des Grossen bei den alten Sachsen. Aber vorderhand fehlt es überhaupt an zuverlässig bezeugten Fällen, wo Urnen der fraglichen Art mit Gebeinresten erfüllt gefunden wurden, selbst von solchen, wo sie neben Aschenurnen älterer Art als Beigefässe standen. Von einer Urne erzählten Erdarbeiter, dass sie mit anders gestalteten Urnen ausgehoben worden sei, von Fig. 44 constatirt der genaue Fundbericht, dass sie zwanzig Schritte von einem grösseren Gräberfeld vereinzelt zu Tage kam, in einer Vertiefung ähnlich der Laugwitzer Küche, l. c. 1883, S. 270.

3. Die Wellenornament-Scherben überwiegen **bei Weitem** die Wellenornament-Urnen. Auf einen Centner der ersteren kommt noch nicht ein Pfund der letzteren. Ebenso selten als diese, ebenso häufig sind jene. Ein deutliches Zeichen, dass sie bereits einer Zeit angehören, gerade wie die heutige, wo Krug und Topf nicht mit den Besitzern zu Grabe, sondern solange zu Wasser und Feuer gingen, bis sie zerbrachen. Darum liegen sie oft massenhaft an Orten, wo nicht Todte auszuruhen, sondern Lebende sich zu bewegen pflegten.

4. Die Hauptfundorte jener Scherben sind nämlich nicht Gräber, sondern:

a) Die alten Schanzen, und zwar besonders die Oberfläche (l. c. 1880, S. 149) ihres Innerplanums, wo der letzte Krieg kochte und ass. Zuletzt aber haben unterliegende Heiden und siegreiche Christen ihre Spuren dort zurückgelassen.

b) Alte Wohnstätten, die oft dicht neben jetzt bewohnten Orten liegen, so Laugwitz bei Brieg, oder gar darin, so Jänkendorf O. L. Beides deutet auf Späterzeitlichkeit. Die Scherben garniren gewöhnlich den oberen Rand des vertieften Küchenraumes. Die Höhlen des Kalkgebirges bei Peggau, wo Graf Wurmbrand Scherben mit Wellenlinien fand, können erst sehr spät einmal als Zuflucht in Kriegsläuften gedient haben, nachdem die Knochen der Höhlenbären, die einst dort aus- und eingingen, längst unter dem Sinter begraben waren.

5. Noch genauere Zeitbestimmungen geben die Wellenornament-Funde mit Münzen.

a) Schade, dass der Denar der Kaiserin Adelheid aus dem Reihengräberfelde am Kreutzberg bei Klein-Tinz, das mehrfach sogenannte slavische Schläfenringe ergab (im Breslauer Museum), nicht in der zwanzig Schritte nördlich vom Grabfeld gefundenen Urne lag. Die Urne besass, der erste Fall in Schlesien, ein Bodenzeichen, das schwerlich das christliche Kreuz, wahrscheinlich das heidnische Sonnenrad nachbildet (Fig. 44). Dies Radkreuz, bekanntlich sehr früh auf Monumenten und Bronzen der baltischen Inselreiche, später in irdenen

Schalen, die den Weg nach Posen, Schlesien etc. fanden, noch später ging es von fremdländischem auf heimisches Thongeschirr über. Auch das Material und der harte Brand bezeugen die Späterzeitlichkeit.

b) Die Urne Fig. 45 von Meschwitz-Bautzen umschloss das wohlerhaltene, in Mainz imitirte Halsband des reichen arabischen Silberfundes, der damals zu Tage trat und sich jetzt in den Händen des Herrn Rechtsanwaltes Stephan zu Bautzen befindet. Die einzige ganze Münze und ihre vielen zerhackten Verwandten liessen vier Sassanidenfürsten schlagen, die zwischen 894 und 954 regierten. Auch zwei deutsche Münzpartikel waren beigemischt, die eine von Heinrich I., die andere von Otto I.

Bemerkenswerth erscheint, dass der Silberfund von Rodewitz, etwa eine Stunde weiter, neben sichtlich arabischen Schmuckstücken nur deutsche Münzen aufweist, Barbarossa und Zeitgenossen. Die begleitenden Thongefässe, von dem sie bergenden Steinhaufen völlig zerdrückt, wurden leider des Aufhebens nicht werth erachtet. Die kostbaren Funde von Meschwitz und Rodewitz, auch einer bei Dresden, von dem Fragmente in das Bautzener Museum gelangten, rücken übrigens die von kundiger Hand durch Deutschland gezogene arabische Silberfundlinie viel südlicher. Genug hiervon,

Fig. 44. n. Gr.

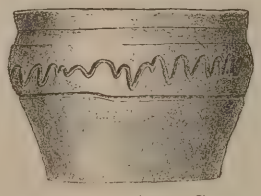


Fig. 45. 1/4 n. Gr.

es handelt sich diesesorts nur um die Gleichzeitigkeit der Wellenlinien und jener arabischer Einwanderer.

c) In Ostpreussen wurden an mehreren Orten Wellenlinien-Scherben gefunden, zugleich mit Ordensbrakteaten, die bis in's 14. Jahrhundert herabreichen, und mit Brochen, welche die Inschrift tragen: Ave Maria, auch Amor vincit. Es haben dort Christen heidnische Begräbnissbräuche beibehalten, oder Heiden von den Christen Münzen und Schmuck herübergenommen. Jene Scherben stimmen überein mit den westslavischen, wohl auch mit denen der russischen Ostseeprovinzen und in Lithauen. Die Stempeleindrücke, die Schachbrettmuster wiederholen sich überall. So berichtet Herr Dr. Tischler im Katalog der Berliner archäologischen Ausstellung von 1880, S. 406 etc. Um jene Eindrücke zu machen, benutzte man (nach Undset S. 38) Stempel von Thon, wie solche bei Pilin in Ungarn und anderwärts zu Tage kamen.

Wir schliessen die allgemeinen Erörterungen über die Zeit der Wellenlinien und wagen den Versuch einer genaueren Zeit- und Volksbestimmung ihrer verschiedenen Arten. Natürlich kann unser mangelhafter Versuch die angeregten Fragen nicht entscheidend beantworten, er soll nur zu eingehender Forschung veranlassen.

Jede neue Mode braucht Zeit, früher mehr als heute, um allmälig auf- und ziemlich plötzlich wieder abzukommen. Einfachheit charakterisirt ihre ersten Anfänge, die noch eine gewisse Unsicherheit zeigen, und ihre letzten Ausläufer, die besser zu gerathen pflegen, weil Geschmack und Technik sich vervollkommnet hatten. Die in der Mitte liegende Hauptperiode, die Blüthezeit der Mode, erfreut sich einer bunten Formenfülle, die in selbstständiger Verarbeitung über das ursprüngliche Vorbild hinausgeht, und sie leidet zugleich an Uebertreibung, an der sie schliesslich zu Grunde geht. Erfahrungssätze, die ihre Bestätigung finden auch auf dem Gebiete der Wellenlinien.

A. Die einfache Wellenlinie halten wir zugleich für die jüngste und für die älteste.

1. Eine einzige, gleichmässig gezogene Wellenlinie legt sich um den Bauch eines Topfes von germanischem Gepräge im Breslauer Museum, der mit spätmittelalterlichen Gefässen gefunden wurde.

2. Häufiger begegnet die einfache Wellenlinie ältesten Datums, doch bleibt sie immerhin selten genug. Starke Abweichung von der Regelmässigkeit des einmal beliebten Wellenschwunges oder von

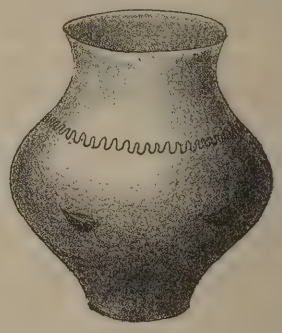


Fig. 46.

der Wellenform überhaupt ist Hauptcharakteristicum.

a) So lässt die Schlangenlinie auf dem Halse der unter Fig. 45 besprochenen Urne aus dem 10. Jahrhundert vollständig die Regelmässigkeit ausser Acht, dies Hauptgesetz des Schlangenornamentes, das selbst den willkürlichsten Wellenschwingungen wenigstens die regelmässige Wiederkehr ihrer Unregelmässigkeiten aufzwingt. Die Urne ist als germanisch constatirt, nicht allein durch Münzen, die immer nur einen halben Beweis liefern, mehr noch durch ihren ganzen Typus, wovon anderen Ortes eingehend die Rede sein soll.

b) Ganz anders die Wellenlinie auf der Urne Fig. 46, die einzige übrigens, die zweifellos Gebeinreste umschloss und von Beigefässen umgeben war, also eine von den Ausnahmen, welche die oben unter Nr. 2 gegebene Regel bestätigen. Sie stand in Gruppe 6 des an henkellosen Gefässen so reichen Riesenhügels bei Schlaupe, Kr. Neumarkt (Corresp. d. schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur, Breslau 1820, S. 234). Ein Grabhügel von 280 Schritte Umfang und 20 Fuss Höhe, der durch seine Dimensionen an die „Königsgräber" der Wenden bei Priebus a. d. Neisse stark erinnert. Auf dem von Podrosche steht eine Kirche, auf dem von Kl.-Priebus ein Siegesdenkmal. Die Linie um die Schlaupener Urne ist kaum noch Wellenornament im engeren Sinne, sie

ist mehr eine steilgestellte Schlingen-, als eine langgestreckte Schlangenlinie. In jenem Hügel sind übrigens sämmtliche Gefässe slavischen Charakters, wie wir an anderem Orte nachzuweisen gedenken.

Wenn die pommerellischen Gesichtsurnen wirklich der Niedergangszeit des slavischen Heidenthums entstammen, so wäre nicht unwichtig eine genaue Untersuchung der Schlangenlinien, welche das Basrelief-Halsband der Urne von Oliva durchwinden, die mir unzugänglich ist.

B. Die mehrfache Wellenlinie zeigt einen sehr veränderlichen Wellenschlag, der einmal beliebte bleibt aber dem unabänderlichen Gesetze regelmässiger Wiederkehr unterworfen. Diese häufigste Ornamentirung behauptete lange Zeit die Herrschaft. Während ihrer höchsten Entwicklung wurden ihr Stempeleindrücke beigemischt, punktirte Kreise, geschachte Vierecke, die auch selbstständig auftreten. Gleichzeitig erscheint die mehrfache geradlinige Parallele. Die Gesammtheit dieser verschiedenen Ornamentirungsarten bezeichnet man als „slavischen Burgwalltypus". Das „slavisch" bedarf wohl noch sicherer Feststellung, da sich dieser Typus auch in Schanzen findet von Landstrecken, die erweislich den Germanen verblieben. Auch waren überall schliesslich die Germanen die letzten Inhaber der Schanzen. Die Wellenlinie, nur mit diesem besonderen Ornament des Burgwalltypus haben wir es hier zu thun, eignete sowohl Germanen als Slaven, fand sie doch in ihrer Blüthezeit den Weg bis nach Island. Aus einem dortigen Grabe soll der gewölbte, oben und unten offene Thonring stammen, der im Zwinger zu Dresden steht. Der obere Durchmesser beträgt 29—31, der untere 51—52, die Höhe 30 Centimeter. Die Aussenfläche zeigt zweimal doppelte Wellenlinien und verschieden geordnete Gruppen von Kreisen, die ein Stempel mit dreieckigen Erhabenheiten eindrückte.

Die *B*-Scherben fehlen fast in keiner unserer Schanzen. Selbst die auf dem Stromberge — Steilberge — bei Weissenberg O. L. musste einen ergeben, dessen Wellenlinie an Fig. 45 erinnert. Weniger glückliche Vorgänger hatten in dem dortigen verschlackten Walle nichts gefunden.

In welcher Fülle die *B*-Scherben, wie schon oben unter 4 *b* angedeutet, sich an spätzeitlichen Wohnstätten zusammenhäuften, darüber berichtet die Zeitschr. f. Ethnol. 1883, S. 270 Genaueres. Ein alter Küchenraum lieferte zwanzig verschiedene Wellenmuster etc.

Spätere Archäologen entdecken hoffentlich deutlicher, als es uns vergönnt war, die festen Punkte, von denen aus sich ein sicherer Einblick gewinnen lässt in die Volks- und Zeitgeschichte des Wellenornamentes in seinen verschiedenen Wandelungen. Als solche feste Punkte erkennt man dann vielleicht das ganz oder fast senkrechte Auftreten des Wellenornamentes auf den zwei Scherben der Gubener Sammlung, der eine von Neumühle, Kr. Crossen, der andere von Reitwein bei Frankfurt, Zeitschr. f. Ethnol. 1881, S. 29.

Wichtiger wahrscheinlich erscheint die Henkellosigkeit der meisten Gefässe, der Bodenstempel, die weite Ausbauchung einer späterzeitlichen Classe, die verschiedene Behandlung der oft mehrfach gekehlten, stark auswärts gebogenen Mündungsränder, die man auf der einen Fundstelle wulstig rund liess, auf der anderen scharfkantig abstrich. Auch landschaftliche Verschiedenheit wird sich herausstellen. So dürfte sich der mächtige Schwung der Wellenlinie auf dem Tölkauer Scherben im Norden nicht wiederfinden. Ebenso wird man das Material nach Composition, Brand, Färbung genauer scheiden lernen. Für jetzt wissen wir nur, dass es nach den angedeuteten Richtungen grösstentheils die Beschaffenheit der früheren Periode beibehält, aber auch schon die späterzeitliche steingutartige anzunehmen beginnt. Beide Sorten vereinigen sich zuweilen an ein und derselben Fundstelle, so hier in Laugwitz.

Als Uebergang von *A* zu *B* könnte man ansehen die mehrfachen, aber (wie auf Fig. 45) unregelmässigen Wellenlinien auf dem merkwürdigen Gefäss Fig. 47 vom Totenstein bei Königshain-Görlitz, das Schachmann in seinem 1780 erschienenen Werkchen S. 71 bringt. Boden, Hals, Mündung sind rund, das Gefäss selbst aber oval. Bei 5 Zoll Quer- und 11 Zoll Längsdurchmesser lief es in zwei Schnauzen aus, die der Mündung fast gleich standen. Es ist der Länge nach aus zwei gesondert gefertigten Hälften zusammengesetzt, deren eine zehn Reihen längliche Einschnitte zeigt, deren andere dagegen nur oben zwei dergleichen Reihen

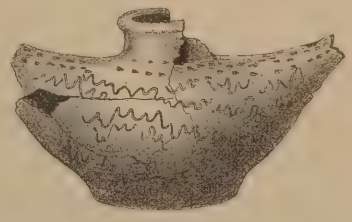


Fig. 47.

aufweist, sonst aber zerstreute schlangenförmige Züge, die sehr unregelmässig ausgefallen sind. Der wulstige Rand, die ganz ungewöhnliche Gestalt des Gefässes, deuten auf eine spätere, der schlichten Einfachheit unserer Väter fernliegende Culturperiode. Noch heute verbirgt die Erddecke des gigantischen Felskubus ein Sammelsurium zeitverschiedenster Scherben von Ess- und Trinkgeschirren, die dort das fröhliche Fest der Germanen zurückliess, das sie am Todestage des Winters begingen. Die letzten Reste dieser Feier, die später am Todtensonntage, Dom. Laetare, stattfand, haben sich in Königshain erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verloren. Auf anderen Todtensteinen haben sich Wohnungen nachweisen lassen, etwa eines Priesters, eines Wachtpostens. Auf dem unseren winkt nach dieser Richtung ein faustgrosser Reibestein, den ich dort fand. Auch Kriegsleute können ihn verloren haben, die den nach allen Seiten sturmfreien Riesenfelsen zeitweise behaupteten.

Die schülerhaften Wellenzeichnungen von Königshain, Meschwitz und am Stromberge könnten ja als schüchterne Erstlingsversuche gelten einer auf heimischem Boden neu erfundenen und später weitergebildeten Verzierungsweise. Aber für alle verwickelteren Zierlinien hat man die fremdländische Vorlage entdeckt, so für

das obenerwähnte Radkreuz, auch für Triskelen, Triquetren etc. Ebenso könnte man sich die Wellenlinien allmälig entstanden denken aus den ein- und mehrfachen Winkelbändern, die z. B. auf Urnen von Maria Rast erscheinen, Undset Taf. III, 4, 6, 7. Aber sämmtliche Winkelspitzen sind durchaus scharf gehalten, es ist auch nicht die leiseste Umbiegung wahrzunehmen, die selbst das stärkste Zickzack-Wellenornament festzuhalten pflegt. So bleibt nichts übrig, als das inländische Wellenornament an das ausländische anzuschliessen, natürlich nicht an das ferne von Aegypten, Troja etc., sondern an das näherliegende auf den Legionsziegeln.

Auf echt classischen Gefässen begegnet die einfache Wellenlinie nicht häufig, sehr selten die mehrfache, z. B. auf einer Urne im Münzcabinet der Hofburg.

Unsere Arbeit bleibt ein Bruchstück. Nicht gut anders möglich auf einem Alterthumsgebiete, wo Ausgrabungen meist nur Scherben liefern, auch aus guten Gründen nicht viel Anderes zu liefern vermögen.

Schliesslich bemerken wir noch, dass die fragliche Wellenlinie auf Bronzen sehr selten erscheint. Wir fanden sie bisher nur, und zwar in slavisirter Form, auf dem schönen Bronzebeile von Stefkowka im Sanokgebiete, das Sadowski, Taf. V 79, bringt. Das Beil zeigt zugleich die auf ähnlichen Waffen üblicheren Halbmonde und Halbmondbänder.

2. Herr Dr. **R. Andree** in Leipzig übersendet:

Neue Forschungen über die nordamerikanischen Mounds.

Zu den „Heidenschanzen“, „Ringwällen“, „Burgwällen“ des nördlichen Deutschland, den „Gorodischtjes“ der slavischen und den „Pilskalni“ der baltischen Lande bilden die Mounds der Vereinigten Staaten das trefflich stimmende Seitenstück. Hier wie da sind zahlreiche Theorien über Zweck und Erbauer dieser Werke aufgestellt worden, wobei häufig mehr der Phantasie freier Spielraum gelassen wurde, als gut und nöthig war. In Amerika ist die Forschung auf diesem Gebiete, seit vor vierzig Jahren Squier, Davis, Lapham u. A. die Sache wissenschaftlich zu behandeln begannen, eigentlich nur insofern fortgeschritten, als ein grosses Material aufgehäuft wurde. Wer die zahlreichen Annual Reports of the Smithsonian-Institution oder andere Berichte amerikanischer gelehrter Gesellschaften durchgeht, wird in jedem Jahrgange auf Beschreibungen neuentdeckter Mounds stossen, so dass die Zahl dieser Werke (allein 10.000 in Ohio) heute schon nicht mehr zu übersehen ist. Ueberall aber trifft man in diesen Schilderungen auf „das alte Volk der Moundbuilder“, die weit über das Innere Nordamerikas verbreitet waren, Sinn für Architektur besassen und eine fortgeschrittene Cultur aufwiesen. „Their history is a sealed book“ schrieb noch kürzlich Short in seinem zusammenfassenden Werk The North Americans of Antiquity. Vielleicht, so meinte man, sind sie ein nach Süden ausgewandertes Volk gewesen, das den heutigen Rothhäuten Platz machte; denn dass die Mounds von den Letzteren herstammen könnten, die ja nur unter dem Gesichtspunkte der Jägernomaden erscheinen, dieses auszusprechen wäre Ketzerei gewesen.

Und doch wird diese Ketzerei jetzt anerkannte Wahrheit werden durch ein Werk, welches der um Amerikas Archäologie wohlverdiente Assistant Curator am Peabody Museum zu Cambridge in Massachusetts, Lucien Carr, zum Verfasser hat. Es führt den Titel: „The Mounds of the Mississippi Valley, historically considered“ und erschien (1883) im zweiten Bande der Memoirs of the Kentucky geological Survey. Im Nachfolgenden wollen wir es versuchen, einen Auszug aus demselben zu geben, der hoffentlich die Leser von der Wichtigkeit der Ansichten Carr's überzeugen wird.

Bereits früher hatte Carr darauf hingewiesen, dass ein Unterschied zwischen den Steingeräthen, die man in den Mounds findet, und jenen, welche die Indianer bei der Ankunft der Europäer gebrauchten, nicht vorhanden sei. Er zeigte ferner, dass die Mounds selbst und ihr gesammter Inhalt von keiner höheren Culturstufe Zeugniss ablegten, als sie bei den Rothhäuten vertreten ist und ging, mit solchen Ergebnissen an der Hand, nun weiter daran, die Vorstellung von einem besonderen Volke der Moundbuilder zu zerstören.

Da die Mounds in ihrem zahlreichen Vorkommen entschieden auf ein sesshaftes Volk hinweisen, dieses aber mit der üblichen Vorstellung, dass die Indianer nur Jägernomaden seien, nicht übereinstimmte, so war zunächst dieser Einwand zu beseitigen. Carr hat uns gezeigt, dass die Indianer in weit höherem Grade Ackerbauer waren, als man bisher annahm, und zwar geschah dieses an der Hand der frühesten historischen Quellen, die er mit grossem Fleisse nach dieser Richtung hin durchging. Da sehen wir denn fast überall und einstimmig bezeugt den Indianer als Maisbauer, ja die ersten Ansiedler in Neu-England, Virginia u. s. w. sind auf das Getreide angewiesen, das sie, um nicht zu verhungern, von den Indianern eintauschen müssen. Wir lernen die höchst einfachen Ackerbauwerkzeuge kennen (harte hölzerne Schaufeln oder Schulterblätter von Thieren) und sehen zu unserem Erstaunen, dass sowohl für die Winter- als Sommerkost die Rothhaut auf den Mais angewiesen ist, denn das System der Magazinirung, sowohl in den oberen Gelassen ihrer Hütten, als in unterirdischen siloartigen Gruben, war ihnen wohlbekannt. Wiederholt ist in den alten Berichten von den grossen wogenden Maisfeldern die Rede, zu denen noch Bohnen, Aepfel u. a. als Anbauproducte hinzukamen. Mag solch ausgedehnter Ackerbau auch nicht allgemein gewesen sein, mögen sich manche Stämme auch mehr der Jagd oder dem Fischfang zugewendet haben, so wird doch die Vorstellung von einer nur nomadisirenden Jagdbevölkerung hinfällig.

Auch die staatliche Organisation der Indianer war eine festere, als wir gewöhnlich annehmen, und sie alle waren, wie aus einem besonderen Capitel bei Carr hervorgeht, Sonnenanbeter. Diese Voruntersuchungen ergeben das Resultat, dass wir uns die Rothhäute sesshafter und vorgeschrittener zur Zeit der Ankunft der Europäer vorstellen müssen, als dieses heute gemeiniglich geschieht. Sie waren im Begriff den Culturvölkern

Mexikos und Perus selbstständig nachzueilen, als die weisse Invasion störend hereinbrach und Alles über den Haufen warf. Erst jetzt sehen wir, dass, wiewohl mit vieler Mühe, dem Vernichtungswerke ein Damm entgegengesetzt wird und dass in den Reservationen die Rothhaut nicht untergeht, sondern sich weiter entwickelt, wie z. B. die Tschiroki den Acker bebauen, Schulen und Zeitungen besitzen und das Beispiel völlig sesshafter Indianer darbieten.

Es ist ein Verdienst von Carr, dass er bei seiner Untersuchung alle früheren Theorien und Speculationen, welche über die Mounds gemacht worden sind, einfach ignorirte und sich einzig und allein an die vorhandenen Ueberreste, die Tradition und die ältesten historischen Berichte hält. So hat er die Untersuchung ganz von Neuem begonnen und ist zu weit einfacheren und natürlicheren Ergebnissen gelangt, als man bisher annahm.

Die verschiedenen Erdwerke, welche man unter dem Namen „Mounds“ begreift, liegen im Mississippigebiet zwischen den canadischen Seen im Norden und dem Golf von Mexiko im Süden; im Westen werden sie begrenzt durch die Linie von Staaten, die sich am westlichen Ufer des Mississippi hin erstrecken und im Osten durch eine Linie, welche durch die Mitte der Staaten New-York, Pennsylvania und Ohio führt, dann den grösseren Theil der beiden Carolina, ganz Georgia und Florida umfasst. Einzelne Mounds kommen auch ausserhalb dieses Verbreitungsbezirkes vor, doch liegt die Hauptmenge, wenn auch ungleich vertheilt, in dem angegebenen Bezirke. Die thierförmig gestalteten Mounds herrschen in Wisconsin, die ringförmigen in Ohio, die abgestumpften in den südlicheren Staaten vor. Alle Arten aber vereinigen sich im Ohiothale, wo sie zahlreicher als in irgend einer anderen Gegend der Vereinigten Staaten vorkommen.

Im Allgemeinen kann man die Erdwerke in Mounds (Tumuli) und Wälle (embankments) eintheilen, die wiederum in verschiedene Unterabtheilungen zerfallen.

Die Wälle sind selten aus Stein, gewöhnlich aus Erde aufgeführt, liegen an den ebenen Flussterrassen oder auf den Spitzen von Hügeln. Carr trennt sie noch einmal in Hügelforts und befestigte Dörfer, letztere in der Ebene und an den Flüssen gelegen. Im Grundriss herrschen der Kreis und das Viereck, wiewohl auch andere Formen vorkommen; die Höhe der Wälle schwankt zwischen einem und zehn Meter. Natürlich konnte eine Brustwehr von nur Meterhöhe keinen Schutz gewähren; aber diese geringe Höhe wurde ergänzt durch eine starke Pallisadenreihe. Das Vorhandensein der letzteren wird ausdrücklich durch die frühesten Reisenden bestätigt und ebenso dadurch, dass man noch in den Wällen die Löcher fand, in denen einst die Pallisaden eingelassen waren. Auch Gräben befanden sich bei den Erdwerken, und hier treffen wir auf den Umstand, dass diese Gruben bald inner- bald ausserhalb, ja zuweilen zu beiden Seiten des Walles lagen.

Die Mounds, aus Erde und Steinen zusammengehäuft, wechseln nach Lage, Grösse, Gestalt und Inhalt ungemein und werden von Carr folgendermassen eingetheilt:

1. „Tempel“, abgestumpfte Tumuli, mit einem Wege bis zur Spitze und zuweilen mit Terrassen versehen. Die Basis ist von verschiedener Form, rund, eiförmig, viereckig, die Spitze aber stets abgestumpft, um die Hütte eines Häuptlings oder einen einfachen Tempel zu tragen. Sie decken zuweilen eine Area von zwölf Acre und wechseln zwischen $1^1/_2$ und 30 Meter Höhe.

2. „Thiermounds“, deren Grundriss mehr oder minder der Gestalt von Thieren, Vögeln, selbst Menschen gleichen soll, wiewohl Carr meint, diese Aehnlichkeit sei übertrieben worden; schon Lapham, der den besten Bericht über diese Art Mounds lieferte, hat vor allzustrenger Auffassung des Begriffs „Thier“-Mounds gewarnt. Ist dieses richtig und zeigen die Grundrisse in der That nicht Thierformen, so müssen die zahlreichen Pläne dieser Mounds, wie sie in amerikanischen Publicationen sich finden, sehr ungenau und übertrieben sein [1]). Diese höchstens zwei Meter hohen Mounds sind namentlich in Wisconsin verbreitet. Zu Begräbnissen wurden sie nicht benutzt, obgleich sie oft mit konischen Begräbnissmounds zusammen vorkommen, ebenso mit Wällen.

3. Kegelförmige Tumuli. Diese häufigsten Erdwerke von 0·30 bis 23 Meter Höhe und entsprechendem Durchmesser zeigen meist eine runde oder eiförmige Basis, liegen theils in den Bergen, theils in der Flussebene, entweder allein oder in Gruppen, häufig kommen sie mit den „Wällen“ (den befestigten Dörfern) zusammen vor und dann einen zugehörigen Theil derselben bildend. Meist aus Erde und Stein errichtet, sind sie in Florida aus Muschelschalen zusammengehäuft.

Ohne auf den Inhalt dieser Mounds zunächst einzugehen, sehen wir, dass sie alle aus Anhäufungen von Erde oder Steinen von verschiedener Form bestehen, nicht künstlicher errichtet, als ein Kinder-Sandhaufen oder wie Ameisen ihre Hügel erbauen. Viele sind von bedeutender Grösse und konnten nur durch vereinte Kraft zahlreicher Arbeiter hergestellt werden. „Nirgends“, sagt Carr, „selbst in den Mounds, in welchen Todte bestattet sind, kann man entdecken, dass die Erdwerke astronomisch orientirt sind; die Vierecke und geraden Linien können von dem einfachsten Naturvolke construirt werden, ja selbst der Kreis ist leicht zu ziehen mit Hilfe einer Schnur, die um einen feststehenden Mittelpunkt herumbewegt wird. An der Arbeit aller Mounds ist nichts zu entdecken, was nicht die Rothhäute hätten ausführen können. Es ist nicht nöthig, ein mythisches Volk von Moundsbuildern zu construiren und es lässt sich der Nachweis liefern, dass diese Werke von den Indianern oder deren Vorfahren errichtet wurden.“

Während nun Diejenigen, welche ein besonderes verschwundenes Volk der Moundsbuilder angenommen haben, erklärten, unter den Indianern von heute gäbe es keine auf die Mounds hezüglichen Traditionen, zeigt Carr, dass gerade im Gegentheil dieselben nicht selten sind und dass in den Reiseberichten des vorigen Jahrhunderts solche Ueberlieferungen oft erwähnt werden, nach denen die Vorfahren der gegenwärtigen Rothhäute

[1]) Zahlreiche Abbildungen der Thiermounds und eine Erläuterung derselben gab neuerdings Stephen Peet im American Antiquarian, Mai 1884.

die Erbauer der Mounds waren. Beweiskraft hiefür besitzt auch der Inhalt der Mounds, denn es haben sich in denselben neben echt indianischen Dingen auch Gegenstände europäischer Abkunft (z. B. Eisengeräthe) als Grabbeigaben gefunden, ein Zeichen, dass doch solche Mounds erst nach der Ankunft der Europäer errichtet wurden, also diese wenigstens verhältnissmässig jung sind.

Abgesehen von diesen indianischen Traditionen liegen auch directe (meist übersehene) Berichte von alten Reisenden vor, in denen diese von der Errichtung der Steinhaufen (Cairns), der Umwallungen, der Begräbnissmounds und der abgestumpften Tumuli oder Templemounds erzählen. Carr stellt in dieser Beziehung ein sehr reiches Material zusammen, aus dem wir nur Einzelnes herausgreifen können. So erzählt Featherstonhaug, dass, als ein Osagehäuptling starb, seine Freunde ihn in der üblichen Art mit seinen Waffen, einem irdenen Geschirr u. dgl. begruben und dann einen kleinen Mound über der Leiche aufwarfen. Als dann sein auf einem Jagdzuge befindliches Volk in die Heimat zurückkehrte, wurde der Mound allmälig vergrössert, indem jeder Mann eine lange Zeit Erde herzutrug. Noch im Beginn dieses Jahrhunderts sahen Lewis und Clark, wie über einen verstorbenen Omahahäuptling ein vier Meter hoher Mound errichtet wurde. Auch gemeinsame Begräbnissstätten, in denen zahlreiche in der Schlacht gefallene Krieger beigesetzt wurden, kommen vor und diese gerathen dann gewöhnlich grösser.

Was die abgestumpften Tumuli oder Templemounds betrifft, so liegen auch über deren Erbauung Berichte von Augenzeugen vor. Nach La Vega wurde das Haus und die „Stadt“ des Kaziken Ossachille in Florida ganz in derselben Art erbaut, wie es dort allgemein üblich, nämlich folgendermassen: „Sie wählten einen Ort aus, nach dem sie eine Menge Erde hinschleppten und diese häuften sie nach Art einer Plattform auf, zwei oder drei Lanzen hoch und gross genug, um auf der Spitze 6 oder 12, 15 oder 20 Häuser zu bauen, in welchen der Kazike und seine Angehörigen wohnten. Am Fusse dieses Mound legten sie ein Viereck von der Grösse der beabsichtigten Stadt aus und hier erbauten die Einwohner ihre Hütten.“ Auch über weit grössere Werke, namentlich über solche bei den Natchez, haben wir Berichte. Es gehörte immerhin schon eine grosse Anzahl Arbeiter dazu, um blos mit Schaufeln und Körben die Erdmassen der Mounds zusammenzutragen, allein man überschätzt diese Arbeit oft, und Carr stellt auch in dieser Hinsicht interessante Berechnungen an, denen er die Thatsache zu Grunde legt, dass 150 Neger in 12 Stunden, nur mit kleinen Körben versehen, 100 Tons (à 20 Centner) Steinkohlen an Bord eines Schiffes brachten. Was die befestigten Ringwälle betrifft, so haben wir auch hier alte, eingehende Berichte, wie z. B. den von Parkman über die Huronen: „Eine für die Vertheidigung passende Stelle wurde ausgesucht, das Ufer eines Sees, die Spitze eines schwer zugängigen Hügels, oder ein erhöhtes Landstück an der Gabelung eines Flusses. Rund um den Platz wurde ein mehrere Fuss tiefer Graben gezogen und die Erde nach innen zu aufgeworfen. Dann fällte man Bäume, indem man sie zuerst anbrannte und dann mit Steinäxten durchhieb, worauf man sie mit denselben Mitteln zu Pallisaden formte. Diese wurden in 1, 2, 3 oder 4 concentrischen Reihen auf den Ringwall gepflanzt. Flechtwerk und Rinde machte das Pfahlwerk noch dichter, hinter dem eine Gallerie für die Vertheidiger hinlief, die von dem Wasserspeier einen Strom herabgiessen konnten, falls der Feind das Werk anzuzünden versuchte.“ Und so noch viele ähnliche Schilderungen in alten Quellen. Noch im Beginn unseres Jahrhunderts traf Brackenridge im Lande der Mandanen eine ovale Befestigung von vier bis fünf Acre Grösse, um welche ringsherum das Dorf angelegt war. Der Erdwall, welcher jene Citadelle umschloss, war vier Fuss hoch und noch standen darauf die Pfosten aus Cedernholz, welche die Pallisaden bildeten. Schon damals (1811) stellte Brackenridge den Vergleich mit den alten Ringwällen an, aber dieses gerieth in Vergessenheit zu Gunsten der Moundbuildertheorie.

Wir wissen durchaus nichts von anderen Bewohnern im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten, als von den Weissen und den Rothhäuten. Wenn Carr nun gezeigt hat, dass der Culturgrad der letzteren dem der Erbauer der Mounds entspricht, wenn er nachwies, dass die Indianer bis auf unsere Tage Mounds und Ringwälle erbauten, so müssen auch die alten Mounds im Mississippithale den Indianern oder ihren unmittelbaren Vorfahren zugeschrieben werden. Für ein mythisches, verschwundenes Volk von Moundbuildern ist jetzt kein Platz mehr vorhanden.

3. Professor **Dr. Ferdinand Blumentritt** in Leitmeritz übersendet folgenden Aufsatz des **Pharm. Dr. José D. de la Campa** in Gamú (Prov. Isabela de Luzon) über die

Gaddanen, Ilongoten, Ibilaos und Negritos des Valle de Cagayán (Luzon) [1]).

Der Stamm der Gaddanen bewohnt die Abhänge der Cordillera Central von dem Orte Caoayan (Cauayan) der Provinz Isabela de Luzon angefangen bis zum Bezirke von Itabis (Land der Itaves) der anstossenden Provinz Cagayán. Dank der evangelischen Thätigkeit, welche die Missionäre der Mönchsorden unter ihnen seit den Tagen der Entdeckung entfalteten, haben sie ihre Schlupfwinkel ihrer dichten Urwälder verlassen und sind in die Ebenen herabgestiegen, wo sie eine Anzahl von Ortschaften gründeten, welche ohne alle Ausnahme christlich sind. Hier ist die Rasse nicht mehr rein vertreten, denn die zahlreiche Einwanderung aus allen Theilen des Archipels, besonders aber die prädominirende aus Ylócos Sur und Ylócos Norte bewirkt, dass alle Orte (Pueblos) des Valle de Cagayán eine aus verschiedenen Stämmen bunt zusammengewürfelte Bewohnerschaft aufzuweisen haben. So viel sei gesagt über die Bürger der Ortschaften des Valle. Es wohnen aber in den nächsten Bergwäldern und in dem ganzen Gebiete

[1]) Aus dem spanischen Originalmanuscript übersetzt von F. Blumentritt.

zwischen Cauayan und Itabis noch ganz ansehnliche Reste der unvermischten Rasse der Gaddanen, welche in der traurigsten Barbarei verharren, ohne dass es bis zum heutigen Tage den vielfältigen Bemühungen (der Missionäre) gelungen wäre, sie zur Niederlassung in den Ebenen und Gründung von Pueblos (Ortschaft mit Municipium) zu bewegen. Nur diejenigen wilden Gaddanen, welche in der unmittelbaren Nähe der Pueblos wohnen, erscheinen in letzteren, um ihre Ernteerträgnisse — Reis, Camote (Batatas-Species) und etwas Tabak — gegen Schweine, Hühner und Gewebe einzutauschen, denn der Werth des Geldes ist ihnen unbekannt. Diese mit den Christen im Verkehr stehenden Gaddanen haben doch einen Anstrich von Civilisation.

Ihre Abneigung gegen Massenansiedlungen ist so gross, dass in ihren Rancherias (Dörfer) jede Hütte vereinzelt in weiter Entfernung von der nächsten liegt, auch habe ich bei meinen Besuchen mehrfach die Beobachtung gemacht, dass die Fusspfade, welche die einzelnen Hütten mit einander verbinden, im Zickzack herumführen, um dem nachstellenden Feinde besser entkommen zu können. Sie sind Atheisten[1]). Sie leben in endloser Fehde mit den christlichen Pueblos sowohl, als auch mit ihren heidnischen Nachbarstämmen. Unter ihnen gilt keine Autorität ausser dem Rechte der Gewalt.

Die Männer der Gaddanen-Rasse sind kupferfarben, ihre Muskulatur ist kräftig. Die schwarzen Augen sind weit geöffnet, die Nase ist platt, der Gesichtswinkel spitz, Bartschmuck fehlt. Das Kopfhaar tragen sie nach rückwärts zu lang, an der Stirne ist es zu einer Art Quaste oder Franse zugeschnitten, welche bis auf die Augenbrauen herabfällt. Ihre Tracht reducirt sich auf den Bahague, d. h. auf eine Binde, welche die Schamglieder verdeckt. Die Weiber gleichen im Aeusseren vollständig den Männern, nur in der Gewandung ist ein Unterschied. An Stelle des Bahague tritt hier eine breite Binde, welche sie tapis[2]) nennen, und ein Gewinde, welches aus Bejuco-[3]) und Nito-[4]) Rohr bez. Schnüren besteht, welche um den unteren Theil des Bauches mehrfach herumgewunden werden. Sie schmücken ihren Hals mit einer aus Steinchen gebildeten Kette, deren Bestandtheile sie in den Bergen und an den Flussufern zusammenklauben. Am Handgelenke tragen sie aus vergoldetem dicken Kupferdraht bestehende Reifen in solcher Anzahl, dass ich bei einigen Frauen den ganzen Unterarm von diesem Schmucke verdeckt sah. Sowohl die Männer als die Weiber bringen verschiedenartige Zeichnungen an der Brust, an den Armen und Beinen an. Zu diesem Behufe vermischen sie den Rost, welchen sie von den Eisenbestandtheilen ihrer Pflüge abschaben, mit Holzkohle vom Guayaba-Baume[5]) und bringen dann das Gemengsel in's Feuer; mittelst einer glühenden, eisernen Nadel wird diese Masse, mit welcher sie sich übrigens auch die Zähne schwärzen, in die Haut eingeführt. In den Monaten August, September und October, zu welcher Zeit sie den Reis ernten, sieht man sie vollständig nackt herumlaufen, weil ihnen die drückende Hitze in den Saatfeldern lästig fällt.

Ihre wichtigsten Nahrungsmittel sind: Gemüse und Kräuter, die sie sich einsammeln, einige Waldfrüchte, Reis, Zuckerrohr und das Fleisch des erlegten Wildes, als Carabao-Büffel, Wildschwein und Hirsche.

Ihre Waffen sind die Rohr-Lanze und Ligua[1]), welche eine Art von Beil ist; mit der ersteren durchbohren sie auf kurze Distanzen ihr Opfer, dem sie mit der zweiten Waffe dann den Kopf abschlagen. Aus dem abgeschlagenen Kopfe ziehen sie dann das Gehirn heraus, um es zu verzehren, dann wird der übrige (Kopf) getrocknet und an ihrem Hause angeschlagen als ein Zeichen ihrer Siege, denn je grösser die Anzahl der Schädel ist, die Jemand von ihnen besitzt, eines desto grösseren Ansehens geniesst er unter ihnen. Ist der Enthauptete ein christlicher Indier[2]), so feiern sie das Ereigniss mit einer Art religiösen Festes. Sie stellen da das abgeschlagene Haupt auf eine Art Podium und laden dann alle Nachbarn zur Festlichkeit ein, welche nach dem Eintreffen der geladenen Gäste begonnen wird; sie besteht in grotesken Tänzen, welche rings um die Trophäe abgehalten werden. Wenn der Schädel einem Europäer abgeschlagen wurde, dann ist die Feier grossartig, denn sie sind sich der Superiorität der Weissen genau bewusst. In diesem Falle währen die Festlichkeiten 12 bis 15 Tage, während welcher Zeit eine grosse Anzahl von Schweinen und Carabaos-Büffeln dem Schlachtmesser verfallen und eine erhebliche Menge berauschender Getränke vertilgt werden, welche sie aus Zuckerrohr und Bananenfrüchten zu bereiten verstehen[3]).

Obwohl ihre Ehen nur durch das wechselseitige Uebereinkommen der beiden Contrahenten abgeschlossen werden, so wird dennoch die Heiligkeit dieses Institutes streng respectirt und zwar beiderseitig. Der Ehebruch des Weibes wird so streng gezüchtigt, dass es dem beleidigten Gatten freigestellt ist, die Ungetreue zu tödten. Dagegen kann die Lösung der Ehe ohne jede Schwierigkeit stattfinden, wenn beide Theile sich verständigen; die geschiedenen Ehetheile können ohne Anstand neue Ehen eingehen. Wenn bei einer Geburt das Kind nicht ausgereift erscheint oder der Entbindungsact sehr schwer vor sich gegangen ist, dann

---

[1]) Diesem widersprechen die weiter unten angeführten Mittheilungen des Autors selbst; es wäre auch in der That nicht zu erklären, wieso die Gaddanen eine Ausnahme von der Regel machen sollten, nach welcher alle eingebornen Stämme der Philippinen eine Religion bekennen, welche auf einem mehr oder minder entwickelten Ahnencultus beruht.

[2]) Ein um die Hüften geschlagenes, breites Zeug. Der Tápis wird von den Tagalinnen über den Rock geschlungen.

[3]) Rotang.

[4]) Ugena semihastata.

[5]) Psidium-Species.

[1]) Bei andern Stämmen auch Aliva genannt.

[2]) Indier ist die spanische Bezeichnung für civilisirte und christliche Malayen

[3]) Die Schilderung dieser Kopfjagden und der daran sich knüpfenden Feste erinnert an ähnliche Bräuche nicht nur der eigentlichen Igorroten, sondern auch der Kopfjägerstämme der Insel Mindanao, ja sogar der Dayaks von Borneo. Dass bei den Gaddanen sich noch Rudimente der Anthropophagie vorfinden, ist eine bisher noch unbekannte Thatsache, welche gewiss volle Beachtung verdient; hat man ja doch von einigen Seiten die Kopfjägerstämme des nördlichen Luzon von dem Verdachte jeglichen Cannibalismus zu reinigen gesucht.

wird das unglückliche neugeborne Kind sofort in ein leeres Thongefäss gesteckt und auf diese Art lebendig eingescharrt.

Sie sind über alle Maassen abergläubisch, besonders ihre Todten flössen ihnen einen grossen Respect ein. Wenn in einer Hütte Jemand gestorben ist, dann wird die Leiche auf einen hervorragenden Platz gestellt und dann in Bäder eingeweicht, deren Hauptbestandtheile Kalk und einige Säfte (Harze?) gewisser Bäume bilden. So halten sie es durch zwei, drei, oft mehrere Tage hindurch, während welcher Zeit alle flüssigen Bestandtheile des verwesenden Leichnams in Gefässen aufgefangen werden, in diese werden auch die schon erwähnten berauschenden Getränke, hier Wein (vino) genannt, gegossen und diese Mischung von der Familie des Verstorbenen mit religiöser Ehrfurcht getrunken[1]). Die Leiche wird hierauf sitzend unter oder neben dem Hause eingegraben. Nach ihrem Glauben erwartet sie nach ihrem Tode ein anderes Leben voller Freuden. So scheinen sie, wie aus diesem Gesagten erhellt, eine, wenn auch ungeheuerliche Idee von der Unsterblichkeit der Seele zu besitzen.

Das ist die in grossen Zügen hingeworfene Skizze, welche ich Ihnen[2]) von den charakteristischen Eigenschaften dieser unseligen, dabei blutdürstigen und zugleich feigen Heiden entwerfen kann.

Die übrigen heidnischen Stämme dieser Provinz Valle de Cagayán sind:

1. Die Igorroten[3]), deren Wohnsitze von dem rechtsseitigen Abfall der Cordillera grande sich bis zu dem am pacifischen Meere liegenden Distrito del Principe ausdehnen. Sie führen je nach ihren Stammsitzen verschiedene Namen, wie z. B. Ilongoten, Mayoyaos, Silipanen, Buggianen und Tianganen. Ihre Sitten und Bräuche entsprechen so ziemlich jenen der Gaddanen, von denen sie sich nur durch die Führung anderer Waffen unterscheiden: sie gebrauchen wohl auch die Lanze, statt der Ligua führen sie aber den Bolo[1]), den Campilan[2]) und Schilde, die Ilongoten besitzen überdies Pfeil und Bogen. Bei den Ilongoten tragen sowohl Männer wie Weiber das Haar lang, die Individuen der übrigen obenerwähnten Stämme tragen es in der Weise zugestutzt, wie die Mönche. Die Mayoyaos weisen die Eigenthümlichkeit auf, dass sie sich bei ihren Mahlzeiten eines Löffels bedienen, der aus einem einzigen Stück Holz verfertigt ist, dessen Stiel figural geschnitzt ist, und zwar stellt er gewöhnlich einen Menschen, noch öfters ein im Coitus begriffenes Paar dar.

2. Die Ibilaos; sie bewohnen die Höhen des Caraballo und sind Abkömmlinge jener Chinesen, welche sich in diese Gegenden flüchteten, als seinerzeit die Flotte des chinesischen Piratenchefs Li-maon von den spanischen Geschwadern vernichtet wurde[3]).

3. Die Negritos; diese bewohnen verschiedene Striche zu beiden Seiten des Rio Grande de Cagayán bis nach Aparré hin. Sie leben im Walde, sie sprechen nicht einen einzigen Dialect, so dass die Bewohner einer Rancheria sich nicht mit jenen einer nur 2—3 Km entfernten verständigen können. Sie bedienen sich der Pfeile und des Campilans; erstere Waffe wissen sie mit einer ausserordentlichen Geschicklichkeit zu handhaben, eben deshalb sind sie von allen übrigen Heiden gefürchtet.

4. Die Catalanganen, welche im Osten der Provinz Isabela de Luzon wohnen und in ihren Sitten sehr den erwähnten Ilongoten gleichen.

Alle diese erwähnten Stämme sind heidnisch, sie leben in beständiger Fehde mit den christlichen Ortschaften sowohl, als auch unter einander, ohne dass die spanische Regierung bisher nennenswerthe Bemühungen angestellt hätte, sie an sich zu ziehen. Da in jüngster Zeit die Mordanfälle sich häuften, so hat der gegenwärtige Generalcapitän im Einverständnisse mit dem Generalgouverneur des Valle de Cagayán den Plan gefasst, das ganze Valle de Cagayán mit einem Militärcordon zu umgeben; sollten die Feindseligkeiten nicht aufhören, dann wird man sie angreifen und die Bezwungenen nach den Sulu-Inseln transportiren, wogegen Bewohner jenes Archipels hieher gebracht werden sollen, um diese fruchtbaren, jetzt brachliegenden Auen und Thäler zu bebauen, welche grosse Mengen ausgezeichneten Tabaks, dann Reis, Zuckerrohr und Cacao liefern könnten.

---

[1]) Diese scheussliche Sitte erinnert auffallend an einen ähnlichen Brauch, den Capitän W. Armit in Neu-Guinea vorfand: „Wenn Jemand gestorben ist, so wird die Leiche in voller Länge in eine Art Sieb gelegt und dieses über einen Trog gestellt. Hier bleibt der Leichnam liegen, bis er angeschwollen ist. Ein Schnitt wird dann hineingemacht, und die Flüssigkeit tropft in den Trog. Nun versammeln sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen und ein scheussliches Fressen beginnt. Den Kindern werden der Vorkopf und das Gesicht damit beschmiert“ (Globus, Bd. XLV. Nr. 6, p. 94).

[2]) Der Brief ist an den Uebersetzer gerichtet.

[3]) Die Eintheilung der heidnischen Bergstämme von Central- und Nord-Luzon durch Dr. De la Campa in Gaddanen, Igorroten, Ibilaos, Negritos und Catalanganen ist eine wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende, zumal er die Ilongoten, Mayoyaos, Silipanen und Buggianen (oder Bungianen) den Igorroten zuzählt, während doch die Gaddanen ebenfalls den Namen Igorroten im weiteren Sinne des Wortes führen könnten. Ueber die wechselnde Bedeutung des Namens „Igorrote“ siehe: S. 24 meines Versuches einer Ethnographie der Philippinen (Petermann's Ergzhft. 67), ferner meine Bemerkungen über den Namen der Igorroten (Ausland 1882, Nr. 1. S. 17), Dr. Hans Meyer, Die Igorrotes von Luzon (Vhdlgn. der Berl. Ges. f. Anthrop., Sitzg. v. 21. Juli 1883, S. 378) und Dr. R. Virchow: Schädel der Igorroten (ibidem S 391). Der Name Tianganes war mir bisher unbekannt, es dürfte wohl eine Tribus der Mayoyaos oder Ifugaos sein und sich vielleicht mit den Quianganen identisch erweisen?

[1]) Bolo: eine Art Waldmesser mit breiter Klinge.

[2]) Campilan: eine Art Säbel mit gerader Klinge, einschneidig, mit sehr breitem Rücken und einer dreieckigen Spitze.

[3]) Das ist eine Erfindung der späteren Zeit. Ich habe an einer anderen Stelle bereits darauf hingewiesen, dass Limahong's Piraten, welche auf dem Lande zu entkommen suchten, von den Indiern niedergemetzelt worden sind; am allerwenigsten hätten diese Flüchtlinge bis zu den entlegenen Gegenden gelangen können, welche die Wohnsitze der Ibilaos bilden.

4. Herr Professor **Dr. Joh. N. Woldřich** übersendet eine Schrift:

Zur Abstammung und Domestication des Hauspferdes.

Hand in Hand mit der Forschung nach den ältesten Spuren des Menschen verfolgt die Wissenschaft auch den Ursprung derjenigen Thiere, die der Mensch zu seinen Hausthieren gemacht hat. Bezüglich der frühesten Geschichte des Menschen weichen die alten, mehr auf Combination als auf Thatsachen beruhenden Ansichten, neuen Errungenschaften der Wissenschaft, ebenso müssen auch die alten, vorherrschend auf Grundlage von Thiernamen oder auf Angaben in geschriebenen Ueberlieferungen alter Culturvölker basirten Combinationen über den asiatischen Ursprung der meisten unserer Hausthiere schwinden. Sorgfältige paläontologische Detailuntersuchungen, sowie eingehende Untersuchungen betreffs unserer lebenden Hausthierrassen haben bereits nach mehreren Seiten hin nicht unwichtige Resultate in dieser Beziehung erzielt. Bezüglich des Pferdes sind die grundlegenden Arbeiten Rütimeyer's, ferner die Arbeiten Owen's, Forsyth Major's, Tousaint's und Sanson's, in neuester Zeit Branco's, Piétrement's, Nehring's und meiner Wenigkeit zu nennen. Da die letzteren zwei Arbeiten neue Gesichtspunkte bezüglich der diluvialen Pferde und deren Beziehungen zu den recenten Rassen aufstellen, sei es gestattet, hier ein Resumé dieser Untersuchungen, und zwar ihrem Erscheinen nach, zu geben. Weil ferner die Arbeiten Branco's und Piétrement's später als meine „Beiträge" erschienen, von Nehring aber berücksichtigt wurden, so erlaube ich mir nur Nehring's und meine Resultate hier zu besprechen.

Aus Anlass der Untersuchung diluvialer Pferdereste aus Knochenbreccien Istriens und einiger dalmatinischer Inseln, ferner von Pferderesten aus mährischen und galizischen Höhlen, aus den Spaltenhöhlen von Zuzlawitz in Böhmen, aus dem Löss von Nussdorf bei Wien, aus diluvialen Lehmen Böhmens, sowie aus einigen prähistorischen Stationen Böhmens und Niederösterreichs, habe ich die oben citirte Literatur, sowie ein sehr reichhaltiges recentes Materiale an Pferdeschädeln und Skeletten des hiesigen k. k. Thierarznei-Institutes vor zwei Jahren zu vergleichenden Studien verwerthet. Die auf paläontologischer Grundlage beruhenden Resultate derselben sind in meiner Schrift: „Beiträge zur Fauna der Breccien und anderer Diluvialgebilde Oesterreichs, mit besonderer Berücksichtigung des Pferdes" [1]), enthalten.

Es ergab sich aus diesem verhältnissmässig reichen fossilen Materiale, dass sich in den Breccien Istriens und der dalmatinischen Inseln, welche zur Diluvialzeit mit dem Festlande verbunden waren, die nachstehenden drei Formen grosser diluvialer Pferde unterscheiden lassen:

a) Ein grosses Pferd mit ziemlich starker secundärer Schmelzfältelung, mit mittellangem, vom Zahnkörper sich bedeutend abhebenden Innenpfeiler und stark nach Aussen vorspringenden Aussenkanten der oberen Backenzähne. Diese Form schliesst sich an Equus Stenonis Cocchi aus dem unteren und mittleren Pliocen Toscanas und der Auvergne an (das sich bekanntlich wieder an das Hipparion des Miocen anschliesst), ohne mit ihm völlig identisch zu sein, weswegen ich diese diluviale Form mit Equus Stenonis affinis bezeichnete.

b) Ein grosses Pferd mit sehr zarter secundärer Schmelzfältelung, mit kurzem und ziemlich breitem Innenpfeiler, mit ziemlich langem Isthmus, mit weiter vorderer, nicht spitz endigender Vorderbucht des Innenpfeilers und stark nach Aussen vorspringenden Aussenkanten der oberen Backenzähne. Diese Form schliesst sich an Equus quaggoides major des oberen Pliocen Italiens an und ich bezeichnete sie daher mit Equus quaggoides affinis.

c) Ein sehr grosses Pferd mit einfacher Schmelzfältelung, mit langem, an den Zahnkörper sich anschliessendem Innenpfeiler, mit spitz endigender Vorderbucht des Innenpfeilers und nicht stark nach Aussen vortretenden Aussenkanten an den oberen Backenzähnen. Diese Form tritt schon in den oberen Schichten des Pliocen Toscana's auf und stimmt mit dem von Rütimeyer mit Equus Cab. fossilis bezeichneten diluvialen Pferde überein.

Nördlich der Alpen lassen sich für Mitteleuropa in Höhlen mit diluvialem Inhalt, im Löss und im Lehm die nachstehenden drei fossilen Formen unterscheiden:

a) Equus Stenonis affinis aus der Šipkahöhle [1]), ferner dürfte diese Form auch, zu Folge einiger Bemerkungen in den Arbeiten Rütimeyer's, in Thayingen und Bruniquel vertreten sein. In diesem Pferde ist eine Stammform unserer grossen Rassen des Equus Caballus L. mit stärkerer secundärer Schmelzfältelung und wahrscheinlich auch des grossen Pferdes der Bronzezeit zu suchen.

b) Equus Cab. fossilis Rütimeyer, ziemlich häufig vorkommend. In diesem Pferde ist eine Stammform unserer sehr grossen Rassen des Equus Caballus L. mit einfacher Schmelzfältelung und sehr langem Innenpfeiler, sowie in demselben allein, oder neben denselben auch in der obigen Form, die Stammform des grossen Pferdes der Bronzezeit zu suchen.

c) Equus Cab. fossilis minor Woldřich, eine Form von echtem Caballustypus wie die vorige, doch durch constant wiederkehrenden kleineren und schwächeren Wuchs gekennzeichnet und deswegen von mir „minor" benannt, jedoch durchaus nicht etwa als „nova species" [2]); dieselbe tritt sehr häufig

[1]) Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanst. Wien 1882, B. 32, Heft 4.

[1]) Allerdings nur nach einzelnen Milch- und bleibenden Zähnen (von mir p. 28 beschrieben und auf T. X. Fig. 12, 13 abgebildet) bestimmt, allein in ihrer secundären Schmelzfältelung so charakteristisch, dass dieselben ein sorgfältig vergleichender Paläontologe sofort als eine besondere Form erkennen muss, so lange nicht nachgewiesen ist, dass diese Art Fältelung auch beim Equus C. fossilis Rüt. vorkommt.

[2]) Diese von mir unterschiedenen drei neuen Formen des diluvialen Pferdes sind nach Art und Weise des Vorganges der modernen Paläontologie benannt und in die Wissenschaft eingeführt worden, wobei ich, wie aus allen meinen Schriften hervorgeht, stets mit der grössten Vorsicht an die Aufstellung neuer

im Diluvium Mitteleuropas auf (Zuzlawitz, Lehme Böhmens [Jičin, Kuttenberg], Höhlen bei Krakau, Löss von Nussdorf (?), Schussenried u. s. w). In diesem Pferde ist die Stammform des kleinen Pferdes der Bronzezeit Equus Caballus minor und weiters des kleinen Pferdes der Sueven und der Gegenwart zu suchen. Diese Ansicht theilt auch Herr Prof. Dr. O. Fraas, indem er mir schreibt: „Mit Ihrer Ableitung des kleinen Pferdes, das ich aus merovingischen Gräbern genau kenne, von einer Stammform des Cab. minor, bin ich einverstanden."

Es ist selbstverständlich, dass vorstehende Resultate, zu denen ich gelangt bin, nur bescheidene Andeutungen enthalten und dass mit dem minutiösesten Studium der fossilen Pferdereste auch das Studium unserer jetzigen Rassen einen mindestens gleichen, wenn nicht voraneilenden Schritt wird halten müssen, sollen wir in diesen wichtigen Fragen vorwärts kommen. Bei den jetzigen Rassen müssen sich trotz vielfach eingreifender und umgestaltender anderer Factoren, doch auch Erbstücke ihrer fossilen Vorfahren finden lassen.

In dieser Beziehung, was nämlich die Kenntniss der osteologischen Eigenschaften unserer recenten Pferderassen und Pferdearten anbelangt, hat, abgesehen von ihrem paläontologischen Werthe, die neueste Publication Nehring's: „Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden [1])" einen erfreulichen, sehr bedeutenden Fortschritt aufzuweisen. Wer sich mit dem Studium diluvialer Thiere beschäftigt, wird die noch mangelhafte Detailkenntniss der Osteologie besonders unserer Hausthiere sehr empfinden. Ich habe durch eine Reihe von Jahren in meinen paläontologischen Schriften auf diesen Mangel hinweisen müssen. Daher begrüsse ich mit um so grösserer Befriedigung Nehring's Publication, welche neben der Besprechung diluvialer Pferdereste Nord- und Mitteldeutschlands ein reichhaltiges, wissenschaftliches Materiale über recente Pferde enthält. Im Besitze eines sehr reichen Museums, nämlich des der landw. Hochschule zu Berlin, verwerthet Nehring fleissig und sorgfältig die Pferdeskelette der Sammlung. Die Tabellen der Arbeit enthalten Maasse der Equidenspecies und der Pferderassen, — die grosse Tabelle zählt 60 Nummern — einen Schatz, nach dem nicht allein der Zoologe, sondern auch der Paläontologe bei vergleichenden Studien befriedigt greifen wird.

Von diluvialen Pferderesten lagen Nehring vor: Die Reste von Thiede und Westeregeln, ein Schädel einer etwa 10jährigen Stute aus dem Löss am Unkelstein bei Remagen a/Rh., Reste vom Seveckenberge bei Quedlinburg; ferner berücksichtigte derselbe die ihm aus eigener Anschauung bekannten Funde: ein nahezu vollständiges Skelet von Remagen, Reste von Gera, aus der „Wildscheuer", vom „Buchenloch", Steeten an der Lahn und einigen andern norddeutschen Fundorten. Nehring verfügte somit über ein reicheres Materiale an Extremitätenknochen, als es mir vorgelegen ist, dagegen über weniger zahlreiche und mannigfache Zähne, Zahnreihen und Gebisse.

Da die Arbeit in den für landwirthschaftliche Kreise bestimmten Jahrbüchern erschien, konnte leider Nehring auf die durch Rütimeyer angebahnte und von den späteren Forschern auf paläontologischem Gebiete mit grosser Sorgfalt verfolgte Schmelzfältelung und Faltung der Zähne nicht näher eingehen. Seine fossilen Reste zeigen übrigens, soweit dies aus den Tafeln 5 und 6 ersichtlich ist, nur eine Schmelzfältelung, wie sie bei der Caballusform vorkommt, und zwar eine ganz einfache; höchstens besitzen die beiden Zähne auf Tafel 6 Fig. m_1 und m_2 eine etwas stärkere Fältelung, und sind noch dadurch interessant, dass sie eine doppelte mittlere Aussenkante zu besitzen scheinen, was sonst nur an Prämolaren vorzukommen pflegt.

Nehring fasst die obigen nord- und mitteldeutschen Reste zusammen unter der Benennung Equus Cab. fossilis var. germanica und kennzeichnet diese Varietät als ein mittelgrosses und schweres Pferd, das dem schweren abendländischen Typus Franck's, respective dem Equus Cab. germanicus Sanson so nahe steht, dass man es als den directen Vorfahren dieser Rasse betrachten dürfe. In der That liegt im Schädel von Remagen ein Pferd von Caballustypus vor, das nicht die Grösse der von mir beschriebenen Reste des Equus Cab. fossilis Rütim. aus Pola und aus der Šipka erreicht, gegenüber den meisten Resten des kleinen diluvialen Pferdes sich aber mehr den grossen, schweren Formen anschliesst. Ob jedoch alle von Nehring besprochenen fossilen Reste Nord- und Mitteldeutschlands sich mit dieser Form vereinigen lassen, muss noch weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben; wenigstens zeigen die Reste von Thiede und Westeregeln theilweise grössere Dimensionen; die in den einzelnen Tabellen Nehring's angeführten Reste von Schwarzfeld am Harz, Steeten (Wildscheuer) und Rixdorf bei Berlin dürften sicherlich einer grösseren Form angehören; vom Rixdorfer Reste bemerkt Nehring selbst: „scheint einer grösseren Rasse anzugehören". In Remagen scheint nach den vorliegenden Mittheilungen auch noch eine kleinere Form vorzukommen [1]). Es hält allerdings sehr schwer, ja es ist meist unmöglich, wenn nicht die Art des Vorkommens selbst zuweilen in dieser Beziehung zu Hilfe hommt, einzelne Knochen, ja selbst einzelne Zähne, einer bestimmten Form zuzuschreiben, nur typische Formen, wie z. B. die von mir p. 18 beschriebenen und auf Taf. X Fig. 12 und 13 abgebildeten Zähne lassen sich leicht erkennen und entsprechend zuweisen. Nehring

Formen gehe. Die Bemerkung Nehring's auf p. 103 Z. 1 u. ff. seiner weiter unten besprochenen Schrift ist nicht nur unbegründet, sondern auch an sich ganz irrig, da ich in meiner ganzen Schrift von keiner „neuen Art oder Species" spreche, sondern blos von Formen, deren Berechtigung nach den bisherigen paläontologischen Erfahrungen wohl ausser Zweifel steht, und die, wie dies in der Paläontologie nicht anders sein kann, mit zunehmender Erfahrung und neuem Materiale sich entweder weiter befestigen oder zu verwandten Formen fallen.

[1]) Berlin, Septabdr. aus den landwirthschaftl. Jahrbüchern (mit 5 Tafeln) 1884.

[1]) Die Bemerkung Nehring's, dass in einem und demselben geologischen Niveau nur eine Rasse vorzukommen pflegt, dürfte nicht mit paläontologischen Thatsachen übereinstimmen.

bespricht in seiner Arbeit wiederholt auch den Schädel aus dem Löss von Nussdorf. Ich habe denselben, da er den Caballustypus zeigt, seiner schwächeren und kleineren Zähne wegen gegenüber den grösseren und stärkeren, von mir ebenfalls abgebildeten fossilen Zähnen und Zahnreihen des Equus Cab. foss. Rütim. und da keine Extremitäten vorliegen, zu der von mir nicht auf Grundlage dieses Schädels, sondern auf Grundlage zahlreicher anderer, angeführter und theilweise auch durch die Literatur bekannt gewordener Reste, aufgestellten Form Equus Cab. foss. minor [1]) gezählt, weil ich keine weitere neue Form aufstellen wollte. Verglichen habe ich diesen Schädel übrigens nicht blos mit einem grossen Pinzgauer, sondern, wie dies aus den des Vergleichs wegen beigefügten Masszahlen hervorgeht, auch mit einem kleineren englischen Vollbluthengst und mit anderen Schädeln.

Nachdem nun Nehring eine mittelgrosse, schwere Form des Caballustypus aufgestellt hat, glaube ich, dass der Nussdorfer Schädel viel zweckmässiger zu dieser Form, nämlich zu Equus Cab. foss. var. germanica Nehring zu stellen ist, besonders da der Autor selbst auch etwas grössere Reste von Thiede und Westeregeln zu dieser Form zählt. Die etwas grössere Basilarlänge des Nussdorfer Schädels dürfte wohl auf Rechnung seines vorgerückten Alters gegenüber dem Schädel von Remagen zu setzen sein; da keine Extremitätenreste vorliegen, lässt sich nichts weiteres Positives anführen.

Was die Abstammung unserer Hauspferde anbelangt, so kommt Nehring zu demselben Resultate wie ich und einige andere Forscher, dass nämlich ein Theil unserer Hauspferde aus der Zähmung diluvialer Pferde Europas hervorgegangen ist; auch bezüglich der Zeit der Domestication neigt derselbe zu der Ansicht, dass die Anfänge derselben stellenweise in die Diluvialzeit zu verlegen sind und dass die Domestication ganz allmälig geschehen ist. Nehring theilt weiters die Ansicht, dass die Zähmung der Hausthiere überhaupt weder von einer bestimmten Gegend noch von einem bestimmten Volke ausgegangen ist, sondern dass verschiedene Völker in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger erfolgreiche Versuche in der Zähmung gewisser Thierarten gemacht haben. Bezüglich der Zähmung des Pferdes hat Nehring eine treffliche, originelle Meinung, die ich wegen der ihr innewohnenden grossen Wahrscheinlichkeit hier folgen lasse:

„Man versetze sich in die Diluvialzeit, in welcher die menschlichen Bewohner unserer Gegenden das primitive Dasein höhlenbewohnender Jäger führten. Wie oft mochte es damals geschehen sein, dass der Jäger eine Mutterstute erlegte und das hilflose Füllen neben der Leiche vorfand! Er brachte es mit leichter Mühe in seine Gewalt. Nicht immer wird er es erbarmungslos getödtet haben. Mitleid und Neugier veranlassten ihn, es mit nach Hause zu nehmen, als Spielgenossen der Kinder und zur eigenen Unterhaltung. Die Ernährung eines solchen Thieres konnte damals keine Schwierigkeit bereiten; tödten konnte man es immer noch. Man legte dem Füllen ein schnell gedrehtes Seil (aus Binsen, Weidenruthen u. dgl.) um den Hals und führte es mit nach Haus, um zu sehen, was daraus werden würde. Das junge Thier gewöhnte sich bald an den Umgang mit dem Menschen, zumal man seine Lebensweise wenig änderte; es wurde bald der Spielkamerade und Liebling der Kinder. Letztere setzten sich ihm auf den Rücken, gerade wie sie sich auf den Rücken des älteren Bruders oder des Vaters zu setzen pflegen. Man erkannte, dass der Rücken des Füllens hiezu noch besser geeignet sei; man fand Vergnügen daran, sich von ihm umhertragen zu lassen, man lernte es zu lenken, kurz, man erzog sich das junge Wildpferd zum Reiten und Lastthier."

Im Ganzen gelangt Nehring zu ähnlichen Gesammtresultaten, wie sie meine Arbeit enthält. Nach ihm gab es zur Diluvialzeit schon „mehrere Rassen des Pferdes, von denen einige im Laufe der Zeit domesticirt wurden"; ich gelangte zu der Ansicht, „dass es zur Diluvialzeit mehrere Formen des Pferdes gegeben habe (jetzt bin ich geneigt, an eine Reihe von Formen zu glauben), von denen einige als Stammformen für die Rassen unseres Hauspferdes anzusehen sein werden."

Am Ende dieser für die anthropologische Forschung gewiss nicht unwichtigen und uninteressanten Untersuchungen ist man lange noch nicht angelangt, ja wir befinden uns erst am Beginne derselben. Es ist zu erwarten, dass Nehring das äusserst zahlreiche recente Materiale, das ihm zur Verfügung steht, zu weiteren Detailuntersuchungen verwerthen wird; vielleicht wird es auch mir vergönnt sein, Zeit zu finden, das ebenfalls sehr reiche recente Materiale des hiesigen Thierarznei-Institutes zu weiteren kleinen Beiträgen ausnützen zu können.

5. Herr Dr. Graf **Adalbert Dzieduszycki** hält einen Vortrag über

die Ruthenen,

in welchem er die ethnographischen Verhältnisse und die historische Entwicklung dieses Volksstammes auf Grundlage eines reichen wissenschaftlichen Materiales in grossen Zügen darlegt.

6. Herr **J. Szombathy** legt drei Bronzebeile von einem

Depotfund bei Saletz

vor. Der Fundort liegt in der Nähe von Buchs auf dem schweizerischen Rheinufer, gegenüber von Altenstatt in Vorarlberg. Es wurden dort im Jahre 1883 unter einer Humusschichte von etwa 1 m Mächtigkeit 66 Stück Bronzebeile (Flachkelte) gefunden, sämmtliche von gleicher Form (siehe „Mittheilg. der Anthrop. Ges. in Wien, B. XIII, 1883, p. 77, Fig. 22) und Grösse,

[1]) In einer Nachschrift „Ueber diluviale und prähistorische Pferde Europas, sowie über eine zwerghafte Schweinerasse aus dem Torfmoore von Tribsees" (Sitzungsberichte der Ges. naturf. Freunde, Berlin, Nr. 1, Jahrg. 1884) schlägt Nehring für das kleine Pferd von Schussenried, das ich zu Equus Cab. foss. minor rechne, den Namen Equus Cab. foss. var. latifrons vor, wegen der breiten Stirne desselben, und glaubt, dass dasselbe der Stammvater eines Theiles der kleinen breitstirnigen Pferde Europas sei.

129 mm lang, an der Schneide 53 mm breit, Gewicht 216 gmm. Die vorliegenden 3 Stücke sind ein Geschenk von Dr. Samuel Jenny zu Hard bei Bregenz in Vorarlberg an das k. k. naturhistorische Hofmuseum.

7. Herr **J. Szombathy** legt ein an Hofrath Ferd. von Hochstetter eingelangtes Verzeichniss der

bei Völs in Tirol gefundenen prähistorischen Objecte

vor. Die bezüglichen Ausgrabungen wurden im Jahre 1882 bei Gelegenheit des Baues der Arlbergbahn auf dem Bahngrunde im Auftrage des Museums Ferdinandeum in Innsbruck von Prof. Dr. F. Wieser vorgenommen und lieferten:

1 grössere Urne, rothgebrannt (stark verletzt).

20 kleinere Thongefässe, Schalen, Becher krugförmig (zum Theil zerbrochen).

Zahlreiche Topfscherben.

1 kleines Gefäss aus dünngewalztem Bronzeblech mit concentrischem Buckelornament (stark verletzt).

4 Messer aus Bronze (2 davon gebrochen).

1 Flügelmesser aus Bronze (der eine Flügel abgebrochen).

3 Nadeln aus Bronze (eine abgebrochen).

Zahlreiche kleine, häufig ganz formlose Fragmente aus Bronze.

1 pfriemenartiges Instrument aus Eisen.

Ausschusssitzung am 8. April 1884.

(Auszug aus dem Protokolle.)

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Dr. Hermann Dreikurs, Philologe in Wien,

Dr. H. Fleischmann, Philologe in Wien,

Otto Hausner, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer in Lemberg,

Bernhard Jokl, Privatier in Wien,

Dr. Stefan Pavlovič, Advocat in Neusatz,

Dr. Wilhelm Tomaschek, Universitäts-Professor in Graz,

Dr. M E. Weiser, k. k. Regiments- und Bezirksarzt in Lesina.

Herr Secretär Szombathy gedenkt des Ablebens des ordentlichen Mitgliedes Baron Petrino.

Herr Secretär Karrer berichtet über den Erfolg der vorläufigen privativen Anfragen bezüglich einer in Aussicht genommenen Wanderversammlung in Krakau. Nachdem sich aus diesen Erkundigungen ergeben hat, dass dieselbe wegen des Zusammenfallens mit anderen ähnlichen Zusammenkünften einigen Schwierigkeiten begegnen würde, wurde einstimmig sowohl von dieser Wanderversammlung, als der vorgerückten Zeit wegen für heuer auch vor jeder etwa an einem anderen Orte abzuhaltenden Excursion abzusehen beschlossen.

Herr Secretär Szombathy theilt mit, dass im Verlage von Alfred Hölder das neue Werk von Dr. Friedr. Krauss: „Sitten und Gewohnheitsrecht der Südslaven, nach heimischen gedruckten und ungedruckten Quellen, ausgearbeitet im Auftrage der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ erscheinen wird.

Derselbe legt ferner eine Einladung zur Beschickung der Exposition de Géographie in Toulon vor, auf welche jedoch nicht einzugehen beschlossen wird.

Schliesslich wird beschlossen, die Herren Dr. O. Finsch, Hofrath Dr. A. B. Meyer und Professor Dr. Jos. v. Lenhoszék zu correspondirenden Mitgliedern der Plenarversammlung vorzuschlagen.

Hierauf wird die Sitzung geschlossen. **F. Karrer.**

Monatsversammlung am 8. April 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende begrüsst mit herzlichen Worten die als Gäste anwesenden Fachmänner Dr. O. Finsch aus Hamburg, Prof. Dr. Enrico Hillyer Giglioli aus Florenz, Hofrath Dr. A. B. Meyer aus Dresden, Consul Franz Pollen aus Scheveningen, Staatsrath Dr. G. Radde aus Tiflis und Staatsrath Dr. von Schrenk aus St. Petersburg, ferner das soeben aus Kleinasien zurückgekehrte Ausschussmitglied Dr. Felix R. v. Luschan.

2. Die Versammlung ernennt durch einstimmige Wahl die Herren

Dr. Otto Finsch,
Hofrath Dr. A. B. Meyer und
k. Rath Prof. Dr. Josef v. Lenhossék

zu correspondirenden Mitgliedern.

3. Herr Dr. **O. Finsch** dankt für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede und legt zwei

Gesichtsmasken von Melanesiern

aus der von seiner letzten Reise mitgebrachten Collection von 164 Stücken vor.

Beide Gypsmasken, obwohl ausserordentlich verschieden von einander, stammen von Melanesiern. Die Farbe ist sehr verschieden. Die hellere Varietät ist kein Mischblut, aber sie ist die seltenere; die dunkle dagegen ist häufiger. Zwischen diesen beiden Gruppen findet man alle Zwischenstufen. Der lichte ist aus Neu-Guinea, der dunkle von den Fidschi-Inseln.

4. Herr Hofrath Dr. **A. B. Meyer**:

Ich muss Ihnen meinen Dank aussprechen für die mir widerfahrene Ehre, die mich angenehm überraschte. Ich bin Mitglied der Gesellschaft seit ihrer Gründung und dachte nie als Gast hier zu weilen. Nun will ich Einiges über diese Masken bemerken: Offen gestanden, diese Leistung des Herrn Finsch ist ausserordentlich überraschend. Ich weiss aus Erfahrung, welche ungeheuere Schwierigkeiten es kostet, will man Wilden

Gyps über das Gesicht schmieren. Ein solches Material liegt sonst so gut wie gar nicht vor. Allerdings besitzen wir im Museum Godeffroy in Hamburg derlei, doch sind die Masken aus anderen Gegenden als die, welche Herr Finsch bereist hat. Das Dresdener Museum besitzt diese Masken von Hamburg, doch Alles dies ist verschwindend gegenüber dieser grossen Anzahl des Herrn Finsch. Damit ist eine sichere Unterlage gegeben, um über die verschiedenen Abstufungen der zwei grossen Rassen jener Gegenden zu urtheilen. Selbst wenn man jene Gegenden bereist hat, ist es schwer, ohne solche Grundlagen zu sicheren Resultaten zu gelangen. Es sollte jedes Museum eine solche Collection besitzen. Nun ist der Preis der Masken kein geringer, aber wahrhaftig auch kein zu hoher. Die wenigen Mittel unserer schwach dotirten Museen erschweren den Ankauf. Dennoch hoffe ich, dass das neue Museum diese günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wird, diesen seltenen Schatz zu acquiriren.

5. Herr Staatsrath von **Schrenk**:

Es gewährt mir eine grosse Freude, Gelegenheit zu haben, hier einer Sitzung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft beiwohnen zu dürfen. Ich habe nicht die Absicht, eine Rede zu halten, ich will nur diese Gelegenheit benützen, um der Gesellschaft meine Hochachtung an den Tag zu legen, indem ich hier ein Exemplar meines Werkes „die Völker des Amurlandes“ als Zeichen meiner Hochachtung darbringe. In dieser ersten Lieferung sind dieselben vom ethnologischen Gesichtspunkte betrachtet. In den nächsten Heften hoffe ich ein vollständiges Bild zu liefern.

6. Herr Dr. **Felix Ritter von Luschan**:

Eben erst von einer Reise in Syrien zurückgekehrt, bin ich leider nicht in der Lage, schon heute ausführlich über dieselbe berichten zu können; einem für mich sehr schmeichelhaften Wunsche des Präsidiums Folge leistend, will ich wenigstens in einigen Worten das Terrain abgrenzen, auf dem ich ethnographische Studien zu machen in der Lage war. Durch meine Theilnahme an den beiden österreichischen Expeditionen nach Lykien, an der preussischen Expedition nach dem Nemrud-Dagh und an den Reisen des Grafen Lanckoroński in Pamphylien, Cilicien und Nordsyrien, sowie durch selbstständig unternommene Touren in Lykien und Syrien kenne ich nun ein Gebiet, das nordwestlich etwa mit Smyrna, südöstlich mit Damascus sich abgrenzt und im Nordosten an Ibol und Kjachta reicht. Die ethnographischen Verhältnisse dieses Theiles von Vorderasien sind unendlich complicirt und scheinen im Anfange völlig unentwirrbar — dreijährige Arbeit aber brachte doch einige Orientirung und vor Allem die Möglichkeit, verschiedene Einwanderungsschichten zu unterscheiden. Am längsten sitzen Armenier, Kurden, Tachtadschi und Turkmenen im Lande; dann kamen nacheinander Perser, Griechen, Türken, Araber, Neger und Arnauten, noch später Zigeuner, Jurucken, Juden und ganz zuletzt — seit dem Krimkriege — Tscherkessen. Zur Naturgeschichte dieser 14 Völkergruppen habe ich alles mir erreichbare Material gesammelt; einige hundert Schädel, viele Hunderte von photographischen Typen-Aufnahmen, alle streng en profil und en face, und eine Reihe von Körpermessungen werden nun eine breite Basis für weitere Arbeiten bilden.

7. Herr **J. Szombathy** zeigt

Grabfunde von Kunewald in Mähren.

Die prähistorische Gräberstätte, von der diese Funde herrühren, liegt nordwestlich von dem Dorfe Kunewald, ca. 2 Km südöstlich von der Stadt Gaya, auf einem der Hügel, welche die südlichsten Ausläufer des Marsgebirges bilden. Auf diesem Hügel wurden zum Zwecke der Schottergewinnung für die Localbahn Bisenz-Gaya zu Beginn des Jahres 1884 Abgrabungen vorgenommen und hiebei nach und nach eine Anzahl von 10 Flachgräbern mit Skeletten entdeckt.

Die Herren Baudirector Gérard Vrancken aus Brüssel und Ober-Ingenieur Josef Riedel nahmen sich sofort dieser Funde an und veranlassten eine sorgfältige Aufsammlung aller Fundstücke. Auf ihre Einladung hin begab ich mich (im Auftrage der prähistorischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften) Mitte März d. J. nach Kunewald, um die Localität in Augenschein zu nehmen und war da am 16. März bei der Ausgrabung des Grabes Nr. 4 zugegen.

Die Schottergrube nimmt einen 12—40 m breiten, 105 m langen Streifen auf der südwestlichen Hälfte eines runden Hügels ein, welcher aus horizontal geschichteten tertiären Sanden besteht, die mit einer 1·5 m bis 2 m mächtigen Schichte groben Schotters (Belvedere-Schotter) und über diesem mit einer ca. 0·7 m mächtigen Humusschichte bedeckt sind.

Die Gräber waren zu je fünf in zwei von SO. nach NW. gerichteten, von einander ca. 4 m weit entfernten Reihen angeordnet, waren in den Reihen durchschnittlich 2 m von einander entfernt und lagen mit ihrer Sohle 0·90 m bis 1·50 m tief unter der jetzigen Oberfläche, so dass die seichteren von ihnen kaum unter die Humusschichte hinabreichten. Sie waren im Durchschnitt 1·50 m lang und 1 m breit und einfach in den Boden versenkt, ohne Auskleidung durch Steine oder dgl., so dass die Skelette unmittelbar in der blossen Erde lagen. Dieselben befanden sich sämmtlich in der Seitenlage, mit gegen die Brust angezogenen Knien.

In dem Grabe Nr. 4 lag das Skelet auf der linken Seite. Die Knie waren so hoch gegen die Brust angezogen, dass die Fersen beinahe in die Höhe des Beckens zu liegen gekommen waren. Der rechte Arm lag gebeugt über der Brust, der linke Arm war nach aufwärts gewendet, so dass der Oberarm unter dem Schädel, der Unterarm quer oberhalb des Scheitels lag. Der Schädel war seitlich zusammengedrückt. Als einzige Beigabe fand sich in der Bauchgegend ein kleines gehenkeltes Töpfchen (Fig. 48).

In einem anderen, am 14. April unter Aufsicht des Herrn G. Vrancken geöffneten Grabe (Nr. IX) lag das Skelet ebenfalls auf der linken Seite, die Knie und

Arme im rechten Winkel gebeugt. Hier fanden sich folgende Beigaben: *a)* zwei Paar Bronzedrahtreifen von 45 mm und 80 mm Durchm., von welchen je ein grösserer und ein kleinerer beiderseits am Ohre lagen; *b)* unmittelbar vor dem Kopfe ein einfaches Töpfchen (Fig. 49), in welchem sich ein Stück geschlagenen Feuersteins von unregelmässig rhomboidealer Form befand; *c)* auf der Brust eine grosse Bronzenadel mit abgeflachtem und zu einem Oehr eingerolltem Kopfende neben einem mit einem Loch zum Auffädeln versehenen Cypraeen-Gehäuse; *d)* in dem vom Ober- und Unterschenkel gebildeten Winkel ein gehenkeltes Töpfchen (Fig. 50),

Fig. 48.

Fig. 49.

Fig. 50.

¼ nat. Gr.

in welchem sich noch ein zweites kleineres vorfand, welches leider einem unberufenen Liebhaber in die Hände fiel.

Die übrigen Gräber waren ähnlich angeordnet. Das Gesammtinventar derselben ist ein recht einfaches. Die Thongefässe sind durchwegs von geringer Grösse, aus mehr weniger mit Steinchen vermengtem Thon mit freier Hand gemacht, meist mit dem Spatel geglättet und schwach gebrannt, von brauner oder schwarzer Farbe, nicht graphitirt. Unter den Töpfchen gibt es zwei Typen: Ungehenkelte von einfacher Tonnenform (Fig. 49 und 51) und gehenkelte, meist mit ausgeschweiftem Hals (Fig. 48 und 52). Ausser diesen finden sich nur noch konische Schalen, welche entweder einen ganz einfachen oder einen schwach abgesetzten Rand und dann manchmal auch (wie in Fig. 53) ein Henkelchen haben. Nur ein einziges Töpfchen zeigt ein Zickzackornament aus

Fig. 51.

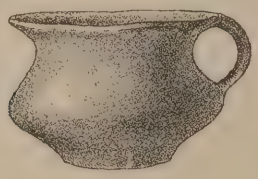


Fig. 52.

Fig. 53.

¼ nat. Gr.

feinen, eingeritzten Linien. Die Metallbeigaben beschränken sich auf einfachen Bronzeschmuck. Es fanden sich 2 Schmucknadeln mit eingerolltem Knopf, 2 massive, 6 mm breite Fingerringe von 22 mm Durchmesser und 6 grössere Ringe aus Bronzedraht, von welchen 4 im Grabe Nr. IX an den Schläfen, die beiden anderen mit dem kleineren Paar aus Grab IX ähnlichen in den Gräbern Nr. VIII und X gefunden wurden. Diese charakteristischen Ringe sind aus je einem Stück 1·5 mm bis 2·5 mm dicken Bronzedrahtes hergestellt, welches zweifach zusammengelegt und derart zu einem Ringe formirt wurde, dass es immer von den (durch einige Umwindungen mit einander vereinigten und etwas zugespitzten) freien Enden an $1^1/_2$ Umgänge macht, hierauf zurückkehrt und noch $^1/_3$ der Peripherie verfolgt. Herr Dr. Much hat in seiner Studie über „Baugen und Ringe“ (Mittheil. d. A. G., B. IX, p. 89) in Fig. 8 eine vollkommen zutreffende Abbildung dieser Ringform gegeben. Doch reiht er sie dort unter das „Ringgeld“ ein, während unsere Ringe nur als Ohr- oder Schläfenringe aufzufassen sein dürften.

Die Skelette waren leider sehr schlecht erhalten, so dass kein einziges vollständig gerettet werden konnte. Die grossen Extremitätenknochen wiesen alle auf mittlere oder geringe Körpergrösse und mässig entwickelte Muskulatur. Von den Tibien war ein Paar — aus dem Grabe Nr. IV — in geringem Grade platyknemisch. Die Schädel waren hypsicephal und dolichocephal. Der Schädel aus dem Grabe Nr. II (eine Calva) hat bei einer L = 187 und Br = 127 einen Längenbreiten-Index = 67·9; ein anderer, etwas besser erhaltener Schädel (Grabnummer in Verlust gerathen) hat L = 185; Br = 138 und H = 142, also einen Längenbreiten-Index = 74·6 und einen Längenhöhen-Index = 76·7. Die Indices der übrigen, noch nicht restaurirten Schädel dürften zwischen 68 und 77 schwanken. In ihrer Form stimmen sie recht gut mit gewissen weniger ausgeprägten Formen des Reihengräbertypus (z. B. mit Hölder's germanischem Typus, Stufe 4) überein. Bei drei von ihnen ist die Schädeldecke durch je ein circa 20 mm langes, 15 mm breites, offenbar vor dem Begräbniss geschlagenes Loch durchbrochen. Eines dieser Löcher (an der Hinterhauptschuppe) war sammt einer sich daran schliessenden 20 mm langen Spalte wieder bis auf eine unregelmässig dreieckige Oeffnung von 15 mm Durchmesser verheilt; die anderen beiden (eines beim linken Stirnhöcker, das andere am rechten Parietale) sind vollständig unvernarbt und wurden entweder nach eingetretenem Tode geschlagen oder waren direct die Todesursache des betreffenden Individuums.

8. Herr Prof. Dr. **J. N. Woldřich** bespricht und zeigt

Funde aus der jüngeren Steinzeit in Böhmen.

(Diese Besprechung wird wahrscheinlich in Form einer Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Woldřich zum Abdruck gelangen.)

9. Herr Prof. Dr. **Emil Zuckerkandl** berichtet über

kraniologische Untersuchungen in Tirol und Innerösterreich.

(Siehe hierüber die Abhandlung p. 117.)

10. Herr Dr. **Richard Andree** in Leipzig übersendet folgende Arbeit:

Besessene und Geisteskranke, ethnographisch betrachtet.

In dem weiten Gebiete des Animismus berühren sich die Anschauungen, welche primitive Völker von den Besessenen und Geisteskranken haben, zunächst mit jenen, welche über Krankheiten im Allgemeinen

herrschen. Krankheiten können hiernach entstehen, dass die immateriell gedachte Seele den Körper verlässt und zeitweilig in der Fremde umherstreift; anderseits aber tritt die Anschauung auf, dass Krankheiten, die sich durch heftige Schmerzen, Verzerren des Gesichts, Krämpfe u. dgl. äussern, durch das Eindringen eines fremden Körpers in den Kranken verursacht werde. Ein Geist, ein Dämon ist in den Kranken gefahren und muss, um Jenen zu heilen, ausgetrieben werden.

Ganz ähnliche Anschauungen herrschen nun da, wo zeitweiliger Irrsinn und Delirien oder eine fortdauernde Geistesstörung sich zeigen und die Auslegungen, welche Naturvölker für solche Erscheinungen sich zurecht machten, spiegeln sich selbst wieder in den frühesten Stadien der Christenheit wie bei den classischen Völkern. Die ungewöhnliche Körperkraft, die zuweilen ein Wahnsinniger entwickelt, kann nur von einem Dämon herrühren, der in ihn gefahren ist; die merkwürdigen Reden, die ein Irrsinniger führt, sind nur einem Geist zuzuschreiben, der in den Körper des Delirirenden sich eingeschlichen hat und die vollständige Abwesenheit des Verstandes erklärt sich dadurch, dass die Seele des Geisteskranken auf die Wanderschaft gegangen ist, ähnlich wie Naturvölker dieses beim Träumen annehmen.

Das sind ungefähr die Vorstellungen, die über die Ursachen der Geisteskrankheiten und Besessenheit unter den primitiven Völkern herrschen. Während nun aber über die Entstehung von Körperkrankheiten bei denselben und deren Heilung eine reiche Literatur vorhanden ist, finden wir die Geisteskrankheiten vernachlässigt, so dass selbst E. B. Tylor, der am eingehendsten den Animismus behandelte, dieses Thema kaum gestreift hat. Aus diesem Grunde halte ich es für geboten, hier eine Anzahl typischer Beispiele für dieses Capitel von der Geisterlehre primitiver Völker beizubringen und daran solche Anschauungen von Culturvölkern zu schliessen, welche auf der gleichen Basis erwachsen sind und die ihre Ueberlebsel unter uns noch erkennen lassen, sei es auch nur in dem Sprichworte: „Kinder und Narren reden die Wahrheit“ [1]). Dabei treffen wir auf die zwei verschiedenen Grundansichten, dass einmal die Seele des Geisteskranken aus demselben fortwandert und dann, dass derselbe von einem bösen Geiste bewohnt wird, der Ursache der Wahnsinnsäusserungen.

Bei den Makusi-Indianern in Guiana werden die Blödsinnigen mit besonderer ehrfurchtsvoller Scheu behandelt, da es allgemein Ueberzeugung ist, dass diese Armen in inniger Verbindung mit dem guten Geiste stehen, weshalb auch ihre Worte und Handlungen für Aussprüche der Gottheit gehalten werden [2]). Die Buschneger am Maroni in Guiana, die möglicher Weise solche Vorstellungen den Indianern entlehnten, halten Krüppel und Idioten für heilig und nennen sie gado pikin, Gotteskinder [3]), und auch die brasilianischen Indianer behandeln Blödsinnige rücksichtsvoll; man schreibt ihnen einen besonderen Zusammenhang mit verborgenen Kräften und prophetische Gaben zu [1]).

Ein seines Verstandes beraubter Sumatraner, oder ein solcher, der an Convulsionen leidet, ist nach dem dortigen Volksglauben vom bösen Geiste besessen. Man versucht letzteren auszutreiben, indem man den Unglücklichen in eine Hütte setzt und diese ihm über dem Kopfe ansteckt, doch so, dass Jener entweichen kann. Die Furcht und Angst, welche Jener dabei aussteht, sollen ihn heilen [2]).

Ein Karon auf Neu-Guinea, der im Verdachte stand, vom bösen Geiste besessen zu sein, ward von seinem Stamme getödtet und gefressen, um so dem Unheil, das er etwa anrichten könnte, vorzubeugen [3]). Weniger drastisch suchen sich die centralafrikanischen Bongo vor den Aeusserungen des bösen Geistes in den Bindako oder Verrückten zu schützen. Dieselben werden an Händen und Füssen gefesselt und zur Beruhigung und Abkühlung in den Fluss geworfen, wo geübte Schwimmer sie untertauchen. Hilft dieses Mittel nicht, so werden die Rasenden eingesperrt und von den Verwandten gefüttert [4]).

Unter den Ostafrikanern sind Epilepsie, Wahnsinn und Idiotismus nicht selten, wie Burton berichtet. Man sagt von diesen Unglücklichen Ana wazimo, er ist vom Dämon besessen [5]). Häufig ist dämonische Besessenheit auch bei den Guineanegern und die Aeusserungen derselben sind nach dem Zeugnisse des Reverend Leighton Wilson [6]) nicht unähnlich den im Neuen Testament beschriebenen. Verzückte Gesten, Convulsionen, Schaum vor dem Munde, Aeusserungen übernatürlicher Kraft, wahnsinniges Rasen, Selbstverletzungen am Körper, Zähneknirschen und ähnliche Manifestationen gelten als Zeugnisse, dass Einer vom bösen Geiste besessen ist. Abambo und Inlaga (beides Pluralformen) sind die Bezeichnungen für diese Dämonen, welche in die Kranken einfahren und die unter den verschiedensten Ceremonien ausgetrieben werden müssen.

Beim russischen Volke stehen seit Altersher und jetzt noch die Blödsinnigen im Geruche der Heiligkeit, ja diese Ehrfurcht vor ihnen ist so gross, dass derlei Geisteskranke wiederholt mit Erfolg in die politischen Verhältnisse des Landes eingreifen konnten. Als Iwan der Schreckliche die Stadt Pskow zerstören wollte, trat ihm ein Wahnsinniger, Namens Nirnla, der als heilig und Prophet geachtet wurde, entgegen, und rief ihm zu: Iwaschke, Iwaschke, wie lange willst Du unschuldig Christenblut vergiessen? Ziehe von hinnen, oder Dich wird grosses Unglück überfallen! „Auff welches Ermanen, Schrecken oder Dreuen der grossmechtige Tyrann, so die gantze Welt fressen wollte, sich auffgemacht, als wenn jne Feindt getrieben“ [7]). Der Zar

[1]) Und so bei den Franzosen: Un fou enseigne bien un sage, oder süditalienisch: Su maccu imparat su sabiu.

[2]) Rich. Schomburgk, Reisen in British Guiana. Leipzig, 1848 II. 54.

[3]) Kappler, Holländisch Guiana. Stuttgart, 1881. 367.

[1]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas. 633.

[2]) Marsden, Sumatra, deutsch, Leipzig, 1785. 203.

[3]) Tijdschr. Aardrijksk. Genootsch. Deel III. 106.

[4]) Schweinfurth, im Herzen von Afrika. I. 339.

[5]) Burton, The lake regions of Central Africa. Lond., 1860. II. 320.

[6]) Western, Africa. London, 1856. 217. 388.

[7]) Zar Iwan d. Graus. Sendschreiben an G. Kettler, Herzog zu Kurland von Joh. Taube u. Elert Kruse 1572. Im „Beiträge zur Kenntniss Russlands“ von Ewers u. v. Engelhart, Dorpat, 1818. 223.

Boris Godunow (um 1600) holte sich Rath bei einer unter der Erde lebenden, für heilig gehaltenen Helena Urodliva (Елена Уродливая, Helena, die Blödsinnige), deren Prophezeiungen stets eingetroffen sein sollen und die von den Popen angesungen und beweihräuchert wurde. „Dan sij houden se voor heijlich“ sagt unsere gleichzeitige Quelle [1]). Ehrfurchtsvoll schaut noch jetzt der gemeine Russe auf die Blödsinnigen, die er „Gesegnete“ (Blaženie) nennt und in deren geistiger Verfassung man „ein gleichsam ungestörtes Vorwalten des Göttlichen verehrt“. Jede Gemeinde, der ein solcher Unglücklicher angehört, freut sich über den Besitz eines solchen, denn jede seiner zufälligen Reden wird von Rathlosen als Ausspruch eines Inspirirten geehrt. Sie sind die Propheten des Dorfes. Vor Allem ist man aber in den Klöstern bemüht, dergleichen „Gesegneten“ eine bleibende Zuflucht zu gewähren und somit auch den Lohn ihrer Verdienste dem Orden zuzuwenden [2]).

Zur besten Entwicklung sind solche Vorstellungen in den Ländern des Islam gediehen, wo Wahnsinnige in den Städten frei umherlaufen und als Heilige verehrt werden. Man glaubt, dass sie die Gabe besitzen, Gott und überirdische Dinge zu schauen, wobei natürlich ihr Blick für irdische Dinge getrübt wird. In Damascus sah H. Petermann [3]), dass Vornehm und Gering, Alt und Jung, solchen völlig nackt umherlaufenden Wahnsinnigen die Hände küsste und die Vorstellung, ein solcher vom Geiste Gottes Besessener könne von nur fünf Rosinen täglich leben, war allgemein. Derartige Verehrung begünstigt auch dort das Gewerbe der Wahnsinn Simulirenden; äussert man Zweifel an der Echtheit der Besessenheit, so folgt die Antwort: „Der Mensch wisse nicht, wem Gott seine Geheimnisse mittheile“, d. h. sich offenbare [4]).

Desgleichen betrachtet der moderne Aegypter Idioten und Geisteskranke als Wesen, deren Seele im Himmel ist, während ihr Körper noch unter den Sterblichen weilt; sie sind daher besondere Lieblinge des Himmels [5]).

Der Boden des Orients war aber auch besonders vorbereitet und seit Alters der Schauplatz der Verzückten und Besessenen, die unter den semitischen Völkern von jeher eine grosse und bedeutsame Rolle spielten. Die Bevorzugung der Wahnsinnigen, wie sie bei den Naturvölkern nach den oben gegebenen Beispielen vorhanden ist, zeigt sich auch deutlich bei den alten Juden. David wusste, was er that, als er sich vor Achis, dem Könige von Gath, toll stellte, „kollerte unter ihren Händen und stiess sich an die Thüre am Thore und sein Geifer floss ihm in den Bart“ [6]), die simulirte Besessenheit verlieh ihm Schutz, denn Irrsinnige galten als unantastbar.

Reich ist das neue Testament an hierher gehörigen Beispielen. Die ganze jüdische, wie heidnische Welt war damals dämonisch krank, lebte und webte in Dämonen. „Die unsauberen Geister fuhren aus vielen Besessenen mit grossem Geschrei“ [1]). Von Christus wissen wir, dass er wiederholt solche Dämonen austrieb, am interessantesten ist die Austreibung derselben aus den in Todtengrüften hausenden, grimmigen, die Strasse unsicher machenden Besessenen von Gergesa (Gadara), deren unsaubere Geister in Säue fuhren [2]).

Die Heilungsweise Jesu war jedoch eine andere, als die der jüdischen Exorcisten [3]), die sich salomonischer Zauberformeln [4]) und eines Krautes aus der Gegend von Machärus als Specificums bedienten [5]), Josephus sah einmal einen Exorcisten dem Kranken das Kraut an die Nase drücken und den bösen Geist durch die Nasenöffnung herausziehen [6]), eine Stelle, die um deswillen von Interesse ist, weil sie uns zeigt, dass schon zu jener Zeit die Taschenspielerkunststückchen, wie sie Schamanen, Medicinmänner, Regenmacher, brasilianische Piaiis und die Heilkünstler der Südsee betreiben, bekannt waren.

Die classischen Völker unterscheiden sich in ihren hier einschlägigen Ansichten nicht von den semitischen. Convulsivische Krankheiten wurden Geistern, Göttern, Dämonen, mystischen Einflüssen zugeschrieben, Anschauungen, gegen welche Hippokrates vergeblich ankämpfte. Zumal die Epileptischen wurden als Besessene betrachtet.

Mit Hilfe der Analogie dürfen wir nun auch derartige Vorstellungen bis in prähistorische Zeiten zurückverfolgen. Wie Broca gezeigt hat, lassen dieselben sich mit Fug und Recht zur Erklärung der neuerdings vielfach besprochenen Trepanation in neolithischer Zeit verwerthen. Das übernatürliche Agens, der Dämon, welcher in der besessenen, epileptischen oder geisteskranken Person eingeschlossen war, musste entfernt werden, um die fremdartigen Erscheinungen zu beseitigen. Daher Befreiung des im Kopfe des Besessenen gefangenen und agirenden Dämons. Man öffnete ihm eine Thür, durch die er sich entfernen konnte und der Kranke war geheilt. Daher die prähistorische Trepanation [7]).

11. Herr Dr. **R. Andree** in Leipzig übersendet folgende Notiz:

Der Baum als Mitgift.

In Hebel's Schatzkästlein findet sich folgende Stelle: „Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, dass ich mir mein eigenes Gütlein kaufen und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heiraten kann und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein und das

[1]) Isaac Massa, Een cort verhael van begin en oorspronck deser tegenwordige oorloogen en troeblen in Moscouia totten Jare 1610. In Obolensky et van der Linde, Histoire des guerres de la Moscovie, 1601—1610. Bruxelles, 1866. 87.
[2]) A. Erman, Reise um die Erde. Berlin 1833. I. 402.
[3]) Reise im Orient, Leipzig 1860. 60. 61.
[4]) v. Kremer, Topographie von Damascus II. 4.
[5]) Lane, Moderne Egyptians. London, 1856. I. 312.
[6]) 1 Sam. 21, 13.

[1]) Apostelgeschichte 8, 7.
[2]) Lucas 4, 33. Marcus 1, 23, Matthäus 8, 28.
[3]) Apostelgesch. 19, 3, Matth. 12, 27.
[4]) Josephus, Alterthümer, 8, 2, 5.
[5]) Jüdischer Krieg, 7, 6, 3.
[6]) Alterthümer 8, 2, 5.
[7]) Broca, Sur la Trepanation du Crane et les amulettes craniennes à l'époque néolithique. Revue d'Anthropologie 1877. 1. — H. Titlmanns, Ueber prähistorische Chirurgie in v. Langenbeck's Archiv, Heft 4, Bd. XXVIII. 1883.

Bäumlein muss heissen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette und ist sein erstes eigenes Capital und Vermögen und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein auf sein Capital klettert und die Zinsen einzieht".

Da ist mit wenigen Worten ein uralter, sehr hübscher Volksbrauch charakterisirt, der heute noch sich in der alten und neuen Welt nachweisen lässt. Der Nutzen, den die Cypresse als bei Tischlern und Schnitzern im Preise stehendes Holz brachte, leuchtete den praktischen Römern derart ein, dass die Alten nach Plinius 16. 141 eine Cypressenpflanzung die Aussteuer für die Tochter zu nennen pflegten: Quaestiosissima in satus ratione silva volgoque dotem filiae antiqui plantaria appellabant. Man pflanzte die Bäume etwa bei der Geburt einer Tochter und mit ihr wuchsen sie in die Höhe als lebendiges Capital, zugleich ihr Bild und ihr Gleichniss.

Dass dieser uralte Brauch heute oder bis vor nicht langer Zeit in Italien fortbesteht, erkennen wir aus einer Stelle in v. Reinsberg-Düringsfeld's „Ethnographischen Curiositäten" (Leipzig, 1879. II. 7.). Es heisst da, dass bei der Geburt einer Tochter in der Gegend von Bologna eine Anzahl Pappeln gepflanzt wurde, die man sehr sorgfältig pflegte, bis das Mädchen heiratete. Alsdann wurden sie verkauft und der Erlös zur Ausstattung und Mitgift der Braut verwendet.

Da wird es denn wohl auch auf alter Sitte beruhen, wenn der heutige Athener aus niederem Stande sagt: „Ich habe meiner Tochter so und so viel Bäume als Mitgift gegeben", womit er Olivenbäume meint. (Pervanoglu, Culturbilder aus Griechenland. Leipzig, 1880, 66). Diese Bäume sind im Walde zerstreut und jeder Eigenthümer kennt ganz genau die ihm gehörigen Exemplare, die er auch selber besorgt und pflegt.

Bei den Tataren in Daghestan durfte Niemand heiraten, bevor er nicht hundert Fruchtbäume gepflanzt hatte (Bastian, Mensch in der Geschichte, III. 196) und die Neuvermählten bei den alten Indianern Nicaraguas received from the parents a piece of land and certain fruit-trees, which, if they died childless, reverted to their respective families. (Transactions Americ. Ethnolog. Soc. New-York, 1853. III. 127).

Daran schliesst sich dem Sinne nach ähnlich ein hübscher Brauch im bairischen Städtchen Hohenberg, wo jedes Kind bei seinem Abgange von der Schule auf sonst wenig benutztem Gemeindegrund einen Obstbaum pflanzt, welcher während seiner ganzen Lebensdauer sein Eigenthum bleibt.

Es verknüpfen sich mit dem Baum als Mitgift ferner die Vorstellungen vom Lebensbaum. Was über denselben sich bei den europäischen Völkern beibringen lässt, hat Wilhelm Mannhardt (Der Baumcultus. Berlin, 1875. 45 ff.) zusammengestellt. Es ist aber für uns hier von wesentlichem Interesse die ethnographischen Parallelen in aussereuropäischen Ländern nachzuweisen und sie sind schlagend genug.

Duloup erzählt von den M'Bengas am Gabon in Westafrika: Wenn zwei Kinder an demselben Tage geboren werden, so pflanzt man zwei Bäume von derselben Art und tanzt dann um dieselben. Das Leben der Kinder ist dann an jene Bäume geknüpft, und wenn einer eingeht oder ausgerissen wird, so ist man sicher, dass das betreffende Kind bald stirbt (Revue d'Ethnographie 1883, 223). In der Südsee pflanzt man bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme, deren Knoten zugleich zum Zählen der Jahre dienten und die Papuas verknüpfen das Leben Neugeborener mystisch mit einem Baumstamme, mit dessen Umhauen sie absterben müssen (Bastian, Mensch in der Geschichte, III, 193).

12. Herr **F. Radić** in Curzola übersendet Bemerkungen über

alte Gräber in Bosnien und der Herzegowina.

Im XIII. Band dieser Mittheilungen veröffentlichte der gelehrte Archäologe Dr. Moriz Hoernes eine Abhandlung, in welcher er seine Ansichten über die Anlage und Ausstattung grosser Begräbnissplätze aus der Zeit der nationalen Autonomie Bosniens (1376—1463) auseinandersetzt. Wenngleich wir die Verdienste des Herrn Dr. Hoernes nicht unterschätzen, als er ja der erste deutsche Forscher auf diesem speciellen Gebiete ist, so sehen wir uns doch veranlasst, ihm in einigen, u. z. nicht unwesentlichen Punkten zu widersprechen. Uns leiten hiebei lediglich rein sachliche Momente. Dr. Hoernes bemüht sich den Nachweis zu liefern, dass in Bosnien „während des Mittelalters eine slavische Bevölkerung von sehr geringem Bildungsgrad und äusserst unentwickelten geistigen Fähigkeiten" gelebt habe. Es will uns bedünken, als wäre das Urtheil des Herrn Dr. Hoernes doch ein wenig voreilig gefällt, denn die von ihm beigebrachten Beweismittel zur Aufrechthaltung seines Urtheils, erweisen sich bei näherer Betrachtung, wissenschaftlich nicht ausreichend begründet. Es klingt vor Allem etwas sonderbar, wenn Herr Dr. Hoernes auf Grund der Geräthschaften, deren sich heutigentags die ländliche und niedere städtische Bevölkerung Bosniens bedient, dann auf Grund der gegenwärtig im Lande gebräuchlichen Geschirre u. s. w., also auf Grund von lauter Producten des härtesten culturellen Niederganges der letzten vier Jahrhunderte zu folgendem Schlusse gelangt: „Von der grossen Masse, die den unteren Ständen angehörte und dem Christenglauben treu blieb, lässt sich kaum mehr sagen, als dass sie in primitivster Weise des Lebens Nothdurft gewann und mit schwachen Mitteln Einiges zur bescheidenen Ausschmückung des Daseins beitrug". Vor Allem wäre es angezeigt gewesen, wenn Herr Dr. Hoernes an dieser Stelle wenigstens in kurzen Umrissen die elenden Verhältnisse, in welchen jene Bevölkerung durch volle vier Jahrhunderte schwerer Bedrückung gelebt hatte, in Erinnerung gebracht hätte. Diese Verhältnisse mussten nothwendiger Weise vom Standpunkte des Ethnographen einer Erörterung und Beleuchtung unterzogen werden. Auf jeden Fall verdient eine Bevölkerung, welche nach vierhundertjähriger muhamedanischer Beherrschung Glauben, Sitten und Gewohnheiten ihrer Urväter rein erhalten hat, volle Bewunderung. Nun aber hatten die Bosnier sammt ihrer politischen Unabhängigkeit unter dem türkischen Joche auch jede Bedingung des Wohl-

standes verloren; die Folge davon war, dass jede Industrie und Kunst in Verfall gerieth. Nehmen wir z. B. an, dass die übrigen civilisirten europäischen Nationen der Jetztzeit damals dasselbe Schicksal getroffen hätte, dass sie dieselbe verwüstende Fluth des Muhamedanismus, welche Alles, was über mittelälterliche Bildung und Frommheit zeugte, vernichtete, auf Jahrhunderte überschwemmt hätte; würden wir heute bei ihnen Spuren ihrer damaligen Bildungsstufe so leicht finden? Wenn sie durch vier Jahrhunderte unter einem so schweren Drucke, der dem Menschen ein gar kümmerliches Dasein zu führen gestattete, ebensoviel wie die Bosnier gelitten hätten, wie wenig hätte uns die ethnographische Wissenschaft von ihnen zu erzählen! Wären ihre Geräthschaften, ihre Pflüge, ihre Wägen, ihre Mühlen so vervollkommnet und so künstlich gearbeitet, wie sie thatsächlich solche, Dank der Freiheit und einer unbehemmten Entwicklung und dem Fortschritte im Laufe der Jahrhunderte besitzen? — Es gehört keine grosse Kunst dazu, Bosnien und Herzegowina zu bereisen, einige Grabsteine zu beobachten und abzubilden, die Zeit ihrer Entstehung beiläufig anzumerken, die heutigen Geräthschaften, Werkzeuge und Instrumente zu prüfen, und darauf hin zu schliessen, dass die alten Bosnier gegenüber den gleichzeitigen abendländischen Völkern auf einer niedrigen Bildungsstufe standen. Mit einer solchen Leichtigkeit werden aber so bedeutsame culturhistorisch-ethnographische Fragen schwerlich endgiltig abgethan.

Wir meinen, dass es in unserem speciellen Falle sehr gewagt wäre, nach der Rohheit und tektonischen Unvollkommenheit der älteren Grabsteine auf eine niedrige Bildungsstufe unseres Volkes von damals zu schliessen.

Wenn wir aus jener Zeit nichts Besseres als die Gräber, und diese auch nur schwach kennen, so kennen wir nur ein einziges Moment der Bildung, welches Moment wieder nicht das Hauptsächlichste ist. Die Frage ist also noch nicht reif, und man darf über dieselbe gar nichts Kategorisches behaupten. Sagt denn nicht Dr. Hoernes selbst, dass „die Zerstörungslust und Beutegier der türkischen Eroberer und ihrer Lehensmänner, der einheimischen Renegaten, nur wenige tektonisch reiche oder aus edlem Material geformte Werke auf uns kommen liess".

Dr. Hoernes sagt selbst, dass es „Hunderttausend" und vielleicht „doppelt so viel, kaum weniger", „in Bosnien und den angrenzenden Gebieten" zerstreute Grabsteine gibt, wie konnte er demnach meinen, dass vorurtheilsfreie Leser auf Grund seiner vierundzwanzig Abbildungen, und jener, die er in seinen früheren Berichten über denselben Gegenstand veröffentlicht hat, seine weittragenden Schlussfolgerungen anzuerkennen geneigt sein werden?

Es fällt uns schwer, die von Dr. Hoernes angenommene strenge Eintheilung unserer alten Grabdenkmäler anzuerkennen. Er sucht die bosnischen von den herzegowinischen Grabsteinen zu unterscheiden und sagt, dass „die herzegowinischen Steine durch figurale Darstellungen, architektonische Motive der Decoration", hingegen „die bosnischen seltener und dann nur mit ornamentalen und emblematischen Sculpturen" verziert seien. Um eine solche Eintheilung zu stützen, legt er uns nur sechs ausgewählte bosnische Grabsteine vor, die beim ersten Anblicke die von ihm angedeutete Verschiedenheit hervortreten lassen. Es ist aber zu bezweifeln, ob ein so scharfer Unterschied wirklich anzunehmen wäre, wenn die Abbildungen sämmtlicher altbosnischer und herzegowinischer Grabsteine, von Dalmatien angefangen, in einem grossartigen Atlas zusammengestellt wären! Um den „Vorzug" der herzegowinischen gegenüber den bosnischen Grabsteinen zu erklären, hebt er „die höhere geistige Regsamkeit des Herzegowiners gegenüber dem indolenten Bosnier" hervor, und behauptet, dass dieses „durch stärkere Beimischung illyrischen Blutes — dann durch den unverkennbaren Einfluss spät-römischer und romanischer Bau- und Bildkunst, dem die Herzegowina wegen ihrer Lage und Configuration offener stand, als das nur lose mit dem Küstengebiet verknüpfte Bosnien" hervorgerufen worden sei.

Insolange Dr. Hoernes nicht thatsächliche Belege für diese Behauptung beizubringen im Stande ist, insolange kann sie auch kaum Gegenstand ernster Discussion sein. Man weiss nicht, warum Dr. Hoernes die architektonischen Motive der Decoration der herzegowinischen Steine ganz entschieden gerade „dem Einflusse des an der nahen Küste herrschenden romanischen Baustyls" zuschreiben will. Mit Hinblick auf seine Fig. 40, wo die Vorderfläche des Sarkophages eine Säule zeigt, welche mehr einer byzantinischen als einer romanischen ähnlich ist, und nach dem orientalischen auf der Vorderseite des in „Slovinac"[1]) abgebildeten Grabsteines sculptirten Kreuzes, welches den byzantinischen Einfluss verräth, steht es uns ebenso frei, anzunehmen, dass solche Decorationen unter Einfluss des byzantinischen Styles entstanden sein könne. Jedenfalls ist es gut, dass er eine solche Frage angeregt hat. Es ist zu hoffen, dass eine ausführlichere und strengere Forschung im Laufe der Zeit entscheiden wird, ob solche Ornamente unabhängig und originell oder durch den Einfluss des einen oder des anderen, oder durch beide genannte Stylarten sich entwickelt habe.

Herr Dr. Hoernes bekennt, dass die Grabsteine in Bosnien und in der Herzegowina „ausschliesslich" Denkmäler „des niederen Adels, der, wie seine vertürkten Nachkommen, die bekannten Begs und Agas, als geniessender Theil der Bevölkerung dicht über dem arbeitenden im ganzen Lande verbreitet war", sind. Er sagt noch, dass diese alten Grabsteine „ein ziemlich treues Bild" von den „Sitten und Gewohnheiten und von dem Geiste dieses Standes" geben; und darin hat er ein wenig recht; er erzählt uns noch, dass diese alten Edlen Bosniens ein „Jägerleben" führten, welches „nach ihren Begriffen", „die gemeinen Beschäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht überwog". An einer anderen Stelle desselben Artikels meint er, dass „neben dem Pferde" „der Jagdhund das Lieblingsthier des bosnischen Ritters ist". Wir möchten genauer uns dahin aussprechen, dass sie nicht gerade ein „Jägerleben", sondern vielmehr ein Ritterleben führten.

---

[1]) Siehe die Abh. von Prof. L. Zore.

Man weiss, dass im Mittelalter in anderen europäischen Ländern die Edelleute auch nicht anders lebten, noch andere Begriffe als unsere bosnischen Edlen hatten; hat nun also Herr Dr. Hoernes Recht, sie deshalb „rohe Wilden“ zu nennen?

Weiter sagt Dr. Hoernes: „Die Gleichgiltigkeit gegen religiöse Ideen, von welchen doch das christliche Mittelalter so gierig zehrte und reichen Lebensinhalt gewann, zeigt sich recht unwiderleglich in der Form und Ausstattung der bosnischen Adelsgräber; weder inschriftlich noch bildlich kündet die kolossale Mehrheit der Steine, dass hier Christen einer frohen Urständ entgegenruhen. Inschriften sind überhaupt recht selten, und zeugen, wo sie vorhanden sind, von dem beschränkten oder rohen Geist ihrer Urheber“. Nach dem führt er einige übersetzte Inschriften an und schliesst aus ihnen gar nichts, sondern sagt, dass es nahe gelegen sei, aus ihnen „allerlei Folgerungen zu ziehen“; diese überlässt er dem Leser.

Schon der einzige Umstand, dass es Inschriften gibt, zeugt uns, dass dort ein schriftkundiges Volk gelebt, welches sein eigenes Alphabet und seine eigene Literatur hatte. Die Literatur pflegten und bewahrten nur Mönche, aber das war ebenso auch bei den andern europäischen Völkern; es irrt also Dr. Hoernes, wenn er sich vorstellt, dass in Bosnien ein auf niedrigerer Culturstufe stehendes Volk gelebt habe.

Vid Vuletić-Vukasović erzählte uns, dass die Inschriften auf den bosnischen Grabsteinen zu flach eingeschnitten seien, und dass der Zahn der Zeit viele verzehrt und ausgelöscht habe, und viele andere mit Moos bewachsen wären, welches ungestört seine zerstörende Wirkung ausübe. Wenn wir dazu noch die zahlreichen Inschriften, welche theils die Türken, theils die moslemisirten Begs vorsätzlich ausgekratzt haben sollen, mit in Betracht ziehen, so schwindet die kolossale Mehrheit der Steine, von welchen Dr. Hoernes berichtet, dass sie nicht verkünden, wie unter ihnen christliche Gebeine „einer frohen Urständ“ entgegenruhen. Es würde zu weit führen, wenn wir hier eine Anzahl altslavischer, aus den in Rede stehenden Grabsteinen entnommene Inschriften mit originellen Buchstaben anführen wollten. Viele davon hat Herr Vuletić an Ort und Stelle abgeschrieben und mehrere im „Viestnik Hrv. arkeol. Družtva“ veröffentlicht. Viele harren noch der Publication. Zahlreiche dieser Inschriften sind auch im „Slovinac“ abgedruckt. Die grosse Mehrheit der Inschriften beginnt mit den Worten des christlichen Zeichens, auf manchen steht unter Anderem: „Herr, erbarme Dich meiner“; auf einigen bittet der Verstorbene, man solle sein Gebeine nicht verwerfen, und eine Menge ähnlicher wirklich frommer und christlicher Gedanken, welche uns Vuletić-Vukasović mitgetheilt hat und deren Vergleichung den Gegenstand einer besonders interessanten Abhandlung bilden könnte.

Es geht daraus hervor, dass Dr. Hoernes bei der Flüchtigkeit, mit welcher er seinen Aufsatz zu Papier gebracht, dasjenige, was da von frommen Gedanken geschrieben steht, übersehen hat, und nur daher zu dem Schlusse kommen konnte, dass in unseren Landen ein Adel gelebt, welcher „keine höheren Interessen“ kannte, „als jene, den ehrwürdigen Namen schändende „„Freiheit““, worunter die gesetzlose Ungebundenheit des Wilden gemeint ist“.

Herr Dr. Hoernes sagt, „Alles, was in verhältnissmässig seltenen Fällen den christlichen Charakter des Grabes wahrt, ist ein kleines Kreuz in irgend einem Winkel des Steines eingehauen und überdies gern durch mannigfache Verzierung und Verzerrung zu einem blossen Ornament oder ordenähnlichen Schmuck entstellt. Auch sind es zumeist die minder prunkvollen Denkmäler, welche diese Erinnerung an den Glauben des Begrabenen tragen“. Weiter aber sagt er: „neben den Gruftplatten stehen oder standen manchmal hohe, plumpe Steinkreuze u. s. w.“. Herr Vuletić, ein Fachmann auf dem Gebiete der heimischen Epigraphik, schreibt im „Viestnik“ [1]) von drei grossartigen Kreuzen, und von jenem zu Nekuk sagt er, dass auf ihm „von oben bis ganz unten eine alt-bosnische Inschrift in 21 Zeilen“ steht. Wir sind mit Herrn Dr. Hoernes überzeugt, dass „manchmal hohe“, wenngleich „plumpe Kreuze“ neben den Gruftplatten und Sarkophagen standen. Es war aber dem früheren muhamedanischen Glaubensfanatismus sehr leicht, solche Kreuze zu zerbrechen und für Bauten zu verwenden, wie dies Herr Vuletić auf Seite 60 V. J. Nr. 2 des genannten „Viestnik“ ganz genau berichtet: „Ich muss bemerken, dass man in Stolac selbst einige Bruchstücke alter Grabsteine mit Reliefsculpturen sieht, und es soll sich gewiss in den früheren Zeiten, bevor man Häuser gebaut und Gärten umgezäunt, auch mehr davon gefunden haben, weil sich einige Fragmente in den Hausecken befinden“. Und solche kolossale Kreuze neben den Sarkophagen aufgestellt und auf den Gruftplatten eingehauen, sind also nicht ein reines und deutliches Zeichen des christlichen Geistes Derjenigen, die neben ihnen bestattet liegen?!

Wenn es wahr ist, was noch nicht nachgewiesen, dass die Bildhauerkunst bei den alten Bosniern nicht am besten entwickelt war, so kann man aber doch nicht leugnen, dass die übrigen Künste und Handwerke bei ihnen geblüht haben, weil man von ihnen bis jetzt nur wenige gut erhaltene Denkmäler kennt. Wenn wir aber auf die Ruinen prachtvoller Kirchen und Paläste, welche wir in der Folge noch besprechen werden, und auf die Erfahrung, dass die Baukunst von der Bildhauerkunst, welche die erstere vervollständigt und bekrönt, nie abgesondert war, unsere Gedanken wenden, so kommen wir zur erfreulichen Ueberzeugung, dass auch die alten Bosnier diese schöne bildende Kunst gepflegt haben.

Herr Dr. Hoernes will unseren Vorfahren nicht einmal die Mühe des Schnittes, der Behauung und Versetzung der grossartigen Platten und Sarkophage zugestehen. „Nur die geologische Beschaffenheit des Karstkalkes, aus dem solche Denkmäler wie von selbst herauswachsen, an drei und mehr Seiten von der Haue der Natur hinreichend glatt vorgearbeitet“, sagt Dr. Hoernes, „erklärt die massenhafte Aufstellung und die oft extremen Dimensionen dieser kahlen und rohen

[1]) V. Jahrg. Nr. 2, S. 60—61 und Nr. 3, S. 90—92.

Monolithen". Dr. Hoernes bedient sich somit auch noch der Geologie, um die „Indolenz" der alten Bosnier und Herzegowiner zu beweisen. Es erzählt uns jedoch Herr Vuletić-Vukasović, dass solche alte Gräberstätten sich oft mitten auf weiten Ebenen und nicht selten mehrere Meilen von den steinigen Bergen entfernt, befinden. Wenn also diese Sarkophage nicht aus erratischen Blöcken herrühren, so ist es sehr einleuchtend, dass sie von den alten Bosniern mit geeigneten mechanischen Transportmitteln an Ort und Stelle geschafft wurden.

In dem in Neusatz erscheinenden „Javor" liest man folgende Notiz[1]): Auf dem Hügel „Pavlovac", anderthalb Stunden südlich von Sarajevo, und zur Linken der vormaligen Festung Kotorac, findet sich ohne irgend einer Inschrift ein prachtvolles Denkmal des bosnischen Feldherrn Paul (Radjenović?), so dass auch der Hügel nach dem Paul's Denkmal „Pavlovac" genannt wird. Dieses Denkmal ist ein Sarkophag (stećak) von kolossaler Grösse, das höchst wahrscheinlich in ganz Bosnien und der Herzegowina sich ein gleiches Monument nicht findet. Er ist so wie andere derartige, die Herr Prof. Luko Zore im „Slovinac" von 1881 Nr. 22 Seite 451 beschreibt, nur dass hier die Gruftplatte und der Sarkophag aus einem Stücke sind. Das Denkmal ist aus weissem Kalkstein und gut erhalten, und aus der Ferne sieht es so wie eine weisse Hütte aus. Man muss geradezu erstaunen bei dem Gedanken: welche Gewandtheit dazu gehörte, diesen Block zu behauen, und welche Kraft und Vorrichtung, um ihn auf den Berg hinauf zu schaffen.

Herr Dr. Hoernes schreibt: „So stolz auch manchmal die Reliefsculpturen der Grabsteine von der Wehrhaftigkeit und dem ritterlichen Prunk des bestatteten Helden prahlen — bei seiner Leiche findet sich kein Schmuck — oder Waffenstück, ja nicht einmal die Reste eines Gewandes, golddurchwirkte Fetzen, wie sie in anderen Gräbern aus jener Zeit oft genug erhalten blieben. Die Stelle der Gruft oder Steinkiste versehen oft ein Paar morsche Bretter" u. s. w.

Herr Vuletić schreibt hingegen über das Grab neben der Muttergotteskirche in Gradac in der Herzegowina[2]) Folgendes: „Die Gruft ist im Inneren überwölbt und geschmackvoll ausgestattet, so dass die Feuchtigkeit gar nicht hinein dringen kann". Und weiter: „Der Verstorbene und die Verstorbene waren gewiss reich angezogen, weil ich darinnen einige Stücke golddurchwirkter Fetzen gefunden habe" u. s. w. Diese Fetzen, welche zweifellos von einem sehr reichen Gewande herrühren, haben wir bei Herrn Vuletić-Vukasović, welcher sie sorgfältigst aufbewahrt, mit eigenen Augen gesehen. Die Sachen stehen also nicht genau so, wie sie von Dr. Hoernes angegeben werden.

Wenn man noch mehrere Gräber durchsucht hätte, wäre man vielleicht auch auf Waffenstücke und andere Gegenstände gestossen, aber bis dahin darf man nicht behaupten, dass solche gar nicht zu finden sind.

[1]) XI. Jahrg. Nr. 7, S. 221.
[2]) Siehe den „Viestnik", V. Jahrg. Nr. 1, S. 21.

Herr Prof. Luko Zore sagt in der genannten Abhandlung, auf das französische Werk von M. de Caumont (Abècèdaire ou rudiment d'archèologie, cinquième edition, Caen 1868) gestützt: „Die bosnischen Gräber können als aus zwei Theilen bestehend betrachtet werden. Es gibt einen sichtbaren Theil, d. h. ein mit Figuren geschmücktes aber leeres Grab, und einen unsichtbaren Theil, d. h. die gewöhnliche Gruft ohne Schmuck. — Das erinnert uns an die alt-römischen Weisen, welche durch Byzanz höchst wahrscheinlich in unsere Nation eingedrungen sind" und ein wenig weiter: „So erklärt sich auch das Wunder des Herrn Luschan, welcher (in seinem Berichte) sagt, dass er auf dem Grabe Ravne Trešnje in Bosnien kein Denkmal, sondern nur unter der Erde Grüfte gefunden habe, aus welchen er einen wahren Schatz von Waffen, Schmuckgegenständen u. a. ausgegraben hat". Man hat demnach auch wirklich gefunden, wovon Herr Dr. Hoernes sagt, dass es nicht zu finden sei, und dies gerade gleich bei den ersten Ausgrabungsversuchen.

Herr Dr. Hoernes berichtet: „Es gibt in Bosnien eine Reihe stattlicher Bauwerke und Ruinen, welche gern für die autonome Vorzeit des Landes in Anspruch genommen werden. Es ist jetzt erwiesen, dass sie mit Unrecht für Zeugen jener vortürkischen Cultur angesehen werden". Hierauf zählt er einige Brücken und zwei Karawansereien her, welche unter der türkischen Herrschaft errichtet worden sind. „Die schönen Burgen in Glamoč und Jajce mit den Resten stolzer Kirchen und Paläste" gesteht er, dass sie aus der Vorzeit herstammen, und hält es für nöthig — wir wissen nicht, aus was für einem Grunde — hervorzuheben und anzunehmen, dass sie „von Italienern gebaut sind". Er sagt noch: „In Mletci (Venedig) werden auch die schönen Waffen gefertigt, mit welchen nicht nur die altbosnischen Edelleute, sondern auch die späteren Helden der nationalen Volkspoesie so gerne prunken".

Darauf möchten wir entgegnen: „die späteren Helden" mögen wohl mit venetianischen „schönen Waffen" „gerne geprunkt" haben, doch Herr Dr. Hoernes ist nicht im Stande, ein einziges Beispiel anzuführen, womit er beweisen könnte, dass die altbosnischen Edelleute ihre schönen Waffen aus Venedig haben kommen lassen, und dass solche Waffen nicht auch Erzeugnisse einheimischer bosnischer Industrie waren. Weil aber der Ruhm der venetianischen Industrie unseren alten Bosniern nicht unbekannt war, so konnte es leicht früher und später geschehen, dass, um den Preis der Waffen und Schmuckgegenstände gewissermassen zu erhöhen, obwohl dieselben im Lande erzeugt, sie gerne in den Volksliedern, und das wäre nicht ein seltener Fall, als venetianische, sowie die Schwerter berühmter Helden als Damascener „sablja demeskinja" angegeben wurden.

Die Cultur der alten Bosnier sieht nach den Anschauungen des Dr. Hoernes sehr wunderbar und interessant, und noch viel wunderbarer und interessanter aber die Nationalökonomie derselben aus. Sie waren reich, ungeachtet ihrer „Indolenz", und dass sie gar keine künstliche und industrielle Arbeit kannten! Woher schöpften sie denn also das Geld, womit sie das kostbare Material und die geschickten italienischen Meister bezahlten, welche massenhaft zu ihnen übersiedelt sein

sollen, um ihnen die prachtvollen Kirchen und Paläste zu bauen? Es scheint uns nicht minder wunderbar, wie sich denn die alten Bosnier um geschmackvolle und künstlich ausgeschmückte Kirchen kümmerten, wenn sie gar keine Ahnung von einer höheren Cultur besassen. Warum begnügten sie sich denn nicht mit bescheidenen Hüttchen und Häuschen, wie sich ihre heutigen verarmten Nachkommen mit solchen begnügen? Es sind aber Jajce und Glamoč nicht die einzigen Orte, wie auch aus der Abhandlung des Dr. Hoernes hervorgeht, welche Ruinen alt-bosnischer Cultur aufzuweisen haben. Herr Vid hat zu Boljuni in der Herzegowina die Ruinen einer alten Kirche untersucht. Vor einigen Wochen, wie wir in Nr. 3 des „Slovinac" vom laufenden Jahre lesen, haben die Officiere der k. k. Armee, welche sich mit Katastralaufnahmen beschäftigen, „eine niedergerissene und verdorbene Kirche aus dem XIV. Jahrhundert gefunden", worüber die Officiere „wirklich erstaunt" waren. „In der Vorhalle, welche sich ziemlich gut erhalten hat, auf den Mauern unter dem Kalkaufputze sieht man prächtige Fresko-Malereien, welche wenig gelitten haben. Die Regierung gedenkt die Kirche nach dem alten Plane wieder herzustellen und alle Fresko-Malereien, welche ein wahrer Schatz für unsere Culturgeschichte sind, aufzudecken." Und wie viel wird man noch im Laufe der Zeit finden, wenn man schon so viel in fünf oder sechs Jahren gefunden hat? Wie könnten wohl unsere Volkslieder einen „Rade naimare" (Baumeister Rade) feiern, wenn die Architekten nicht aus dem Volke selbst stammten? Wären sie Italiener gewesen, so hätte sie das Volk etwa „Rade latinive", oder mit sonst einem ähnlichen Namen charakterisirt, aus welchem man sogleich erkennen würde, dass es Ausländer waren.

Gegen das Ende seiner Abhandlung berichtet uns Herr Dr. Hoernes Folgendes: „Eine eigenthümliche Stellung zur Hauptmasse der bosnischen Grabsteine nimmt ein bei Dolnji Zgošča (Bezirk Visoka) jüngst gefundenes tumbaförmiges Denkmal ein, dessen Abbildung in den Mittheilungen der Central-Commission f. Kunst- u. hist. Denkm. erscheinen wird. Der Grundform, den hauptsächlichen Decorationsmotiven und gewiss auch der Zeit nach schliesst es sich eng der ganzen Classe dieser Denkmäler an, aber an Reichthum und Feinheit der Ornamente, an Schönheit und Deutlichkeit der figuralen Darstellungen übertrifft es sie so sehr, dass man dreist sagen kann: sein Kunstwerth wiegt den aller Uebrigen auf. Die Ausführung dieses trefflichen Monumentes verdanken wir unzweifelhaft den kunstgeübten Händen eines abendländischen Bildhauers, der hier in einem Meisterwerke gezeigt hat, was man durch Veredlung auch aus einem rohen Style machen kann". Gerade daher, weil es „der Grundform, den hauptsächlichen Decorationsmotiven" sich enge der ganzen Classe dieser Denkmäler anschliesst, und ihnen ähnlich ist, ist es unmöglich, dass es einem fremdländischen Bildhauer gehöre. In jeder Zeit und in jeder Kunst gibt es bessere und minder gute, vollkommenere und nicht vollendete Werke. Wir meinen allerdings, dass auch dieses Monument nicht das einzige so geschickt ausgearbeitete sein dürfte, und wenn sie den Händen der Türken glücklicher Weise entgangen sind, darf man hoffen, noch andere Funde zu machen, nach welchen sich noch deutlicher der Vervollkommnungsweg zeigen wird, den die Bildhauerkunst in Bosnien zurückgelegt hat, ehe sie zu einer solchen Vollkommenheit gelangt ist. Die Abbildung eines in Bukovica in Bosnien gefundenen Denkmals, welche vor Wochen in Nr. 9 des ragusanischen „Slovinac" erschienen ist, gibt uns zur Genüge Grund zur Hoffnung, welcher wir uns hingeben. Die Unterplatte dieses Denkmals ist schön stylistisch gegliedert und besteht aus Plättchen, Karnies und Kehlleisten. Auf der Unterplatte steht eine einfache engere Platte, und auf dem Hinterrande derselben erhebt sich eine fünfseitige Grabstele. Auf einer Seite der Stele steht die Inschrift. Nach der Entzifferung des Herrn Vuletić-Vukasović wäre sie so zu lesen: „Sje grob Pavlovića Ivana" = Hier ist das Grab von Pavlović[1]) Ivan. Auf der vorderen Seite der Stele ist ein Baum mit Blättern und Früchten eingehauen, wie die Redaction des „Slovinac" bemerkt, „gewöhnlicher Schmuck von mittelälterlichen Gräbern". „Auf der linken Seite ist eine Frau mit Kopfdiadem, auf der rechten die Figur einer männlichen Person, welche an ein Schwert gelehnt ist und einen gallischen Hut als Kopfbedeckung trägt. Mann und Frau sind offenbar im byzantinischen Style. Ueber dem Manne sieht man ein Kind, welches in einer Hand (sehr wahrscheinlich) einen Falken und in der anderen auf einem Stocke eine Scheibe, Emblem des Lichtes (s. „Slovinac", IV. Jahrg. Nr. 22) hält". Zu dieser Beschreibung fügt der „Slovinac" noch Folgendes hinzu: „Nicht weit von Bukovica (etwa eine Viertelstunde) gibt es einen Hügel mit vielen Gruftplatten, und auf einer derselben ist der eigentliche Adelsstock (das Szepter) eingehauen" u. s. w., und noch: „Da befinden sich auch die Ruinen einer alterthümlichen Kirche des heiligen Elias".

Herr Dr. Hoernes, wie man auch aus seiner zuletzt angeführten Behauptung entnehmen kann, will unseren Ahnen unter keiner Bedingung irgend eine Kunstfähigkeit einräumen; doch werden ihre Werke den künftigen unbefangenen Forschern, die auf Grund der enormen Masse von Material, welches nach und nach an das Tageslicht treten wird, urtheilen werden, einen anderen Eindruck machen, und es wird sich dann das Dichterwort bewahrheiten:

„Pokoljenja djela sude, što je čije daju sv' jema" = „(Späte) Geschlechter urtheilen über die Werke der Vorfahren und geben Jedem das Seine."

Wir schliessen unsere Entgegnung mit den Worten des Prof. Luko Zore, die er am Schluss seiner Abhandlung gebraucht: „dass eine bedeutende Cultur unsere Urväter schmücken musste, wenn sie solche Denkmäler ihren Verstorbenen errichteten".

---

[1]) Diese war eine bosnisch-herzegowinische Königs- und Fürstenfamilie, welche im XIV. und XV. Jahrhunderte in verschiedenartigen Beziehungen mit der Republik von Ragusa stand. Dies haben wir hier hervorheben wollen, um zu zeigen, dass die Grabsteine in Bosnien nicht ausschliesslich dem niederen, wie sich dies Dr. Hoernes vorstellt, sondern auch dem höheren, ja sogar dem höchsten Adel angehören.

Ausschusssitzung am 13. Mai 1884.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Dr. Alfred Bach in Wien,
J. Beckmann in Cairo,
Arthur Graf Bylandt-Rheidt, k. k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren,
Maximilian Freiherr von Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, k. k. Vice-Admiral und Marine-Commandant in Wien,
Dr. Paul Fröschels in Wien,
Dr. Alfred Glogau in Wien,
Frl. Clotilde Constanze Kučera in Mikanovci,
Maximilian Graf Montecuccoli-Laderchi in Wien,
Dr. Leo Moskovics in Kaschau,
Mato Pavić, Professor in Diakovar,
Dr. Alfred von Pfeiffer in Wien,
Max von Pfeiffer in Wien,
Gustav Pick in Wien,
Fran Radić, Professor in Curzola,
Dr. Josef Scheiner in Wien,
Dr. Carl Scheinpflug, Professor in Wien,
Professor Gustav Schuller in Hermannstadt,
Dr. Erasmus Schwab, Gymnasial-Director in Wien,
Fürst Adolf Josef zu Schwarzenberg in Wien,
Dr. Friedrich Silberstein in Wien,
Gustav Spitzer, Hoflieferant in Wien,
R. Tilgner, Bildhauer in Wien.

Der Secretär legt die eingelangten Dankschreiben der Herren Dr. Schweinfurth in Cairo, Schmeltz in Leiden und Prof. Dr. v. Lenhossek in Budapest für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern vor.

Der Vorsitzende theilt mit, dass er im Namen der Anthropologischen Gesellschaft unser langjähriges, um die Ethnographie Oesterreichs so hochverdientes Mitglied, Seine Excellenz Freiherrn von Czörnig zur Feier seines 80. Geburtstages auf telegraphischem Wege beglückwünscht habe.

Der Secretär legt die Einladungen des Institut archéologique Liègeois und des Museu nacional de México zum Schriftentausch vor. Auf seinen Antrag werden diese Einladungen angenommen.

Der Secretär legt die Einladung der Redaction der folkloristischen Zeitschrift „Melusine“ in Paris zum Schriftentausch, sowie einen vom Herrn Custos Heger eingebrachten Antrag zur Aufhebung des Schriftentausches mit 9 kleineren Zeitschriften vor. Nach längerer Debatte werden die Beschlüsse über diese Anträge vertagt.

Der Secretär legt den Antrag der Subcommission für österreichische Ethnographie auf Drucklegung und Versendung der von Dr. Friedr. S. Krauss verfassten „Fragebögen über die Ethnographie der Südslaven“ vor. Nach eingehender Debatte, an welcher sich der Vorsitzende, der Secretär und die Herren Dr. Much, Karrer, Prof. Karabaček und Hofrath v. Hauer betheiligen, wird dieser Antrag angenommen.

F. Karrer.

Monatsversammlung am 13. Mai 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende theilt mit, dass im gegenwärtigen Sommersemester an zwei österreichischen Universitäten anthropologische Vorlesungen gehalten werden.

In Wien liest Herr Privatdocent Dr. Felix R. v. Luschan ein Collegium über die Ziele der Ethnographie.

In Graz liest Herr Prof. Dr. Emil Zuckerkandl ein Collegium über allgemeine Craniologie.

2. Der Vorsitzende berichtet

Ueber das Vorkommen von Nephrit im Zobtengebirge.

Ich verdanke dem Herrn Hofrathe Dr. A. B. Meyer die Zusendung eines Ausschnittes aus den Berichten der „Leopoldina“, aus welchem erhellt, dass Herr Dr. H. Traube im Serpentingebiete des Zobtengebirges in der Nähe von Jordansmühl anstehenden Nephrit beobachtet hat. Eine nähere Untersuchung von Handstücken aus diesem Vorkommen und eine Vergleichung derselben mit andern Nephriten zeigte, dass der Nephrit aus dem Zobtengebirge jenem von Schwemsal am nächsten kommt. Eine nähere Beschreibung des genannten Vorkommens findet sich in Dr. Traube's Inauguraldissertation: „Beiträge zur Kenntniss der Gabbros, Amphibolite und Serpentine des niederschlesischen Gebirges“, S. 41.

Nun ist allerdings diese Beschreibung so überaus unbestimmt gehalten, dass man hieraus derzeit ein klares Bild über die Lagerungsverhältnisse des Nephrits noch nicht gewinnt. Die Hauptmasse ist Serpentin, in welchem eine Einlagerung von Granulit (Weissstein) auftritt. Der letztere wird theilweise von Serpentin bedeckt, theilweise stösst jedoch an den Granulit jenes feinschieferige, äusserst zähe grünliche Gestein, welches sich als Nephrit herausgestellt hat. „Darauf folgt“ sehr zäher, dunkelgrüner Serpentin mit einem etwas eigenthümlichen Habitus. Er zeigt sich mit faserigen, schwach gelblichen bis grünlichen Bändern von filziger Haarblende durchschwärmt, welch letztere auch die Grundmasse des Nephrits aus dem Zobtengebirge bildet. Hoffentlich wird im Laufe dieses Sommers das ganze Vorkommen sowohl in geologischer, wie in petrographischer Richtung, umsomehr klargestellt werden, als Dr. Traube Gründe hat, zu vermuthen, dass der Nephrit auch an andern Localitäten des Zobtengebirges auftritt.

Diese nachgewiesene Vergesellschaftung von Granulit, Serpentin, Nephrit führt uns ebenso wie das mineralogische Studium des Nephrits in Gebiete, deren Kenntniss gegenüber jenem der sedimentären Formationen bisher zurückgeblieben ist. Erst die in jüngster Zeit angebahnte Weiterentwicklung der Petrographie durch die mikroskopische Beobachtung hat es überhaupt ermöglicht, an die Erforschung unserer altkrystallinischen Regionen mit Aussicht auf Erfolg heran-

zutreten. Dieser Umstand mag es erklären, dass die Vorkommen von Nephrit so lange räthselhaft blieben. Wir zweifeln nicht, dass es unsern jüngeren, tüchtigen Petrographen gelingen wird, auch in den Granulitgebieten von Böhmen, Mähren und Niederösterreich und in den krystallnischen Zonen unserer Alpen Anhaltspunkte für die Lösung der hochwichtigen Nephritfrage zu gewinnen. Die Arbeit von F. Becke „Ueber die Gneisformation des niederösterreichischen Waldviertels" (Tschermak, Min. u. petr. Mitth., IV., 1881), sowie die wichtigen Untersuchungen von Dr. Březina über die Gneiszone von Steiermark sind gewiss geeignet, die Hoffnungen der Prähistoriker wach zu erhalten.

3. Der Vorsitzende bespricht die

Ueber die Feuerländer von der französischen Expedition am Cap Horn angestellten Untersuchungen.

Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Schiffslieutenants Payen den vorläufigen Bericht der nach dem Programm der internationalen Polarcommission 1882 bis 1883 ausgeführten französischen Expedition nach dem Cap Horn. Es lässt sich hieraus, sowie aus einigen in dem Bulletin der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, Jahrg. 1884, Nr. 1, S. 147, enthaltenen Mittheilungen des Dr. Hyades, ersehen, dass diese Expedition auch die Kenntniss über die Feuerländer zu erweitern bestrebt war. Es wurde jene Abtheilung derselben studirt, welche Tekinika (Pescheräs) von Fitz-Roy oder Yaghan von den englischen Missionären genannt wird. Sie reichen von der Küste des Cap Horn bis zum Mittelpunkt des Beaglecanals. Sie sind zu unterscheiden von den Alikhulips (Alakuf), welche nach Hyades den westlichen Theil des feuerländischen Archipels bewohnen, und von den Yakana (Yakana-Kung oder Onas), welche die grosse Insel des Feuerlandes einnehmen. Die letzteren rechnet Waitz, Anthr. Naturv. III, 1, S. 490, zu den Patagonen. Diese Angaben modificiren übrigens die bisherigen auf Grund von älteren Reisen gebildeten Anschauungen über die Vertheilung der einzelnen Abtheilungen des Feuerlandes (Vgl. Bull. Soc, Anthr. Paris 1882, S. 12). Besser stimmen damit die Angaben in Waitz' Anthr. Naturv. III, 1, S. 490.

Herr Geheimrath Virchow hob schon den Mangel an ausreichendem Beobachtungsmaterial über die physische Beschaffenheit der Feuerländer hervor. (Berl. Zeitschr. Ethn. 1882, S. 383.) Inwiefern die Ansicht des Herrn Deniker über eine durchgreifende Verschiedenheit zwischen den starken und brachycephalen Alikhulips und den schwächlichen und dolichocephalen Tekinikas (Bull, Soc. Anthr. Paris 1882, S. 17) berechtigt ist, kann hier nicht weiter erörtert werden. Jedenfalls wird die Kenntniss über die letztgenannte Abtheilung durch eine Reihe von zahlreichen und sorgfältig ausgeführten Messungen, welche die Schiffsärzte der „Komanche" ausgeführt haben, wesentlich gefördert werden.

Herr Hyades theilt ferner einige Beiträge zur Kenntniss der Sprache der Yaghan mit. Dieselben stützen sich auf die umfassenden Studien über dieselbe, welche der in Uschenia stationirte englische Missionär, Herr Bridges, seit 25 Jahren betreibt. Herr Professor Fr. Müller hatte die Güte, mir folgende allgemeine Bemerkung über diesen Gegenstand mitzutheilen:

„Die Sprache der Feuerländer (Jahgan) zeigt mit keiner der bisher bekannten Sprachen Südamerikas irgendwelche Verwandtschaft; sie ist daher als eine selbstständige Stammsprache zu betrachten. Man ist gegenwärtig im Stande, nach der vom Missionär Thomas Bridges angefertigten Uebersetzung des Lucas-Evangeliums (gedruckt London 1881 von der British and foreign Bible Society mit dem von Alexander Ellis construirten Alphabet) und dem von Julius Platzmann dazu gefertigten Glossar (Leipzig, Teubner 1882) unter Benützung des von Hyades mitgetheilten grammatischen Dictates des obenerwähnten Missionärs Bridges, ein ziemlich genaues Bild der Sprache zu entwerfen. Darnach ist die Sprache der Jahgan von einfach agglutinirendem Baue und trägt nichts von der Künstlichkeit anderer amerikanischer Sprachen an sich. Das Verbum zeichnet sich durch grossen Reichthum an Zeitformen aus, dagegen ist von Modusformen wenig zu entdecken."

4. Herr Dr. **M. Much** erstattet einen

Bericht über den Besuch einiger prähistorischer Museen in Oberitalien,

vornehmlich der Museen von Bologna und von Este und schildert in grossen Zügen sowohl die Einrichtung dieser Museen, als auch die in denselben aufgesammelten prähistorischen Schätze.

5. Herr Bergdirector **V. Radimsky** zeigt eine von ihm angefertigte grosse

Karte der Nekropole von Purgstall.

Schon gelegentlich der Zusammenstellung meiner prähistorischen Uebersichtskarte der Umgebung von Wies in Steiermark, fasste ich den Entschluss, eine Karte des interessantesten Theiles in diesem Gebiete, nämlich der Nekropole von Purgstall am Zusammenflusse der Sulm und Sagga zu zeichnen, auf welcher nicht nur die einzelnen Gruppen selbst, sondern auch die einzelnen Tumuli dieser Gruppen nach ihrer gegenseitigen Lage und nach ihren Grössenverhältnissen ersichtlich wären.

Mein hochgeehrter Freund Szombathy war so gefällig, mir zu diesem Zwecke seine Aufnahmen von drei Gruppen, nämlich der Höchschuster- und Ofenmachergruppe in Purgstall, dann der Grellwaldgruppe in Goldes, zur Verfügung zu stellen. Die übrigen Tumuligruppen habe ich in den Jahren 1882 und 1883 gelegentlich meiner dortigen Grabungen selbst aufgenommen, die Taggegend unter entsprechender Vergrösserung und Rectificirung den Catastralkarten, die Isohypsen endlich den Aufnahmsblättern zur Generalstabskarte entnommen.

So entstand die Karte, welche ich mir Ihnen hiemit vorzulegen erlaube. Ich habe dieselbe unserem Wiener Hofmuseum gewidmet, weil ich einerseits überzeugt bin, dass sie da ihren besten Platz finden wird, und weil das Hofmuseum auch die Ausgrabungsobjecte der in der fraglichen Nekropole von der anthropolo-

gischen Gesellschaft in den Jahren 1882 und 1883 veranstalteten Ausgrabungen besitzt.

Directe Versuche haben mir gezeigt, dass ich unter den Maassstab von 1:2000 nicht greifen darf, wenn eine Unterscheidung der geringeren Grössendifferenzen der Tumuli möglich bleiben soll, und dies ist der Grund, warum die Karte so gross ausgefallen ist. Sie besitzt nämlich eine Länge von 175 cm bei 100 cm Breite, umfasst somit ein Terrain von 7 □Km, in welchem 639 Tumuli der vorrömischen, 17 Tumuli der Uebergangs- und 3 Tumuli der römischen Periode, somit zusammen 659 Stücke eingetragen erscheinen.

Für die Tumuli habe ich je nach ihrem Alter verschiedene Farben gewählt. So wurden die Tumuli der vorrömischen Periode roth, jene der Römerperiode blau angelegt, so dass sich für die Grabhügel der Uebergangsperiode von selbst die Mischfarbe violett ergab.

Ausserdem erhielten die Tumuli jeder Gruppe immer mit 1 anfangend eine fortlaufende Nummer und da die Situationen der einzelnen Gruppen, welche Herr Szombathy und ich in unseren Grabungsberichten von 1882 und 1883 zu publiciren gedenken, die identische Nummerirung der Tumuli erhalten sollen, so wird es ein Leichtes werden, meine Karte stets in Evidenz zu halten, wenn Jeder, der später Grabungen in der Purgstaller Nekropole vornehmen sollte, diese Nummerirung beibehält.

Mit vollem Rechte hat Herr Hofrath v. Hochstetter für diese grosse Todenstätte den Namen der Purgstaller Nekropole vorgeschlagen, denn abgesehen davon, dass fast die Hälfte aller vorhandenen Tumuli in der Gemeinde Purgstall liegt, ist es der Kalkstock des Purgstaller Kogels, welcher mit seiner Seehöhe von 460 m die ganze Umgebung beherrscht und höchstwahrscheinlich eine heidnische Opferstätte war, von welcher sich aber leider keine Spur mehr erhalten hat.

Rings um diesen Purgstaller Kogel reihen sich, wie die Karte zeigt, die Gruppen der Gräber, freilich wohl am meisten zusammengedrängt im Westen.

Doch liegt auch im Norden die grosse Leitengritschwaldgruppe und die Heibelwaldgruppe, im Süden die Ofenmacher-, Grellwald-, Kürbischbauer- und die zwei Silberschneidergruppen und endlich im Osten die Muskervastlgruppe und der Grellkogel, während noch weiter in Südost die vier grossen Hügel von Kleinglein vorkommen.

Mit Ausnahme der vier grossen Hügel von Kleinglein, welche schon in der Ebene circa 300 m über dem Meere liegen, nehmen sämmtliche Tumuli der Purgstaller Nekropole eine Seehöhe von 340 bis 410 m ein, und nachdem die Sulm beim Schlosse Ottersbach und die Saggau bei Glein 290 m hoch über dem Meere gelegen sind, befindet sich die Masse unserer Tumuli 50 bis 120 m hoch über den betreffenden Thalsohlen.

Abgesehen von den vier Kleingleiner Kogeln, welche durch ihre grossen Bronzefunde berühmt geworden sind, von deren innerer Anordnung wir jedoch leider gar nichts Näheres wissen, befinden sich die grössten und an Beigaben, namentlich an Bronzen, reichsten Hügel im Westen und Süden des Purgstaller Kogels, somit in der Nähe des Forstwaldes.

Nur die zahlreiche Gruppe (145) des Kaiserschneiderwaldes besteht in ihrem nordöstlichen Theile aus kleineren Hügeln, zwischen denen zwei besonders grosse auftreten. Dieselben sind beide geöffnet, sollen jedoch keine nennenswerthe Ausbeute gegeben haben, und es wäre daher möglich, dass dies keine Grabhügel, sondern Erdbauten sind, welche culturellen Zwecken gelegentlich der Bestattungen dienten.

Zwischen den verschiedenen Tumulusgruppen herrscht bezüglich der allgemeinen Ausstattung der Gräber und bezüglich der Beigaben manche Verschiedenheit. Möglich, dass diese Unterschiede einer Altersverschiedenheit der einzelnen Tumulusgruppen entsprechen, möglich aber auch, dass wir es mit Begräbnissplätzen mehrerer gleichzeitiger Ortschaften zu thun haben, in welchen eine verschieden wohlhabende Bevölkerung oder verschiedene Kasten derselben lebten, und in welchen daher auch eine verschiedene Bewaffnung und verschiedene Sitten in Bezug auf die Bestattung der Todten herrschten.

Ueberhaupt muss es im Bereiche unserer Karte in prähistorischer Zeit mehrere Ansiedlungen gegeben haben; denn es ist ganz undenkbar, dass eine einzige Ortschaft ihre Todten so sehr zerstreut bestattet hätte.

Die Hauptansiedlung dürfte jedoch in dem Gleinstätter Forstwalde bestanden haben, worauf namentlich das Vorkommen von zwei Doppelwällen mit dazwischen befindlichen Gräben hinweist, durch welche Wälle ein grosser, südwärts sanft ansteigender Platz gegen das Thal zu abgeschlossen ist. Der erste dieser Wälle, welcher einen unregelmässigen, flachen Bogen bildet, und früher wahrscheinlich mit dem zweiten verbunden war, besitzt gegenwärtig eine Länge von 470 m, der zweite in schärferem Bogen nach nordwärts gekehrte eine solche von 110 m.

Oestlich vom zweiten Walle ist das Terrain gegen das Thal zu durch einen steilen Terrassenabfall und weiterhin durch den Sulmfluss selbst mit seinem hohen und steilen Südufer geschützt, so dass die Ortschaft östlich eine viel weitere Ausdehnung haben konnte, als sie die Wälle besitzen.

Ferner spricht für den einstigen Bestand einer grösseren Ansiedlung auf diesem Platze das Vorhandensein der zahlreichen, relativ grossen und auch reichsten Grabhügel auf dem Hochplateau oberhalb der besprochenen Wälle.

Zum Schlusse sei mir die Bemerkung gestattet, dass es nach dem Vorgesagten wohl wünschenswerth wäre, das Terrain südlich dieser Wälle nach Spuren von Wohnungen der besprochenen alten Ansiedler zu durchforschen, wozu sich gerade jetzt, wo der Wald um den ganzen zweiten und um das Ostende des ersten Walles abgestockt worden ist, die passendste Gelegenheit bieten möchte.

6. Herr Ingenieur **Ferdinand Brun** zeigt und bespricht

Funde aus der Gudenushöhle

bei der Ruine Hartenstein im oberen Kremsthale in Niederösterreich, welche er in Gemeinschaft mit Herrn Pfarrer Hacker ausgegraben und dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum zum Geschenke gemacht hat. (Siehe die Abhandlung in diesem Hefte, p. 145.)

7. Herr Dr. **Felix R. v. Luschan** stellt eine von ihm auf seiner letzten Reise angefertigte Sammlung von

Photographien kleinasiatischer Rassentypen

und eine Sammlung

kleinasiatischer Schmuckgegenstände

aus und bespricht die

Therapie des Aleppo-Knotens.

8. Herr Hofrath Prof. Dr. **Otto Benndorf** zeigt ein von Herrn Bürgerschullehrer C. Tuch in Aussig in Böhmen eingesendetes römisches Krüglein, welches dort bei Gelegenheit eines Hausbaues in der Nähe der Elbe in einer Tiefe von 7 m gefunden wurde.

9. Prinz **Roland Bonaparte** übersendet drei Fortsetzungen seiner

Collection anthropologique,

und zwar: Hindous, 9 Photographien in 4^0,
Peaux rouges, 35 Photographien in 4^0, und
Atchinois, 2 Photographien in 4^0.
Dieselben sind zur Ansicht ausgestellt.

10. Herr Prof. Dr. **Carl Moser** in Triest berichtet über den

Leonhardsberg bei Nabresina im Küstenland.

Von der Südbahnstation Nabresina erreicht man in nördlicher Richtung auf einem über das Plateau führenden Fussweg in einer Stunde die kleine Ortschaft Samatorca mit der Filialkirche zum h. Ulrich, am Fuss eines Höhenzuges, dessen eine der höchsten Kuppen den Namen St. Leonhardsberg führt. Von der Ortschaft führt ein steiniger Weg zum genannten Berg hinan. Nach 15 Minuten gelangt man zu einer hohen Steinmauer, die eine üppige Wiesenterrasse abgrenzt. In deren Nähe findet man jene charakteristischen Topfscherben, die man so häufig auf jenen eminenten Höhenpunkten antrifft, welche man in Istrien Castellieri und im Küstenlande Grad oder Gradišče im Volksmunde nennt. Sie sind von rothem oder schwarzbraunem Thon mit weisslichen groben Feldspathkörnchen gemengt und scheinen bei der Bearbeitung des Wiesgrundes ausgeworfen worden zu sein.

Von hier gelangt man auf ein kleines Plateau zu einer Grotte, die einem schmalen 15 m langen und 2 bis 3 m hohem Gange gleicht. Von da führt der Weg über steil ansteigenden Fels in Kürze auf den flachen Gipfel des Berges, in dessen Mitte die Ruinen der St. Leonhardskapelle stehen (401 m). Die Aussicht ist nach allen Seiten hin grossartig. Die Leute des Dorfes erzählten mir, „dass hier Heiden gehaust hätten. Die Kapelle sei in den Franzosenkriegen zerstört worden“. Diese Kapelle soll früher auch den Seefahrern als Leitstern gedient haben. Vor zwei Jahren haben italienische Arbeiter unter Anführung eines Priesters hier nach Schätzen gesucht und nachdem sie nichts gefunden, gingen sie nach S. Primus bei Prosecco, wo sie das Gleiche thaten. Auf dem beiliegenden Situationsplane (Fig. 54) sind die Stellen durch †† ersichtlich gemacht. Die Ruinen der Kapelle sind von einer theilweise zerstörten Ringmauer umgeben. Nördlich davon liegt am Rande des Plateaus eine fruchtbare Wiese mit vier alten Juniperusbäumchen. Sie ist 130 Schritte lang und 30 Schritte breit. Eine meterhohe Steinmauer umgibt das Plateau im ganzen Umfange. Knapp neben der die Wiese begrenzenden Steinmauer sieht man sehr deutlich einen alten überrasten Wall, der von einer früheren Befestigung herrühren dürfte. Der Wiesgrund ist mit feinem schwarzen Humus bedeckt und lässt auf eine alte Begräbnissstätte schliessen. Im Mauerschutt finden sich wieder jene Topfscherben, die Sandsteine und die Nummuliten-Conglomerate. Die Kuppe selbst wird von Kreidekalk gebildet. Wir könnten hier Reste prähistorischer Ansiedlungen und Befestigungen vermuthen von einem Volke, das durch das Eindringen fremder Völker vor und während der Völkerwanderung sich auf diese Höhen zurückgezogen hat und hier ungestört, aber wachsam, seinem alten Cultus huldigen

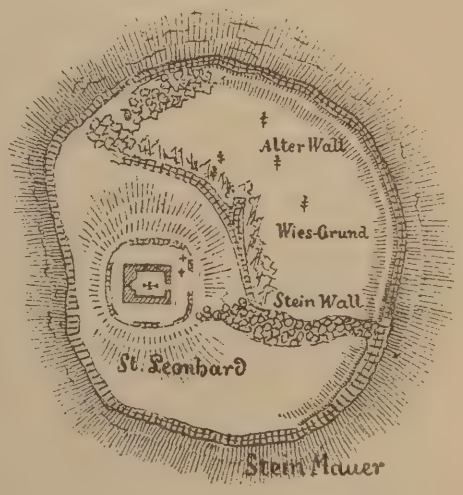


Fig. 54.

konnte. Dass dieses Volk hier einige Zeit ungestört fortlebte, wird erklärlich, wenn wir annehmen, dass diese Gegend einstmals mit Wald bedeckt war. Die bereits in neuerer Zeit wiederholt auf diesen Höhen gemachten Funde (z. B. auch der von Cattinara) geben dieser Annahme einige Berechtigung. Mit der Einführung des Christenthums und mit dem Vordringen der Völkerschaaren von Osten und Süden her mag nun auch dieser letzte Rest der Höhenbewohner, wie ich sie hier nennen will, verschwunden sein.

11. Herr Dr. **M. E. Weiser,** k. k. Bezirksarzt in Lesina berichtet über

Tumuli und prähistorische Funde auf Lesina.

II. Die Tumuli von Sokolica.

Auf der Nordostseite der westlichen Spitze der Insel Lesina, eine Wegstunde von dem gleichnamigen Hauptorte der Insel entfernt, dem Nordwestende der Insel Brazza gegenüber liegt die in mehrere Unter-

abtheilungen sich gliedernde „Falkenbucht“, oder slavisch „Sokolica“, am Fusse einer mässig steil abfallenden Bergeslehne, welche auf ihrem östlicheren Theile einen kleinen Pinienwald trägt, sonst aber ein verkarstendes, mit Gesträuch bewachsenes Gebiet darstellt.

Auf diesem Gebiete finden sich zerstreut, theilweise in dem Pinienwalde verborgen, gegen 20 Tumuli aller Grössen, ausnahmslos aus kleinen Bruchstücken des Karstgesteins aufgeführte Schotterkegel (Gomile), ohne irgend welche Vegetation, welche mich an jene Tumuli erinnerten, welche vor 11 Jahren zwischen Ramleh und Jerusalem, sowie im Jordanthale (östlich und westlich von Jericho) meine Aufmerksamkeit erregt hatten.

Nachdem ich früher die Ermächtigung zu den beabsichtigten Ausgrabungen eingeholt, schritt ich, das herrliche Frühjahrswetter benutzend, am 21. Jänner l. J. mit 5 Arbeitern an die Eröffnung einiger dieser Tumuli.

Das erste der zehn durchforschten Objecte, das an die Reihe kam, der Tumulus Nr. I, hatte einen Umfang (U) von 36 m; die längere Seite (S) des auf dem abschüssigen Terrain mit seiner Basis schief aufsitzenden Steinhügels, hatte eine Länge von $6^1/_2$, die kürzere (s) von $4^1/_2$ m. Die in ost-westlicher Richtung vorgenommene Eröffnung dieses im Walde (gegen eine „Bribinja“ genannte Schlucht zu) gelegenen Tumulus geschah von der Peripherie gegen das Centrum hin in Form eines hufeisenförmigen, den Mittelpunkt des Kegels noch übergreifenden Einschnittes und erstreckte sich bis auf eine Tiefe von $3^1/_2$ m, so dass der letzte Theil der Arbeit sich im gewachsenen Boden selbst vollzog. Das Resultat war ein negatives.

Die Eröffnung des Tumulus Nr. II, von sehr bescheidenen Dimensionen (U = 20, S = 5, s = 2 m), der beiläufig 10 m nördlich von Nr. I sich vorfand und gleich diesem im Pinienwalde lag, ergab ebenfalls keine Funde.

Tumulus Nr. III, von Nr. II etwa 12 m westlich, von Nr. I beiläufig 20 m nördlich gelegen, besass einen U = 32, S = 6, s = 3 m. Die Eröffnung geschah in der Richtung von Nord nach Süd, in Form eines $1^1/_2$ m breiten Schlitzes bis zur Tiefe von $2^1/_2$ m. In dieser Tiefe fanden sich, theils auf dem nördlichen, theils auf dem südlichen Ende des Schlitzes, oberhalb einer in mehrere Theile zerfallenden, etwa 2 m langen, $^3/_4$ m breiten und ca. 10 cm dicken Steinplatte Bruchstücke von gebranntem Thon (Urnenscherben). Nach Abhub dieser Platte zeigte sich der schotterige Boden moderig, wie schimmelig. Von Skelettheilen keine Spur. Die Gefässscherben wurden von mir gesammelt. Sie rühren offenbar von mehreren, auf der Drehscheibe erzeugten Gefässen her und sind schön roth gebrannt. Der Form nach lässt sich nur eine weite Schale mit flachem Boden, kegelförmig erweitertem, 1·5 cm hohem Untertheil und verticalem, 2·5 cm hohem Rand erkennen.

Sowohl bezüglich des grossen Tumulus Nr. IV (U = 60, S = 13, s = 6 m), als auch bezüglich weiterer 6 Tumuli von geringerer Grösse war das Resultat ein vollkommen negatives.

Wenn ich von „vollkommener Resultatlosigkeit“ spreche, so will ich hiervon noch einen der letzten fünf, kaum 1 m hohen Hügel, den Tumulus Nr. VII, ausschliessen, in welchem sich das beigeschlossene Stückchen Feuerstein nebst 3 Stückchen Holzkohle vorfanden.

Nicht unerwähnt möge auch zum Schlusse noch der Umstand bleiben, dass nach der, allerdings nicht unangefochten gebliebenen Ansicht Einiger, Sokolica identisch sei mit jener Oertlichkeit, wo nach der Erzählung des Polybius der römische Consul Aemilius in jenem (2. illyr.) Kriege gegen den rebellischen illyrischen Statthalter Demetrius von Pharos (Insel Lesina), der zur gänzlichen Zerstörung der Stadt Pharos führte, aus Kriegslist die meisten seiner Truppen ausgeschifft hatte, welche hierauf im entscheidenden Momente den aus Pharia ausgefallenen Streitern des Demetrius in den Rücken fielen und so die Niederlage der Illyrier besiegelten. Es sind dies zugleich die Vertreter der Ansicht, dass die jetzige Stadt Lesina den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, auf der Stätte des alten, von Aemilius von Grund aus zerstörten Pharos zu stehen. — Nach der wohlbegründeten Ansicht des Herrn S. Ljubić in Agram ist aber das alte Pharos oder Pharia in dem heutigen Cittavecchia, und der Ausschiffungspunkt der Truppen des Consuls Aemilius in der Nähe Cittavecchia's (bei Rudine im Hafen Zavala, gegenüber der Insel Brazza) zu suchen.

12. Herr Dr. **Gottfried Ossowski** in Krakau übersendet ein Schreiben

über die Knochenschnitzereien aus den Mnikower Höhlen.

In den Spalten Ihrer werthen Zeitschrift (Mittheilungen, Bd. XIV, 1884, pag. 65—66) fand ich eine Anmerkung der Redaction, betreffend die vermuthete Fälschung prähistorischer Knochenschnitzereien, die aus den Mnikower Höhlen ausgegraben wurden. Als Durchforscher dieser Höhlen und persönlicher Leiter der Nachgrabungen nehme ich es mir zur Pflicht, der verehrten Anthropologischen Gesellschaft meine Aufklärungen in dieser Angelegenheit mitzutheilen.

Gerüchte von der vermeintlichen Fälschung Mnikower Höhlenfunde werden in Krakau schon seit drei Jahren ausgestreut. Da mir diese Gerüchte öfter zu Ohren kamen und obwohl mir ihre gerade nicht sehr beachtungswürdige Quelle wohlbekannt war, entschloss ich mich dennoch, alle nur möglichen Vorsichtsmassregeln bei den Höhlenforschungen anzuwenden, nach deren Durchführung meine feste Ueberzeugung, dass oberwähnte Gerüchte jede andere, aber nie eine wissenschaftliche Grundlage haben konnten, noch bekräftigt wurde. Die für dieses Jahr geplante Excursion der hochverehrten Wiener Anthropologen nach Krakau erlaubte mir, die freudige Hoffnung zu hegen, einer Gesellschaft ernster, wissenschaftlich hochverdienter Männer auf dem Fundorte in Mnikow selbst den Stand der schon durchforschten Höhlen vorzustellen, und bei dieser Gelegenheit wenigstens in einer noch undurchforschten Höhle Ausgrabungen durchzuführen. Dies wäre das Zweckmässigste und meiner unvorgreiflichen Ansicht nach das einzige Mittel zur Feststellung der unzweifelhaften Authenticität der Mnikower Höhlenfunde. Zu meinem

grossen Leidwesen benahmen mir die letzten aus Wien zugekommenen Nachrichten, dass der projectirte Ausflug nach Krakau aufgegeben wurde, diese Hoffnung. Dadurch wurde mir die sehnlichst erhoffte Gelegenheit der gründlichen Aufhellung der Mnikower Frage in Gegenwart wahrer Specialisten für jetzt benommen. Da nun ausserdem auch der Umstand, dass die Bearbeitung eines diesen Gegenstand betreffenden ausführlichen Werkes schon des äusserst umfangreichen Materiales wegen in kurzer Zeit nicht bewältigt werden kann, beitritt, so erlaube ich mir zum Zwecke wenigstens theilweiser Aufklärung des in Rede stehenden Gegenstandes Nachfolgendes zu bemerken:

Nicht ein einziger Spatenstich wurde in den Höhlen von Mnikow in meiner Abwesenheit gemacht und kein einziges Artefact wurde durch mich von jemandem Anderen gekauft. Auch das Kleinste und Geringfügigste wurde aus dem angeschwemmten Boden entweder in meiner Gegenwart, unter meinen Augen, oder mit meinen eigenen Händen herausbefördert.

Die Durchforschung der Höhlen vollzog ich nicht durch etwaiges und beliebiges Ausgraben von Gruben oder Löchern, sondern durch systematisch geregeltes Ausheben des ganzen Höhlenbodens vom Eingange bis zum Ende einer jeden Höhle, von der höchstgelegenen Schichte bis zur felsigen Höhlensohle selbst, und ohne Rücksicht darauf, ob in der Höhle Etwas aufzufinden war oder nicht.

Ich besitze Vorsicht genug und durch mehr als 30jährige Praxis in geologischen und archäologischen Forschungen hinreichende Uebung, um sicher beurtheilen zu können, ob die Erdschichte intact ist oder nicht, und zugleich so viel Erfahrung, dass mich ein Dorfarbeiter keineswegs mystificiren könnte.

Als Resultat vierjähriger Arbeit in Mnikow wurden aus dem angeschwemmten Boden von 11 Höhlen über 8000 Knochenartefacten, deren Formen damals noch gänzlich unbekannt waren, immer aus einer und derselben mittleren Höhenbodenschichte, unter denselben stratygraphischen Bedingungen, vermischt mit vielen Zehntausenden gespaltener Feuersteingeräthe, mit unzähligen Resten in den Händen geformter Thongeschirre, endlich mit Geräthen von geschliffenem Stein und von Hirschgeweih, neben zahllosen gespaltenen Rindsknochen und Resten einer etwas anderartigen Fauna als die der Jetztzeit und Feuerherden, an's Tageslicht gefördert. Dies Alles wurde, wie ich mir zu wiederholen erlaube, nicht angekauft, sondern in meiner Gegenwart aus einer Tiefe von 0·60 m bis 5·50 m durch Arbeiter ohne irgend einen anderen Namen habende Entlohnung als den Taglohn allein, und ohne Rücksicht auf, mit mehr oder weniger Glück verbundenes Auffinden von Artefacten etc. ausgegraben. Wenn man in Berücksichtigung dessen, was ich eben erwähnte, noch im Stande wäre, die Authenticität der Mnikower Höhlenfunde zu bezweifeln und an eine Fälschung derselben zu glauben, so möge dies schon glauben, wer es glauben will und kann.

Wenn ich nun in Anbetracht nehme, dass eine grosse Zahl jener Knochenschnitzereien sich unter dem Gerölle späterer Felsenabbrüche von solcher Grösse, dass dessen Abräumung einen Zeitverlust von vielen Stunden und den Kraftaufwand von beiläufig 20 Arbeitern benöthigte, vorfand, und dass ich persönlich sogleich nach dessen Abräumung aus dem Höhlenboden Knochenartefacten herausgrub, dass unter Anderem in der Höhle Na Lopiankach I eine mehrere Meter hohe, aus riesenhaften Felsenstücken aufgebaute Wand ausgegraben wurde, zwischen denen, in den mit Erde ausgefüllten Zwischenräumen ich eben solche Artefacten vorfand und endlich viele andere stichhältige Beweise unberührt lassend, dass über dem Niveau der Knochengeräthe in drei Höhlen Gegenstände aus Bronze lagen, so komme ich zu der Ueberzeugung, dass ein Fälscher der unter solchen Bedingungen vorkommenden Funde, der die Absicht gehabt hätte, mich unentgeltlich zu mystificiren, überhaupt nicht existiren könnte; sondern fühle mich im Gegentheile zu dem kategorischen Schlusse berechtigt, dass alle jene Knochenartefacten, deren Authenticität bezweifelt wurde, zweifellos so alterthümlich und so authentisch sind, wie die ganze in den Händen geformte Keramik, wie alle Feuerstein- und Steingeräthe und gespaltenen Thierknochen und Feuerherde, mit denen zusammen und neben denen alle diese Knochenartefacten gefunden wurden.

Ich bezweifle nicht im Geringsten, dass in jetziger Zeit in civilisirten Ländern künstlich ausgeführte Fälschungen aus niedrigen materiellen Motiven vorkommen. Man darf jedoch auf dieser einzigen Grundlage dieselben nicht überall und sogar dort, wo die Möglichkeit der Fälschung aufhört, vermuthen. Wiewohl einerseits die äusserste Vorsicht bei Anerkennung allerartiger Novitäten nur erwünscht ist, so brachte dennoch ein übertriebener Scepticismus niemals der Wissenschaft Nutzen. Und ebenso wie wir verpflichtet sind, auch die scheinbar merkwürdigsten Entdeckungen in jedem Wissenschaftszweige bedächtig zu prüfen, sind wir es auch in der Archäologie zu thun verpflichtet. Als Beweis in diesem Falle dienen uns die durch Herrn Schultze in den Höhlen von Mentone [1]) gemachten Entdeckungen, wo er denen vollkommen ähnliche Knochenschnitzereien, die ich um ein Jahr früher in Mnikow vorfand, zu Tage förderte. Wer könnte es auf sich nehmen, zu garantiren, dass Ihr verehrter Landsmann, wenn er in seinen Forschungen keine Störung erlitten hätte, aus jenen Höhlen nicht vielleicht eine noch grössere Anzahl dieser Artefacten, als es mir in den Mnikower Höhlen gelang, zu Tage gefördert hätte. Wenn daher auch die letzterwähnten Mentoner Höhlenfunde durch jenen idealen Mnikower Fälscher nicht gefälscht wurden, so unterliegt es keinem Zweifel, dass künftige, präciser durchgeführte Höhlenforschungen uns zahlreiche solche Beispiele liefern werden.

Dasselbe kann man von den durch Dr. R. Klebs [2]) beschriebenen Bernsteinartefacten aus dem Kurischen Haff sagen. — In Betreff dieser will ich mir nur die einzige Bemerkung erlauben, dass, wenn man in dieser Angelegenheit irgend eine Fälschung vermuthen dürfte,

---

[1]) S. Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. Jahrg. 1882. Sitzung v. 21. October. S. 510—512, Fig. 4—7 und eben diese, Sitzung vom 21. Juli 1883, S. 404 bis 406. Fig. 1 und 8—11.

[2]) S. der Bernsteinschmuck der Steinzeit etc. (Schriften der phys.-ökon. Ges. zu Königsberg 1882.

so konnte keinesfalls die durch Herrn Dr. Tischler[1]) beschriebene Kurischhaffer Figur dem idealen Fälscher als Muster gedient haben, sondern es sollte natürlicher Weise eben die Mnikower Figur, als die früher erkannte, vom Fälscher als Muster benutzt worden sein. Ich stehe aber dafür ein, dass beide, wie die Kurischhaffer Bernsteinfigur, so die Mnikower Figur, von einander gänzlich unabhängig und unzweifelhaft authentisch sind.

Endlich wäre auch noch die in diesem Falle sehr wichtige Thatsache in Anbetracht zu nehmen, dass, indem derartige, wie die in den Mnikower Höhlen durch mich vorgefundenen Artefacten zum ersten Male an's Tageslicht getreten sind, und bei deren Beurtheilung in Hinsicht auf ihre Authenticität uns archäologisch gleichartige Vergleichsobjecte gänzlich mangeln, jede in dieser Hinsicht gemachte Enunciation und umsomehr jedes in dieser Hinsicht gefällte, nur auf Beurtheilung der äusseren Form dieser zum ersten Male auftretenden, gänzlich unbekannten Gegenstände beruhende Urtheil jedweder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt.

Das einzige und unzweifelhaft radicale Mittel zur endgiltigen, jeden Zweifel behebenden Lösung dieser Frage liegt in der Anerkennung der aus den Höhlenforschungen resultirenden obenerwähnten Thatsachen. Da jedoch die persönliche Inaugenscheinnahme der Thatsachen am Fundorte selbst sich überzeugungsfähiger als die stichhältigste Argumentation erweisen dürfte, so nehme ich es mir zur angenehmen Pflicht, verehrte Specialisten, deren Wunsch es wäre, sich von der unanfechtbaren Wahrheit jener Thatsachen persönlich zu überzeugen, höflichst einzuladen, an meinen weiteren Höhlenforschungen sogar noch in diesem Sommer gütigst theilnehmen zu wollen.

Schliesslich erlaube ich mir, die von der verehrten Redaction in den „Mittheilungen" erwähnte Version über die Vermuthung, dass vor 200—300 Jahren in Mnikow eine Fabrik von Knochengeräthen bestand, deren Ueberbleibsel die nun ausgebeuteten Knochenartefacte repräsentiren, zu berühren. Diese Version wurde gerechter Weise von der verehrten Redaction verdammt, und mich Ihrer Meinung vollkommen anschliessend, füge ich hinzu, dass diese Version nicht die einzige von den hier in Curs gebrachten ist; alle sind aber nicht vernünftiger als die obenerwähnte, und sämmtliche wurden von einer und derselben Persönlichkeit erfunden. — Für Jedermann, der die ganze Tragweite der bei den Höhlenforschungen in die Augen fallenden, von mir oben angeführten Thatsachen in Anbetracht nehmen, und andererseits die Niedrigkeit der cursirenden Versionen in Erwägung ziehen will, wird es ein Leichtes sein, den wahren Werth eines derartigen heimtückischen Vorgehens zu beurtheilen.

Anmerkung der Redaction.

Im Anschlusse an diese Notiz theilt uns Herr Prof. Dr. J. N. Woldřich mit, dass er selbst die von ihm seinerzeit in Wien vorgelegten Funde Ossowski's für vollkommen echt hält, dass er aber geneigt ist, dieselben einer jüngeren Zeit zuzuschreiben als Ossowski.

[1]) S. Beiträge z. Kenntniss d. Steinzeit in Ostpreussen. Schriften d. phys.-ökon. Ges. Jahrg. XXIV, S. 89—120.

13. Herr **Gottfried Ossowski** berichtet über die von ihm ausgeführten

Forschungen in den Höhlen zu Ojców (bei Krakau) im Jahre 1883[1]).

In der am 8. März 1884 abgehaltenen Sitzung der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau erstattete G. Ossowski einen Bericht über seine in den Ojcówer (ó liest man wie u) Höhlen gemachten Forschungen, wobei er zahlreiche dort gewonnene Funde zeigte. Aus diesem Berichte ersieht man Folgendes:

G. Ossowski hat, nach mehrjähriger Erforschung der Höhlen in der Umgebung von Krakau, die weitere Folge seiner archäologischen Arbeiten der Erforschung der Gegend von Ojców gewidmet, weil er die Gegend von Krakau in der Beziehung für genug bekannt hält. Das Ojcówer Gebiet grenzt unmittelbar an die Umgebung von Krakau; beide Gegenden stehen in physiographischer Beziehung in innigstem Zusammenhang. Die bisherigen Forschungen von Ossowski beziehen sich nur auf die Ojcówer Bergschlucht, speciell auf die Höhle im Dorfe Maszyce.

Diese Höhle ist eine halbe Meile gegen Süden von den Ojcówer Schlossruinen entfernt. Sie liegt auf dem linken Ufer des Baches Prądnik auf der Spitze eines hohen Berges, der aus weiss-jurassischem, mit Diluvialbildungen, namentlich Mammutthon bedecktem Kalkstein besteht. Auf der westlichen Wand des Berges befindet sich ein von Diluvialbildungen freies Feld, auf welchem 100 bis 150 m über dem Horizont des Bachthales die Oeffnung der Höhle zu sehen ist. Das Innere der Höhle hat ungefähr 30 m Länge und 3 m Breite und besteht aus zwei Hauptkammern, einer vorderen und einer hinteren; hinter diesen folgt noch ein schmaler, 10 m langer Gang, der bis unter die Oberfläche des Felsens reicht und einen jener Canäle darstellt, durch welche der Schlamm von der Oberfläche des Berges in das Innere der Höhle hineinströmte. Die Erdschichte in der Höhle zu Maszyce hatte die Dicke von 3 m und trug deutlich Alluvialcharaktere an sich. Sie theilte sich in ihrer ganzen Länge in zwei deutlich verschiedene Schichten. Die obere Schichte, bestehend aus kohlenschwarzer Erde (nur im Grunde der Höhle war die Schichte dunkelbraun gefärbt), war voll von Schutt und Schotter und enthielt wenig grössere Felsklumpen; ihre Dicke betrug 1·20 bis 1·50 m. In dieser Schichte wurden mehrere Producte der menschlichen Hand angetroffen und zwar: 120 Gegenstände aus geschlagenem Feuerstein, eine Menge von Feuersteinklötzen, ein concav ausgehöhlter polirter Stein, etliche zehn steinerne polirte Werkzeuge (Hämmer, Aexte, Keile etc.), sehr viele knöcherne Werkzeuge und Schmucksachen (Pfriemen, Spatel, Ohrgehänge), mehrere Objecte aus Hirschhorn (Hämmer, Griffe von Feuersteinmessern etc.), eine kolossale Menge von Thonscherben, Thonkorallen, schliesslich eine Unzahl von gebrochenen Thierknochen. Die Thierarten, von denen die gefundenen Knochenfragmente herstammen, gehören zur alluvialen, fast jetzigen Fauna:

[1]) Aus dem Polnischen übersetzt von K. Majewski.

Ochs, Elen, Edelhirsch, Damhirsch, Antilope, Hausziege, Schaf, Schwein, Fuchs, Wolf, Katze, Biber und wilde Katze. Unter diesen Knochen fanden sich zwar wenige, aber auch gebrochene Menschenknochen von 4 Individuen und schliesslich eine Menge von unbestimmbaren Thierknochenfragmenten.

Der Charakter dieser Schichte, was ihren Aufbau und ihre Bestandtheile anbelangt, zeigt, dass sie sowohl lithologisch, wie auch archäologisch ganz ähnlich jener Schichte ist, die Ossowski bei der Beschreibung der Höhlen in der Nordgegend der Krakauer Umgebung mit dem Buchstaben *b* bezeichnet hatte [1]).

Die untere Schichte bestand aus weissem, hie und da graugelbem Thon, mit beigemengter Pflanzenerde; sie hatte die Dicke von 1·50 m. Diese Schichte war viel reicher an Felsenschutt als die obere und enthielt sehr viele grosse Felsklumpen. An manchen Stellen schienen sogar die Felsklumpen und der Schutt die eigentlichen Bestandtheile der Schichte zu sein und der Thon spielte nur die Rolle einer kleinen Beimengung, die die Lücken zwischen den Felsklumpen ausfüllte. In dieser Schichte fand man eine grosse Anzahl von Knochen der Diluvialthiere, wie: Mammuth, Nashorn, Hyäne, Auerochs, Ochs, Elen, Edelhirsch, Renthier, Antilope saiga, Pferd (kleine Rasse), Hase. Producte der menschlichen Hand fand man folgende: Waffen (Spiesse, Schleuderwaffen [pointes sur sagais]), gearbeitet aus fossilen Knochen, wie z. B. aus den Rippen vom Mammuth und Nashorn, auch aus Mammuthszahn; sie waren mit einer archäischen, sehr mühevoll gearbeiteten Ornamentation geschmückt. Werkzeuge aus fossilen Knochen (Pfrieme, Spatel) waren ähnlich geschmückt wie die Waffen; weiter fand Ossowski ein Object aus Renthierhorn von der Form der sogenannten Commandostäbe, eine Unzahl von nicht fertig gemachten oder beschädigten Knochengegenständen; schliesslich fanden sich zahlreiche Werkzeuge aus gebrochenem Feuerstein, polirte Quarzklumpen und Spuren einer Mineralfarbe (Limonit, Brauneisenstein), mit welcher ein Knochenobject bemalt war. Diese Schichte entspricht in lithologischer Beziehung vollständig derjenigen Schichte, welche G. Ossowski in den Höhlen der Krakauer Gegend mit *c* bezeichnet hatte; archäologisch unterscheidet sie sich dadurch von der letzteren, dass man in ihr Producte der menschlichen Hand gefunden hat, was in den Krakauer Höhlen nicht der Fall war. Die Funde aus dieser Schichte sind deshalb für die ältesten zu halten, die überhaupt in der Gegend von Krakau und Ojców gefunden wurden.

Die Ausgrabungen in der Höhle von Maszyce liefern ein sehr wichtiges Material zur Erkenntniss der Paläoethnologie des Landes. Die Funde, die man in den beiden Schichten der Höhle zu Maszyce gemacht hat, gehören ohne Zweifel zwei verschiedenen und von einander entfernten Culturepochen der neolithischen Periode an.

Gestützt auf die Ausgrabungen in der Höhle zu Maszyce und auf Grund der Erforschung der Höhlen in der Krakauer Gegend kann man folgende kurze Skizze der vorhistorischen Chronologie der Krakauer Gegend entwerfen:

1. Neolithische Periode.

I. Epoche von Maszyce (die älteste).

Gräber mit Spiessen und Schleuderwaffen aus fossilen Knochen (Mammuth, Nashorn), geziert mit archäischer Ornamentation, auch glatt; Pfrieme, Spatel (auch geschmückt), ebenfalls aus fossilen Knochen; Gegenstände aus Renthierhorn, Werkzeuge aus gebrochenem, meist behauenem Feuerstein; grosse Klötze aus Knochen, polirte Steine, Spuren von einer Mineralfarbe und ihrem Gebrauche (Limonit, Brauneisenstein), Fragmente von Menschenknochen; Keramik, sowie verbrannte Gegenstände hat man bis jetzt keine gefunden. Die Ausgrabungen liegen in der Schichte *c*, der tiefsten der Höhle zu Maszyce.

II. Nord-Krakauer Epoche.

Steinerne polirte Werkzeuge (Hammer, Hacken, Keile etc.), Handmühlensteine, eine Menge von Werkzeugen aus Feuerstein, dünn gebrochen, nicht behauen, Werkzeuge (Pfriemen, Spatel) und Schmucksachen (Korallen), theils aus Hausthierknochen, theils aus fossilen Knochen, Werkzeuge aus Hirschhorn (Hammer), besondere Menge mit der Hand gemachter Thongefässe, dieselben dick oder fein, glatt oder mit Ornamenten geziert; Thierknochenstücke, hie und da verbrannte Gegenstände und Fragmente von menschlichen Knochen. Die Ausgrabungen lagen in der Schichte *b*, der mittleren der Ojcówer Höhle und der Nordgegend von Krakau, wie z. B. in den Höhlen von Kobylany, Bolechowice, Podskalany.

III. Epoche von Mników.

Besondere Menge verschiedener Gegenstände aus Hausthierknochen (und ein kleiner Theil aus fossilen und menschlichen Knochen): Werkzeuge (Pfrieme, Nadeln, Töpferspatel, Gabeln, Messer etc.), Schmucksachen (Korallen), Schnitzereien, die die Formen der Menschen und Vögel darstellen, eine Menge von phantastisch geformten Gegenständen, deren Gebrauch unbestimmbar ist; zugleich ähnliche Gegenstände aus Tropfstein geschnitzt. Eine kolossale Menge von gebrochenen, zumeist behauenen Feuersteinwerkzeugen, Klötze, mit der Hand noch gemachte Thongefässe, Schmucksachen, verfertigt aus Thon und aus der Muschel „Unio pictorum", polirte Steinwerkzeuge, Objecte aus Hirschhorn, gebrochene Thierknochen und verbrannte Gegenstände. Diese Ausgrabungen finden sich in der mittleren Schichte der Mnikówer Höhlen.

2. Bronze-Periode.

I. Ende der Bronzezeit und Beginn der Eisenepoche.

Schmucksachen aus Bronze mit archäischer Ornamentation, Gegenstände aus Hausthierknochen in Form von Medaillons mit einer Zeichnung von unbekannter Bedeutung, auch mit dem christlichen Kreuze; Löffel aus Knochen, eine kleine Anzahl von Messerchen aus

[1]) In die Nordgegend von Krakau gehören die Höhlen, die sich in folgenden Bergschluchten befinden: Kobylany, Bolechowice, Podskalany.

gebrochenem Feuerstein; kleinere Gegenstände aus Eisen, Knochenkämme mit Eisen vernietet. Die Ausgrabungen liegen in der Schichte *a* (die oberflächlichste).

II. Anfang der historischen Zeit.

Eiserne Waffen, Scherben von Thongefässen, die schon am Töpferrad gemacht wurden, manche Gefässe mit der Glasur versehen. Diese Gegenstände finden sich ebenfalls in der *a*-Schichte, manchmal sogar auf der Oberfläche des Höhlenbodens selbst.

14. Das Programm für die

Anthropologischen Vorträge an der Universität in Paris im Wintersemester 1884/85

umfasst folgende Gegenstände:

Montag: Professor De Mortillet: Prähistorische Anthropologie. Ursprung der Industrie, der Künste und des Ackerbaues.

Dienstag: Professor Topinard: Allgemeine Anthropologie. Analytische Studie der Charaktere der Menschenrassen, der Unterschied zwischen Volk und Rasse, Entwicklung der Rassen in den verschiedenen Zeitperioden.

Mittwoch: Professor Dally: Ethnologie. Beschreibung und Classification der Rassen. Ausführlichere Studie der polynesischen, Papuaner, Amerikaner und Andamaniten-Rasse.

Mittwoch: Professor Hovelacque: Linguistische Anthropologie. 1. Classification der Völker nach Sprachen. 2. Vergleichende Mythologie.

Freitag: Professor Duval: Zoologische Anthropologie. Anthropogenie und vergleichende Embryologie, Studien über die ersten Entwicklungsphasen.

Samstag: Professor Bordier: Medicinische Geographie. Einfluss der Rasse, der Art; vergleichende Pathologie der Menschen und der Thiere.

Diese eben aufgeführten Vorträge sind die gewöhnlichen und wesentlichsten. Um jedoch so viel als möglich den Unterricht der anthropologischen Wissenschaften zu erweitern, wurden für den Wintercurs 1884—85 zur Vervollständigung noch nachfolgende zwei Gegenstände beigegeben und zwar:

Montag: Professor Blanchard: Biologische Anthropologie. Allgemeine physiologische Beziehungen zwischen dem Menschen und den Thieren.

Dienstag: Professor Herne: 1. Anatomische Parallele der Menschen und der höheren Thiere, vergleichende Anatomie der Muskeln und der Eingeweide. 2. Teratologie des Menschen und vergleichende Anatomie der Monstrositäten.

Im Sommersemester wird Professor Manouvrier über physisch-psychologische Anthropologie lesen, ferner werden auch prähistorische Excursionen und Arbeiten im Laboratorium vorgenommen werden. **Sr.**

Ferdinand von Hochstetter.

Von

F. Freiherrn v. Andrian.

Unsere Gesellschaft hat eines ihrer besten Mitglieder verloren. Ferdinand von Hochsetter schied am 18. Juli aus dem Leben, in bestem Mannesalter, in rastloser Arbeit und voller Hingabe an die ihm anvertraute Aufgabe, für deren Durchführung er seine letzten Kräfte eingesetzt hatte, ohne den Triumph deren endgiltiger Lösung erleben zu können.

Hier im engeren Kreise seiner Fachgenossen bedarf es wohl kaum einer näheren Charakteristik unseres ausgezeichneten Freundes, dessen Lebenslauf mit den wichtigsten Phasen der wissenschaftlichen Entwicklung Wiens und mit unserer eigenen Thätigkeit so enge verknüpft war. In seinem Wesen war geistiger Adel mit herzgewinnender Güte vereint. Wir Alle wissen, in welch' eminentem Grade Hochstetter für die Naturbeobachtung begabt und ausgebildet war, und wie er es verstand, abseits von jeder naturwissenschaftlichen Speculation, mit gesundem, klarem Blicke rasch die Gesammtheit der Naturverhältnisse grosser Erdenräume aufzufassen. Diese durch eine starke geistige Energie unterstützten Vorzüge stempelten ihn in seltenem Maasse zum wissenschaftlichen Reisenden. Als solcher errang er die grössten Erfolge. Nicht minder fruchtbar war sein Wirken als Lehrer. Wir dürfen hier vor Allem des glücklichen Einflusses gedenken, welchen der Verewigte, 1872 als Lehrer für die naturwissenschaftlichen Fächer zum Kronprinzen Rudolph berufen, auf die geistige Entwicklung seines hochbegabten und hochsinnigen Schülers nehmen durfte. Hochstetter's bei der heutigen Entwicklung der Wissenschaft seltene Vielseitigkeit, sein umfassender Ueberblick über alle Zweige der Naturgeschichte befähigten ihn, für die Organisation des k. k. naturhistorischen Hofmuseums einen festen und unzerstörbaren Grund zu legen. Auch seine schriftstellerische Begabung muss hoch angeschlagen werden. Seine Darstellung, welche bei aller Tiefe und Gründlichkeit des warmen Gemüthstones nicht entbehrt, immer schlicht und ungezwungen ist, hat ihn zu einem der populärsten naturwissenschaftlichen Schriftsteller unserer Zeit gemacht.

Ohne in eine von massgebender Seite schon gelieferte Darstellung der zahlreichen, zum Theil epochemachenden Arbeiten Hochstetter's auf geologischem und geographischem Gebiete hier eingehen zu können, fassen wir seine Thätigkeit in den von uns gepflegten Fächern näher in's Auge.

Schon bei seinen ersten geologischen Aufnahmen hat Hochstetter neben seinen fachlichen Studien stets ein warmes Interesse für die Ethnographie und Culturverhältnisse der von ihm durchforschten Gebiete an den Tag gelegt. Seine Skizzen „Aus dem Böhmerwalde", welche im Jahre 1855 in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung" erschienen, legen dafür ein sprechendes Zeugniss ab. Umsomehr mussten die Novarareise und besonders die Durchforschung Neuseelands unsern verewigten Freund zur Vergleichung von Völkertypen und Menschenrassen anregen. Allerdings sind die meisten seiner einschlägigen Studien nur seinen nächsten Freunden bekannt geworden. Hoffentlich werden Hochstetter's Tagebücher von der Novarareise, welche noch interessantes ethnographisches Material enthalten, der Oeffentlichkeit nicht dauernd vorenthalten bleiben. Die der unmittelbaren Beobachtung entsprungenen, durchwegs treffenden Schilderungen der Maoris,

welche sein Werk über Neuseeland durchziehen, werden stets einen bedeutenden ethnographischen Werth behalten.

Bekanntlich gebührt der k. Akademie der Wissenschaften in Wien das Verdienst, schon zu verhältnissmässig früher Zeit die prähistorischen Studien in Oesterreich unterstützt zu haben. Hochstetter übernahm im Auftrage des damaligen Präsidenten der Akademie, des Freiherrn von Baumgartner, 1864 die Aufgabe, die Seen Kärntens und Krains hinsichtlich des allfälligen Vorkommens von Pfahlbauten zu untersuchen. Der Bericht über diese Mission wurde in der Sitzung vom 25. März 1865 der Akademie vorgelegt. Es ergab sich allerdings ein entschieden negatives Resultat für den Millstätter, Afritzer, Brenn- und Weissen-See in Kärnten, sowie für den Veldeser, Wocheiner und Zirknitzer See in Krain. Doch lieferten fünf Seen Kärntens, nämlich der Wörther, Keutschacher, Rauschelen-, Ossiacher und Läng-See wohlbegründete Anhaltspunkte zur Annahme, dass durch geeignete Arbeiten prähistorische Ansiedlungen daselbst aufgedeckt werden können. Wenn auch durch Herrn J. Ullepitsch kurz darauf der thatsächliche Beweis von der Richtigkeit dieser Annahme wenigstens für den Keutschacher See geliefert wurde, so müssen wir es lebhaft bedauern, dass die von Hochstetter ausgegangenen Anregungen bis jetzt nicht in dem Umfange berücksichtigt wurden, wie sie es verdienen.

Die von Hochstetter im Sommer 1869 unternommene Exploration eines Theils der Balcanhalbinsel gab ihm Gelegenheit, Beobachtungen über die Verbreitung der alten Grabhügel in der europäischen Türkei anzustellen, welche im ersten Bande unserer Mittheilungen veröffentlicht sind.

An der 1870 erfolgten Gründung unserer Gesellschaft nahm Hochstetter den lebendigsten Antheil. Die Einführung der Naturgeschichte des Menschen in die Reihe der inductiven Wissenschaften ist bei uns wie überall gewissen Schwierigkeiten begegnet. Unseren Bestrebungen standen Manche, welche durch ihre Forschungsgebiete natürliche Verbündete hätten sein können, skeptisch oder gleichgiltig gegenüber. Um so dankbarer müssen wir jenes Mannes gedenken, der von dem lebendigen Vertrauen auf die naturwissenschaftliche Methode beseelt, sich der undankbaren und schwierigen Aufgabe des Pionniers auf ungebahnten Pfaden beigesellte und unsere Bestrebungen mit Rath und That unterstützte. Schon die ersten Bände unserer Mittheilungen enthalten Notizen und Aufsätze von seiner Hand.

Wie bereits angedeutet, wurde Hochstetter 1876 zum Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums ernannt. Er übernahm als solcher die Aufgabe, die bisher getrennten Hofcabinette in dem neuen Museum zu einem Ganzen zu vereinigen. Trat er hier auch eine reiche Erbschaft an, so entdeckte sein umfassender Blick doch sofort Ansätze zu energischem Fortschritt. Tief durchdrungen von der Bedeutung, welche die Hofmuseen in ihrer bisherigen, wie in ihrer künftigen Gestaltung für das wissenschaftliche Leben der Monarchie besitzen, strebte er vor Allem darnach, dieselben in jenen Zweigen der Naturforschung, welche bisher nur ungenügend oder gar nicht vertreten waren, zu ergänzen und somit ein umfassendes Bild der gesammten Naturgeschichte zu schaffen. Schon seine ersten Vorschläge bezogen sich daher neben Anderem auf die Errichtung einer eigenen Abtheilung, welche den Menschen von seiner physischen und psychischen Seite darstellen sollte. Sein Organisationsentwurf erlangte die Genehmigung Sr. Majestät. Dank der thatkräftigen Unterstützung des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst, dessen verständnissvollem Einflusse die österreichische Kunst und Wissenschaft so Vieles verdanken, wurde die mit beträchtlichen Kosten verbundene Durchführung ermöglicht. Die Schwierigkeiten, etwas ganz Neues zu schaffen, die Concurrenz mit den anderen grossartig dotirten Museen des Auslandes auszuhalten, waren unendlich gross. Es bedurfte der idealen Begeisterung einer so bedeutenden Persönlichkeit, um bei den unendlichen Ansprüchen, welche in Oesterreich von allen Seiten an den Allerhöchsten Hof gestellt werden, nachhaltige Unterstützung für die bedeutenden wissenschaftlichen Bedürfnisse einer Neugründung zu erwirken. So dürfen wir es als eine seltene Gunst des Schicksals betrachten, dass es in verhältnissmässig kurzer Zeit gelang, eine der empfindlichsten Lücken in den naturwissenschaftlichen Sammlungen Wiens auszufüllen.

Werthvolle Materialien für diese neue Schöpfung lagen allerdings bereits vor. Die Ambraser Sammlung enthielt wenige aber überaus kostbare Stücke — wahre ethnographische Unica[1]). Kaiser Franz hatte schon zu einer Zeit einen Theil der Cook'schen

[1]) F. v. Hochstetter: Ueber mexicanische Reliquien aus der Zeit Montezuma's in der Ambraser Sammlung. Wien 1884.

Sammlung in London angekauft, als man anderwärts diese Gegenstände noch kaum beachtete. Die österreichischen Forscher Dr. Pohl, Wilhelm Schott und Johann Natterer hatten sehr bedeutende ethnographische Sammlungen aus Brasilien zurückgebracht. Die Sammlung des Freiherrn von Hügel, von dessen Weltreise 1830 bis 1836 herrührend, enthält werthvolle Gegenstände aus Indien und der Südsee. Auch die Novara-Expedition lieferte gutes Material. Für die prähistorische Abtheilung bildete die von Baron Sacken mit der exacten Methode des Archäologen zusammengestellte reiche Sammlung aus Hallstatt und anderen prähistorischen Localitäten Oesterreichs einen ausgezeichneten Grundstock. Wir dürfen endlich auch die immerhin bemerkenswerthen Beiträge unserer eigenen Gesellschaft erwähnen, welche gemäss Beschlusses der Jahresversammlung vom 13. Februar 1877 alle von ihr gemachten Erwerbungen den Hofmuseen zuwendet.

Die Auffindung, Sichtung und Ordnung dieses Materials mussten Hochstetter's Arbeitskraft in vollem Masse in Anspruch nehmen. Es gelang ihm, tüchtige, naturwissenschaftlich geschulte Mitarbeiter, Herrn Custos Fr. Heger und unsern verehrten Secretär, Herrn Assistenten J. Szombathy, zu gewinnen, welche sowohl bei den Musealarbeiten, wie bei den vielfachen Arbeiten im freien Felde auf das Thätigste eingriffen.

Es handelte sich vor Allem auch darum, neues Material zu gewinnen. Für ethnographische Sammlungen stand wohl der Weg des Ankaufes offen. Eine Aufzählung der hauptsächlichsten Acquisitionen der letzten Zeit gab Hochstetter selbst im „Ausland" 1884, Nr. 7. Der Ankauf von prähistorischen Sammlungen ist in der Regel sehr schwierig. Die gegenwärtig herrschende Neigung, Localmuseen zu gründen, lässt nur selten die Gelegenheit für die Acquisition von werthvollen Funden aus den Kronländern offen. Nur ausnahmsweise war es ihm vergönnt, durch unsere Intervention und Dank der rühmenswerthen Freigebigkeit des Herrn F. Zwiklitz, die grosse prähistorische Sammlung unseres Mitgliedes Dr. Wankel dem Hofmuseum einverleibt zu sehen.

Man musste somit selbst Hand anlegen und neue Localitäten aufsuchen und ausbeuten. Dass Hochstetter sogleich nach seinem Amtsantritte als Intendant in dieser Richtung eine ebenso kräftige wie erfolgreiche Initiative entwickelte, kam in höchstem Grade unserer Wissenschaft zu gute. Er wusste überall die fruchtbarsten Verbindungen anzuknüpfen und gewann tüchtige Arbeitsgenossen für seine zahlreichen prähistorischen Localforschungen, so dass es ihm möglich wurde, selbst mit beschränkten Mitteln Vieles zu erreichen. Sein Beispiel wirkte auch in hohem Grade anregend auf die Provinzialforschung, welche rasch in die Fussstapfen des Hofmuseums trat. Es wurde nicht blos quantitativ viel gefördert, sondern auch die Methode der Untersuchung wesentlich vervollkommnet. Allerdings hatten verschiedene Museen früher gegraben, ebenso wie Private. Wir können uns jedoch nicht verhehlen, dass es in vielen Fällen nur auf die Eroberung von möglichst werthvollen Gegenständen, weniger auf die wissenschaftliche Auffassung des ganzen Vorkommens dabei abgesehen war.

Ohne die Bestrebungen verdienstvoller Vorgänger Hochstetter's damit verkleinern zu wollen, dürfen wir unserem Freunde das Verdienst zusprechen, für eine wissenschaftliche und systematische Erforschung zahlreicher prähistorischer Fundstätten in allen Theilen unseres Vaterlandes die Bahn gebrochen zu haben.

Schon die ersten von ihm 1876 veranlassten Ausgrabungen in Hallstatt zeigen dies deutlich. Die Resultate derselben sind in Band VII, S. 267 unserer Mittheilungen dargestellt. Wenn auch die Ausbeute an menschlichen Skeletten, verglichen mit dem, was früher verschleudert worden war, nicht gross sein konnte, so wurde dadurch doch ein für das Studium der prähistorischen Bevölkerung unserer Alpen immerhin höchst werthvolles Vergleichungsmaterial gewonnen.

Ueber Anregung Hochstetter's wurde 1878 eine prähistorische Commission von der mathematisch-naturhistorischen Classe, bestehend aus den Herren Hofrath von Hauer, Prof. Eduard Suess, Hofrath Dr. Brücke, Hofrath Carl Langer und Hofrath Schmarda und Hochstetter ernannt. Zum Obmann derselben wurde Hochstetter gewählt. Man beschloss, noch in demselben Jahre den Tumulus bei Pillichsdorf im Marchfeld, den Hügel Teršišče bei Zirknitz, die Kreuzberghöhle bei Laas, endlich den Hradischt bei Strakonitz untersuchen zu lassen. Der erste Bericht über diese theilweise von Carl Deschmann, unter persönlicher Betheiligung und Oberleitung Hochstetter's, ausgeführten Arbeiten ist in dem Band XLII der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften niedergelegt. Das wichtigste Resultat derselben ist

wohl die Auffindung der Nekropole von St. Margarethen und die erste Aufschliessung des Gräberfeldes von Watsch in Krain. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung dieser Localitäten brauchen wir gegenwärtig kaum noch etwas hinzuzufügen. Für die österreichische Forschung stellt sich deren Auffindung und relative Altersbestimmung als ein epochemachender Fortschritt dar, da bisher alle in Krain gefundenen Bronzeobjecte ohne weitere kritische Sichtung der Periode der Römerherrschaft zugewiesen worden waren. Daran schloss sich eine Begehung von zahlreichen andern Localitäten in Krain, welche seit jener Zeit theilweise näher erforscht wurden, theilweise jedoch noch der wissenschaftlichen Ausbeutung harren.

Ueber die 1879 ausgeführten Höhlenforschungen liegt ein Bericht Hochstetter's in den Sitzungsberichten der k. Akademie Bd. LXXX, Jahrg. 1879, vor. Derselbe beschreibt die Verhältnisse der Höhle Vypustek bei Kiritein in Mähren, sowie der Kreuzberghöhle bei Laas in Krain[1]). Wir finden darin u. a. den Nachweis, dass die Anwesenheit des Menschen in der Höhle Vypustek einer viel jüngeren Zeitperiode angehört, als jene der diluvialen Säugethiere, von welchen eine grosse Anzahl von Arten aufgefunden worden war.

Ausserdem wurden in demselben Jahre noch untersucht (vgl. dritten Ber. der prähist. Comm. Sitzb. Akad. 1880, S. 542) die Tumuli bei Butschowitz (Mähren), bei Mannersdorf, Winklarn, Hart und Wassering (Niederösterreich) durch F. Heger; Hügelgräber bei St. Margarethen durch Hochstetter und J. Szombathy; Hügelgräber bei Jagnanza unweit Ratschach und Untererkenstein (Unterkrain) durch R. v. Gutmannsthal und Forstmeister Scheyer; Umgebung von Podpeč (Krain) durch Hochstetter, und von Gradiše ober dem Zelimlathal (Krain) durch Herrn Schulz aus Laibach.

Im Sommer 1880 wurden (vgl. Vierter Bericht d. prähistor. Commiss., Bd. LXXXII, Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1880) untersucht: die Vypustekhöhle bei Kiritain in Mähren, die Höhle Diravica bei Mokrau in Mähren durch Herrn J. Szombathy; die Skeletgräber von Zlonic bei Schlan, die Grabhügel bei Tschemin unweit Turkau (Böhmen); die Grabhügel bei Wassering unweit Amstetten (Niederösterreich), die Tumuli bei Marz (Oedenburger Comitat) durch Herrn F. Heger; alte Begräbnissstätten in Bosnien und Dalmatien durch Herrn F. Luschan; mehrere Grabhügel bei St. Margarethen durch Herrn Schulz aus Laibach.

Für die Höhle Vipustek wurden die von Hochstetter im vorigen Jahre bezüglich der Zeitbestimmung der Anwesenheit des Menschen gezogenen Schlüsse vollkommen bestätigt. In der Höhle Diravica war der Mensch, welcher daselbst hauste, ein Genosse des Renthieres und des Schneehasen. Metalle scheint er nicht gekannt zu haben. Die Gräber von Tschemin weisen auf die Hallstätter Periode hin, während jene von Amstetten bereits starken römischen Einfluss verrathen. Die Tumuli von Marz zeigen die grösste Aehnlichkeit mit den Hügelgräbern des N. W. Niederösterreich. In Mecine und Sokol (an der Grenze zwischen Dalmatien und Herzegowina) wurde eine grosse Anzahl von wohlerhaltenen Schädeln, aus dem 13. bis 16. Jahrhundert stammend, erbeutet.

Der fünfte Bericht der prähistorischen Commission (Bd. LXXXV, Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1882) enthält die Resultate der Durchforschung der Lettenmaierhöhle bei Kremsmünster durch Hochstetter; Ausgrabungen in der Höhle Vipustek und anderen kleinen Höhlen im Kiriteiner Thale, und in der Lautscher Höhle durch J. Szombathy; Ausgrabungen auf dem Urnenfelde von Neudorf bei Chotzen in Böhmen, Gräberfunde auf dem Dürrenberge bei Hallein von Fr. Heger.

Während des Sommers 1882 wurden (Sechster Ber. d. prähistor. Commission, Bd. LXXXVII, Sitzungsber. d. Akad. d. Wissensch., Jahrg. 1883) die Höhlenforschungen, und zwar in der Höhle Vypustek und in der Fürst Johannshöhle bei Lautsch durch Herrn J. Szombathy fortgesetzt. Die Ausbeute bestand ausser einem sehr bedeutenden osteologischen Materiale von diluvialen Säugethieren in dem Nachweise, dass auch die Fürst Johannshöhle vom Menschen zur Zeit des Renthieres bewohnt wurde. Ausserdem untersuchte Prof. Maška die Schipkahöhle bei Stramberg und das Plateau des Kotoučberges. Weitere Ausgrabungen fanden bei Amstetten und Göttweig statt durch Herrn F. Heger. Ausserdem wurde Prof. Pichler veranlasst, einige Ausgrabungen im Sulm- und Saggauthale vorzunehmen, welche Localitäten

[1]) F. v. Hochstetter: Die Kreuzberghöhle bei Laas in Krain und der Höhlenbär. Bd. XLIII, Denkschr. Mathem.-naturwissensch. Cl. d. Akadem. d. Wissensch. 1881.

im Jahre 1882 und 1883 von unserer Gesellschaft und vom Anthropologischen Vereine in Graz mit vielem Erfolge ausgebeutet wurden.

Die Arbeiten der prähistorischen Commission im Jahre 1883 beziehen sich auf folgende Localitäten: Erforschung der Höhle Berlova-jama bei Adelsberg und des prähistorischen Gräberfeldes bei Vermo unweit Pisino durch Dr. Moser; Fortsetzung der Ausgrabungen in den mährischen Höhlen unter Leitung des Herrn J. Szombathy; Ausgrabungen auf einem Urnenfriedhof nächst Kožužan bei Olmütz durch Herrn Wilibald Müller; Aufdeckung der Hügelgräber von Frög bei Rosegg (Kärnten) und prähistorische Forschungen in Kärnten überhaupt durch Herrn Alfred Müller; Aufdeckung von Hügelgräbern bei Rovišče und St. Margarethen in Unterkrain durch Ferdinand Schulz in Laibach.

Die Funde von Vermo stimmen nach Hochstetter gut mit den sog. umbrischen Gräbern und werden daher von ihm der Hallstätter Periode zugerechnet. Auch die Zitny-Höhle bei Kiritein enthielt, wie die im Vorhergehenden erwähnten Höhlen Diravica und Fürst Johann, menschliche Artefacte mit Knochen von Pferd, Rind, Renthier, Ziege und Fuchs. Die Hügelgräber von Frög beherbergen bekanntlich jene interessanten Bleifiguren, über welche auch Herr Kanitz in unseren Mittheilungen berichtete. Die Hügelgräber von Rovišče stimmen vollständig mit St. Margarethen überein. (Vgl. Siebenter Ber. d. prähist. Commission, Bd. LXXXIX, Sitzungsber. d. Akad., Jahrg. 1884.)

In dem gegenwärtigen Sommer endlich wurden im Auftrage der prähistorischen Commission folgende Arbeiten ausgeführt:

1. Ausgrabungen in den Höhlen bei Adamsthal und Kiritein durch J. Szombathy und G. A. Heintz.

2. Ausgrabungen in den Höhlen des obern Kremsthales nächst der Ruine Hartenstein (Niederösterreich) durch Ingenieur Brun und Pfarrer Hacker.

3. Ausgrabungen bei Kunewald nächst Gaya (Mähren) und bei Ludany im Neutraer Comitat durch J. Szombathy.

4. Ausgrabungen in den Tumulis von Rovišče (Krain) durch F. Schulz.

5. Ausgrabungen von Tumulis aus römischer Zeit bei Kilb, S.W. von St. Pölten durch P. Adalbert Dungl.

Es erübrigt mir noch, der grossen prähistorischen Arbeit zu gedenken, in welcher Hochstetter die Resultate seiner bisherigen Erfahrungen gewissermassen zusammenfasste. Sie führt den Titel: „Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen und der Culturkreis der Hallstätter Periode, Bd. XLVII, Abth. d. Math. Cl. Akad. d. Wissensch. 1883. Auf Grund einer genauen Analyse des Gräberinhaltes in den genannten Localitäten, namentlich der daselbst beobachteten Helmformen, ihrer Verschiedenheit von den etruskischen und griechischen Helmen der classischen Zeit, ihrer auffallenden Identität mit den analogen figuralen Darstellungen auf den Situlen von Watsch, der Certosa und dem Fragmente von Matrei gelangt der Verfasser zu dem Schlusse, dass es sich hier nicht um importirte Gegenstände handle, sondern um Producte einer in den Alpenländern einheimischen Industrie, welche sich einerseits auf's Engste an die gleichzeitige nordische Bronzezeit anschliesst, und anderseits gleichen Ursprung mit dem altgriechischen Culturkreis besitzt. Wenn die italienischen Archäologen sich jetzt in der Ansicht einigen, dass die Bronzecultur der Terramare u. s. w. von Norden eingeführt wurde, und Helbig Italiker wie Etrusker bereits in vorgeschrittenem Stadium der Cultur über den Apennin wandern lässt, ist eben diese vorgeschrittene Cultur keine andere als die Hallstätter Cultur, deren Begriff sich zum Begriff einer arischen Cultur erweitert.

Diese Ansichten haben, wie bekannt, vielfache Anfechtungen erfahren, welche zum Theil in unserer Sitzung vom 8. März d. J. beredten Ausdruck fanden. Allein schon der überaus anregende Verlauf der diesbezüglichen Discussionen bewies die Bedeutung der mit Herbeiziehung eines bedeutenden prähistorischen Materiales verfochtenen Hypothese unseres verblichenen Freundes. Es muss allerdings zugegeben werden, dass der heutige Stand unserer einheimischen prähistorischen Forschung zur definitiven Lösung des von Hochstetter angeregten Problems in seiner Totalität noch lange nicht ausreicht.

Trotz der glänzenden Funde von Hallstatt, Watsch und St. Margarethen ist die Hallstätter Periode ihrem Formenkreise und ihrem relativen Alter nach gegenüber den andern in Betrachtung kommenden Culturgruppen Europas noch immer ungenügend definirt. Vor Allem fällt es auf, dass auf die bedeutend ältere Bronzecultur in Oesterreich, deren Existenz nicht mehr bezweifelt werden kann, keine Rücksicht genommen wurde. Ausser der Unzulänglichkeit des vaterländischen Materials tritt auch die Lücke, welche die Balkanhalbinsel derzeit

noch aufweist, den Discussionen über die Zusammenhänge der bisher in Europa nachgewiesenen Bronzeculturen störend in den Weg. Die gleichzeitig abgeschlossene, jedoch von andern Culturkreisen ausgehende, soeben erschienene Untersuchung von Dr. Sophus Müller: „Ursprung und erste Entwickelung der europäischen Bronzecultur“ (Arch. f. Anthr. B. XV, Nr. 3) beweist auf das Deutlichste die verwickelten Schwierigkeiten, welche eine exacte Behandlung jenes Problems heute noch bietet.

Dessungeachtet muss die Bedeutung jener Arbeit Hochstetter's überaus hoch angeschlagen werden. Die Existenz einer alpinen Metallindustrie in vorhistorischen Zeiten, sowie der archäische Charakter der fraglichen Gräberfunde gegenüber den etruskischen und classischen Culturen sind durch Hochstetter als festgestellt zu betrachten.

Wenn somit manche der hier verfochtenen Anschauungen Hochstetter's später einer bedeutenden Modification unterliegen dürften, so werden die neuen positiven Errungenschaften und die fruchtbaren Anregungen, welche das Resultat seiner letzten genialen und umfassenden Arbeiten bilden, stets als epochemachend in unserer österreichischen Wissenschaft zu gelten haben.

In dieser Arbeit tritt die Fähigkeit Hochstetter's, grosse Fragen auf rein inductiver Basis zu behandeln, hell hervor. Dieselbe lässt uns den durch seinen Tod erlittenen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Angesichts der ungünstigen Umstände, mit denen unsere gänzlich auf freiwillige Thätigkeit angewiesene Wissenschaft ringt, müssen wir uns die Frage aufwerfen, ob der Verlust einer Kraft, welche neben ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in so fruchtbarer Weise nach aussen hin zu wirken verstand, so bald verschmerzt sein wird.

Jedenfalls wird, so lange unsere Gesellschaft bestehen wird, der Name Hochstetter's daselbst stets mit Verehrung und Dankbarkeit genannt werden.

Verhandlungen.

Ausserordentliche Versammlung am 15. April 1884.

Vorsitzender: Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Vortrag des Herrn Hofrathes Dr. **A. B. Meyer** aus Dresden

Ueber das Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa.

Herr Hofrath Dr. Meyer hat der Redaction anstatt des Referates über seinen Vortrag nachträglich eine eingehendere Abhandlung über diesen Gegenstand übersendet, welche den Rahmen der Verhandlungen übersteigt und im nächsten Hefte der „Mittheilungen" erscheinen wird.

2. Vortrag Sr. Excellenz, des wirkl. russischen Staatsrathes Dr. **Gustav Radde** aus Tiflis

Ueber die christlichen Bergvölker an der Südseite des grossen Kaukasus.

Aus den fesselnden Schilderungen über diese interessanten Völker, welche Herr Radde wiederholt besucht hat, sind namentlich jene über die im westlichen Kaukasus in den Längenhochthälern des Ingur, Tzchenis-Tzchali und Rion wohnenden Swaneten, sowie die östlich von der grossen grusinischen Heerstrasse am Südabhange lebenden Chewsuren, Tuschen und Pschawen hervorzuheben.

Ausschusssitzung am 11. November 1884.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Vicepräsident, k. k. Hofrath, Prof. Dr. Karl Langer Ritter von Edenberg.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Josef Beckmann in Cairo.

Josef Dobroslav Božić, Caplan in Dervent, Bosnien.

Nikolaus Dumba, Fabriksbesitzer, Reichsrathsabgeordneter etc. in Wien. (Mit 10 Gulden Jahresbeitrag.)

Conrad Fischnaler, k. k. Lehrer am Pädagogium in Innsbruck.

Vincenz Haardt von Hartenthurn, Leiter des geographischen Institutes E. Hölzel in Wien.

Dr. Michael Haberlandt, Philologe in Wien.

Alexander Hirsch, Banquier in Wien.

Arthur Ritter von Hochstetter, Stud. med. in Wien.

Hugo Hölzel, Gesellschafter des geograph. artist. Institutes Ed. Hölzel in Wien.

Kosta Hörmann, k. k. Regierungs-Commissär in Serajevo.

Sava Kosanović, Erzbischof von Serajevo (lebenslänglich).

Johann Kosmač, Bergverwalter in Berszaska, Banat.

Dr. Fr. Lukas, Professor in Krummau, Böhmen.

Dr. Julius Makanec, k. k. Kreisarzt in Serajevo.

Graf Rudolf Montecuccoli, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.

Johann Motál, k. k. Postbeamter in Wien.

Ivan V. Popović, Redacteur in Serajevo.

Dr. A. Schadenberg, k. Hof-Apotheker in Gross-Glogau, Schlesien.

Edmund Schmidel, k. k. Staatsanwalts-Substitut in Wien.

Ivan Seunik, Professor in Serajevo.

C. A. Wrann, Bergingenieur in Ujbanya, Banat.

Der Secretär legt die von den Herren Dr. U. Járnik in Prag, A. S. Gatschet in Washington und W. J. Hoffman in Washington eingelangten Dankschreiben für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern vor.

Der Secretär legt ferner die Trauernachricht von dem Ableben des Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Sr. Excellenz des Grafen Melchior Lonyay vor und der Ausschuss beschliesst, in einer Zuschrift an das Präsidium der Akademie seine Theilnahme an dem Verluste dieses grossen Mannes auszudrücken.

Ueber Antrag des Herrn Custos Heger wird nach eingehender Debatte beschlossen, den Schriftentausch mit:

Prov. Friesch Genootschap in Leeuwarden,

Muséum d'histoire naturelle in Lyon,

Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau,

Landesverein für Alterthumskunde in Oldenburg und

Physikalisch-medicinische Gesellschaft in Würzburg

abzubrechen, um die hiedurch ersparten Tauschexemplare der Vereinsschriften anderen wichtigeren Tauschzwecken zuwenden zu können.

Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht bewilligte der Gesellschaft für die Jahre 1885 und 1886 eine jährliche Subvention von 300 Gulden als Beitrag zur Herausgabe der Publicationen, von welchen wie bisher 40 Exemplare dem k. k. Ministerium zur Verfügung zu stellen sein werden.

Der niederösterreichische Landtag hat der Gesellschaft für das Jahr 1884 eine Subvention von 50 Gulden bewilligt.

Die an die Landtage von Nieder- und Ober-Oesterreich gerichteten Petitionen um Subventionen für anthropologische Studien in diesen Ländern wurden von beiden Landtagen ablehnend erledigt.

Das I. Supplementheft zu unseren Mittheilungen, welches die Untersuchungen über die Farbe der Haare, der Augen und der Haut bei den Schulkindern Oesterreichs von Regierungsrath Schimmer enthält, hat soeben die Presse verlassen. Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat zur Unterstützung dieser Publication die Abnahme von 200 Expl. zum Ladenpreise von 2 fl. zugesagt. Die Mitglieder der

Anthropologischen Gesellschaft erhalten dieses Heft nicht gratis, sondern gegen Baarzahlung des ermässigten Preises von 1 fl. 20 kr. = 40% Rabatt.

Im Verlage von Alfred Hölder ist das im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft von unserem verdienstvollen Mitgliede Dr. Friedrich S. Krauss ausgearbeitete Buch „Sitte und Brauch der Südslaven“ erschienen.

Der Secretär berichtet, dass Herr Dr. Břetislav Jelínek in Prag über Anregung des Secretariats in bereitwilligster Weise das Referat über die in böhmischer Sprache erscheinenden fachwissenschaftlichen Mittheilungen übernommen und bereits eine Anzahl sehr dankenswerther Referate unentgeltlich geliefert hat. Für diese gleichzeitige Förderung der Interessen unserer Gesellschaft und des Studiums der Urgeschichte und der Anthropologie der nordslavischen Länder votirt der Ausschuss Herrn Dr. Jelínek einstimmig seinen Dank und seine Anerkennung.

Die weiteren Gegenstände der Tagesordnung werden wegen der vorgerückten Stunde bis zur nächsten Sitzung vertagt.

Szombathy.

Monatsversammlung am 11. November 1884.

Vorsitzender: Der Vicepräsident, k. k. Hofrath, Prof. Dr. Karl Langer R. v. Edenberg.

1. Der Vorsitzende gedenkt des überaus grossen Verlustes, welcher die Wissenschaft und speciell unsere Gesellschaft durch das Ableben unseres Ausschussmitgliedes Hofrath Dr. Ferdinand Ritter von Hochstetter getroffen hat. In Folge seiner Einladung gibt die Versammlung ihrer tiefen Trauer Ausdruck durch allgemeines Erheben von den Sitzen.

2. Der Secretär legt die Einladung der königl. böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag zur Feier ihres hundertjährigen Bestandes am 6. December 1884 vor.

3. Herr Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck berichtet über ein

Feuersteinmesser aus St. Martin im Gnadenwald.

Bei St. Martin im Gnadenwalde (NO. von Hall i. T.) wurde im heurigen Sommer ein Messer aus Feuerstein gefunden. Dasselbe kam beim Oeffnen von Orientirungsgruben zur Untersuchung eines Lehmlagers zum Vorschein. Es lag nach den Mittheilungen des Finders, Herrn Baumeister Franz Mayr, in einer Tiefe von circa 0·5 m im Schotter, unmittelbar oberhalb der Lehmschichte. Anderweitige Artefacte wurden nicht beobachtet, ebensowenig Knochen oder Kohlen.

Auf die Nachricht von diesem Funde beeilte ich mich, an Ort und Stelle nähere Nachforschungen anzustellen. Allein weder die sorgfältige Untersuchung der eigentlichen Fundlocalität noch weitere Grabungen an benachbarten Punkten ergaben irgend ein anthropologisch bemerkenswerthes Resultat. Wir haben es demnach mit einem zufällig verstreuten urgeschichtlichen Objecte zu thun. Das Lehmlager scheint übrigens schon in früher Zeit ausgebeutet worden zu sein. Nahe bei der Stelle, wo das Messer zu Tage gefördert wurde, liegt eine alte Lehmgrube, welche durch neuere Abgrabungen jetzt zum Theil verwischt ist. Dort finden sich in der den Lehm überlagernden Humusschichte nicht selten Fragmente von gebranntem Thon eingestreut.

Das Feuersteinmesser (Fig. 55) ist zierlich gearbeitet; die Vorderseite der leicht geschweiften Klinge zeigt drei Schlagflächen; die beiden Schneiden sind fein gesplittert, wohl in Folge häufigen Gebrauches. Eine rinnenartige Vertiefung am unteren Ende scheint zur Befestigung des Griffes gedient zu haben.

Der Fund dieses Steinmessers ist deswegen besonders bemerkenswerth, weil Steingeräthe aus Nordtirol nur sehr spärlich vertreten sind. Das Museum Ferdinandeum besass aus diesem Landestheile bis dato nur zwei geschliffene Steinmessel, der eine gefunden bei Ried im Oberinnthale, der andere bei Weiterburg in der

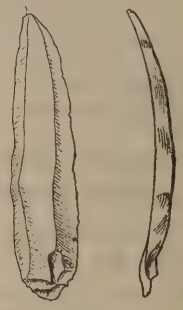


Fig. 55. ½ n. Gr.

Nähe von Innsbruck. Jetzt ist auch das hier besprochene Messer, Dank der Liberalität des Herrn Baumeisters Mayr, der Museumssammlung einverleibt.

4. Herr Prof. Dr. **Fr. Wieser** in Innsbruck berichtet ferner über ein

Fragment eines Gürtelbleches mit getriebenem Thierornament aus dem Pusterthale.

Durch die Watscher Funde ist die Aufmerksamkeit der Fachkreise in erhöhtem Maasse auf die Geräthe aus dünngewalztem Bronzeblech mit figuralen, zonenartig übereinander geordneten Ornamenten in getriebener Arbeit hingelenkt worden. Bei der hervorragenden Bedeutung dieser Erzeugnisse urgeschichtlicher Toreutik verdienen auch kleinere Bruchstücke von ähnlichem Typus eingehende Betrachtung. Ein solches Fragment wurde vor einiger Zeit mit anderen Bronzeblechen durch das Museum Ferdinandeum von einem hiesigen Antiquare erworben. Ueber die Provenienz desselben vermochte ich nur in Erfahrung zu bringen, dass es wahrscheinlich aus der Gegend von Vintl im Pusterthale stamme. Dort sind schon wiederholt reiche Bronzefunde von archaischem Charakter gemacht worden; unter den Objecten, welche das Ferdinandeum aus jener Gegend

besitzt, befinden sich unter Anderem verschiedene Bronzebleche mit getriebenen Punktornamenten, mehrere Situlahenkel, eine halbkreisförmige Fibula etc.

Das neuerworbene Fragment (vergl. die nachstehende Fig. 56) lässt deutlich zwei übereinander geordnete Zonen erkennen, welche durch Reihen von getriebenen Punkten und Buckeln getrennt sind. Die Punktreihen sind auf der Rückseite mit dem Stichel vorliniert. Die Thierfigur ist von Innen heraus getrieben, die Contouren sind theils fortlaufend, theils in kurzen Strichen von Aussen eingeschlagen, ganz ähnlich wie auf den Situlen von Watsch und von Matrei. Die nahe Verwandtschaft unseres Bruchstückes mit den analogen Funden von Krain, Tirol und Oberitalien in Bezug auf Composition, Zeichnung und Technik ist so in die Augen springend, dass es weiterer Ausführungen nicht bedarf.

Das Pusterthaler Fragment scheint von einem Gürtelbleche herzurühren. Dafür spricht der angenietete Schliesshaken (resp. Schleife), der geradlinig verlaufende untere Rand, vor Allem aber die an diesem angebrachte Reihe von äquidistanten kleinen kreisrunden Oeffnungen. Dieselben dürfen entschieden nicht als Nietlöcher gedeutet werden, sondern dienten ohne Zweifel zur Befestigung

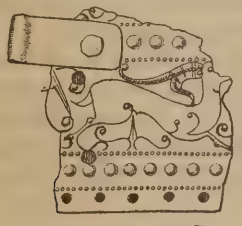


Fig. 56. 1/2 n. Gr.

von Hangschmuck. Derartigen Bronzegürteln mit hängenden Kettchen und Klapperblechen begegnen wir ja auch anderwärts nicht selten, z. B. unter den Hallstätter Funden.

5. Herr Ingenieur **Ferdinand Brun** in Kottes berichtet über

Schalensteine bei Arbesbach in Niederösterreich.

In der Gemeinde Lohn bei Arbesbach, ONO. von Ottenschlag, am rechten Ufer des Lohnbaches, auf dem höchsten Punkte der Höllleiten, findet man in einem Umkreise von etwa 100 m eine grössere Anzahl mächtiger Granitblöcke, welche in Folge der Verwitterung von dem Grundgebirge ganz abgetrennt sind. Die sechs grössten Blöcke zeigen auf ihrer oberen Fläche Vertiefungen von circa 120 cm Länge, 70—80 cm Breite und 30 cm Tiefe mit je einer rinnenförmigen Abflussöffnung, welche offenbar absichtlich in den Stein eingemeisselt sind. Das Volk kennt diese Vertiefungen und nennt sie im Allgemeinen „Wándeln" und eines davon „das steinerne Bründl". An dieses knüpft sich die Sage, dass die heilige Maria, als sie von Böhmen nach Maria-Zell auswanderte, an dieser Stelle gerastet und das Jesukindl im steinernen Bründl gebadet habe. Die aus dem Waldviertel nach den verschiedenen südlicher gelegenen Gnadenorten ziehenden Bittprocessionen rasten regelmässig bei diesem steinernen Bründel und das in demselben sich sammelnde Regenwasser gilt den Wallfahrern als geweiht und als heilkräftig bei Augenkrankheiten.

Diese Sage von der heil. Maria ist ein interessantes Beispiel der so häufigen Uebertünchung heidnischer Erinnerungen mit christlicher Legende und ihre Form zeigt, dass diese Christianisirung in einer sehr späten Zeit geschehen sein muss.

Ein solches „Wándel" findet sich auch am Fusse der Schlossruine von Arbesbach, unmittelbar unter ihrer nördlichen Umfassungsmauer. Ein weiteres fand ich am linken Ufer des Kamp, bei Rappoltenstein.

6. Herr **J. Spöttl** übersendet eine Notiz über

Eine Metallschmelze aus prähistorischer Zeit in der Tatra.

Durch die Güte des Herrn Dr. N. v. Szontagh, Besitzer des Bades Neu-Schmeks, kam mir zur Kenntniss, dass in der Nähe dieses Ortes, mitten im Hochwalde, eine Anhäufung von Schlacken sich befinde. Ich untersuchte in den letzten Tagen des Juni dieses Jahres in Gesellschaft des Herrn v. Szontagh und des Directors des Felkaer Tatramuseums, Herrn A. W. Scherfel, diesen Ort.

Etwas mehr als eine Viertelstunde vom Bade in der Richtung gegen SO. liegt nahe an einem schönen Gebirgsbache die Schlackenhalde. Das ganze Aussehen des Ortes weist darauf hin, dass hier in der Nähe eine alte Strasse vorbeizog, ja man sieht sogar Spuren von ihr unter den mächtigen Fichten. Sie zog dicht an der Schlackenhalde vorbei, hinunter gegen Schlaggendorf etwa und anderseits hinauf gegen das Felkaer Thal.

Der Schlackenhügel mag ursprünglich etwas mehr als 1 m hoch gewesen sein. Der Umfang mag 12—15 m betragen. Schon nach den ersten Spatenstichen kamen wir zur Ueberzeugung, dass wir es hier mit einer Schmelze aus vorgeschichtlicher Zeit zu thun hatten; wir fanden nämlich, wenn auch nur spärlich, aus schlechtem Materiale primitiv geformte und mangelhaft gebrannte Topfscherben, die deutlich zeigten, dass die Gefässe noch aus freier Hand gefertigt waren. Die Gefässfragmente sind von selbem Material und von selber Form, wie ich sie voriges Jahr auf der sogenannten Neu-Walddorfer Burg fand, einem zerstörten grossen Tumulus, in dem man Eisengeräthe, Schwerter, Lanzen und Sicheln gefunden haben soll. Ich selbst fand den Theil eines eisernen Halsringes dortselbst. Doch besehen wir uns nun das Schlackenmaterial genauer. Es sind Eisenschlacken, mit oft sehr grossem Gehalte von Eisen, darunter oft ganze Klumpen fast reinen Eisens, stark vom Rost zerfressen und eine Menge von Holzkohlen. Bei dem Fortschritte der Grabungen sahen wir deutlich, dass rundum Steine gelegt waren und Lehm gehäuft war, kurz Alles gethan, um einen Schmelzofen zu fertigen. Wir fanden auch bald die Reste eines Gusslöffels von genau derselben Form, wie sie Dr. M. Much aus den Pfahlbauten des Mondsees erhielt. Wir fanden auch etliche Schritte zur Rechten einen mächtigen Granitblock, der allem Anscheine nach

als Ambos diente, wie eine Schmiedefurche lehrt. Das Metall muss in die Länge geschmiedet worden sein, etwa in Form von Schwertern, Lanzen u. dgl. Ich sah im Karpathenmuseum alte Sicheln ganz eigenthümlicher Form, die auch aus prähistorischer Zeit stammen mögen. Vielleicht sind sie wie die Funde von Neu-Walddorf aus dieser Fabrik.

Mein Augenmerk war ganz besonders auf das Vorkommen von Erzstückchen gerichtet, um aus ihnen einen Schluss zu ziehen, woher das Eisenmateriale genommen wurde.

Ich fand auch bald etliche Stücke Rotheisenstein, theils noch mit granatischem Gesteine behaftet, ganz so wie ich ihn vorigen Jahres von den Wänden der Gerlsdorfer Spitze losbrach und Stückchen von Eisenglanz, wie ich selben am Kastenberge antraf.

Es müssen sehr arme Leute gewesen sein, die diese geringen Erzklümpchen sammelten, so weit aus der Felswüste des Felkaer Thales herabbrachten und sie hier so primitiv schmolzen und schmiedeten, wie etwa heute die Volksstämme Afrikas.

Gewiss sind noch viele derlei Schlackenhalden und Schmelzen in den Wäldern der Tatra verborgen. So soll eine etwa $1^1/_2$ Stunden von hier auf Mühlenbacher Gebiet sein, die besser erhalten und grösser ist; sie soll auch noch Mauerreste weisen. Leider konnte ich sie heuer nicht besuchen, da die Witterungsverhältnisse zu ungünstig waren.

7. Vortrag des Herrn **Dr. Michael Haberlandt:**

Sind die Indogermanen in Europa eingewandert?

Die Ansicht, dass die Indogermanen aus Asien nach Europa gewandert seien, ist alt und war vorhanden, ehe man irgend welche wissenschaftliche Mittel besass, sie zu stützen. Sie war hervorgegangen aus der Auffassung Asiens als der Geburtsstätte der Menschheit und menschlichen Gesittung überhaupt, also aus einer Ueberlieferung des Alterthums und des christlichen Mittelalters, welche sich aus mannigfachen wunderlichen und ehrwürdigen, aber gewiss immer unsachlichen Vorstellungen und Gründen herausgebildet hatte.

Wie war aber überhaupt eine wissenschaftliche Erkenntniss von der Herkunft und den ursprünglichen Verhältnissen der europäischen Völker zu gewinnen? Die Völker haben keine Erinnerung ihrer Urzeit bewahrt; weder wenn sie sich für Autochthonen in ihrem Lande halten, noch wenn sie in Wandersagen die Erinnerung an die Herkunft aus einer fernen Heimat bewahrt zu haben scheinen, lässt sich solche Sagenvorstellung für geschichtliche Erkenntniss benützen. Da trat als erste der wirklich wissenschaftlichen Erkenntnissquellen für den Ursprung unseres Stammes die durch Franz Bopp begründete indogermanische Sprachforschung auf. Die durch sie erwiesene Einheit der europäischen Sprachen mit den iranischen und indischen Idiomen setzte eine prähistorische Einheit und Continuität der Stämme voraus — das Postulat eines Urvolkes war gegeben. Unmöglich konnten alle Indogermanen Europas und Asiens Autochthonen sein, — wo war der Schauplatz ihres einstigen Zusammenwohnens? Seit fast einem halben Jahrhundert arbeitet die Sprachwissenschaft an der Lösung dieses Problems, welches von eminent historischer Bedeutung ist; sie thut es in vielseitiger Weise durch vergleichende Analyse der Sprachen ihrem lautlichen und grammatischen Bau nach, durch Ermittlung des primitiven, urgeschichtlichen Culturzustandes, der dem Sonderleben der Völker vorausging, als linguistische Paläontologie, und endlich durch Combination aller geographischen und historischen Momente, welche irgend einen Hinweis für die geographische Bestimmung der indogermanischen Urheimat einschliessen. Diese indogermanische Forschung ist nun an einem neuen Wendepunkt angelangt; sie wird bald, wie sie überhaupt das erste Wort in der Frage, ob die Bevölkerung Europas autochthon oder eingewandert sei, gesprochen hat, ihr letztes Wort in dieser Sache geredet haben, und die Resultate, zu denen sie mit ihren Mitteln gelangen konnte, andern Erkenntnissquellen, andern Disciplinen, der physischen Anthropologie, der Prähistorik zur Prüfung und Benützung überlassen müssen. Ich will in Folgendem versuchen, den gegenwärtigen Stand der indogermanischen Heimatfrage vom linguistischen Standpunkt, soweit die sprachlichen Data ein Urtheil darüber ermöglichen, zu schildern. Dazu wird aber nöthig sein, den Weg, welchen die Forschung dahin genommen, wenn er auch ein Umweg scheint, zu berühren; denn im Hin und Wider der Meinungen wurde erst der ganze Umfang alles bei der Frage in Betracht Kommenden klar, wurde das Problem selbst tiefer und weiter.

Bereits vor etwa 30—40 Jahren schien die Frage nach der ursprünglichen Heimat des indogermanischen Urvolkes definitiv entschieden zu sein. Asien, die ungeheure officina gentium und speciell die Thäler des Oxus oder die Abhänge des Mustagh und Belurtagh betrachteten die Sprachforscher und mit ihnen die ganze gelehrte Welt als den ersten Ausgangspunkt der Indogermanen, als ihre Urheimat, von welcher aus sie in verschiedener Richtung und zu verschiedenen Zeiten wandernd und nomadisirend ihre späteren Sitze erreichten. Wenn den ersten, ehrwürdigen Entdeckern der indogermanischen Spracheinheit diese Annahme einer prähistorischen Völkereinheit zunächst nur als Hintergrund für die Erklärung des Zusammenhanges der indogermanischen Sprachen diente, so begann jener Gedanke doch auch bald in seiner eminent historischen Bedeutung und Wichtigkeit erkannt zu werden. Männer, wie Rhode, Pott, Lassen, Grimm regten all die historischen und ethnographischen Fragen, welche mit der Erkenntniss der indogermanischen Spracheinheit in Verbindung stehen, auf's Eifrigste an und führten sie einer Lösung zu, welche eine definitive zu sein schien, ein dauerndes Besitzthum der Wissenschaft. So sprach Jacob Grimm aus der vollen Ueberzeugung der wissenschaftlichen Welt seinerzeit heraus, als er in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ (1848) sagte: „Alle Völker Europas sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert; vom Osten nach dem Westen setzte sie ein unhemmbarer Trieb, dessen Ursache uns verborgen liegt, in Bewegung. Je weiter gegen Abend wir ein Volk

gedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spuren kann es unterwegs hinterlassen haben.“ — Wenn wir nun nach den Gründen fragen, mit welchen man die Annahme einer centralasiatischen Herkunft der Indogermanen stützte, so waren sie sehr verschiedener Natur; theils allgemeiner, hervorgegangen aus der Auffassung Asiens als dem Ursprungslande der Menschheit überhaupt, so für Rhode oder Pott, theils historischer, linguistischer und ethnographischer Art. Gewisse Fingerzeige, welche die älteste mythische Geschichte der indisch-iranischen Völker für das Urland derselben zu enthalten schien, wurden auf die übrigen indogermanischen Stämme verallgemeinernd angewendet. Die hohe Alterthümlichkeit des Sanskrit, wie der ältesten iranischen Dialekte, von welcher man durchdrungen war, führte ebenfalls auf die Annahme, dass die Stämme, welche jene alterthümlichen, dem Ursprünglichen so nahe gebliebenen Dialekte redeten, auch geographisch den gemeinsamen Ursitzen am nächsten geblieben sein müssten. Lange Wanderschicksale, stellte man sich vor, müssten zerstörend auf den ursprünglichen Bau, auf den Lautbestand und den Formenschatz der Sprache eines Volkes einwirken. Auch schien, wie man damals die europäischen Sprachen des indogermanischen Zweiges betrachtete, eine nähere Verwandtschaft zwischen den einzelnen Nachbarsprachen ihrer geographischen Gliederung zu einander parallel zu gehen — Alles für die damalige Auffassung, ein Hinweis, dass die einstigen gemeinsamen Sitze in Asien, dass dort das Ausstrahlungscentrum, von wo die einzelnen Fluthwellen, die indogermanischen Stämme sich ausbreiteten.

Ebenso schienen mannigfache ethnographische Gründe sich ganz ungezwungen für die Wahrheit der asiatischen Hypothese zusammenzufinden, unter welchen nicht der geringste war, dass eine vorgeschichtliche Berührung der Semiten und Indogermanen durch einen unabweisbaren Zusammenhang in Sprache, Religion, überhaupt den Uranfängen der Cultur, indicirt werde, was auf asiatische Ursitze der Indogermanen weise. Denn die Ursprünge der Semiten sind doch nicht in Europa zu suchen. Und endlich schien auch die linguistische Paläontologie, welche durch die Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft in die Culturwelt des indogermanischen Alterthums einzudringen versucht, durch eindringliche Betrachtung der Benennungen von Thieren und Pflanzen den Nachweis zu erbringen, dass die Urheimat der indogermanischen Stämme nur in Asien, nur in dem Oxusthale gewesen sein könne.

In diese so von allen Seiten gestützte und fast schon zur historischen Gewissheit erhobene asiatische Hypothese legte bekanntlich vor etwa 20 Jahren ein Engländer, Latham, die erste Bresche, indem er die Behauptung aufstellte und näher begründete, dass nicht Asien, sondern vielmehr Europa die Urheimat des indogermanischen Volkes, so lange es in geographischer Continuität gewohnt, gewesen sei. Gestützt auf die sprachwissenschaftlich erwiesene nähere Verwandtschaft des Sanskrit mit den lituslavischen Sprachen verlegt der englische Gelehrte den Ausgangspunkt des Sanskrit und mit ihm der andern Sprachen und Stämme an die südöstliche Grenze des Lithauischen. Schon im Jahre darauf schloss sich ein Sprachforscher vom Range eines Th. Benfey mit Entschiedenheit der europäischen Hypothese an. — „Seitdem“ — sagt er gelegentlich — „durch die geologischen Untersuchungen feststeht, dass Europa seit undenkbaren Zeiten der Wohnsitz von Menschen war, zerfallen alle Gründe, welche man bisher für die Einwanderung der Indogermanen von Asien aus geltend gemacht hat, und die wesentlich auf den mit unserer frühesten Bildung uns eingeprägten Vorurtheilen beruhen, in ihr Nichts.“ Als den Schauplatz der indogermanischen Entwicklung dachte sich Benfey fast an den Grenzen Asiens die Gegend nordwärts des Schwarzen Meeres von den Mündungen der Donau bis zum Kaspi-See. Hielt sich Benfey also noch an die geographische Mitte der europäischen und asiatischen Welt, so musste L. Geiger's darauf folgender Versuch, den Boden Deutschlands als die älteste Heimat der Arier zu bezeichnen, schon kühner und absonderlicher erscheinen. Am häufigsten wurde in den nachfolgenden Hypothesen doch der Osten und Südosten Europas in's Auge gefasst. Vergebens ergoss der geistvolle Culturforscher Victor Hehn seinen Spott über die neue Wendung der Dinge in der Vorrede seines grossen Werkes über die Geschichte der Hausthiere und Nutzpflanzen, in der es heisst: „Darnach also hat Asien, der ungeheure Welttheil, einen grossen Theil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ocean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung in's Abendland, nur diese älteste und grösste ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermesslicher Erstreckung. Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechtes dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht Eines waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die älteste Form der Sprache dürften wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen — da ja die Völker dorthin erst durch eine lange zerrüttende Wanderung gelangt wären, — sie klänge uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewegt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten.“ — Ebensowenig als Hehn liessen sich andere bedeutende Sprachforscher von der europäischen Hypothese überzeugen: Höfer, Fick und der namhafteste Vertreter der historischen Geographie in Deutschland, Heinr. Kiepert. Trotz aller ihrer Einwendungen behauptete sich die europäische Hypothese, ja sie tritt immer zuversichtlicher auf und untergräbt Stütze auf Stütze der gegentheiligen. Die angebliche höhere Ursprünglichkeit des Sanskrit und Zend, die behauptete grosse Alterthümlichkeit des asiatischen Sprachzweigs der Indogermanen wird als ein Irrthum erkannt; viel-

fach und in sehr bedeutsamen Punkten haben vielmehr nach den neueren tieferen und gründlicheren Untersuchungen die europäischen Sprachen das Alte bewahrt und die arischen Sprachen zeigen Jüngeres. So ist der ganze Vocalismus in Europa viel treuer erhalten; die angebliche Ursprünglichkeit der drei Grundvocale *a*, *i*, *u* mit ihren Diphthongen, wie sie im Sanskrit erscheinen, ist secundär, jüngere Entwicklung. Und ebenso ist es mit andern Lautfragen, mit Formen und Bedeutungen; ein Argument, welches also von diesen Verhältnissen genommen wird, fällt eher in die Wagschale der europäischen Hypothese. Auch die linguistische Paläontologie wird von den Anhängern der europäischen Urheimat, wie früher von ihren Gegnern gezwungen, Zeugniss für ihre These abzulegen. Sie versuchen zu zeigen, dass Fauna und Flora, welche das Urvolk nach Ausweis der gemeinsamen Benennungen von Thieren und Pflanzen, in ihrem Ursitz umgaben, nordischen Charakters sind. Es lassen sich so in der indogermanischen Fauna Namen für die grossen asiatischen Raubthiere, Löwen und Tiger ebensowenig auffinden, wie für das asiatische Transportthier, das Kameel. Aus dem Umstand, dass die Inder z. B. den Löwen durch ein Wort bezeichnen (siṁha), welches nicht aus indogermanischer Wurzel gebildet ist, die Griechen aber entschieden durch ein Lehnwort (λῖς, λέων, aus hebr. laish) darf man schliessen, dass die Ursprache kein Wort für ihn hatte, also dass der Urindogermane den Löwen nicht kannte, was aber doch hätte der Fall sein müssen, falls sie ursprünglich in Asien zu Hause gewesen wären. Ebenso wurde der Charakter der Baumvegetation, wie er sich aus der Betrachtung des indogermanischen Wortschatzes ergibt, als ein Argument für die europäische Hypothese geltend gemacht. Er ist ein eminent nordischer. Neben Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude treten nämlich besonders drei Waldbäume, die Birke (im Sanskrit bhûrja, lit. berżas, russ. bereze, deutsch Birke) — die Buche (lat. fagus, griech. φηγός, deutsch buche) — und die Eiche (skr. dru, got. triu, „Baum", „Holz", griech. δρῦς Eiche, altirisch daur, desgl.) besonders deutlich in der Uebereinstimmung der Sprachen hervor.

Wenn von den Anhängern der asiatischen Hypothese dann ferner geschichtliche Nachrichten, allgemeine Analogien mit andern Wanderungszügen und die geographische Vertheilung der indogermanischen Völker für ihre Lehre geltend gemacht worden waren, so traten ihnen die Vertreter der europäischen auch hier stricte entgegen. Geschichtliche Nachrichten aus dem Alterthum existiren nur über Wanderungen von Westen nach Osten, wie der thrakisch-phrygischen Völker und der Galater aus Europa nach Kleinasien und solche von Norden nach Süden, wie die der Gothen und anderer germanischer Völker; auch von mehreren Stämmen der Griechen wird die Einwanderung aus dem Norden der Halbinsel ausdrücklich in geschichtlicher Erinnerung festgehalten, und ebenso ist durch die Pfahlbaufunde in Oberitalien, in den terra mare Venetiens und der Lombardei und die sich daran knüpfenden Forschungen die Besiedlung Italiens vom Norden ausser allen Zweifel gestellt. Es wird in der That auch von den Vertretern der asiatischen Hypothese für wahrscheinlich angesehen, dass die europäischen Indogermanen einst als compacte Masse auf mitteleuropäischem Boden eine Zeit lang gewohnt haben. Und gerade dieser Boden zwischen dem 45. und 60. Breitengrade scheint auch zur Erziehung eines Urvolkes ganz geeignet. In diesem nur von niedrigen Höhen durchzogenen Tiefland gedeihen Weizen und Roggen unter einem im Ganzen einheitlichen Klima vortrefflich, von hier aus lässt sich auch die Ausbreitung der Indogermanen nach Ost und West am besten denken. (Spiegel.)

Wir wollen nun im Folgenden, nachdem die wesentlichsten Argumente für das Hin und Wider berührt worden sind, diejenigen Punkte ohne Voreingenommenheit für irgend eine der bisher aufgestellten Hypothesen zusammenstellen, welche in den sprachlichen und historischen Verhältnissen der Indogermanen überhaupt als mass- und richtunggebend für die geographische Bestimmung des Ursitzes dieser Völker bezeichnet werden können und folgen hiebei O. Schrader's werthvollem Buch: „Sprachvergleichung und Urgeschichte", welches mit grosser Umsicht diese Punkte behandelt.

Es lässt sich bei den Indogermanen Nordeuropas in ältester Zeit eine Grundrichtung ihrer Wanderung und Ausbreitung nach Süd und Ost wahrscheinlich machen. Und ebenso hat eine Auswanderung indogermanischer Völker in derselben südöstlichen Richtung ohne Zweifel vom Norden der Balkanhalbinsel aus stattgefunden. Dies ergibt sich aus einer ethnographisch-linguistischen Betrachtung der betreffenden Völker mit hoher Wahrscheinlichkeit.

Als die Slaven in die Geschichte eintraten (es geschah erst durch Tacitus und Plinius), sind ihre Wohnsitze nördlich der pontischen Steppen und östlich der Weichsel und der Karpathen belegen. Es ist wahrscheinlich, dass schon Herodot sie dort gefunden hat. Er kennt in jenen Gegenden Stämme, die er ausdrücklich als nicht scythische bezeichnet. Er nennt die Νευροί als Stamm, und dieser Name stammt nach slavischen Lautgesetzen genau mit dem Namen der Stadt Nur, im Gebiete des Bug. Dergleichen Argumente gibt es aber noch einige, so dass es grosse Wahrscheinlichkeit für sich hat, dass die Slaven damals gerade so in Europa gesessen, wie zu Tacitus' Zeiten. Mit den Bewohnern von Nordeuropa hat es eine ähnliche Bewandtniss. Bereits im IV. Jahrhundert v. Chr. G. treffen wir sie in jenen Strichen angesiedelt, welche, soweit die Geschichte uns führt, als ihre europäischen Ursitze betrachtet werden dürfen: Die Kelten in Gallien, die Germanen vom Rhein an ostwärts, ohne für uns erkennbare Grenzen wohl bis an's lettisch-preussische Gebiet, das früher bezeichnet worden ist. Die ältesten Wanderungsbewegungen dieser Völker scheinen vielmehr nach Süden und Osten, als nach Westen gerichtet gewesen zu sein. Dies ist bei den Kelten und Germanen in den frühesten Zeiten der Fall, erst später mit dem Niedergange der Kelten tritt eine entgegengesetzte Wanderrichtung ein. Das Gleiche treffen wir in Südeuropa. Ein grosser Theil von Kleinasien hat erwiesenermassen seine Bevölkerung von der Balkanhalbinsel aus erhalten. Phryger und vielleicht auch Armenier sind aus Europa eingewandert. Hand in Hand mit dieser

östlichen Expansion der indogermanischen Stämme nach Vorderasien geht eine Wanderung südwärts, welche Griechenland hellenisirte. Und wie Griechenland seine hellenische Bevölkerung vom Norden her empfangen hat, so auch Italien. Die japygisch-ligurische Urbevölkerung durchbrechend, zog eine Reihe von Stämmen die Halbinsel hinab, nachdem sie in Oberitalien eine Zeit lang ansässig geblieben, wie dies durch die schon genannten Pfahldörfer der Po-Ebene erwiesen wird.

So ergibt sich aus den ältesten ethnographischen Verhältnissen Europas nicht der geringste Anhalt dafür, dass die Indogermanen Europas einstmal von Osten her eingewandert seien. Die Völkerbewegungen Alteuropas sind vielmehr süd- und ostwärts gerichtet. Nun müssen aber die Indogermanen Europas vor ihrem Sonderleben jedenfalls eine Epoche einheitlichen Volks- und Stammeslebens, in welchem sich die gemeinsamen Benennungen der Culturbegriffe ausbilden konnten, durchgemacht haben; dieser prähistorische Berührungspunkt der Indogermanen Europas kann demnach nur im nördlichen Theil Europas gesucht werden.

Was den arischen Theil der Indogermanen, die indischen und irânischen Stämme Asiens betrifft, so ist sicher — Sprache und älteste Geschichte der beiden Hauptstämme bezeugen das noch — dass beide einstmal nordwärts des Himâlaya gemeinsame Wohnsitze inne gehabt haben. Da die Erinnerung an den gewaltigsten Strom der alten Heimat, den Jaxartes (raṅha = rasâ) sich in beiden Sprachen erhalten hat, müssen die Ursitze des arischen Stammes an diesem Fluss gelegen gewesen sein.

Zwei feste Punkte haben sich also im gegenwärtigen Stand der Forschung nach der indogermanischen Urheimat ergeben, die Ursitze der europäischen Indogermanen lagen im Norden dieses Erdtheils, die der arischen Indogermanen an den Ufern des Jaxartes. Da diese beiden Hauptzweige der Indogermanen Spaltungen eines einheitlichen Stammes sind, so erhebt sich als letzte Frage die, ob in vorhistorischen Zeiten, vor Menschengedenken, die Europäer von Asien her oder die Asiaten von Europa her in ihre beiderseitigen Ursitze gelangt seien. Für die Beantwortung dieser Frage kommt vielerlei in Betracht, was zum Theil schon berührt worden ist. Wir fassen es hier mit Schrader folgendermassen zusammen:

1. Die beliebte Annahme, dass die arischen Völker als die Bewahrer und Träger ursprünglicherer Sprachformen, deswegen der Urheimat näher geblieben sein müssten, ist ein doppelter Irrthum. Weder ist das Sanskrit, resp. die Sprache der Keilinschriften der achämenidischen Könige und die Sprache der Avesta, des altp. Religionsbuches, ursprünglicher als die europäischen Idiome, noch ist überhaupt ein Zusammenhang zwischen Sprachbeständigkeit und fester Ansiedlung wissenschaftlich erwiesen.

2. Es können sodann auch die Ergebnisse der linguistischen Paläontologie zur Entscheidung unserer Frage weder in dem einen noch in dem andern Sinne herangezogen werden. Die linguistisch-historischen Thatsachen beweisen für beide Hypothesen das Gleiche, d. h. sie beweisen eben nichts. Bei der allmäligen Ausbreitung der indogermanischen Stämme, mag man den Ausgangspunkt setzen, wohin man will, ist es ganz unmöglich, dass die ursprünglichen Thier- und Pflanzennamen sich treu erhalten haben sollten. Die Flora und Fauna wechselt ja auf verschiedenen Gebieten: wie sollten die Namen der Dinge bestehen, wenn die Dinge selbst vielleicht seit Hunderten von Jahren dem Menschen nicht mehr vor Augen kamen? Dass sich urindogermanische Benennungen des Löwen, des Tigers, des Kameels nicht mit irgend welcher Sicherheit auffinden lassen, fällt daher weder für noch gegen die europäische, resp. asiatische Hypothese in die Wagschale.

Allenfalls lässt sich dafür Einiges beibringen, dass die indogermanischen Ursitze im Norden belegen gewesen sind. Es gehen ja die Wörter für Eis und Schnee durch alle Sprachen; die Unterscheidung von zwei, höchstens drei Jahreszeiten, in welche das indogermanische Jahr zerfiel, deutet ebenfalls darauf hin.

3. Es ist des Weitern von einigen Forschern mit Recht vermuthet worden, dass das indogermanische Urvolk zur Zeit seines Zusammenhanges verhältnissmässig grosse Räume besiedelt gehabt habe. Die Urindogermanen waren ein halbes Nomadenvolk und ein solches braucht weit ausgedehnte Länderstrecken zum Unterhalt für sich und zunächst für seine Heerden. Man hat berechnet, dass eine Nomadenfamilie Hochasiens zu ihrem Unterhalt gegen 300 Stück Vieh benöthige; das Weideland für eine solche Heerde müsste in Hochasien aber mindestens $^1/_6$ geographische Quadratmeile betragen. Ein Stamm von 10.000 Köpfen würde schon 200—300 Quadratmeilen als Weideland bedürfen.

4. Wenn eine Zweitheilung des indogermanischen Urvolkes mit Rücksicht auf die geographische Vertheilung der Einzelvölker und Besonderheiten ihrer Sprache und primitiven Culturen nothwendig anzunehmen ist, so lässt sich andererseits wieder ein engerer Zusammenhang zwischen den asiatischen Stämmen und einzelnen europäischen nicht verkennen. Besonders deutlich ist dies Verhältniss zwischen Griechen und Ariern in culturhistorischer Beziehung auf den Gebieten der Religion, des Ackerbaues, der primitiven Künste, Waffennamen u. s. f.

5. Die älteste Civilisation, welche sich bei den noch ungetrennt lebenden Indogermanen aus der Betrachtung ihres Wortschatzes ergeben hat, stimmt mit der Cultur der frühesten Schweizer Pfahlbauten und der oberitalischen Pfahlbauten in den wichtigsten Punkten (Viehzucht, Ackerbau, Nahrung, Kleidung, Mangel der Metalle) gut überein. Damit ist aber die uralte Ansässigkeit der Indogermanen in Europa erwiesen.

Ueberlaufen wir diese im Ganzen wohlbegründeten Punkte, so ersehen wir, dass die Sprachforschung auf ihrem gegenwärtigen Stande der europäischen Hypothese, d. h. der Ansicht, dass die Indogermanen einstmals in Europa ungetrennt gewohnt haben, die solidere Basis verleiht. Darüber hinaus mit Rücksicht auf mögliche Zusammenhänge mit den Hamito-Semiten Asiens eine noch frühere Einwanderung des ungetrennten indogermanischen Stammes aus Asien nach einem Ursitz in Europa anzunehmen, ist vorläufig linguistisch wenigstens noch gewagt. Diese Frage wird erst die Zukunft zu lösen haben.

Mit dieser von dem gegenwärtigen Stand der indogermanischen Sprachforschung getragenen neuen Lehre von dem europäischen Ursprung der Indogermanen stimmen auch die Ergebnisse der Anthropologen und Prähistoriker weit besser überein, und dies verleiht ihr erst volles Gewicht. Denn offenbar ist die Sprache nur eines der für die Beurtheilung ethnischer Fragen in Betracht kommenden Momente. So weit wir also bisher sehen können, ist die Frage: sind die Indogermanen in Europa eingewandert? mit einem Nein zu beantworten. Aber stammen wir auch selbst nicht aus dem Sonnenlande Asien, das „Ex oriente lux", welches so oft in Hinsicht auf die Besiedlung Europas durch die höhere Rasse gesagt worden ist, bleibt doch in Kraft; wir danken dem grössten Welttheil nicht unsern leiblichen, wohl aber zum guten Theil unsern geistigen Menschen.

Discussion:

Herr Professor **K. Penka** erklärt, dass die Frage nach der Urheimat der Arier nur im Zusammenhange mit der Frage nach dem physischen Typus derselben gelöst werden könne und fragt in diesem Sinne den Vortragenden, welchen von den unter den arischen Völkern nachweisbaren Typen er als den eigentlich arischen in Anspruch nehme.

Herr Dr. **Haberlandt** bemerkt hierauf, dass er sich ausführlicher auf diese Frage nicht einlassen könne, da der Vortrag sich darauf beschränkte, das linguistische Beweismaterial in jener Ursitzfrage zusammenzustellen. Seine persönliche Ansicht, die natürlich ohne jeden weitern Belang, sei, dass die Urindogermanen eine hohe, blonde, blauäugige Rasse von dolichocephalem Charakter gewesen, wie sie heute noch im Norden Europas am reinsten zu finden. Nach seiner Ansicht dürfe das aber nicht als Beweismoment für den nördlichen Ursprung der Indogermanen Europas benützt werden, denn es ist ganz natürlich, dass sich im Norden, in der strengen historischen Isolirung, in der sich die Rasse dort befand, ihr Typus treuer und unvermischter erhalten musste. Die Indogermanen können also im Norden, z. B. in Skandinavien — mit Rücksicht auf ihre Complexion — recht gut auch eingewandert sein.

Herr Prof. Dr. **Wilhelm Neumann** hebt hervor, dass der Gedanke an ein früheres Nebeneinanderwohnen der Indogermanen und der Semiten von grosser Wichtigkeit sei und dass in dieser Beziehung das Werk von Friedrich Delitsch von Bedeutung werden kann, in welchem derselbe eine Anzahl zweibuchstabiger Wurzeln im Semitischen, deren Verwandtschaft mit indogermanischen nachweisbar ist, anführt.

Herr Prof. **Penka** weist darauf hin, dass aus linguistischen und anthropologischen Gründen ein gemeinsamer Ursprung der Semiten und Hamiten anzunehmen ist, dass die Hamiten ihrerseits anthropologisch wie auch wohl linguistisch sich auf das Engste den Iberern, den Urbewohnern der pyrenäischen und italischen Halbinsel anschliessen, dass der allgemeine Zug der europäisch-afrikanischen Völkerbewegungen für die Auswanderung der Hamiten aus Europa nach Afrika und nicht für die umgekehrte Richtung spricht, und dass die vielfach ausgesprochene Ansicht, die Egypter wären aus Asien eingewandert, jeder sicheren Grundlage entbehrt. Auch für die Semiten nimmt er europäischen Ursprung an und erscheinen ihm die Pelasger, die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands, als die letzten in ihrer Heimat verbliebenen Reste derselben. Er schliesst dies daraus, dass diese Pelasger uns auch unter Namen (Karer, Leleger) entgegentreten, die in Kleinasien anerkannt semitische Völker führen, dass auf den altgriechischen Vasengemälden neben dem arischen Typus sehr häufig der semitische Typus erscheint, dass derselbe auch unter den Neugriechen zahlreich vertreten ist und dass auch viele griechische Ortsnamen auf eine semitische Urbevölkerung hinweisen, insofern sie sich nur aus dem Semitischen erklären lassen, wie Kiepert, der gleichfalls die Pelasger für Semiten hält, des Näheren nachgewiesen hat. Die Hypothese von dem europäischen Ursprunge der Arier vertrage sich daher ganz gut mit der Annahme einst bestandener engerer Beziehungen zwischen den Hamito-Semiten und den Ariern.

Herr Prof. **Neumann** kehrt sich gegen die Einwanderung der Aegypter (Hamiten) aus Europa. Diese stammen aus dem Euphratgebiete (*Lepsius*). Der sprachliche Zusammenhang zeige sich in den Pronominibus, einigen Nominalbildungen und nur wenigen uralten ägyptischen Worten, die mit ursemitischen gleich sind. Das Lexikon der „neuägyptischen" Sprache wird darum nicht herangezogen, weil es in einer bestimmten Zeit des ägyptischen Alterthums Mode geworden war, sich fremder, semitischer Lehensworte zu bedienen. — Aber auch die Cultur der Aegypter, welche auf die Urzeit als auf eine Zeit der Vollendung zurücksahen, weise auf Babylonische Heimat.

Herr Dr. **J. E. Polak** glaubt, dass die Linguistik allein uns nicht auf den Grund dieser Frage führen kann und wiederholt die in der Versammlung am 12. Februar dieses Jahres (Verhandlungen p. [30], Mitth. d. A. G. Bd. XIV) ausgesprochene Anregung zu einer systematischen Durchforschung der vorderasiatischen Tumuli durch eine internationale Association.

8. Herr Custos **Franz Heger** legt das Buch

Timbuctu von **Dr. Oskar Lenz,**

2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884, vor.

Ich erlaube mir, der hochgeehrten Versammlung das jüngst erschienene Werk unseres berühmten Afrika-Reisenden Dr. Lenz über dessen Reise nach Timbuktu vorzulegen. Dasselbe enthält verschiedene Mittheilungen, die auch für uns von besonderem Interesse sind, und erwähne ich namentlich die Frage über die Steinzeit in Afrika, welche Herr Dr. Lenz berührt [1]) und die er

[1]) Ausführlicheres darüber hat Dr. Lenz in der Zeitschrift: „Das Ausland", Bd. LVI, 1883, p. 13 ff. publicirt.

mit seiner Anschauung über die frühere Bewohnbarkeit der Sahara in Zusammenhang bringt[1]). Da wir heute das Vergnügen haben, Herrn Dr. Lenz in unserer Mitte zu sehen, so lade ich denselben ein, uns vielleicht selbst einige Mittheilungen über dieses interessante Thema zu machen.

Herr Dr. **Oskar Lenz.**

Es ist in den letzten Jahren die Frage nach der Existenz einer Steinzeit in Afrika wiederholt aufgetaucht und in Discussion gezogen worden. In Aegypten, in Algerien, an der Goldküste, der Somaliküste, bei Mozambique und vor Allem im Caplande sind ganz unleugbare Beweise dafür aufgefunden worden. In neuerer Zeit sind aber selbst tief in der Wüste Werkzeuge aus der Steinzeit gefunden worden, so durch Rohlfs bei Kufara, durch die Expedition Flatters; ich war selbst so glücklich, aus der Gegend von Taudeni, inmitten der westlichen Sahara, einige solcher Stücke mitbringen zu können. Das Städtchen Taudeni ist berühmt und wichtig wegen seiner ausgedehnten Steinsalzlager, die seit undenklichen Zeiten ausgebeutet werden. Heute noch gehen Tausende von Kameelladungen Salz von hier jährlich nach Timbuktu, um von da nach dem salzarmen Sudan gebracht zu werden. Hier bei Taudeni finden sich auch die Reste einer uralten Stadt; die Häuser derselben sollen aus Erde und Steinsalz (Salzthon) errichtet worden sein und auch Holzreste, sowie Schmuckgegenstände gefunden werden. Das Vorkommen solcher Steinwerkzeuge an dieser Stelle ist den vorbeiziehenden Karawanen wohl bekannt. Man nimmt dieselben mit und die Frauen im Sudan verwenden sie meist als Quetschsteine für Korn. Ich war leider selbst nicht in der Lage, diese interessante Localität zu besuchen, da ich das Städtchen Taudeni wegen seiner im ganzen Sudan als räuberisch bekannten Bevölkerung in grossem Bogen umgehen musste. Die erwähnten Steinwerkzeuge erhielt ich in Arauan, einer südlich von Taudeni gelegenen Stadt. Sie bestehen aus hartem Grünstein, sind gut gearbeitet und gleichen ganz manchen Steinwerkzeugen, die man in Europa gefunden hat. Es ist nun ganz undenkbar, dass Leute, die noch nicht die Kenntniss der Metalle besassen, sondern sich mit Steinen behalfen, in einer Wüste gewohnt haben sollen, wo die Existenzbedingungen so ausserordentlich ungünstig sind. Ich halte das Vorkommen dieser Steinwerkzeuge an dieser Stelle für einen der vielen Beweise für die frühere grössere Fruchtbarkeit und in Folge dessen auch für die grössere Bewohnbarkeit der Sahara.

Ich rechne hieher auch das Vorkommen der sogenannten Petroglyphen, d. i. Zeichnungen und Abbildungen auf Steinen in Nordafrika. Dieselben sind darum interessant, weil sie verschiedene Thiere, wie den Elephanten, das Flusspferd, das Krokodil, die Giraffe u. a. darstellen, welche gegenwärtig nicht mehr in jenen Gegenden leben, aber jedenfalls einmal dort gelebt haben.

[1]) Letzteres Thema behandelte Dr. Lenz eingehender in einem Vortrage, den er am 3. Jänner 1883 im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien hielt. Siehe die Schriften dieses Vereines XXIII. Bd., p. 277 ff.

Es scheint darnach, dass der Zeitraum, innerhalb dessen eine so tiefgreifende Veränderung in der Natur der Sahara vor sich gegangen ist, wahrscheinlich ein relativ sehr kurzer war. Zu den vorhin erwähnten Zeugnissen mehr historischer Natur kommen aber noch eine ganze Reihe solcher von physischer Natur, welche uns vermuthen lassen, dass die Sahara einst von einer ganz anderen Beschaffenheit war, als sie sich uns heute darstellt. Ich rechne hieher besonders das Vorkommen zahlreicher grosser Flussbette, welche die Wüste nach allen Richtungen durchziehen und die namentlich von den Gebirgs- und Plateauländern der centralen Sahara herkommen. Diese Wadis heben sich mit ihren Steilrändern überall sehr deutlich vom Terrain ab, so dass man ihre Breite und die Richtung ihres Ursprunges genau feststellen kann; der bei Weitem grösste Theil derselben ist allerdings gegenwärtig wasserlos und versandet und nur einige führen noch auf ihrem Grunde unter dem Sande Wasser. Es sind dies ausschliesslich Flussbette, die ihre Entstehung der Erosion der fliessenden Gewässer verdanken, so dass also die Sahara einst ein reich bewässertes und in Folge dessen auch ein mit einer reichlichen Flora bedecktes Land gewesen sein muss. Es ist das nur einer der vielen Gründe für die Richtigkeit meiner Anschauung über eine ehemalige grössere Bewohnbarkeit der Sahara, und zwar halte ich dafür, dass diese Zeit nicht allzuweit hinter den Beginn unserer Zeitrechnung zurückreicht und dass wahrscheinlich aus derselben die vorhin erwähnten Steinwerkzeuge von Taudeni stammen.

Herr Custos **Heger.**

Ich erlaube mir, auf die Ausführungen des geehrten Herrn Vorredners einige Worte zu erwiedern. Es ist in denselben mehrfach von einer Steinzeit in Afrika die Rede gewesen. Nun muss man den Begriff der Steinzeit näher präcisiren, namentlich wenn man denselben auf ein so ausgedehntes Gebiet anwendet, wie solches hier in Rede steht. Der Begriff einer Steinzeit hat sich namentlich bei den fortgesetzten und eingehenden Forschungen über die vorgeschichtlichen Verhältnisse Europas herausgebildet. Ich möchte dieselbe bezeichnen als ein Stadium in der Culturentwicklung des Menschen auf einem bestimmten Gebiete der Erde, in welchem der Mensch weder die Gewinnung, noch die Bearbeitung der Metalle kannte und für die Herstellung seiner wichtigsten Waffen und Werkzeuge hauptsächlich auf den Stein angewiesen war. Die wesentlichste Aufgabe des Archäologen ist nun die richtige zeitliche und räumliche Fixirung dieser Periode. Nun ist aber der Gang der Culturentwicklung des Menschen vielfach unabhängig von den geographischen Grenzen. Gerade Afrika bietet uns hiefür einen guten Beleg. Die ältesten beglaubigten Funde aus der Steinzeit[1]) dürften jene sein, welche man in den letzten Jahren in dem alten Culturcentrum des Nilthales gemacht hat. Diese Funde

[1]) Die erste zusammenhängende Darstellung der Steinzeitfunde in Afrika hat uns der durch seine gediegenen Arbeiten bekannte Ethnograph, unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Richard Andree gegeben. Siehe „Globus". XLI. Bd. 1882, p. 169 ff. u. 185 ff.

haben zu sehr lebhaften Controversen namentlich zwischen den deutschen und französischen Forschern Veranlassung gegeben. Es handelte sich hierbei wesentlich um zwei Fragen: 1. ob die gefundenen, meist ziemlich kleinen Feuersteinstücke wirkliche Artefacte, d. h. durch den Menschen künstlich hergestellte Geräthe seien, und 2. ob man deren Erzeugung und Gebrauch zeitlich bis vor Beginn der Erbauung der ältesten ägyptischen Monumente versetzen könne, oder kürzer gesagt, ob dieselben als vorhistorische Geräthe anzusehen sind. Die erste dieser Fragen ist bei vielen der aufgefundenen Stücke von den meisten Forschern bejaht worden, obzwar hierbei constatirt wurde, dass Feuersteinsplitter häufig auch auf natürlichem Wege durch Zerspringen von Feuersteinknollen in Folge von Temperatureinflüssen entstehen können. Bei der zweiten Frage sind heute noch die Meinungen der Gelehrten etwas getheilt, obzwar die Mehrzahl derselben für deren hohes Alter einsteht. In der That ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, dass vor Beginn der uns allen geläufigen altägyptischen Cultur im Nilthale schon Menschen gewohnt haben, welche sich auf einer viel tieferen Culturstufe befanden.

Was den Nordrand Afrikas betrifft, so gehört derselbe in cultureller Beziehung dem grossen Mittelmeerbecken an. Die vielen Funde von Steingeräthen, welche hier schon gemacht wurden, werden von den meisten Forschern den Vorfahren der berberischen Bevölkerung dieser Länder zugewiesen. Interessant ist die Thatsache, dass die auch zur Berberrasse gehörigen Guanchen auf Teneriffa zur Zeit der Eroberung dieser Insel durch die Spanier in dem Culturstadium der reinen Steinzeit angetroffen wurden.

Die Zuweisung der sich von Jahr zu Jahr mehrenden Funde von Steingeräthen in den anderen Gegenden Afrikas, namentlich an der Süd-, West- und Ostküste dieses Continentes zu bestimmten Volksstämmen ist derzeit noch nicht möglich und dürfte auch in Zukunft nur in den allerseltensten Fällen gelingen. Ich bin geneigt, einen Theil dieser Steingeräthe, namentlich des Südens, der den Sân oder Buschmännern verwandten Urbevölkerung Afrikas (zu welcher wahrscheinlich auch die verschiedenen Zwergstämme des Inneren gehören) zuzuschreiben und denselben keineswegs überall ein besonders hohes Alter zu vindiciren. Für mich hätte die Kunde, dass einer unserer Afrikareisenden plötzlich in irgend einem Winkel Innerafrikas auf einen Rest dieser Urbevölkerung stossen würde, der in Unkenntniss der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens sich heute noch zum Theil der Steinwerkzeuge bedient, durchaus nichts Ueberraschendes, obzwar durch die Neger schon überallhin der Gebrauch des Eisens getragen wurde.

Wir sehen daher schon aus diesen wenigen Beispielen, dass man den Begriff einer Steinzeit in Afrika durchaus nicht als eine in allen Theilen dieses Continents der Zeit nach zusammenfallende Culturperiode ansehen darf, sondern dass hier in räumlicher und zeitlicher Beziehung beträchtliche Differenzen vorkommen.

Nach diesen einleitenden Ausführungen will ich auf die vorhin geschilderten Funde des Herrn Dr. Lenz, sowie deren Verknüpfung mit einer ehemaligen grösseren Bewohnbarkeit der Sahara zu sprechen kommen. Ich muss gleich im Voraus bekennen, dass die letztere Anschauung des Herrn Dr. Lenz [1]) auch für mich manche Wahrscheinlichkeit zu haben scheint. Nur kann ich ihm in dem einen Punkte nicht Recht geben, dass er diese grosse Veränderung, welche in der Natur der Sahara vor sich gegangen ist, für relativ so jung erklärt. Ich will als Rechtfertigung hiefür nur einige Stellen aus unserem ältesten, und wegen seiner grossen Verlässlichkeit mit Recht gerühmten Historikers, Herodot, vorbringen.

Im II. Buche, Capitel 32, finden wir die bekannte Erzählung von der Reise der Nasamonen durch die Wüste. Dieses Capitel lautet: „Folgendes jedoch hörte ich von Männern aus Cyrene, welche vorgaben, zu dem Orakel des Ammon gekommen zu sein und ein Gespräch mit Etearchus, dem König der Ammonier, gehabt zu haben; da wären sie denn nach manchen andern Gesprächen auch über den Nil zu reden gekommen [2]), wie Niemand dessen Quellen kenne; und hätte Etearchus versichert, es seien einstens zu ihm Männer von dem Stamme der Nasamonen gekommen, welches ein libysches Volk ist, das an der Syrte und dem ostwärts von der Syrte gelegenen Lande in keiner grossen Entfernung wohnt; diese Nasamonen seien zu ihm gekommen und hätten auf die Frage, ob sie etwas Näheres von den Wüsten Libyens wüssten, erzählt, es hätten bei ihnen angesehene Männer recht ausgelassene Söhne gehabt, welche, als sie Männer geworden waren, auf manche unnütze Dinge verfielen, und so hätten sie denn auch fünf von ihnen durch das Loos erwählt, welche die Wüsten Libyens besichtigen und suchen sollten, ob sie nicht etwas mehr zu sehen bekämen, als die, welche die entlegensten Gegenden je besehen hätten. An dem Theil von Libyen nämlich, der am nördlichen Meere [3]) liegt, von Aegypten angefangen bis zum Vorgebirge Solocis, wo Libyen endet, an dieser ganzen Küstenstrecke wohnen Libyer, und zwar viele Völker der Libyer, ausser dem, was Hellenen und Phöniker (Carthager) innehaben. Aber über dem Meer und der am Meere sich hinziehenden Bevölkerung, oberhalb derselben, ist Libyen voll von wilden Thieren und oberhalb dieses Landstriches der wilden Thiere [4]) ist nur Sand und eine völlig wasserlose, an Allem baare Wüste. Die Jünglinge nun, so erzählten sie, ausgesendet von ihren Kameraden und wohl versehen mit Wasser und Lebensmitteln, zogen zuerst durch das bewohnte Land [5]) und kamen, als sie dasselbe durchschritten, in das Land der wilden Thiere; aus diesem zogen sie dann durch die Wüste, indem sie ihren

[1]) Diese Anschauung wurde früher schon von anderen Forschern aufgestellt und hat sich in Deutschland namentlich Fraas derselben warm angenommen. Siehe: Correspondenzblatt der deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte, 1879, p. 136.

[2]) Herodot hatte die Anschauung, dass der obere Nil einen westöstlichen Lauf hat.

[3]) Mittelländisches Meer.

[4]) Man muss hiebei an das Atlasgebirge und dessen östliche Fortsetzung in Algier und Tunis denken.

[5]) Das ist der Küstenstrich des mittelländischen Meeres.

Weg in westlicher Richtung nahmen. Und als sie viel sandiges Land durchzogen hatten und in vielen Tagen, erblickten sie mit einem Male wieder Bäume, welche in einer Ebene wuchsen: da traten sie herzu und pflückten von der auf den Bäumen befindlichen Frucht; als sie aber pflückten, kamen kleine Männer herbei, nicht einmal von mittlerer Grösse, packten sie und schleppten sie weg; es verstanden aber weder die Nasamonen deren Sprache, noch die, welche sie wegschleppten, die der Nasamonen. Sie führten sie dann durch grosse Sümpfe, und als sie durch dieselben waren, gelangten sie an eine Stadt, deren Bewohner alle an Grösse den früheren gleich waren und schwarz von Farbe [1]); längs der Stadt floss ein grosser Strom [2]) von Abend nach Sonnenaufgang zu und waren Krokodile in demselben zu sehen."

Von besonderem Interesse sind aber für uns jene Stellen im IV. Buche Herodot's, in welchem er die Völkerstämme Libyens beschreibt. Es sollen hier nur die wichtigsten Punkte hervorgehoben werden. Nachdem Herodot von Osten nach Westen vorgehend die verschiedenen an der Küste des Mittelmeeres wohnenden Stämme geschildert hat (Cap. 168—180), die bis über den Tritonsee hinaus wohnen, heisst es im Cap. 181, anschliessend an die Schilderung der Bewohner in der Umgebung dieses Sees weiter: „Ueber diesen landeinwärts ist der Theil von Libyen, in welchem die wilden Thiere hausen [3]), und über diesem zieht sich ein Sandstrich hin, welcher von dem ägyptischen Theben bis zu den Säulen des Herakles sich erstreckt. In diesem Sandstrich findet man ungefähr alle zehn Tagereisen Stücke von Salz in grossen Klumpen auf den Hügeln; auf den Gipfeln eines jeden Hügels schiesst mitten aus dem Salz kaltes und süsses Wasser empor; um dasselbe wohnen Menschen, die äussersten nach der Wüste zu und über dem die wilden Thiere enthaltenden Land; von Theben aus in einer Entfernung von zehn Tagereisen zuerst die Ammonier." (Die heutige Oase Siwah.)

Cap. 182. „Nach den Ammoniern durch jenen Sandstreifen hindurch in einer Entfernung von zehn andern Tagesreisen befindet sich ein dem Ammonischen ähnlicher Hügel von Salz, sowie Wasser; und Menschen wohnen um denselben; dieser Ort hat den Namen Augila." (Die heutige Oase Audschila.)

Cap. 183. „Von Augila entfernt in einer Strecke von zehn andern Tagesreisen kommt ein anderer Salzhügel, desgleichen Wasser und viele fruchttragende Dattelbäume, wie auch auf den andern Hügeln; auch auf ihm wohnen Menschen, welche den Namen Garamanten haben, ein recht starkes Volk, welche auf das Salz Erde tragen und dieselbe besäen."

Cap. 184. „Von den Garamanten in einer Entfernung von zehn anderen Tagereisen ist ein anderer Salzhügel und Wasser; auch um ihn wohnen Menschen, welche den Namen Ataranten tragen," und weiter: „Hernach, in einer Entfernung von zehn anderen Tagesreisen, ist noch ein anderer Salzhügel und Wasser; auch um ihn wohnen Menschen; an diesen Salzhügel stösst ein Berg, mit Namen Atlas, er ist schmal und nach allen Seiten hin kreisförmig und soll wirklich so hoch sein, dass es nicht möglich ist, seine Gipfel zu erblicken, weil dieselben nie von Gewölk frei sind, im Sommer wie im Winter; die Eingebornen bezeichnen ihn als die Säule des Himmels. Die Menschen, welche auf diesem Gebirge wohnen, haben davon ihren Namen erhalten; sie heissen nämlich Atlanten [1])."

Cap. 185 heisst es dann weiter: „Bis zu diesen Atlanten nun vermag ich die Namen der auf jenem Landstrich wohnenden Völkerschaften anzugeben; von da an aber nicht mehr; es geht aber dieser Strich hindurch bis zu den Säulen des Herakles und noch ausserhalb derselben. In demselben ist ein Salzbergwerk in einer Entfernung von zehn Tagereisen und Menschen wohnen daselbst, deren Wohnungen sämmtlich aus Salzstücken aufgebaut sind; denn in diesen Theilen Libyens regnet es schon nicht mehr, sonst könnten die Wände, welche von Salz sind, nicht bleiben, wenn es regnete; das Salz aber wird dort gegraben und ist von weisser und von purpurrother Farbe. Ueber diesen Strich hinaus, nach Süden zu und in das Innere Libyens, ist das Land öde, wasserlos, ohne alle Thiere, ohne Regen und ohne Holz, von Feuchtigkeit in demselben keine Spur."

Diese Stelle scheint mir in der That sehr interessant; sie stimmt vollkommen mit der Beschreibung, welche uns Herr Dr. Lenz von der alten verlassenen Stadt bei Taudeni gibt. Dieser Ort scheint also schon zu Herodot's Zeiten, also vor 2300 Jahren, bewohnt gewesen zu sein und die Bewohner hier von der Gewinnung und dem Handel mit Salz gelebt zu haben. Vielleicht ist das auch die Zeit, in welcher die damaligen Gewinner des Salzes sich noch der Steinwerkzeuge zu ihren Arbeiten bedienten.

Aus allen diesen Erörterungen geht aber unzweifelhaft hervor, dass die Sahara schon zu Herodot's Zeiten eine ähnliche Beschaffenheit zeigte, wie heutigen Tages. Dieselbe mag damals vielleicht nicht so ausgedehnt gewesen sein, aber existirt hat sie gewiss. Das rückt

---

[1]) Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die Zwergvölker Afrikas, welche heute freilich viel weiter nach Süden zurückgedrängt sind.

[2]) Darunter kann nur der Niger in seinem nördlichen Theile gemeint sein.

[3]) An einer späteren Stelle (Cap. 191) spricht Herodot im Anschlusse an die Schilderung der westlich vom Tritonsee (oder Fluss Triton) wohnenden Maxyer: „Es hat dieses Land, sowie auch der übrige Theil von Libyen, der nach Westen sich erstreckt, weit mehr wilde Thiere und ist dichter bewachsen als das Land der nomadischen Libyer. Denn der nach Osten zu gelegene Landstrich, welchen die Nomaden bewohnen, ist niedrig und sandig bis zum Fluss Triton, der Strich von da an aber nach Westen, also das Land der ackerbauenden Libyer, ist sehr gebirgig, dicht bewachsen und voll von wilden Thieren; denn hier findet man die übergrossen Schlangen, die Löwen, die Elephanten und Bären . . . . die wilden Männer und die wilden Weiber (wahrscheinlich grosse Affen [Anmerk. d. Verf.]) etc." Offenbar ist hiemit das Gebirgsland von Algier und Marokko gemeint.

[1]) Unter dem Lande der Garamanten kann hier das heutige Fesan, unter dem Lande der Ataranten vielleicht Tuat gemeint sein; der als Atlas bezeichnete Berg wäre dann als die höchste Erhebung der Atlaskette im südwestlichen Marokko zu verstehen.

nun den Zeitpunkt, in welcher nach Annahme des Herrn Dr. Lenz die Sahara ein grünes, zum Theil bewaldetes Land war, sehr weit zurück, und es ist daher kein Grund anzunehmen, dass, wenn letzterer Zustand wirklich einmal geherrscht hat, die von Dr. Lenz beschriebenen Steinwerkzeuge einer so weit hinter uns liegenden Periode angehören mögen. Der Gebrauch von Steinwerkzeugen mag sich an dem von allen cultivirten Gegenden entfernten Punkte noch recht lange erhalten haben.

Ich möchte daher nach dem Vorhergesagten empfehlen, mit der Bezeichnung der afrikanischen Steinzeit nicht den Begriff einer zeitlich vielleicht abgegrenzten Periode in der Entwicklungsgeschichte der Cultur seiner Bewohner zu verbinden, da die verschiedenen Funde dieser Art in Afrika wahrscheinlich zeitlich sehr weit auseinanderliegen.

9. Herr Historienmaler **J. Spöttl** zeigt

Bronzefunde von St. Margarethen in Krain.

Vor drei Jahren gelangte ich in den Besitz einiger Bronzen, die von einem in den Tumulis von St. Margarethen gemachten Funde herrühren.

Zur Vervollständigung der Fundchronik dieses Ortes will ich diese Gegenstände kurz beschreiben. (Siehe Taf. VII.)

Als Erstes glaube ich die mit Nr. I und II bezeichneten Bogenfibeln anführen zu müssen. Sie gehören zu jenem gewiss nicht häufigen Typus, bei welchem der dünne Bronzebügel mit einer hübschen, raupenförmigen, farbigen Glashülle umgeben ist. Ich kenne nur ein Exemplar aus dem Hallstätter Funde und einige aus Krain in der Sammlung des k. k. Hofmuseums und eine kleine Serie sehr hübscher im Museum zu Laibach. Das ungarische Nationalmuseum besitzt meines Wissens keine derartigen.

Fig. I ist eine fast complete Fibula mit weissgrünlicher Glasumhüllung, 6 cm lang und 1·5 cm dick. Der Länge nach sind in der Mitte fünf Auswüchse, zu beiden Seiten je zwei. Die in Fig. II abgebildete Fibula ist aus sehr schönem blauen Glase. Der Fluss ist wohl mit dem Ausdrucke lichtberlinerblau zu bezeichnen. Sie ist etwa 7·5 cm lang und 2 cm dick; auf ihr sind in drei Reihen je 10 Hörnchen als Verzierung angebracht. Diese Fibeln müssen zur Zeit, als sie intact waren, ganz reizend ausgesehen haben. Aus Glas befanden sich in diesem Funde noch etwa 10—12 Stück Perlen, theils aus weissem, aus grünlichem, bernsteinfarbigem und dunkel indigofarbenem Glase, im Durchmesser von 2—5 cm. Nebstdem eine Anzahl kleiner unansehnlicher Bernsteinperlen, jedoch ist das Materiale ein schlechtes, dem Schraufit ähnliches, wenn es nicht solcher ist.

In Nr. III bilde ich eine Schlangenfibula ab. Dieser Typus ist in Krain und ganz besonders in St. Margarethen und Watsch sehr häufig. Sie ist 17 cm lang. Die mit runden Knöpfchen versehenen Hörnchen sind 4 cm lang. Nebstdem sind noch mittelst kleiner Ringchen drei kreuzartige Sterne befestigt. Nr. IV und V zeigen uns recht hübsche, wenn auch einfach ornamentirte Kahnfibeln, aus guter Bronze gefertigt. Ausserdem fanden sich noch Reste von drei grösseren, den etruskischen ähnlichen Kahnfibeln, doch leider hatten diese durch Feuer gelitten.

Die Nummer VI dürfte von einigem Interesse sein. Ich glaube ähnliche Exemplare nur in Italien zu finden und ein Paar in Hallstatt. Es sind zwei Theile eines Abzeichens, vielleicht darf ich sagen eines Priester- oder Herrscherstabes, eines Scepters; freilich bezeichnen diese manche Gelehrte als Haarschmuck, doch finden wir ganz ähnliche Insignien auf den alten ägyptischen Schriftbildern. Offenbar waren diese beiden Bronzetheile durch einen Holzstab verbunden, der meiner Ansicht nach, um proportionirt zu sein, gewiss 20 cm lang gewesen sein muss. Der Bronzestab Fig. VI A ist etwa 14 cm lang, hält im Durchmesser gut 1 cm. Die ganze Aussenfläche ist rundum mit Linienornament geschmackvoll verziert, das obere Ende läuft in eine etwa 0·2 cm vorstehende Scheibe aus. Vom oberen Ende des Stabes gehen von drei Seiten Schleifen aus, an welchen Kettchen von 7 cm Länge befestigt sind. An deren unterem Ende ist je ein halbrundes, mit eingeschlagenen Kreisen verziertes Bronzeblatt mit seitlichen gänsekopfähnlichen Fortsätzen befestigt, an welchen wieder nach unten an fünf 2 cm langen Kettchen je zwei ornamentirte dreieckige Klappbleche hängen. Von der Spitze des Stabes hängt eine 10 cm lange Kette herab, an der ein 3 cm langer, 2 cm breiter Cylinder befestigt ist; er ist rundum mit Punkten geziert, an seinem unteren Ende hängen an vier Seiten wieder dreieckige Klapperbleche. Der untere Theil des Stabes (Fig. VI B) ist etwa 5·5 cm lang und läuft konisch zu. Er ist in ganz ähnlicher Weise wie der Obertheil mit Strichen und Linien ornamentirt. Am oberen und unteren vorstehenden Kreisrande hängen wieder je drei Kettchen mit Zierblechen.

Fig. VII zeigt einen sehr schönen, aus dünnem Bronzeblech gefertigten hohlen Armreif; er ist sehr hübsch mit Linien und eingeschlagenen Kreisen ornamentirt. Durchmesser etwa 7 cm. Aehnliche kommen in Watsch ziemlich häufig vor.

Unter Nr. VIII ist eine zweite Form von hohlen Armringen abgebildet, doch ist hier das Bronzeblech weit stärker und nur mit Strichornament verziert. Durchmesser 7 cm.

Die unter Fig. IX und X abgebildeten massiven Ringe repräsentiren eine ganze Serie dieser bekannten Formen. Sie variiren im Durchmesser zwischen 10 und 3 cm.

In diesem Funde war auch eine Anzahl von Fragmenten kleiner Blechplättchen, die als Ornament eingetriebene Kreise, Linien, Punktornament, Figuren (Gänse) weisen; gewiss Reste eines Gurtes. (Fig. XII und XIII.) Wahrscheinlich gehörte auch zu diesem Gürtel der in Nr. XIV abgebildete, an einem Knopf hängende Ring aus Bronzeblech. Es fand sich ferner noch eine Anzahl kleiner, hübsch ornamentirter, meist gebrochener Ringlein (Fig. XI). Es sollen Geldringe sein, ich möchte aber bemerken, dass die alten Slaven

und Ungarn, bei letzteren sogar der Kleinadel, noch zur Zeit der grossen Kaiserin Maria Theresia zwei an den Schläfen herabhängende lange Haarzöpfe trugen, in welche sie Perlen und sonstigen Tand flochten. Ja ich erinnere mich, in den letzten 50er Jahren noch in der Gegend von Neusohl alte Slovaken mit mächtigen Doppelzöpfen, in denen als Schmuck Glasperlen und Messingringe befestigt waren, gesehen zu haben. Sollten also diese zierlichen Drähtchen nicht zu ähnlichen Zwecken gedient haben? Zu was so schwaches Geld in starker, urwüchsiger Zeit?

Sonst enthielt der Fund noch etliche schlanke, eiserne Lanzen, wie sie so oft schon publicirt wurden, und einen eisernen Hohlkelt, ferner Reste von Goldblättchen, wahrscheinlich von Vergoldung auf Eisen herrührend und aus Unkenntniss vom alten Roste abgeschabt.

Etliche bronzene Nadeln und eine hohe bauchige Urne, ziemlich gut gebrannt, schwarz glänzend, gelangten nicht in meinen Besitz.

10. Herr Historienmaler **J. Spöttl** zeigt ferner

Bronzen aus Kroatien.

Dieselben rühren von einem grossen, noch in der Ausbeutung begriffenen prähistorischen Gräberfelde her und ich muss im Interesse des früheren Besitzers genauere Angaben über den Fundort vorläufig verschweigen. Wir dürfen wohl in einigen Jahren eine grössere Publication über diese kroatischen Funde, von welchen die vorgelegten Stücke einen kleinen Theil ausmachen, erwarten, aber dieselben sind so interessant, dass eine vorläufige Mittheilung derselben gerechtfertigt sein dürfte. (Siehe Taf. VIII.)

Herr **Szombathy** knüpft an diese Funde folgende Bemerkungen:

Die Anthropologische Gesellschaft hat gewiss alle Ursache, Herrn Spöttl dafür dankbar zu sein, dass er uns in solchen kleinen Ausstellungen, wie die heute von ihm veranstaltete, nach und nach die wichtigsten Theile seiner schönen prähistorischen Sammlung, welche viele interessante Stücke enthält, vorführt.

Diese Ausstellungen sind nicht nur an und für sich sehr anregend, sie sind auch geeignet, unser Wissen in vielen Punkten zu erweitern und es ist sehr zu wünschen, dass Herr Spöttl noch oft mit solchen Expositionen kommen und auch zahlreiche Nachahmer finden möge.

Diese kroatischen Funde, unter welchen sich nur Schmuckstücke befinden, scheinen mir z. B. von grossem palethnologischen Interesse zu sein. Die Aehnlichkeit der einzelnen Stücke mit solchen, welche mir vor Kurzem Herr Director S. Ljubić von dem Gräberfelde von Vital bei Prozor in der Nähe von Otočac in Kroatien in Abbildungen zeigte [1]), ist so gross, dass ich Vital auch für den Fundort der hier vorgelegten Stücke halten zu dürfen glaube. Aus den Mittheilungen, welche mir Herr Ljubić mündlich machte, entnehme ich, dass in Prozor die Bestattungsweise ganz mit jener auf dem Grabfelde von Hallstatt übereinstimmt. Es sind Flachgräber, welche theils Skelette, theils Leichenbrand enthalten. Auch partielle Leichenverbrennung neben der Bestattung der übrigen Leichentheile soll vorkommen. Die Gräber zeigen auch in Bezug auf ihre Ausstattung die Unterschiede, dass viele einfach in den Boden versenkt sind, während andere mit Steinen umstellt und einige sogar mit einer aus kleinen Steinen bestehenden Art von Bodenpflasterung versehen sind.

Viele von diesen Funden stimmen mit den Hallstätter Funden direct überein, so dass man sagen kann, es ist durch sie die Hallstätter Periode in vollkommen genügender Weise vertreten; andere rühren aber aus jüngeren Perioden her und in ihrem Nebeneinandervorkommen mit den Hallstätter Formen liegt das Anziehende des Fundes.

Zu den ausgesprochenen Hallstätter Formen gehören vor Allem die beiden auf Taf. VIII, Fig. 1 und 2 abgebildeten Fibeln, eine Hallstätter Spiral-Fibel mit ∞förmigem Mittelstücke und eine aus einfachem Drahte geformte halbkreisförmige Fibel. Die letztere hat eine Nadelspirale mit 2 Windungen; ihr Fuss ist unmittelbar durch einfache Abplattung und Umbiegung des unteren Bügelendes gebildet und der Bügel selbst trägt eine Bronzeumkleidung, welche aus einer grösseren, in vier Fortsätze ausgehenden und 2 kleineren runden Perlen sowie aus 2 gegen die Enden zu sich verjüngenden Spiralen gebildet ist. Diese Bronzeumkleidung möchte ich mit der besonders in Krain nicht seltenen Umkleidung der Bügel mit Glas oder Bernstein vergleichen. Eine seltenere und rohere Art solcher Umkleidung finden wir auch unter den vorliegenden Funden in der Fibel Fig. 3, deren drahtförmiger Bügel durch eine grosse flache Bernsteinperle hindurchgeschoben ist. Diese Fibel und in ähnlicher Weise auch die Spiralfibel (Fig. 1) zeigen jene einfache Art der Restaurirung, bei welcher die in der Hälfte der Spirale abgebrochene Nadel dadurch wieder angefügt wurde, dass man die alte Nadel mit dem an ihr erhaltenen Rest der Nadelspirale oder eine neue, oben mit einer Schlinge versehene Nadel einfach in die erhalten gebliebene Schlinge einhing. Bei der vorliegenden Fibel ist bei einer gewissen Stellung der Nadelschlinge noch immer eine federnde Anlehnung der Nadelspitze an den Fuss möglich. Ich möchte diese Methode, eine abgebrochene Nadel zu ersetzen, nur als primitives Aushilfsmittel mit der an viel mehr als einem Dutzend Krainer und Hallstätter Fibeln constatirten zweiten Methode, die abgebrochene Nadel (oder statt ihr eine neue) direct wieder durch Annieten am Bügelende zu befestigen, vergleichen; hingegen möchte ich mich nicht der Meinung anschliessen, dass in ihr der Anfang zur Construction der Schnalle zu suchen sei.

Zwei typische La tène-Fibeln sehen wir in Fig. 4 und 5; beide aus Bronze. Von ihnen verdient, wie ich glaube, besonders die in Fig. 4 abgebildete

[1]) Inzwischen ist im Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva, Bd. VII, Heft 1, Agram 1885, eine Beschreibung dieser Fundstelle erschienen: S. Ljubić. Japudija i predhistoričko odkriće u Prozoru kod Otočca.

Form, welche z. B. in Marin selbst [1]) die häufigere ist, unsere Aufmerksamkeit. Mir war sie bisher aus den Ostalpen nicht bekannt. Die zweite Form, mit armbrustförmigem Spiralentheil, ist bei uns schon in einer Anzahl von Exemplaren constatirt. (Siehe z. B. Deschmann, in Mitth. d. Anthrop. Ges. B. XIII, p. 211 u. B. XIV, p. 49.)

Eine noch jüngere Fibelform zeigt uns Fig. 9. Es ist eine der einfachsten Formen der römischen Provinzialfibel mit breitem, armbrustähnlichem Nadelcharnier, dünnem Bügel und breitem, in einfacher Weise durchbrochenem Fusse.

Es liegen uns also in diesen Fibeln die Documente für drei auf einander folgende Culturperioden vor, und es ist sehr bemerkenswerth, dass die La tène-Fibeln hier als ausgiebiges Bindeglied zwischen den Hallstätter Fibeln einerseits und der römischen Fibula andererseits auftreten. Dieses Verhältniss ist kein zufälliges, blos aus der geringen Zahl der vorliegenden Stücke sich ergebendes, sondern es trat mir auch aus den vielen von Herrn Ljubić vorgelegten Abbildungen der Funde von Vital entgegen.

Fig. 57. 1/3 nat. Gr.

Unter den übrigen Schmuckgegenständen (Fig. 7—13) finden sich keine Hallstätter Typen; sie gehören alle in Bezug auf Form und Technik in die jüngeren Perioden, der Mehrzahl nach wahrscheinlich in die La tène-Periode. Das Zierstück Fig. 7, dessen kreisrunde Scheibe mittelst eines nach rückwärts hervorragenden centralen Stiftes zu befestigen war, hat in seiner Mitte, wie man aus den im vertieften Mittelfelde erhaltenen kleinen, erdigen Resten von bläulich-grüner Farbe vermuthen kann, eine Scheibe von grünem oder blauem Email oder einen aufgekitteten Schmuckstein getragen. Sehr hübsch ist der grosse Ring (Fig. 10) mit dem eigenthümlichen, hohl gegossenen Anhängsel, den rippenartigen Ansätzen an den weit über einander greifenden Enden und den in sehr präciser Gravirung ausgeführten Ornamenten. Das zweite, beschädigte Anhängsel (Fig. 11) deutet darauf hin, dass solche Ringe auf diesem Grabfelde nicht allzu selten sind. Ein zweiter, in mehreren Bruchstücken (Fig. 12) erhaltener Ring ist in kleinen Absätzen mit Warzen wie mit zertheilten Knoten besetzt.

[1]) In La tène bei Marin ist zwar diese Fibel aus Eisen, doch kommen in der Schweiz auch bronzene vor. (Siehe z. B. die unserer Fig. 4 sehr ähnliche Fibula von Mörigen bei „V. Gross, les Protohelvètes", auf Tafel XVIII, Fig. 65.)

11. Herr k. k. Staatsanwalts-Substitut **Edmund Schmidel** legt einen prachtvollen

Bronzedolch aus Tirol

vor (Fig. 57), welchen er in Lienz gekauft hat. Derselbe stammt nach Angabe des Verkäufers von Landeck. Er hat eine Länge von 370 und eine Breite von 69 mm und zeichnet sich durch einen vorzüglichen Erhaltungszustand und eine prachtvolle Patina aus.

So sehr die grosse Schönheit dieses Stückes zu einer eingehenden Besprechung desselben einladet, scheint es doch empfehlenswerth, dieselbe bis zum Einlangen eines genauen Fundberichtes zu verschieben.

Ausschusssitzung am 9. December 1884.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Frau Baronin Henriette Wattmann in Wien,

und die Herren:

Excellenz Graf Sigmund Berchthold, Gutsbesitzer, Reichsrathsabgeordneter in Wien,

Alexander Bogosavljević, in Prnjavor, Bosnien.

Josip Bosiljević, k. Bürgerschullehrer in Brod, Slavonien.

Giovanni Costa, k. k. Postofficial und Landwehrhauptmann in Wien,

P. Dumičić, k. k. Officier a. D. in Wien,

Dr. Gregor Krek, k. k. Professor a. d. Universität Graz,

Josef Lorschy, Buchhändler in Brod, Slavonien,

Dr. Gustav Meyer, k. k. Professor a. d. Universität Graz,

Gottfried v. Ossowski in Krakau,

Wenzel Püchler, k. k. Bergrath in St. Pölten, N.-Oesterr.,

Dr. med. Carl Reich in Brod, Slavonien,

Ludwig Carl Seiler, k. k. Sectionsrath in Wien,

Dr. Franz Toula, k. k. Professor an der technischen Hochschule in Wien.

In Erwiderung auf die in der letzten Sitzung vorgelegte Einladung zur Säcularfeier der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag hat das Präsidium die Glückwünsche unserer Gesellschaft bei der am 6. d. M. stattgehabten Festsitzung durch unser Mitglied Dr. Jelínek in Prag in Form einer Adresse überreichen lassen.

Für das Jahr 1885 werden 8 Monatsversammlungen (am 13. Jänner, 10. Februar, 10. März, 14. April, 12. Mai, 9. Juni, 10. November und 9. December) festgesetzt.

Ueber Antrag des Secretärs wird das Honorar für Literaturberichte bis auf Weiteres mit 24 fl. pr. Druckbogen festgesetzt.

Der Secretär stellt nach eingehender, hauptsächlich durch die Menge des zur Aufnahme in die „Mittheilungen" vorliegenden Materiales unterstützter Motivirung den Antrag, für den Druck des 4. Heftes des Bandes XIV der Mittheilungen einen Mehrkostenbetrag von 270 fl. zu bewilligen. Dieser Antrag wird nach eingehender Debatte angenommen.

J. Szombathy.

Monatsversammlung am 9. December 1884.

Vorsitzender: Der Präsident Freiherr Ferdinand von Andrian-Werburg.

1. Herr Dr. **Richard Andree** in Leipzig übersendet ein Manuscript, betitelt:

War das Eisen im vorcolumbischen Amerika bekannt?

Diese Frage hätte eigentlich schärfer gestellt werden sollen, denn dass meteorisches Eisen bei verschiedenen Indianerstämmen und bei den Eskimos schon vor der Entdeckung der neuen Welt bekannt und im Gebrauch war, unterliegt keinem Zweifel. Es handelt sich aber hier um das metallurgisch dargestellte Eisen, von dem man bisher als unbestritten annahm, dass es den Amerikanern erst durch die Entdecker zugeführt wurde. An dieser Ansicht wird aber jetzt gerüttelt; es ist Dr. Christian Hostmann in Celle, welcher sie ganz entschieden verwirft und dafür eintritt, dass schon im vorcolumbischen Amerika das Eisen dargestellt und in ausgedehntem Masse benutzt wurde.

Die Abhandlung von Hostmann führt den Titel: „Ueber den Gebrauch des Eisens in Alt-Amerika". Sie ist nicht selbstständig erschienen, sondern befindet sich S. 343—373 des Werkes von Dr. Ludwig Beck: „Geschichte des Eisens" (I. Bd., Braunschweig 1884). Ich will mir erlauben, im Nachstehenden ein Referat über Hostmann's Arbeit zu geben, dabei einige Punkte kritisch zu beleuchten und meine abweichende Ansicht zu begründen. Halte ich auch den Versuch, den Altamerikanern das Eisen zuzusprechen, für nicht geglückt, so bleibt es doch ein Verdienst Hostmann's, die Frage abermals angeregt und zur Discussion gestellt zu haben. Er bringt eine Anzahl neuer Gesichtspunkte herbei, geht die Quellen kritisch durch und versucht es, für seine Ansicht Beweismaterial aufzuhäufen.

Hostmann beginnt damit, die wenigen Nachrichten aus der Zeit der Entdeckung aufzuführen, welche vom Eisen bei den Indianern reden. Acosta spricht von Eisenstückchen, die in Paraguay gleich Münze umliefen, A. Vespucci von einem Stamme am La Plata, der eiserne Pfeilspitzen besass. Das Original dieser Stelle, welches Hostmann nicht finden konnte, steht in Vespucci's zweitem Brief an Lorenzo de Pier Francisco de Medici bei Bartolozzi, Ricerche istorico etc. Firenze 1789. Zweimal wird Eisen von der Insel Guadeloupe gleich nach der Entdeckung Westindiens erwähnt. Diese Erwähnungen sind aber alle sehr kurz, zum Theil unbestimmt und lassen wenigstens bei dem Eisen vom La Plata und Paraguay die Deutung auf meteorisches Eisen zu, denn von irgend einem allgemeinen Gebrauche ist nirgends in den Quellen die Rede; das Eisen wird gelegentlich, als Ausnahme erwähnt — Stein, Kupfer, Holz, Knochen etc. bilden bei den Waffen und schneidenden Instrumenten die Regel.

Zu Gunsten seiner Ansicht hebt Hostmann alsdann hervor, dass bei den nordwestamerikanischen Völkern, also bei den Haida, Aht, den Thlinkit u. a. das Eisen im Gebrauche war, als im vorigen Jahrhundert die Entdecker zu ihnen gelangten, und zwar wurde es zu Waffen benützt neben dem Knochen, dem Stein und dem kalt gehämmerten Kupfer. Diese Thatsachen haben gar nichts Auffälliges und sind von mir bereits früher (Metalle bei den Naturvölkern S. 133 ff.) gewürdigt worden, aber nur, um zu zeigen, dass dieses gelegentlich und ausnahmsweise benützte Eisen der Nordamerikaner aus dem nordöstlichen Asien via Beringsmeer stammte. Dass die californischen Indianer das europäische Eisen, welches ihnen die Spanier in der Zeit der Eroberung zuführten, hoch schätzten und als Grabbeigaben verwendeten, habe ich a. a. O. 135 gezeigt. Selbst kleine Stückchen Eisen schliff man zu in der Form wie die alten Feuersteingeräthe und befestigte sie in hölzerne Hefte, was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn das Eisen dort und damals ein bekanntes Metall war. Dass die Angaben Atwater's über Eisenfunde in den nordamerikanischen Mounds — worauf Hostmann Gewicht legt und die ihm als Beweis dienen, dass die Indianer im Ohio-Gebiete das Eisen selbst producirten — zum Theil auf Missverständnissen beruhen, hat Putnam jüngst (Iron from the Ohio Mounds; a rewiew of the statements and misconceptiones of two writers of over sixty years ago. American Antiquarian Society 25 April 1883) nachgewiesen; er war es auch, der uns zeigte, dass es sich hier um gehämmertes Meteoreisen handelt. Fällt somit auch dieser scheinbare Stützpunkt Hostmann's.

Während nun Hostmann, im Interesse seiner Ansicht, den wenigen Quellen, die vom Vorkommen des Eisens in Alt-Amerika reden, grosses Gewicht beilegt, sucht er diejenigen Berichte der alten Autoren, welche direct versichern, dass zur Zeit der Entdeckung Eisen in Amerika unbekannt war, abzuschwächen. Beide aber, die dafür wie die dagegen Redenden, erwähnen das Eisen stets nur ganz nebensächlich, es wird in der Darstellung, ohne im Geringsten näher darauf einzugehen, von den Autoren nur flüchtig angeführt, ganz im Gegensatz zu den Schilderungen und Berichten von den übrigen Metallen. Da werden aus den altamerikanischen Culturländern Gold und Silber, Zinn und Kupfer, Quecksilber, Zinnober, Bronze alle ausführlich geschildert, wir hören von ihrer Gewinnung und Verwendung, es ist die Rede von dem Bergbau auf diese Metalle, ja von Gesetzen, die sie betreffen. Wo aber sind die Specialschilderungen, die sich auf das Eisen beziehen, wo sind die alten Eisenminen? Denn was pag. 373 Hostmann, auf vage Nachrichten gegründet, von alten Eisenbauen erzählt, darf doch wohl kaum ernstlich zum Beweise herangezogen werden.

Als wichtiges Beweismittel ist ferner die Sprache zu beachten, und auch Hostmann versucht dieses. Dass aber das „panilgue" der Amerikaner als „Metall" überhaupt zu deuten und nicht blos Eisen bedeute, dass das Eisen von den Amerikanern, der Sprache nach, als „Metall" im Allgemeinen oder als „schwarzes Kupfer" angesehen wurde und die amerikanischen Sprachen kein Urwort für Eisen besassen, glaube ich in meinen „Metallen bei den Naturvölkern" pag. 137 bewiesen zu haben.

Es handelt sich bei den Resten der Culturvölker Amerikas nicht um tausend oder ein paar tausend Jahre,

wie bei unseren prähistorischen Funden, wo sehr leicht und begreiflicher Weise beim Mangel von Eisen gesagt werden kann: es ist verrostet, und aus der Abwesenheit desselben unter den Fundgegenständen darf noch nicht darauf geschlossen werden, dass es zu seiner Zeit gänzlich unbekannt war.

In Amerika liegen die Dinge ganz anders. Hier handelt es sich zum Theil um Grabstätten, welche noch nicht 400 Jahre alt sind, die unter den allergünstigsten Verhältnissen für die Forschung sich befinden und die uns sicher das vorcolumbische Eisen schon gezeigt hätten, wenn es überhaupt vorhanden wäre. Ich glaube aber, dass Hostmann niemals die Verwirklichung seines Ausspruches erleben wird: „Schliesslich wird man auch das Eisen noch auffinden, wenn man erst weiss, dass es gefunden werden muss.“ Das Klima und der rohe Vandalismus, so meint Hostmann, seien beide verderbenbringend für das altamerikanische Eisen, und Ursache gewesen, dass dasselbe nicht mehr aufgefunden werde.

Gewiss hat der Vandalismus der Grabsucher viel zerstört, aber das Klima wird, wenigstens was Peru betrifft, von Hostmann irrthümlich bezichtigt. Gerade der Küstensaum von Peru, Bolivia und Nordchile auf der Westseite der Cordilleren, also im „Windschatten“ des in diesen Breiten herrschenden Südostpassates, ist ein fast ganz regenloses Gebiet, bis zum 30. Grad südlicher Breite hin. Jahre verfliessen hier, ohne dass ein Tropfen Regen fällt, und so trocknend und conservirend wirkt hier das Klima, dass die alten Peruaner, wiewohl ihnen die Kunst des Einbalsamirens bekannt war, diese für gewöhnlich nicht ausübten, da sich die Leichen in der heissen Küstenregion wie in der kühlen Sierra vortrefflich erhielten und zu natürlichen Mumien austrockneten. Von Balsamirung, wie etwa bei den Aegyptern, war nicht die Rede, Königsleichen ausgenommen. An der Küste dorrte der heisse Boden die Leichen und im Innern thaten die reine kalte Luft und trocknende Winde ähnliche Dienste. Es ist das eine Erscheinung, die man noch heute beobachten kann. Anders natürlich in den Regionen, wo es häufig regnet. (Rivero and v. Tschudi, Peruvian Antiquities. Englische Ausgabe, New-York 1853. 204 ff.) In Peru sind, wie Rivero und Tschudi hervorheben, Millionen von Mumien aus den Gräbern herausgeholt und an's Tageslicht gebracht worden. Reichlicher aber als die alten Peruaner hat wohl kein zweites Volk seine Todten mit Grabbeigaben versehen, und es sind da Waffen und Werkzeuge, Schmuckgegenstände, Kinderspielzeug, Spindeln mit daraufgewickelter Wolle, Zwirnknäuel, Nadeln, Kämme, kostbar gewebte Stoffe, Federschmuck, Kupfer, Bronze — Alles wunderbar erhalten, zu Tage gefördert worden. Von Eisen keine Spur! Wäre es nun denkbar, dass ein Volk, welches nach Hostmann das Eisen im ausgedehntesten Masse benutzte und darstellte, seinen Todten, bei denen man doch sonst Alles findet, was auf das tägliche Leben Bezug hat, Eisen nicht mit in das Grab gegeben hätte?

Wir können uns nicht vorstellen, dass Völker, die in der Metalltechnik so fortgeschritten waren wie Mexikaner und Peruaner, die in der That ganz erstaunlich feine, uns zum Theil noch erhaltene Werke schufen, wenn sie einmal das Eisen zu erschmelzen und zu verarbeiten wussten, nun noch bei ihren Stein- und Bronzegeräthen stehen blieben und das Eisen nur, oder fast nur, wie Hostmann will, zur Bearbeitung der harten Steine benutzten. Eisen, einmal erkannt, bricht sich rasch Bahn und die altägyptische Cultur hat allerdings — worauf Hostmann hinweist — noch Bronze neben dem Eisen benutzt, nicht aber, wie er meint, den Stein, denn dieser wurde dort nur noch zu Cultuszwecken im archaistischen Sinne gebraucht, wie bei der Circumcision, gleich den Brahmanen, die das tägliche Opferfeuer nach altbarbarischem Brauche noch durch Reiben von zwei verschieden harten Holzstücken herstellen, wiewohl sie Stahl und Stein seit langer Zeit kennen. Bei Peruanern und Mexikanern aber sehen wir alle Dinge des täglichen Gebrauchs, Waffen und Ackerwerkzeug aus Holz, Stein, Kupfer, Bronze hergestellt, nicht aber aus Eisen.

Ich komme nun zu dem interessantesten Theile der Abhandlung Hostmann's, in dem er uns zu zeigen versucht, wie die aus hartem Gestein bestehenden grossartigen Bauten der altamerikanischen Culturländer ohne gehärteten Stahl einfach unmöglich hätten ausgeführt werden können. Hier ist seine stärkste Seite und ist der Beweis auch nur ein negativer, so weiss ich ihm doch nichts entgegenzustellen, denn die Herstellung der alten Steinbauten und Sculpturen erscheint räthselhaft. Alte wie neue Schriftsteller haben sich hier den Kopf zerbrochen und sind wenig weiter gekommen.

Die Steinmetzarbeit im alten Peru war allerdings zum Theil bewundernswürdig. Squier (Peru, London 1877, p. 279) sagt geradezu, dass nirgends in der Welt etwas Aehnliches von mathematischer Genauigkeit beim Zuhauen der Steine zu finden sei, als bei den Bauten von Tiahuanaco. Aber die Frage, wie diese Steine bearbeitet wurden und mit welchen Instrumenten, will Squier nicht discutiren; doch habe er keinen Grund, daran zu zweifeln, dass auch in Tiahuanaco keine anderen Werkzeuge und aus keinem andern Stoffe benutzt wurden, als im übrigen Peru, nämlich solche aus Tschampi, einer Art Bronze (daselbst pag. 298). Bekannt ist, dass die Peruaner keinen Mörtel bei ihren Steinbauten gebrauchten, wohl aber findet man in den Steinen correspondirende Löcher gebohrt, „in die man Bronzepflöcke einliess, was zu glauben aller Grund vorhanden“; auch hat man die Spuren dieser Bronzepflöcke gefunden (daselbst 281, 295). Auch Rivero und von Tschudi (Peruvian Antiquities, englische Ausgabe, New-York 1853, 229) stehen voller Erstaunen vor den künstlichen Steinwerken der Peruaner, vor den Palästen, Statuen, Vasen u. s. w. und suchen nach der Lösung des Räthsels, wie solche Meisterwerke ohne Eisen und Stahl hergestellt werden konnten. „Drei Jahrhunderte hindurch haben weise Männer aller Völker sich an die Lösung dieser Aufgabe gemacht, ohne bis zum heutigen Tage etwas Gewisses über jene Manipulation herausbringen zu können. Sicher ist, dass die Geräthe aus einer Legirung von Kupfer und Zinn oder von Kupfer und Silicium nicht genügten, um das harte Material zu bearbeiten. Versuche, die mit Meisseln angestellt

wurden, welche aus peruanischen Gräbern stammten, zeigten, dass diese Geräthe weit weniger hart als Stahl waren und dass, wenn man sie auf harten Steinen probirte, wie Marmor oder Granit, sie bald stumpf und unbrauchbar wurden. Trotzdem scheint es, dass sie von solchen Geräthen Gebrauch machten und dass sie es verstanden, sie leicht zu schärfen. Nach unserer Meinung benutzten sie dieselben nur, um die Steine zu brechen und ihnen die erste rohe Form zu geben, doch gebrauchten sie andere Mittel, um die Steine zu glätten und poliren. Nach dem äussern Anschein thaten sie dieses durch ein mühsames und langwieriges Verfahren, indem sie dieselben schliffen und rieben, bald mit anderen Steinen, bald mit Pulver, und zuletzt polirten sie dieselben mit kieselhaltigen Kräutern, ähnlich dem Schachtelhalme. Das alte Sprichwort: „gutta cavat lapidem" kann hier passend angewandt werden und der Einwurf, dass dieses Verfahren zu mühevoll, wird zurückgewiesen durch die ruhige und geduldige Disposition der Indianer, die, durch Generationen hindurch an die Wiederholung der gleichen Beschäftigung gewohnt, jahrelang hintereinander mit der grössten Indolenz die eintönige Arbeit ausführten. Und diese Art des Vorgehens erscheint auch die einfachste und natürlichste. Nachdem wir mit der grössten Genauigkeit alle Umstände erwogen haben, ist es uns unmöglich, die erhabene Arbeit an Smaragdringen, an Jaspis, Granit und Basalt, die Schalen, Vasen, Idole aus Marmor, Porphyr, Granit und anderen sehr harten Mineralien und die schönen Steinwerke der alten Peruaner überhaupt zu erklären."

Ich habe hier die Ansichten von neueren Autoren über die Herstellung der altamerikanischen Bauten angeführt, um zu zeigen, wie die Meinungen bis auf Hostmann gewesen sind. Squier spricht sich also unbedenklich für Bronze als Handwerkszeug aus, während Rivero und von Tschudi an der Schleiftheorie festhalten. Hostmann nun führt aus, dass im ganzen Mineralreich kein Körper existire und in der Industrie keine künstliche Legirung, womit man im Stande wäre, den Stahl zu ersetzen, der durch die Verbindung grosser Härte und Zähigkeit ausgezeichnet ist. Die altamerikanischen Bauten aber sind aus Steinen der härtesten Gattung, aus Grünstein, rothem Porphyr, Basalt, Syenit, Granit, zum Theil in hoher technischer Vollendung und Schönheit hergestellt. Diese Gesteine seien aber, wie praktische Versuche ergeben hätten, keineswegs mit Bronze oder Steinen in der Weise zu bearbeiten, dass die noch vor uns liegenden Resultate sich ergeben hätten. „Ich selbst habe noch", schreibt Hostmann, „kürzlich mit verschiedenen Legirungen, auch mit der eine grosse Dichtigkeit zeigenden Manganbronze, Proben gemacht und kann versichern, dass sich mit keinem Meissel auch nur in gebrannten Ziegelstein oder in weiche Sandsteinplatten etwas Aehnliches wie Hieroglyphen oder Derartiges einschneiden liess." Da aber directe Berichte der Spanier vorliegen, welche die Bearbeitung von Stein mit Stein angeben, so unterscheidet Hostmann zweierlei Art der Steinbearbeitung: die niedere Classe der Bauhandwerker arbeitete mit Steinen und war nur auf einige Arten von weichem Gestein (Tuffe, Bimsstein u. s. w.) angewiesen. Die Ausübung der mit der Bearbeitung harter Gesteine sich befassenden, höheren Baukunst erfolgte aber mit Stahl. Diese höhere Kunst aber, so meint Hostmann weiter, musste in Folge der Alles zersetzenden Invasion in's Stocken gerathen und bald gänzlich erlöschen. „So erklärte es sich, wenn die Historiadoren, angesichts der auffälligen Methode, die Steine mit Steinäxten zu behauen, die Kenntniss des Eisens überhaupt in Abrede stellen und rathlos vor den kunstvollen Bauwerken und Sculpturen dastehen konnten, ohne zu begreifen, wenn kein Eisen und Stahl vorhanden war, mit welchen Geräthen und Werkzeugen solche Wunderbauten hergestellt wurden."

Wenn ich nun auch zugebe, dass die Bearbeitung der harten Gesteine in den alten Culturländern Amerikas noch räthselhaft erscheint, so kann ich doch nicht sagen, dass die Erklärungsversuche Hostmann's befriedigen. Weil Steinwerkzeuge und Bronze nicht genügen, deshalb muss Stahl angewendet worden sein; diesen aber selbst nachzuweisen ist Hostmann nicht gelungen. Ist nicht noch eine andere Methode denkbar? Höchst bedenklich aber erscheinen die beiden Kategorien der Bauhandwerker, von denen die eine mit Steinwerkzeugen, die andere mit Eisen arbeitete. Ist so etwas denkbar und gibt es dafür Analogien? Die Peruaner, um bei diesen zu bleiben, verstanden es nicht, das Holz zu bearbeiten, wenigstens nicht zu Bauzwecken. Statt der Balken aus Holz meisselten sie solche aus Stein, und zwar auch da, wo ihnen Holz zur Verfügung stand. Ihre Bronze- und Steingeräthe reichten, wie Rivero und von Tschudi ausführen, nicht dazu aus, um Balken zu zimmern. Besassen sie also, nach Hostmann, eiserne Werkzeuge, warum versuchten sie dieselben nicht beim Holze? Hostmann spricht wegwerfend von der Ansicht, dass der Tropfen den Stein aushöhle, das komme bei den peruanischen Riesenbauten nicht in Frage. Was aber die Geduld der Naturvölker auf diesem Gebiete zu leisten vermag, selbst härteren Gesteinen als Granit und Syenit gegenüber, dass ersehen wir z. B. aus der Bearbeitung des zähesten Gesteins, des Nephrits, mit viel weicheren Steinen, worüber Herr Fischer im Archiv für Anthropologie XV. 463 uns ebenso eingehende als wichtige Mittheilungen gemacht hat.

2. Herr Hofrath Dr. **A. B. Meyer** in Dresden übersendet eine Mittheilung über seine

Ausgrabungen am Zollwirthshause bei Sterzing in Tirol.

Als ich im August 1883 einige Tage in Sterzing weilte, um von einer Excursion durch das Ziller- und Pfitschthal auszurasten, welche ich zusammen mit Herrn Dr. Berwerth aus Wien auf der Suche nach Nephrit in den dortigen Strahlstein- und Serpentin-Gebieten unternommen hatte, erfuhr ich zufällig, dass der Besitzer des ca. 1 Km in südlicher Richtung von der Stadt entfernten Zollwirthshauses gerade einige Menschenschädel auf seinem Grund und Boden ausgegraben habe, und als ich — es war dies kurz vor meiner Abreise in's Möllthal, wo ich gleichen Zielen wie im Ziller- und

Pfitschthal nachgehen wollte — den Fundort in Augenschein nahm, sagte man mir, dass an gewissen Stellen des Besitzes schon seit Jahren Menschenknochen in grösserer Zahl zum Vorschein gekommen seien, welche jedoch, um kein Aufsehen zu erregen, stets in dem neben dem Hause gelegenen Gärtchen (Fig. 58, a) vergraben wurden. Besonders beim Umbau des Hauses, vor 15 Jahren, sollen ca. 20 Skelette in nächster Nähe desselben, am Gärtchen, zum Vorschein gekommen sein.

Das Zollwirthshaus liegt gegenüber dem Hügel Custozza, wo der alte Jaufenweg, eine Römerstrasse, auf welcher gerade hier noch anscheinend alte Radrunsen sichtbar sind, sich nach Westen wendet. In C. Fischnaler's „Sterzing am Eisack" (1883, pag. 9) heisst es: „Beim Pfarrhof (Widum) zweigt sich der alte Saumweg über den Jaufen ab, der beim Wirthshaus am Zoll nördlich einen Ableger nach Thuins, südlich nach Custozza entsendet, und auf welchem man zum ärarischen Bergweg gelangt".

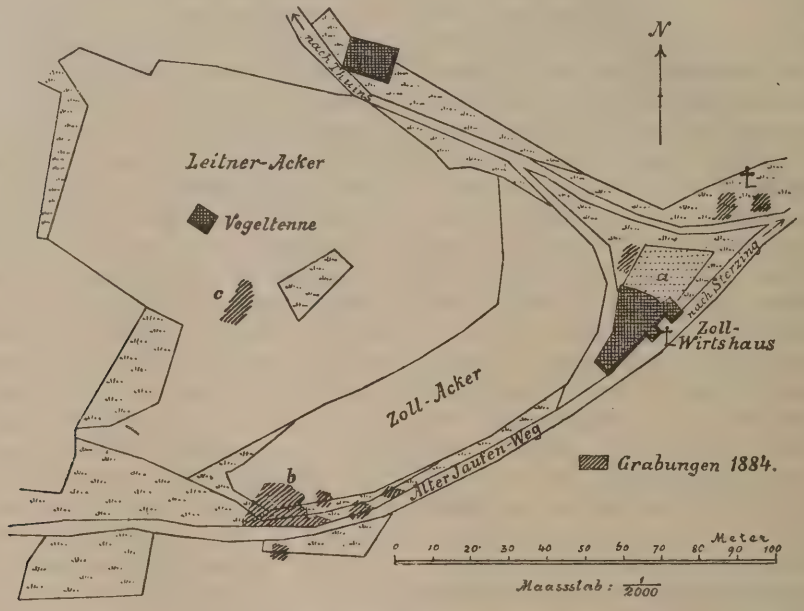


Fig. 58.

Die gemachten Funde, so wenig ich davon auch zu Gesicht bekam, und die räumliche Ausdehnung der Fundstätten luden zu einer systematischen Durchforschung ein, welche ich beschloss eventuell im Jahre 1884 zu unternehmen, woraufhin ich mit dem Besitzer Verabredungen traf. Inzwischen veranstaltete Herr Prof. Wieser aus Innsbruck am 31. August 1883 für das Museum Ferdinandeum eine Grabung (Fig. 58 bei b), über welche derselbe in dieser Zeitschrift (1884 Verh. pag. 23) kurz Bericht erstattete, und Mitte Februar 1884 hat Herr Dr. Tappeiner aus Meran östlich von der Stelle, an welcher Herr Wieser gegraben, nachgeforscht. Er stiess, nach dem Berichte von Augenzeugen, auf 2 Skelette, welche jedoch ganz zerstört waren, ein Schädel war vollständig, der andere theilweise zerquetscht. Mitte August d. J. grub ich nun, da durch die letztgenannten Versuche die Angelegenheit noch nicht zu Ende geführt schien, einige Tage mit mehreren Arbeitern und unter gütiger Assistenz meines Sterzinger, in Innsbruck als Lehrer am k. k. Pädagogium ansässigen Freundes, des Herrn C. Fischnaler, auf dem betreffenden Terrain, und ich gebe in Folgendem kurz die Resultate meiner und der früheren Nachgrabungen, wie mir die letzteren bekannt geworden sind.

Ueber Sterzing selbst, soweit es uns hier angeht, sagt Herr Fischnaler (l. c. pag. 10 fg.): „Nach der Besitznahme der Gebiete an der obern Etsch und am Eisack durch die Römer, im ersten Decennium n. Ch. G., legten diese hier, am Fusse des Brenners und am Ausgangspunkte des uralten Jaufenweges die Mansion Vipitenum an, welche jedoch mit dem Eindringen der Bajuvaren unter Herzog Diet wieder verschwindet. Zeugniss von der römischen Ansiedelung gibt, wenn man die Distancen der römischen Mansionen im Eisackthal vergleicht, das Itinerarium Antonini, ferner beweisen dies die Funde von Münzen in nächster Nähe der Stadt, und endlich die Ausgrabung eines Grabsteines gelegentlich der Grundaushebung zum Pfarrkirchenbau anno 1494. Der bezügliche Stein ist an der Südseite des Langhauses der Pfarrkirche eingemauert zu sehen und dem Andenken des romanisirten Rhätiers T. Claudius gewidmet. Dass in dieser Gegend die Gebeine der 10. Legion, welche von den Rhätiern vernichtet worden sein soll, begraben liegen, gehört in das Bereich der Sage." (Ueber die Kunstdenkmäler von Sterzing hat Herr Prof. Lübke in der Beilage zur Allgem. Ztg., pag. 3050 und 3066 fg. vom 28. und 29. Juli 1883 interessante Schilderungen veröffentlicht.)

Von prähistorischen Funden ist aus der Sterzinger Gegend bis jetzt kaum Etwas bekannt geworden. In dem nahen sogenannten Sterzinger Moos soll vor nicht

langer Zeit in 4 m Tiefe ein Steinbockgehörn gefunden worden sein (s. Noé: Almanach der Südbahn s. a. II, pag. 190). Herr Fischnaler sagt (l. c. pag. 6): „Etwa eine Viertelstunde unterhalb der Stadt begannen ehevor jene von den Fluthen des Eisack und seinen hier einströmenden Zuflüssen öfters inundirten Gebiete, welche unter dem Namen ‚Sterzinger Moos' in Geschichte und Sage bekannt wurden, die aber bis auf den übriggebliebenen Namen auch nicht einen Begriff mit den Vorstellungen von Moos und Moor gemein haben, seitdem die Regulirung der Bachläufe schon vor Jahren zur Ausführung gelangte." Im Jahre 1883 fand ein Torfgräber bei dem in südöstlicher Richtung im Moos gelegenen nahen Dorfe Elzenbaum ein Stück blauer Glasschlacke, sowie Topfscherben in ca. 8 Wiener Fuss Tiefe; von der Umgegend dieses Torfstiches geht die Sage, dass daselbst vor Alters eine Stadt gestanden habe, welche beim Ausbruche des „Pfitscher Sees" zerstört und verschüttet worden sei. Möglich, dass hier im Moos ein Pfahlbau gewesen ist, was einer näheren Nachforschung werth erscheint.

Der neue und Hauptfundort der Skelette am Zollwirthshause befindet sich hart an der Jaufenstrasse, circa 90 m von demselben thalaufwärts entfernt, an einer schmalen Stelle des Weges, wo dieser in beträchtlicher Höhe über der Thalsohle am steil abfallenden Berggelände entlang führt (Fig. 58 bei b). Es stand hier eine Trockenmauer, welche der Besitzer entfernte, um dahinterliegende Humuserde zu gewinnen, bei welcher Gelegenheit er eben auf Menschenknochen stiess. Im Ganzen sind hier nun 13 (oder einige mehr) mit dem Gesichte nach Osten liegende Skelette ausgegraben worden, darunter zwei Kinderskelette; hügeleinwärts (nach Norden) fand ich wider Erwarten keine mehr, trotzdem ich bedeutende Erdmassen fortbewegen liess. Ebensowenig dürften thalaufwärts (nach Westen) noch Gräber zu finden sein, denn hier treten Felsen hart an die Strasse. Thalabwärts (nach Osten) machte ich verschiedene, aber erfolglose Versuche, und jenseits der Strasse nach Süden, an dem zur Thalsohle führenden steilen Absturz, ergab eine Probeschürfung ebensowenig Positives. Es könnte daher sein, dass an dieser Stelle das Gräberfeld erschöpft ist, wenn ich das auch durchaus nicht mit Bestimmtheit behaupten möchte. Auf dem Acker oberhalb dieses Gräberfeldes (Leitner-Acker, Fig. 58 bei c) ergab ein Versuch ebenfalls ein negatives Resultat, nur einige Topfscherben wurden gefunden. (Die dort explorirte Grabstelle ist vielleicht auf dem Kärtchen, Fig. 58, nicht ganz genau angegeben, sie ist aber leicht wiederzufinden, da sie sich gerade in der sohlenförmigen Senkung des Ackers befindet.) Mehrere Skelette sind hart an der Strasse gefunden worden, eines der letzten nur 85 cm von derselben entfernt, sonst waren sie dem Terrain angemessen terrassenförmig übereinander gelagert. (Bei meiner Explorirung habe ich kein ungestörtes Skelet mehr gefunden.) Anfang September 1883 ergrub Herr Fischnaler noch das letztgenannte ungestörte Skelet, und ich lasse seine, mir gütigst gegebene Schilderung dieser Ausgrabung hier folgen:

„Die zwei Arbeiter kamen in der Höhe der Strasse, kaum 1 m von derselben entfernt, auf jene Steinumstellung, innerhalb welcher nach den bisherigen Erfahrungen regelmässig ein Skelet lag. Ich schaffte nun selbst vorsichtig von aussen die Erde weg, wobei es sich zeigte, dass die Steine (Glimmerschiefer) einen Raum von ca. 70 dm^2 umschlossen, in der Form einer Kiste (1·6 m lang, im Mittel 0·4 m breit). Die Steine waren ganz unbehauen, mit der dickeren Seite nach unten versenkt, mit der schmäleren nach oben und fügten sich an den Ecken gut aneinander. Gegen Norden ragte ein mehrere Centner schwerer Block über die anderen Seitenumrandungen heraus. Nach Durchsuchung einer ganz dünnen Culturschichte, welche ausser zweien Topfscherben und etlichen Kohlenstücken Nichts ergab, traf ich auf ein grösseres plattenartiges Stück Glimmerschiefer, welches ungefähr in der Mitte über den Seitenrändern der Steinkiste gewissermassen als Deckel gelagert war. Als ich dasselbe entfernte, fand ich, dass es auf dem Becken des Skelettes lag, der Schädel war zerdrückt, der rechte Arm ausgestreckt in normaler Lage, der linke über die Brust gelegt. Die meisten Knochen zerfielen bei der Berührung, Beigaben fehlten. Das Skelet lag direct auf diluvialem Schotter."

Ob alle Skelette so mit Steinen umstellt gewesen waren, konnte ich nicht mehr mit Sicherheit eruiren. „Im Allgemeinen machte es den Eindruck", bemerkt noch Herr Fischnaler, „als hätte man ein Loch bis auf den Schotter gegraben, den Boden mit Kohle und Asche bestreut, die Leiche hineingebettet und mit Steinen umhüllt, dann neuerdings Kohlen darüber geschüttet und Erde aufgeschöpft." Ueber der oberen Kohlenschicht lag meterhoher Humus und ich habe dieselbe so ziemlich in ihrer ganzen noch vorhandenen Ausdehnung verfolgt; dennoch kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie sich nicht nach Norden zu noch beträchtlich weit fortsetzt, denn bei dem Mangel an Skeletten und sonstigen Funden hörte ich zu graben auf. Die Kohlenschicht war von verschiedener Mächtigkeit und war eben auch dort vorhanden, wo keine Skelette lagen; sie neigte sich allmälig der Strasse zu und enthielt Topfscherben, Thierknochen u. dgl. m.

Was die Thonscherben anbelangt, so hat schon Herr Wieser (l. c.) einige Bemerkungen über solche gemacht. Ein schwärzlicher Randwulst von grobem, mit Sand gemengtem Thon eines auf der Drehscheibe gefertigten Gefässes trägt eine Marke, wie auch noch andere ähnliche auf kleinen Randstücken mit stark überhängendem Wulste vorkommen. Nur sehr wenige unter den mir vorliegenden 70 verschiedenfarbigen Scherben sind überhaupt ornamentirt, und in diesem Falle sehr einfach mit Strichmustern; das beste befindet sich auf einem röthlichen Stück von grobem, mit Sand gemischtem Thon; es wurden auch ein Paar Scherben von Terra sigillata gefunden, mit Graphit scheinen keine überzogen zu sein. Ich werde a. a. O. Gelegenheit haben, auf diese Gefässreste zurückzukommen.

Ob 3 Stückchen Feuerstein und Quarz künstlich zugerichtet sind, wage ich nicht zu entscheiden, ebensowenig, ob auf einen eiförmigen Rollstein Etwas zu geben ist (cf. Undset: Eisen, pag. 54 in Böhmen, pag. 82 und 96 in Posen). Ausserdem fand sich ein Stückchen Klebschiefer (Polirschiefer).

An Bronzen liegen mir nur vor: zwei kleine ineinanderhängende Ringe (Ohrring?), ein einfacher Ring, ein stabförmiges Stückchen, ein dickes Plättchen, wohl Theil eines Gefässes, und ein Klümpchen, ob geschmolzen oder Schlacke, ist schwer zu entscheiden. Es fanden sich ausserdem mehrere Stücke Raseneisenstein („Brauner Glaskopf"), darunter einige angeschliffen oder polirt.

An Thierknochen und Zähnen sind Rind, Pferd, Esel, Schaf, Ziege, Schwein und Hirsch vertreten. Von letzterem auch zwei bearbeitete Geweihstücke. Ein nicht zu bestimmender Knochen ist angebrannt. Die Rinderzähne stammen, nach gütiger Bestimmung des Herrn Prof. Wilckens, von Bos taurus brachyceros (kurzhornige Rasse) und entsprechen dem heutigen Etschthaler oder Ober-Innthaler Schlage; die Pferdezähne gehören Equus Caballus occidentalis s. robustus an, eine nähere Bezeichnung des Schlages war nicht möglich.

Von den in meine Hände gelangten Menschenknochen liessen sich nur 2 Schädel einigermassen reconstruiren, und zwar ist von dem einen (Nr. 1) das Schädeldach, von dem andern (Nr. 2) ausserdem ein Theil des Gesichtes und der lädirte Unterkiefer erhalten.

Es folgen die wenigen Maasse, welche sich nehmen liessen, und ich stelle daneben die Maasse von noch 4 anderen Schädeln von ganz derselben Fundstätte, von denen Nr. 3, von Herrn Wieser ergraben, sich im Innsbrucker anatomischen Museum, und Nr. 4—6 in der Tappeiner'schen Sammlung in Meran (s. oben: einer wurde Herrn Dr. Tappeiner später von Sterzing aus zugestellt) befinden. Ich verdanke die Maasse der letzteren 4 Schädel den Herren Prof. Holl und Dr. Tappeiner.

Nummer	1	2	3	4	5	6
Geschlecht Alter	m. alt	m. alt	w.? mittelalt	w. mittelalt	w. älter	— juv.
Länge	188	192	178[1])	179[1])	176[1])	158[1])
Breite	135	c. 139	145	142	144	161
Stirnbreite	92	101	101	—	102	93
Höhe	—	—	130	131	—	—
Horizontalumfang	508	—	515	—	—	—
Obergesichtshöhe	—	71	68	—	—	—
Breite der Orbita	—	42	40	—	—	—
Höhe der Orbita	—	35	33	—	—	—
Längenbreitenindex	71·8	c. 72·0	81·5	79·3	81·8	101·9
Längenhöhenindex	—	—	73·0	73·2	—	—
Breitenhöhenindex	—	—	89·6	92·3	—	—
Augenhöhlenindex	—	83·3	82·5	—	—	—

Nr. 1 ist also stark dolichocephal, Nr. 2 ebenso und mesoconch. Sie bieten in der Scheitelansicht ein langgestrecktes Oval und bei beiden ist eine mediane schwache Erhabenheit des Stirnbeines auffällig, sowie eine stärkere auf den Scheitelbeinen längs der Sutura parietalis. Die Augenbrauenbögen sind nicht sehr stark entwickelt, bei Nr. 2 aber stärker als bei Nr. 1; sie verstreichen nach aussen, so dass sie schon oberhalb der Mitte des oberen Augenhöhlenrandes verschwunden sind. Bei Nr. 2 ist die Incisura supraorbitalis auffallend stark, die Stirn ziemlich fliehend, die squam. occ. vorgewölbt, die Kauflächen der Zähne sehr stark abgenützt, die Nähte im Verstreichen. Bei Nr. 1 sind die Nähte fast verstrichen; die Stirn ist etwas steiler ansteigend als bei Nr. 2.

Nr. 3 ist nach Herrn Wieser (l. c. p. 24) subbrachycephal (81·4) mit dolichoidem Typus. Nach obigen Maassen und anderen, welche mir Herr Holl mittheilte, orthobrachycephal, mesoconch, leptorhin, leptostaphylin und mit schmalem Obergesicht begabt.

Nr. 4 ist mesoorthocephal, Nr. 5 brachycephal, Nr. 6 (juvenil) hyperbrachycephal.

Es ist sehr auffallend, dass 2 Schädel dolichocephal, 1 mesocephal und 2 brachycephal sind, jedoch muss ich mich, angesichts der Kargheit des Materials, des Versuches einer Erklärung dieser Thatsache enthalten. Ich betone aber, dass alle betreffenden Skelette unter denselben Verhältnissen an genau derselben Stelle ausgegraben worden sind.

(Von einzelnen Schädelknochen erhielt ich noch 2 Stirnbeine, eines mit stark ausgeprägter Incisura supraorbitalis, 2 defecte Scheitelbeine, einen Unterkiefer, dessen Zähne stark abgewetzte Kauflächen zeigen, und ein Unterkieferfragment eines Kindes.)

Aus Tirol sind bis jetzt wenig prähistorische Schädel bekannt geworden. Herr Dr. Tappeiner beschrieb einen dolichocephalen Torfmoorschädel von Cles in Südtirol: L.:B. 73·5 (Studien z. Anthrop. Tirols 1883, pag. 63). Drei Reihengräberschädel von Deutschmetz in Südtirol (l. c. pag. 15) waren dolichocephal, mesocephal und brachycephal: L.:B. 74·3—76·3—84·6. Ein prähistorischer Grödnerthal-Schädel (l. c. pag. 14) ist hyperbrachycephal, L.:B. 85·6. Bei Izels im Innthale und in Obermais bei Meran wurden Reihengräberskelette gefunden (l. c. 16), aber, soviel ich weiss, ist bis jetzt nichts Näheres über dieselben veröffentlicht worden, sowenig wie über die zwei bei Roveredo zwischen rohen Steinplatten gefundenen Skelette (diese Zeitschr. VIII, 157. 1879).

Von erhaltenen Röhrenknochen liegen mir zwei Oberarme, ein rechter und ein linker, welche aber nicht zusammengehören, und zwei rechte Oberschenkel vor. Die Länge des grösseren Femur ist eine mittlere. Der rechte Oberarm ist deformirt, vielleicht in Folge einer Verletzung.

	Oberarme	
	r. (Nr. 1)	l. (Nr. 2)
Grösste Länge	292	332
L. vom Oberarmkopf zum Cond. ext.	238(?)	275
Umfang unterh. d. tub. majus	81	85
Umfang d. Mitte d. Diaphyse	63	66
Umfang oberh. d. unteren Diaph.	72	78
Grösster Umfang d. Oberarmkopfes	131	138
Länge der unteren Gelenkfläche	40	45

[1]) Grösste Länge, während ich nach der Frankfurter Verständigung die gerade Länge gemessen habe.

	Oberschenkel	
	r. (Nr. 1)	r. (Nr. 2)
Grösste Länge	392	441
L. v. troch. maj. bis cond. ext. . .	361	424
Umf. d. Schenkelhalses unterh. d. Kopfes	85	107
Umf. in d. Höhe d. troch. major . .	134	172
Umf. unterh. d. troch. minor . . .	86	108
Umf. in der Mitte der Diaphyse . .	72	91
Umf. oberhalb der Condylen . . .	95	120
Umf. der unteren Epiphyse	—	260
Grösster Umfang des Schenkelkopfes .	137	153

Die Art der Bestattung am Sterzinger Zollwirthshause und die Kargheit oder das gänzliche Fehlen von Beigaben bei den einzelnen Skeletten gestatten die Annahme, dass hier Plattengräber vorliegen, und die dicht über der Kohlenschicht gefundene römische Münze (Probus, 276—282 n. Ch., Wieser l. c. pag. 23), sowie die Marken auf den Topfscherben und die Terra sigillata lassen vermuthen, dass dieses Gräberfeld wohl dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christo angehört haben kann. Die Schilderung, welche Herr J. Ranke (Anthrop. vorgesch. Beob. pag. 178) von solchen Reihen- resp. Plattengräbern gibt, passt in ihren Hauptzügen so gut auf das Gräberfeld am Zollwirthshause von Sterzing, dass ich dieselbe hier anziehen möchte:

„Der Gebrauch der Begräbnisse in den eigentlichen Reihengräbern ohne viel Aenderung in der alterthümlichen Art erstreckt sich etwa vom 4. bis in's 8., ja 9. Jahrhundert n. Chr., d. h. bis zur allgemeinen Christianisirung der betreffenden Gegenden. Die Richtung der Gräber ist meist von Ost nach West, so dass das Gesicht der Leiche dem Sonnenaufgang zugerichtet war. Meist streichen die Gräberreihen von Süd nach Nord an sanft geneigten Abhängen hin. Die oft sehr zahlreich belegten Gräberfelder finden sich meist an oder nahe bei Strassen, deren Erbauung den Römern zugeschrieben wird, sowie bei den in den ältesten Urkunden genannten Orten oder in diesen selbst, nicht wie meist die ältesten Grabhügel fern von den Wohnsitzen und den Verkehrswegen.

„Trotz der allgemeinen Gleichartigkeit in der Anlage der Reihengräber zeigen sich einige Unterschiede, welche nach der Angabe des Herrn Würdinger (Beitr. z. Anthr. Baierns I, 141) auf Stammesverschiedenheit hinzudeuten scheinen. Bei einem Theil der Gräberanlage wird der Leichnam vor Vermischung mit der ‚gewachsenen Erde' des Bodens möglichst sorgfältig geschützt, indem er ganz oder theilweise mit Steinplatten oder einem rohen Gewölbebau aus Feldsteinen bedeckt oder in einen Holzsarg gelegt wurde, während man bei der zweiten Gattung der Gräber höchstens ein Brett als Unterlage oder Bedeckung des Leichnams verwendete oder letzteren nur mit Holzkohle bestreute.

„Die erstere Gruppe von Gräbern wird am entschiedensten charakterisirt durch die viel selteneren sogenannten Plattengräber, die zweite durch die Furchen- oder Reihengräber, wie sie gewöhnlich beobachtet werden.

„Die Plattengräber bestehen aus einer von flachen Steinen, die untereinander nicht mit Mörtel verbunden sind, gebildeten Grabkammer oder Steinsarg, welcher mit einem Deckel von plattförmigen Tuffsteinen oder Sandsteinen bedeckt ist. Wenn den Boden nicht Platten oder Ziegelstücke bilden, so ist die Erde wenigstens mit Asche bestreut ... Die Beigaben in den Gräbern sind meist ziemlich spärlich oder fehlen ganz."

Ob es sich beim Zollwirthshause von Sterzing um eine römische Niederlassung, etwa einen Militärposten eines römischen Hilfsvolkes an einem strategisch wichtigen Punkte, wie es jedenfalls gerade diese Strassenbiegung, in welcher die Nebenstrasse in die Hauptstrasse einmündet, war, oder um die Grabstätten einer einheimischen, mit den Römern in Beziehung stehenden Bevölkerung handelt, lässt sich vermittelst des bis jetzt vorliegenden spärlichen Materials schwerlich entscheiden. (S. die Bemerkungen H. Ranke's über das Volk der Plattengräber in Beitr. z. Anthr. Baiern's 1877, I, 118, besonders p. 126.) Dass in bairischen Reihengräbern auch brachycephale Schädel vorkommen, hat Herr J. Ranke (Beitr. z. phys. Anthr. d. Baiern 1883, II, 63) gezeigt; er sagt: „Da hätten wir denn eine wesentlich brachycephale Reihengräber-Bevölkerung im südlichen Baiern und können wir nicht anstehen, in ihnen die germanischen Vorfahren der heutigen Altbaiern zu erkennen." Ueber die alte Bevölkerung der Sterzinger Gegend ist, bei dem geringen Material, noch nicht zu urtheilen. Die vielen, uns eigenthümlich klingenden Ortsnamen aus der nächsten Umgebung von Sterzing, wie Avens, Tschöfs, Lurx, Ladurns, Lidovens, Matzes, Mareit, Meders, Burgum, Ridnaun, Schnauders, Stilfes, Tulfers, Telfes, Duffein, Pflertsch, Pfulters u. a. lassen aber, wenn sie alt genug sind, mehr auf eine nicht germanische Bevölkerung schliessen, vielleicht auf eine rhätische, um diese Bezeichnung zu gebrauchen, denn die Verbreitung derartiger Namen ist so ziemlich auf gewisse Gebiete Tirols und der Schweiz beschränkt. Herr Steub (Rhätische Ethnol. 1854, 176 fg) führte solche Namen auf Etruskisch zurück, und die Möglichkeit dieser Ableitung wird auch von Anderen zugegeben; ob die betreffenden Namen jedoch wirklich etruskische sind, unterliegt noch der Untersuchung im Speciellen (cf. auch K. O. Müller ed. Deecke: Etrusker I, 159 Anm.). Die Rhäter waren wahrscheinlich brachycephal, die Etrusker mehr mesocephal, die Römer dolichocephal (S. v. Baer: Ueber den Schädelbau d. Rhät. Romanen 1859, 271 fg., cf. auch Tappeiner l. c. p. 31). Müller (l. c. p. 156) sagt: „Auch weiss man durchaus nicht, welches alte Volk in den ausgebreiteten Strichen Rhätiens, in Graubünden, Tirol, dem Etschthal gewohnt haben soll, ehe die Tusker sich ihrer bemächtigt hatten" und (p. 159): „So bleibt sowohl die Frage noch unentschieden, ob die Rhäter selbst Etrusker gewesen sind, als auch die, ob diese Nordetrusker in den Alpen zurückgebliebene Reste des Volkes oder erst durch die Gallier aus der Poebene hineingeworfen sind." Herr Bugge dagegen meint (Etr. Forsch. u. Stud. herausg. v. Deecke IV, p. X, 1883): „Der Charakter der Sprache spricht, wie mir scheint, dafür, dass die Etrusker vom Nordosten her in Italien eingewandert sind." Unsere Kenntniss

der alten Bevölkerung Tirols ist noch eine zu unvollkommene, um näher hierauf eingehen zu können.

Es ist bedauerlich, dass das Sterzinger Gräberfeld nicht von Anfang an wissenschaftlich und einheitlich ausgebeutet worden ist, es würde sich dann vielleicht etwas Positiveres ergeben haben. Schuld daran scheint in erster Linie das Fehlen von hinreichenden, zu solchen Zwecken disponiblen Mitteln seitens der Museen oder der betreffenden Landesregierungen. Ich glaube übrigens nicht, dass sich das Gräberfeld auf die explorirten Stellen bei *b*, Fig. 58, beschränkt, denn, wie eingangs bemerkt, wurden früher beim Hausumbau und überhaupt in der Nähe des Hauses Menschenknochen gefunden. Ich machte daher an drei verschiedenen Stellen (siehe Fig. 58) Versuche, jedoch nur mit negativem Erfolge, denke aber, dass ein glücklicher Zufall hier herum noch weitere Gräber zu Tage fördern und damit die Möglichkeit gegeben sein wird, weitere Aufschlüsse über dieses Gräberfeld zu erhalten.

Von dem Friedhof des nahen, thalabwärts gelegenen Trens konnte ich zwölf moderne Schädel acquiriren, welche vielleicht aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts stammen. Ich füge über dieselben einige Bemerkungen an, weil diese Schädel im Vergleiche mit den prähistorischen von Sterzing ein gewisses Interesse bieten. Herr Dr. Tappeiner hat wohl (l. c.) auf seiner Tabelle XI dieselben Schädel behandelt; er zählt dort 16 von Trens auf, von denen ich jedoch einige als zu defect zurückliess. Dass dieselben Schädel vorliegen, lässt sich aus folgender Tabelle schliessen, welche wie die übrigen und die Messungen selbst von dem Assistenten am Dresdner Zoologischen Museum, Herrn Dr. B. Hoffmann, zusammengestellt und ausgeführt worden sind:

L : B	Tapp.	Hoffm.	L : H	Tapp.	Hoffm.
80—80·9	1	—	69—69·9	1	—
81—81·9	2	1	70—70·9	1	1
82—82·9	2	1	71—71·9	1	1
83—83·9	3	2	72—72·9	2	1
84—84·9	3	3	73—73·9	—	1
85—85·9	1	1	74—74·9	4	3
86—86·9	1	1	75—75·9	2	2
87—87·9	—	2	76—76·9	1	—
88—88·9	2	—	77—77·9	—	1
89—89·9	—	—	78—78·9	1	—
90—90·9	—	1	79—79·9	1	—
91—91·9	1	—			

Die Messungen wurden nach dem Schema der Frankfurter Verständigung ausgeführt; die Gaumenmaasse sind wegen der vielfach vorhandenen Läsionen nicht sehr zuverlässig, ebensowenig der Profilwinkel. Das Alter war wegen der fehlenden Zähne nicht genau bestimmbar, auch das Geschlecht nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit. Die Reihenfolge ist eine zufällige.

Nr.	Herkunft. Geschlecht. Alter.	Hirnschädel									Gesichtsschädel								Indices				Bemerkungen
		C.	L.	B.	B¹.	H.	O. H.	L. B.	U.	S.	Q.	G¹. H.	G. B.	J.	N. H.	N. B.	O_1	O_2	G_1	G_2	P	L. : B.	L. : H.	B. : H.	G¹. H. : G. B.	N. H. : N. B.	$O_1 : O_2$	
1	Trens ♂ alt	1380	179	147	115	134	111	105	510	360	312	71	—	132	48	24	41	34	59	42?	85°	82·1	74·9	91·2	—	50.0	82·9	Orthobrachyc., mesorrhyn, mesoconch.
2	„ ♀? mtl. a.	1285	173	147	100	125	114	90	505	362	325	63	93	129	41	23	38	32	49	35	84°	85·0	72·3	85·0	67·7	56·1	84·2	Orthobrachyc., platyrrhin, mesoconch.
3	„ ♀? „ „	1405	175	146	93	131	115	98	510	350	320	71?	—	—	49	—	42	37	48?	37	—	83·4	74·9	89·7	—	—	88·1	Orthobrachyc., hypsiconch.
4	„ ♂N. i. Vatr.	—	176	143	98	—	113	—	510	370	325	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	81·3	—	—	—	—	—	Brachycephal.
5	„ ♂ „ „	1525	188	160	111	130	116	99	550	376	336	—	—	—	50?	29?	42	35	—	—	—	87·4	71·0	81·3	—	—	83·3	Orthohyperbrachyc., mesoconch.
6	„ ♂ „ „	—	177	149	104	—	110	—	515	365	320	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	84·2	—	—	—	—	—	Brachycephal.
7	„ ♂s. alt	1380	171	150	101	133	110	97	502	358	324	—	—	135	—	—	41	33	—	—	—	87·7	77·8	88·7	—	80·5	—	Hypsihyperbrachyc., mesoconch.
8	„ ♀alt	1360	173	145	89	130	112	99	498	360	317	68	89	126	48	25	38	32	44?	42?	87°	83·8	75·1	89·6	76·4	52·1	84·2	Hypsibrachyc., platyrrhin, mesoconch.
9	„ ♀ mtl. a.	1285	171	144	99	121	110	96	495	343	313	60	88	125?	41	24	41	34	49	34	—	84·2	70·8	84·0	68·2	58·5	82·9	Orthobrachyc., hyperplatyrrhin., mesoconch.
10	„ ♂?„ „	1255	167	141	97	125	103	90	490	351	304	65	92	—	44	22	38	31	45	38	82°	84·4	74·9	88·7	70·6	50·0	87·6	Orthobrachyc., mesorrhin, mesoconch.
11	„ ♂N. i. Vatr.	1335	166	158	98	126	116	98	500	344	325	71	—	133?	51	24	41	34	47	44	85°	90·4	75·9	84·6	—	47·1	82·9	Hypsihyperbrachyc., mesorrhin, mesoconch.
12	„ juv.	1215	164	141	90	121	106	89	480	338	310	61	—	—	46	22	41	32	44	32	86°	86·0	73·8	85·8	—	47·8	78·0	Orthohyperbrachycephal, mesorrh., chamäconch.

Nr. 11 und 12 können nicht mit in eine allgemeine Betrachtung einbezogen werden, weil ersterer hochgradig asymmetrisch ist (er sieht fast wie künstlich deformirt aus), letzterer einem jugendlichen Individuum angehörte.

Unter den 10 übrigen sind

8 brachycephal L:B 81·3—84·4,
2 hyperbrachycephal L:B 87,

im Mittel beträgt der Längenbreitenindex 84·3.

Von 8 Schädeln sind

3 orthocephal L:H 70·8—72·3,
4 orthocephal bis hypsicephal L:H 74·9—75·1,
1 hypsicephal L:H 77·8,

im Mittel beträgt der Längenhöhenindex 73·4.

Der Breitenhöhenindex beträgt bei

1 Schädel 81·8,
1 „ 84·0,
1 „ 85·0,
2 Schädeln 88·7,
2 „ 89·6 und 7,
1 Schädel 91·2,

im Mittel also 87·3.

Der Augenhöhlenindex beträgt bei

1 Schädel 80·5,
1 „ 81·6,
3 Schädeln 82·9,
1 Schädel 83·3,
1 „ 84·2,
1 „ 88·1,

sonach sind 7 mesoconch und 1 hypsiconch.

Andere Indices liessen sich der Defecte wegen nur bei einigen Schädeln berechnen.

Nr. 1 und 7 besitzen stark ausgeprägte Augenbrauenbögen und verengte Schläfegegend; bei Nr. 2 und 3 ist das Occiput kurz pyramidal ausgezogen, bei Nr. 2 können deutlich drei die Pyramide bildende Flächen unterschieden werden, von denen die unpaare nach oben sieht; Nr. 3 besitzt dreieckige temporale Schaltknochen, welche aber das Frontale nicht erreichen, und die Schläfegegend ist verengt; bei Nr. 4 ist die squam. occ. vorgewölbt; bei Nr. 6 sind die Augenbrauenbögen stark entwickelt; Nr. 9 hat temporale Schaltknochen, wie Nr. 3, und die sq. occ. ist etwas vorstehend; Nr. 10 besitzt eine grössere Zahl Worm'scher Schaltknochen.

Die Trenser Schädel sind nach Obigem alle sehr prononcirte Kurzköpfe, was schon Herr Tappeiner (l. c. pag. 33) für alle Eisackthaler constatirt hat. Sie stehen dadurch im Gegensatze zu den zum Theil dolichocephalen prähistorischen Sterzinger Schädeln, welchen Gegensatz durch Hypothesen gut zu überbrücken schwer sein dürfte. Ich will jedoch folgende Bemerkung des Herrn J. Ranke (Beitr. z. phys. Anthr. d. Baiern 1883, II, 59) anziehen: „Die Bewohner gebirgiger Gegenden neigen durch den Einfluss des Wohnortes zu einer gesteigerten Brachycephalie: Die Veränderung der Schädelformen in den süddeutschen Gegenden seit der Reihengräberzeit ist zum Theil auf dieses Moment zu beziehen“ [1]). Herr Tappeiner (l. c. pag. 35) meint, dass dieses jedoch manche Ausnahmen erleide, und Herr Zuckerkandl hat sich entschieden gegen eine solche Theorie ausgesprochen (diese Zeitschr. 1884, 118). Letzterer fand (l. c. 1883, 96), dass in Hallstatt die alten Gräberfeldschädel überwiegend dolichocephal, die modernen Schädel vorwiegend brachycephal sind. Gegen die von den Herren Zuckerkandl und Holl (l. c. 1883, 89 fg. und 1884, 77 fg.) vertretene Lehre von den selbstständig durcheinander vorkommenden constanten Typen hege ich aber Bedenken, schon aus dem Grunde, als solche typische Unterschiede sich wegen der nun bereits Jahrhunderte oder Jahrtausende lang stattfindenden geschlechtlichen Vermischung, meiner Meinung nach, nicht würden erhalten haben können. Aehnliche Ansichten betreffend durcheinander vorkommende Typen sind, wenn auch mit ungenügender Begründung, für wilde Völkerschaften, z. B. für Neu-Guinea besonders von französischen und italienischen Anthropologen ausgesprochen worden. So wählt Herr Zuckerkandl z. B. aus circa 1000 Hallstätter Schädeln 137 „typische“ aus, welche zwei scharf von einander geschiedenen Formen, der dolichocephalen und der brachycephalen, angehören, und vernachlässigt die „vielen . . ., welche man vielleicht am besten als Mischformen bezeichnen könnte“, wenn derselbe auch 7 einer dritten Form, welche „vielleicht eine Mischform der beiden . . . extremen Typen zu bedeuten hat“, mit aufnimmt. Dass auf diese Weise ein künstliches System von Typen geschaffen wird, ist wohl nicht in Abrede zu stellen, und die gegebenen Zahlenreihen sind daher kein getreuer Ausdruck der Thatsachen, sie bedürfen der Ergänzung. Ich finde, dass das ganze zugängliche Material der erwachsenen normalen Schädel in die Untersuchung einbezogen werden muss, und kann in jenen, als typisch bezeichneten Unterschieden nichts Anderes sehen, als die Variationsbreite einer organischen Form. Welche Suite von Säugethierschädeln einer Art man betrachten möge, immer wird man eine solche relativ ansehnliche Variationsbreite aller Charaktere beobachten können, niemals ist die organische Form wie mit einer Stanze geprägt, und, meiner Ueberzeugung nach, ist es aus diesem principiellen Grunde nicht zulässig, eine solche Formenreihe nach verschiedenen ausgewählten Typen, mit Vernachlässigung der Zwischenformen, in dem Sinne zu gruppiren, als repräsentirten sie ihrer Abstammung nach constante, ererbte Unterschiede.

Das in den Museen vorhandene Material an Schädeln aus den österreichischen Alpen ist noch ein sehr lückenhaftes und ungenügendes, und ich möchte speciell darauf hinweisen, wie dringend wünschenswerth es wäre, von dem in Ossuarien vorhandenen Material so viel als irgend möglich in den Sammlungen zu bergen, da die Ossuarien über kurz oder lang der Vernichtung anheimfallen werden. Auch kann, meiner Ansicht nach, die Untersuchung der Schädel in den Ossuarien selbst, wie sie neuerdings von einigen Seiten geübt wird, aus vielen Gründen nicht als genügend angesehen

[1]) Auf Neu-Guinea scheinen die Gebirgsbewohner etwas mehr zur Brachycephalie zu neigen, während die Strandbewohner vorwiegend dolichocephal sind.

werden und die dauernde Aufbewahrung in Museen nicht ersetzen. Wie ich diesen Sommer zu erfahren Gelegenheit hatte — und ich gedenke bald über eine Sammlung moderner Schädel aus dem oberen Gailthale zu berichten —, ist es bei etwas diplomatischem Vorgehen durchaus nicht so schwer, dieses werthvolle Material auf legalem Wege für die kaiserlichen Sammlungen oder die Landesmuseen zu erhalten, und es müsste, meiner unmassgeblichen Ansicht nach, ein qualificirter Beamter derselben zu dem speciellen Zwecke längere Zeit durch die Monarchie hin, mit den genügenden Vollmachten versehen, auf Reisen ausgesandt werden, um eine grössere Schädel-Sammlung anzulegen, welche jetzt noch mit geringen Kosten und mit Leichtigkeit zusammengebracht werden kann. Nur bei einer viel gründlicheren Kenntniss der anatomischen Unterlage, als wir sie bis jetzt besitzen, wird es, wenn überhaupt, möglich sein, sichere Schlüsse über die jetzige und frühere Bevölkerung des Landes zu gewinnen. In dieser Beziehung stimme ich vollkommen mit den von Herrn Prof. Holl eingangs und am Schlusse seiner Abhandlung „über die in Tirol vorkommenden Schädelformen“ (diese Zeitschr. 1884, 77 und 106) ausgesprochenen Ansichten überein.

Die in Obigem behandelten Schädel, sowie alle Grabbeigaben von Sterzing wurden der Anthropologisch-Ethnographischen Abtheilung des k. k. Naturhistorischen Hof-Museums übergeben.

Dresden, October 1884.

3. Herr Dr. **Moriz Hoernes** übersendet eine Zuschrift über

Bosnische Kunst und Cultur im Mittelalter.

Herr Prof. F. Radić in Curzola knüpft an meinen im XIII. Bande dieser Mittheilungen erschienenen Aufsatz über alte Gräber in Bosnien und der Herzegovina eine Reihe kritischer Bemerkungen, welche jenem Artikel an Umfang nahezu gleichkommen [1]). Wie angenehm es mir nun auch sein kann, wenn anlässlich meiner Untersuchungen mittelalterlicher Grabstätten in den genannten Ländern südslavische Forscher, welche dazu in erster Linie berufen sind, unsere Kenntniss berichtigen und erweitern, so kann ich doch in der vorliegenden Entgegnung nichts finden, was einem solchen Fortschritt gleichkäme. Der Autor, welcher diese Denkmäler nicht aus eigener Anschauung kennt, wendet sich lediglich gegen einige Schlussfolgerungen meines citirten Aufsatzes, um dieselben unter Anführung einiger ihnen scheinbar entgegenstehender, aber, wie ich zeigen werde, unwesentlicher oder unrichtig aufgefasster Thatsachen zu bekämpfen.

In meinen ausführlichen Mittheilungen über bosnische und herzegovinische Alterthümer an Stellen, die im Eingang jenes Aufsatzes citirt sind, habe ich eben mit Rücksicht darauf, dass weitere Forschungen uns neue Einsichten in das Gebiet der bosnischen Denkmäler eröffnen würden, jede culturgeschichtliche Conclusion unterlassen. Allein meine, seit dem Jahre 1880 hierauf gespannten Erwartungen blieben unerfüllt. Was in den nächsten Jahren hinzukam, war theils vereinzelt und unwesentlich, theils nicht von der Art, dass es meinen schon damals feststehenden Ansichten widersprochen hätte. Ich konnte daher mit gutem Gewissen und mit jener Unbefangenheit, welche mir Herr R., ich weiss nicht aus welchem Grunde, abspricht, jene Darstellung unternehmen. Dennoch würde mir nichts daran liegen, die flüchtig gezogenen Umrisse eines Culturbildes, wie es sich aus dem von mir untersuchten Materiale zwangslos ergab, auf Grund neuer Beweismittel gründlich verändert oder ganz zerstört zu sehen; denn ich habe (das braucht wohl kaum bemerkt zu werden) nicht die geringste Tendenz, das Mittelalter südslavischer Volksstämme als ein halb barbarisches darzustellen. Allein diese neuen Beweismittel fehlen eben bis dato, und es handelt sich noch immer blos um die Auffassung desjenigen Materiales, welches ich zuerst in grösserer Ausdehnung gesammelt und zusammenhängend publicirt habe. Dass aber meine Auffassung desselben, welche ich, ihrer einleuchtenden Kraft wegen, in jenem Aufsatze nicht weiter ausgeführt habe, noch jetzt die richtige sein dürfte, will ich nunmehr etwas näher begründen.

Zunächst etwas, das nicht die Grabsteine direct angeht, sondern eine Art Hintergrund zur Betrachtung derselben bilden soll. Herr R. findet es „vor Allem sonderbar“, wenn ich von der grossen Masse der unteren Stände, d. h. doch wohl von dem ackerbautreibenden Landvolk, aussage, dass sie in primitivster Weise des Lebens Nothdurft gewann und mit schwachen Mitteln Einiges zur bescheidenen Ausschmückung des Daseins beitrug. Ja lässt sich denn von der mittelalterlichen Bauernschaft anderer, heute civilisirter Völker mehr sagen als dies? Das ist eben das Interessante an bosnischen Zuständen, dass sie uns in mancher Beziehung ein treues Bild davon bewahren, wie es nicht nur hier, sondern auch in anderen Ländern Ost-Europas während des Mittelalters ausgesehen. Anderwärts ist die mittelalterliche Cultur vom Fortschritt verschlungen worden — hier hat sie sich ziemlich rein erhalten.

Was für die Specialgeschichte Bosniens dabei herauskommt, scheint mir nebensächlich gegenüber den Erscheinungen von allgemein-culturhistorischer Wichtigkeit, die jenes Land noch aufweist. Für diese „Erhaltung des Glaubens, der Sitten und Gewohnheiten ihrer Urväter“ widme ich den christlichen Bosniern meine „volle Bewunderung“ und zweifle nicht, dass andere Völker unter dem gleichen Druck ebensoweit zurückgeblieben wären. Nur weil ich dies für selbstverständlich hielt und die allgemeinsten historischen Kenntnisse bei den Lesern dieser Mittheilungen voraussetzte, habe ich, wie mir Herr R. jetzt vorwirft, unterlassen, die elenden Verhältnisse, in welchen die Bevölkerung Bosniens volle vier Jahrhunderte gelebt, in ausdrückliche „Erinnerung, Erörterung und Beleuchtung“ zu bringen. Der Schluss aus der Rohheit der nationalen Kunstversuche auf die Unbildung der grossen Volksmasse ist allerdings ein mittelbarer, aber, wo sonst keine Beweise vorliegen,

[1]) S. diese Verhandlungen (S. 63—67).

durch die Voraussetzung, dass eine nationale Bildung sich immer auch in der Kunst ausprägt, gerechtfertigt. Wohl hat uns die Zerstörungslust und Beutegier der türkischen Eroberer vieler Documente beraubt, welche geeignet wären, jenes Culturbild auszuführen und abzurunden, aber es ist sehr fraglich, ob dasselbe dann wesentlich umgestaltet erschiene. Unter tektonisch reicheren oder aus edlem Material geformten Werken wollte ich nicht solche, in denen sich ein höherer Kunstsinn ausdrückt, verstanden wissen, sondern zum Unterschiede von den gewöhnlichen Grabmonolithen, die ihrer Massivität und widerstandsfähigen Form wegen überall ausgedauert haben, Bauwerke wie Kirchen, Capellen, Schlösser und Objecte (Gefässe, Waffen, Schmucksachen) aus edlem Metall. Ich wage zu behaupten, dass auch in diesen räumlich grössten und kleinsten Werken der einheimischen Kunst ein mit dem Styl der Grabsteine und ihrer Sculpturen harmonirender Culturcharakter zu erkennen wäre, wenn wir sie noch besässen. Theilweise sind sie ja wirklich erhalten und bestätigen jene an sich höchst wahrscheinliche Aufstellung. Herr Evans besitzt eine Silberschale aus Kossowo, deren Decoration — Reihen getriebener Menschen- und Thiergestalten — genau dieselbe Formengebung zeigt, wie die mit Figuren geschmückten Grabsteine der Herzegovina.

Herr R. bekämpft ferner die Unterscheidung, welche ich zwischen den bosnischen und den herzegovinischen Grabsteinen gemacht und mit dem weitaus grösseren Reichthum der letzteren an figuraler und ornamentaler Decoration begründet habe. Er thut dies, indem er bemängelt, dass ich so ungeheuer viele Denkmäler erwähnt und verhältnissmässig sehr wenige abgebildet habe. Er zweifelt, ob ein so scharfer Unterschied wirklich an's Licht träte, „wenn die Abbildungen sämmtlicher altbosnischer und herzegovinischer Grabsteine von Dalmatien angefangen in einem grossartigen Atlas zusammengestellt wären.“ Herr R. kann versichert sein, dass ihn eine solche Publication unbedingt von der Richtigkeit meiner Aufstellung überzeugen würde. Sonst aber wäre sie ein Unding, denn sie müsste die Abbildungen von mehreren tausend Steinen, die dem Auge nichts als sechs oder sieben leere Flächen darbieten, enthalten. Hier muss man sich entweder aus eigener Anschauung einen Ueberblick der Verhältnisse erwerben oder denjenigen vertrauen, die sich einen solchen verschafft haben. Die ganz und gar feststehende Thatsache des grösseren Bildreichthums der herzegovinischen Steine, der noch immer ein geringer ist im Verhältniss zur Zahl der Denkmäler, erklärt sich aus der grösseren Küstennähe ebenso ungezwungen, wie das vereinzelte Auftauchen hellerer Lichtstrahlen im Nordosten Bosniens (Funde von Dolnji-Zgošča und Ravna Trešnja) aus der Einwanderung fremder Künstler oder Colonisten. Aber nicht nur der Einfluss fremder Vorbilder, sondern geradezu eine Racenmischung hat in der Herzegovina während des Mittelalters stattgefunden. Wer die Geschichte dieses Landes mit ihren stets wiederholten Ausbrüchen eines separatistischen Geistes kennt, wer je einen Herzegoviner oder Montenegriner von reinem Typus mit einem echten Bosniaken verglichen und den überraschenden Unterschied, der sich im Schnitt des Gesichtes, in der Farbe des Haares und der Augen ebenso scharf ausprägt, wie im Geist und Charakter, wahrgenommen hat, wer dann bei einiger Rücksicht auf Orts- und Familiennamen, Trachten und Sitten das illyrisch-albanesische Element mit unverkennbaren Spuren in das Slavische der südlichen Herzegovina hereinragen sieht, der kann nicht zweifeln, dass hier eine Ethnokrasie vor sich gegangen, die von entschieden wohlthätigen Wirkungen begleitet war. Was aber den weiteren Schluss betrifft, dass diese Factoren auch die grössere Kunstliebe und Kunstfertigkeit der Herzegoviner hervorgerufen, so dürfte derselbe wohl auch ohne „thatsächliche Beweise“, wie sie Herr R. fordert, einleuchtend sein.

Desgleichen ist es positiv sicher, dass wirklich die kolossale Mehrzahl der Steine ohne Inschrift ist und war. Es fehlen uns die genauen Verhältnisszahlen und nicht leicht wird sie uns Jemand verschaffen, aber im günstigsten Falle findet man unter hundert Steinen e i n e n durch Inschrift ausgezeichneten. Ich habe tausende von diesen Denkmälern genau durchsucht und nicht einmal zehn beschriebene entdeckt. Mag man diese Zahl aus den von Herrn R. angeführten Gründen verzehnfachen, so hat man noch kein volles Percent der im ganzen Lande vorhandenen Grabsteine aus dem Mittelalter. P. Petrus Bakula, der gelehrte und patriotische Verfasser des topographisch-historischen Schematismus der katholischen Herzegovina, wohl der genaueste Kenner aller im bischöflichen Sprengel von Mostar befindlichen Denkmäler, hebt diesen seltsamen und höchst auffallenden Mangel wiederholt hervor und bemerkt einmal gelegentlich: de reliquo, quemadmodum alibi, ita hic quoque sepulcrorum magnificentia inscriptionibus orbatur. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Todesfälle begnügte man sich also, einen plumpen stummen Steinwürfel über das frischgeschlossene Grab zu wälzen. Wem springt hier nicht in die Augen, welche eminente Verschiedenheit zwischen dem Geiste und der Bildung dieser Menschen einerseits und der gleichzeitigen Cultur in anderen Ländern geherrscht haben muss? Denn wer weiss nicht, wie fruchtbare Quellen für Geschichte, Genealogie, Wappen, Trachten, Rüstungen, Schriftarten, Kunststyl u. s. w. die mittelalterlichen Grabdenkmäler anderer Gebiete durch ihre meist datirten Abbildungen und Inschriften geworden sind, seit man anfing, die Ueberreste dieser Monumentenclasse vor der Zerstörung, welcher sie auch bei uns vielfach anheimgefallen war, zu sichern! Fasst man dieses Gegenbild in's Auge, so bieten die Denkmäler gleicher Art und Zeit in Bosnien eine beinahe erschreckende Erscheinung. Herr R. begnügt sich allerdings mit dem Umstande, „dass es Inschriften gibt“. Diese bezeugen ihm, „dass dort ein schriftkundiges Volk gelebt, welches sein eigenes (?) Alphabet und seine eigene Literatur (?) hatte.“ Nun liegt aber die Sache so. Ohne das Zeugniss der Grabsteine würde man nicht zweifeln, dass die Kenntniss der Schrift in Bosnien ungefähr ebenso verbreitet gewesen, wie in andern slavischen Ländern. Erst die enorm geringe Verhältnisszahl der Inschriften auf den massenhaft erhaltenen Grabsteinen vornehmer Leute spricht jetzt dafür, dass das Volk im Allgemeinen (u. zw. nicht blos die unteren Stände) n i c h t schriftkundig war.

Es ist räthselhaft, wie man gerade daraus das Gegentheil, ja noch überdies die Existenz einer eigenen Literatur ableiten kann. Zu welchen ferneren Aufstellungen die pietätvolle patriotische Betrachtung dieser Denkmäler leitet, sehen wir aus einem Beispiel, welches Herr R. selbst gegen meine Ansichten beibringt. Auf einem Hügel bei Sarajevo liegt ein vereinzelter Stein, der nur durch seine Grösse und auffallende Situation bemerkenswerth ist. Wir kennen denselben. Er ist, wie Herr R. sagt, mit der Unterplatte aus einem Stück gearbeitet und „ohne irgend einer Schrift", und (wie er aber nicht angibt) ohne jedes sonstige Abzeichen. Diesen Stein nennt Herr R. nach einer Zeitungsnotiz (im Neusatzer „Javor") „ein prachtvolles Denkmal", ja er weiss sogar, dass dasselbe dem „bosnischen Feldherrn Paul (Radjenović?)" errichtet war. Dem „bosnischen Feldherrn Paul (Radjenović?)" — das in der Klammer stehende Fragezeichen gehört nicht uns, sondern Herrn R. und ist sehr charakteristisch; denn es sagt uns, dass der Begrabene, selbst wenn er nicht der geschichtliche Paul Radenović gewesen, doch wenigstens ein „bosnischer Feldherr" war. Das Beiwort „prachtvoll" beruht hier auf einem Sprachgebrauch, der uns, als wir in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften Auszüge aus dem oben citirten Schematismus der katholischen Herzegovina mittheilten, erwähnenswerth schien, um die geläufigen Ausdrücke magnificum sepulcrum, tumulus nobilis etc., welche dort von ganz nackten Steinblöcken oder Steinhaufen, blos aus Respect vor ihrer Grösse gebraucht werden, auf das richtige Mass zu beschränken. Im Munde der Eingebornen kann man diesen Sprachgebrauch kaum Uebertreibung nennen, aber auch Fremde verfallen in dem kunstarmen Lande sehr bald dieser hyperbolischen Anschauungs- und Ausdrucksweise. Wir möchten daher einige Vorsicht gegenüber solchen Bezeichnungen auch da, wo es sich um etwa literarisch überlieferte Nachrichten von Denkmälern einheimischer Kunst in Bosnien handelt, empfehlen. Ebenso authentisch, wie die „Pracht" jenes Monumentes ist die Kunde, dass es dem historischen Paul Radenović errichtet war. Sie beruht darauf, dass der Hügel im Volksmund Pavlovac heisst. Kann dieser sehr häufige Name nicht zehn andere Gründe haben, als dass hier der berühmte bosnische Feldherr begraben ist?

Indem wir auf das Innere der unter diesen Steinen liegenden Gräber und Grüfte übergehen, müssen wir vor Allem erwähnen, dass wir auch einmal golddurchwirkte Fetzen in einem der Gräber von Ladjevine bei Rogatica an einer nur unter zwei Brettern im blossen Erdreich liegenden Leiche angetroffen haben. Unsere eigene Wahrnehmung, die wir übrigens nicht verschwiegen (s. Sitzber. etc. XCIX 2 S. 856) reicht also gerade so weit, wie die des Herrn Vid Vuletić Vukassović, der solche Fetzen bei Gradac gefunden hat. Somit haben wir jetzt zwei Gräber, in welchen die Todten erweislich mit einem würdigen Gewande beerdigt wurden. Dem gegenüber steht aber wie ein Koloss die Erfahrung, welche nicht allein wir, sondern viele andere Forscher und nicht zuletzt die zahlreiche Cohorte der Schatzgräber und Goldsucher im ganzen Lande zu wiederholtesten Malen gemacht, dass in diesen Gräbern fast ausnahmslos nichts zu finden ist als Knochen und dass auch nie etwas Anderes darin gefunden wurde. Wenn wir absehen von jenen Fetzen, die wir bei Ladjevine und einer Pfeilspitze, die wir bei Livno in Gräbern fanden, sowie von dem Grabe bei Ladjevine, wo es in der Steinschrift ausdrücklich heisst, dass dem Vojvoden Miotoš ein Leichentuch und Anderes in die Erde mitgegeben wurden, so haben wir in den zahlreichen von uns geöffneten Gräbern nirgends auch nur die kleinste Spur einer Beigabe finden können. Jene Pfeilspitze scheint aus der Todeswunde des Leichnams zu stammen, die citirte Inschrift aber zu beweisen, dass es Ausnahme und hohe Ehre war, wenn der Tode nicht nackt beerdigt wurde. Ebenso wie uns erging es Herrn Dr. v. Luschan, der sich durch die innere Armseligkeit dieser Gräber nur deshalb nicht abschrecken liess, weil es ihm um eine craniologische Ausbeute zu thun war. Dagegen sind die Eingebornen, trotz ihres Aberglaubens von überall verborgenen Schätzen, von Nachgrabungen unter jenen Steinen längst zurückgekommen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie nichts darin fanden, was die Arbeit lohnte. Wer sich dieser Thatsache gegenüber noch an vereinzelte Funde klammert, um den Folgerungen zu entgehen, welche hier so nahe liegen, wie bei dem Fehlen der Inschriften, dem können wir nur zu bedenken geben, dass auch hier Ausnahmen die Regel bekräftigen. Der von Herrn R. citirte Ausspruch des Professors Luko Zore („die bosnischen Gräber können als aus zwei Theilen bestehend betrachtet werden; es gibt einen sichtbaren Theil, d. h. ein mit Figuren geschmücktes aber leeres Grab und einen unsichtbaren Theil, d. h. die gewöhnliche Gruft ohne Schmuck") erscheint uns nach den jetzt hinreichend aufgehellten Thatsachen vollkommen räthselhaft. Auf die höchst einfachen bosnischen Gräber passt er absolut nicht. Diese bestehen in ihrer ungeheuren Mehrzahl aus einem massiven Steinblock, auf dem sehr selten Figuren angebracht sind, und dem darunter liegenden Grab, in welchem man ein oder mehrere Skelette findet. Das „Wunder des Herrn Luschan", welches Professor Zore weiter anführt, erklärt sich nicht aus seiner mystischen Zweitheiligkeit der bosnischen Gräber, sondern dadurch, dass jener Fund auf der Ravna Trešnja einer fremden Colonie angehörte, welche ihre Gräber nicht in der landesüblichen Weise bezeichnete. Dass dem so ist, hat der Entdecker selbst aus der craniologischen Verschiedenheit der leiblichen Ueberreste jener Colonie von denen der einheimischen Bevölkerung schlagend nachgewiesen.

Herr Radić behauptet, wir wären nicht im Stande, ein einziges Beispiel anzuführen, dass die altbosnischen Edelleute ihre schönen Waffen aus Venedig haben kommen lassen. Es sollte doch Niemand über die Cultur Bosniens im Mittelalter sprechen, ohne die Hauptarbeit darüber, die fast ausschliesslich auf ragusanischen Urkunden aufgebauten Studien von Const. J. Jireček über „die Handelsstrassen und Bergwerke in Serbien und Bosnien während des Mittelalters" (Prag 1879) zu kennen. Sie bestätigt aus archivalischen Quellen durchaus Dasjenige, was wir auf anderem Wege, d. h. aus den Steindenkmälern gewonnen haben. Dort finden wir

u. A. S. 58 Folgendes: „Die herrschenden Handels- und Industriemächte auf der Balkanhalbinsel im Mittelalter waren die italienischen Republiken. . . . Aber, obwohl die Märkte des bosnischen und serbischen Binnenlandes in der venezianischen Handelssphäre lagen, traf man im Innern des Landes doch nur wenige eingeborene Venezianer oder überhaupt Italiener an. Den Zwischenhandel zwischen Italien und dem bosnischen und serbischen Reiche vermittelten die Städte an der Ostküste der Adria, vor Allem Ragusa.

„Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel Bosniens und Serbiens waren: Vieh, Käse, getrocknete Fische, Thierfelle, Wolle, Honig, Wachs, allerlei rohe Holzwaaren und unverarbeitete Metalle." (Bezüglich der letzteren sagt Jireček S. 47: „Die vollständige Reinigung — affinatio, affinatura — des Metalls, besonders des Silbers und Kupfers wurde grösstentheils erst in Ragusa oder gar in Venedig durchgeführt. Affinatio des rag. Kupfers in Venedig erwähnt z. B. 1334 Ljubič, Monum. I 435. Die Affinatio von Silber betrieb seit 1430 in Ragusa ein Neapolitaner Menicocius Burellus „per quello prexio, che si lavora a Venezia", wohin man es früher meist zu senden pflegte.") Die wichtigsten Importartikel waren dagegen Salz und Tuch. Die Tücher und die andern Kleiderstoffe kamen aus Venedig, Verona, Mantua, Florenz und aus den Werkstätten von Ragusa selbst; die Geschenke der Ragusaner an die slavischen Herrscher und Edelleute bestanden einem alten Gebrauche gemäss stets aus kostbaren farbigen Stoffen. Goldbrocate, Seide und Sammt fanden bei dem zahlreichen prachtliebenden Adel Bosniens und Serbiens immer einen guten Absatz. Auch fertige Kleider wurden importirt. Die übrigen Einfuhrsartikel waren: Metallwaaren, einerseits Silber und Goldschmuck aller Art, andererseits Waffen, Aexte, Pferderüstungen und allerlei Geräthe und Gefässe, ferner Glaswaaren (Trinkgefässe und Spiegel), Seife, Parfümerien, Gewürze, Südfrüchte und Confecte aller Art, Fische, Oel und endlich Wein. . . . Die Waaren wurden ohne Ausnahme auf Tragthieren transportirt, auf Saumpferden, Maulthieren oder Eseln; nie werden Wägen erwähnt, die ja nach dem frühen Verfall der römischen Strassen und vor der Anlage moderner Chausséen gar nicht fortkommen konnten. Es war aber nicht nur ein Karawanen-, sondern zum guten Theile auch noch ein Tauschhandel, dessen Spuren wir bis zum Ausgang des Mittelalters verfolgen können. In der Stiftungsurkunde des serbischen Klosters Žiča (1222—1228) und in dem Handelsvertrage des bosnischen Bans Stephan mit den Ragusanern (1332) erscheinen Ochsen als Zahlungsmittel, anderweitig sehen wir ein Pferd um 16 Ellen Stoff verkauft oder eine gewisse Arbeit gegen grosse Quantitäten Käse verrichtet!

Nun noch ein Wort über die venezianischen Waffen der „späteren bosnischen Helden". In einem serbischen Volkslied — wir verweisen für unsere deutschen Leser auf die Uebersetzung in Frankl's Gusle S. 39 ff. — treibt ein christlicher Kaufmann auf der Hochebene von Glasinac tausend Ochsen vor sich hin „an's dicke Meer"; er begegnet einem nach schönen Waffen lüsternen Türken und sagt zu ihm:

„Nach Venedig treib' ich meine Ochsen,
Bis die tausend Ochsen ich verhandelt,
Kauf' ich sicher Dir die blanken Waffen,
Lass' vollenden sie in unserm Zara. —"

Das ist sehr interessant. Man wird nicht glauben, dass die Waffen erst in Zara u. zw. von slavischen Künstlern montirt wurden; sondern sie erhielten dort von Leuten, die mit dem Geschmack der hinterländischen Bevölkerung vertraut waren, gewisse eigenthümliche Zuthaten. Auf die Klingen wurden etwa eine slavische Inschrift gesetzt, wie dergleichen noch heute üblich ist, um die Flinten noch ein paar plumpe Goldringe geschmiedet, wodurch der Preis sich wesentlich erhöhte, u. s. w. An der langen „überseeischen" Flinte (ein stehendes Epitheton der Feuerwaffen in südslavischen Volksliedern), welche der erwähnte Kaufmann trägt, sind dreissig goldene Ringe, jeder im Werth von zehn, der letzte aber von dreissig Dukaten; kein Wunder also, dass der Türke für solche Waffen tausend Dukaten zahlen will. Eine gute Flinte heisst im serbischen Heldenlied ohne weitere Bezeichnung blos „Venezianerin" oder „Brescianerin". Wir waren selbst in der Lage, während der Entwaffnung Bosniens im Jahre 1878 zahlreiche Wagenladungen zum Theil uralter Waffen, die sich als Erbstücke durch viele Generationen erhalten haben, zu sehen und ihre „überseeische" Provenienz zweifellos zu constatiren. Es gab freilich noch ein anderes Mittel, als Kauf oder Tausch, um sich in den Besitz dieser vielbegehrten Prunkstücke, sowie anderer fremder Kostbarkeiten zu setzen. Das war der unter dem Namen Handelszoll von den bosnischen Duodezfürsten des Mittelalters und ohne jeden Euphemismus von den „späteren Helden" schwunghaft betriebene Strassenraub an den Handelskarawanen der Seestädte. Auch hiefür bieten die Archive der letzteren und das nationale Volkslied zahlreiche Belege; doch haben schon im Mittelalter nicht nur die erwähnten Herren, sondern auch das gemeine Volk in manchen Gegenden (s. z. B. Jireček S. 25) neben der ortsüblichen Kohlenbrennerei auch jenem einträglicheren Erwerbszweig gehuldigt. Noch im XV. Jahrhundert lebte Starina Novak, welchen Kapper den Vater und das Urbild des bosnischen Haidukenthums nennt. Vierzig Jahre, wenn wir den epischen Liedern glauben dürfen, hielt sich dieser würdige Greis im Romanjagebirg, welches die Strasse von Sarajevo nach Rogatica und weiterhin nach Višegrad und Serbien durchzieht, lauerte auf „des Gestades Kaufherrn" und nahm ihnen ihr Gold und Silber, ihre Zeuge, Stoffe, Sammt und Seide, um sich und seine Gefährten kostbar zu kleiden. In unzähligen Variationen wird die Thätigkeit vieler späten Helden als eine im Grunde ganz ähnliche geschildert.

Der Karawanenhandel vom adriatischen Litorale in's Innere Bosniens und Serbiens hat nach dem Einbruche der Türken nicht ab- sondern eher zugenommen und wurde von den Osmanen durch den Bau von Brücken und Karawanserail's zum Theil grossartig unterstützt, wobei die mit dem osmanischen Reich verbündete Republik Ragusa vielfach kräftige Hilfe leistete. Die mannigfachen historischen Umstände, welche denselben zuerst begünstigten und dann seinen Verfall herbeiführten, gehören

nicht hieher. Die eingebornen Bosnier aber haben an diesem Verkehr sowohl früher als auch später im Grossen und Ganzen nur passiv theilgenommen oder, soweit jenes bedenkliche dritte Mittel zur Erlangung fremder Schätze angewendet wurde, störend in denselben eingegriffen.

Ebenso verhält es sich mit der Hauptquelle des mittelalterlichen Reichthums der bosnischen und serbischen Länder, dem Bergbau. Man höre auch hierüber Jireček's durchwegs urkundliche Nachweisungen. „Die Neubegründung des Bergwesens auf der Balkanhalbinsel" (nach dem kümmerlichen Fortleben römischer Traditionen), gehört erst in's XIII., seine Blüthezeit in's XIV. und in den Anfang des XV. Jahrhunderts. In dieser Periode wurden die serbischen und bosnischen Bergwerke weltbekannt. Von ihrer Ergiebigkeit erzählte man sich Unglaubliches. . . . . Diesen Aufschwung des Bergbaues während des späteren Mittelalters begründete die Berufung deutscher Bergleute, welche übereinstimmend als Sachsen (sl. Sasi) bezeichnet werden und im XIII. Jahrhundert von Ungarn aus in die Balkanländer übersiedelten. Noch heute leben die bergmännischen Ausdrücke orat (Ort) hutman (Hüttenmann) Karan (Karren) u. s. w. in Bosnien fort. (S. Jukić, zemljopis i povjestnica Bosne S. 91). „Neben den Sachsen hatten an dem Betriebe der serbischen und bosnischen Bergwerke den grössten Antheil die Ragusaner, jedoch nicht als Minenarbeiter, sondern als Capitalisten, Goldschmiede und Münzmeister. Daneben erscheinen auch einheimische Grubenbesitzer und Arbeiter. Die sächsischen Bewohner der Bergstädte werden theils mit einem deutschen Ausdruck als purgari (Bürger), theils mit einem italienischen als borghesani bezeichnet. Neben den Sachsen waren in den Bergorten am stärksten vertreten die Ragusaner. . . . . " Ausser den Ragusanern gab es hier auch Cattarenser, Antivarenser, Spalatiner, Traguriner; Curzolaner, Zaratiner und andere Dalmatiner. Die einheimische Bevölkerung bildete nur einen Bruchtheil. Die Bergstädte hatten demnach alle einen ausgesprochen „lateinischen" Charakter; jede auch von den kleinsten hatte eine katholische Kirche mit einem Pfarrer oder Caplan."

„Der ursprüngliche Besitzer der Bergwerke war der Landesherr, welcher seine Rechte an sächsische und ragusanische Unternehmer abtrat. Z. B. Ban Tvrdko von Bosnien überliess die Silberminen von Ostružnica bei Fojnica unter einer gewissen Bedingung dem Sachsen Hans Peter's Sohn. Hans begann den Betrieb 1364 in der Gesellschaft von zwei Ragusanern, später verkaufte er die Hälfte der Gruben seinen Compagnons um 250 Pfd. Silber. Die Minenarbeiter verkauften das gewonnene Erz frei an die Ragusaner. . . . Die sächsischen Colonisten hatten bedeutende Rechte und Privilegien. Ursprünglich durften die Sachsen den Wald roden und Ansiedlungen anlegen wahrscheinlich überall, wo immer Metalle zum Vorschein kamen. Durch das Gesetzbuch den Caren Stephan Dušan (1349) wurde ihnen das weitere Roden der Wälder und die Anlage neuer Colonien untersagt; nur für den Bedarf der Marktplätze (für die Hochöfen) durften sie Holz fällen, soviel als ihnen nothwendig war. Ihre Verhältnisse zu den Ragusanern, zu dem Adel u. s. w. waren seit der Zeit des Königs Stephan Uroš II. Milutin genau geregelt. Ebenso waren die Privilegien der ragusanischen Colonien sehr ausgedehnt." Aus diesen gewiss unbefangenen und quellenmässigen Schilderungen möge man beurtheilen, ob wir der eingebornen Bevölkerung Bosniens während des Mittelalters jenen hohen Culturgrad zuschreiben dürfen, welchen Herr R. für dieselbe in Anspruch nimmt. Wir erkennen vielmehr, dass sie, abgesehen von der Landeshoheit des Fürsten, den fremden Unternehmern und Bergarbeitern gegenüber keine andere Rolle spielte, als die heutige.

Das zeigt auch der rapide Verfall dieses mittelalterlichen Bergbetriebes. Als die Türken gleich nach der Eroberung des Landes ein Ausfuhrverbot für Metalle erliessen, hörte der Bergbau auf, die Beschäftigung freier deutscher und ragusanischer Unternehmer zu sein. Die Fremden zogen aus dem Lande und dabei gerieth endlich die Kunst des Bergbaues selbst durch den Abgang der früheren erfahrenen Arbeiter in Vergessenheit. Die ragusanischen Bergwerksunternehmer zogen sich nach Italien, wo wir z. B. 1373 zwei Ragusaner als königliche Bergmeister in den Silbergruben Calabriens antreffen." (Jireček S. 58.)

Wir kommen nun zu den baulichen Ueberresten. Mittheilungen über Ruinen von Kirchen und Schlössern finden sich in meinen Reiseberichten in grösster Masse. Namentlich an Burgen, verfallenen Felsennestern von geringem Umfang und wenig charakteristischer Bauart ist Bosnien so reich, dass ihm Ami Boué den Namen des pays des vieux châteaux du moyen-âge par excellence beilegen konnte. Da aber Herr R. selbst nur von Glamoč und Jaice spricht, die ich in dem von ihm bekämpften Aufsatz als Beispiele fremder Kunstthätigkeit angeführt, so will ich mich auf diese beiden Punkte beschränken und ihm Rede stehen. In Glamoč sind nur ein paar schön verzierte Architekturfragmente aus weissem Marmor (nicht auf der Burg, sondern im nahen türkischen Schulhause) und ein sehr enges Puteal der Cisterne der Burghofes mit Blätterverzierung erhalten. Hier stand wahrscheinlich nur ein kleines Gebäude im Innern des Burghofes, das nach dem Styl jener Ueberreste sicherlich von italienischer Meisterhand herrührte. Alles übrige Bauwerk der grösstentheils wohlerhaltenen Burg ist roh zusammengefügt, und verschiedene Sculpturen (gekreuzte Pfeile, Kreuz, Halbmond, Kugeln u. dgl.), die ohne Ordnung auf einzelnen Steinblöcken angebracht sind, zeigen die ganze Plumpheit des schlechtesten Grabreliefs. Anders steht die Sache in Jaice. Hier befinden sich Bruchstücke edlerer Kunst in ziemlicher Anzahl; hier hat sich aber auch die Tradition von der Erbauung der Burg durch italienischen Kunstfleiss bestimmt erhalten, und wir sind in der Lage, hiefür einen Zeugen anzuführen, den Herrn R. gewiss nicht verwerfen wird, nämlich seinen berühmten Landsmann Herrn Vjekoslav Klaić. (Bosna I. S. 165: „neki hoče, da je Jaice utemeljio glasoviti naš rodjak Hrvoja Hrvatić herceg spljetski i veliki vojvoda bosanski. On da je dozvao talijanskoga najmara iz napuljske okolice da mu gradi grad na spobodu grada „Castello dell' uovo.") Diese Ueberlieferung soll übrigens als ein argumentum

ad hominem nur für denjenigen Gewicht haben, der angesichts der erhaltenen Ueberreste noch zweifeln kann, wem wir dieselben zu verdanken haben.

Die nationale Cultur Bosniens im Mittelalter erscheint nach unserer Auffassung durchaus nicht so widerspruchsvoll, wie Herr R. meint. Eine gewisse Ansammlung von Reichthum in den Händen des Adels lässt sich trotz allgemeiner Indolenz der Bevölkerung in einem fruchtbaren, sehr ergiebigen Lande unter Zuständen, wie sie im Mittelalter überall herrschten, wohl annehmen. Nicht „massenhaft" übersiedelten die geschickten italienischen Meister in das Land, um dort prachtvolle Kirchen und Paläste zu bauen, sondern sehr vereinzelt kamen sie, und nur wenige Werke verrathen ihre einstige Anwesenheit. Die „prächtigen" Frescomalereien der jüngst entdeckten Kirchenruine von Boljuni in der Herzegovina beweisen gar nichts, so lange sie nicht näher bekannt sind und ihr Ursprung aufgehellt ist. Aber selbst wenn sie wirklich von Werth und, was bei der Nähe Dalmatiens gerade hier nicht wahrscheinlich, irgendwie originell sein sollten, beweist man mit so völlig vereinzelten Funden nichts gegen die erdrückende Masse schlagender Documente, welche uns die alten Grabsteine geliefert haben.

Wir eilen zum Schlusse! Herr R. hegt die bestimmte Erwartung, dass die Werke „unserer Ahnen" den „künftigen unbefangenen Forschern, die auf Grund der enormen Masse von Material, welches nach und nach an das Tageslicht treten wird, urtheilen werden, einen andern Eindruck machen werden" u. s. w. Wir glauben aber nicht, dass man in Bosnien noch enorme Entdeckungen machen wird, und darin liegt unsere Rechtfertigung gegen den Tadel der Voreiligkeit, womit Herr R. unsere Schlüsse bekämpft. Der Rahm, wenn wir uns dieses trivialen Bildes bedienen dürfen, ist jedenfalls abgeschöpft, und die ersten sechs Jahre nach der Occupation des so lange verschlossenen Gebietes sind sicher in dieser Hinsicht fruchtbarer gewesen, als die nächsten Decennien sein werden. Das hat sich in den spärlicheren Mittheilungen, welche die letzten Jahre über bosnische Alterthümer brachten, zu Theile schon gezeigt.

4. Baronesse **Stella Wattmann** übersendet folgenden Bericht über einige

Funde bei Ruda Różaniecka in Galizien.

Unter beiläufig 23° östl. Länge von Greenwich, da, wo die galizische Grenze nach Süden ausgebogen ist, liegt, 7 Meilen von Jaroslau — hart an der russischen Grenze — Ruda Różaniecka, die Besitzung meines Grossvaters, und wurden daselbst im August dieses Jahres auf einer Flugsandstrecke am Rande des Waldes mehrere Funde gemacht.

Hirtenknaben fanden eine Steinaxt und das gab Anstoss zu Nachgrabungen, welche schon in geringer Tiefe 2 vollständig erhaltene Thongefässe an's Tageslicht förderten. Dieselben enthielten etwas dunkle Erde, welche von dem ringsherum befindlichen lichtgelben Flugsande ganz verschieden war; aber leider zerbrachen die Gefässe beim Herausnehmen. Etliche Schritte weiter wurden noch einige Thonscherben und an einer andern Stelle ein ganz schwarz gewordener silberner Ring mit Glasemail gefunden.

Unweit von diesem Flugsandstriche befinden sich grosse Torfwiesen und die Gegend bietet abwechselnd Sand und Sumpf sowie ausgedehnte Kiefernwaldungen dar.

Bisher sind blos diese Kleinigkeiten dort gefunden worden, doch hoffe ich, dass sorgfältige Nachgrabungen nächstes Jahr noch manches Interessante zu Tage bringen werden.

Herr **Szombathy** legt die oberwähnten Fundstücke vor. Das Steinbeil (Fig. 59) erinnert an die nordischen Formen. Es ist aus lichtbraunem Feuerstein

Fig. 59. 1/3 nat. Gr.

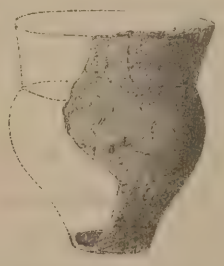


Fig. 60. 1/5 nat. Gr.

angefertigt und nur an der Schneide zugeschliffen. Die zwischen den einzelnen Schlagflächen liegenden Kanten sind durch den Gebrauch stark abgerundet und an mehreren Stellen ist die derart abgenutzte Oberfläche mit einer dünnen, sinterähnlichen Kruste überzogen.

Die Topfscherben sind von zweierlei Art. Aus den von der ersten Fundstelle herrührenden Scherben liess sich noch ein halbes Gefäss (Fig. 60) zusammenstellen. Dasselbe ist aus grobem Thon mit freier Hand geformt und schwach gebrannt, hellbraun. Es hatte einen schmalen Boden von etwa 65 mm Durchm., einen wenig gewölbten Bauch und weiten, cylindrischen Hals. Der

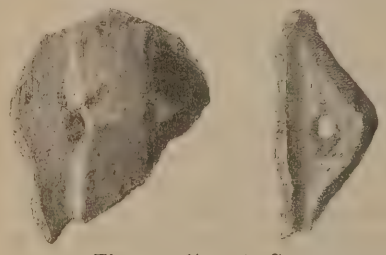


Fig. 61. 1/4 nat. Gr.

obere Rand, von welchem keine unbeschädigte Stelle erhalten ist, war wahrscheinlich nicht umgebogen. Die Höhe beträgt beiläufig 175 mm. Ferner fanden sich 10—12 mm dicke Scherben eines ähnlichen aber sehr grossen Gefässes, mit geradem verdickten Rand, welcher von oben her durch radiale, 6—8 mm von einander entfernte Furchen und aussen durch 12—14 mm breite Fingernageleindrücke gekerbt ist. Ein Bruchstück mit eigenthümlich geformtem, 35 mm breitem, in Form eines stumpfen Dreieckes vorstehendem Henkel (Fig. 61) scheint seiner ganzen Beschaffenheit nach zu demselben Gefässe zu gehören. Von dieser Fundstelle liegt noch

das 60 mm lange, 31—41 mm dicke Fragment eines grossen Thonringes (Feuer- oder Herd-Ringes) aus sehr grobem Material vor.

Die Topfscherben der zweiten Fundstelle rühren von grösseren, bauchigen, auf der Drehscheibe gefertigten Gefässen mit umgelegtem Rande her. Sie sind 6—8 mm dick, gut gebrannt, grau. Der Thon war reich mit Quarzsand gemengt, daher auch die Oberfläche (trotz einer Glättung im feuchten Zustande) körnig und rauh ist.

Wir haben es also hier mit zweierlei, der Zeit nach weit auseinanderliegenden Funden zu thun. Jene der ersten Fundstelle deuten auf einen Wohnplatz der neolithischen Periode hin, jene der zweiten Fundstelle gehören dem Burgwalltypus an und stammen wahrscheinlich aus urslavischer Zeit, vielleicht aus der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. Beide Funde sind wohl derart, dass eine energische Fortsetzung der Nachgrabungen weitere Resultate verspricht und wir wünschen den Bemühungen der Baronesse Wattmann die besten Erfolge.

5. Fürst **Ernst zu Windischgrätz** legt ein

Eisenschwert von St. Michael in Krain

vor, welches in der Hälfte zusammengebogen und noch ganz in Leichenbrand und Kohle gehüllt ist.

St. Michael liegt in der Nähe von Adelsberg und es finden sich dort Brandgräber, in welchen Bronzen und Eisenwaffen gefunden werden, welche von den St. Margarethener, Watscher und Hallstätter Funden ganz verschieden sind. Das Schwert ist oben 46 mm breit, und verschmälert sich nach abwärts, so dass es knapp über der Spitze noch 25 mm breit ist. Zur Befestigung des Griffes dient eine 120 mm lange, in der Mitte 14 mm breite Angel. Das ganze Schwert ist 82 cm lang.

Besonders berüchsichtigungswerth ist es, dass dieses Schwert so vollkommen zusammengebogen ist und es ist für mich wahrscheinlich, dass es zum Zwecke des Zusammenbiegens vorher glühend gemacht wurde. Die Verschiedenheit der Funde von St. Michael und von Watsch deutet darauf hin, dass diese beiden Gräberstätten von verschiedenen Völkerschaften benützt wurden, so wie die verschiedene Bestattungsart (Skelet- und Brandgräber) in Watsch selbst auch auf zwei verschiedene Nationen hinweist. Ich bin geneigt, das Grabfeld von St. Michael dem illyrischen Volksstamme der Japygen oder Japoden zuzuschreiben, denn von Strabo wissen wir, dass die Japoden von Süden her bis Nauportus (dem jetzigen Oberlaibach) wohnten, während weiterhin nach Norden (Watsch und Hallstatt) die Taurisker wohnten.

Herr **Szombathy** bemerkt, dass dieses Schwert mit seiner breiten, flachen Klinge, der dornförmigen Griffangel und der steil zulaufenden Spitze den Typus der La tène-Schwerter repräsentirt, von welchen bisher in den Ostalpen nur vereinzelte Stücke gefunden wurden, wie z. B. ein La tène-Schwert von Hallstatt mit der bekannten von Baron Sacken [1]) publicirten verzierten Scheide und eine Klinge von St. Margarethen (Krain) in der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Ein grösserer, zusammenhängender La tène-Fund ist aus den Ostalpen noch nicht bekannt geworden und wenn unter den von Sr. Durchlaucht bis jetzt gesammelten Funden von St. Michael sich noch eine grössere Anzahl von La tène-Stücken vorfinden sollten, wie dies nach den Bemerkungen Sr. Durchlaucht sehr möglich ist, so wäre nicht nur die baldigste und sorgfältigste Aufdeckung der noch übrigen Theile des Gräberfeldes, sondern auch eine genaue Revision der bis jetzt aufgegrabenen Stellen geboten, um vollkommene Sicherheit in die Kenntniss dieser Grabstätte zu bringen.

Das Zusammenbiegen des Schwertes mag auch ohne Erhitzung geschehen sein, da wir ja wissen, dass diese Waffen aus einer sehr weichen Eisensorte geschmiedet waren. Es hatte gewiss nur den Zweck, das Hineinlegen der Waffen in die Urnen zu ermöglichen. Man findet solche Schwerter und grössere Dolchmesser theils ein- oder zweimal zusammengeknickt, theils zusammengerollt.

6. Herr Prof. Dr. **J. N. Woldřich** hält einen Vortrag:

Ueber den Lagerplatz des diluvialen Mammuthfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren,

dessen im Museum zu Olmütz befindliche Fundobjecte er kürzlich besichtigte. Zunächst gab der Vortragende einen Ueberblick über die bisherigen Funde aus der Zeit des diluvialen Menschen in Oesterreich, wobei derselbe bemerkte, dass in dem Berichte über den wichtigen Fund in der Gudenushöhle im Kremsthale faunistische Versehen enthalten sind, indem da von einer »postdiluvialen Renthierzeit« die Rede sei. Seiner Ansicht nach weist das veröffentlichte Verzeichniss der Thierreste dieser Höhle auf eine jüngere diluviale Mischfauna (Weide- und Waldfauna) hin und die Stein- und Knochenartefacten dürften der diluvialen Waldzeit angehören und jünger sein als jene von Zuzlawitz im Böhmerwalde und von Předmost in Mähren. Hierauf wendete sich der Vortragende zur Besprechung des jüngst bekannt gewordenen, durch Kohlen- und Aschenreste mitten im Löss gekennzeichneten Lagerplatzes am rechten Ufer der Bečva bei Prerau.

Nach dem Berichte Dr. H. Wankel's [1]) wurde dieser äusserst wichtige Fundplatz von Wankel im Jahre 1880 als solcher constatirt, nachdem bereits eine grosse Menge von Mammuthknochen behufs Düngung weggeführt wurde. Mittlerweile hat auch Herr Prof. K. J. Maška in Neutitschein an der Stelle gegraben und eine bedeutende Ausbeute gemacht, worüber derselbe einen kurzen Bericht veröffentlichte [2]). Die letzten Ausgrabungen Wankel's ergaben ein massenhaftes Materiale an Mammuthknochen und Zähnen, an denen noch die Asche und Kohlenstückchen hafteten; meist

[1]) Dr. E. Freiherr von Sacken, Ueber einige neue Funde im Grabfelde bei Hallstatt. Mitth. d. k. k. Central-Comm. Wien, 1875.

[1]) První stopy lidské na Moravě (die ersten Spuren der Menschen in Mähren) Časopis muzejn. spol. olomuckého. Bd. I. Nr. 3 u. 4 Olmütz 1884.

[2]) Neue Lössfunde bei Předmost in Mähren. Corrspb. d. Deutsch. Ges. f. Anthrop. etc. Jahrg. XV. Nr. 5 München 1884.

lagen die gleichen Knochen mehrerer Individuen in Gruppen beisammen, ausserdem waren auch zahlreiche Knochen anderer Thiere vertreten; ferner kamen vor sehr zahlreiche zugeschlagene Feuersteine, Messer, Beile, Aexte und Pfeile aus Feuerstein und Hornstein; einzelne steckten noch in den Knochen. Von Knochenartefacten sind viele Werkzeuge aus zugeschlagenen Knochen zu nennen, so eine Beinaxt, pfeil- und dolchförmige Stücke, wie sie auch in Zuzlawitz vorkamen, eine schön mit Feuerstein bearbeitete Ahle aus Elfenbein, eine mit eingeritzten Strichen verzierte Handhabe zu einer Feuersteinspitze aus Renthiergeweih und ein prachtvolles aus dem Stosszahne des Mammuths verfertigtes, gewichtartiges Artefact mit schön durchbohrtem hervorstehenden Oehr. Auch ein menschlicher Unterkiefer normaler Form kam hier zum Vorschein. Die Fauna deutet auf die diluviale Weidefauna hin und ist jedenfalls postglacialen Alters, da der Löss eine bereits erwiesen postglaciale Bildung ist; dieselbe mahnt vielfach an die Fauna der mittleren Schichten der nicht weit entfernten Höhlen von Stramberg.

Herr Graf **Gundaker Wurmbrand** weist auf die grosse Häufigkeit der bis jetzt bereits bekannt gewordenen Fundstätten von Resten des diluvialen Menschen hin. Ferner bemerkt er, dass an manchen der von Herrn Professor Woldřich vorgelegten Knochen die blau markirten und für recente Verletzungen erklärten Stellen zum grossen Theile alte Schlagspuren, die roth markirten und zum Theil für Schlagspuren erklärten Stellen hingegen Nagespuren sind.

Herr Professor **Woldřich** bemerkt hiezu, dass nach seinen Erfahrungen an Tausenden solcher diluvialen Knochen der diluviale Mensch für derartige Schlagmarken mit glatten Flächen, wie die vorliegenden, keine entsprechenden Werkzeuge besessen habe, und dass er nun die roth markirten Stellen auch für wahrscheinliche Nagespuren halte.

7. Herr **Szombathy** legt dreizehn

Schädel aus Peru und Ecuador

vor, welche der bekannte Südamerika-Reisende, Herr Karl Wiener in Paris, dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum in einer grösseren Collection altperuanischer Funde zum Geschenke gemacht hat. Diese Schädel sind als eine werthvolle Bereicherung unserer Suite altperuanischer Schädel zu betrachten, da sie dieselbe nach mehreren Richtungen hin ergänzen. Zunächst finden sich neben den 6 Stück erwachsenen deformirten Schädeln 3 von Kindern, welche für Detailuntersuchungen über die Wachsthumsverhältnisse deformirter Schädel von grossem Belange sind. Ausserdem enthält aber die Sendung 4 nicht deformirte Schädel, einen kindlichen und drei erwachsene, welche aus einerlei Funden herrühren sollen und in Bezug auf ihren Erhaltungszustand den deformirten ganz ähnlich sind. Die beiden gut erhaltenen erwachsenen Schädel sind im Gegensatze zu den sehr kurzen deformirten Schädeln mesocephal oder subdolichocephal, eine Differenz, welche mit Bezugnahme auf die Wirkungen der Deformation nicht auffallen wird. Betrachtet man aber das Gesichtsskelet der vorgelegten Schädel, so fällt eine grosse Aehnlichkeit auf, welche sich durch die Beobachtung des physiognomischen Ausdruckes und der Formendetails besser als durch Maasszahlen erkennen lässt, obwohl auch letztere dieselbe genügend zum Ausdruck bringen, wie die unten angeführten Gesichtsmaasse von vier Schädeln zeigen[1]).

Die Indices bewegen sich nahe um die Mittelwerthe herum, nur sind diejenigen von Nr. F. 66 diesseits der Grenze (chamaeprosop, platyrrhin und leptostaphylin), während die der übrigen jenseits derselben (leptoprosop, leptorrhin und mesostaphylin) liegen[2]). Alle vier Schädel sind hypsiconch. Es liegt somit der Gedanke ziemlich nahe, dass diese sämmtlichen Schädel, sowohl die deformirten als die nicht deformirten, von einer Race herstammen, was hauptsächlich für das Studium der

[1]) Gesichtsmaasse von vier Calvarien von Quelap und Ancon:

Nr.	Fundort	G.-H.	G.-B.	J.	N.-H.	N.-B.	O.-B.	O.-H	Gaumen-B.	Gaumen-L.	Obergesichts-Index (V)	Obergesichts-Index (K)	Nasen-Index	Orbital-Index	Gaumen-Index	Anmerkung
F. 67	St. Thomas bei Quelap	68	104	138	46	25	41	36	40	51	65·4	46·5	54·3	87·8	78·4	nicht deformirt L.-B. = 76·2
F. 66	Quelap	71	102	137	?50	21	41	35	40	48	69·6	51·8	42·0	85·4	83·3	nicht deformirt L.-B. = 75·4
F. 63	Quelap	67	102	132	52	24	40	36	41	48	65·7	50·8	46·1	90·0	85·4	deformirt L.-B. = 88·7
F. 61	Ancon	70	97	132	55	24	37	36	38	46	72·2	53·0	43·6	97·3	82·6	deformirt, Os Incae L.-B. = 89·0.

[2]) Bezüglich des Gesichtsindex möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass ich den Virchow'schen Gesichts- und Obergesichts-Index für wichtiger halte, als den Kollmann'schen, weil er sich auf das am sichersten und in fast allen Fällen zu gewinnende Maass der Oberkieferbreite bezieht. Leider sind aber in der „Frankfurter Verständigung" für die Virchow'schen Indices dieselben Zahlen zur Trennung der schmalen und breiten Gesichter angegeben, als für die Kollmann'schen (90·0 und 50·0), was ganz unrichtig ist und das Virchow'sche Maass vorderhand fast unbrauchbar macht. Für letzteres muss die Abgrenzung der Gesichts-Indices in der Nähe von 117, und der Obergesichts-Indices in der Nähe von 65 liegen. Es ist sehr zu wünschen, dass diese ohnehin in Aussicht gestellte Richtigstellung der Abgrenzung recht bald von maassgebender Seite aus erfolgen möge.

Deformirungen, aber nicht für dieses allein interessant wäre. In nähere Details einzugehen, entspricht nicht meinem Zwecke. Derselbe besteht nur darin, unsere Craniologen, von welchen sich ja einige speciell mit Deformationen und mit Schädelwachsthum befasst haben, auf das Material aufmerksam zu machen.

8. Herr **Szombathy** zeigt einen ungewöhnlich grossen

Bronze-Flachkelt aus Oberitalien,

welchen das k. k. naturhistorische Hofmuseum jüngst durch einen Händler erworben hat (Fig. 62).

Er stammt angeblich aus der Lombardei und hat im Allgemeinen das bekannte Aussehen der Flachkelte, unterscheidet sich aber von jenen, welche ich z. B. von Unterthemenau [1]) in Mähren und Saletz [2]) am Oberrhein jüngst vorgelegt habe, durch die Form des hinteren Endes, welches abgerundet und in der Mitte mit einem tiefen Ausschnitt versehen ist. Er ist 208 mm lang, an der Schneide 63 mm breit und verschmälert sich nach aufwärts ziemlich gleichmäsig, so dass er am oberen Ende eine Breite von 32 mm hat. Die Dicke der Lamelle beträgt 10 mm. Die Rand-Leisten, welche fast bis zur Schneide reichen, sind im Mitteltheil 3 mm hoch, so dass der Rand 16—17 mm breit ist.

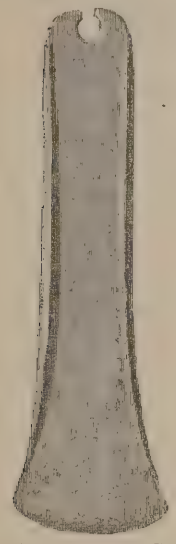


Fig. 62. 1/3 n. Gr.

Flachkelte von dieser Form haben schon Pigorini und Strobel vor 20 Jahren aus den Terramaren der Emilia publicirt [3]). Die a. a. O. abgebildeten 2 Kelte zeigen, dass die Ausnehmung am hinteren Ende genetisch nicht als eine Durchlöcherung zu betrachten ist, sondern durch das »Zusammenstauen« der hinteren Enden der Schaft- oder Rand-Leisten zu Stande gekommen ist.

Wegen ihrer Häufigkeit und ihrer constanten Gestalt ist diese Form für die Bronzezeit Italiens typisch.

[1]) Monatsversamml. 16. Jänner 1883. Mitth. B. XIII, p. 77.
[2]) Monatsversamml. 11. März 1884. Mitth. Bd. XIV. p. [57].
[3]) Pfahlbauten, fünfter Bericht von Dr. Ferdinand Keller. Mitth. d. Antiquar. Ges. in Zürich, B. XIV, Heft 6, 1863. — 1. Die Terramara-Lager der Emilia. 1. Ber. von L. Pigorini und P. Strobel. Taf. III. Fig. 14 und 15.

Virchow [1]) sagt von ihr, sie »kann als Repräsentant des specifischen Typus der altitalischen Kelte gelten, charakterisirt durch jenen sonderbaren Ausschnitt am hinteren Ende, der sich bei unseren Kelten beinahe gar nicht vorfindet. Gelegentlich trifft man diese Form in Süddeutschland; sie kann meiner Meinung nach als bestimmtes Indicium südlichen Imports angesehen werden. In Italien ist sie so verbreitet, dass jede Sammlung Haufen davon besitzt. Damit beginnt die Uebergangsperiode, in welcher die scheinbar autochthonen Völker Italiens durch den Einfluss neuer Einwanderer, insbesondere der Etrusker anfangen, vollkommenere Formen zu entwickeln«.

Dieser letztere Satz bezieht sich auf die von Virchow in dem citirten Vortrage dargelegte Entwicklung des Flachkelts aus dem einfachen Meissel und seine Weiterentwicklung. Um aber hier ein Missverständniss zu vermeiden, erlaube ich mir daran zu erinnern, dass diese Flachmeissel der eigentlichen Bronzeperiode angehören, welche nach der Meinung der massgebenden italienischen Palethnologen lange vor die Einwanderung der Etrusker in Italien — die erst nach der Einführung des Eisengebrauches stattgehabt haben dürfte — fällt. Ich habe auch bei Gelegenheit der Vorlage der Flachkelte von Unterthemenau erwähnt, dass unsere zahlreichen Funde der Hallstätter Periode, welche bekanntlich der Zeit und grossentheils auch der Art nach den protoetruskischen und etruskischen Funden Italiens gleichzustellen sind, keine bronzenen Flachkelte aufweisen und dass die Ostalpen überhaupt eine Lücke in der geographischen Verbreitung dieser Flachkelte zu bilden scheinen. Ich habe damals zu erwähnen versäumt, dass dieser Mangel möglicherweise nur mit der grossen Seltenheit eigentlicher Bronzezeit-Funde in den Ostalpen zusammenhängt. Hierüber wird uns ja vielleicht die Zukunft belehren. Für jetzt müssen wir — um irrthümlichen Vorstellungen bezüglich des von Virchow in Anspruch genommenen »südlichen Imports« dieser Flachkelte vorzubeugen — festhalten, dass diese Bronzewaffen einer viel älteren Culturepoche als der Hallstätter (protoetruskischen) Periode angehören und dass also der so viel citirte »etruskische« Handel mit der Annahme des südlichen Importes dieser Flachkelte nichts gemein haben kann.

[1]) Virchow, die prähistorischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien. Verhandl. der Berliner Anthrop. Gesellsch. 15. März 1884, p. 216.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00626 1081